



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

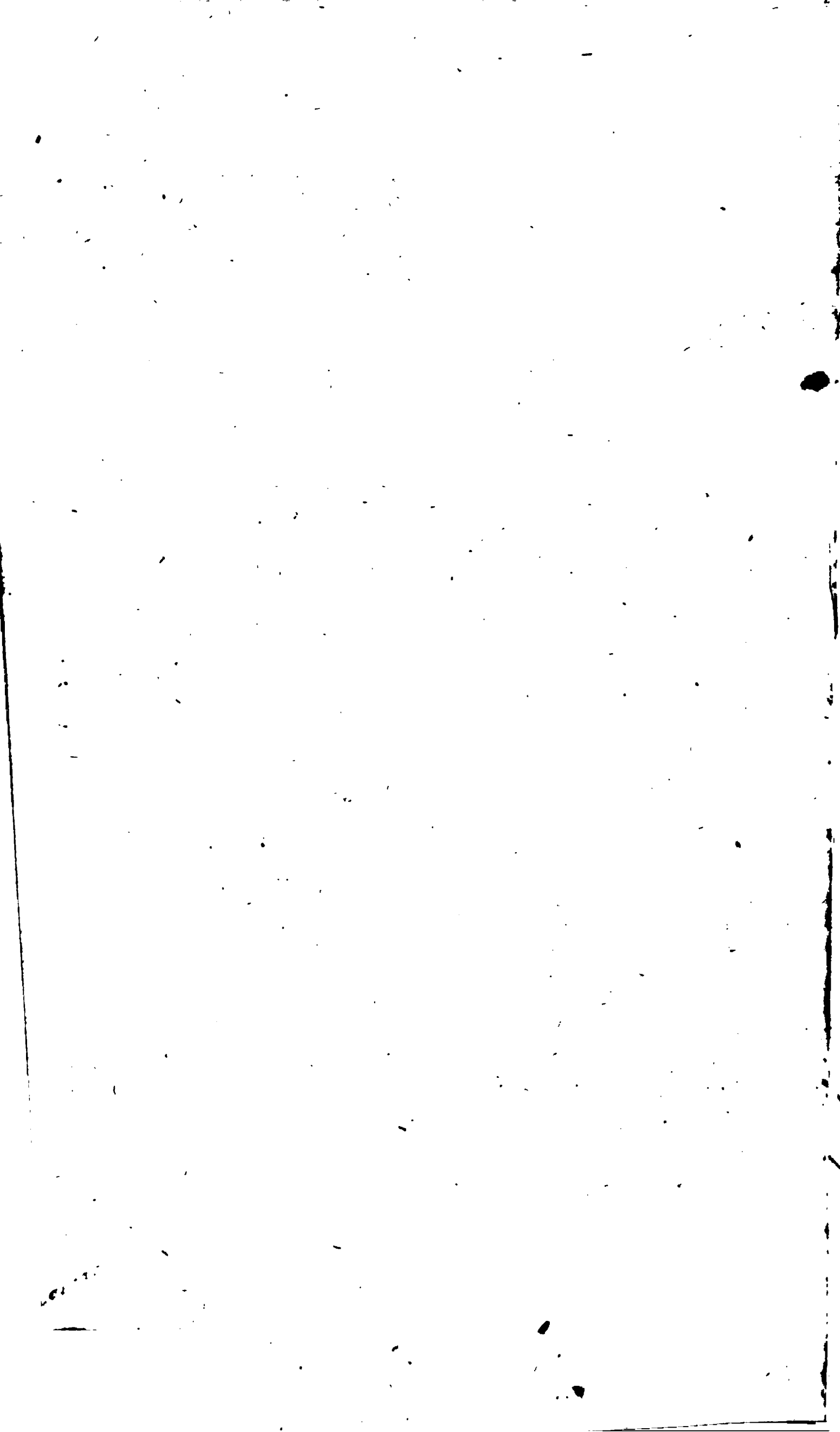
- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

~~Handwritten scribble~~

AE
27
C77
1816



Conversations-Lexicon

oder

encyclopädisches Handwörterbuch

241/2.

für

gebildete Stände.

Vierter Band.

G bis Hysterie.

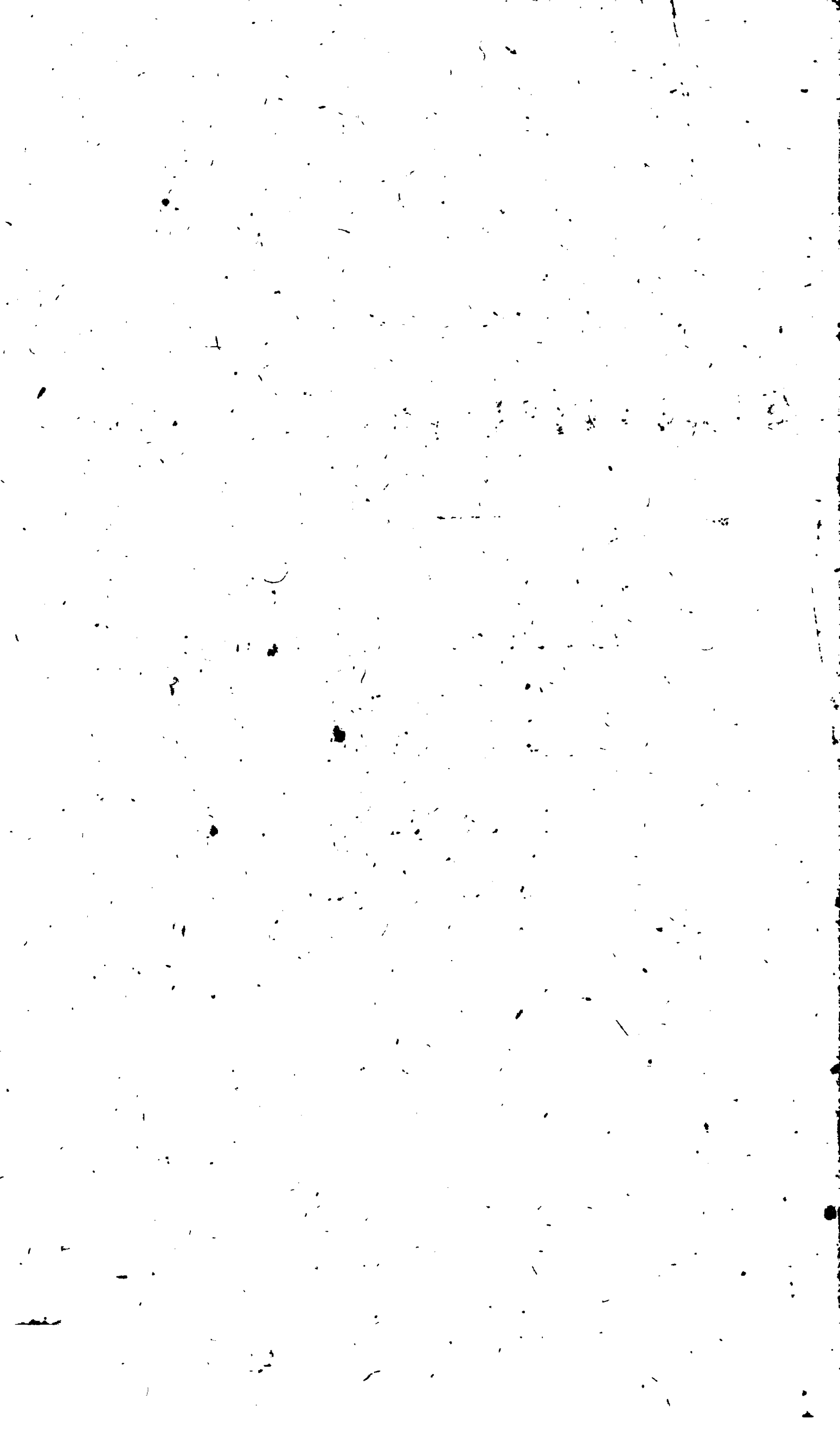
Louis Rieger

Neue vollständigte Auflage.

Mit Königl. Würtembergischer allergnädigster Genehmigung.

Stuttgart,
bei N. F. Neclot.

1817.



Conversations-Lexicon.

Vierter Theil.

3 bis Hysterie.

An das Publikum.

In Folge freundschaftlicher Uebereinkunft zwischen dem ersten Unternehmer dieses Conversations-Lexikons, Herrn F. A. Brockhaus in Altenburg und dem Unterzeichneten, wird der Druck gegenwärtiger Ausgabe von nun an unter Zustimmung des erstern fortgesetzt und beendigt.

Stuttgart den 1. Febr. 1817.

A. J. Macklot.

G, auf französischen Münzen bezeichnet die Münzstätte Poitiers, auf den preussischen Münzen Stettin.

G. Mit diesem Buchstaben bezeichnet man in dem modernen Tonssystem die fünfte diatonische Klangstufe. Von diesem Tone hat der G Schlüssel seinen Namen, wodurch die Linie des Liniensystems bestimmt wird, auf welcher man das angestrichene g vorstellt. ad.

Gäa, die Erde als kosmologische Gottheit der Alten. Nach dem Chaos, sagt Hesiod,

Ward die gebreitete Erd', ein dahervor Sitz der gesammten Ewigen, welche bewohnen die Höhen des beschneiten Olympos.

Was aus ihr, nach ihr und auf ihr sich bildete, ward von ihr erzeugt. Ohne befruchtende Liebe gebär sie den sternlichten Himmel (Uranos), die hohen Gebirge und den Pontos (das Meer); Uranos erzeugte mit ihr den Okeanos, Aeos, Kreios, Japetos, Hyperion, Theia, Rheia, Mnemosyne, Themis, Phöbe, Lethos, Kronos, (s. Titanen) die Kyklopen und Hekatoncheiren. Da Uranos jedes dieser Kinder gleich nach der Geburt einkerkerte, sann Gäa auf Rache, erfand die bemantene Hippe, und beredete die Söhne, damit den Vater zu entmannen. Kronos verübte die That. Gäa empfing die der Wunde entfließenden Blutstropfen und gebär, dadurch befruchtet, die Erinyen, Giganten und melischen Nymphen. Mit ihrem Sohn Pontos zeugte sie nachher Nerens, Chaumas, Phorkys, Keto und Eurypia. Unzufrieden auch mit Kronos verhiess sie ihrer Tochter Rheia, den neugebornen Zeus aufzuziehn, und trug ihn nach Kreta. Als er erwachsen war, half sie ihm auf den Thron, indem sie ihm rieth, die eingekerkerten Hekatoncheiren (Centimanen) und Kyklopen zu befreien.

Gabalis (Graf v.). Unter dem Titel Comte de Gabalis, ou Entretien sur les sciences secrètes erschien in dem letzten Viertel des 17ten Jahrhunderts ein Roman, dessen Verfasser der Abbe de Villars war, ein Zweig der adlichen Familie v. Montfaucon in Languedoc und Verwandter des berühmten Archäologen Montfaucon. Er wurde 1640 geboren, und 1675, im 60 Jahr seines Lebens von einem seiner Verwandten auf dem Wege von Paris nach Lyon durch einen Pistolenschuß getödtet. Bei allen Anlagen der Natur und allen Ansprüchen des Talents gelang es ihm doch nicht, als Geistlicher sein Glück zu machen, und daran hatte eben jener Roman die Schuld. Villars hatte die Cabala lächerlich gemacht; die Freunde derselben beschuldigten ihn, heilige Wahrheiten angegriffen zu haben, und so wurde ihm die Kanzel verboten. Dem Roman liegt der Chiave del Gabinetto von Borty zum Grunde. Die Fabel desselben ist ganz einfach. Ein berühmter Adept, der Graf v. Gabalis, meint in dem Verfasser natürliche Fähigkeiten für die Geheimnisse der Cabala gefunden zu haben, und entwickelt ihm daher diese erhabne geheime Wissenschaft in 5 Unterhaltungen. Wahrscheinlich würden auch diese längst vergessen, oder doch nur denen bekannt seyn, welche sich mit der Geschichte der mystischen Philosophie der Cabbalisten, Gnostiker und Neuplatoniker, jenem Zusammenfluß orientalischer Poesie, griechischer Philosophie und christlicher Religion beschäftigen, wenn nicht neuere Dichter die hier vorgetragene Dämonenlehre so zweckmäßig für ihre Fiktionen gefunden hätten, daß sie derselben poetische Beglaubigung

durch eingeführten Gebrauch gaben. „Dieser unermessliche Raum zwischen der Erde und den Himmeln, sagt der Graf, hat viel edlere Bewohner als Vögel und Insekten; dieses so weit ausgedehnte Meer noch ganz andere Gäste als Walfische und Seehunde; die Tiefe der Erde ist nicht allein für die Maulwürfe da, und das Element des Feuers, weit edler als die drei andern, ist nicht gemacht um unnütz und leer zu bleiben.“ Man erwartet nach diesem Eingang, daß der Graf die Elemente mit Geistern bevölkern werde, und findet sich nicht getäuscht, denn es wird das System von 4 Elementargeistern vorgetragen, welche sind die Sylphen, Luftgeister, die Nymphen, Wassergeister, die Snymen, Erdgeister, und die Salamander, Feuergeister. Die nähere Charakteristik jeder Classe behalten wir eignen Artikeln vor. Wie willkommen ein solches System der Geisterlehre den Dichtern seyn mußte, die durch die christliche Religion eine sehr wirksame Maschinerie verloren, und in den Feen und Zauberern noch keinen hinlänglichen Ersatz gefunden hatten, mag man aus dem Ausruf des begeisterten Grafen selbst ermessen. „Du lernst jetzt, ruft er aus, die ganze Natur Dir unterthänig machen; Gott allein wird Dein Herr, die Weisen werden Dir nur gleich seyn. Wesen vom höchsten Verstand wird es Ruhm seyn, Deinem Verlangen zu gehorchen; die Dämonen werden es nicht wagen, mit Dir an Einem Orte zu seyn, bei Deiner Stimme werden sie zurück in den Abgrund schauern, und alle unsichtbaren Bewohner der 4 Elemente sich glücklich preisen, die Diener Deines Vergnügens zu seyn. Ich preise Dich, o großer Gott, daß Du den Menschen mit so viel Ruhm gekrönt, und zum unumschränkten Monarchen aller Werke Deiner Hand gemacht hast!“ Es versteht sich, daß dies nur unter Bedingungen möglich ist, aber eben dieser Umstand gibt dem Dichter wieder größeren Spielraum, so wie von der andern Seite die Vermischung dieser Geisterlehre mit den Feen und Zauberern ihr einen Reiz mehr gab. Wie viel aber die romantische Poesie dadurch gewonnen habe, bedarf nicht erst eines Beweises. dd.

Gabriel (Held Gottes), nach der Jüdischen Mythologie einer der 7 Erzengel, der dem Propheten Daniel seine Vision auslegte und in der Novelle vom Tobias vorkommt. Nach der christlichen Mythologie verkündigt er dem Zacharias die Geburt des Johannes und der Maria die Geburt des Heilands. Der Talmud und die Rabiner bestimmen seine Function genauer. Er ist nach den Rabbinen der Todesengel für die Israeliten, und alle Israelitischen Seelen werden von den Unterseeleneinnehmern (dies sind Engel, welche blos zum Abholen einer bestimmten Seele geschaffen worden und nach deren Ablieferung von der Welt vergehen) an ihn abgeliefert. Nach dem Talmud ist Gabriel ein Fürst des Feuers und über den Donner und das Reifen der Früchte gesetzt. Er brennte auf Jehovas Geheiß den Tempel mit an, ehe Nebucadnezars Krieger ihn anzündeten und der Tempel stimmte über sich selbst ein Klaglied an. Einst wird er Jagd auf den Fisch Leviathan machen und ihn mit Gottes Hilfe überwältigen. Nach der Mahomedanischen Mythologie ist er einer der 4 von Gott besonders begnadigten Engel, mit Aufzeichnung der göttlichen Rathschlüsse beschäftigt, und Engel der Offenbarung, als welcher er dem Mahomed den ganzen Koran eingab. Einst verzuchte er den Mahomed in den Aether und führte ihn so schnell durch alle sieben Himmel, daß der Prophet den bei der Hinfahrt umgestoßenen Nachttopf bei der Wiederkehr noch vom völligen Umsturz abhalten konnte. A.

Gabrieli (Catharina), eine der berühmtesten Sängersöhnen des achtzehnten Jahrhunderts, geboren zu Rom 1730, war eine Schülerin des großen Porpora. Im Jahr 1745 sang sie auf dem Theater von Lucca und war der Gegenstand allgemeiner Bewunderung. Kaiser Franz I. berief sie in der Folge nach Wien. Der Unterricht, den sie von Metastasio empfing, vollendete ihre Bildung für die Action und das Recitativ, und die Opern dieses Dichters gewannen durch sie mehr als durch irgend einen andern Virtuosen. Das große Vermögen, welches sie bei ihrer Ankunft auf Sicilien 1765 besaß, bezeugt die Gunst, deren sie in Wien genossen. Ihr Talent war mit vielem Eigensinn gemischt. Man erzählt unter andern folgende Anekdote. Der Vicekönig von Sicilien hatte die Künstlerin nebst dem vornehmsten Adel von Palermo einst zur Tafel eingeladen. Als sie sich zur festgesetzten Stunde nicht einfand, schickte er zu ihr, um ihr anzuzeigen, daß die Gesellschaft sie erwarte. Man fand sie lesend im Bette. Sie ließ sich mit gänzlicher Vergessenheit der Einladung entschuldigen. Der Vicekönig war geneigt, ihr diese Unhöflichkeit zu verzeihen, aber als die Gesellschaft sich in die Oper begab, spielte sie ihre Rolle mit äußerster Nachlässigkeit und sang alle ihre Arien sotto voce. Darüber entrüstet, bedrohte sie der Vicekönig mit einer Strafe. Aber sie wurde nur noch hartmüthiger und erklärte, daß man sie durch Zwang wohl zum Schreien, nicht aber zum Singen nöthigen könne. Der Vicekönig schickte sie ins Gefängniß, wo sie zwölf Tage blieb. Während dieser Zeit gab sie köstliche Gastmähler, bezahlte die Schulden aller armen Gefangenen, und theilte mit leidig beträchtliche Summen Geldes aus. Man war gezwungen nachzugeben, und sie wurde mitten unter dem Süjauchzen der Armen wieder in Freiheit gesetzt. Sie hat sich nie entschließen können nach England zu gehn. „Auf dem Londoner Theater, sagte sie, würde ich nicht Herrin meines Willens seyn; wenn ich mir in den Kopf setzte nicht zu singen, würde das Volk mich beleidigen, und vielleicht gar mißhandeln; ich will lieber hier in gutem Wohlseyn schlafen, wäre es auch im Gefängniß.“ Im Jahr 1765 berief die Kaiserin Catharina sie nach Petersburg und engagierte sie auf zwei Monate. Als von ihrer Gage die Rede war, forderte sie fünftausend Ducaten. „Fünftausend Ducaten! antwortete die Kaiserin, so viel erhält keiner meiner Feldmarschälle.“ So dürfen, antwortete die Sängerin, Eure Majestät ja nur einen ihrer Feldmarschälle singen lassen.“ Die Kaiserin zahlte die verlangte Summe. Gegen das Jahr 1780 begab sie sich nach Mailand, wo sie ihr Neusterkes that, um Marchesi zu übertreffen und durchfallen zu lassen. Die Sänger überhaupt scheuten sich mit ihr zu spielen. Pacchierotti hielt sich für verloren, als er das erste Mal mit ihr auf der Bühne erschien. Sie sang eine ihrer Stimme durchaus angemessene Bravourarie, und entwickelte dabei ihr ganzes Talent in solchem Umfang, daß der arme Pacchierotti mit lauten Seufzern hinter die Coulissen floh, und nur mit Mühe bewogen werden konnte, wieder aufzutreten. Er spielte die Rolle des Liebhabers und sang mit so tiefem Ausdruck eine zärtliche Arie, die er an die Gabrieli richtete, daß sie sowohl als die Zuhörer davon innig bewegt wurden. Am vollkommensten hat diese Sängerin unstreitig die siegende Gewalt ihrer Stimme zu Lucca im Jahr 1745 entwickelt, als Guadagni ihr Held auf dem Theater und im Concert war.

M.

Gaeta, eine in den Kriegsgeschichten auch unserer Tage berühmt gewordene Neapolitanische Festung, welche 25 Stunden von Rom und

15 von Neapel entfernt auf einer schroffen Landzunge liegt, und nach Virgil (Aen. 7, 1.) ihren Namen von Cajeta, des Aeneas Amme, hat. Noch vor Rom wurde sie gegründet, hatte nach dem Untergange des Römischen Reichs eine Zeitlang eine republikanische Verfassung, und wurde darauf von Herzogen regiert, die den Papst als Lehnsherrn anerkannten. Sie ist eine der stärksten Festungen Europa's, wozu ihre isolirte Lage, welche nur von der Seite der schmalen Landzunge den Angriff erlaubt, viel beiträgt. Ihre Umgebungen sind höchst reizend, und die vielen zierlichen Landhäuser der Vorstadt — schon die Römer hatten deren an dieser fruchtbaren Küste eine große Menge — machen das Ganze äußerst romantisch. Gaeta ist schon im Mittelalter und namentlich im Jahr 1435 von König Alphons von Aragonien belagert worden; aber auch in der neuern Zeit hat es in einem Jahrhundert drei denkwürdige Belagerungen, durch welche es jedesmal erobert worden, erfahren. Die erste 1702 von den Oestreichern, die es nach drei Monaten unter General Daun mit Sturm nahmen; die zweite 1734 von dem vereinigten Waffn Frankreichs, Spaniens und Sardinien's, die vom Anfang Aprils bis zum 6. August zubrachten, bis sich die Besatzung auf ehrenvolle Bedingungen ergab. Seitdem noch mehr befestigt, wurde es zuletzt im Jahr 1806 von den Franzosen belagert. Bei den schnellen Fortschritten der Französischen Heere in Neapel im Februar jenes Jahres wurde ihnen unter mehreren Festungen auch Gaeta von der Neapolitanischen Regierung zugesichert, aber der Commandant derselben, der heldenmüthige Prinz Ludwig von Hessen-Philippsthal, verweigerte die Uebergabe und nöthigte durch seine tapfere Gegenwehr den Feind zu einer förmlichen Belagerung. Mit unerschütterlichem Muth hielt er sich bis zum Juli, und nur eine fast tödtliche Verwundung durch eine Bombe, die ihn nöthigte, sich nach Sicilien überschiffen zu lassen, konnte es endlich dahin bringen, daß die Festung am 18. Juli capitulirte. Am 8. August 1815 übergab der Marechal de Camp Beganl die Festung Gaeta an die Truppen des Königs Ferdinand v. Sicilien, nachdem er sie lange für den König Joachim vertheidigt hatte.

Gährung nennen wir die von selbst erfolgende Mischungsveränderung, welcher alle organischen Körper, bei welchen die Lebensverrichtungen aufgehört haben, unterworfen sind. Es sind zur Gährung drei Bedingungen nothwendig: ein gewisser Grad der Wärme, ein bestimmtes Maß von Feuchtigkeit, und der freie Zutritt der atmosphärischen Luft. Die Körper verändern durch die Gährung ihre ganze Natur und Beschaffenheit und gehen in andere Substanzen über, welche nach dem Grade und der Dauer der Gährung verschieden sind. Man unterscheidet nämlich drei Grade oder Arten der Gährung: die Weingährung, die saure Gährung und die faule Gährung, welche letztere auch Fäulniß heißt. Wenn schleimichte Flüssigkeiten aus dem Pflanzenreiche, zu deren Bestandtheilen auch der Zuckerstoff gehört, z. B. der Most von Weintrauben und andern Beeren, desgleichen Obstsaften u. s. w. einer Temperatur von ungefähr 70 Gr. Fahrenheit ausgefetzt werden; so nimmt man bald eine Veränderung der Mischung ihrer Bestandtheile wahr. Der Most leidet eine innere Bewegung, wird trübe, in einen größern Umfang ausgedehnt, brauset und entwickelt ein kohlenfaures Gas, welches durch Verbindung eines Theils des Sauerstoffs mit einem Theile Kohlenstoff entsteht und die Ursache des Brausens ist. Auf der Oberfläche der Flüssigkeit sondert sich eine schleimartige Materie ab, welche man Gäß oder Gäßt nennt. Im Forts

gange der Gährung bleibt ein anderer Theil des Sauerstoffs mit dem Wasserstoffe und einem Theile des Kohlenstoffs verbunden und dies gibt ein Alkohol (möglichst gereinigten Weingeist). Das Alkohol und das kohlensäure Gas sind also die Producte des ersten Grades der Gährung, der Weingährung. Die Flüssigkeit, die vorher Most hieß und Zuckerstoff enthielt, hat nun keinen Zucker mehr, weil sich dieser in seine Bestandtheile, Wasserstoff und Kohlenstoff, aufgelöst hat, welche beide ganz andere Verbindungen eingegangen sind. Der durch diesen ersten Grad der Gährung entstandene Wein verändert aber sein Mischungsverhältnis auf neue, sobald Wärme und Luft fortdauernd auf ihn wirken. Es erfolgt der zweite Grad der Gährung, die saure Gährung, wodurch der Wein in Essig verwandelt wird. Während der sauren Gährung verbindet sich der Sauerstoff der atmosphärischen Luft mit dem Weine, wodurch der Essig entsteht. Die Bestandtheile desselben sind der aus der Luft eingesogene Sauerstoff, der in Verbindung getreten ist mit dem Wasser, und Kohlenstoffe. Man bemerkt bei dem Uebergange des Weins in Essig auch sichtbare Veränderungen. Die Flüssigkeit trübt sich, es setzt sich eine fadenähnliche Materie auf der Oberfläche an und zugleich sondert sich eine fadenartige Masse ab. Der geistige Geruch und Geschmack, so wie die herausschende Kraft, welche beim Weine vom Alkohol herrührten, sind nicht mehr vorhanden; das Alkohol ist zersetzt und die Flüssigkeit schmeckt nun sauer. Um indeß den Wein in Gährung zu bringen, ist erforderlich, daß er noch nicht ganz von seinen schleimigen Bestandtheilen befreit, der freien Luft und einer Wärme von 75 bis 85 Grad Fahrenheit ausgesetzt sey. Die dritte Art der Gährung, die Fäulniß, erfolgt, wenn man den Essig ferner der Luft und Wärme aussetzt. Es geht dabei der Wasserstoff in Gasgestalt, und der Sauerstoff in Verbindung mit dem Kohlenstoffe und Wasserstoffe, als kohlensaures Gas fort. Der Geruch ist nunmehr fade, edelhaft und fauligt; der Geschmack nicht mehr sauer, sondern faul. Die faule Gährung bietet nach Beschaffenheit der Umstände sehr verschiedene Phänomene dar. Ihr sind alle Körper der beiden organischen Naturreiche unterworfen. Doch ist wohl zu merken, daß keineswegs alle Körper nach und nach die Weingährung, die Essiggährung und die Fäulniß in einer nothwendigen Stufenfolge durchlaufen. Thierische Körper gehen ohne diese unmittelbar in Fäulniß über, weil sie keinen Zuckerstoff enthalten. Andere Substanzen gerathen in die Essiggährung und aus dieser in Fäulniß, ohne daß die Weingährung vorausgegangen. Fourcroy nimmt noch eine Zucker- und eine Leiggährung an, und begreift unter der ersten die Bildung des Zuckerstoffs in verschiedenen Pflanzkörpern, besonders in Früchten, die grün abgenommen, nachher erst reifen und zuckersüß werden, unter der letzten aber die Gährung des Mehlteiges, die nach ihm der Anfang einer von selbst erfolgenden Zersetzung ist, die mit Fäulniß endigen würde, wenn man sie nicht durch das Backen verhinderte. Die Gährung ist überhaupt als diejenige Operation der Natur zu betrachten, durch welche sie die organischen Körper wieder in ihre Grundbestandtheile auflöst, um diese alsdann wieder zur Bildung neuer organischer Wesen anwenden zu können.

Gailarde oder **Ital. Gagliarda**, ein veralteter italienischer Tanz von fröhlichem Charakter und lebhafter Bewegung, dessen Melodie im 3/4 Takt gesetzt ist. Man nannte ihn auch *Romanesca*, weil er ursprünglich aus Rom stammen sollte.

Galaktit, **Milchstein**, ein grauer Stein von schönem Ansehen, der gepulvert einen Milchsaft gibt.

Galathea; eine Tochter des Nereus und der Doris. Der Cyclope Polyphem verfolgte die reizende Nymphe mit seiner Liebe, ohne für seine Senfter und Wehklagen mehr als Spott zu gewinnen. Glücklicher war der schöne Schäfer Acis in Sicilien, welcher sich ihrer Gegenliebe bis in den Tod erfreute, den er für sie litt. Denn als sie einst von Polyphem in zärtlicher Umarmung überrascht wurden, schleuderte derselbe in eifersüchtiger Wuth ein Felsstück auf beide, welches den Acis zerschmetterte, während Galatea ins Meer flüchtete. In einen Bach verwandelt, eilte nun Acis dem sichern Aufenthalt seiner Geliebten zu, wo sie fortan ungestört ihrer Liebe pflegen konnten.

M.

Galba, der Nachfolger des Nero in der Kaiserwürde, stammte aus dem alten und berühmten Sulpicischen Geschlechte und wurde am 25. Dec. 750 (nach Erbauung Roms) geboren. Man ließ ihn vor dem geistlichen Alter zu Staatsämtern gelangen. Nach der Prätur ward er Statthalter von Aquitanien und ein Jahr darauf Consul. Caligula ernannte ihn zum Feldherrn in Deutschland an des Getulicus Statt. In diesem Posten erwarb er sich nicht nur durch die schnelle Zurücktreibung der Deutschen, die in Gallien eingefallen waren, sondern auch durch die Herstellung der alten Kriegszucht bei der Armee großen Ruhm und die Hochachtung des Kaisers. Nach dessen Tode ließ er seine Völker dem Claudius schwören, der ihn dafür in die Zahl seiner vertrautesten Freunde aufnahm, und ihn als Proconsul nach Africa schickte, wo Unruhen ausgebrochen waren. Galba führte in zwei Jahren die Ordnung zurück, empfing nach seiner Rückkehr die Triumphsinsignien und wurde unter die Priester des August aufgenommen. Seitdem lebte er bis in die Mitte der tyrannischen Regierung des Nero in stiller Eingezogenheit, um keinen Verdacht zu erregen. Aber Nero ernannte ihn aus eigener Bewegung zum Statthalter von Hispania Tarraconensis, ward jedoch bald so gegen ihn erbittert, daß er Befehl gab, ihn heimlich hinzurichten. Ehe noch der Befehl vollzogen werden konnte, empörte sich Galba, fand aber größere Schwierigkeiten als er erwartet hatte, und fing schon an sein Unternehmen zu bereuen, als auf einmal die Nachricht von Nero's Tode kam, und daß er selbst von den Prätorianischen Kohorten in Rom zum Kaiser sey ausgerufen worden. Bald erschienen Gesandte vom Senat, ihm seine Erhebung bekannt zu machen. Er begab sich nach Rom, und ließ verschiedene Aufwührer mit Strenge hinhängen. Hiedurch aber, so wie durch die Rücksicht gegen seine Freunde, die er unumschränkt walten ließ, und durch übertriebenen Geiz erregte er bald allgemeine Unzufriedenheit. Kaum hatte er sein zweites Consulat angetreten, als sich die Legionen in Oberdeutschland gegen ihn empörten. Dies bewog ihn, sich unter dem Namen eines adoptirten Sohnes einen Mitregenten zu wählen. Statt des Otho, den die Soldaten liebten, ernannte er dazu den Niso Licinianus, der wegen seiner strengen Tugend verhaßt war. Otho, durch diese Zurücksetzung beleidigt, faßte den Entschluß, sich der Herrschaft mit Gewalt zu bemächtigen. Die prätorianischen Cohorten erklärten sich zuerst für ihn, und Galba, umsonst bemüht, die Ordnung wieder herzustellen, wurde, als er sich geharnischt nach dem Prætorium tragen ließ, überfallen und niedergebauen. Er war 72 Jahr alt und hatte nur wenige Monate regiert. Unstreitig würde er ein vortrefflicher Fürst gewesen seyn, wenn er bessere Rathgeber gehabt oder wenigstens den bösen nicht so viel Gewalt über sich verstattet hätte.

M.

Galeere, eine Art langer, schmaler Schiffe mit niedrigem Bord, auf welchen man sowohl Segel als Ruder gebraucht. Die gewöhnliche

Länge ist 22 Klaftern. Nebst zwei Kanonen von mittelmäßiger Größe und zwei kleinern führt sie auf dem Vordertheil noch ein ziemlich großes Stück, welches Corriero, Coursier, heißt, und eine 24pfündige Kugel schießt. Auf jeder Seite sind 25 bis 30 Ruderbänke, und an jeder Ruderbank fünf bis sechs Ruderknechte. Außer dem mittelländischen Meere, wo die Galeeren am meisten gebraucht werden, haben Frankreich dergleichen auch auf dem Ocean und Rußland und Schweden auf der Ostsee. Die Türken und Barbaren gebrauchen zur Arbeit auf den Galeeren, welche besonders im Rudern besteht, hauptsächlich Christensklaven; in den Europäischen Staaten hingegen müssen eigens dazu verurtheilte Verbrecher diese schwere Arbeit verrichten.

Galen, berühmter unter dem Namen der Kelten oder Celten, waren ein in der alten Welt weitverbreitetes Volk von ungewisser Abkunft. Ihren Namen leitet man ab von Wallen, wie Wallia, Wandalen, Wallonen, wegen der alten Wanderungen derselben in Asien und Italien. (Liv. I, 33. 38, 16. Flor. 2, 11.) Gallien ward ihnen eigen, und von da aus drangen Schwärme von ihnen nach Britannien und den dazu gehörigen Inseln. Die alten Kaledonier, Picten und Skoten sind mit ihnen einerlei Stammes, und die Provinz Wales zeugt noch mit dem Namen dafür. Außerdem war Oberitalien, der untere Theil von Deutschland längs der Donau bis nach Pannonien und Syriken, so wie Helvezien, mit Kolonien von ihnen besetzt. Zu der Zeit, wo die Geschichte zuerst ausführlicher von ihnen spricht, erscheinen sie schon nicht ganz ohne Kultur. Wir finden bei ihnen die merkwürdige Druiden-Religion, Gesänge der Barden, und eine Art Staats- und Kriegs-Einrichtung, die zuletzt den Römern unterlag, weil die Uneinigkeit ihrer Fürsten sie selbst ins Verderben stürzte. Dofters waren sie der Römer fürchtbarste Feinde; ein Zug von ihnen drang bis Griechenland, Thrazien, Kleinasien vor, und wurde unter dem Namen der **Galater** (Paus. Att. 3.) mehr als einmal fürchtbar. — In Frankreich dürfte indeß von den alten Galen wenig mehr übrig seyn. Früher auf der einen Seite von den Belgen und Rymren, auf der andern von den Römern verdrängt, wurden am Ende teutonische Nationen ihre Ueberwinder, so daß Galen und gallsche Sprache nur noch an den äußersten Enden ihrer Besitzthümer, in Irland, den Hedriden und dem schottischen Hochland gefunden wurden. (S. übrigens **Gallier**). ad.

Galen (Christoph Bernhard von), Bischof von Münster, war einer der berühmtesten Kirchenprälaten des siebzehnten Jahrhunderts, wenn auch nicht eben durch Thaten, die eines Bischofs würdig sind, doch durch solche, die einem Fürsten in der Geschichte einen großen Namen verschaffen. Er war aus einem alten Geschlechte Westphalens, trug anfangs die Waffen, legte sie aber, ohne seine Nelgung dafür aufzugeben, nieder, um ein Canonicat von Münster anzutreten. Zum Bischof dieser Stadt erwählt, die sich seiner Autorität widersetzte, belagerte und eroberte er sie im J. 1661, und ließ eine Citadelle erbauen. Im Jahr 1664 wurde er zu einem der Directoren der Reichsarmee gegen die Türken in Ungarn ernannt, fand aber nicht Gelegenheit, seinen Muth zu beweisen, da gleich nach seiner Ankunft der Friede geschlossen wurde. Im folgenden Jahre legte er den Harnisch für England gegen die Holländer an und trug mehrere Vortheile über sie davon. Der Friede wurde 1666 auf Ludwig XIV. Vermittlung geschlossen, aber 1672 brach der Krieg um eine Herrschaft, welche Holland ihm vorenthielt, von neuem aus. Im Bunde mit Frankreich trieb er den vereinigten Staaten mehrere Städte und feste Plätze.

Nachdem ihn der Kaiser genöthigt hatte, Frieden zu schließen, verband er sich mit Dänemark gegen Schweden, und machte neue Eroberungen. Im Jahr 1674 verband er sich mit Spanien und lieferte den Holländern, einem alten Feinde, Truppen. Er war ein Mann von seltenem Unternehmungsgeliste, einer der größten Generale seiner Zeit, und würde, wenn er so viel Macht als Muth besessen hätte, ein zweiter Alexander geworden seyn. Er starb den 19. Sept. 1678 in seinem 74sten Jahre.

Galenus (Claudius), ein berühmter Griechischer Arzt, wurde im J. Chr. 113 zu Pergamus in Kleinasien geboren. Sein Vater, Nikomachos, ein geschickter Baumeister und Mathematiker, ließ ihm eine sorgfältige Erziehung geben, und widmete ihn, durch einen Traum dazu bewogen, der Arzneikunst. Nachdem Galenus den Unterricht mehrerer berühmten Aerzte genossen, unternahm er seine gelehrten Reisen, besuchte Epcfen, Valästina und Alexandria, welches auch damals noch der Mittelpunct der gelehrten Welt war. Er befeßigte sich besonders der Anatomie, und lehrte, 24 Jahre alt, in sein Vaterland Pergamus zurück, wo er eine öffentliche Anstellung erhielt. Ein Aufruhr aber bewog ihn in seinem 32sten Jahre nach Rom zu gehen, wo er durch glückliche Kuren, besonders durch seine große Geschicklichkeit in der Prognostik großen Ruhm gewann, und den Neid der andern Aerzte in solchem Grade auf sich zog, daß er seine öffentlichen anatomischen Vorlesungen, ihrer unablässigen Anfeindungen wegen, aufgeben, und endlich sogar nach Griechenland gehen mußte, gerade als in Rom eine ansteckende Krankheit ausgebrochen war. Er durchreiste wieder verschiedene Länder, um merkwürdige Naturprodukte und Arzneimittel an Ort und Stelle zu untersuchen, und wurde nach einem Jahre von den Kaisern Mark Aurel und Lucius Verus nach Aquileja berufen. Hier bereitete er nach seiner Ankunft den Theriak. Weil aber die Pest in der Nähe war, ging er wieder nach Rom, um dem jungen Commodus als Leibarzt zu dienen. Wann er endlich in seine Heimath zurückgekehrt sey, ist wie sein Sterbejahr ungewiß; er lebte noch unter Septimus Severus, und Suldas scheint mit Recht sein Alter auf siebenzig Jahre anzugeben. Galen hat als Arzt und Philosoph große Verdienste, besonders dadurch, daß er die empirische Pathologie mehr aufklärte und zu einer richtigern Theorie der Empfindungen und der animalischen Verrichtungen des Körpers den Grund legte. Mit Recht kann man ihn den Urheber der Arzneiwissenschaft nennen, denn er brachte sie zuerst in ein zusammenhängendes System. Seine vielen Schriften zeugen von einer sehr gründlichen, durchdachten, nicht bloß historischen, Kenntniß der ältern Griechischen philosophischen Systeme, und verbreiteten sich über alle Theile der Medicin. So zahlreich sie auch sind, so besitzen wir doch nur einen Theil derselben, denn viele verbrannten, als sein Haus in Rom von den Flammen verzehrt wurde. Nach Fabricius haben wir noch von Galen 82 echte Schriften, 18, welche verdächtig, und 44, welche offenbar unterschoben sind; ferner noch Fragmente aus 19 verloren gegangenen und Commentare über 18 Schriften des Hippocrates. Außerdem sind noch viele bis jetzt ungedruckt gebliebene vorhanden. Von seinen verloren gegangenen Schriften werden in Fabricius Bibliothek 50 medicinische und 118 meist philosophische angeführt.

Galeote oder **Galiote**, eine Art kleiner Galeeren, die zum geschwinden Lauf geschikt sind und auf der Seite 16 bis 20 Ruderbänke haben, deren jede nur mit Einem Ruderknechte versehen ist. Die Ruderknechte sind zugleich Soldaten, welche die Musfete führen. Eine **Bombardiergaliote** ist ein plattes Schiff von starkem Holze und ohne Ver-

der. Man bedient sich derselben die Mörser darauf zu führen, welche man auf ein falsches Verdeck unten in den Raum setzt. Der Erfinder dieser Fabrijenge war Bernard Renaud, ein Franzose, und der erste Versuch damit wurde im Jahr 1681 vor Algier gemacht.

Galiant (Fernando), als Staatsmann, origineller Denker, geistreicher Schriftsteller und witziger Gesellschafter gleich ausgezeichnet, war der Sohn eines königl. Neapolit. Auditeurs. Sein Oheim, Edelstein Gallani, Erzbischof von Tarent und Großcaplan des Königs, ließ ihn sehr jung nach Neapel kommen, damit er hier die ersten Elemente der Grammatik lernen sollte, und vertraute ihn, als er im J. 1740 nach Rom gehen mußte, den Edelsteinern zu Neapel, welche ihn in der Mathematik und Philosophie unterrichteten. Als aber der Erzbischof zurückgekehrt war, nahm er ihn wieder zu sich, um ihn die Rechte studiren zu lassen, und der junge Galiant wurde bald mit der großen Anzahl Gelehrter bekannt und vertraut, deren Besuche sein Oheim als Oberaufseher der Studien täglich empfing. In einem Alter von zwanzig Jahren las er in einer academischen Gesellschaft eine Abhandlung über den Zustand des Geldes zur Zeit des Trojanischen Krieges. Der Beifall, den dieser von dem gelehrten Mazzochi gebilligte Versuch erhielt, feuerte ihn an, diesen Gegenstand weitläuftiger in einem großen Werke über das Geld abzuhandeln, welches er, ohne sich zu nennen, in dem folgenden Jahre herausgab. Er hatte das Vergnügen, seine Grundsätze von der Regierung angenommen zu sehen. Um diese Zeit widmete er sich dem geistlichen Stande, und ging, wohl ausgestattet mit Pfränden, nach Rom, wo er vom Papst Lambertini freundlich aufgenommen wurde. Er besuchte Padua, Turin und die übrigen Hauptstädte Italiens, und trat allenthalben mit den ausgezeichnetesten Gelehrten in Verbindung. In der Folge erwarb er sich einen Namen in Staatsangelegenheiten. In der Eigenschaft eines Gesandtschaftssecretärs ward er nach Paris zu dem Grafen Catillana, damaligem Neapolitanischen Gesandten daselbst, geschickt, und verwaltete die Geschäfte allein, als bald darauf der Gesandte einen sechsmonatlichen Urlaub erhielt, um Spanien zu bereisen. Im J. 1765 hatte er mit vorgängiger Erlaubniß Paris verlassen, und wollte eben dahin zurückkehren, als ihm sein Hof eine wichtige Sendung übertrug, durch welche er Mitglied des Commerzcollegiums ward. Er zog jedoch die Stelle eines Legationssecretärs für einige Zeit vor. Von Paris ging er nach England, und in der Folge nach Holland, die so verschiedenen Constitutionen beider Länder zu studiren. Im J. 1769 kehrte er nach Neapel zurück, um seinen Platz im Commerzcollegium einzunehmen, unterbrach aber nicht seinen Briefwechsel mit Diderot, d'Allembert, Voltaire, Batteur, Arnauld, Barthelemy und andern Gelehrten, deren Briefe an ihn neun Bände ausmachen. Mit seinen seltenen Einsichten diente er dem Staate in den wichtigsten Angelegenheiten bis an seinen Tod d. 30. Oct. 1787, während er immer in mehreren Fächern der Wissenschaften fortarbeitete. Die ungemelne Schnellkraft seines Geistes machte ihm leicht, was andern schwer fällt. Vieles, was er nie studirt hatte, ergründete er so schnell, daß er vortreflich darüber sprechen und schreiben konnte, schrieb aber am liebsten über neue, wenig bearbeitete Gegenstände, und solche, die den Nutzen und Ruhm seines Vaterlandes zum Zwecke hatten. In einem Brief vom 13. Dec. 1770 an Frau von Epinay sagt er über sich und seine Schriften folgendes: „Wenn bei dieser Gelegenheit ein Zeitungsschreiber über mein literarisches Leben etwas sagen will, so wisse er, daß ich 1728 den 2. Dec. (zu Chieti in Neapel) geboren

bin, daß ich 1748 durch eine poetische Pläsanterie und eine Leichenrede auf unsern ehemaligen Henkersknecht Dominico Jannacone, ruhmwürdigen Andenkens bekannt wurde, daß ich 1749 mein Buch über das Geld und 1754 meine Gespräche über das Getreide herausgegeben, im J. 1755 aber meine Dissertation über die Naturgeschichte des Vesuv geschrieben habe. Sie ist nebst einer Sammlung Vesuvischer Steine dem Papst Benedict XIV. überschickt und nie gedruckt worden. Ferner sollen Sie wissen, daß ich im J. 1756 zum Mitglied der Academie von Herculanium ernannt wurde, und daß ich viel an dem ersten Bande der Kupfer gearbeitet habe; daß ich sogar eine große Abhandlung über die Malerei der Alten geschrieben, daß ich im J. 1758 die Leichenrede auf Papst Benedict XIV. (welche mir von meinen Werken am besten gefällt) herausgegeben habe; daß ich in der Folge Politiker geworden, und in Frankreich nur Kinder und Bücher gemacht habe, welche das Tageslicht nicht gesehen. Sie kennen meinen Horaz, und das Publikum kennt meine Gespräche über das Getreide“ u. s. w. Die Schreibart dieser Gespräche bewunderte selbst Voltaire. Die Anzahl der ungedruckten Werke Galiani's ist sehr groß, und es befinden sich darunter sehr bedeutende, deren Bekanntmachung von seinem Erben, Namens Azzarotti, zu wünschen ist. M.

Galiläa hieß zu den Zeiten Jesu die nördlichste Provinz von Palästina, welche gegen Morgen von dem Flusse Jordan, gegen Mittag von Samaria, gegen Abend von dem mittelländischen Meere und Phönicien, und gegen Mitternacht von Syrien und dem Gebirge Libanon begränzt, und meist von armen, ungebildeten Fischern bewohnt war. Als die Wiege des Christenthums hat dies kleine Land allgemeines Interesse. Ueberall trifft man darin auf Stätten, die durch merkwürdige Auftritte aus dem Leben des größten und reinsten aller Menschen geweiht sind. Hier lag Nazareth, in dem Jesus aufwuchs, hier floß der Jordan, an dessen Ufern er sein Lehramt begann und seine Jünger sammelte; Cana, wo er sein erstes Wunder verrichtete, Capernaum, am See Tiberias, das ihn oft in seinen Mauern sah, Nain, wo er den Jüngling vom Tode erweckte, waren Galiläische Städte; hier lag der Hügel, auf dem er seine Bergpredigt hielt (jetzt der Berg Christi genannt), hier der Berg Tabor, wo ihn die Jünger in seiner Verklärung sahen. Galiläa war der Schauplatz der meisten Thaten und Wunder Jesu. Die Bewohner dieses Landes wurden wegen ihrer geringen Bildung und einfachen Sitte von den Judäern verachtet und daher auch die Christen anfangs, weil ihre Religion vorzüglich in Galiläa entstanden war, spottweise Galiläer genannt. Jetzt schmachtet Galiläa mit den übrigen Provinzen Palästinas als ein Theil der Statthalterschaft Damask in Syrien oder Soristan unter dem Drucke der Türkischen Oberherrschaft, Beduinen und Räuberhorden schwärmen in seinen verödeten Thälern umher, und nur jene heiligen Dörfer werden noch von wenigen, hart bedrängten Christen bewacht. E.

Galilei (Galileo). Dieser um die Naturlehre durch die wichtigsten Entdeckungen und Andeutungen unsterblich verdiente Mann wurde den 15. Febr. 1564 zu Pisa geboren. Sein Vater Vincenzo Galilei, ein Florentinischer Edelmann, widmete ihn den Studien, sobald er die Fähigkeiten des Knaben bemerkte, und ließ ihn in den alten Sprachen, im Zeichnen und in der Musik unterrichten, neben welchen Beschäftigungen er schon früh eine lebhaftere Neigung zu mechanischen Arbeiten zeigte. Im J. 1581 besuchte Galilei die Universität Pisa, um die Arzneiwissenschaft und die aristotelische Philosophie zu hören. Letztere durch den

Wust der Scholastik entsetzt, erregte schon damals in ihm den Widerwillen, der ihn später zu ihrem erklärtesten Widersacher machte. Früh entwickelte er jenen seltenen Beobachtungsg Geist, der ihn auszeichnete; er war kaum neunzehn Jahre alt, als ihn die Schwingungen einer im Dom zu Pisa vom Gewölbe herabhängenden Lampe auf die Gesetze des Pendels leiteten, die er zuerst bestimmte, und zur Abmessung der Zeit benutzte, wiewohl die Idee von Anbringung des Pendels von ihm nur unvollkommen gefaßt, und erst später von seinem Sohn Vincenzo und besonders von Huygens vervollkommenet wurde, welchen letztern man als den wahren Erfinder der Pendeluhren anzusehen hat. Hierauf studirte er unter dem geschickten Ostilio Ricci die Mathematik, erschöpfte bald den Euclides und Archimedes, und wurde durch letztern im J. 1586 auf die Erfindung der hydrostatischen Wage geführt. Mathematik und Naturwissenschaft beschäftigten ihn ausschließlich, und schon 1589 wurde er Prof. der Mathematik zu Pisa. Unablässig war er bemüht, die Rechte der Natur gegen eine verkehrte Philosophie geltend zu machen, wofür er jetzt als Vater der neuen Physik gepriesen wird, damals aber die härtesten Verfolgungen erdulden mußte. Vor vielen Zuschauern zeigte er durch Versuche, die er auf dem Thurme der Domkirche anstellte, daß das Gewicht auf die Geschwindigkeit fallender Körper keinen Einfluß habe. Dadurch reizte er seine aristotelisch gesinnten Freunde gegen sich dergestalt an, daß er sein Lehramt nach zwei Jahren niederlegen mußte. Er begab sich zu Filippo Salviati, wo ihn Francesco Sagredo, ein würdiger Venezianer, kennen lernte, auf dessen Empfehlung ihn der Senat von Venedig 1592 als Lehrer der Mathem. nach Padua berief. Hier las er mit außerordentlichem Beifall; aus den entferntesten Gegenden Europa's strömten ihm Zuhörer herbei, unter welchen sich auch der große Gustav Adolph befand. Er hielt seine Vorträge in Italiänischer Sprache, und erwarb sich das Verdienst um sie, zuerst für die Philosophie, sie gebildet zu haben. Im J. 1597 erfand er den Proportionalcirkel, dessen Gebrauch er neun Jahre nachher in einer eignen Schrift erläuterte. Wichtiger sind die mathematischen Wahrheiten, die er seit dem Jahr 1602 entdeckte, z. B. daß die Räume, durch welche sich ein fallender Körper in gleichen Zeittheilen bewegt, nach den ungeraden Zahlen wachsen. Ob ihm die Erfindung des Thermometers gehöre, ist schwer zu bestimmen; vielleicht hat er dasselbe nur zweckmäßiger eingerichtet. Auch über den Magneten machte er interessante Beobachtungen. Wichtiger aber war die Erfindung des Fernrohrs und Mikroskops (vergl. Fernrohr). Das Telescop, das in Holland nicht bloß unvollkommen, sondern auch unfruchtbar blieb, wandte Galilei gen Himmel, und machte damit in kurzer Zeit eine Reihe der wichtigsten Entdeckungen. Er fand, daß der Mond, wie die Erde, eine unebene Fläche habe, und lehrte die Höhen seiner Berge aus ihrem Schatten messen. Das Heer der Fixsterne sah er gränzenlos vermehrt; bloß im Sternbilde des Orion zählte er über 500 neue Sterne und 36 im Siebengestirn, wo das bloße Auge nur sechs oder sieben unterscheidet. Den neblichten Fleck, welcher die Krippe heißt, löste er in seine einzelnen Sterne auf, und ahnete, daß sich die ganze Milchstraße mit stärkeren Fernröhren eben so werde auflösen lassen. Am merkwürdigsten war die Entdeckung der Jupiterstrabanten, die er am 7. Januar 1610 zuerst beobachtete. Auch das Daseyn des Saturnringes bemerkte er, ohne jedoch von der Gestalt desselben eine richtige Vorstellung zu fassen. Die Sonnenflecken sah er etwas später, hielt sie sogleich ganz richtig für etwas Atmosphärisches, und schloß aus ihrer gemeinschaftlichen Fortru

dung von Osten gegen Westen auf eine Rotationszeit des Sonnenkreises und auf die Neigung seiner Axe gegen die Ebene der Erdbahn. Doch hat Johann Fabricius, der dem Galilei die letztere Entdeckung streitig macht, allerdings den Ruhm, sie zuerst durch den Druck bekannt gemacht zu haben. Galilei's Name war unterdessen so berühmt geworden, daß ihn der Großherzog Cosmo II. in der Mitte des Jahres 1610 als großherzoglichen Mathematiker und Philosophen und ersten Lehrer der Mathematik zu Pisa (wo er jedoch zu wohnen nicht verpflichtet war) mit einem ansehnlichen Gehalt zu sich berief. Er hielt sich theils zu Florenz, theils auf dem Lustschlosse alle selve seines Freundes Galvani auf. Hier verschaffte er im Jahre 1610 durch die Entdeckung der abwechselnden Lichtgestalten der Venus und des Mars, dem Copernicanischen System den vollständigsten Sieg, da durch dieselbe die Bewegung dieser Planeten um die Sonne und ihre Erleuchtung durch dieselbe außer Zweifel gesetzt wurde. Bald darauf richtete er seine Aufmerksamkeit auf das Schwimmen und Untersinken der festen Körper im Wasser, und schrieb darüber ein wichtiges Werk, in welchem er, so wie in allen seinen übrigen Schriften, den Samen vieler neuen Lehren austreute, die zum Theil erst später zur Reife gediehen sind. Während er sich so bemühte, ungeachtet des Widerstreits der Aristoteliker, die Gränzen der Naturlehre zu erweitern, zog sich ein Ungewitter über ihn zusammen, dem er zwar für dieß Mal entging, das aber später desto furchtbarer über ihn losbrach. Galilei hatte sich in seinem Werke über die Sonnenflecken für die Copernicanische Weltordnung erklärt, und wurde deshalb von seinen Feinden, die das Ansehn der Bibel dadurch für gefährdet ansah, verletzert. Die Mönche predigten wider ihn, und einer derselben nahm die Stelle der Bibel zum Texte: Viri Galilaei, quid statis adspicientes in coelum? Galilei ging nach Rom, um, wie er sich ausdrückt, die Verleumdungen seiner drei größten Feinde, der Unwissenheit, des Neides und der Bosheit, zu vernichten; und wirklich begnügte man sich mit der ihm abgeforderten Erklärung, daß er sein System weder mündlich noch schriftlich weiter behaupten wolle. Nicht zufrieden damit, suchte er bei dieser Gelegenheit eine größere Freiheit im Denken und Schreiben zu bewirken, und wäre den Mißhandlungen des Inquisitionsgerichts schwerlich entgangen, wenn nicht der Herzog, die Gefahr ahnend, ihn zurückberufen hätte. Im J. 1618 gab ihm die Erscheinung dreier Cometen Veranlassung, seinen Freunden allgemeine Betrachtungen über diese Körper mitzutheilen. Sein Schüler, Mario Guiducci, bildete daraus eine Schrift, in der er den Jesuiten Grassi schärf beurtheilte. Dieser, welcher Galilei für den Verfasser hielt, griff denselben an. Galilei antwortete in seinem Saggiatore u. s. w., einem Meisterstücke von Beredsamkeit, welches nach Algarotti die schönste Streitschrift ist, die Italien aufzuweisen hat, und ungeachtet der darin enthaltenen Irrthümer noch immer gelesen zu werden verdient. Er machte seinen Gegner lächerlich, und zog dadurch die Feindschaft der Jesuiten auf sich, die ihm in der Folge sehr nachtheilig ward. Um diese Zeit arbeitete er sein berühmtestes Werk, die Gespräche über die Ptolemäische und Copernicanische Weltordnung, aus, worin er, ohne eine Entscheidung auszusprechen, drei Personen redend einführt, darin eine das Copernicanische, die zweite das Ptolemäische System vertheidigt, die dritte aber beider Gründe dergestalt abwägt, daß die Sache dem Anscheine nach problematisch bleibt, so wenig auch das Uebergewicht der für Copernicus aufgestellten Beweise zu verkennen ist. Mit diesem unsterblichen Werke, in welchem die größte Ele-

klar und Präcision des Stils mit dem strengsten und zugleich faßlichsten
 Vortrage gepaart sind, begab sich Galilei 1630 nach Rom, und es gelang
 ihm, das Imprimatur zu erlangen. Nachdem er eine gleiche Erlaub-
 nis in Florenz ausgewirkt hatte, gab er es daselbst, ohne etwas Urges zu
 ahnen, im J. 1632 unter dem Titel: *Dialogo di Galileo Galilei, dove
 ne' congressi di quattro giornate si discorre de' duo massimi sistemi To-
 lemaico e Copernicano*, heraus. Kaum war dasselbe erschienen, als es
 von den Aristotelikern, am heftigsten aber von Scipione Chiaramonti,
 Lehrer der Philosophie zu Pisa, angegriffen wurde. Urban VIII., der
 als Privatmann des Galilei Freund und Verehrer gewesen, wurde sein
 grausamster Verfolger, da ihn die Mönche zu überreden wußten, Galilei
 habe in der Person des Simplicio seiner Einfalt spotten wollen, weil er
 den Druck eines so anstößigen Buchs erlaubt habe. So konnte es seinen
 Widersachern, besonders den mächtigen Jesuiten, nicht schwer werden,
 ihn den grausamsten und schimpflichsten Mißhandlungen preis zu geben,
 zumal, da sein Gönner, Cosmo II., schon 1621 gestorben, und die Regie-
 rung zu Florenz in den Händen des jungen Fernando II. war, der die Fes-
 seln einer andächtigen Mutter noch nicht abgeworfen hatte. Eine Cons-
 gregation von Cardinälen, Mönchen und Mathematikern, alle geschwor-
 ne Feinde Galilei's, untersuchten sein Werk, verdamnten es als höchst
 gefährlich, und foderten ihn vor das Inquisitionsgericht nach Rom. Der
 Greis mußte, ungeachtet der rauhen Jahreszeit und seiner schwächlichen
 Gesundheit sich im Winter des Jahres 1633 nach Rom begeben, schmach-
 tete einige Monate in den Gefängnissen der Inquisition, und wurde zur
 ewigen Schande des Römischen Hofes verdammt, die großen Wahrheits-
 ten, die er behauptet hatte, dem Ursprunge aller Wahrheit, auf den Knien
 liegend, die Hand aufs Evangelium gestützt, vor unwissenden Mönchen
 abzubitten. *Corde sincero et fide non ficta abjuro, maledico et deto-
 ator supradictos errores et haereses*, war die Formel, die er ausspre-
 chen mußte. In dem Augenblicke, da er wieder aufstand, soll er, bes-
 chämt, seiner Ueberzeugung zum Troß geschworen zu haben, mit dem
 Fuße gestampft, und mit verbissener Wuth gesagt haben: *E pur si move!*
 (Und doch bewegt sie sich!) Dies geschah den 23. Juni 1633.
 Hierauf wurde ihm seine von sieben Cardinälen unterzeichnete Sentenz
 vorgelesen, worin er auf unbestimmte Zeit zum Kerker der Inquisition,
 und 3 Jahre hindurch wöchentlich ein Mal die sieben Bußpsalmen Da-
 vids zu beten verurtheilt, sein Dialog aber verboten, und sein System
 als der Bibel zuwider, verdammt wurde. Man war so gnädig, die Ker-
 kerstrafe in eine Verweisung in dem bischöflichen Palast zu Siena, und
 bald nachher in das Kirchspiel *Arce tri* unweit Florenz zu verwandeln.
 Hier verlebte er seine letzten Jahre hauptsächlich unter dem Studium der
 Mechanik und Ballistik, welches ihn keinen weitem Verfolgungen aus-
 setzte. Früchte davon waren zwei wichtige Werke, in welchen er die
 Gesetze der Bewegung lehrte, welche der Grund der jetzigen Physik und
 Astronomie sind. Zugleich bemühte er sich, die Jupiterstrabanten zu
 Längenbestimmungen zu benutzen; und wiewohl er damit nicht zu
 Stande kam, so war er doch der erste, der systematisch über ein Längen-
 maß nachdachte. Seine Augen wurden vom Staar befallen. Schon
 war das eine völlig blind, und das andere fast unbrauchbar, als er noch
 im J. 1637 die Libration des Mondes entdeckte. Blindheit, Taubheit,
 Schlaflosigkeit und Gliederschmerzen vereinigten sich, dem großen Man-
 ne die letzten Lebensjahre zu verbittern. Er brachte sie jedoch nicht mü-
 ßig zu. „In meiner Finsterniß,“ schreibt er 1638, „gräble ich bald die

sem, halb jenem Gegenstände der Natur nach, und kann meinen rastlosen Kopf nicht zur Ruhe bringen, so sehr ich es auch wünsche. Diese immerwährende Beschäftigung meines Geistes benimmt mir fast gänzlich den Schlaf.“ Er starb 1642 (dem Geburtsjahre Newtons) den 8. Januar im 78sten Jahre seines Alters an einem langsam zehrenden Fieber in den Armen seines jüngsten und dankbarsten Schülers, Vincenzo Viviani. Sein Körper wurde in der Kirche St. Croce zu Florenz beigesetzt, wo ihm im Jahr 1707 neben dem Denkmal des Michel Angelo ein prächtiges Mausoleum errichtet worden. Galilei war klein von Gestalt, sein Körper aber gesund und fest; seine Gesichtsbildung fand man einnehmend, seinen Umgang munter. Nur selten und mit vertrauten Freunden sprach er von Mathematik und Philosophie. Er liebte Musik, Zeichnung und Poesie. Den Ariost konnte er auswendig. Er besaß wenig Bücher. Das beste Buch, sagte er, sey die Natur. Sein Styl ist bündig, natürlich und fließend.

Galizien und Lodomerien. Dieses neue Königreich gränzt gegen Abend an das Oestreichische Schlessien, gegen Mitternacht und Morgen an das Königreich Polen, und gegen Mittag an Ungarn. Ehedem waren es Herzogthümer, die Anfangs in einer gewissen Abhängigkeit von Ungarn standen, dann an Polen kamen, bis sie bei der Theilung von Polen im Jahr 1772 an Oestreich fielen, und mit Einschluß verschiedener anderer Stücke, die sonst zu Kleinpolen gehörten, zu einem eigenen Königreich erhoben wurden. Im Jahr 1786 kam die Bukowina hinzu, welche jedoch schon seit 1777 Oestreichisch war. Das ganze Land hat einen größtentheils sehr fruchtbaren Boden, und ungeachtet der Feldbau noch nicht zweckmäßig genug betrieben wird, und die Bevölkerung beträchtlich ist, so liefert es doch Weizen und Roggen zur Ausfuhr. Der Obstbau fängt erst an sich zu heben. Wilde und zahme Bienen geben Honig und Wachs als Gegenstände des Handels. Rindvieh wird in Menge gezogen und in andere Gegenden verhandelt, und die zahlreichen Pferde zeichnen sich durch ihre Leichtigkeit und Abhärtung aus; vorzüglich schöne Pferde gibt die Bukowina. An wilden Thieren findet man Auerochsen, Wölfe, Bären und Wildpret aller Art, vorzüglich viele Hasen; auch der Biber ist hier einheimisch, lebt aber wegen der geringen Anzahl nur nomadisch in Höhlen, deren Ausgänge sich in einem Wasser endigen, in der Gegend von Grudec und am Bugflusse. Eine Art Schildläuse liefert die Polnische zum Scharlachfärben benähte Kochenille. Unter den Mineralien ist vorzüglich das Salz von großer Wichtigkeit; es verbreitet sich durch alle bergichte Theile des Landes und wird als Steinsalz gegraben, oder auch aus Quellen ohne Gradirhäuser versotten. Auch Eisen findet sich in den meisten Gebirgen, das Erz ist aber nicht sehr ergiebig. Gold wäscht man aus der goldführenden Bistritz; Flintensteine brechen vorzüglich im Bochniaer und Stanislawower Kreise häufig und von vorzüglicher Güte. Die vielen Alaunschiefer werden wenig benutzt. Das Bergtheer gebraucht der Einwohner zur Waschengewinnung und Arznei. Mineralische und Sauerquellen hat Galizien an vielen Orten, mehrere werden auch zu Badeanstalten benutzt. Im Jahr 1784 war das Land in 16 Kreise abgetheilt, wozu noch im Jahr 1786 die Bukowina als der 17. hinzukam. Ihre Namen sind nach den neuesten Anordnungen: 1) der Mysleniczter, 2) der Bochnianer, 3) Sandecet, 4) Larnower, 5) Dünkler, jetzt Jasloer, 6) Rzeszower, 7) Sanoker, 8) Samborer, 9) Przemysler, 10) Zolkiewer, 11) Bloszower, 12) Lemberger, 13) der Brzewaner, 14) Stryper, 15) Stanislawower, 16) der

Synathner, und 17) die Bukowina oder der Czernowitzer Kreis. Bei jedem Kreise steht ein Kreishauptmann, 4 Kommissäre, 1 Sekretär u. s. w. Das ganze Land umfaßt in seinem jetzigen Bestande 1514 Quadratmeilen, mit 3,645,000 Menschen, unter welchen sich über anderthalb Millionen Juden befinden. Bei der letzten Theilung von Polen 1795 kam noch das nachher sogenannte West-Galizien hinzu, das auf einem Areal von 866 Q. Meilen eine Bevölkerung von 1,380,000 Seelen enthielt, im Wiener Frieden 1809 aber, samt einigen Stücken von Ost-Galizien, an das Herzogthum Warschau abgetreten wurde. Diese Abtretungen blieben, vermöge der im Jahr 1814 und 1815 zwischen Rußland und Oesterreich verabredeten Verträge, mit einigen Ausnahmen bei dem neuerrichteten Königreiche Polen, oder fielen an die Republik Krakau, und so kam das Königreich Galizien in den oben bemerkten Bestand, von Umfang und Bevölkerung. Die Regierung des Landes wird zu Wien von der Galizischen Hofkanzlei mit besorgt; zu Lemberg aber ist der Sitz des Landesguberniums, welches den Gouverneur zum Chef, 15 Rätthe als Beisitzer, sonst noch das nöthige Personale hat und alle Politika besorgt. Die Justiz verwaltet ebenfalls das zu Lemberg errichtete Appellationsgericht, welches aus einem Präsidenten, 1 Vicespräsidenten, 15 Rätthen ic. besteht. Seit 1775 hat Galizien seine eigenen Landstände, den Herren- und Ritterstand und die wichtigsten Städte; die Geistlichkeit macht keinen eigenen Stand, Bischöfe und Aebte sind unter dem Herren-Stand begriffen. Sie haben das Recht, über die Herbeischaffung, Vertheilung u. s. w. der vom Hofe gemachten Forderungen zu verordnen, auch, wenn es nöthig ist, Vorstellungen an das Landesgubernium zu machen. Für den höhern Adel hat man 17 Erzkämter errichtet, sie sind aber nicht erblich. Die Kunstzeugnisse des Landes sind noch nicht von großer Erheblichkeit; doch gibt es Tabaks-, Leinwand- und Harrastuchmanufakturen, auch viele Glashütten, und zur Beförderung des Handels, welcher größtentheils in den Händen der Juden ist, sind gute Straßen angelegt. Die herrschende Religion des Landes ist die katholische; ein Erzbischof hat zu Lemberg seinen Sitz. Es gibt aber viele unirte und nicht unirte Griechen und Armenier; sie stehen alle unter eigenen Bischöfen; so wie auch die sehr zahlreichen Juden, die ihre Synagogen und einen Ober-Rabbi haben. Die Angelegenheiten der Lutheraner, hier noch aus dem Polnischen Zeitalter die Dissidenten genannt, besorgt der Superintendent von Lemberg. Zur gelehrten Bildung gehört die Universität zu Lemberg, das Lyceum zu Zamosk und 6 Gymnasien in den wichtigsten Städten des Landes.

Gall (Joh. Joseph), der berühmte Urheber der Schädellehre, wurde 1758 in Liefenbrunn, einem meist katholischen Flecken, im Königreich Bärtemberg geboren, wo sein Vater ein Krämer war, und beide Väter noch 1809 im hohen Alter lebten. Er studirte die Arzneiwissenschaft, und lebte nachher zu Wien als Arzt, wo er gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen anfing. Selten schenkte das nichtärztliche Publikum den wissenschaftlichen Bemühungen selbst des gelehrtesten Arztes eine solche Aufmerksamkeit, als ihm. Durch das Neue, Auffallende seiner Untersuchungen angelockt, denen der ungewöhnliche Weg, auf dem er sie bekannt machte, nur noch mehr Anziehendes gab, und der zur weitesten, allgemeinsten Verbreitung derselben die reichlichste Gelegenheit darbot, zeigte es die größte Theilnahme an allem, was Gall begann und was er lehrte. Schon früher war er den Aerzten durch eine Schrift (Philosophisch-medizinische Uns

tersuchungen über Natur und Kunst im kranken und gesunden Zustand des Menschen. 2 Theile. Wien, 1791, 8.), in der er sich größtentheils mit Untersuchungen über das Wesen der Krankheit und andere wichtige Gegenstände beschäftigt, höchst vortheilhaft bekannt geworden. Erst späterhin trat er mit seinen anatomisch-physiologischen Untersuchungen über das Gehirn und die Nerven auf, und ob dies gleich ein Gegenstand ist, der wegen seiner Dunkelheit bloß den Arzt interessiren kann, so erregte er dennoch wegen mehrerer neuen Entdeckungen und psychologischen Bemerkungen auch unter den Nachdenkenden des größten Publikums Aufmerksamkeit, und diese Entdeckungen sind es, die unter dem Namen der Organen, oder Gehirnschädellehre allgemeiner verbreitet wurden. Wie sie gemacht worden sind, und worin sie bestehen, dar'über hier einige Worte. Schon in seiner frühern Jugend erregte es Galls Aufmerksamkeit, daß mehrere seiner Mitschüler ihn, trotz seiner angewandten Aufmerksamkeit, im Auswendiglernen übertrafen. Er glaubte bald an jenen Knaben große Augen zu entdecken, wurde in der Folge auch bei großen Schauspielern dieselbe Eigenschaft gewahrt, und kam dann endlich auf das Resultat, daß wohl die Anlage dazu gerade an diese Stelle gelegt seyn müsse; und ungeachtet er nachher von dieser Idee abging, so kam er doch zuletzt wieder darauf zurück: daß es bei einzelnen Anlagen wirklich auf den Bau einzelner Stellen des Kopfes ankomme. Jetzt fing er nun an, Schädel zu sammeln, verglich sorgfältig, welche Erhabenheiten sie mit einander gemein und nicht gemein hätten, verglich auch die Schädel der Thiere, studirte das Leben der Thiere und des Menschen, den Bau ihres Körpers und Gehirns, und entdeckte so nach und nach die Anlage für einige 20 Organe, oder eben so viel verschiedene Sitze der hervorragendsten Geistesverrichtungen. Denn er meint, daß die geistigen Anlagen, als angeborne Fähigkeiten, an einzelnen Stellen des Gehirns ihren Sitz haben, daß diese Stellen also die Organe dieser Geistesfähigkeiten seyen; daß, je hervortretender diese einzelnen Punkte des Gehirns seyen, in desto größerem Maße die ihnen zukommenden Geistesverrichtungen Statt fanden, und daß der Theil des Gehirns, in welchem die Geistesverrichtung vorsteht, die Schädelmasse nach außen treibt, und auf der convexen Seite des Schädels eine Erhabenheit bildet, welche als äußeres Kennzeichen der Anwesenheit eines solchen Organes diene. Die Benennung dieser Organe wird dann von der Fähigkeit oder der Leidenschaft selbst entlehnt. (S. Schädellehre). Diese seine Lehre setzte Gall bisher nicht in eigenen Schriften auseinander, sondern in mündlichen Vorträgen, die er umherreisend in den größten Städten und Universitäten Deutschlands hielt; jetzt aber arbeitet er in Gesellschaft seines Freundes, des Doctor Spurzheim's, der ihn auf seinen Reisen begleitete, zu Paris, wo er sich nun schon mehrere Jahre aufgehalten, und mit abwechselndem Beifall seine Vorlesungen gehalten hat, an einem großen Werk in Französischer Sprache, das, wenn es erst ganz erschienen ist, den Gall'schen Entdeckungen ihren bestimmten Werth sichern wird, der vorzüglich in neuen anatomischen Entdeckungen bestehen mag. Daß Galls Lehre sowohl in Deutschland als in Frankreich viele Gegner finden mußte, war natürlich. Gegen mehrere ihm gemachte Vorwürfe, vorzüglich von Pariser Gelehrten, vertheidigt er sich in seiner neuesten Schrift: *Des dispositions innées de l'ame et de l'esprit, ou du Materialisme etc.* Paris, chez Schöll. 1812, 8. ff.

Gallapfel ist ein Auswuchs auf den Blättern mehrerer Eichen-gattungen, welcher von dem Stich der Eichenblattwespe herrührt. Diese

ist etwas kleiner als die gemeine Stubenfliege, und auf der Brust schwarz und orangegelb gestreift; der kugliche Hinterleib hat eine kastanienbraune Farbe. Diese Gallwespen umschwärmen im Frühjahr die Stipfel der Eichen und begatten sich, worauf das Weibchen mit ihrem hinten befindlichen Stachel ein Loch in die untere Fläche eines Eichenblatts bohrt und ihr kleines Ei hineinlegt. Die Säfte ziehen sich nach der verwundeten Stelle, häufen sich daselbst an, treten hervor und erhärten an der Luft, wo sie nach und nach um das Ei herum einen runden Auswuchs bilden, der grün oder röthlich gefärbt ist. Das darin befindliche Ei wächst mit dem Galläpfel. Hat es seine Reife erlangt, so schlüpft eine Nade aus, welche sich von dem wässrichschwammigen Gewebe des Gallauswuchses nährt, bald in den Nympfenstand übergeht, und aus diesem als ein vollkommenes Insekt erscheint, welche die Galle durchfrisst. Merkwürdig ist es, daß nicht der Stich einer Nadel oder eines andern Instruments dieses Produkt hervorbringt, und daß es nicht von gleicher Güte ist. Die Levantischen Galläpfel sind viel vorzüglicher als die Europäischen. Sie sind kleiner, aber von festerer Substanz und schwerer. Ihre äußere Fläche ist nicht glatt, sondern höckerig, die meisten haben eine schwarze, bald ins Grüne, bald ins Blaue spielende Farbe. Die über Cypern zu uns kommen, sehen erbsengrau oder weißgrau aus. Die Levantischen Galläpfel sind ein bedeutender Handelszweig, und werden von Smyrna, Tripoli, Saïda, und insonderheit von Aleppo nach Europa gebracht. Sie besitzen den allen Theilen der Eichen eigenen zusammenziehenden Gewächstoff in einem weit höheren Grade, als unsere einheimischen Galläpfel, und sind deshalb in der Färberei von äußerster Wichtigkeit. Ferner widersteht nach Hahnemanns Erfahrung kein Mittel dem kalten Brande so gut, wie ein concentrirter Absud von Galläpfeln. Menschenlich lassen sie sich zu stärkenden Umschlägen benutzen.

Galle ist eine zähe gelblichgrüne Substanz von bitterm Geschmack. Der Mensch und viele Thiere haben an einer eigenen Ausschweifung der untern Leberfläche eine besondere Blase, worin die durch die Leber aus dem Blute abgesonderte Galle aufbewahrt wird. (Gallenblase). Der Zweck dieser Flüssigkeit ist die Beförderung der Verdauung, und zu diesem Ende tritt die Galle aus der Gallenblase in den Gekrösdrüsengang und den ersten Darm. Hier zertheilt sie die Speisen noch mehr, widersteht vermöge ihrer Bitterkeit der Säure, und hilft die überflüssigen Theile der Speisen in Nahrungssaft verwandeln. In die Milchgefäße geht sie nicht selbst über, sondern wird aus dem Körper mit abgeführt. Chemisch untersucht, hat man nach Gren in der Galle folgende Bestandtheile gefunden: Wasser, Fett, welches seine Bitterkeit wahrscheinlich einem gewissen Grade von Nanzigkeit verdankt; Mineralalkali und Eisweißstoff. Nach Sirtanner enthält sie Eiweiß, Soda, Harz und Wallrath. Die Gallensteine, gewisse Concretionen, welche sich nicht selten in der Gallenblase des Menschen und mehrerer Thiere finden, sind von bräunlicher, schwärzlicher Farbe, und bestehen aus einer dem Wallraths oder Wachse ähnlichen Materie, welcher geronnener Eiweißstoff beige mischt ist.

Gallen s. Sanct Gallen.

Gallerie bedeutet in der Baukunst ein langes, schmales Zimmer, dessen Breite wenigstens drei Mal, und höchstens vierzig bis fünfzig Mal in der Länge enthalten ist, durch welches Verhältniß sie sich vom Saale unterscheidet, so wie von der Bogenlaube dadurch, daß sie nicht nach der vordern Aufsicht offen, sondern von vier Mauern geschlossen ist und Fenster hat. Bis

weilen nennt man in großen Gebäuden wohl auch die langen schmalen Gänge, die zur Communication der Zimmer dienen, und sonst Corridors heißen, Gallerien. Der eigentlichen Gallerien bedient man sich zu Spiel, Tanz, Musik, und sie sind deshalb gemeinlich mit Gemälden, Bildhauerarbeit und andern Kunstwerken verziert. Daher kommt es, daß auch Sammlungen von Gemälden und andern Werken der bildenden Künste Gallerien genannt werden, wenn sie auch nicht in einem, sondern in mehreren an einander stoßenden Zimmern sich befinden. In Rom versteht man unter Gallerie bloß einen Saal, wie z. B. der von Annibal Caracci ausgemalte Saal im Pallast Farnese, welcher auch la Galleria dei Caracci heißt. Diese, von der in Deutschland üblichen, abweichende Bedeutung veranlaßte einst ein sonderbares Mißverständnis zwischen einem Künstler in Rom und einem deutschen Minister, der, weil ihm die römische Bedeutung unbekannt war, in der Meinung stand, der Künstler habe verlangt, eine ganze Bildergallerie zu malen. (S. Carstens Leben von Fernow, S. 161). Dennoch wäre dies in gewissem Sinne nichts ganz Unerhörtes gewesen, indem mehrere Künstler schon übernommen hatten, eine Reihe solcher Zimmer mit ihren Gemälden zu schmücken. Die berühmteste Gallerie dieser Art wäre dann unstreitig die in den Vatikanischen Sälen und Logen, welche Raphael durch seine weltberühmten Meisterstücke zu Tempeln der Kunst geweiht hat. Aber auch solche Gallerien sind freilich noch in Itallänischem Sinne. Sonst pflegt man wohl auch einen Unterschied zwischen Gallerie und Cabinet zu machen, indem man unter letzterem eine kleinere Kunstsammlung versteht, zu deren Aufstellung es nur eines Zimmers bedarf, da die Gallerie hingegen mehrere erfordert. Das erste Beispiel der Anlegung einer Gallerie aus dem Alterthum ist das von Verres, dem bekannten Pländerer Siciliens, worüber sich Cicero weitläufig verbreitet. In dem neueren Europa sind eine Menge derselben angelegt worden, unter denen die Florentinische, von Cosmus II. angelegt, lange Zeit als die berühmteste und wichtigste mit Recht gegolten hat. Unter Napoleons Regierung machte die kaiserliche zu Paris jeder andern den Rang streitig, und ließ selbst die Florentinische und die des Pallastes Witt zu Rom hinter sich zurück; aber durch die von den Besiegern Frankreichs 1815 geltend gemachten Zurückforderungen der geraubten Kunstschätze verlor sie ihre herrlichsten Stücken. In Deutschland sind die berühmtesten zu Dresden, Wien, Düsseldorf, München, Sanssouci. Die letzteren alle haben durch Französische Kunstdeportationen gelitten, aber in dem besagten Jahr das Entfremdete meistens wieder erhalten. Bedenkt man, daß solche Gallerien, wenn sie Werke großer Meister aus allen Schulen und Perioden enthalten, dem Künstler vielfache Gelegenheit zu Vergleichen geben, das Gute jeder Schule, jedes Meisters kennen zu lernen, und ihn fast nöthigen zu Betrachtungen über Werden, Blühen und Sinken der Kunst, über Styl, Manier und Behandlung der verschiedenen Künstler; so muß man gestehen, daß sie von einem durch nichts anders zu ersetzenden Nutzen sind. Freilich sind sie dies aber nur, wenn der sich bildende Künstler sie recht zu benutzen versteht; außerdem befördern sie auch das Abschreiben, das eigenthümliche Talent geht verloren und begnügt sich am Copisten-Ruhme (S. Copist).

Gallert ist eine weißgelbe, durchsichtige, etwas elastische Materie, welche durch starkes Kochen mit Wasser, besonders in verschlossenen Gefäßen, aus verschiedenen thierischen Theilen, z. B. aus den Muskeln, Sehnen, der Haut, und besonders aus den Hirschgeweihen er-

halten wird. Sie ist ein wahrer Leim, und von dem Tischlerleim nur durch größere Reinlichkeit bei der Bereitung und einem röfchern Antheil von Wasser verschieden. Man braucht sie mit Wein und Wasser vermischt als ein nährendes Mittel für Genesende. Sonst nennt man ar:ca, wegen der ähnlichen Durchsichtigkeit und zitternden Consistenz, mit Zucker eingedickte Früchte, Gallerte. Die thierische Gallerte kommt mit dem Pflanzenschleime, einem Hauptbestandtheile der Gewächse, im Menschen überein. Sie löst sich im Wasser gänzlich und klar auf, und hat wenig Geruch und Geschmack. Von dem Pflanzenschleime unterscheidet sie sich wesentlich dadurch, daß sie bei der Verdünnung mit Wasser zwar zuerst in die saure, bald darauf aber schnell in die faule Gährung übergeht.

Gallicanische Kirche ist der Lateinische Name, mit welchem die katholische Kirche des Französischen Reichs bezeichnet wird. Das Unterscheidende dieser Kirche bestand von jeher darin, daß sie in der Opposition gegen die Römischen Curialisten eine größere Unabhängigkeit von dem päpstlichen Stuhle behauptete. Der erste Grund ihrer größern Freiheit ward durch die im J. 1438 geschlossene pragmatische Sanction gelegt. Die in diesem; zwischen dem Papste und dem Könige geschlossenen, Vergleich festgesetzten Bestimmungen wurden durch die Quatuor Propositiones Cleri Gallicani vom Jahre 1681 bestätigt und erweitert. Es entstand nämlich zwischen Ludwig XIV. und Innocenz XI. ein Streit über das bisher von den Königen ausgeübte Recht, während der Erledigung eines Bisthums die niedern geistlichen Stellen in demselben zu besetzen, la Regale genannt. Dieser Streit hatte die Folge, daß der König im Jahr 1681 den Französischen Clerus zu Paris versammelte, welcher die erwähnten vier Grundsätze abfaßte, in denen festgesetzt ward, daß zwar dem Statthalter Christi in geistlichen, nicht aber in weltlichen Dingen, Macht und Gewalt von Gott verliehen sey, daß aber auch diese Gewalt durch die Kirchengesetze und durch allgemeine Kirchenversammlungen beschränkt und gemäßigt werde, und daß das Urtheil des Papstes nicht für unverbesserlich (irreformabile) erklärt werden könne, wenn nicht die Uebereinstimmung der Kirche hinzukomme. Mehr als ein Mal hat sich der Kaiser der Franzosen in den neuesten Streitigkeiten mit dem päpstlichen Stuhle auf diese Grundsätze berufen. In der Lehre aber und in den Gebräuchen unterscheidet sich die Gallitanische Kirche nicht von den Dogmen und Ceremonien, welche im ganzen Umfange der katholischen Kirche eingeführt sind. Bis auf die Zeiten der Revolution war die Gallitanische Kirche durch eine Menge großer Gelehrten, auch berühmter Kanzelredner, als Bossuet, Bourdaloue, Massillon, Fenelon und Flechier ausgezeichnet. Die Revolution stürzte die kirchliche Verfassung Frankreichs um, raubte den Geistlichen ihre Güter und Einkünfte und zerstörte ihre Schulen und Seminarien. Der Kaiser Napoleon, damals erster Consul der Französischen Republik, stellte durch das mit dem Papste Pius VII. geschlossene Concordat die kirchliche Verfassung wieder her (s. Concordat). Aber die in diesem Vertrage selbst ausgesprochenen Beschränkungen der kirchlichen Gewalt, die den Priestern angefesten lärglichen Besoldungen, der schlechte Zustand der geistlichen Bildungsanstalten, der Mangel an Hülfsmitteln, um dem Gottesdienst äußere Pracht zu geben, die später erfolgte Entzweiung zwischen dem Kaiser und dem Papste hielten die Kirche und die Geistlichkeit immer in einem sehr bedrückten Zustande. Die Wiederkunft der Bourbons brachte aber neue Hoffnungen, welche auch bereits (1816) dadurch in Erfüllung gegangen sind, daß man große Summen zur Wiederherstellung des Got-

tesdienstes und zur bessern Befoldung des Clerus ausgesetzt, und Verbesserungen gemacht hat, um die kirchlichen Anstalten und die Seminarien in einen neuen Flor zu bringen. Den alten Ruhm der Gelehrsamkeit und Beredsamkeit aber hat der Französische Clerus noch nicht wieder erlangen können, obgleich mehrere ausgezeichnete Männer, als Gregoire und der Cardinal Maury, welcher als einer der vorzüglichsten Kanzelredner gilt und im Jahr 1810 eine lesenswerthe Schrift über die Kanzelberedsamkeit herausgab, die theologische Literatur bereichert haben.

N.

Gallicismus oder **Gallicismus**, eine Eigenheit der Französischen Sprache in dem Ausdruck oder der Wortstellung. Neuere Schriftsteller verstehen darunter bisweilen auch die Eigenheit französischer Sitte.

Gallien, **Gallia**, Land der Gallen erstreckte sich zu der Römer Zeiten von den Pyrenäen nach Deutschland zu bis an den Rhein, gegen Italien aber über die Alpen bis ans adriatische Meer. Man theilte es ein in Gallien diesseit der Alpen, (nämlich von Italien her, Gallia cisalpina) und G. jenseit der Alpen (G. transalpina.) I. G. diesseit der Alpen erstreckte sich von den Alpen bis ans adriatische Meer, umfasste also alle Länder Ober-Italiens. Mit Italien am meisten in Berührung nahm es römische Sitten und Gebräuche an, und heißt von Annahme der römischen Toga auch Gallia togata. Es wurde eingetheilt in 1) Ligurien, das Gebiet von Genua und Lucca und ein Theil von Piemont, 2) Gallia transpadana und 3) G. cispadana, d. h. Gallien jenseit und diesseit des Po (Padus). Das Land ist eine weite fruchtbare Ebene, welche der Padus in 2 Theile theilt, von denen der nördliche Gallia transpadana, vorzüglich von den Taurinern, Insubrern und Cenamanen; der südliche, Gallia cispadana, von den Bojern, Senonen und Lingonen, Völkern Gallischer Abkunft, besetzt war. In den Padus ergießen sich von Norden her der Duria (Durance), Ticinus (Tessino), Addua (Adda) u. a.; von Süden her der Tanarus (Tanaro), die Trebia und andere. Unmittelbar in das adriatische Meer geht der Arthesis (Etsch) und eine Menge kleinerer Bergflüsse. Unter den Seen zeichnen sich der Verbantische (Lago Maggiore), der Larische (Lago di Como) und der Benacus (Lago di Garda) durch die Schönheit ihrer Ufer aus. Die Städte, größtentheils Römische Colonien, haben ihre alten Namen meist noch beibehalten; in Gallia transpadana: Tergesta (Triest), Aquileja, Patavium (Padua), Vincentia (Vicenza), Verona, Mantua, Cremona, Brixia (Brescia), Mediolanum (Mailand), Ticinum (Pavia), Augusta Taurinorum (Turin); in Gallia cispadana: Ravenna, Bononia (Bologna), Mutina (Modena), Parma, Placentia (Piacenza). II. Gallien jenseit der Alpen, im Gegensatz der G. togata auch G. comata genannt, weil die dortigen Völker ihr Haar (coma) wachsen ließen, auch G. braccata, weil die Einwohner, besonders des südlichen Theils, Weinkleider (braccæ) trugen, die den Römern fremd waren, war im Westen von den Pyrenäen, im Osten von dem Rheine, und durch eine Linie von dessen Quellen bis zum kleinen Fluß Varus (Var), nebst diesem Fluß, im Norden vom atlantischen und im Süden vom mittelländischen Meere begrenzt: umfasste also das eigentliche Frankreich, die Niederlande, Helvetien, das linke Rheinufer und Holland. Hauptflüsse: Garumna (Garonne), Liger (Loire), Sequana (Seine), Matrona (Marne), Scaldis (Schelde), Rhodanus (Rhone), Arax (Saone), Rosella (Ro-

sch, Mos (Maas). Gebirge: die Alpen, das Jura Gebirge, Vogesen (die Vogesen) und Cevennen (die Cevennen). Fabius hatte den Theil Galliens jenseit der Alpen erobert, welcher zunächst an Oberitalien, und sich am mittelländischen Meere nach den Pyrenäen hin liegt. Da er zuerst Römische Provinz wurde, so erhielt er vorzugsweise den Namen Provincia (woraus später Province geworden ist). Die Landsgrenzen machten die Alpen, Cevennen und der Fluß Rhone. Als hiers auf Cäsar das transalpinische G. einnahm, fand er es, mit Ausnahme der Provinz, in 3 Theile eingetheilt: 1) Aquitanien, von den Pyrenäen bis an die Garonne, meist von iberischen Völkern besetzt; 2) Gallia celtica von da bis an die Seine und Marne; 3) G. belgica im Norden des Landes bis an den Rhein. Der Kaiser Augustus ließ durch Agrippa, wie andere Verhältnisse des Landes, so auch die geographischen ordnen, und das Land ward nun folgendermaßen eingetheilt: 1) Aquitanien ward bis zu der Loire vergrößert, um diesem Theil mehr Proportion zu den übrigen zu geben; hier Hauptort Burdegala (Bordeaux). 2) Belgica, alles von Gallien, was zwischen den Flüssen Seine, Saone, Rhone, dem Rheine und dem nördlichen Ocean lag. Hauptörter: Besontio (Besançon), Treveri (Trier) u. a. Es begriff dieser Strich also auch die Rheinländer und Helvetien mit, welche man aber nachher unter dem Namen Germanica prima oder superior, und Germanica secunda oder inferior, davon trennte; hier längs dem Rheine Colonia Aripinica (Ebern), Moguntiacum (Mainz), Argentoratum (Straßburg). 3) Gallia Lugdunensis oder Celtica, umfaßte den noch übrigen Theil des Celtauandes, alles was zwischen der Seine, Saone und der Loire liegt, bis südlich an die Cevennen und die Rhone. Hauptörter: Lugdunum (Lyon); Alesia (Allise), Bibracte, später Augustodunum (Autun), Lutetia Parisiorum (Paris) auf die Seineinsel zu Cäsars Zeiten noch beschränkt und unbedeutend, wurde bald durch seine Lage wichtig. 4) Gallia Narbonensis, die vormalige Provincia Romana; hier die Städte Narbo Martius (Narbonne), eine alte Colonie der Römer; Tolosa (Toulouse); Remanus (Nîmes), Vienna (Vienne), Massilia (Marseille), letztere eigentlich keine gallische Stadt, sondern eine uralte Griechische Colonie in diesen Gegenden.

Gallier. So heißt der Hauptzweig des großen Urvolks der Celten. Sie selber nannten sich Gaël, oder Gail, daher vermuthlich der Name Gallier, Gallien. Die Celten scheinen im Ganzen eine große innere Gleichförmigkeit gehabt, und wie viele kleine Völkerschaften sie auch enthielten, kaum in wenige merklich verschiedene Stämme getheilt gewesen zu seyn. Wahrscheinlich nahmen sie, vom Caucasus, dem großen Völkherde, herabkommend, ihren Weg südlich der Donau, den zahlreichen Stämmen der Thraker hinter sich und die Germanier zur Seite; aber wann dies geschehen, darüber läßt sich in dem Dunkel so uralter Zeiten nicht einmal eine Vermuthung wagen. Unter verschiedenen Namen besetzte dieses Volk bei seinem ersten Eindringen viele Länder, so als Umbri und Ansoner zum Theil Italien, als Lauriker (nachmals Rhätier), Udeliker, Noriker, Helvetier: die Alpenländer. Von den Rhätiern ging wahrscheinlich ein neuer Schwarm, etwa 2000 vor Christus, unter dem Namen Alesia durch das Tridentinische nach Italien, wo sie von den benachbarten Völkern den Namen Tusker, Etrusker erhielten, und 300 Städte der vorher dort herrschenden Umbrier erobernd, sich über einen großen Theil Italiens ausbreiteten. Dieser Etrusker frühe Kultur, alte Mythologie, kunstvolle Kalendereinrichtung (die mit jener der Ager

ten in Mexiko manches Aehnliche hat), so wie einige andere Spuren, möchten uns (was man auch von dem Einfluß der Griechen sagen mag) bestimmen, an eine uralte, vielleicht untergegangene oder doch vermischte Kultur dieses Volksstammes zu glauben. Manche Stämme der Celten blieben am Adriatischen Meere längs der Donau und im Süden von Deutschland sitzen, aber der Hauptstamm ließ sich zwischen den Pyrenäen und Alpen, dem Ocean und Rheine, in dem Lande, das von ihnen seinen Namen erhielt, nieder, von wo aus sie auch Albion und Jerne (Großbritannien und Irland) besetzten. Ueberfüllung des Landes (eine sehr gewöhnliche Erscheinung bei halb rohen und zum Theil nomadischen Völkern), heftiges Andringen Germanischer und Thracischer Völker, erregten um das Jahr 397 vor Christus eine große Bewegung unter den Galliern. Colonien vieler Völkerschaften zogen theils westlich über die Alpen nach Italien, theils östlich längs der Donau herauf. Dieser Zug der Celtischen Gallier über die Alpen (gewöhnlich um 200 Jahre früher angesehen) führte dies Volk gleichsam erst in die Geschichte ein, und wir können uns seitdem ein anschauliches Bild desselben verschaffen. Wir finden es damals in viele Völkerschaften getheilt, doch so, daß eine derselben (damals die Bituriger) den Vorrang, der an Oberherrschaft gränzte, ausübte. Mißbrauch dieses Vorranges erregte Spaltungen, viele schlossen sich an einen andern Staat an; so wechselten die vorherrschenden Staaten, das System blieb. Diese Klientelverfassung ging durch das ganze Volk. Freie waren eigentlich nur der Adel (vorzugsweise die Krüger genannt) und die Priester, Druiden; die Gemeinen lebten in demüthiger Abhängigkeit, und schützten sich gegen Mißhandlungen nicht durch die Gesetze, sondern indem sie sich an Mächtigere angeschlossen. Unter dem Adel waren wieder die zahlreichen fürstlichen Geschlechter die ersten; bei großen Zügen scheint man einen Oberbefehlshaber gewählt zu haben. (Der Name Brennus bedeutet im Celtischen einen König, daher ihre Anführer auf den verschiedensten Expeditionen so genannt werden). Die Druiden und Druidinnen besaßen eigenthümliche Kenntnisse, die sie im Dunkel dichter Haine und verborgener Grotten geheimnißvoll fortpflanzten; Astronomie, Naturkunde und Poesie waren ihnen nicht fremd; aber ihre Religion war voll Priestergräuel und schrecklichen Aberglaubens (häufig Menschenopfer). Zweikämpfe und wilde Völlerei waren bei ihnen gemein, Städte selten, zahlreich ihre Dörfer, armselig und dürftig ihr Hausrath. Sie trieben wenig Ackerbau, und lebten vorzüglich von den Produkten ihrer Heerden. Eine Art Bier und Meth waren ihr Getränk, Weinbau ihnen fremd. Gold gaben den Vornehmern der Sand der Flüsse und einige Bergwerke. Der angesehene Gallier erschien in der Schlacht mit einem bunten, gewürfelten und schimmernden Mantel (wie noch jetzt die Bergschotten), übrigens nackt, aber mit dicken goldenen Ketten um Hals und Arm. Ihre lange Gestalt, ihr wildes Antlitz und struppiges gelbes Haar machten ihren Anblick fürchtbar; ihr wilder blinder Muth, ihre unermessliche Zahl, der betäubende Lärm einer ungeheuern Menge Hörner und Trompeten, die gräßlichen Verwüstungen, welche ihren Zügen folgten (die Gefangenen wurden oft geopfert, die Schädel der Erschlagenen dienten als Triumphzeichen, oft auch als Becher), machte sie zu dem fürchtbarsten Volke der alten Westwelt, und lähmte die Völker, welche sie überzogen, mit Entsetzen. Doch so groß auch ihr Kriegssinn war, fehlte es ihnen doch an Einheit, an Ausdauer und an guten Waffen; denn ihre Schilder waren leicht und schlecht, und ihre ungeheuern kupfernen Schlachtschwerter bog sich nach jedem Hiebe auf Eisen zusam-

men, und mußten nach jedem Streiche erst auf der Erde mit darduf gesetztem Fuße wieder gerade gezogen werden. Daher war für einen standhaften Feind nur eigentlich ihr erster Anprall fürchterlich. Diese furchtbaren Feinde, sey es, daß der Genuß des Weins, oder ein Etrusker, den die Verführung seines Weibes von einem Fürsten des Landes zum Horn gereizt hatte, sie nach dem fruchtbaren Italien lockte, überfielen die gegen sie wechlichen Etrusker, welche auf der andern Seite mit den Römern zu kämpfen hatten. Denn an demselben Tage desselben Jahres (396), als Camillus Veji einnahm, sollen die Gallier Melinum, eine ansehnliche Etruskische Stadt Oberitaliens, stürmend genommen haben. Aber der Sturm dieser Völkerwanderung wandte sich bald gegen Rom selbst, das in dem Verderben der vorliegenden Etruskischen Städte sein eigenes Schicksal vorahnend, durch Verhandlungen die Waffen der Gallier aufzuhalten versuchte. Bei diesen Unterhandlungen beleidigten die Römischen Gesandten das Völkerrecht; die erbitterten Gallier, denen man Genußthnung versagt, marschiren gegen Rom, und vertilgen am Fläschchen Allia, 11 Meilen vor der Stadt, am 16. Juli 389 vor Christus den Kern und die Blüthe der Römischen Jugend, plündern und verbrennen die wehrlose Stadt und belagern die Burg (das Capitol), wo sich der Rest der Römischen Kriegsmänner noch wehrte. Mangel an Lebensmitteln, Sengen, die den Heeren der Nordländer in den Herbstmonaten in Rom's Gegenden so oft den Untergang gebracht, ein Einfall anderer Völker in ihr Land, wie auch die Verluste einiger ihrer herumziehenden Horden, bewogen die Gallier, für 1000 Pfund Gold den gebengten Römern Frieden zu geben; am 13. Febr. 388 verließen sie die Brandstätte, und Rom rettete sich, erschöpft und gebrochen, wieder in Freiheit. Dieß ist der wahrscheinliche Hergang einer Begebenheit, deren tiefe und bittere Schmach spätere Römische Schriftsteller durch mancherlei Sagen und Ausschmüßungen zu mildern und zu verstecken gesucht haben. Von dem Zuge der östlichen Gallier an der Oberdonau haben wir nur spärliche Nachrichten, doch auch aus diesen ersehen wir, daß er wichtige Veränderungen und Auswanderungen ganzer Völker verursachte; schon damals, scheint es, vermischte sich zum Theil ein Germanischer Stamm, die Kymer oder Kymeren, mit den Celten. 109 Jahre nach der Verbrennung Roms brachen diese östlichen Gallier in drei Mal wiederholten Zügen 280—278 vor Christus, in das durch viele Kriege an Männern arme Macedonien und Griechenland verwüstend ein. Der Macedonische König Ptolemäus Ceraunus und der Feldherr Sothenes blieben, und Griechenland zitterte. Als sie aber hier den reichen und heiligen Tempel Apolls zu Delphi (durch seine natürliche Lage fest) plündern wollten, kamen die Schrecknisse der Religion und der Natur (Stürme und Hagelwetter) über sie; geschlagen, vollendete Mangel, Kälte und das Schwert der Griechen ihre Niederlage. Einige Stämme von ihnen gingen nach Kleinasien, wo sie unter dem Namen Galater noch lange ihre Eigenthümlichkeiten und bis in die spätesten Kaiserzeiten ihre Sprache beibehielten. Die Rückwirkungen dieser Wanderungen auf das eigentliche Gallien scheinen bedeutend gewesen zu seyn, die Gallier längs der Donau und im Süden von Deutschland verschwinden seitdem, und Germanische Stämme besetzen das ganze Land bis an den Rhein und zum Theil auch die jenseitigen Ufer dieses Flusses; jener von Galliern und Deutschen gemischte Stamm der Cimbern, oder wie die Gallier ihn nannten, der Belgen, besetzte den ganzen nördlichen Theil Galliens von der Seine und Marne bis zum Canal und Rheine, ging auch von da nach England

über, wo er die früher eingewanderten Gallier nach Nordbritannien (Schottland) hindrängte, wo sie seitdem als Caledonier (Berg-Galen), später als Picten und Scoten in der Geschichte erscheinen. Diese Belgen in Gallien, oder Kimbern, sind die eigentlichen alten Britten. Die Celten in Gallien schritten indessen, obwohl in ihren Hauptzügen ihre oben angedeuteten Eigenthümlichkeiten in Verfassung und Sitten beibehaltend, zu größerer Civilisation fort; der Umgang mit den Griechen in Massilia (Marseille), mit deren Buchstaben sie ihre Sprache schrieben, so wie mit den Carthagern, in deren Heeren sie häufig als Miethvölker vorkommen, mochte dazu viel mitwirken. Doch vermochten sie auch jetzt kaum mehr, den Germanen jenseit des Rheins zu widerstehen; wilder und tapferer, als sie, waren ihre Halbbrüder, die Belgen oder Kimbern, so wie die Britten, welche sich zu bemalen pflegten, von Streitwagen herabstritten, und bei denen Vielmännerei und Vielweiberei eingeführt war. Wöllig roh und barbarisch waren die Hochgalen (Caledonier) in Schottland, und die Bewohner Irlands, die sich nicht nur bemalten, sondern auch künstlich tättowirten, und denen Menschenfleisch, besonders die Brüste der Mädchen und die zartesten Theile der Knaben, selbst in spätern Zeiten, ein köstlicher Bissen war, die aber auch ihre Freiheit kräftig zu vertheidigen wußten. Ihre überalpischen Brüder indessen (die doppelten Gallier, wie die Römer sie nannten) hatten sich, nachdem sie die Etrusker zum Theil südlich in das heutige Toskana, zum Theil nördlich in die Rhätischen Alpen zurückgedrängt, in den fruchtbaren Ebenen Oberitaliens niedergelassen. Von hier machten sie sich den Römern, oft in eigenen Kriegen, oft als Soldtruppen anderer Völker, noch lange Zeit fürchtbar, aber nachdem diese den ersten Punischen Krieg glücklich durchkämpft hatten, schlug 172 Jahre nach der Eindscherung Roms für sie die Stunde der Rache. Vergebens riefen sie kriegerische Völker von ihren Brüdern über die Alpen; nach einem sechsjährigen Verwüstungskriege mußten sich die Reste dieses Volks den Römern unterwerfen. Zwar versuchten sie, als der große Karthager Hannibal das Schrecken seiner Waffen bis vor die Thore Roms trug, das Joch wieder abzuschütteln, aber die Römer, endlich auch in diesem Kampfe Sieger, nöthigten sie, sich von neuem zu unterwerfen. 31 Jahre später (189 vor Christus) traf dasselbe Schicksal ihre Halbbrüder in Asien, die Galater, auch diese wurden besiegt und ihre Fürsten (Tetrarchen) wurden zinsbar; Dejotarus, für welchen Cicero die treffliche Vertheidigungsrede hielt, die wir noch besitzen, war einer dieser Fürsten in spätern Zeiten. Bald überstieg der Ehrgeiz der Römer auch die Alpen; sie hatten sich Spanien unterworfen, und es mußte ihnen viel daran liegen, einen Weg zu Lande zu haben, um ihre Truppen bequem dorthin transportiren zu können. Durch die Befiegung der Allobrogen und Arverner, welche letztere damals das herrschende Volk in Gallien waren, unterwarfen sich die Römer in den Jahren 128—122 den südlichen Theil Galliens von den Alpen bis zu den Pyrenäen längs der See. Von der Pracht der Könige der Arverner wird uns keine geringe Beschreibung gemacht; sie hielten Dichter an ihrem Hofe, und ein großes Hoflager. Auch wird erzählt, daß sie Hunde sowohl zur Jagd als zum Kriege (wie die Spanier in Westindien) gehalten hätten. Noch ein Mal schien das Schicksal die Rechte zu Boden getretener Völker durch die Hände kraftvoller Barbaren an Rom rächen zu wollen. Der Zug der Teutonen und Cimbern, Germanischer Völker, bewegte Europa vom schwarzen Meere bis Spanien. Viele, besonders Gallische Völker, von Alters her mit den Cimbern verwandt und gemischt, schlossen sich an, vier

consularische Heere wurden von ihnen nacheinander vertilgt. Das weltbeherrschende Rom litterte vor einem Einbruche der Barbaren in Italien, da trittete Caius Marius, ein Mann von geringer Abkunft, aber geprüftem Feldherrnruf, die Römische Republik; in zwei mörderischen Schladten bei Ar 102 vor Ehr. und Verona 101 vor Ehr. vernichtete er diese Nationen; ihre Weiber, nachdem sie vergebens gebeten, sie den vestalischen Jungfrauen und ewiger Keuschheit zu weihen, gaben sich und ihren Kindern den Tod. Ihre Leichname düngten für lange Zeit jene Gegenden. Nur diejenigen dieser Völker, die, den Ausgang erwartend, in Gallien zurückgeblieben waren, entrannten dem allgemeinen Verderben. Drei und vierzig Jahre nach dieser Begebenheit erhielt Caius Iulius Cäsar, der größte und ehrgeizigste Feldherr seiner Zeit, die Statthalterwürde (das Proconsulat) über die Gallien benachbarten Landschaften. Er beschloß, sich ganz Gallien zu unterwerfen, und führte dieß innerhalb 10 Jahren, 58—49 vor Ehr., durch acht sehr blutige Feldzüge aus. Cäsar fand Gallien in viele Parteien zerrissen; durch die Anfälle der Germanen, von denen sich ein Haufen unter ihrem Könige Ariovist (Chrsfest) jenseit des Rheins niedergelassen hatte, geschwächt; viele Völker, besonders die Aeduer, alte Bundesgenossen Roms, ihm geneigt. Sein großes Genie ließ ihn alle diese Vortheile auf das Einsichtsvollste benutzen. Er trat anfangs als Retter und Befreier der Gallier auf, indem er die auswandernden Helvetier in ihr Land zurückzuführen nöthigte, auch dem Ariovist nach Deutschland zurücktrieb. Später bezwang er die wilden Belgen und trieb einige einwandernde Deutsche Völker wieder zurück. Noch aber war der alte Kriegssinn der Gallier keineswegs erloschen, und hatten sie auch nicht mehr den wilden Muth ihrer Vorfahren, so waren sie desto geschickter in Kriagsfachen vieles leicht anzunehmen und nachzunehmen. Ihr Freiheitsinn wurde empört, als sie fortdauernd Römische Truppen in ihrem Lande sahen. So entstanden häufige Insurrektionen, welche, oft erstickt, immer von neuem entflammten. Die Gallier stritten tapfer für ihre Freiheit, und mehr als einmal erlitten die Römer empfindliche Verluste, aber der letztern ausgebildete Kriegskunst und Cäsars Genie und Glück trugen doch endlich (nach Ausopferung einer Million Gallischer Seelen) den Steg davon. Der letzte allgemeine Anführer der Gallier, der tapfere Bercingetorix, mußte sich im siebenten Feldzuge Cäsars, 52 vor Ehr., in der Stadt Alesia (jezt Allise, ein Flecken nicht weit von Dijon), nachdem er eine der merkwürdigsten Belagerungen des Alterthums ausgehalten hatte, an die Römer ergeben. Einige spätere Versuche waren fruchtlos und Cäsar vollendete die Unterjochung Galliens, mit dessen Geld und Truppen er nachher sich das ganze Römische Reich unterwarf. Durch viele Colonien, Beamte und indem nach und nach mehrere Gallische Staaten das Römische Bürgerrecht erhielten, wurde die Herrschaft der Römer in diesem Land immer sicherer. Liberius und Claudius unterdrückten die Religion der Druiden, die sich mehr und mehr nach Britannien zog, wo diese Priester besonders auf den kleinen Inseln an der Englischen Küste ihr geheimnißvolles Wesen trieben, von welchem sich wunderbare und schreckende Sagen im Alterthum verbreiteten. (Ein beliebtes Thema zu Romanen in einer gewissen Periode der Französischen Literatur). Doch traf auch bald die Britannier das Schicksal, von den Römern besiegt zu werden. Nach dem Aussterben der Familie der Cäsaren versuchten die Gallier noch einmal, mit Hilfe der Deutschen wieder ihre Freiheit zu erlangen, aber vergebens. Sie blieben hierauf größtentheils ruhig und wurden nach und nach alle Römische Bürger und völlig rö-

manifest, so daß selbst ihre alte Sprache, die Celtische, durch einen vorbenen lateinischen Provincialjargon verdrängt wurde, doch so, viele Celtische Wörter, besonders als Wurzeln, übrig blieben, woran nachher vermischet mit einigen Fränkisch-Deutschen Worten die jetzt Französische Sprache entstanden ist; denn um 486 bemächtigten sich Franken des größten Theils von Gallien und machten der Römischen Herrschaft in diesem Lande völlig ein Ende. Die eigentliche alte Celtische Sprache lebt noch am reinsten, wiewohl mannigfach geändert und modificirt, in dem Galic der Bergschotten, oder der Erssischen Sprache in Irland, so wie in vielen Wurzeln der lateinischen Sprache; die Celtische Germanische Sprache (der Belger oder Kymbern) in dem heutigen Wallis in Cornwallis und in Niederbretagne. ee,

Gallimathias, so viel als Wortgewirr, Unsinn, Kauderwälsch. Der Ausdruck soll von einem Französischen Bauer, Namens Mathias herkommen, der über einen Hahn, Lat. Gallus, einen Rechtsbanden hatte. Sein Advokat, der vor Gericht nach damaliger Sitte Lateinisch sprach, ließ dabei oft die Worte: Gallus Mathias, der Hahn des Mathias, hören, versprach sich aber einigmal, und sagte Galli Mathias, der Mathias des Hahns. Weil dies nun keinen vernünftigen Sinn gab, so nannte man daher jeden sinnlosen Vortrag einen Gallimathias.

Gallizien oder **Galicien**, eine im Nordwesten von Spanien gelegene Provinz, welche den Titel eines Königreichs führt, meistens ein rauhes, feuchtes Klima, ein bergichtes, in der Mitte unfruchtbares, gegen die See zu aber an Weiden und gutem Wein fruchtbares Erdreich hat, und unter seine bedeutendsten Häfen Corunna und Ferrol zählt. Die Größe beträgt 650 □ Meilen, die Zahl der Einwohner 1,354,000. Der Obrist Cadalhaso schildert in seinen Marokkanischen Briefen diese Einwohner also: „Sie sind, trotz der Unfruchtbarkeit des Bodens ihres Landes stark und arbeitsam, ziehen in ganz Spanien herum, und suchen durch die beschwerlichsten Arbeiten etwas Geld zu verdienen, das sie alsdann mit nach Hause nehmen. Die Haltung ihrer Soldaten ist nicht so glänzend als in den übrigen Provinzen, dafür abhalten sie vortreffliche Mannszucht, und sind durch Strapazen abgehärtet. Geduldig ertragen sie Hunger und Durst, und passen ganz vorzüglich zum Dienst der Infanterie. Mehrere Spanier und Franzosen nennen die Einwohner dieser Provinz die Gasconner Spaniens, und wirklich die Aehnlichkeit, sowohl in Hinsicht auf Lächerlichkeiten als Talent und Geist, zwischen beiden Völkern auffallend.“ Die Hauptnahrung im Lande ist Fischerei und Schifffahrt; in neueren Zeiten hat man Leinwandfabriken. Man zählt hier 7 Städte und 60 Flecken. Darunter zeichnen sich aus Ferrol, la Corunna, Vigo, Orense, Lugo. Berühmt ist S. Jago de Compostella, in dessen Dom der Körper des Apostels Jakob, des Schutzpatrons von Spanien, der hier zuerst den christlichen Glauben gepredigt haben soll, der Sage nach aufbewahrt ist.

Gallo (Marquis von) war Neapolitanischer Botschafter in Wien. Sein König gebrauchte ihn bei den schwierigsten Unterhandlungen während des Revolutionskrieges. Im Monat Mai 1795 wurde er zum Premierminister an Actons Stelle ernannt, lehnte aber diesen Antrag ab. Als der König von Neapel 1797 seine Vermittelung zwischen Oestreich und Frankreich anbot, wohnte Gallo den Conferenzen zu Udine bei und unterzeichnete den 17. Oct. zu Campo Formio den zwischen Ungarn und Böhmen und der Französischen Republik abgeschlossenen Frieden. Er erhielt zur Belohnung den Orden des goldenen Vlieses. Sein Monarch

lernte abermals seine Dienste 1798, 1799 und 1800 in verschiedenen wichtigen Geschäften mit Frankreich. In der Zwischenzeit hatte er einen Kampf mit Acton zu bestehen, dessen System der Strenge er sich widersetzte. Als ernannter Vizekönig von Sicilien erhielt er den Befehl, das selbst nur in Uebereinstimmung mit Acton zu handeln. Gegen Ende des Jahres 1802 ging er als Botschafter des Königs beider Sicilien zur Italinischen Republik und von da nach Frankreich. Bei der Krönung Napoleons zum König von Italien war er im Mai 1805 in Mailand gegenwärtig und gegen Ende Septembers unterzeichnete er einen Vertrag mit Frankreich wegen Räumung des Neapolitanischen von den Französischen Truppen, welcher in dem Augenblick der Unterzeichnung schon gebrochen wurde. Nach der Landung der Russen und Engländer in Neapel nahm er seine Entlassung, mußte aber im Januar 1806, gleich nach der Rückkehr des Kaisers, Paris verlassen. Der König Joachim ernannte ihn wieder zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten, welche Stelle er bis zum Ende der Muratschen Regierung begleitete. Nach der Wiederherstellung des Königs Ferdinand hat er keinen Antheil mehr an der Staatsverwaltung erhalten.

Gallus (Cornelius), aus Gallien gebürtig, war ein Freund Virgils, der seine zehnte Ekloge an ihn richtete, und einer der glücklichsten Elegiendichter, nur von unglücklichem Ausdruck als Tibull und Propertius. Seine Gedichte sind verloren gegangen, denn die sechs Elegien, welche ihm beigelegt werden, sind nicht von ihm, sondern von einem spätern und geringern Verfasser.

Galmel, ist ein steinhaltiges Zinkerz von brauner, gelber, grauer oder weißlicher Farbe, auch ziemlicher Festigkeit und Härte, das aber am Stahle keine Funken gibt. Es ist ein Gemisch von Zinkfall, Zinn und Eisen, auch wohl bisweilen noch Kalkerde und Blei; und kommt nur in Flözen vor. Seine Anwendung ist besonders bei Bereitung des Messings; und in der Arzneikunst wird er vorzüglich wegen seiner trocknenden, zusammenziehenden und heilenden Kraft als fein präparirtes Pulver bei Wunden zum äußerlichen Gebrauch, auch zu Salben, bei Augenentzündungen u. angewendet. Uebriens wird er in Deutschland sowohl (besonders bei Goslar, Aachen und überhaupt in Westphalen), als auch in Spanien, England, Böhmen, Polen und besonders im Herzogthum Limburg häufig gefunden.

Galuppi (Baldassarre), dieser berühmte Tonkünstler wurde Buranello genannt, von Burano, einer Insel bei Venedig, wo er 1703 geboren wurde. Er lernte die Elemente seiner Kunst zunächst bei seinem Vater, nachher in dem Conservatorio degli Incurabili. Der berühmte Lotti war sein erster Lehrer im Contrapunkt. Noch sehr jung war er bereits ein fertiger Clavierpieler und gab Proben seines Genies für die Composition. Er war noch nicht 20 Jahre alt, als er auf dem Theater von Venedig seine erste Oper, *Gli amici rivali*, aufführen ließ. Sie wurde ungünstig aufgenommen; aber Galuppi wurde dadurch nicht abgeschreckt; er war vielmehr bemüht, die ihm vorgeworfenen Fehler für die Folge zu vermeiden. Er machte so reißende Fortschritte, daß er sich in kurzem so zu sagen aller Theater Italiens allein bemächtigte. Er wurde Kapellmeister von St. Markus, Organist mehrerer Kirchen und Lehrer am Conservatorio degli Incurabili. In einem Alter von 63 Jahren, ward er als erster Kapellmeister mit einem Jahresgehalt von 4000 Rubeln, wozu noch freie Wohnung und Equipage kam, nach St. Petersburg berufen. Die erste Oper, die er hier von seiner Composition gab, war *Di-*

done abandonata. Nach der ersten Vorstellung machte ihm die Königin ein Geschenk mit einer goldenen mit Diamanten besetzten Doze und fünf Ducaten, welche, wie sie sagte, Dido ihm in ihrem Testamente legirt habe. Im Jahr 1768 kehrte er nach Venedig in den Schoß seiner Familie zurück, zugleich um seine dortigen Aemter wieder zu verwalten. Vor seiner Abreise von St. Petersburg gab er noch die Oper *Ippolito in Tauris*. Doctor Burney lernte ihn 1770 in Venedig kennen, er war noch voll Thätigkeit und Phantasie, Vater einer zahlreichen und blühenden Familie und setzte seine Arbeiten ohne Unterbrechung bis an sein Tod fort, welcher im Januar 1785 erfolgte. Man behauptet, daß sein Geist, Geschmack und Ideenschwung, welche er in seinen letzten Opern und Kirchenmusiken entfaltet, alles, was er früher herausgegeben, weitem übertriffe. Einzelne Mängel in Ansehung der Reinheit der Composition werden durch die Originalität der Ideen und die Schönheit der Melodien hinlänglich aufgewogen. Seine Opern, deren Zahl sich nahe auf 30 beläuft, gehören fast alle zur komischen Gattung, die er besonders liebte, und in der er unerschöpflich an Wendungen und Einfällen war. Aber auch seine heroischen Opern und seine Kirchencompositionen enthalten Arien und Chöre voll Feuer und Ausdruck. Gedruckt ist von nichts als der Clavierauszug von der Oper *Il modo alla rovescia* und Symphonien.

M.

Galvani (Alonissus), geb. zu Bologna im J. 1737, studirte mit Erfolg die Medicin, und trat mit Auszeichnung in diese Laufbahn, indem er eine Theses über die Natur und Bildung der Knochen vertheidigte. Bald darauf bekam er den Auftrag, die Anatomie in dem berühmten Institut seines Vaterlandes zu lehren, und gab ein Memoire über die Blutgefäße der Vögel heraus, welcher Gegenstand um so interessanter ist, da dieselben keine Urinblase haben. Der Beifall, den diese Schrift erhielt, führte ihn zu dem Entschlusse, die vollständige Physiologie der Vögel zu bearbeiten; allein er beschränkte sich auf eine Untersuchung ihrer Gehörwerkzeuge, die bei ihnen so zart gebaut sind. Er entdeckte zuvörderst einen Gehörkanal und eine knöcherne Höhle, die er mit dem Namen Vestibulum belegte. Der Zufall führte ihn hierauf zu der Entdeckung mehrerer Phänomene, die einen neuen Zweig der medicinischen Physik bilden und von den Gelehrten nach ihrem Erfinder Galvanismus genannt worden sind. (S. d. folg. Art.) Auf einer Reise, die er nach Neapel, Nigaglia und Rimini machte, war er auch so glücklich, die den Krampfen eigenthümliche Electricität zu ergründen, und schrieb eine gelehrte Abhandlung darüber. Der Akademie von Bologna hat er in Manuscript eine Denkschrift über die Wirkung des Opiums gelassen. Einfach seinen Sitten und Wünschen und mit einem natürlichen Hang zur Melancholie, mied er zahlreiche Gesellschaften. Der Verlust seiner geliebten Gattin machte ihn trostlos. Er zog sich aufs Land zurück, um in seinem Schmerz nicht gestört zu werden, vries ihre Tugenden in ruhenden Versen und starb nicht lange darauf den 5. Dec. 1798. In Rom wurde eine Medaille mit seinem Bildnisse geschlagen. Sein Nefse Camillo Galvani hat Buffons Naturgeschichte im Auszug herausgegeben und ist der Verfasser einer Schrift über den Phosphorstein von Bologna.

Galvanismus. In dem Hörsale Galvanis zu Bologna stand eine Electricitätsmaschine, aus welcher einer seiner Zuhörer zufällig auf ungehörige Weise Funken lockte, während ein anderer einen Frosch präparirt und die Schenkelnerven desselben entblößt hatte. Bei jedem Funken gerieth der Froschschenkel in Zuckungen. Galvani glaubte in dieser sonder-

Volta und damals ganz neuen Erscheinung einen Fingerzeig zu sehn, daß die Electricität das Mittel sey, welches die Muskel-Bewegung hervorbringe. Er verfolgte daher diese Versuche mit präparirten Fröschen eifrig, versuchte auch atmosphärische Electricität auf sie einwirken zu lassen, wiederholte die Versuche, welche glückten, mit präparirten Muskeln anderer, zum Theil lebender Thiere, und zog aus allen diesen Versuchen folgendes Endresultat: Jeder Muskel des thierischen Körpers sey eine elektrische Batterie im Kleinen, und jede Muskelfaser stelle eine kleinste Flasche vor, deren Innerem die Nervenfasern Electricität zuführen. Diese Electricität werde während des lebenden Zustandes ununterbrochen in dem Gehirne erzeugt, ströme von dort durch die Nerven dem Innern der Muskeln zu, und lade sie, welche Ladung sie auch nach Tödtung des Thieres eine Zeit lang behalten sollen. Werden die äußern Theile des Muskels und der Nerve durch einen oder mehrere die Electricität leitende Körper in Verbindung gesetzt, so entlade sich diese thierische Electricität; und so wie eine gläserne Verstärkungsflasche beim Entladen erschüttert werde und töne, so komme auch der Muskel durch das Entladen zum Zucken. Galvani nannte daher das Wirkungsmittel in diesen seinen Versuchen thierische Electricität, und machte sie zuerst im J. 1791 in seinem Werke über die Muskel-Bewegung bekannt. Der berühmte Physiker Volta aus Como, Professor der Physik zu Pavia im Mailändischen, zeigte indes bald durch entscheidende Versuche, daß Galvani durch vorgefaßte Meinung und unvollständige Versuche verführt, eine völlig unhaltbare Lehre aufgestellt habe, und daß es keine thierische Electricität gebe, wie er sie sich gedacht hatte. Sind Nerve und Muskel des präparirten Frosches ganz rein und blutleer, und setzt man sie durch einen Metallbogen, der durchgängig gleichartig ist, mit einander in Berührung, so erfolgt keine Zuckung, obgleich auch in diesem Falle die thierische Electricität des Muskels entladen werden müßte. Wenn man dagegen zwei Stellen des entblößten Nerven mit verschiedenartigen Metallen berührt, z. B. mit Silber und mit Eisen, so erfolgt im Augenblicke, in welchem man diese in Berührung setzt, heftige Muskelbewegung; indes sie nach Galvanis Theorie in diesem Falle nicht erfolgen sollte, da man bloß zwei Stellen des Leiters, der zum innern Besitze der Muskeln führt, in leitende Verbindung gesetzt hat. Eben so erfolgen Zuckungen, wenn der entblößte Muskel mit dem einen, und eine Stelle des Nerven mit dem andern der beiden verschiedenartigen, einander berührenden Metalle berührt werden. Aus den verschiedenartigen Metallen schien daher das Agens in diesen Versuchen zu entspringen, und dem zu Folge nannten einige dieses Agens Metallreiz. Es gelang indes Hrn Volta, darzuthun, 1) daß, wenn man durch den Nerven eines frisch präparirten Froschenkells Mengen von Electricität durchströmen läßt, welche viel zu klein sind, um das empfindlichste Electrometer in Bewegung zu setzen, der Schenkel durch sie in heftige Zuckungen versetzt wird; und 2) daß, so oft zwei verschiedenartige Metalle mit einander in Berührung gebracht werden, durch diese Berührung ihr elektrisches Gleichgewicht aufgehoben, und das eine positiv, das andere negativ electrisch wird. Und daraus schloß er mit Recht, die, durch zwei verschiedenartige sich berührende Metalle erregte, Electricität sey es, welche bei ihrem Durchströmen durch den entblößten Schenkelnerven des Frosches diesen in Zuckungen bringe, so lange die Reizbarkeit des Froschpräparats nach dem Tode noch nicht ganz erloschen ist. Galvanis vorgebliche thierische Electricität, oder was anders Galv

bald man genannt hatten, sey also nicht anders als Electricität
 auf eine neue, die dahin ganz unbekante Art nämlich in der Ver-
 bindung zweier verschiedner Metalle, oder überhaupt zweier ver-
 erregt. Als nämlich Electricität in jeder aus der so eben
 Name sey sie Verdä. so fruchtig die höchste Electricität erregen in ihrer
 Verbindung Zink und Silber, daher man diese Metalle oder in
 Verbindung des Silber Zink und Kupfer, zu Erregern bei den ge-
 wöhnlichen Versuchen zu gebrauchen pflegt. Die Wirkungen zu welchen zu
 solche Erregern dienlich, machen den ersten Galvanismus
 aus. Der Entdecker des verdä. Galvanismus ist Volta
 nimmt man mehrere Paare so. der Erregern, z. B. Zink und Kupfer
 platten von gleicher Größe wo in jedem der Zink nach einerlei Seite,
 1) unten das Kupfer oben liegt und deut aus ihnen eine Säule auf, in
 dem man jedes Plattenpaar von dem nächsten folgenden durch einen por-
 zellan in Salzwasser oder in sehr verdünnter Säure getauchten Körper, (z.
 B. Platten von Zinn oder Zink) trennt, so zeigt sich solche Säule an
 den Enden in dem Grade in welchem der Plattenpaare mehrere sind, stär-
 kere electricische Spannungen als ein einzelnes Plattenpaar, z. B. ein
 Säule von 100 Plattenpaaren an dem Zinnde eine 100 Mal stärkere po-
 sitive, und an dem Kupfende eine 100 Mal stärkere negative Electricität
 als ein einzelnes Plattenpaar. Man nennt eine solche Säule die
 electricische Säule, oder zur Ehre ihres Entdeckers die Volta-
 sche Säule. Dem Apparate lassen sich noch andere Verhalten geben
 dahin gehören der Vescher. Apparat, der galvanische Trog. Vi-
 goret, der Zellen. Apparat u. d. m. Man hat sie in außer-
 ordentlichen Größen anfertigt, z. B. von 1000 Plattenpaaren
 Zink und Kupfer; auch von sehr großer Größe, z. B. von 8
 Quaren 2 Fuß hoch und 2 Fuß breiter Zink und Kupfer Platten
 Volta nennt alle diese Apparate Electricität; andere jedoch
 galvanische Batterien genannt. Sie geben eine wenig
 überaus großer Wirkungen electricer, chemischer und physiko-
 logischer Natur, doch würde nicht bloß unsere electricen, sondern
 auch unsere chem. den Kenntn. in den letzten 10 Jahren ansehnlich
 sich erweitert werden sind. In der Physiologie hat man zwar anfangs
 sich alle Wirkungen deren Ursachen wir nicht können dem Galvanismus
 zugeschrieben, welche Fortschreitungen hat indes diese Wissenschaft durch
 die bis jetzt nicht mehr erhalten. Wer sich von diesen wundervollen
 Wirkungen und ihren Ursachen ein ge. Kenntn. zu verschaffen will
 muß sie aus den Lehrbüchern der Physik schöpfen und wir können das
 als das klarste und gedächtniswürdige Mittel zu Grundriß der Naturlehre
 betrachten. Hier können wir einige der vorzüglichsten an
 gedenken werden. Die electricische Spannung selbst einer Säule von
 100 Plattenpaaren ist so gering, daß das nicht leitende Oberflächchen
 womit der menschliche Körper bedeckt ist, wenn es trocken ist ihre Ein-
 wirkung nicht abzuhalten. Berührt jemand die beiden Enden
 1) trocknen Händen so empfindet er nichts. Hat er die
 2) nassen Hände gemacht, und berührt mit dem einen Han-
 3) den das Kupfrende der Säule so erhält er eine
 4) der die Handwurzel hinüber geht. Hat er beide Hände
 5) electric gemacht, sagt mit ihnen große Wirkungen, un-
 6) die beiden Enden der Säule, so geht die Säule die
 7) und er ist unvorwiegend die Wärme. In solchen Fällen
 8) man das eine Ende der Säule mit einem Zettel des Kupfers in Verbindung

Während man mit nasser Hand das andere Ende der Säule berührt, so sieht man Blitze vor den Augen und fühlt auf der Zunge einen Geschmack. Führt man von den beiden Enden der Säule Gold- oder Platindrähte in ein Gefäß mit Wasser, so wird das Wasser sogleich in die beiden gasförmigen Körper zerlegt, aus denen es besteht. Haben die Platten große Oberflächen, und ist die Anzahl der Platten nicht unbedeutend, so entsteht in dem Augenblicke, in welchem man die beiden Enddrähte mit einander in Berührung bringt, eine so ungeheure Hitze, daß sehr kleine Metallmassen, z. B. Gold- und Silberblättchen, Eisen- und selbst Platindrähte, dadurch nicht bloß geschmolzen, sondern selbst mit dem hellsten, zum Theil farbigen Lichte verbrannt werden. Kohlenstreifen lassen sich auf diese Art unter Wasser weißglühend machen. Durch die Kraft mächtiger galvanischer Apparate sind von Davy in London zuerst die Alkalien und Erden zerlegt, und die Metalle, aus denen diese Körper bestehen, dargestellt worden u. d. m.

Gama (Vasco da). Das große, für den Gang des Handels, und selbst für die Cultur und die Staatsverhältnisse Europa's hochwichtige Ereigniß der Entdeckung des Seeweges nach Ostindien, führt dem Namen des Mannes, der zuerst diesen neuen Handelsweg zu Indiens Schätzen befuhr und den ersten Grund zu Portugals Handelsmacht in dem Indischen Meere legte, seine weltgeschichtliche Wichtigkeit. Vasco da Gama ward geboren zu Sines, einer kleinen Seestadt in Portugal, und stammte aus einem edlen Geschlechte. Als der Schüler Heinrichs des Seefahrers, dessen Kenntnissen und warmem Eifer Portugal seine glänzendste Zeit verdankte, König Emanuel der Glückliche, den Thron bestiegen hatte, übernahm er mit dem Erbe der Herrschaft auch die von seinem Vorfahr, Johann dem Zweiten, eifrig vorbereitete Ausführung des großen Gedankens, um das Vorgebirge der guten Hoffnung, das Bartholomäus Diaz im Jahre 1486 entdeckt und glücklich umschifft hatte, nach Indien zu reisen. Im zweiten Jahre seiner Regierung rüstete er vier, nur mit 160 Soldaten und Seelenten bemannte, Schiffe aus, zu deren Befehlshaber er Vasco da Gama ernannte, dessen Muth und Klugheit schon lange erprobt waren. Emanuel übergab ihm feierlich die Fahne, die er mitnehmen sollte; es war das Kreuz des Christordens, dessen Großmeister Heinrich der Seefahrer gewesen, darauf gestützt. Vasco schwur auf die Fahne seinen Eid. Am 9. Juli 1497 bestieg er das Admiralschiff, das den Namen des heiligen Gabriel führte und 120 Tonnen hielt. Vasco's Bruder, Paul, hatte den Oberbefehl über das zweite, und Nikolaus Coelho über das dritte Kriegsschiff. Das vierte, eine Bark mit Lebensmitteln, führte Gonzalo Nunes, ein Diener Gama's. Am 20. November umschifft Gama das Vorgebirge der guten Hoffnung, in den ersten Tagen des Jahres 1498 kam er an die Ostküste von Afrika, und am 1. März lief er in den Hafen von Mozambique ein, wo seine Mannschaft in große Gefahr gerieth, als verlautete, daß die ankommenden Fremdlinge Christen wären. Sein Geschick rettete ihn. In Mombaza ward er eben so feindlich behandelt, aber desto freundlicher nahm ihn der König von Melinde auf, der ihm versprach, mit den rückkehrenden Schiffen einen Gesandten an den König von Portugal abzuschieken. Der Admiral nahm von Melinde einen, der Schifffahrt sehr kundigen, Muhammedaner aus Guzerat und einen erfahrenen Piloten mit, und gerade auf die Küste von Malabar steuernd, kam er im Mai, zu Anfang

des Winters dieser Weltgegend, in Kalkut an, wo der mächtig herrscher des Landes, den man Zamorin, d. i. Oberkönig oder Ober, nannte, seinen Sitz hatte. Die Stadt war von Hindus bewohnt und wurde sehr häufig von Muhammedanischen Kaufleuten besucht. Als Gama dem Fürsten Nachricht von seiner Ankunft gegeben, schickte dieser ihm einen kundigen Piloten, um die Fremdlinge in den Hafen zu bringen. Die Portugiesen stiegen ans Land, da gesellte sich ihnen Maure aus Tunis, Namens Monzaide, zu, der erst seit kurzem in Kalkut wohnte, und in Spanischer Sprache sich mit ihnen unterhaltend, seine Freundschaft sie versicherte. Er hielt Wort, und eröffnete dem Fürsten, die Fremdlinge gehörten zu einem tapfern und mächtigen Volk fernem Abendlandes, das Freundschaft mit ihm anknüpfen und mit ihm Unterthanen Handel treiben wollte. Am dritten Tage nach seiner Ankunft ward Gama durch einen Katual (Befehlshaber) zu dem Fürsten eingeladen. Er ging mit 12 seiner Gefährten, und gab seinem Bruder Paul Befehl, die Nachricht von der glücklichen Entdeckung nach Portugal zu bringen, wenn er selber in dem fremden Lande umkommen sollte. Vasco und Zamorin's Abgeordnete wurden in Tragesesseln (Malakki) von schnellfüßigen Malabaren leicht und sicher getragen. Der Fürst, auf einem prächtig geschmückten Lager ruhend, empfing den Portugiesen freundlich, und nahm das Schreiben des Königs Emanuel aus Vasco's Hand. Diese günstige Aufnahme machte die muhammedanischen Kaufleute besorgt, welche sich in dem Lande des Zamorin niedergelassen hatten, und in den lähnen Fremdlingen gefährliche Gröber ihres Handels finden fürchteten. Sie erweckten Argwohn bei dem Fürsten, in dem sie die Besorgnis äußerten, daß die Fremdlinge, die bittend sich näherten, bald mit Waffenmacht sein Land angreifen würden. Man redete ihn sogar; die verwegenen Seefahrer wären Räuber, aber nicht Abgesandte. Der Zamorin verrieth diesen Verdacht laut, als Gama wieder vor ihm erschien. Der Portugiesische Befehlshaber antwortete mit so viel Würde und Festigkeit, daß der Fürst überrascht ihn anhöre und dem großherzigen Fremdlinge mehr, als den Einflüsterungen seiner Rathgeber traure. Er bat den Portugiesen, auf seine Schiffe zurück zu kehren, und versprach, unterdessen eine befriedigende Antwort an den König Emanuel zu entwerfen. Aber Gama's Feinde machten einen neuen Anschlag, als sie sahen, daß die Fremdlinge der ersten Schlinge glücklich entkommen waren. Sie nahmen sieben Portugiesen gefangen, und durch die Bitten, noch irgend eine gelinde Maßregel konnte sie bewegen, die Gefangenen frei zu lassen. Einige Fischerkähne der Eingebornen gingen indes in die See. Da ließ Gama Jagd auf sie machen, und zwanzig derselben wurden gefangen. Darauf ließ er sogleich die Segel aufziehen, ob er hätte abreißen wollen. Dies wirkte. Der Zamorin schickte die Gefangenen zurück, und die Nachstellungen, welche die Portugiesen durch seinen Unterthanen erfahren hatten, entschuldigend, sandte er dem Oberbefehlshaber den Brief an den König Emanuel. Gama reiste ab. Monzaide, der in Portugal ein Christ werden wollte, begleitete ihn freiwillig, und wider Willen mußten einige der gefangenen Indianer mit ihm reisen, denn nicht alle wurden zurückgegeben, damit man diesen Fremdlingen die Heimath zeigen könnte. Ehe aber Gama aus dem Indischen Meere segelte, ließ er durch Monzaide dem Zamorin schreiben, er wolle die Gefangenen nicht aus Rache für die erlittenen Kränkungen entlassen, sondern sie sollten gleichsam ein Unterpfand seyn, daß er eines Tages mit ihnen zu Indiens Küsten zurückkehren werde, wenn sein Kö-

sie gesehen und aus ihrem Munde genauere Nachrichten von ihrer Heimath erhalten hätte, wogegen sie ihrem Fürsten Kunde von Portugal bringen könnten. Auf der Rückkehr besuchte Gama wieder den König von Melinde, den ersten Bundesfreund der Portugiesen im Morgenlande, der die Fremdlinge auch dies Mal wohlwollend aufnahm. Nikolaus Coelho segelte den übrigen Schiffen voran und erschien zuerst im Hafen von Lissabon, wo bald nachher auch Vasco da Gama einlief, als er seinen Bruder Paul, der an einer Krankheit gestorben war, auf der Insel Terceira begraben hatte. Zwei Jahre und zwei Monate hatte er auf seiner Reise zugebracht, und von 160 Gefährten, die er mitgenommen, kehrten nur 55 mit ihm zurück. Nach seiner Ankunft in der Hauptstadt brachte er eine ganze Woche mit Andachtsübungen in dem Kloster zu, welches der Infant Heinrich erbaut hatte. Der König sandte einige der ersten Männer von seinem Hofe zu ihm, um ihn begrüßen zu lassen, und als Vasco darauf seinen festlichen Einzug in die Stadt hielt, wurden ihm zu Ehren allerlei öffentliche Lustbarkeiten angestellt. Emanuel ertheilte allen Gefährten des kühnen Seefahrers würdige Belohnungen, und Vasco selber erhielt für sich und seine Nachkommen den Ehrentitel Dom, die Würde eines Admirals der östlichen Meere und 3000 Dukaten Einkünfte; ein Theil des Reichswapens ward in sein Geschlechts wapen gesetzt, und ihm erlaubt, bei jeder Reise nach Indien 200,000 Cruzados auf eigenen Gewinn einzulegen. Einige Zeit nachher verlieh er ihm noch die Würde eines Grafen von Vidignera. Der Erfolg dieses Unternehmens war so glücklich und versprach so glänzende Vortheile, daß alle Gegner der Entdeckungreisen umgestimmt wurden, und bald nach Gama's Rückkehr sandte der König Emanuel ein neues Geschwader von 13 Segeln unter Pedro Alvarez Cabral nach Indien. Es wurden Bündnisse und Handelsverträge mit Indischen Fürsten abgeschlossen, und Cabral's Geschwader kam, so wie ein kleineres unter Juan Coelho, mit reichen Waarenladungen nach Portugal zurück. Es erwachte nun unter allen Ständen der regeste Eifer, bei dem Handel nach Indien zu gewinnen, und der Hafen von Lissabon füllte sich immer mehr mit fremden Schiffen, welche die Waaren des Morgenlandes abholten. Der König rüstete ein neues Geschwader von 20 großen Schiffen aus, mit welchen Vasco da Gama, der den Oberbefehl über dieselben erhielt, im März des Jahres 1502 zum zweiten Male nach Indien reiste. Als er auf dieser Fahrt den König von Niloa, der bisher die Portugiesischen Seefahrer feindlich behandelt hatte, zinsbar gemacht hatte, steuerte er gegen die Indische Küste, wo er die durch Cabral geschlossene Verbindung mit den Königen von Kanavor und Kochin, welche gegen den Zamorin aufgebracht waren, noch mehr befestigte. Der Zamorin hatte seit Gama's erster Reise seine feindseligen Gesinnungen gegen die Europäer noch auffallender verrathen, und es waren zwei Jahre vorher, während Cabral's Anwesenheit in Indien, 40 Portugiesen in Kalkut getödtet worden, als das Volk, durch die Räube der Muhammedaner aufgereizt, das Faktoreihaus der Fremdlinge stürmte. Vasco da Gama, der schon gleich bei seiner zweiten Ankunft in dem Indischen Meere Gelegenheit gefunden hatte, durch Verbrennung eines Arabischen Schiffes Rache zu üben, beschloß, den Zamorin noch härter zu züchtigen. Er erschien an der Küste von Kalkut, und die friedlichen Vorschläge des bestürzten Königs nicht achtend, griff er die Schiffe an, welche im Hafen lagen, und ließ die Stadt beschießen. Die Kugeln seines Geschüßes verbreiteten Schrecken und Verwüstung in der Stadt. Zugleich ließ er mehr als dreißig gefangen

ne Kraber an die Segelstangen aufhängen, schloß darauf die abgestenenen Köpfe, Hände und Füße derselben dem Könige, und ließ die stümmelten Leichname ins Meer werfen, damit die Wogen auch zu Ufer brächten. Als er diese Rache genommen, besuchte er mit seinem Geschwader den verbündeten König von Kochin, wo er Abgeordneten in der Nachbarschaft wohnenden Anhängern des christlichen Glaubens, den sogenannten Thomaschristen, erhielt, welche ihn Schutz und Beistand gegen die Heiden baten. Während er in Kochin beschäftigt war, Waaren zu laden, erschien vor ihm ein angesehenes Bramine, von zwei Verwandten begleitet, und verrieth den Wunsch, ihm nach Portugal zu reisen, um sich im christlichen Glauben unterrichten zu lassen. Einige Tage nachher mußte der Bramine den Portugiesischen Anführer durch scheinbare Gründe zu überreden, daß durch seine Vertelung die Streitigkeiten der Portugiesen mit dem Zamorin vorthell aufgeglichen werden könnten. Gama ließ sich desto leichter täuschen, der Bramine seinen Sohn und seinen Neffen ihm als Unterpfänder seiner Aufrichtigkeit übergab. Er übertrug den Oberbefehl über das Geschwader einem erprobten Anführer, und segelte mit dem größten seiner Schiffe und einer Karavalle nach Kalekut, mit der Hoffnung, sich unterwegs Vincent Sodre, der die Abgeordneten der Indischen Christen in ihre Heimath zurückgebracht hatte, zu vereinigen. Der Bramine stieg aus Kallicut unter dem Vorwande, die Unterhandlung mit dem Zamorin einzuleiten, und um die Portugiesen desto sicherer zu machen, kam er einige Mal mit Vorschlägen und Antworten zurück. Eines Tages aber erschienen plötzlich hundert wohlbewaffnete Fahrzeuge, umringten das Schiff des betagten Gama, und versuchten kühn, es zu verbrennen. Aber schließlich ließ Gama die Ankertaue kappen, und als er sich von dem Brandschiff losgemacht hatte, blieb dieses unter den feindlichen Fahrzeugen zurück, welche, während sie auszuweichen suchten, in eine Unordnung gerieth, die das Geschick der Portugiesen noch vermehrte. Vincent Sodre, der bei Gama's Ankunft eben abgesehelt war, kam auf des Admirals Befehl zurück, und die vereinten Geschwader machten einen tapfern Angriff auf die Feinde, die nach einigem Verluste entflohen. Im Angesichte der Sturme wurden die Geißeln, welche der verrätherische Bramine gegeben, an die Segelstangen aufgehängt, und darauf die Leichen in eine Barke gelegt mit einem Briefe an den Zamorin, worin man ihn bat, dies Geschwader zum Danke für die List seines Boten anzunehmen. Gama kehrte alsdenn nach Kochin zurück, und als er dort eine Faktorie eingerichtet hatte, segelte er mit zehn Schiffen nach Kananor. Das Geschwader des Königs von Kalekut, aus 29 Schiffen bestehend, kam ihm entgegen. Man erwartete sich zum Kampfe. Gama ließ die leichtesten Schiffe gegen zwei feindliche Fahrzeuge, die sich von den andern entfernt hatten, voransegeln, und es wurden diese so muthvoll angegriffen, daß sie fast schon in der Gewalt der Portugiesen waren, als der Admiral mit den andern Schiffen ankam. Die übrigen feindlichen Schiffe flohen. Unter der reichen Beute, welche die Portugiesen mit den beiden eroberten Fahrzeugen gewannen, war auch ein berühmtes Bild aus lauterem Golde, mehr als 30 Pfund schwer, von abenteuerlicher Gestalt; die Augen waren zwei Smaragde, auf der Brust blühte ein Rubin von seltener Größe, und der goldene Mantel, der das Bild zum Theil bedeckte, war mit Edelsteinen besetzt. Der siegreiche Gama trat darauf die Rückreise nach Lissabon an, wo er mit reich beladenen Schiffen ankam. Bei seinem feierlichen Einzuge ward in einem silbernen Becken der Tribut des Beherrschers von

Alles was ihm vorgetragen, wogauß Abtß Emanuel das höchste
 Wohlwollen zu zeigen ließ, welche er dem prächtigen Kloster zu Vila
 (Bischöflich) bewies, das er, statt der von Friedrich dem Dritten zu
 erhaltenen kleinen Kapelle, erbaute, um das Gedenken des großen Vaters
 des des neuen Kaiserthums zu verewigen. Franz de Siveida
 und der große Bischof de Vila waren die ersten Portugalsische Könige im
 Jahre vierzig befehligt, als der ehrenvoll erstante Vasco de Gama von
 Emanuel Nachfolger, jedoch dem Dritten, noch ein Mal auf den
 Schauplatz seiner ruhmreichen Thaten gerufen ward, wo, was er gelehrt
 hatte, schon seine Früchte trug. Es sollte als Vorkrieg die Verwahn-
 lung der Aufbegehler überwinden, welche schon vom Portugalsischen
 Reichthum bis zu den Portugalsischen Inseln trieben. Der die
 Welt beherrschte dem Reichthum des Abtes, und schenkte reichlich, daß er
 nicht aus Ingrit stocherunglichen Abtß, nicht aus heiligem Eifer
 die Stelle angenommen hätte, daß er Vorkrieglich handhaben und des
 Abtes Abtß beschreiben, daß er in der Wahl der Premier nicht irrt
 Verwundern und Freunde, sondern des Abtes treue Diener und jeden
 verdienstvollen Mann vorziehen, und sein Reichthum verewigen
 sollte. Solche Schwärze, sagt Roderic de Sousa, gleichen gewis
 die Schwärze, welche von der Nacht ausgeht und sich verewigen
 kann, wenn die Nacht vorüber ist. Aber Vasco gab ein Antwortwort, daß
 er in der kurzen Zeit seiner Verwaltung nicht irrt. Er trieb
 ein reiches Reichthum von 16 Jahren im Jahre 1522 aus Portugal,
 nach nicht ganz glücklichem Zuge, auf welcher ein geheimer Eifer
 unterlag, fern er in das Meer von Lambora. Die See war ruhig,
 es herrschte stillige Windstille, da sangen die Seevögel anzu kommen
 zu. Alle stellten sich los verloren, jeder wollte sich retten, aber Vasco
 de Gama erkannte daß diese sonderbare Bewegung des Meeres die Wun-
 dung eines Erdbebens war. Ward gelacht, Freunde, Ward gelacht,
 das er unerschrocken mit lauter Stimme: freud euch und laßt anbelogen
 das Meer erhebt sich, weil es euch redet. — Der Vorkrieg betrachtete
 die glück und seinen Anstand einige Preise Aufbegehler, und traf reich-
 liche Verfügungen zum Eifer der beiden und zur Erhaltung des Reichthums
 der Portugalsischen Väter unter den Eingebornen, aber mitten unter
 den Eifer, welche seine Reichthum erkannte, als er schon drei Wun-
 dung sich selbst verewigen hatte, erlag er den Eifer des Meeres, und
 am 24. December 1524 starb er zu Goa. A.

Gamba (Ital. Viola di Gamba. Franz. auch Bass de Viola ge-
 hant), Viola Orgel, ein Cittern-Instrument, dessen Bauart, Ton
 und Behandlung viel Ähnlichkeit mit dem Violoncell hat, nur daß der
 Bass tiefer, wohl auch tiefer Cittern sich befindet; die Stimmung aber
 bei Höhe nach der Tiefe ist: D, G, o, o, a, d. Es ist zuerst in Eng-
 land angekommen (daher auch die Engländer wegen ihres hohen Rufs
 aber in Italien, Franz
 besonders bei den Franz
 it. Bei Concerten die
 ng des Basses; allein,
 heiten gegeben hat, ist
 einer der bedeutendsten
 elle (s. Seite). Von
 esen Namen führt, auch

*) Acta portugalia (Lisbon, 1668. Fol.) Bd. I. S. 120

gibt es eine besondere Art von Clavier unter dem Namen **Gamwerk** oder **Geigen-Clavicymbel**, wo mittelst eines angelegten Rades zehn bis zwölf kleinere Räder, welche mit Pergament überzogen und mit Colophonium bestrichen sind, in Umtrieb gesetzt, und durch die mit denselben in Verbindung stehenden metallenen Saiten oder gelind, je nachdem man das Clavier anschlägt, angegeben, und eben die Art, wie die Saiten der Violine von dem Bogen, bestrichen werden; daher auch der Name Geigenwerk. Der Erfinder war zu Anfange des siebzehnten Jahrhunderts **Hans Hayden**, ein Nürnbergischer Tonkünstler (gest. 1613), welcher auch über die Verfertigung selbsten ein Privilegium vom Kaiser Rudolph II. erhielt. Nachher (ungefähr ums Jahr 1750) von **Matth. Risch** zu Ilmenau wieder gleichen Instrumente gefertigt worden.

Gambia oder **Gambra**, ein großer Fluß in Afrika, der sich den westlichen Ocean ergießt und 150 geographische Meilen aufwärts größere Fahrzeuge schiffbar ist. Doch ist er in der Regenzeit vom Juli bis December so reißend, daß man ihn nicht befahren kann. Er entspringt unter dem 9° L. und 11° Br. aus den großen Gebirgen, welche auch Senegal seine Quellen geben, und fließt erst nordwestlich, dann westlich. Fregatten von 40 Kanonen können ihn 42 geographische Meilen hoch befahren. Die Engländer sind auf diesem Flusse im Besiz des Alleinbels, und haben an demselben mehrere Forts und Faktoreien. Unerstern ist **St. James** an der Mündung das wichtigste.

Ganerben (von dem alten Wort **Gan**, gemein, und **Erben**, d. i. Herren) hießen in dem mittleren Zeitalter, besonders in den Zeiten des Faustrechts, diejenigen Familien, welche sich zur gemeinschaftlichen Beschützung und Vertheidigung ihrer Güter in einem gemeinschaftlichen Schlosse (**Ganerbensschloß** oder **Haus**) vereinigten, wobei sie gleich unter einander über den Mitbesiz jener Güter übereinkamen, ihre Gränzen bestimmten, welche Verträge dann der **Burgfriede** genannt wurden. In der Folge, als nach und nach das Faustrecht aufgehört, erloschen auch allmählich die **Ganerbüade**, und nur in einigen Gegenden bezeichnet der Name **Ganerbe** einen Miterben oder Mitbesizer mit andern an einem Gute Antheil hat.

Gang (Bergbau) ein; ist eine aus flächenähnlichen Spalten bestehende besondere Lagerstatt der Fossilien, welche mit einer von der Gebirgsmasse mehr oder weniger verschiedenen, in Lagen getrennten Masse angefüllt ist, deren Breite im Verhältniß gegen ihre Ausdehnung in Länge und Tiefe sehr gering ist, und die zwar in den Gebirgsmassen, wo sie jederzeit unter gewissen Winkeln durchschneidet, vorkommt, aber nicht unmittelbar zu denselben gehört, auch auf eine ganz verschiedene Art ihr Daseyn erhalten hat. Die Entstehung dieser Benennung wird durch die Wahrnehmung jener Spalten auf der Oberfläche der Gebirge veranlaßt, indem der Bergmann wissen wollte, ob und wie weit sich dieselben ins Innere des Gebirges erstreckten. Zu diesem Behuf machte sich auf einer dergleichen Lagerstatt einen horizontalen unterirdischen Eingang, jetzt ein Stollen genannt, in das Gebirge, und nannte nun von diesem Eingange die mit fremdartigen Massen angefüllten Spalten einen **Gang**. Die Länge und Leufe oder Tiefe eines Ganges stehen jederzeit mit einander in einem gewissen Verhältnisse, so daß man fast mit Gewißheit von der einen auf die andere schließen kann; doch ist die Länge meistens größer als die Leufe, und zuweilen außerordentlich beträchtlich. Dehnen sich aber die Gänge sowohl in der Länge als

auch in der Tiefe nur wenig aus, so heißen sie in diesem Falle *Stauseelaufer*. Die Mächtigkeit der Gänge steigt von ungefähr $\frac{1}{2}$ Zoll bis zu 2, 3, 4, 14, 18, 20 bis 30 Fächtern. Ist die Mächtigkeit der Gänge schmaler als $\frac{1}{2}$ Zoll, sie mögen ausgefüllt oder unausgefüllt seyn, so werden sie in Sachsen nicht ganz schicklich *Klüfte* genannt. In Ungern heißt ein jeder Gang, der unter einer Elle mächtig ist, eine *Kluft*. Uebrigens verhalten sich die Klüfte in allen Strichen wie die Gänge. Es kommen auch Fälle vor, wo bei den Gängen eine noch größere Mächtigkeit, als oben angegeben ist, Statt findet; aber dann ist dieses gewöhnlich nicht ein Gang, sondern es sind mehrere, die zusammenstoßen, und entweder parallel mit einander fortlaufen, d. h. nahe liegende Nebengänge (*Gefährten*) haben, oder sich mit einander schleppen, d. h. nur eine Strecke mit einander fortlaufen, und sich dann wieder trennen. Die Mächtigkeit eines Ganges wechselt bei den meisten gar häufig ab. Die Ursache davon liegt theils in hinzukommenden Klüften, theils im Verschieben des Hangenden und Liegenden bei hier und dort etwas gebogenen Spalten, wodurch an solchen Stellen zuweilen Concavität auf Concavität und Convexität auf Convexität kam, theils in Gesteinswänden, welche aus dem Hangenden sich herein gezogen und sodann über einander geschoben haben. Wo sie sich losgezogen haben, muß der Gang mächtiger, wo sie sich hingesezt haben, schmaler geworden seyn. Im erstern Falle sagt der Bergmann: der Gang *thut sich auf*; im letztern: der Gang *ist verdrückt worden*. Um seine Lage und Richtung zu bestimmen, hat die Bergmannssprache eigene Ausdrücke. Man stellt sich hiebei die Gänge als gerade Flächen vor, ohne auf die Krümmungen, die sie gewöhnlich machen, Rücksicht zu nehmen. Sehr selten liegen diese Flächen ganz horizontal, oder in der Bergmannssprache *söhlig*; gemeinlich sind sie mehr oder weniger gegen den Horizont geneigt, und diese Neigung derselben nennt man ihr *Fallen*. Man bestimmt dieses nach dem Winkel, welchen die Fläche des Ganges mit einer horizontalen oder söhligen Fläche bildet, und mißt dieselbe mit einem Quadranten oder Gradbogen. Ist nun dieser Winkel klein, d. h. von 15 bis 45°, so sagt man: der Gang *falle flach*; beträgt der Winkel 45 bis 75°, so sagt man: der Gang *sey bohulegig*; beträgt er 90°, so daß also die Gangefläche mit der söhligen einen rechten Winkel bildet, so sagt man: der Gang *falle seiger*, d. h. *senkrecht*; fällt der Gang endlich unter 15°, so heißt er ein *schwebender Gang*; nimmt er in zunehmender Tiefe mehr Grade des Fallens an, so sagt man: der Gang *stürze sich*; fängt er hingegen unter weniger Graden zu fallen an: der Gang *richte sich auf*. Außer den Graden des Winkels muß man auch noch bestimmen, nach welcher Weltgegend der Gang fällt oder sich neigt; und dann weiß man die eine Richtung desselben, nämlich seine Richtung in die Tiefe. Allein nun muß man auch die Richtung der Gangfläche in die Länge, oder die Lage ihrer söhligen Ausdehnung wissen, welche der Bergmann das *Streichen* des Ganges nennt. Hierbei stellt man sich die Gangefläche als eine bloße söhlige Linie vor, und bestimmt ihre Lage nach dem Winkel, den sie mit der *Mittagslinie* macht. Diese Winkel werden aber nicht, wie die vorigen des Fallens, durch einen in 90° abgetheilten Quadranten, sondern durch eine besondere Art von Compass gemessen, der aus einer Kreisrunden in zwei Mal 12 Theile nach den 4 Weltgegenden abgetheilten Scheibe besteht, auf welcher eine Magnet

nadel zur jedesmaligen Findung der Mittagslinie angebracht ist. Zwölftheilige nennt man Stunden, und zählt sie von Mitternacht Morgen, und von Mittag nach Abend herum, und zwar jedes Mal bis 12. Um die Winkel, welche die Gänge mit der Mittagslinie man noch genauer bestimmen zu können, sind die Stundenwinkel des Compasses wieder in Viertel, Achtel und noch kleinere Theile abgetheilt. Wenn daher ein Gang in Ansehung seiner Ausdehnung in die Länge der Mittagslinie parallelläuft, so sagt man: er streicht in der zweiten Stunde; macht er mit derselben einen rechten Winkel, man: er streiche in der sechsten Stunde. Von Gängen gegen, die nicht einerlei Streichen haben, sagt man: daß der ein einer höhern oder spätern Stunde, der andere aber in einer niedrigeren oder zeitigern Stunde komme; von einem Gang der durchaus einerlei Streichen beibehält, daß er in seiner Stunde bleibe; und von einem Gange endlich, der sein Streichen verändert, daß er aus seiner Stunde komme. In Sachsen ist außer dieser noch eine allgemeinere und ebenso alte Eintheilung der Gänge in Hinsicht ihres Streichens üblich, die zu gewissen Absichten, besonders zur Bestimmung des gergnostischen Verhaltens der Gänge, noch bequemer als jene. Man theilt sie nämlich in stehende Gänge, Morgengänge, Spätgänge und flache Gänge ein. Stehende Gänge sind alle diejenigen; welche ihr Streichen in der zwölften oder zwischen dieser und der dritten Stunde haben; Morgengänge, die, wie in der dritten oder zwischen dieser und der sechsten Stunde streichen; Spätgänge, die, welche in der sechsten oder zwischen dieser und neunten Stunde streichen; flache Gänge endlich die, welche mit ihrem Streichen in die neunte oder zwischen dieser und die zwölfte Stunde kommen. Die dritte, sechste, neunte und zwölfte Stunde nennt man daher die Wechselstunden. Sehr häufig streichen die erzählenden Gänge eines Reviers alle in einer gewissen Hauptstunde. Sehen wir in einem und demselben Revier Gänge auf, die ein ganz verschiedenes Streichen haben, so kann man mit der größten Wahrscheinlichkeit daraus schließen, daß sie von ungleichzeitiger Entstehung sind, wie auch schon die Verschiedenheit ihrer Gangmasse hinalänglich beweiset. Uebrigens muß man bemerken, daß die Gänge in der ganzen Erstreckung in die Länge nie einerlei Mächtigkeit behalten, sondern am Ende abnehmen. Wenn Gänge in einer gewissen Nähe bei einander liegen und in verschiedenen Stunden streichen, so müssen dieselben nothwendig bei dem weitem Fortstreichen sich irgendwo in einem Punkte durchschneiden. Hierbei ereignen sich besondere Fälle. Sehr oft geht der eine Gang durch den andern durch, in diesem Falle bilden sie beide ein Kreuz und man sagt deswegen: die Gänge durchkreuzen einander. Geschieht dies unter einem rechten Winkel, so heißt dies das rechte Kreuz; oder Winkelkreuz, welches sich nur stehende Gänge, Spätgänge, Morgengänge und flache Gänge gehen können; erfolgt dies unter einem spitzigen Winkel, so sagt man: daß sich die Gänge scharen; oder das Scharkreuz machen. Dieses Durchkreuzen der Gänge nennt man auch das Durchschneiden; aber eigentlich liegt in diesem Worte noch ein etwas anderer Begriff. Einer von den einander durchkreuzenden Gängen geht allezeit ununterbrochen durch den andern durch, und von diesem kann man also eigentlich nur sagen, daß er den andern durchsetzt. Dieser andere aber wird dagegen allezeit von jenem erstern unterbrochen und in 2 Hälften getheilt, die mehr oder weniger von einander entfernt sind, je nachder

der durchbrechende mehr oder minder mächtig ist. Letzterer wird der Durchsetzende und jener der Durchsetzte genannt. Auch dieses Verhalten der Gänge gibt wichtige Aufschlüsse über die Entstehungsart derselben. Nothwendig muß der Durchsetzende später entstanden seyn, als der Durchsetzte; und der letzte muß schon vorher ausgefüllt gewesen seyn, sonst würden beide einerlei Gangmasse führen, welches aber fast nie der Fall ist. Die beiden Hälften des durchsetzten Ganges sind, im Falle der neuere ihn schaarweise durchzieht, insgemein nach der Seite zu aus einander geschoben, oder mit dem Bergmanne zu reden, verdrückt, verrückt oder verworfen, so daß man auf dem durchsetzenden ein Stück fortgehen, d. h. auffahren muß, um die andere Hälfte des durchsetzten Ganges wieder anzutreffen. Kommen viele Gänge an einem Orte zusammen, so sagt man, daß sie sich rammeln; und unter diesen Umständen erlangt der Gang eine außerordentliche Mächtigkeit; sind die gerammelten Gänge sehr schmal und man muß zu ihrer Gewinnung das ganze Gebirge abbauen, so nennt man dieses ein Stockwerk. Zuweilen durchschneiden zwei auf einander zu streichende Gänge sich nicht in dem Punkte ihres Berührens, sondern vereinigen sich mit einander, und von diesen sagt man, daß sie sich mit einander schleppen, ehe der durchsetzende wieder seine vorige Richtung erhält. Da, wo sich der eine an den andern anschließt, sagt man, er schaa re sich an, wo er hingegen abgeht, er setze ab. Je schief der Winkel ist, unter dem die beiden Gänge einander durchkreuzen, desto gewöhnlicher ist es, daß sie sich schleppen, und die Distanz ihres Schleppens ist zuweilen sehr beträchtlich. Beim Winkelfreuz kommt dieses fast niemals vor, so wenig als das Verdrücken. Aber in diesem Falle ist der durchsetzte Gang gewöhnlich in einiger Entfernung zertrümmert, doch kommen die Trümmer wieder zusammen, d. h. der Gang richtet sich wieder ein. Die Erstreckung der Gänge in die Tiefe oder das Fallen derselben richtet sich meistens nach dem Abfalle des Gebirges. So fallen z. B. in der Freiburger Revier die meisten Gänge gegen Abend, als wohin sich das ganze Gebirge verflächt, daher man sie hier auch recht fallennde, so wie die nach der entgegengesetzten Richtung fallenden, als Ausnahmen von der Regel: widersinnig fallende zu nennen pflegt. Das Fallen der Gänge ist immer mehr seiger als sölbig, und die meisten haben über 45°, die wenigsten hingegen darunter. Sie verhalten sich alsobhierin gegen die Lager und Flöze gerade umgekehrt. So wie die Gänge dem Streichen nach mit einander zusammenkommen können, eben so kann dies auch dem Fallen nach geschehen, und dergleichen Gänge heißen denn zufallende Gänge. Allein diese Verbindung findet nur Statt, wenn Gänge entweder nach verschiedenen Weltgegenden oder auch nach derselben Weltgegend, doch unter verschiedenen Winkeln ihr Fallen haben. Eine Haupteigenschaft der Gänge ist ihre Zertrümmerung oder Zertheilung, die der Bergmann auch das Zerschlagen des Ganges nennt. Hierbei zertheilt sich ein Gang entweder in mehrere Keile oder Trümmer, wo sich alsdann zwischen den Trümmern Stücke Gebirgsmassen befinden, die man Keile nennt, welche keine scharfe Kanten haben und wahre Bruchstücke des Nebengesteins sind. Diese Trümmer kommen entweder nie wieder zusammen, oder es gehen nur beim Fortsetzen schwache Trümmer vom Gange ab, die ebenfalls nicht wieder dazu kommen; oder endlich der Gang geht zwar auseinander, kommt aber in einiger Entfernung wieder zusammen, d. h. nach Berg-

ansprüche; die Trümmer legen sich wieder an. Der
 ist sich Gänge zerschlagen, findet vorzüglich da häufig Statt, wo
 ere Gänge übersehen oder vollkommen einander durchschneiden.
 en, wie dieses oft geschieht, schmale Gänge in geringen Ent-
 ungen von mächtigern mit letztern parallel fort, so nennt man
 befährten der mächtigern Gänge. Die schmalen Gänge hänge
 erden nach ihrem Ende zu immer schmäler und schmäler, gehen in
 Luft über, und verlieren sich endlich in dem Gestein, d. h. sie fei-
 lich aus. Mächtige Gänge endigen sich gewöhnlich durch Trüm-
 le in verschiedenen Richtungen abgehen. Diese Trümmer sind anfa-
 wohl einige Zoll mächtig, zertrümmern sich aber noch ein oder meh-
 mal, bis sie sich endlich ebenfalls in eine ganz trockene Luft verli-
 nter der Dammerde gehen die Gänge auch gewöhnlich in Klüfte a-
 welches sich leicht erklären läßt, wenn man bedenkt, daß das Neben-
 ein von der Luft aufgelöst wurde, worauf sich sodann Wände da-
 ereingziehen, und so den Gang in mehrere Trümmer zertheilen. Au-
 en Gangarten (s. d. folg. Art.) führen die Gänge meist auch Erze
 en bei sich; und fast die meisten Erze kommen auf diese Art vor. I-
 rzführenden Gänge heißen auch edle Gänge und die übrigen to-
 e Gänge. Auf einem und ebendemselben Gänge brechen gemein-
 lich auch mehrere Gang- und Erzarten, welche alsdann sehr häufig
 Schichten oder Ganglagen, welche mit den Saalbändern und na-
 ch parallel laufen, aber einander liegen. Die Art der Verbi-
 ung des Ganges ist dreifach: Er ist 1) von dem Hangenden u-
 legenden durch einen mehr oder minder breiten Streifen, der aus v-
 riebentlich gefärbtem Thone oder Letten besteht, und den man d-
 Besteg nennt, abgesondert; 2) wenn der Gang von dem Neben-
 ein vermittelt einer dünnen Luft ganz glatt abgelöst ist: in welche-
 alle sich zuweilen Steinmark zwischen den Saalbändern des Gang-
 und dem Nebengesteine befindet. 3) wenn die Gänge unmittelbar n-
 em Nebengestein verwachsen sind, indem die Gangmasse mit dem N-
 engestein homogen ist, und dann sagt man: der Gang ist ang-
 achsen. Die Oeffnungen in der Mitte der Gänge, welche meiste-
 wendig an den Seiten herum mit Krystallen besetzt sind, heißen
 rufen. Die Erze füllen höchst selten den ganzen Gang aus, un-
 nimen meistens nur in gewissen Distanzen darin vor, welche man
 rzpunkte oder Erzmittel nennt, und zuweilen wohl auf Re-
 chtern lang sind; allein öfters sind sie kurz und folgen häufig auf ein-
 der; in diesem Falle heißt sie der Bergmann Nester oder Nieren-
 it sind solche Erzpunkte an den Enden mit andern Fossilien eingefas-
 d diese nennt der Bergmann Erzränder und Erzmacher, we-
 sich irrig vorstellt, daß dieselben Schuld an dem Mangel oder an der
 iseyn des Erzes seyen.

X.

Ganganelli s. Clemens XIV.

Gangarten nennt man das Innere der Gänge (s. d. vor. Art.)
 entweder ganz oder zum Theil mit Gesteinarten ausgefüllt ist, die
 der Gebirgsart, worin sie aufsetzen, meist gänzlich verschiede-
 n. Die gewöhnlichsten Gangarten sind: Quarz, Kalkspath,
 ryst oder Schwerspath, Braunsparth und Flußparth; wenige-
 vöhnliche aber: Bergkrystall, Amethyst, Hornstein, Feuerstein,
 lcedon, Achat, Jaspis, Opal, Wacke, Steinmark, Speckstein,
 tit, Topas ic. Indessen trifft man bisweilen Gänge, die nur zum
 il mit Fossilien oder Gangmasse ausgefüllt sind, und zum Theil

Sch als offene, stellenweise von einem Saalbande bis zum andern leere und unausgefüllte Spalten darstellen. Die Ausfüllung der Gänge oder die Gangmasse aber besteht auch aus der Gebirgsmasse selbst; welche jedoch alsdann aufgelöst und verändert ist, und vom Bergmann den Namen **Ausfchram** erhält. X.

Ganges, einer der größten und wichtigsten Flüsse Asiens, welcher im nordwestlichen Tibet entspringt, durch das Gebirge bei Razeomal nach Hindostan dringt, dieses Land durchströmt, und sich in vielen Armen in den Bengalischen Meerbusen ergießt. Der westliche, obwohl kleinere Arm wird durch die hochsteigende Fluth des Meeres so tief, daß Kriegsschiffe gegen 30 Meilen den Strom hinaufkommen können. Der größere östliche Arm ist weniger bekannt. In der Regenzeit ergießt sich der Strom weit über die angrenzenden Ebenen Bengalens und macht sie fruchtbar ohne andere Düngung. Dem Flusse, von dessen wunderbarer Entstehung die alte Indische Mythologie erzählt, erweisen die Indier göttliche Verehrung. Am Tage des Vollmonds im April ist es strengste Pflicht, sich im Ganges zu waschen und zu reinigen, und Almosen auszutheilen. Der zehnte Tag des Neumonds im Monat Mgi wird als der Geburtstag der Ganga gefeiert, weil man erzählt, daß sie an diesem Tage auf die Erde gekommen sey. Der Tag des Vollmonds in demselben Monat ist der Tag des allgemeinen Waschens im Ganges. Eben so ist der Tag des Vollmonds im Junius und der zwölfte des Neumonds im Julius dazu bestimmt, sich im Ganges zu waschen. Das größte Fest der Ganga aber fällt auf den zehnten Tag des Neumonds im September, und ist vorzüglich dadurch merkwürdig, daß beim Schlusse desselben ihr Bildniß in den Ganges geworfen und von ihr gesagt wird, sie sey zu ihrem Gemahl Schiven zurückgekehrt. Dasselbe geschieht auch am letzten Tage des dreitägigen Festes, welches ihr zu Ehren im zwölften Monat d. i. unserm März vom siebenten Tage des Neumonds an, gefeiert wird. Aber auch außerdem verehren die Indier den Ganges beständig, weil sie glauben, er entspringe unmittelbar aus den Füßen des Brahma, und habe vermöge seines heiligen Ursprungs große Wunderkräfte. Wer an seinem Gestade stirbt und vor dem Tode noch von seinem heiligen Wasser trinkt, braucht nicht wieder in die Welt zurückzukommen, um ein neues Leben anzufangen. Sobald daher ein Kranker von den Aerzten aufgegeben ist, eilen die Verwandten, ihn an das Ufer des Ganges zu bringen, um ihm von seinem heiligen Wasser einzufloßen oder ihn in dasselbe zu tauchen. Die, welche zu weit von ihm entfernt wohnen, bewahren beständig etwas von diesem kostbaren Wasser, als ein großes Heiligthum, in kupfernen Flaschen auf, damit es ihnen in der Todesstunde gegeben werden kann. Auch hebt man von den Todten, wenn sie verbrannt sind, die übriggebliebenen Knochen und die Asche sorgfältig auf, bis sich eine bequeme Gelegenheit findet, sie in den Ganges werfen zu lassen. Daher wird das Wasser des Ganges, wegen seiner großen Heiligkeit und Nutzbarkeit, durch ganz Indien in Geschirren verführt und verkauft. M.

Ganggebirge, sind Theile der weit verbreiteten Gebirgsmassen oder allgemeinen Lagerstätten der Mineralien und enthalten in der Regel einzig und allein die Gänge oder besondern Lagerstätten der Fossilien. Allein ganz falsch ist es, wenn man die uranfänglichen Gebirgsarten oder Urgebirgsarten Ganggebirge nennt. Uebrigens scheinen die Gebirgsarten wenig Einfluß auf die Gang- und Erzarten

der darin angelegten Gänge zu haben: denn man trifft die nämlichen Gangarten in den verschiedensten Gebirgen an. X.

Gangraena, der heiße Brand, wo in den absterbenden Othern noch Empfindung, Bewegung und Wärme ist.

Gant oder **Bergantung**, (vom Lat. quanti, wie theuer,) öffentliche Verkauf, welchen die Obrigkeit mit den Gütern eines schuldeten Unterthanen vornimmt; auch der Concurſ des Schuldners selbst. **Ganthaus**, ein Versteigerungshaus. **Gantmann**, Concurſschuldner. **Gantmeister**, der Versteigerer, Auktionator. **Gantproceß**, der Concurſproceß. **Gantrecht**, das Recht, welchem der Concurſ eröffnet wird. **Gantregister**, das Verzeichniß derjenigen Sachen, die öffentlich versteigert werden sollen; Auktioncatalog.

Ganymedes, ein Sohn des Troas und Urenkel des Dardan des ersten Stifter von Troja, und der Kallirhoë, der Tochter des Eumandros. Er war

— der Schönste der sterblichen Erdbewohner;
Ihn auch rofften die Götter empor, Zeus Becher zu füllen,
Wegen der schönen Gestalt den Unsterblichen zugesellet. —

Jupiter entführte ihn unter der angenommenen Gestalt eines Adlers vom Berge Ida, und trug ihn sanft schwebend in den Klauen von der Erde zum Wohnsitz der Götter empor. Hier lebte er in der Gesellschaft der Unsterblichen, und sein Geschäft war, an der Tafel der Götter Nektar einzuschenken, da Hebe sich dieses Amtes verlustig gemacht hatte. Zum Ersatz für den Ganymed schenkte Jupiter dem Troas ein spanisch unsterblicher Pferde, die Herkules in der Folge für die Befreiung der Hesione vom Laomedon sich bedung. Dichtern und Bildnern dieser Mythos reichen Stoff zur Behandlung gegeben. Wir haben Gemälde, Statuen, Cameen und Intaglio's noch Meisterstücke über welche diesen schönen, eben aus dem Knabenalter getretenen Jüngling in reizender Anmuth darstellen. Man erkennt die Abbildungen Ganymedes an der Phrygischen Mäze und an dem bei ihm befindlichen Adler, der entweder neben ihm steht oder ihn ergriffen hat, um zum Olymp zu führen.

Ganz, s. Totalität.

Garamantit, ein edler Stein, der in Aethiopien und Ceylon gefunden wird, auswendig dunkelfarben und glänzend, innen durchsichtig und mit kleinen goldfarbenen Flecken bezeichnet ist.

Garantie, die Gewährleistung, Bürgschaft; daher die **Garantie eines Friedens**, wenn eine fremde Macht einen Friedenstraktat aufrecht zu erhalten, und demjenigen Theile, welcher über einen Bruch dieses Traktats beklagt, beizustehen verspricht. **Garant**, d. h. diejenige Macht, welche die Garantie übernimmt ist jedoch nicht befugt, sich demjenigen zu widersetzen, was in der Folge die Theile, welche den Frieden geschlossen, in demselben gemeinschaftlich abändern; dagegen ist er aber auch nicht gebunden, die neuen Vertrag zu garantiren.

Garat (Pierre), Lehrer des Gesanges beim Conservatorium Paris, ist von Geburt ein Gasconner. Von seiner frühesten Jugend an gewann er durch seine Mutter, die eine treffliche Sängerin war, Geschmack an der Musik, bekam den ersten Unterricht von Lamberti, und vervollkommnete sich zu Bordeaux unter der Anleitung des berühmten Franz Beck. Er war 15 Jahre alt, als er eine Sopranopartie mit b

Loblied; und von jener Zeit an fühlte er die Gewalt der Musik, und lernte die Kunst, sie Andern fühlbar zu machen. Die Stimme Garats ist die bewundernswürdigste, welche je die Natur gebildet hat. Sie vereinigt die verschiedenen Eigenschaften aller Organe und aller unter den besondern Benennungen bekannten Stimmen. Er singt alle Vocals und Instrumentalpartien mit gleicher Wichtigkeit und Leichtigkeit. In den Bravourarien entwickelt er alle Hülfsmittel seines Talents und Organs, alle Wundergaben der Natur und Kunst, aber auch für das Cantabile, für die Romanzen, für gefühlvolle Arien weiß er die Reinheit und Simplizität des Ausdrucks anzuwenden, welche sie verlangen, und sich auf solche Verzierungen zu beschränken, deren sie fähig sind. Garat zeigte sich zum ersten Mal im J. 1795 öffentlich zu Paris in mehreren Concerten, zu denen er alle Musikfreunde hinzog. Die Bewunderung stieg aufs höchste, wenn man ihn an einem Abend eine Italienische komische Arie und eine dramatische Arie von Gluck vortragen hörte. Vicini, Sacchini, Calleri und Gluck selbst haben der Stimme Garats das glänzendste Zeugniß gegeben, vor allen aber Beck, „Wie sehr ist es schade,“ sagte einst Legros in Gegenwart des letztern, „daß Garat ohne Musik singt!“ Ohne Musik, rief Beck, ist Garat die Musik selbst! Eine ähnliche Antwort wurde auch von Sacchini gegeben. Es ist ein großer Irrthum, der lange geherrscht hat, daß Garat ohne Musik singe. Er hat auch zu der folgenden Anekdote Anlaß gegeben. Der Graf Guibert sagte einst vor dem Abbé Arnaud, indem er auf Isvedo und Garat zeigte: der eine ist das Werk der Kunst, der andere der Natur. Diese Bemerkung, sagte Arnaud dagegen, ist nicht richtig; um wie Garat zu singen, hat es eines langen Studiums bedurft, und die Kunst ist darin so nothwendig als die Natur. Es wäre sehr zu wünschen, daß dieser große Künstler seine Methode auf mehrere Schüler übertrüge, besonders für die Oper. Niemand versteht so vollkommen, wie er, den heutigen Tages fast vergessenen Vortrag der Werke Glucks. M.

Garat (D. J.), der Jüngere, Mitglied des Instituts, Professor der Geschichte am Pariser Lyceum, Deputirter des dritten Standes von Labour bei der Generalständerversammlung. Er erschien in der konstituierenden Versammlung selten auf der Tribüne, legte aber seine Meinungen in der Analyse der Sitzungen an den Tag, welche er in das Journal von Paris einrücken ließ. Den 5. Oktbr. 1792 wurde er zum Justizminister ernannt, und erhielt den Auftrag, Ludwig XVI. seine Verurtheilung anzukündigen. Den 18. März 1793 trat Garat in das Ministerium des Innern über, in welcher Stelle er viel zur Annahme der Constitution von 1793 mitwirkte. Den 15. August verließ er das Ministerium. Nach dem 9. Thermidor wurde er zum Mitgliede der Commission für den öffentlichen Unterricht und zum Lehrer an der Normalsschule ernannt. Den 18. Fructidor kam er auf die Candidatenliste für Carnots und Barthelemy's Stelle, und ward hierauf Mitglied der Central-Jury des Seine-Departements. Im Februar 1798 ging er in der Eigenschaft eines Botschafters nach Neapel, benahm sich aber auf eine solche Art, daß seine Gesuche zu Gunsten der Sicilianischen Patrioten, welche verhaftet saßen, kein Gehör fanden. Er verließ diesen Hof bald wieder und nahm im Rathe der Alten Platz. Später wurde er in den Erhaltungssenat berufen und zum Commandanten der Ehrenlegion ernannt, auch ihm die gräfliche Würde ertheilt. Seine Stelle als Mitglied des Instituts hat er, mit mehreren andern der Regierung missälligen Individuen, im Anfange des J. 1816 verloren. M.

Garcilaso de la Vega (eigentlich Garcias Lasso de la Vega) genannt der Fürst der Spanischen Dichter, war im J. 1503 zu Granada geboren. Sein Vater war Commandador Mayor von Leon des Königs von Santiago, Staatsrath des Königs Ferdinand des Katholischen und Gesandter desselben bei Leo X.; seine Mutter war Donna Sancha Guzman. Beide Familien sind sehr alt, und wenn einer Nachricht der Historia de las guerras civiles zu trauen ist, so erhielten die Garcilasos ihre Zunamen von den Kämpfern, welche sie in dem großen Kampfe von Granada, Vega genannt, mit maurischen Helden bestanden. Von allen Eigenschaften ausgestattet, welche zu einem Dichter gehören, fand Garcilaso bald seine Bestimmung. Die Lectüre der Alten, namentlich der Römer, entwickelte seinen Geist. Boscán hatte angegeben, die Versarten und Sylbenmaße der Italiener in die Spanische Poesie zu bringen. Garcilaso ward sein Nachahmer, vernichtete seine frühern Versuche, und fing an, nur die Italiener zu kopiren. Dieß gelang ihm so gut, daß er noch jetzt zu den besten Spanischen Dichtern gezählt wird, und zu denjenigen gehört, auf welche die Spanier stolz sind. Seine Schicksale kann man zum Theil aus seinen eigenen Werken kennen lernen. Er hielt sich eine längere Zeit in Italien auf, und durchreiste darauf in den Diensten Karls V. einen Theil Deutschlands. 1529 wohnte er dem Feldzuge gegen Soliman und dem gegen Tunis bei. In dem letztern wurde er am Arme verwundet und lebte hierauf eine Zeitlang in Neapel. Im J. 1536 kommandirte er 11 Compagnien Fußvolk und marschirte mit dem Kaiser gegen Mailand. Auf dem Rückzuge hielt ein mit Mauren besetzter Thurm die Kaiserliche Armee auf, man sagt, es sey der Thurm Muz bei Frejus gewesen. Der Kaiser gab den Befehl, ihn zu erobern. Garcilaso wollte unter seinen Herrn Augen nicht als feig erscheinen. Unter einem Hagel von Schüssen drang er mit der Pike in der Hand vor; kaum aber hatte er den Fuß auf die Leiter gesetzt, als er gefährlich am Kopfe verwundet zu Boden sank. Man brachte ihn nach Nizza, und hier starb er den 21sten Tag nach seiner Verwundung im 33. Jahre seines Alters. Sein Leichnam wurde 1538 nach Toledo gebracht und in dem Grabmal seiner Familie beigesetzt, nachdem er 2 Jahre in der Kirche des heil. Dominicus in Nizza war aufbewahrt worden. Bedenkt man Garcilaso's kurze Lebensdauer bei einem unstäten und mühevollen Leben, so muß man doppelt über die Vollkommenheit seiner Gedichte erstaunen und seinem Gedenken die größten Huldigungen darbringen. Die Spanische Poesie ist ihm unendlich viel zu danken, denn ohne ihn würde Boscán als Ausländer mit seinen Neuerungen um so weniger durchgedrungen seyn, da er an Christoval de Castillejo einen so furchtbaren Gegner fand. Boscán war dafür so dankbar, die Werke seines Freundes mit der größten Sorgfalt zu sammeln. Sie bestehen aus Eclogen, Episteln, Oden, Liedern, Sonetten und einigen kleinern Gedichten. M.

Garbel (Pierre Gabriel), geboren zu Nancy im Departement de la Meurthe, war der Sohn C. Garbels, Balletmeisters des Königs von Polen, und debutirte in der königlichen Akademie der Musik in der Oper L'union de l'amour et des arts im J. 1774. Nach dem Tode seines ältern Bruders im J. 1781 wurde er zum ersten Balletmeister des Königs und der Akademie der Musik ernannt. Das Studium der Tonkunst und Pantomime hinderte ihn nicht, auch die Musik mit Sorgfalt zu treiben, für die er eine besondere Neigung hatte. Imbaul sein Schüler des berühmten Gaviniès, war sein Lehrer auf der Violine

Im J. 1781 ließ er sich in einer Kirchenmuff hören, und das Jahr darauf spielte er auf dem Theater von Hay-Market während einer Reise nach London. Nachher hat er sich mehrere Mal in Paris hören lassen, und unter andern in dem Ballet la Dansomanie, in welches er ein Solo eingelegt, das er bis zu dem Augenblick ausgeführt hat, wo er aufhörte, auf dem Theater zu erscheinen. Im J. 1802 wurde Gardel von Bonaparte, als erstem Consul, zu seinem Balletmeister ernannt. Die Zahl seiner Pantomimen und Ballets ist sehr groß, und die ausgezeichnetsten Componisten, Mehul, Cherubini, Miller, Kreuzer, Catel u. A. haben ihr Talent mit dem seinigen vereinigt, um etwas Ausgezeichnetes und Treffliches zu leisten.

Garrick (David), vielleicht der größte Schauspieler, dessen sich je die Bühne erfreut hat, war 1716 zu Heresford geboren, wo sein Vater, Capitain bei der Engl. Infanterie, auf Werbung lag. Seine ursprünglich Normannische Familie, welche La Barique hieß, hatte sich zur Zeit des Edikts von Nantes nach England geflüchtet. Garricks Talente für die Schauspielkunst entwickelten sich früh. In den Schulwissenschaften machte er keine großen Fortschritte, wiewohl er im J. 1735 dem Unterricht des gelehrten Johnson übergeben ward; eben so wenig konnte er bei seiner lebhaften Phantasie an dem trockenen Studium der Rechtsgelehrsamkeit Geschmack finden. Sein wenig begüterter Vater schickte ihn darauf nach Lissabon, wo er einige Zeit auf dem Comtoir eines Kaufmanns arbeitete, und nach dem Tode des Vaters unternahm er mit seinem Bruder gemeinschaftlich einen Weinhandel, gab aber auch diesen bald wieder auf, und trat im Sommer 1741 in die Laufbahn, für welche die Natur ihn bestimmt hatte. Er ward Mitglied einer werdenden Schauspielergesellschaft und debütierte zu Ipswich in der Rolle des Abrahams im Trauerspiel Dronoko. Der Beifall, den sein meisterhaftes Spiel in der Provinz erwarb, verbreitete sich nach London, wohin man ihn berief. Er spielte nunmehr wechselsweise in London und Dublin, bis er im J. 1747 in Verbindung mit Lacy das Eigenthum des Drury Lane Theaters nebst der Erneuerung des Privilegiums kaufte und die Direction desselben übernahm. Hier spielte er bis 1776, von welcher Zeit er jedoch zwei Jahre (1763 bis 1765) zu Reisen anwendete. Den 10. August 1776 betrat er zum letzten Male in der Rolle des Bon Feslix in dem Wunder, einem Lustspiele der Madame Centliere, das Theater. Hierauf begab er sich auf sein reizendes Landhaus bei London, konnte jedoch der Ruhe desselben nicht ungestört genießen, da er von heftigen Steinschmerzen befallen ward, und starb im J. 1779. In einem Alter von 30 Jahren hatte er sich mit der berühmten und überaus schönen Tänzerin Violetti verheirathet. Er war klein von Person, aber wohl gebaut und gut gebildet; hatte schwarze lebhaftige Augen und eine reine melodische Stimme. Seine Gestalt, seine Mienen hatte er auf das bewundernswürdigste in seiner Gewalt; jede Leidenschaft stand ihm zu Gebote, alles war an ihm voller, treffender Ausdruck derselben. Daher war er auch gleich groß im Tragischen und im Komischen, wiewohl das letztere eigentlich sein höchster Triumph war. Lichtenberg, der ihn selbst sah, hat uns äußerst schätzbare Bemerkungen über einige seiner Rollen mitgetheilt. Wie genau Garrick den Ausdruck der Leidenschaften bis in die kleinsten Details kannte und beobachtete, beweist folgendes Urtheil von ihm. „Sie haben,“ sagte er einst zu einem französischen Schauspieler, „die Rolle des Trunkenen mit viel Wahrheit und dabei mit Anstand gespielt, nur — wenn Sie

mir diesen kleinen Tadel verzeihen wollen — Ihr linker Fuß: hüchtern.“ Von der Gewalt, die Garrick über seinen Körper, zeugfolgende Anekdote, die er selbst erzählt hat. Der Herr Verfasser des Tom Jones war gestorben, als man den Druck Werke vollendete; man wünschte sein Portratt dazu zu besitzen Garrick versprach, es zu schaffen. Er ging hierauf zu seinem F Hogarth, begab sich bei demselben in ein Nebenzimmer, wickel in einen Mantel, den er zu diesem Zwecke mitgebracht hatte, und ganz die Physiognomie Fieldings an. Eben so veränderte er Stimme, rufte dann Hogarth, und bat ihn zu malen. Hogarth erschrickt, er glaubt Fielding selbst zu sehen. „Eile, mich zu malen“ sagt ihm Garrick. Dieser thut es; und dies ist das Portratt, in der Englischen Ausgabe vor Fieldings Werken steht. Außer seinen Verdiensten als Schauspieler, trug Garrick als Schauspieldirektor gemein viel zur Verbesserung der Englischen Bühne bei. Auch Schriftsteller bewies er sich thätig, sowohl in Verfertigung eigener, als auch in Umarbeitung, Uebersetzung und Uebersetzung fremder Arbeiten. Die Anzahl seiner theil trefflichen Prologen, Episteln und andern Gedichte ist gleich sehr beträchtlich. Nach einer Nachricht im Deutschen Museum (I soll er auch ein Werk über den mündlichen Vortrag hinterlassen haben) Sein Leichnam wurde von vier der vornehmsten Engländer getragen und in der Westminster Abtei an dem Fuße eines Denkmals, das Andenken Shakespears errichtet ist, beigesezt. Er hinterließ sehr großes Vermögen, das er theils seinem Glücke, theils seiner Sparsamkeit, die oft an den Geiz gekränkt haben soll, zu danken hat. Eine Beschreibung seines Lebens von Davies ist auch ins Deutsche üebersetzt.

Gartenkunst. Gärten. Herber in seiner Calligone nennt die Gartenkunst die zweite freie Kunst des Menschen; Baukunst die erste. „Ein Bezirk,“ sagt er, „wo jedes Land und Beet das Seine seiner Art das Beste trägt, und keine kahle Höhe, kein Sumpf, kein Moor, keine verfallene Hütte, keine unwegsame Wüstenei von Trägheit ihrer Bewohner zeugt; — wo diese schöne Kunst ein Land schön macht, bedarf es keiner Bildsäulen am Wege; lebend kommen uns allen ihren Gaben Pomona, Ceres, Pales, Vertumnus, Sylvan und Flora entgegen. Die Kunst ist zur Natur, die Natur zur Kunst geworden, nicht ohne Mühe, nicht ohne Nutzen und Bedürfnis. Glück die Menschheit, die an Bemühungen und Gegenständen dieser Art Freude zu haben, frühe gewöhnt ward. In der Natur Harmonie und Disharmonie zu unterscheiden, den Charakter jeder Gegend kennen und zu brauchen lernen, mit dem regen Triebe, das Schöne der Natur alle halben zu erhöhen und zu versammeln; wäre dieß keine schöne Kunst so gäbe es keine.“ Es wird darauf ankommen, was man unter schöner Kunst versteht. Das Schöne vergnügt, gefällt; nicht alles aber, was vergnügt und gefällt, ist darum auch schön. Das Angenehme, das Nützliche, das Gute gefällt auch, ohne darum schön zu seyn. Ein wohl gepflanzter Gemüsegarten, ein gut bestelltes Saatsfeld, sind unstreit sehr nützliche Gegenstände, können auch sehr angenehm seyn durch den Eindruck, den ihr bloßer Anblick macht; ich werde mich dabei des menschlichen Fleisches, der nützlichen Thätigkeit freuen, durch den Gedank an das Gedeihen dessen, woran meine physische Erhaltung einmal hängt, wohl gar gerührt werden: allein das alles macht diesen G

Ten und dieses Feld noch nicht zu schönen Gegenständen: Selbst ein Blumengarten, worin sich des eigentlich Nützlichen nichts, sondern bloß eine Menge der lieblichsten Blumen fände, die den süßesten Wohlgeruch ausdünsteten, worin ich zwar gern verweilen werde, weil die Gestalt, die Farben, die Düfte der Blumen mich ergötzen, erweckt an sich allein noch nicht das Gefühl des Schönen, wie viele schöne Blumen auch darin seyn mögen. Dies ist so wahr, daß Herder selbst nicht umhin konnte, über das Angenehme, Nützliche und Bequeme hinaus zu gehen. Wenn er fodert, daß die Gartenkunst den Charakter der Gegend kenne und gebrauchen lerne, das Schöne der Natur erhöhe und versammle, Harmonie und Disharmonie unterscheide, so fodert er lauter Dinge, die von dem bloß Angenehmen, Nützlichen und Bequemen sehr verschieden sind, die mit dem Bedürfniß der Sinne und der Sinnlichkeit, worauf er doch zuerst hauptsächlich sah, nichts gemein haben: Hätte er darüber nur etwas schärfer nachdenken wollen, so würde er sich leicht überzeugt haben, daß die Gartenkunst als schöne Kunst der Entstehung nach schwerlich die zweite gewesen sey. Zwar hat man frühzeitig schon gestrebt, die Gärten auch zu verschönern: allein von da bis zur Entstehung der wirklich schönen Gartenkunst verstrich doch in der That ein ungeheurer Zeitraum. Ein flüchtiger Blick auf die Geschichte dieser Kunst wird dies beweisen. Die so gepriesenen schwebenden Gärten der Babylonier mochte man immerhin zu den Wundern der Welt zählen; das, worüber man sich verwundert, braucht nicht eben schön zu seyn. Künstliche Erhöhungen, unten auf Pfeilern ruhend, oben in dem aufgetragenen Erdreich mit Bäumen bepflanzt, in verschiedene Absätze vertheilt, und durch eine gewisse Wasserkunst befruchtet, sind zwar etwas Seltsames, was Erstaunen erregen kann, schwerlich aber ein Garten, oder gar ein schöner Garten. Die Gärten der Perser (Paradiese) nennt Xenophon lustige Plätze, fruchtbar und schön; es scheint aber, daß sie mehr natürlich angenehme Plätze, voll freiwillig wachsender Fruchtbäume, Pflanzen und Blumen, als mit Absicht und nach einer Regel angelegte Gärten waren. Ob die Griechen, Meister in allen übrigen bildenden, architektonischen und Verzierungskünsten, nur allein in der Gartenkunst zurückgeblieben seyen, ist eine noch unentschiedene Frage, an die sogar nur wenige Alterthumsforscher gedacht haben, weshalb man um so mehr bedauern muß, daß der gelehrte und geschmackvolle Böttiger seine *Recreationen zur Gartenkunst der Alten* nicht fortgesetzt hat (s. N. Teutsch. Merk. 1806. Stk. 2. 3.). Die gepriesenen Gärten des Alkinoos (Odyssee 7. 112—132) waren indeß doch nichts anders als gut angelegte, angenehme Obst- und Weinpflanzungen, nicht ohne Blumen. Romantischer ist allerdings die Grotte der Kalypso (Odys. 5, 63—73), doch aber wohl nur Natur, nicht Kunstanlage. Die gewöhnlichen Gärten, welche die Griechen an ihren Meiereten und Landgütern hatten, glichen mehr oder weniger denen des Alkinoos; für das Nützliche und Angenehme, Küchen- und Gartengewächse, Obst, Blumen, schattige Bäume und Bewässerungen war vor allem und allein gesorgt. Höhe, schattige Platanen, kühlendes Quellwasser, einige Statuen waren die einzigen Schönheiten in den Gärten der Philosophen zu Athen. Selbst die Beschreibungen der Gärten in den spätern Griechischen Romanschreibern verrathen noch nichts von schöner Gartenkunst, und es wäre da wohl noch zu untersuchen, ob nicht eben die Ursachen, welche bei den Alten die Landschaftsmalerei verhinderten, auch auf Entstehung einer schönen Gartenkunst hindernd eingewirkt ha-

ben. Sie standen zur Natur in einem andern Verhältnis, als Selbst die Grotten (Nymphäen) verdanken ihren Ursprung nur Bedürfnis nach Kühlung. Naturgrotten gaben die Veranlassung künstlichen Grottenzimmern, dergleichen man in Rom auch in Stadtpalästen anlegte, und worin man die Natur, wie Plinius mit hangendem und zerfressenem Gestein nachkünstelte. Eine angelegte Grotte ist aber übrigens noch kein schöner Garten, und daß es den Römern daran mangelte, beweisen mehrere Stellen ihrer Schriftsteller und die Nachrichten, die uns von ihren Gärten selbst übrig sind. In der Vorzeit, sagt Seneca, hatten sie nicht Häuser gleich Städtern, sondern freier Hauch im Offenen, und sanfter Schatten von Felsen und Baum, und durchsichtige Quellen und Bäche, nicht durch Rohr noch Röhre, noch gezwungenen Weg veraltet, sondern freiwillig fließend, und Wiesen in kunstloser Schönheit, und hiezwischen eine ländliche Wohnung, häuerlich geschmückt. Wie kontrastirt mit dieser Schilderung die Beschreibung, welche Plinius von seiner Villa liefert! Wahr ist es, man findet da alle Bequemlichkeit, Sicherheit, Schutz gegen jede üble Witterung, angenehme Mischung von Kühle und Wärme; alles Lobenswerthe bezieht sich aber, lediglich auf die Gebäude, nicht auf den Garten, der mit seinen Legionen von Buchsfiguren an der ganzen Behandlung des Terrains möglichst geschmacklos war. In dem Garten Lucullus sagt Varro, daß er nicht durch Blumen und Freizeite, sondern durch Gemälde der Villa sich ausgezeichnet habe. Man mag ungegründet dürfte Hirschfelds Vermuthung seyn, man habe geglaubt sich mit der Fruchtbarkeit des Bodens, und dem Reiz der Aussicht in den besonders die Villen auf den Anhöhen und an den Meeresufer hatten, begnügen zu können, und der Verschönerung der Gärten weniger Sorge schuldig zu seyn. Und als nachher die Menge der Villen den Boden zu verengen anfing, mußte es wenigstens in vielen Gegenden an Raum zu ausgedehnten Gärten mangeln. Nachdem aber das Weströmische Reich durch Barbarenschwärme umgestürzt war und Europa eine neue Gestalt erhielt, wobei Künste und Wissenschaften Verfall geriethen, war keine Zeit, der Gartenkunst einen Platz in der Reihe der schönen Künste zu verschaffen. Geschaß doch kaum etwas die Landwirthschaft, wie viel weniger für die Gartenkunst im hohen Sinn. Carl der Große richtete seine Aufmerksamkeit wieder auf den Gartenbau, seine Anordnungen erstreckten sich aber nicht über einen Lustgarten hinaus. (Anton's Gesch. der Deutsch. Landwirthschaft). In Italien fing man, zur Zeit der Wiederherstellung der Künste und Wissenschaften, auch wieder an, Lustgärten anzulegen, deren einige so berühmt wurden, daß man sie in Abbildungen darstellt hat. Sie mögen angenehm genug gewesen seyn, es fehlt aber viel, daß sie schöne Gärten gewesen wären. Aber auch dieser beschränkte Geschmack verbreitete sich nicht über die Grenzen Italiens hinaus, und so konnte im Zeitalter Ludwigs XIV. ein unbegreiflicher Ungeschmack der Gartenkunst von dem tonangebenden Frankreich her über Europa herrschend werden. Le Nôtre war der Urheber dieses Ungeschmacks. Der Charakter der sogenannten Französischen Gärten ist eine abgemessene Regelmäßigkeit nach den Gesetzen der Symmetrie, Baum mußte gegen Beet, Baum gegen Baum, Hecke gegen Hecke stehen, alle Gänge einander parallel laufen, und die eine Hälfte des Gartens genau so seyn, wie die andere. Darin herrschte nun, bei einer lobenswerthen Regelmäßigkeit, die höchste Unnatur, Bäume und Hecken mußten

In dem Zwange der Scheere fügen, denn kein Zweig durfte länger, kein Baum höher wachsen, als der andere; auch mangelte es nicht an ausgeschnittenen Figuren, und statt der Blumen fand man Beete mit bunten Steinen und Porcellanscherben. An dieser Thorheit nahmen zuerst die Engländer ein Vergerniß. Addison schrieb in dem Zusatze zu seinen berühmten Versuch über die Gartenkunst, Pope machte in seinem vier'ten kritischen Brief die Schürkelwerke un: Puppen, wie die dieser schnurgerichten Gartenkunst lächerlich, und legte den Garten in seiner kleinen Villa zu Twickenham in besserem Geiste an; eine Menge folgte nach, und die Praxis eilte der Theorie voraus (s. die Geschichte der neuern Gartenkunst von Hor. Walpole in dessen Werken übersetzt von A. W. Schlegel, S. 334). Diese neue Art von Gartenkunst verwarf allen Anschein von Regelmäßigkeit; überall sollte nur die Natur zu sehen seyn, und man entswarf ein System der verschönerten Natur durch Nachahmung natürlicher Landschaften, welches aber freilich ebenfalls, wiewohl von der entgegengesetzten Seite, in Fehler verfiel. Besonders seitdem man mit der orientalischen, eigentlich chinesischen, Gartenkunst bekannt worden war (Chambers über die orientalische Gartenkunst, übersetzt von Ewald, Göttingen, 1775), blieb Uebertreibung nicht aus, und eine wilde Unnatur trat an die Stelle der allingerregelten Französischen, worin es doch auch wieder an Spielereien und Puppenwerk aller Art nicht fehlt. Wer kennt nicht den Wust von Gebäuden, die man in sogenannte Englische Anlagen stoßen zu müssen glaubte! Nicht bloß Urnen und Grabmäler, auch Eblenische, Türkische und Neuseeländische Tempel, Häuser und Hütten, Burgen, Klöster, Einsiedeleien, Ruinen mußten da seyn, und um die Natur recht getreu zu haben, abgestorbene Bäume und Steinhäufen; eine Hundehütte wurde zum Palaste, ein Stall zum Tempel, Hängebrücken, auf denen man den Hals zu brechen fürchtet, dumpfe Grotten, feuchte Gänge, stinkende Moräste, welche Seen vorstellen sollten, alles das und weit mehr noch wurde öfters in einen engen Raum so zusammengedrückt, daß es schien, als habe man eine Musterkarte des Sonderbaren aller Nationen zur Schau stellen wollen. Und ein solches Nachwerk schämte man sich nicht, einen Naturgarten zu nennen. Man würde freilich Unrecht thun, wenn man alle Englischen Anlagen für so geschmacklos halten wollte; allein wir haben doch gesehen, wozu sie führen konnten. Und an diesem Punkte stehen wir jezt. Dürfen wir nun wohl sagen, schöne Gartenkunst sey der Entstehung nach die zweite schöne Kunst? Scheint es doch fast, als wäre sie jezt noch nicht vorhanden. Wenigstens darf man es manchen Aesthetikern so gar übel nicht nehmen, wenn sie die Gartenkunst lieber in die Reihe der angenehmen, als der schönen Künste zählen. Sind doch selbst mehrere solcher Aesthetiker, welche die Gartenkunst in der Reihe der schönen Künste auführen, in Verlegenheit, zu entscheiden, welche Art von Gartenkunst denn nun eigentlich die schöne genannt zu werden verdiene. Gewöhnlich entscheiden sie sich für die, welche im Großen darstellt, welche Landschaften schafft. So könnte denn ein kleinerer Garten nicht auch ein schöner Garten werden? Ist denn nur das Heldengedicht ein schönes Gedicht, nicht auch das kleine Idyll, das kurze Lied? Hier herrschen, auf welche Seite wir uns auch hinwenden mögen, Vorurtheile der verschiedensten Art. Hätte man nicht bisweilen gedacht, man müßte eben eine Landschaft anlegen, so würde man nicht darauf verfallen seyn, sie in den Raum von einigen Morgen Land einzuschließen, wodurch die Kunst, statt der beabsichtigten Natur, nur um so greller in die Augen sprang. „Nichts,“ sagt Allan, „entfernt

sich mehr von der Natur, als wenn man ihre großen Werke im Kl nachbildet. Alle Täuschung hört im ersten Augenblick auf, und der richtigste Garten erscheint als ein Kinderspiel. Lassen wir aber von Hand dieß dahingestellt, und fragen: was ist es, das der landschaftlichen Natur Ansprüche auf Schönheit gibt? Auf keinen Fall etwaderes als ein gewisser ästhetischer Charakter derselben, des Erhabenen, Schauerlichen, Furchtbaren, oder des Lieblichen, Anmuthigen, Niedlichen, des Romantischen, Idyllischen, Schwärmerischen u. s. w., wodurch wir bei der Betrachtung in eine analoge Gemüthsstimmung versetzt werden. Fragen wir nach den Ursachen davon, so finden wir diese in der Verbindung einzelner Naturgegenstände zu einer harmonischen Einheit, welche die Einbildungskraft leicht auffaßt. Diese Einheit ist entweder Einheit der Ansicht des auf ein Mal Anschaulichen für den auffassenden Sinn selbst aus einem bestimmten Gesichtspunkt, oder Einheit der Uebersicht des successiv Aufgefaßten für die Einbildungskraft des wandelnden Betrachters. Wenn nun die Natur in den Landschaften dem Gartenkünstler das Urbild darstellt, folgt dann hier nicht nothwendig, daß er auf zweifache Weise seinen Zweck erreichen könne, entweder indem er eine auf ein Mal anschauliche Einheit für den auffassenden Sinn, oder eine successiv wahrnehmbare für die Einbildungskraft darstellt? Demnach brauchte es eben nicht eine Landschaft selbst zu seyn, in welcher die Gartenkunst sich als schöne Kunst bewundern schon in einer landschaftlichen Partie kann sie es, womit denn kleinere Gärten von den schönen Gärten nicht ausgeschlossen bleiben. Wir erklären mithin die Gartenkunst als diejenige schöne Kunst, welche mehrere Naturerzeugnisse im Raume zusammenstellt, damit der Beobachter entweder auf einmal, oder durch seine Bewegung nach und nach in der Zeit als ein Ganzes von einem bestimmten ästhetischen Charakter in der Einbildungskraft auffasse. Die von der Natur, entlehnten Materialien müssen also dem Betrachter eben so wohl, wenn er in Ruhe einen bestimmten Gesichtspunkt wählt, als wenn er im Umherwandeln den Gesichtspunkt fortwährend verändert, als schönes Ganzes gefallen, und muß dadurch entweder in ein bestimmtes ästhetisches Gefühl versetzt werden, oder wenn mehrere solche in ihm abwechseln, müssen sich diese am Ende in Eine Harmonie auflösen. Mag nun aber der Betrachter einen Gesichtspunkt wählen, oder wandelnd diesen verändern, so muß der Gartenkünstler für ihn stets Landschaftsmaler seyn, und wie dieser solche Gegenstände vereinigen, deren Daseyn neben einander, die Form, Gruppierung, Harmonie der Farben, Perspektive u. s. w., bestimmtes ästhetisches Gefühl zu erregen fähig ist. Erhalten dann diese Ideen auch keine so bestimmte Richtung als in der Poesie und Plastik, so erhalten sie doch eine ästhetische Stimmung, ähnlich der welche die Musik erregt. Ob der Gartenkünstler nicht sogar in mancher Hinsicht Vorthelle vor dem Landschaftsmaler voraus habe, lassen wir dahingestellt, genug, daß wir erkennen, es könne wohl noch einen andern Grund haben, als den, daß die Gartenkunst Landschaften schaffen so warum man ihr den Namen Landschaftsgärtnerei (Landscape Gardening) ertheilt habe. Da die Britischen Garten-Aesthetiker die Namen beliebt haben, so wollen wir ihn um so lieber benutzen, unter diesem Artikel das hier Begonnene zu beendigen, weil dann, was über Landschaft dabei zu wissen nöthig ist, sogleich damit verbunden werden kann. Uebrigens wollen wir diesen Artikel nicht schließen, ohne dem Dank eines Mannes zu gedenken, der um die Gartenkunst sich so vielfa-

Verdienste erworben hat. - Hirschfelds Theorie der Gartenkunst (Leipz. 1779. 5 Bde. 4. Mit Kupf.) ist im Ganzen immer noch ein unübertroffenes Werk. Wer nicht bloß in den Gärten, sondern auch über die Gärten ästhetisch unterhalten seyn möchte, der wird in den didaktischen Gedichten, welche über diesen Gegenstand Watlet, Mason, Marnezia und Delille gellejert haben, mannigfaltigen Gesaus finden.

Gärtner (Carl Christian), wurde den 12. November 1712 zu Freiberg im Erzgebirgischen Kreise Sachsens geboren, wo sein Vater Postmeister und Kaufmann war. Auf der Meißner Fürstenschule schloß er den Bund der Freundschaft mit Sellert und Rabener, welche in der Folge immer inniger ward. In Leipzig fanden sich die drei Freunde als akademische Bürger wieder zusammen. Außer den Studien ihres Berufs waren alle drei von einer gemeinschaftlichen Liebe zu den schönen Wissenschaften beseelt. Gottsched stand damals an der Spitze der Reformatoren des Deutschen Geschmacks, und sein Freund Schwabe gab die Belustigungen des Verstandes und Witzes heraus, die ungeachtet ihrer großen Mittelmäßigkeit und Seichtigkeit, doch bei dem damaligen Zustande der Deutschen Literatur manches Gute wirkten. Hier deponirte Gärtner die Erstlinge seiner Muse, und seine Gedichte gehörten zu den besten dieser Sammlung. Unter Gottscheds Aufsicht arbeitete er auch an der Uebersetzung des Bayleichen Wörterbuchs und verdeutschte einige Bände von Rollins Geschichte. Aber bald sammelte er einen Kreis junger selbstständig aufstrebender Geister um sich her, denen die Armseligkeit der Gottschedschen Schule bald in ihrem rechten Lichte erschien. In dem Gefahl, etwas Besseres leisten zu können, vereinigte sich Gärtner mit seinen Freunden Joh. Andr. Cramer, Adolph Schlegel und Rabener zur Herausgabe der Neuen Beiträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes, welche bald allgemeines Aufsehen erregten. Zu ihnen gesellten sich nach und nach Ebert, Gisele, Zacharia, Sellert, R. A. Schmid, Klopstock u. A. Mit reger Kraft strebten diese edelgestunten Jünglinge nach dem Lorbeer der Dichtkunst, und bildeten schon in den Jahren eigenen Lernens einen Zirkel, der bald darauf ihr Vaterland belehrte. Wenn Gärtner von den Meisten in der Folge an schriftstellerischem Ruhm übertroffen ward, so hatte er in jener Bildungsperiode das große Verdienst um sie, durch Urtheil und Rath sie geleitet und ermuntert zu haben. Um das Jahr 1745 verließ Gärtner Leipzig nach einem langen und thätigen Aufenthalt daselbst, und ging als Führer zweier jungen Grafen nach Braunschweig, wo er sich bald so viele Gönner erwarb, daß er zwei Jahre darauf an dem herzoglichen Collegium Carolinum als Professor angestellt wurde. Ein günstiges Schicksal führte mehrere seiner gelehrten Freunde an dieses Institut. Gärtner wurde hier Professor der Beredsamkeit und Sittenlehre, und hielt zugleich Vorlesungen über den Virgil und Horaz. In diesem Amte erwarb er sich bleibende und fortwirkende Verdienste, und konnte, unablässig mit seinen Amtsarbeiten beschäftigt, zumal bei seinen strengen Forderungen, kein fruchtbarer Schriftsteller werden. Zufrieden mit seinem Schicksal, erreichte er ein hohes Alter, ohne die Beschwerden desselben, und konnte seine Thätigkeit bis an das Ziel seines Lebens fortsetzen. Sein Fürst, der ihn achtete, ernannte ihn 1775 zum Canonicus des Stifts St. Blasii zu Braunschweig, so wie er 1780 den Charakter eines herzogl. Braunschweigischen Hofraths erhielt. Nachdem er sein Lehramt fast 43 Jahre

lang mit musterhafter Treue verwaltet hatte, starb er den 14. Febr. in einem Alter von 81 Jahren.

Garve (Christian), einer der würdigsten, durch seine **Sch** verdientesten Philosophen des verflossenen Jahrhunderts, geboren in Breslau den 7. Jan. 1742, verlor seinen Vater, Besitzer einer Fürstenthum; seine Erziehung war daher seiner Mutter, einer vornehmen Frau, überlassen, die ihre Pflichten als Mutter und Erzieherin gewissenhaft und treulich erfüllte. Garve war zum Theologen bestimmt, allein seine körperlichen Umstände nöthigten ihn, diesen Plan aufzugeben. Im 21. Jahre ging er nach Frankfurt an der Oder, um Bauens Philosophie zu studiren; da dieser aber bald starb, ging er nach einem Jahre nach Halle, befaßte sich hier der Mathematik, studirte noch eine geraume Zeit in Leipzig, wo Sellert, Weiße u. A. Freunde wurden. Im 25. Jahre (1767) verließ er die Universität, lehrte mit Kenntnissen, Sittlichkeit und Tugend geschmückt, zu seiner Mutter zurück, wo er von 1767 bis 1768 anhaltend fleißig arbeitete, daß er sich, nach dem Geständniß seiner Mutter, die ersten hypochondrischen Zufälle zuzog. Nach Sellerts Tode wurde Garve außerordentlicher Professor der Philosophie zu Leipzig, las einige Jahre Colber aber keine Mathematik, Logik u. s. w.; allein seine schwächlichen Gesundheitsumstände bewogen ihn, nach einigen Jahren das Amt eines akademischen Docenten niederzulegen: und so begab er sich 1772, auf seine würdigen Leipziger Freunde, Weiße, Meiß, Zölliker u. A., verlassend, wieder in seine Vaterstadt Breslau zurück. In den Jahren 1770 bis 1780 ward er theils durch seine mit Anmerkungen besetzten Uebersetzungen des Burke über das Erhabene und Schöne, Moralphilosophie von Ferguson u. s. w., theils durch seine eigens 1779 gesammelten Abhandlungen in der philosophischen Welt immer bekannter und beliebter, bis er endlich durch Friedrich II. (der, durch Herrn von Paczensky auf Garve aufmerksam gemacht, diesen selbst sich kommen ließ, und mehrere interessante Unterhaltungen mit ihm hatte) zu einer Uebersetzung des Cicero von den Pflichten aufgegeben wurde, die er 1779 in Charlottenbrunn begann, aber, durch Krankheit abgehalten, erst 1783 erscheinen lassen konnte. Von der Wichtigkeit und Brauchbarkeit dieses Werkes zeugen die schnell hinter einander (von 1783 bis 1792 vier Mal) erfolgten Ausgaben. In den letzten Jahren seines Lebens drängten sich die alten Uebel, Hypochondrie, Nervenschwäche u. s. w. um so stärker herzu, da er nun auch seine würdige Mutter (1792) und mehrere seiner geliebtesten Freunde, seinen Zölliker (schon 1788) und seinen Paczensky (ebenfalls 1792) durch den Tod verloren hatte. Seine körperlichen Leiden nahmen zu, dennoch ertrug er sie mit der größten Standhaftigkeit; und diese selbstständige Gottgebenheit behauptete er bis an seinen Tod, den 1. Dec. 1798, (welcher durch eine eben so schmerzhaft als widrige Krankheit den Gesichtskreis beschleunigt wurde. Garve war überhaupt ein Mann von einem lebenswürdigen Charakter, bestimmt für den Genus der Freundschaft und Geselligkeit. An seiner Bildung hatte seine sehr achtungswerthe Mutter vielen Antheil, welches er auch mit dankbarer Liebe anerkannte. Als Philosoph hat er sich nicht durch tiefsinnige Untersuchungen und neue Entdeckungen oder Umgestaltungen, wohl aber durch seine Bemerkungen wohlgefällige Darstellungen ausgezeichnet. Seine Philosophie war daher mehr Lebens- oder Popularphilosophie, aber im edlen Sinne des Wortes, indem er nicht bloß bei der Oberfläche stehen blieb

sondern nach einer gründlichen und zusammenhängenden Erkenntniß der Dinge strebe. Als Schriftsteller hat er sich nicht nur durch eine Menge seiner Schriften (worunter seine Abhandlungen über den Charakter der Bauern, über die Verbindung der Moral mit der Politik, über verschiedene Gegenstände aus der Moral, der Literatur und dem gesellschaftlichen Leben; über die allgemeinsten Grundsätze der Sittenlehre, dergleichen über Sellert's und über Hollkofers Charakter, die merkwürdigsten sind), sondern auch durch Uebersetzung vortrefflicher Werke aus dem Griechischen (Aristoteles Ethik und Politik), dem Lateinischen (Cicero's Bücher von den Pflichten mit trefflichen Anmerkungen und Abhandlungen) und besonders dem Englischen (außer den oben genannten Gerard's Versuche über das Genie, Payley's Grundsätze der Moral und Politik u. s. w.) verdient gemacht. Seine Schreibart ist richtig, klar, einfach und edel, so daß er mit Recht zu den klassischen Schriftstellern unsers Volks gezählt werden kann. Seinen schriftstellerischen Charakter hat Manso in einem eignen Programm, das Garve's Namen an der Stirne trägt, und auch in den Schlessischen Provinzialblättern vom J. 1799 abgedruckt ist, gut gewürdigt. Ausführlichere Nachrichten von seinem Leben findet man in Schlichtegroll's Nekrolog auf das J. 1798. B. 2. S. 237 ff.

Gas. Mit diesem Namen bezeichnet man alle bleibend-elastische Flüssigkeiten, das heißt jede Flüssigkeit, welche, unter einem größern Druck versetzt, sich in einen kleinern Raum zusammenzieht, ohne dadurch tropfbar flüssig zu werden, und beim Vermindern dieses Drucks sich wieder in einen größern Raum ausdehnt; und welche durch keinen bekannten Grad von Kälte in tropfbare Gestalt gebracht werden kann: also luftförmige Körper, welche unter jedem Druck und in jeder Kälte luftförmig bleiben, wodurch sie sich von den gleichfalls elastisch-flüssigen Dämpfen unterscheiden. Alle Luft, glaubte man ehemals, sey von einerlei Art und Natur. Erst seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts fing man an sich zu überzeugen, daß es unter den luftförmigen Flüssigkeiten eben so wesentlich verschiedene gibt, als unter den tropfbaren Flüssigkeiten, von denen z. B. Niemand Wasser, Oele, Quecksilber u. dergl. m. für dieselbe Flüssigkeit nehmen wird. Gewöhnt, unter Luft das Wasser zu verstehen, welches das Luftmeer ausmacht, auf dessen Boden wir leben, wie viele Seethiere auf dem Boden des Meeres, wollte man die neuen künstlichen Luftarten anfangs nicht für eigentliche Luft erkennen, und nannte sie Gas, ein Name, der von dem Deutschen Worte Giesch herkommt (Giesch des Biers u. s. f.), und den schon ein älterer Alchemist, Johann Baptist von Helmont, gebraucht hatte, um seinen sogenannten spiritus sylvestris zu bezeichnen. Jedes Gas besteht aus einem wägbaren Körper, welcher durch das Princip der Wärme erwandert ist, und die elastische Flüssigkeit erhalten hat. Die eigenthümlichen Eigenschaften desselben hängen von dem erstern Körper, die jedem Gas gemeinschaftlichen Eigenschaften von dem Wärmestoff ab. Jedes Gas hat ein ihm eignes specifisches Gewicht, und sie sind darin bedeutend verschieden, wenn sie gleich alle mehrere 100 Mal specifisch leichter als Wasser sind. Alle Arten von Gas sind durchsichtig, die meisten auch farblos, und daher nicht anders sichtbar, als wenn sie in Blasenform durch tropfbare Flüssigkeiten entweichen. Die Dichtigkeit jedes Gases ist dem Drucke, unter welchem es steht, bei übrigens gleichen Umständen proportional; und jedes Gas wird bei einerlei Erwärmung unter übrigens

gleichen Umständen um gleiche Theile seines ursprünglichen Ma-
 ausdehnt, und zwar bei Erwärmung von dem Frostpunkte bis
 Erweichungspunkte des Wassers um 0,175 desjenigen Raums, den es bei
 Temperatur des Frostpunktes einnimmt. Jedem Gas kann sehr
 bayer Bestandtheil durch chemische Verwandtschaft anderer Körper
 demselben entziehen, und er dadurch fixirt werden, indem er mit eini-
 glicher Körper Verbindungen von fester Gestalt, so gut als mit eini-
 glicher Flüssigkeit, zu bilden vermag. Dadurch wird der Wärme
 des Gases mehr oder weniger, und schneller oder langsamer im Frey-
 geizt. Sehr viele Arten von Gasen werden endlich vom Wasser verschluckt
 und durch Wasser in die freybare flüssige Gestalt gebracht. U.

Gasarten. Von den luftförmigen Körpern zeichnen sich meh-
 rere durch wundervolle chemische Eigenschaften aus, und es geben sich un-
 ter der Gasgestalt am reinsten einige der merkwürdigsten chemischen Einflüsse
 Körper; die schlechtesten Gasarten sollen daher in dem chemischen
 Theile der Physik eine Hauptrolle, und wer sie will kennen lernen, in
 die physikalische Chemie studiren. Hier etwas von einigen, die am me-
 sten gekannt zu werden verdienen. 1) Die atmosphärische Luft ist

ein Gemisch aus mehreren Gasarten und aus Wasserdampf, und nicht, wie
 man ehemals glaubte, ein einfaches Element. Wird in ihr Phosphor
 in einer Glocke verbrannt, welche in einer Schale mit Quecksilber ste-
 ht, so kann man
 nur höchstens
 den, 79 Theile
 ein Brennstoff
 als Maß der
 1774 Leucht-
 brennstoff
 gas (gas
 inflammabile
 Körper lösen

verbreiten, und alles Verbleibende besteht aus chemischer Verwandtschaft
 des verbleibenden Körpers zum wärmeren Theile des Sauerstoffgases
 indem dieses sich mit dem brennbaren Körper verbindet, wird der in der
 Gas verbunden enthaltene Wärmestoff frey, und erscheint als nicht un-
 freye Wärme. In der atmosphärischen Luft sind die brennbaren Körper
 mit mehr Stickgas als Sauerstoffgas in Verbindung; im reinen Sauer-
 stoffgas verbrennen sie daher mit einer weit größern Verhältnißzahl, wo-
 durch sie in gleicher Zeit weit mehr Licht und Wärme ab, als in der at-
 mosphärischen Luft. Ein glühendes Kohlenstück oder ein glühendes
 Eisenstück in Sauerstoffgas getaucht, entflammen sich so leicht; eines
 der unteren Epochen glühende Erzkörper verbrennt darin mit Funkenwerke
 und bestem Rhythmus, und brennender Phosphor verbreitet darin ein Licht
 welches in elastischen Zirkeln herum geht dem Sonnenlichte ähnlich. Die
 Erzkörper nicht eben, wo es am Sauerstoffgas leidet, behalten ihre ab-
 feine weise mit reinem Sauerstoffgas besser als in der atmosphärischen
 Luft, sondern es treten endlich darin. Die verbleibenden Körper ver-
 binden sich beim Verbrennen blausäure in Säuren, so der Schwefel, der
 Phosphor die Stickstoff u. a. Deshalb hat man den wärmeren Bestandteil die-
 ses Gases Sauerstoff (oxygene) genannt, und daher rührt der Name
 dieser Gase, welche in der Natur eine so große Rolle spielen. Man
 die ganze Chemie für eine Geschichte der Eigenschaften des Sauerstoffgases
 und des Sauerstoffgases angesehen. Um diese Gasart rein zu erhalten,

Gasarten

erhitzt man in einer, Weißglühhitze ertragenden, nicht porösen, Metalle geätzten schwarzen Braunstein (Manganoxyd), oder rothes Quecksilber-Präcipitat (rothes Quecksilberoxyd), oder Salpeter, oder Natrium oder Knallsalz (oxygenirt-salzsaurer Kali). Das Ende des Halses der Retorte oder einer darüber passenden Röhre muß unter dem Trichter mit Wasser gefüllt, zu Entbindungen von Gasarten bestimmten Wanne, der sogenannten pneumatischen Wanne, liegen, und über dem runden Loche des Bretes, an welchem der Trichter mit seiner engen aufwärts gerichteten Röhre befestigt ist, muß ein umgekehrtes Gefäß voll Wasser stehen, worin die sich entbindenden Gasblasen aufsteigen und zurückgehalten werden. Aus einem Pfunde Braunstein lassen sich viele Viertel Quart Sauerstoffgas erhalten. 2) Das reine Stickgas hat keine Eigenschaften, welche auf eine so ausgezeichnete Art in die Augen fallen. Es kann sich mit dem Sauerstoffe verbinden, und je nachdem dieses in verschiedenen Verhältnissen geschieht, entsteht dadurch Salpetersäure, Salpetergas oder sogenannte Bonneluft (oxydirtes Stickgas). Das Salpetergas hat die auffallende Eigenschaft, Sauerstoffgas, mit welchem es in Berührung kommt, augenblicklich zu verschlingen und sich damit in salpetrigsauren Dampf zu verwandeln. Beim festgesetzten Athmen der Bonneluft soll eine wundervolle, nie empfundene Wärme entstehen; eine Wärme, welche man indes nicht mit Unrecht mit der zusammengestellt hat, welche bei den Erhängten dem Erstickten vorhergehen soll. 3) Läßt man Wasserdämpfe über Eisendraht oder Eisendrahtspähne in einer weißglühenden Röhre fortsteigen, und fängt aus der Röhre hervorkommende Luft auf, so erhält man ein brennbares Gas, das die Erscheinungen des Verbrennens auf eine ausgezeichnete Art zeigt. Es verbrennt nur, wenn es in Berührung mit Sauerstoffgas angezündet oder erhitzt wird, und zwar nur in der Berührung mit dem Sauerstoffgas oder der atmosphärischen Luft, mit einer weißen Flamme. Im Innern desselben vermag kein brennender Körper fortzubrennen, sondern erlischt sogleich. Das Produkt des Verbrennens ist Wasser, weshalb man dieses brennbare Gas Wasserstoffgas (hydrogene) genannt hat. Es verzehret beim Verbrennen 2 Maß Wasserstoffgas, 1 Maß Sauerstoffgas, und bilden damit Wasser. Sind 6 Gasarten nach diesem Verhältnisse gemischt, und man entzündet sie, entsteht ein fürchterlicher Knall, wobei selbst sehr feste Gefäße zerplatzen werden können, daher man dieses Gas chemisch Knallgas genannt hat. In den sogenannten elektrischen Feuerzeugen (Lichtmaschinen, Gaspyrien, Brennlustlampen etc.) wird ein Strahl Wasserstoffgas in dem Augenblicke, in welchem man ihn aus einem Gefäße in atmosphärische Luft durch Drehen eines Hahns entweichen läßt, von einem elektrischen Funken oder einem Stahlfunken entzündet, und brennt so lange fort, bis man den Hahn wieder zudreht. Ganz rein ist Wasserstoffgas leichter als die atmosphärische Luft. Man füllt daher damit Luftbälle, welche in der Luft aufschwimmen sollen, und wenn sie genug sind, mehrere Menschen, zu sehr bedeutender Höhe mit hinaufheben können. Der Wasserstoff nimmt die Gasgestalt an, nicht bloß rein und für sich vorhanden, sondern auch wenn er mit Kohlen, mit Schwefel, mit Phosphor oder mit einigen Metallen verbunden ist. In diesem Fall entstehen schwere brennbare Gasarten, die so schwer, oder etwa nur halb so schwer als die atmosphärische Luft sind. Kohlen-Wasserstoffgas, reines oder Sauerstoff haltendes, Schwefel-Wasserstoffgas, Phosphor-Wasserstoffgas u. dergl. m. Mehrere

letztern Gasarten haben merkwürdige Eigenschaften; wer sie indeß zu
 kennen begehrt, muß die physikalische Chemie studiren. 4) Wenn Kohle
 in reinem Sauerstoff, od. verbrannt wird, so ändert dieses zwar seinen
 Raum nicht, zeigt aber nach dem Verbrennen ganz andere Eigenschaften,
 als zuvor. Kein Körper kann darin weiter brennen, Thiere ersticken
 darin sogleich (daher die Gefahr, brennende Kohlenbecken in ringsum
 verfloffenen Kammern zu haben), Wasser schlürft das Gas ein, und
 erhält dadurch einen sauren, pikanten Geschmack, und reines, völlig
 durchsichtiges Kalkwasser trübt sich sogleich, und wird milchig, wenn es
 mit diesem Gas in Verbindung kommt. Dieses Gas hat alle Eigenschaf-
 ten einer Säure. Es entsteht nicht bloß beim Verbrennen von Körpern,
 die Kohlenstoff in ihrer Mischung haben, sondern auch beim Athmen,
 und ist in sehr geringer Menge (von einem oder einigen Tausendtheilen)
 in der Atmosphäre vorhanden, daher man es ehemals Luftsäure nannte,
 ein Name, den man später mit dem Kohlenstoffsauren Gas,
 oder kürzer, Kohlen-saures Gas, vertauscht hat. Kreide, Mar-
 mor, Kalkspath, gemeiner Kalkstein, Muschelshalen u. dergl. m. sind
 allesamt kohlen-saurer Kalk. Durch Erhitzen in einer Retorte, oder
 durch Daranflegen einer mächtigeren Säure, kann man die Kohlen-säure
 vom Kalle austreiben, und dann entweicht sie gasförmig, in letztern
 Falle unter be-

man sie sich ver-
 lernt hat, un-
 die Hälfte sch-
 in dieser nur
 Kellern, Bru-
 sich in der At-
 Gefäß in ein a-
 ist das tödtlich-
 und in den W-
 oder säuerlich-
 terter, Fäch-
 saure Wasser-
 sen, Diese W-
 wasser sind et-
 3) Noch mehr
 saure ist von
 den, welche e-
 Gas durch Z-
 tem Braunste-
 saure Gas
 auf die chemi-
 tens die Kra-
 trallisiren und
 Mänderungen
 worüber man
 Gilberts u

43, S. I. Das flüchtige Gas kann zum Wehen in Glas gebraucht
 werden. Noch gibt es eine große Menge anderer Gasarten, ihre Zahl
 steigt auf wenigstens 24 wesentlich verschiedene. Die Kenntniß dersel-
 ben ist aber für den, der sich nicht mit chemischer Physik beschäftigt hat,
 ohne Nutzen und Werth.

vöthliche Art, wie
 che man kennen ge-
 Luft. Sie ist un-
 erbreitet sich dabei
 offenen Stellen (in
 it bleiben, ehe sie
) aus einem hohen
 , ausgleichen. Sie
 pel und zu Vermont
 allen Säuerlingen
 ra, z. B. dem Sels-
 anders als Kohlen-
 eit nachmachen laß-
 Eisen, oder Stahl-
 ie Vermonten u. a.
 gestalt. Die Salz-
 Abänderung dersel-
 an das salzsaure
 ibt, mit gepulvert
 rpygenirt, salz-
 zu bleichen, wor-
 rufen; und zweit-
 erbreiten, zu neu-
 luyton'schen sauren
 m. gebraucht wird,
 brichten findet, in
 Städt I, oder Bd.

Gasparini (Francesco), geb. zu Luffa um das Jahr 1630, einer der größten Componisten des 18. Jahrhunderts. Er war Musikmeister am Conservatorio della Pietà zu Neapel, und hat viele Kirchenmusiken hinterlassen, die in großem Ansehn gestanden. Auch hat er eine bedeutende Anzahl von Opern geschrieben. Seine Compositionen unterscheiden sich durch eine gewisse Anmuth des Styls sehr vortheilhaft von dem zu seiner Zeit herrschenden Geschmack. Noch in einem sehr hohen Alter setzte er verschiedene sehr schöne und gefällige Madrigale. Seine kleine Schrift *L'armonico pratico al oembalo* ist noch im Jahr 1802 in einer sechsten Auflage aufs neue erschienen. Es ist ein nütliches Werk für den Praktiker, wiewohl es darin einigermaßen an Ordnung und Zusammenhang fehlt.

Gassendi (Peter), Präpositus der Domkirche zu Digne und Professor der Mathematik zu Paris, war am 22. Jan. 1592 zu Echanterrier bei Digne in der Provence geboren. Ein lebhafter und durchdringender Geist, ein glückliches Gedächtniß und eine glühende Wißbegierde erregten früh bei seinen Aeltern die Hoffnung, daß er einmal etwas Ausgezeichnetes werde leisten können. Sie wandten daher, wiewohl sie arm waren, alles auf seine Erziehung. Man erzählt, daß er schon in seinem vierten Jahre kleine Predigten hielt. Sein Geschmack für die Astronomie entwickelte sich fast eben so früh, und wurde so heftig, daß er sich den Schlaf entzog, um das Schauspiel des gestirnten Himmels zu genießen. Hierauf schickten ihn seine Aeltern nach Digne, um ihn daselbst seine Studien vollenden zu lassen. Kaum waren sie beendet, als er schon ein Jahr lang Rhetorik lehrte. Er fand Beifall, obwohl er erst 16. Jahre alt war. Im J. 1614 wurde er zum theologischen Lehrer in Digne ernannt und 2 Jahre nachher nahm er den Lehrstuhl der Theologie und Philosophie auf der Universität zu Aix ein. Er verwaltete diese Aemter jedoch nur 8 Jahre. Die Liebe zur Einsamkeit führte ihn nach Digne zurück, wo er ein Werk gegen die aristotelische Philosophie schrieb. Darauf studirte er die Anatomie, und verfaßte eine Schrift, um zu beweisen, daß der Mensch nur zu vegetabilischen Speisen bestimmt, und daß der Genuß des Fleisches, als seiner Organisation entgegen, ein gefährlicher Mißbrauch sey. Er selbst lebte nach diesen Grundsätzen, in denen er jedoch wenig Nachahmer gefunden hat. Ein Proceß zog ihn nach Paris, wo er mächtige Freunde bekam, deren einer ihm den Lehrstuhl der Mathematik an dem königlichen Collegium verschaffte. Descartes brach damals eine neue Bahn in der Philosophie. Gassendi trat mit ihm in die Schranken, und griff ihn mit solchem Erfolg an, daß sich die Philosophen der damaligen Zeit in Cartesianer und Gassendisten theilten. Als ein mit den Alten innig vertrauter Gelehrter und allen Neuerungen abhold, nahm er zur Grundlage seiner Physik die wichtigsten Lehrsätze des Epikur und Demokrit. Er erneuerte die Lehre von den Atomen und dem leeren Raum, aber eben dadurch zog er sich gefährliche Feinde zu. Ungeachtet der Reinheit seiner Sitten, griff man ihn von Seiten der Religion an, wogegen er sich aber zu vertheidigen wußte. Er starb den 25. Oktober 1655. Sein Grab wurde mit seiner Büste aus weißem Marmor und einer Inschrift auf einer schwarzen Marmortafel geziert. Gassendi's Werke wurden im J. 1658 zu Lyon in sechs Folio-Bänden, nebst seinem Leben von Sorbière neu gedruckt, und enthalten: 1) *La philosophie d'Epicure*. 2) *La philosophie de l'Auteur*, 3) *des Oeuvres astronomiques*. 4) *Les vies de Peiresc, d'Epicure, de Copernic, de Tycho-Brahe etc.* 5) *La réfutation des Méditations de*

Descartes. 6) Verschiedene Traités. 7) Briefe. Alle verrathen einen Mann von tiefster Gelehrsamkeit, aber eben diese Gelehrsamkeit schadet zuweilen seinen Raisonnements und dem Zusammenhange. Descartes steht in Ansehung des Styls und Geistes aber ihm. M.

Gäßner (Johann Joseph), geb. 1727 zu Braub. Pludenz in Schwaben, gehört zu den berühmtesten Teufelsbannern der neuern Zeit. Er war katholischer Pfarrer zu Klösterle in dem Bisthum Chur. Die Erzählungen von den Besessenen in der Bibel und sein ununterbrochenes Forschen in den geheimnißvollen Schriften der berühmtesten Magiker hatten ihm den Glauben in den Kopf gesetzt, daß die meisten Krankheiten von bösen Geistern berühren, deren Macht bloß durch Segensprechungen und Gebete vertilgt werden könne. Er fing daher an, einige seiner Pfarrkinder zu kuriren, und erreichte damit wenigstens so viel, daß er Aufsehen machte. Der Bischof von Constanz berufte ihn in seine Residenz, wurde aber sehr bald von der Charlatanerie des Wunderhätters überzeugt, und gab ihm den klugen Rath, zu der geistlichen Seelsorge seiner Pfarrkinder zurück zu kehren. Allein Gäßner begab sich zu einigen Reichsprälaten von stärkerm Glauben, und exorcisirte in ihrem Gebiete. Im J. 1774 erhielt er einen Ruf von dem Bischof zu Regensburg nach Ellwangen, wo eine zahllose Menge Hülfbedürftiger und Neugieriger seiner warteten. Der heilige Mann fand diesen großen Wirkungskreis ganz seinen Kräften angemessen, und heilte Lahme und Blinde, vorzüglich aber mit Krämpfen und Epilepsie behaftete Personen. Wenn er seinen allgewaltigen Machtpruch, *cosset* (fahr aus), aussprach, so waren die Teufel gehorsam genug, den Kranken augenblicklich zu verlassen. Man hat aber alle Ursache, zu glauben, daß er gesunde Personen sehr oft die Rolle von Kranken spielen ließ, und daß seine Kur bei wirklich Leidenden nur so lange anschlug, als ihre Einbildungskraft von den Ueberredungen des Beschwörers erhitzt blieb. Aufgeklärte Männer erhoben ihre Stimme gegen ihn, und sein Ansehen fiel nach einiger Zeit um ein merkliches. Er starb 1779, nachdem ihn der Bischof zu Regensburg, sein beständiger Gönner, in den Besitz einer einträglichen Pfarre gesetzt hatte.

Gastfreiheit, Gastfreundschaft. Die schöne Sitte der Gastfreundschaft scheint sich in das höchste Alterthum zu verlieren, denn wir finden sie bei dem kaum aus dem Stande der Rohheit und Wildheit getretenen Menschengeschlechte. Den Fremdling, welcher ein fernes Land durchwandernd, hülfbedürftig unter ein fremdes Obdach einkehrt, freundlich aufzunehmen, zu bewirthen und zu schützen, gebietet die innerste Stimme des Herzens, um so mehr, da in jenen Zeiten, wo noch kein gegenseitiger Verkehr die Menschen zu einander führte, nur eine harte Bedrängniß, ein Mißgeschick oder Verlust die Auffoderung seyn konnte, daß ein Einzelner die geliebte Heimath verließ und sich in die Fremde hinauswagte, wo er ohne gastfreundliche Aufnahme verderben mußte. So lehrte die Natur die Tugend der Gastlichkeit. Wir finden sie in den ältesten vorhandenen Nachrichten, in den Mosaischen Urkunden, in den Gesängen Homers, nicht minder bei den Arabern, den Germanen und fast allen Völkern des Alterthums. Wenn im Allgemeinen die Gastfreiheit überall in der Aufnahme, Bewirthing und Beschützung des Fremden bestand, so waren doch die Begriffe von dem Maße der Dienste, zu welchen man sich gegen den Wanderer verpflichtet glaubte, verschieden. Wohl keine Nation übertraf darin die Araber. Hier nimmt der Hauswirth — denn noch jetzt lebt diese Sitte unverändert in

Arabien's Wüsten fort — den bei ihm einkehrenden Fremdling beherlich auf und bewirthe ihn mit dem Besten, was sein Haus vermag. Er findet sich geehrt durch den Zuspruch des Gastes und freut sich seiner Gegenwart. Ist aber der Vorrath in seinem Hause aufgezehrt und begehrt der Fremde noch länger zu verweilen, so führt er ihn zu seinem Nachbar, der nun beide mit gleicher Freigebigkeit bewirthe. Diese einfache Sitte wurde bei den Griechen zugleich durch die Religion geheiligt. Zeus, der deshalb den Beinamen des Gastlichen (Xenios) hatte, war der Schützer der Fremden, er wachte über sie und rächte jede ihnen zugefügte Kränkung. Andere Götter thaten ein Gleiches. Wie wir aus Homer sehen, hatte auch der fromme Glaube, daß die Unsterblichen selbst zuweilen in menschlicher Gestalt auf Erden erschienen, Antheil an der guten Aufnahme der Fremdlinge. Aber schon früh im Griechischen Alterthum entstand aus der Gastfreiheit der Vertrag der Gastfreundschaft. Einzelne, die bei dem zunehmenden Verkehr zu häufigen Reisen genöthigt waren, gelobten einander gegenseitige Aufnahme und Bewirthung, so oft ein Geschäft sie zu einander führen würde, und diese sagten sie einander zu, nicht nur für sich, sondern auch für ihre Kinder und Abkömmlinge. Schon bei Homer finden wir neben der allgemeinen Gastfreiheit auch die Gastfreundschaft. Jedem Eintretenden löste die freundliche Begrüßung entgegen:

„Freude dir, Gast, sey herzlich willkommen uns!“

er wird gebadet, umgelleidet, bewirthe, man erfreut sich seiner Erzählung. Erst nach 9 oder 10 Tagen, wenn sich der Fremde nicht früher selbst kund gegeben, ergeht an ihn die Frage:

„Wer, und woher der Männer? wo häufest du? wo die Erzeuger?“

Kündigt er sich als einen Gastfreund von Alters her an, so ist man doppelt erfreut, durch die Erfüllung der gastlichen Pflichten ein altes heiliges Band erneuert zu haben. Zwiefach willkommen war der Gastfreund, der sich durch die Hälfte des von den Vätern zum ewigen Wiedererkennungszeichen gebrochenen Ringes bewährte; und zum Beweise, daß seine Gegenwart erfreulich gewesen, entließ man ihn nicht nur wohl verpflegt, sondern auch mit Gastgeschenken beehrt, welche in der Familie des Empfängers als Gegenstände von besonderem Werthe vererbt wurden.

M.

Gastmähler der Alten. Schon Homer (Odys. 1, 225 fg.) unterscheidet deren 2 Arten: Gastmal und Gelag. Das Gastmal (Eilapine) gab Eine Person auf eigene Kosten, das Gelag (Eranos) ward auf gemeinschaftliche Kosten der Theilnehmenden veranstaltet. Beim Gastmal fanden sich ein 1) wirkliche Gäste, welche durch Sklaven dazu eingeladen, 2) Schatten (Skiat, Umbra), welche von eingeladenen Gästen mitgebracht wurden, und 3) Parasiten, eine Art von schmarozenden Lustigmachern, die sich auch wohl einstellten ohne gebeten oder mitgebracht zu seyn. Bei den Griechen erschienen bloß Männer, bei den Römern auch Frauen. Die Anzahl der Gäste war unbestimmt. Ehe sie zu Tische gingen, wurden ihnen die Füße gewaschen und gesalbt. Bei Tische saß man in der ältesten Zeit, späterhin lag man, auf folgende Weise. Um einen Tisch waren, oft von Cedernholz verfertigte, oder mit Elfenbein ausgelegte, mit Silber und Gold verzierte, und mit kostlichen Decken belegte, Ruhebetten (Ottomanen) gestellt, welche Trisklinien hießen, wenn drei, Pentasklinoi, wenn 5, Heptasklinoi, wenn 7, und Dekasklinoi, wenn 10 Personen darauf gelagert waren. Der Liegende hatte den Obertheil des Körpers auf den linken

Ellenbogen gestützt, den Untertheil gerade ausgestreckt oder etwas gebogen, im Rücken lagen zu größerer Bequemlichkeit bisweilen kleine Polster. Der erste am obern Theil des Ruhebetts streckte seine Füße hinter dem Rücken des neben ihm Liegenden aus, der Zweite lag mit dem Kopfnah an dem Schoos des Ersten, und streckte seine Füße hinter dem Rücken des Dritten aus u. s. w. Daß unter den Plätzen ein gewisser Rang Statt fand, leidet keinen Zweifel, allein man ist über die beobachtete Rangordnung nicht gewiß. Da die Tische nicht, wie bei uns, mit Tüchern überdeckt, und die Speisen (die, weil man Messer und Gabeln nicht kannte, von den Vorschneidern in kleine Stücke zerlegt waren) auf den bloßen Tisch gelegt wurden; so wurde dieser nach jedem Gange mit Schwämmen abgewischt, so wie auch für die Gäste Wasser zum Waschen der Hände umhergereicht wurde. Seine Serpiette brachte sich jeder Gast mit. Der Gänge bei der Mahlzeit waren drei; das Vormahl, wobei man lauter den Appetit reizende Speisen auftrug, das Hauptmahl, welches aus mehreren und besser zubereiteten Speisen bestand, und der Nachtsch mit allerlei Delikatessen. Während des Mahles trugen die Gäste weiße Kleider, schmückten sich mit Kränzen, und salbten sich oft Haupt, Bart und Brust mit duftenden Essenzen. Das Speisezimmer selbst wurde mit Kränzen geschmückt, und die Rosen, die als Sinnbild des Schweigens über dem Tische aufgehängt waren, haben das noch jeßobliche Sprichwort, einem etwas sub rosa (unter der Rose) mittheilen, veranlaßt *). Der Symposiarch (Tafelfürst), entweder der Wirth selbst, oder eine von ihm ernannte Person, sorgte für alles zum Gastmahl Nöthige; der Schmans, König oder das Auge führte die Aufsicht über das Trinken; der Austheiler theilte jedem seine Portion zu, und Weinschenken, meist schöne Knaben, reichten die gefüllten Becher dar, an denen gewöhnlich Kunst und Pracht wetteiferten, und die auch der Kränze nicht ermangelten. Den Wein trank man mit Wasser gemischt, die Mischung aber war unbestimmt, wahrscheinlich weil nicht alle Weine gleich stark und feurig waren. Das eigens hierzu bestimmte Mischgefäß hieß Krater (Mischkrug), aus welchem mit einem Schöpfkrüglein (cyathus) in die Becher (pocula) eingeschenkt wurde. Der äppige Römer trank aus Krystall, Bernstein und köstlicher Murrha, einer Art Porcellan, die Pompejus einfuhrte, aus Napf, Bernf und künstlich getriebnem Golde, mit Edelsteinen besetzt, sogar mit geschnittenen. Gewöhnlich brachte man einen Becher dem guten Gott, einen dem errettenden Zeus, einen der Hygiea, und einen dem Merkur, oder wie Andre wollen, den ersten dem olympischen Zeus, den zweiten den Heroen, den dritten dem errettenden Zeus. Nur die Mäßigen aber begnügten sich mit dieser Zahl der Grazien, Andere gingen über die Zahl der Musen hinaus, denn man trank nicht bloß in die Runde (Encycloposie), sondern auch auf das Wohl abwesender Freunde und Geliebten, und dann so viele Becher als der Name Buchstaben enthielt, ja man stellte förmliche Trinkkämpfe mit ausgesetzten Preisen an. Natürlich machte es einen Unterschied, wer sich auf dem Gastmahl befand, denn ein Symposion von jungen Leuten und ein von Philosophen oder Staatsmännern hatte freilich verschiedene Unterhaltung. Außer der Unterhaltung durch Gespräche, die oft, wie wir aus Platons und

*) Die Rose, die Blume der Venus, saß Ovid, wehte Amor dem Gott des Schweigens, Sarpokrates, damit die That'n der Mutter verborgen blieben. Deshalb hängt der Wirth sie als Symbol über dem Gastisch auf; der Gast soll sich erinnern, daß er das hier Gesprochene verschweigen müsse.

Wasser de Eymeben lehen, sehr stark und schmerzhaft
 im Gebrauche und ist sehr deumidirend, wobei die Nieren
 sehr eine große Menge verlieren, hatte man noch die
 das Eytelwasser (Eytelwasser) Nimmte bald zu heiligeren
 neuen Kraft. Nach dem besten Mache erweisen zu
 Mache P. deumidirend, Eytelwasser, Eytelwasser, &
 fruchtbarer aller Art, oder die Nieren werden selbst abge-
 bracht der Nieren sehr sehr sehr ist. (E. Nieren
 Nieren und schmerzhaft Nieren sehr sehr sehr ist
 an seine Nieren und, welche Nieren sehr ist.
 diese zu größerer Reibung durch eine Nieren sehr ist.

Wasser de Holz, Rettung von Remond, Edele Jours de Holz,
 Wasser de Remond, geboren im J. 1422 von Marie von Cremon, der
 Schwester Ludwigs XII., war der Liebhaber seines schmerzhaften Kindes,
 der unablässig mit Weisheit zu sagen pflegte: „Wasser ist meine
 Welt, ich habe ihn errettet und ihn zu den Engeln geführt, die
 nun schon in ihm bewohnen.“ Und wirklich wurden diese Hoffnungen
 nicht getäuscht; in einem Alter von 29 Jahren machte er seinen Namen
 unsterblich in dem Kriege, den Ludwig in Italien führte. Er schlug eine
 Schweizerarmee nieder, stieg in schmerzlicher Gefahr über 4 Klüfte, rettete
 nach dem Papst aus Pologna, gewann am 17. April, am Christtage 1492,
 die berühmte Schlacht von Marignano, und endigte hier im 32. Lebensjahre
 sein kurzes aber glorreiches Leben. Er wurde nach der Ehre geachtet,
 die er einem Feinde Spaniens, der sich zurückzog, einzuwenden wagte.
 La Pellice hat alles auf, um ihn von der weltlichen Vergessenheit abzuhalten;
 er hat ihm vor, daß er bestrebt sein sollte, und daß es wichtig sey,
 gewisse Klüften auch darüber zu bringen, die ihm Leben kosten verkauft
 werden. Aber diese verständigen Ermahnungen machten seinen Eifer
 auf den jungen Prinzen, der sich an die Spitze seiner Leute stellte und sich
 dem gegen die Spanier wandte. Und diese sich verweigert haben, boten
 für den Feinde die Eiden und vertheidigten sie wie Feinde. Neben,
 der zu weit vorgebrungen war, wurde vom Herrn geköpft. Und ein
 Couplet, den er verwundet hatte, ihn in dieser Lage erlöste, und
 bedauerte, daß er ihn die erste Stelle unbeschadet hat, durchsah er ihn
 mit starkem Mitleid und überließ ihn. Ludwig XII. sollte den klaren Schwert,
 als er La Pellice's Mitleid empfing, der ihm die Verdienste des Sieges und
 des Todes des Prinzen brachte. „Ich wollte seinen Tod nicht laß
 zu sehr haben, rief er aus, schonte ich um diesen Verdienstlosen
 Herrn Wasser de Holz und alle die Kapten zurückzuführen, die mit ihm
 angekommen sind; möge Gott mit mir wieder solche Siege vollziehen.“
 M.

**Wasser de Holz, ein aus dem Schmelzen entlehnter Ausdruck bezel-
 det auf die Verdauung Bezug habende. Wasser de Holz**
 bezieht alle die Teile des Körpers, die die Verdauung möglich machen;
 Schmelze Kräfte sind solche, in denen vorzüglich die Ver-
 dauung gehet ist. Da die Vorschriften der Diätetik in Rücksicht des
 Lebens und Erhaltung so häufig zu beobachten werden, die Qualität des
 Nahrungsmittel selbst oft fehlerhaft, das geistige System und nicht
 selten zuwidergehet, und der Mangel der äußeren Temperatur auf
 das geistige System sehr bedeutend ist, so ist es nicht anders möglich,
 als das geistige System häufig vorzunehmen müssen. Ihre Zeichen,
 an denen man sie erkennt, sind Appetitlosigkeit, bitterer, überflüssiger
 Speichel, die belegte oder schmerzhafteste Zunge, Heißhunger, unangenehm

bezeichnet, Weis und Erbrechen, Trost und Schwere im Kopf
 Anstoss oder Anreizung u. s. w. Wegen der gewöhnlichen Verbin-
 dungen des Magens, verbindet sich die gastrischen Krankheiten mit
 dem, s. Weis und Erbrechen, beides gastrisches Erbrechen. Was die
 Weis über diesen ist hinsichtlich Anwendung der sie erwerbenden
 einen heilenden Mittel; wir begreifen vorzüglich darunter Weis
 durchsicht erregende Arzneien, und eine Menge Fisch. Erbrechen
 wird heilend, den herrschenden Krankheiten und den dabei
 stehenden Ursachen der Weis zufolge, häufig angewendet, s.
 II.

Was Weis wollte, war eine besondere Art der Nachforschung
 Erbrechen. Das Verfahren war folgendes. Man stellte gewisse
 Fragen, wie stamm Maget gestört, auf einen Tisch und deswegen
 ihn rings umher. Dann hies es man mit leiser Stimme zu einem
 nach und las sie ihm die Frage vor, deren Beantwortung man begehrte.
 nach ein leiser und undeutlicher Kunde oder eine schwache Er-
 fürchtung als in den Ohren sich erregenden Veränderungen des
 und zugleich von dem Tönen eines Antwort abhingen, erbrachen an
 obers. Er ist gar sie endlich durch gewisse den Ursachen sich ge-
 bildet, welche die Natur verantwortigen sollen.

Was Weis wollte heißt hinsichtlich die widerwärtige Krankheit
 ist und Weis den Preis durch Etwas auf Erwerb, auf die eigene
 und widerwärtige Weise gut zu adieren. Das Wort wird aber gewöhn-
 lich in einem Sinne genommen, in Beziehung auf solche Menschen
 an Krankheiten vorzüglich auf die Krankheiten der Laster gerichtet ist, so
 sie sind des Weis, diese Krankheiten auf die vollkommenste Art zu den
 sie insgesamt ..Krankheiten.. kann man als Krankheiten der ge-
 wöhnlichen Krankheiten ansehen. Es gibt auch Krankheiten der Laster
 in denen bei den Kindern und Kindern die folgende Natur, und A-
 renante bemerkt sind, welche in die Kategorie von Nahrungsmitteln
 sind, oder das Interesse der Lebensmittel er zu prüfen.

Was Weis (Joh. Christoff), dieser berühmte Historiker we-
 rens in Paderborn im Wäldergerichten den 13. Juli 1727. In dem
 Wälderberg und Wälderhaus diese wichtige Wälderarbeiten, er
 die Erde zu dem Commonwealth in Wälderberg, kam 1728 und ordnete
 den Wälder nach Wälderberg und nach Wälder den 5. 9
 1729 mit dem Wälder als Historiker. Er beherrschte das ganze
 Gebiet der Wälder und über die Wälder Wälder, der Wälder
 Wälder, Wälder, Wälder, Wälder und Chronik
 alle diese das Wälder, diese einzelne Werke der Wälder durch die
 Wälder und Wälder auf und führte in das Studium der Wälder
 in Wälder Wälder und in die Wälder Wälder Wälder Wälder
 Wälder etc. welche die Erzählung von der Wälder mit Wälder
 Wälder hat die Wälder Wälder Wälder Wälder
 Wälder, seine geschickliche Wälder
 Wälder Wälder Wälder Wälder Wälder
 Wälder Wälder Wälder Wälder Wälder
 Wälder hat er ebenfalls einen Wälder
 Wälder. Die Wälder Wälder Wälder
 Wälder einen Wälder Wälder Wälder
 Wälder Wälder, dessen Wälder Wälder

in Florenz auf Gatteten die Verbleibe des

pays, paganos, pavians). Schon in den
 hand in Haus eingetragt, d. h. in Districten
 , nach gewissem Weizen von Bedizzen. Das
 Weizen bewerkende Leben dacht in stark
 die Weizen weizen Weizen und nicht gering
 i der Veränderung der Weizen veränderte
 d jüdliche Jahrhundert kamen die Weizen als
 nichtland gen; ad (l. Weizen), und nur im
 ihnen ist eine Erinnerung an sie geblieben. ad.

Genner, und Pöschel weisen, das; bezeichnet
 die Lebensweise der Staatsglieder, welche ihren Unterhalt, obwohl sie
 sich selbst den Lebenserwerb erwerben könnten, der Hausarbeit und Mühseligkeit aus
 ihm entwerdet als Nichts oder als Bettler abnehmen Das Wort Gen
 ner, was auch wichtig Genner bezeichnet wird, kommt entweder
 aus Niederländischen Worte gen ab, welches Hof, reich, schön, die
 es bedeutet; oder vom U. Deutschen Gen oder Gen (Pagus), und
 bedeutet dann ursprünglich im U. emlichen Landstriche, Casobon
 du, ohne Rücksicht, ob sie Nichts oder Bettler sind. Die Genner
 führen in ihrer Oberflächensprache Jentlicher d. h. Leute, die nicht
 ganz einen festen Wohnort haben; Licht, Sommer und Casu
 erer; in der Couplet- und Volkssprache aber abgewehn und zwar nach
 dem Sinne des Wortes Genner nicht bestimmt genug Pagosten,
 Weizenbuden, Eitelchen und Gennerstriche. Die Genner
 machen eine aus mehreren Klassen bestehende Gesellschaft aus. Jede
 Klasse unterscheidet sich von der andern durch die besondere Art, wie sie
 ihr Handwerk treibt, wezwegen sie auch wieder ihren besondern Namen
 erhält. Sie lassen sich unter zwei Hauptabtheilungen bringen,
 wovon die erste die Nichts geradezu ohne alle Verstellungskraft, aus
 bildet, die andere aber diejenigen Nichts in sich begriff, welche einem
 Schein von Rechtlichkeit angenommen haben. Zur ersten Hauptabthei
 lung gehören 1) die Studentenwägen in der Jentlichen oder Weizen
 Weizen Schein besetzt genannt, oder solche, die in Genner- und aus
 dem Wohnungen Weizenlager zu erlangen suchen, dann die Studien plaus
 burs und früh vor Tage heimlich sich davon machen. 2) Die Schein
 solinger, Jemoltsner, Kullenkiederer, Escher, Todu,
 und Scheingüter sind solche, die bei Tage unbewehrt in die Hände
 leichten und geschwind nehmen, was ihnen in die Hände fällt. 3) Die
 Weizenbuden, Weizenkäufer oder Weizenkäufer geben den
 Weizen oder Weizen nach und Weizen dafselbst allerhand Weizen. 4)
 Escherkäufer, Weizenkäufer, Weizenkäufer oder Weizen
 Weizen den Leuten Weizen, Weizen, Weizen, Weizen und alles von
 Weizen und den Leuten und Escherkäufer. 5) Die Sommerweizen,
 Vorweizen-Weizen, Weizen, Weizen (Weizen und Weizenkäufer
 Weizen Weizen und Weizenkäufer mit Weizenkäufer und Weizenkäufer
 lang, auch wohl Erwerbungsweizen, die bedenklich. 6) Die Weizen
 le, Sommerweizen oder Sommerweizen, alle Weizenkäufer, Weizen
 Weizen Weizen und Weizenkäufer ohne alles Weizen und ohne gegen
 Weizen Weizen zu Weizen, auch in dem Falle, wenn sie erträgt
 und eingegriffen werden. Die andere Hauptabtheilung besteht 1) aus
 den Weizenkäufern und Weizenkäufer oder Weizenkäufer, Weizen
 Weizen Weizenkäufer und schlechter Weizen, durch vorgebliche Weizen

schänderungen, Schatzgräbereien, inswurtz, auch ohne denselben, bestehen. Sie theilen sich in Engeln und Zeugnissen ihrer Kunst. Ist einer zahlreicher Dienerschaft eine Hauptperson ist, und so die ermögkonde Verzte ihr Wesen treiben. In bürgerlicher Kleidung als unter dem vom Städtchen Königl. Materialienliste auf dem Markt in Dörfern und in Flecken herum zu stehen. Diese letztern führen Kammern, Halbmestern, Kammerjungen, Schindern; ja viele der selben gehen in Schuppen oder Kleinen unter alle Pharisäen, Ronge: unter oder Subrinor etc. gehören, wozu sie die Leute in Privat Messen und Märkten, oder auch Geld und andere Habseligkeiten der größten Dummheit an bis zum vielfältigsten Subjecten. 3) Aus welche durch Vorspiegelungen, bringt Gold durch geleistete Voralsches Metall, und Papirgeld herumziehenden Israelitischen: n, Margodlern, die auf erweiniglich Sand, auch Kupfer geben. 5) Aus Taschenspieler, Kunststückemachern und selbst stehlen oder doch wenig zuveru haben. Alle diese Classen neuen Gränzen tren, sondern treiben blaus und Betrügens bei Tag und den Straßen. Indessen gehört irgend einer der genannten Classen Ausbildung ist folgende: Wer ist gemeinlich in die Fußstapfen e. Wer hingegen erst erwachsen diejenige Classe, zu welcher ihm er seine Anlagen, Fähigkeiten, Nation, aus welcher er ist, am passendsten sind. Die Ganner sind eine aus allen Europäischen Nationen und Juden zusammengesetzte Gesellschaft, die sich in größere und kleinere Bänden theils ohne theils unter besondern Anführern abtheilt, welche meistens von einer Weltgegend zur andern in Verbindung stehen und besonders mit den Bewohnern unserer schlecht eingerichteten Zucht- und Arbeitshäuser und der Gefängnisse einen sehr genauen Briefwechsel unterhalten und darin als auf hohen Schulen in ihren Gannetränken vollends angeblibet werden. In jedem Staate machen bald die einheimischen, bald die fremden Ganner die Mehrzahl aus. Das Bettelvolk und Ueberliche Manns- und Frauenpersonen aus allen Ständen, besonders verlassene Soldatenkinder, sind die unverfiegbarren Stämme, woraus sie

Er sehr schnell sich ergänzen, besonders seitdem man angefangen hat, Fein-
 ren offenbar Lieberlichen mehr zum Soldatenstande nehmen zu wollen.
 Sobald Einer unter die Ganner aufgenommen worden ist, erhält er außer
 seinem Geschlechtsnamen von seinen Genossen auch einen Gesellschafts-
 oder Spitznamen, z. B. Lipstullian, Käsehier, Constanzer Haß,
 Sulzer Zergle, der Vatersepp, Schul-Loui, Schletter-Loui, einäu-
 sige Joseph, Huren Mohrle ic.; allein sie sind diesen Spitznamen selbst
 feind, und nur Gewohnheit erhält dieselben noch, weil sie ihnen wirklich
 mehr schädlich als nützlich werden. Man kann mit vollem Recht anneh-
 men, daß gegenwärtig und allein in den sämtlichen Staaten des Rheins-
 bundes 12,000 Ganner ohne die in den Zucht- und Arbeitshäusern und in
 den Gefängnissen sitzenden leben. Der Betrag ihrer Diebstähle und die
 Unterjuchungskosten derselben betragen jährlich über 2 Millionen Reichs-
 thaler. Die Ursachen von dem Daseyn einer so großen Menge von Gan-
 nern, Landstreichern und Dieben, sind sehr mannigfaltig und gründen
 sich theils auf die natürliche Beschaffenheit, theils, und zwar noch weit
 mehr, auf die politische und religiöse Verfassung eines Landes. In Rück-
 sicht auf die natürliche Beschaffenheit eines Landes begünstigt jedes Land
 das Ganner- und Bettlerwesen, welches a) viele, große ausgedehnte
 Waldungen, Berge und Schluchten, nebst vielen einzelnen Häusern be-
 sitzt, die ihnen insgesamt zu sichern, schwer zu entdeckenden Schlupf-
 winkeln dienen; b) in welchen viele fruchtbare Felder, Wiesen ic. und
 eine Menge daraus entstandener Veredlungs-Gewerbe vorhanden sind,
 wodurch eine große Anzahl fleißiger Einwohner Wohlhabenheit und
 Reichthümer erlangt haben. In solchen Ländern finden sich Ganner
 und Bettler wegen des leichten Betriebes ihres Gewerbes am zahlreich-
 sten ein. In politischer und religiöser Hinsicht erleichtern die vielen son-
 derbaren Staatsgränzen den Gannern gar sehr, bei Verfolgungen in dem
 einen Lande, bald in dem andern einen neuen sichern Aufenthalt zu fin-
 den, weil es ihnen an guten Pässen nie fehlt, und weil in Ansehung der
 Verfolgung dieser pestartigen Auswürflinge die Staaten nicht einerlei
 Grundsatz angenommen haben und denselben befolgen. Ja was sie in den
 gegenwärtigen Zeiten am allermeisten begünstigt, ist der 1781 durch die
 Wiener Polizei eingeführte sogenannte Schub, sonst Landesverweisung,
 mit welchem jede Regierung die eingefangenen Landstreicher partienweis
 über ihre Gränzen bringt, und dem Nachbar zum weitem Fortbringen
 überliefert, wodurch dieses Gesindel die beste und leichteste Gelegenheit
 erhalten hat, sich in Freiheit zu setzen und wieder zurückzukehren. End-
 lich enthalten katholische Staaten wegen der vielen Gelegenheiten zu ste-
 hen bei Wallfahrten und Prozessionen und wegen der Verschwiegenheit
 der Beichte bei weitem mehr Ganner und Bettler, als die protestantis-
 schen, sobald die Geistlichen jener Confession nicht unmittelbar der Lan-
 desregierung für ihre Verdon und in Kirchensachen unterworfen und ver-
 antwortlich sind. Aus allen diesen Ursachen ist an der Donau, am Main,
 am Rhein, an der untern Weser und weniger an der Elbe, so wie auf
 dem Harze und dem Thüringer Waldgebirge mit seinen Zweigen, dem
 Rhöngebirge, Fichtelgebirge ic. von jeher der Sammelplatz des Ganners
 und Bettlerwesens gewesen, das sich alsdann von hier aus von Zeit zu
 Zeit in die andern ebenen Gegenden herabzog und bei Verfolgungen dorts
 hin zurückkehrte. Im Winter haben die Ganner ihren Aufenthalt ent-
 weder in gut und bequem eingerichteten Erdhöhlen, oder in den einzeln
 weitentlegenen Dörfern und Häusern; vom März an aber bis zum
 November bivouaquieren sie. Ihre meisten Einbrüche geschehen während

der Rohheit, d. h. in der Zeit von 14 Tagen, wo der Mond nicht scheint, Tag vor Tag, und in den mondheilen Nächten halten sie sich ruhig. Ihr Hauptcharakter ist Gesetzlosigkeit und die roheste Gleichgültigkeit gegen Recht und Unrecht. Sie berauben daher jeden, gleichviel ob er reich oder arm ist, oder erst durch ihre Beraubung in Armut und Elend gestürzt wird. Sie haben so wenig Gefühl von der Schändlichkeit ihrer Lebensart, daß sie sich ihrer Gaunerthaten geradezu überall rühmen, wo sie es ohne Gefahr thun können. Aus Gaunerstolz ist jede Rückkehr zu einem ordentlichen gesetzmäßigen Leben bei ihnen durchaus unwahrscheinlich und höchst selten. Mit ihrem Stolze sind selbst gegen ihre Genossen immer genau verbunden Herrschsucht über die Schwächern, und Rachsucht gegen ihre Beleidiger, Nachforscher und meineidigen Genossen, dabei aber bezeigen sie sich, in der Hoffnung, irgend einmal Nutzen davon zu haben, zugleich auch gegen wirklich Arme mitleidig; nur nicht gegen die Bettler von Profession, welche sie verachten, ob sie schon sich ihrer theils zur Ausführung ihrer Diebesstreiche, theils zu Ausspähungen ihrer gefangenen Genossen häufig bedienen. Die Gauner haben auch ihre besondere Wort- und Zeichensprache, welche letztere sie brauchen, wenn sie nicht in voller Sicherheit sind. Ganz anders verhält es sich mit den Bettlern; ob sie schon mit den Gaunern vieles gemein und auch gewisse Verbindungen unter einander haben. Die Bettler und Landstreicher heißen in der Teutschen Sprache Falcher, Schnürer und Talfen. Sie sind von verschiedener Art. In Rücksicht auf ihren Stand und Auszug muß man sie in vornehme und gemeine, in Beziehung auf ihre Umstände und Art ihrer Bettelei aber, in Bettler mit noch irgend einem Nebengewerbe und in Bettler von Profession abtheilen. Die vornehmen und die Bettler von Profession sind entweder unverächtete Straßen- und Hausbettler geradezu, oder verstellte, feine und verschmickte Bettler, auch Steig-, Straßen-, Hausbettler, Busbettler, Buschnürer und Stappier genannt, welche sich irgend einer List, eines Betrugs und gewisser Kunstgriffe bedienen, um zu ihrem Zweck zu gelangen. Diejenigen Bettler, welche neben dem Betteln noch irgend ein Gewerbe treiben, sind folgende: a) die eine Classe treibt einen Kleinhandel oder Hausirerei. b) Die andere Classe hat ein ordentliches Handwerk erlernt, aber immer nur ein solches, das mit einer herumziehenden Lebensart zusammenpaßt. c) Die dritte Classe endlich besteht aus den sogenannten Dilettantenbettlern, der Ueberlichsten von allen. Die Leichtigkeit, sich durch das Betteln zu ernähren, hat die Anzahl der Bettler nur allein in den Staaten des Rheinlandes bis auf 200,000 Köpfe gebracht, deren Bettelertrag, auf jeden Kopf wöchentlich nur 16 gr. gerechnet, 6,933,333 Rthlr. 8 gr. ausmacht; welche ungeheure Besteuerung der arbeitsamen Volksclasse, die nun noch obendrein ihre wirklichen Hausarmen durch Almosen zu ernähren hat! Außer der gedachten Leichtigkeit sich zu ernähren, vermehrt die landstreichenden und sesshaften Bettler auch noch theils Mangelhaftigkeit der Gesetzgebung, theils die nicht buchstäbliche Befolgung der gegebenen Gesetze, theils eine übel angebrachte Gutmüthigkeit und Furchtsamkeit der Einwohner selbst, welche die Aufrechterhaltung der Gesetze nicht gehörig unterstützen. An Besserung der Bettler in ihrer Freiheit ist eben so wenig zu denken, wie bei den Gaunern; denn die Hauptzüge im Bettlers Charakter: Niederträchtigkeit, verbunden mit Stolz, Grobheit und Unverschämtheit, kriechende Höflichkeit, wenn es die Erreichung ihres

Sweckes erfordert; Schlanheit, List und Betrug, äppiges Wohlleben, wollüstige Ausschweifung aller Art, Arbeitsscheue, Trägheit und Faulheit, Zanksucht, Nachgier, Gewaltthätigkeit und Roheit verhindern jeden Keim der Besserung. Solche Auswürflinge, wie die Gauner und Bettler sind, darf daher kein Staat dulden, sondern er muß sie ausrotten, es mögen dabei noch so viele Schwierigkeiten eintreten, weil die Möglichkeit ihrer Ausrottung vorhanden ist, nur muß man die richtigen Anstalten treffen und zweckmäßige Maßregeln nehmen als bisher genommen worden sind. Die Hauptschwierigkeiten bei der Vertilgung der Gauner und Bettler nebst den mit ihnen überall in Verbindung stehenden Zigeunern sind a) ihre fast durchgehends tadellosen Pässe, welche ihnen gewissenlose Obi ketten ausstellen; b) die Entlassung der Gauner und Bettler nach einigen Jahren Gefängnißstrafe, während welcher sie sich gebessert haben sollen, aber in den meisten Fällen schlimmer geworden sind, weil zu einer wirklichen Besserung Freiheit des Handels gehört, die ihnen aber in ihren Verwahrungsortern fehlte; und c) die Fahrlässigkeit in Ansehung ihrer Aufbeahrung, aus welcher es ihnen so leicht wird zu entspringen. Der Plan dieses Werkes erlaubt uns nicht, hier die Mittel zu ihrer Ausrottung, deren Möglichkeit jedoch vorhanden ist, aus einander zu setzen. Nur bemerken wir noch, daß das Gaunerwesen, besonders im südlichen Deutschlande, wo es bei der ehemaligen Mannigfaltigkeit der Territorien seine eigentliche Heimath hatte, durch die seit der Errichtung des Rheinischen Bundes gegründeten größern Staatenmassen sehr abgenommen hat. Durch diese Veränderung kam mehr Einheit und Energie in die Polizeyanstalten, und die Gauner verloren ihre bisherigen Schlupfwinkel, die sie gewöhnlich in den Gebieten der kleinern Reichsstände und der Reichsritter hatten. Da das System der größern Territorien in Deutschland bestehend geworden, so ist zu hoffen, daß durch dasselbe die Landplage der Gaunerey allmählich von selbst aufhören werde.

Gaußin, eigentlich Gaußin (Jeanne Catherine). Diese große, von Voltaire vielfach gepriesene Schauspielerin, welche zu ihrer Zeit eine Zierde der Französischen Bühne war, und sich neben einer Claiton und Dumésnil zu behaupten wußte, war zu Paris im Jahr 1711 geboren. Ihr Geschmaç und ihre Talente für die Komödie entwickelten sich früh, und sie hatte schon in der Gesellschaft des Herzogs von Gesvres, welche zu St. Ouen Schauspiele gab, durch ihr Talent und ihre Schönheit entzückt, als sie in einem Alter von ungefähr 17 Jahren nach Lille ging, wo sie gegen 2 Jahre lang in dem Trauerspiel junge Fürstinnen, und im Lustspiel Liebhaberinnen gab. Der Beifall, den sie in dieser Stadt einerzute, verbreitete sich nach Paris, wohin man sie berief. Hier debütierte sie im Jahr 1731 im Britannicus mit der Rolle der Junia, welche sie dreimal hinter einander spielte. Vor allen gelangen ihr die Rollen der Liebhaberinnen: in der Komödie war sie ungleich vollkommener als in der Tragödie, wiewohl sie sich in dieser lieber loben hörte. Im Oracle, in der Magie de l'amour, im Homme à bonne fortune, im Misanthrope und Turcaret konnte man nichts Schöneres sehen als die Gaußin. Naive Rollen waren ihr Triumph. In einem Alter von 40 Jahren erschien sie auf der Bühne noch als ein sechszehnjähriges Mädchen. Eine unglückliche Ehe, welche sie 1759 mit einem Operntänzer, Marie-François Lavlaigo geschlossen hatte, vollendete die Zerrüttung ihres Vermögens, das ihre angeborne Freigebigkeit schon erschöpft hatte. Zwar starb ihr Gatte schon 1765, aber sie überlebte ihn nicht lange.

Mit einer Pension von 1500 Livres, welche den größten Theil ihres Vermögens ausmachte, verlebte sie ihre letzten Jahre in der Zurückgezogenheit, und starb 55 Jahre alt, den 6. Juni 1767. Ihr Bild wurde von Drouais gemalt.

Gaveaux (Pierre), Componist und Theilhaber am Theater der komischen Oper, und Mitglied der königlichen französischen Kapelle wurde 1764 zu Béziers, Dep. de l'Hérault, geboren. Mit seinen 7ten Jahre trat er als Chorknabe nebst seinen beiden Brüdern in die Domkirche dieser Stadt. Schon damals liebte er die Musik so leidenschaftlich, daß er des Nachts aufstand um zu studiren, während seine Mitschüler schliefen. In weniger als 2 Jahren konnte er bereits jedes Musikstück zu jedem Schlüssel lesen, und in einem Alter von 10 Jahren hatte er seine musikalischen Studien beendigt. Er begann nunmehr lateinisch zu lernen und hörte den ersten philosophischen Cours. Der treffliche Organist und Componist Combes lehrte ihn die ersten Elemente der Composition und leitete seine Hände auf dem Clavier. Er war kaum 12 Jahre alt, als er seinen Musiklehrer verlor. Glücklicherweise liebte sein lateinischer Lehrer, der Abt Lindel, leidenschaftlich die Musik und spielte sehr angenehm das Violoncell. Dieser hatte aus Italien die Partituren des Stabat mater und der Serva padrona von Pergolesie erhalten. Sie führten mit Hülfe eines Basses diese Meisterwerke aus, und wurden so entzückt von den zauberischen Schönheiten derselben, daß sie am Ende jedes Stückes einmal über das andere ausriefen: In die Hölle mit jedem, der die Musik nicht liebt! Diesen beiden unsterblichen Werken verdankt der junge Gaveaux seinen entschiedenen Geschmack für die Composition. Er beschloß bald darauf nach Neapel zu gehn, und hier seine musikalischen Studien unter der Leitung des berühmten Contrapunktisten Sala zu vollenden, aber Familienverhältnisse bestimmten ihn anders. Nach vielen Unannehmlichkeiten ging er nach Bordeaux und wurde als Tenorist bei St. Severin angestellt. Franz Bed, damaliger Organist dieser Kirche, wurde sein Lehrer in der Composition für die ganze Zeit, die er in Bordeaux zubrachte. Gaveaux componirte mehrere Motetten, die er unter seines Lehrers Augen ausführen ließ. Dieser unterließ nicht, ihm jedesmal seinen Beifall zu bezeigen und zugleich das alte Sprüchwort zu wiederholen: Fabricanto fit faber. In der Folge wurde Gaveaux beim Theater zu Bordeaux angestellt, bis er sich 1788 nach Montpellier begab, um hier die ersten Liebhaberrollen in der großen und in der komischen Oper zu übernehmen. Im J. 1789 debutirte er auf dem Theater der Tuilerien als erster Tenorist in der Französischen Oper. Er war einer der Begründer und Erhalter dieses Theaters bis zu dem Augenblick, wo das Theater Feydeau mit der komischen Oper im J. 1800 vereinigt wurde. Als Componist hat er mehrere Werke auf das Theater der komischen Oper gebracht, die sich eines ausgezeichneten Beifalls erfreuten; unter allen aber ist vielleicht *L'amour filial* diejenige, welche sein Talent am schönsten und vollkommensten bewährt. Außerdem hat er Italienische und Französische Romanzen herausgegeben. Seine Composition des *Pygmalion* von Rousseau, die er für das Theater der komischen Oper bestimmt hatte, wird als ein besonders gelungenes Werk gerühmt.

Gavinies (Pierre) wurde den 11. Mai 1726 zu Bordeaux geboren. Von seiner zartesten Kindheit an nahm er Violinunterricht, schon aber in seinen 13. Jahre bedurfte er dessen nicht mehr. Er war 14 Jahre alt, als er nach Paris kam und in dem Concert spirituel debutirte, wodurch er den ersten Grund zu seinem Ruf legte. Sein Spiel war sicher

und glänzend, aber was ihn so ungemeyn auszeichnete, war ein eigener Reiz und Ausdruck unnachahmlicher Ton; er schien seinem Instrumente Sauser zu entlocken. Auch im Adagio excellirte er. Siegreich wetteiferte er mit Domenico Ferrari, Pugnani und Stamitz. Ploetti nannte ihn den Tartini Frankreichs, und an Tartini erinnert auch sein Privatleben. Als Jüngling verließ er heimlich Paris. Eine Liebesintrigue, die mit die' er Flucht in Verbindung stand, machte sie für ihn gefährlich. Er wurde vier Stunden von Paris arretirt und blieb ein Jahr im Gefängniß. Damals componirte er jene unter seinem Namen so allgemein bekannt und berühmt gewordene Romanze. Er sang sie zu seiner Violine mit einer unnachahmlichen Amuth und varirte sie eben so reizend. Noch kurz vor seinem Tode, in seinem 73. Jahre, exercitirte er sie in einem öffentlichen Concert und entlockte Thränen den Augen seiner Zuhörer. Er ist das Haupt der guten Französischen Schule und gehörte zu den wenigen Freunden J. J. Rousseau's. Für das Theater hat er das Intermezzo, Le prétendu, geschrieben, welches mit Beifall aufgenommen wurde. Im J. 1794 ernannte ihn das Conservatorium zum Professor der Violine, und er zeigte sich in diesem Amte so eifrig, daß jedes Jahr seine Schüler den Preis auf der Violine davon trugen. Er starb den 10. Sept. 1800. Die Frau Gräfin von Salm hat im J. 1802 ein Werk zu seinem Lobe herausgegeben, welches sehr interessante Details über seine Person und seine Werke enthält. M.

Savotte, ist ein vorzüglich zum Tanz angewandtes Constück. Es besteht aus zwei Reprisen, fängt im Auftakt an und steht im Allabreves takt. Da die Bewegung wegen dieses letzten Falles an und für sich etwas lebhaft ausfällt, und der Charakter der Savotte zwar munter, aber das bei auch zärtlich ist, so sind Ahtel die geschwindesten Noten, die darin vorkommen. Die Savotten waren ehemals auch in Sonaten, Suiten u. s. w. eingeführt, da man sich nicht genau an dieselige äußere Form band, die sie als Tanzstücke hatten. Jetzt kommen sie weder in dem einen noch in dem andern Falle vor, sondern gehören unter die veralteten Satzungen von Constücken.

Gay (John), 1688 zu ober bei Barnstaple in Devonshire geboren, erhielt von einem gewissen Luc, Schullehrer an diesem Orte und Dichter, eine Erziehung, die zur Entwicklung seines natürlichen Talents zur Poesie nicht wenig beitrug. Er ging in die Plane seines unbegüterten Vaters, der ihn zu einem Galanteriehändler bestimmt hatte, nicht ein, da ihn seine Neigung zu ganz andern Beschäftigungen hinzog. Man weiß nicht, in welchem Jahre er die Lehre angetreten und verlassen hat; doch ist so viel gewiß, daß ihn die Herzogin von Monmouth im J. 1712 als Sekretär in Dienste nahm. Hier blieb ihm Ruhe genug, die Dichtkunst zu üben. Er machte seine Rural sports, a Georgio in two cantos bekannt, und widmete sie dem schon damals berühmten Pope, welches die erste Veranlassung zu der vertrauten Freundschaft zwischen beiden Dichtern gab. Im J. 1713 ließ er seine Komödie The wife of Bath drucken, die auf der Bühne kein Glück gemacht hat, und gab um dieselbe Zeit the Shepherd's week heraus, eine aus 6 Eklogen bestehende, aus der gemeinen Wirklichkeit geschöpfte Schilderung des Englischen Landmanns, welche jedoch dem Geschmac seiner Landsleute trefflich zusagte. Da er aber dieses Werk dem Lord Bolingbroke zugeeignet hatte, mußten ihm bei der neuen Regierung die darauf gegründeten Hoffnungen zur Beförderung fehlschlagen, ob er gleich als Sekretär des Grafen Clarendon, Englischen Gesandten am Hannoverschen Hofe, im letzten Nov

glanzenden Erwartungen berechtigt war. Bald nach seiner Rückkehr trat er mit der Tragikomödie *What d'ye call it* und im J. 1717 mit der unter *Pope's* und *Arbutnot's* Beihülfe geschriebenen Komödie *Three hours after marriage* auf, konnte aber nur für die erstere einigen Beifall gewinnen. Er begab sich hierauf nach *Athen* und lebte einige Zeit auf dem Landsthe des Lord *Harcourt*. Hier veranstaltete er die Herausgabe seiner Gedichte auf Subscription, die ihm 1000 Pfund einbrachte. Im J. 1726 erschienen *The captives*, ein aufgenommene's Trauerspiel, und 1726 der erste Band seiner, zum Unterricht des Herzogs von *Cumberland* geschriebenen, Fabeln, durch welche er sich bei den Engländern den Namen eines klassischen Dichters erworb, wiewohl er auch hier mit *La Fontaine* keine Vergleichung ausbildt. Einen beispiellosen Beifall erhielt seine *Beggar's Opera*, welche in *London* 63 Mal hinter einander aufgeführt wurde, alle Theater von *Großbritannien* und *Irland* durchwanderte, und noch jetzt ein Lieblingsstück der Engländer ist. Ein zweiter Theil, der unter dem Titel *Polly* erschien, wurde nicht auf die Bühne gebracht. Die *Beggar's Opera* gewann ihm das Wohlwollen vieler Großen, besonders des Herzogs und der Herzogin von *Queensberry*, in deren Gesellschaft er den letzten Theil seines Lebens zubrachte, nachdem er vergeblich auf eine Anstellung von *Georg II* und seiner Gemahlin gehofft, die ihn vor ihrer Thronbesteigung persönlich gekannt und geschätzt hatten. Er starb am Ende des J. 1732 und wurde in der *Westminster-Kirche* begraben. Der zweite Theil seiner Fabeln, meist politischen Inhalts, erschien, durch den Herzog von *Queensberry* besorgt, erst nach seinem Tode. *Gay* war nach *Pope's* Urtheil ein gerader anspruchloser Mann, der so redete wie er dachte, und immer zu mißfallen fürchtete. *Johnson* spricht ihm mit Recht jene *mens divinius* ab, die das Eigenthum großer Dichter ist, läßt ihm aber als einem Sänger einer niedern Sphäre volles Recht widerfahren. Er preiset ihn als den Erfinder der *Balladenoper*, welche die *Italientische* verdrängte und über ein halbes Jahrhundert sich mit Beifall auf der Bühne erhielt.

Gazometer, Gasometer, Luftmesser, ein ziemlich zusammengesetzter Apparat, welchen *Lavoisier* und *Meusnier* zu mancherlei Versuchen mit den Gasarten, hauptsächlich aber zu genauen Abmessungen des Volumens derselben erfunden hatten. Da man mit demselben die Versuche angestellt hat, welche der Erzeugung des Wassers aus dephlogistisirter und brennbarer Luft, mittelst der Verbrennung dieser Luftarten, zum Beweise dienen, so versteht man jetzt gewöhnlich unter *Gazometern* Vorrichtungen, welche die Absicht haben, theils das Abbrennen der genannten Luftarten bequem zu veranstellen, theils die verhältnismäßigen Quantitäten derselben genau zu messen, theils auch das durch erhaltene Wasser gehörig zu sammeln und zu wägen. In der Folge ist diese Maschine von *Martin van Marum* in *Harlem*, dann von *v. Hauch*, von *Seguin*, *Wogt* und *Pearson* verändert und vereinfacht worden.

Gazopyrion, eine von dem Doktor *Faulstich* erfundene Feuermaschine, deren Haupttheile eine mit brennbarer Luft gefüllte Kugel und ein electrischer Apparat sind. Der Bau der Maschine ist von der Art, daß man mit Leichtigkeit mittelst des electrischen Funkens die Luft entzünden kann.

Gebälk werden bald die sämtlichen Balken eines Gebäudes, bald bloß der oberste Theil oder das Hauptgestüms einer Säulenstellung ge-

nennt, welches auf den Säulen ruht, und aus drei Theilen besteht, dem Unterballen oder Architrab, dem Fries und dem Kranz. Der Architrab liegt unmittelbar auf den Säulen, um ihnen einen festen Stand zu geben und sie mit einander zu verbinden; er läuft deshalb einförmig über die ganze Breite der Säulenstellung weg. Der Fries soll seinen Ursprung von dem Hauptballen der hölzernen Gebäude haben, die auf den Unterballen gelegt wurden. Dadurch entstand hier ein Platz, den die Balkenköpfe und der leere Raum zwischen ihnen einnahmen. Von den Balkenköpfen sollen die Triglyphen in dem Dorischen Fries entstanden seyn. Der Kranz, der den Sims des Gebäudes ausmacht, dient dem Ganzen zur Bedeckung. Man theilt ihn wieder in verschiedene Theile oder Glieder, die insgesammt den obern Theil des hölzernen Daches vorstellen (s. Kranz). Die schönste Höhe des Gebäudes bei jeder Art von Säulen ist der vierte Theil der Säulenhöhe selbst; ist es höher, so scheint es das Gebäude zu erdrücken, und niedriger gibt es dem Ganzen ein ärmliches Ansehn. Bei jeder Säulenordnung findet man übrigens Verschiedenheit. Das Dorische Gebälk hat meist den dritten Theil der Säulenhöhe, in seiner Zusammensetzung und Anordnung die größte Einfachheit, nur wenige, aber große Glieder. Der Architrab erhielt eine ansehnliche Höhe, war ganz glatt, und oben nur mit einem Riemchen versehen, worauf die Triglyphen stehen. Der mit Triglyphen verzierte Fries wurde noch höher gemacht, der Kranz aber niedriger als Unterballen und Fries, erhielt aber über die untern Theile einen mächtigen Vorsprung, ungefähr von dem vierten Theil der Höhe des Gebäudes, wodurch das Ganze ein ehrwürdiges Ansehn erhält. Alle Glieder sind glatt und ohne Schmuck. Dem Ionischen Gebälk fehlen die Triglyphen und Sparrenköpfe des Dorischen, mit dem es sonst in Ansehung der Verhältnisse viel Aehnlichkeit hat. In der Folge der Zeit erhielt es immer mehr Verzierung, der Kranz wurde höher und mit mehr Gliedern besetzt, deren einige mit Blumen, Blättern und Eiern verziert wurden. Das Korinthische Gebälk wurde eine Zusammensetzung aus dem Dorischen und Ionischen, und erhielt weit mehr Reichthum, damit es gegen das reichgeschmückte Kapital nicht allzusehr abstäche.

Gebäude, wird bald im engeren, bald im weitern Sinne genommen. Im engeren Sinne versteht man darunter einen, nach den Regeln der Baukunst eingeschlossenen, Raum, sey es um ihn zu bewohnen, oder gewisse Verrichtungen darin zweckmäßig zu betreiben. Im weitern Sinne nennt man Gebäude alle Werke, welche die Baukunst anführt, von welcher Art sie auch seyen. Dann theilt man die Gebäude ein in öffentliche und Privatgebäude. Jene dienen 1) der Religion: Tempel, Kirchen, Kapellen; 2) der Staats- und Justizverwaltung: Schloß, Gerichtshof, Rathhaus, Arbeitshaus, Zuchthaus, Gefängniß; 3) der öffentlichen Sicherheit: Stadttore, Mauer, Wall, Straßen, Brücken, Zeughaus, Sprenghaus, Leuchthurm, Hafen; 4) dem öffentlichen Nutzen: Schulen, Collegien, Bibliotheken, Observatorien; 5) dem öffentlichen Wohlstande: Münzen, Börsen, Banken; 6) dem öffentlichen Verkehr und Bedarf: Märkte, Magazine, Manufakturgebäude, Schlacht-, Brauhäuser, Gasthöfe; 7) der Gesundheit: Krankenhäuser, Begräbnißplätze, Kloaken, Wasserleitungen, Brunnen, Bäder; 8) der öffentlichen Pracht: freie verzierte Plätze, Promenaden, Rennbahnen, Theater, Odeon, Ballfälle, Ehrenpforten, Triumphbögen, Denkmale. In den Privatge-

bäuden gehören: 1) Häuser und Paläste; 2) Villen, Gartenhäuser, ländliche Wohnungen; 3) landwirthschaftliche Gebäude; 4) Mühlen; 5) Wasserbaue.

dd.

Geberde. Geberdenspiel. Geberdensprache. Unter Geberde versteht man eine Art des physiognomischen Ausdrucks des Innern im Körper; es ist aber nicht ganz leicht, diese Art genau zu bestimmen. Besonders hat die Unterscheidung der Geberde von der Miene durch Verwechslungen des Sprachgebrauchs Schwierigkeiten erhalten. Alles genau erwogen, findet man, daß beide sich in folgenden Punkten unterscheiden: 1) Die Miene erstreckt sich bloß auf Ausdruck in Bewegungen, die Geberde, obschon sie auch sich in Bewegungen äußert, drückt doch das Innere auch in der Ruhe aus, wenn es unverändert bleibt; 2) die Miene ist deshalb bloß etwas Vorübergehendes, die Geberde auch etwas Beharrliches; 3) die Miene erstreckt sich bloß auf die Bewegungen des Gesichts, die Geberde auch auf den übrigen Körper; 4) die Miene ist bloß Seelenausdruck im Gesicht vernünftiger, sittlicher Wesen, Geberden zeigen sich auch bei bloß sinnlich-begehrenden Wesen; 5) die Miene drückt daher lediglich die Gesinnung, den bleibenden sittlichen Charakter, Geberden die eben jetzt herrschende Leidenschaft, den vorübergehenden Affekt aus. So bemerkbar diese Unterscheidungen hin und wieder sind, so schwankt doch im Ganzen der Sprachgebrauch bald hinüber, bald herüber. Uebrigens ist auch bei diesen Unterscheidungen nicht zu verkennen, daß Geberde bald in einem weitern, bald in einem engeren Sinne genommen ist. Im weitern Sinne befaßt man darunter jeden physiognomischen Ausdruck des Innern im Körper, und dann sind die Mienen mit darunter begriffen. Jene stumme Sprache mit ihren malenden, ausdrückenden und deutenden Zeichen, welche man die Geberdensprache nennt, würde deshalb auch die Mienensprache unter sich befaßen, so daß die Geberdensprache durch das Gesicht eben so wohl als durch die übrigen Glieder des Körpers sich ausdrückte. Kurz, die Geberde wäre demnach das Allgemeine, die Miene das Specielle, Besondere. Beim Entwurf einer Theorie der körperlichen Beredsamkeit wird es dienlich seyn, diesen also festgesetzten Unterschied anzunehmen, und zur Mienensprache auch das mitzurechnen, was das Gesicht nach der obigen Bestimmung von Geberden in veränderter Bewegung ausdrückt. Körperliche Beredsamkeit ist aber die Kunst, einem Andern seine Gedanken, mittelst des Körpers und gewisser Modifikationen desselben, so mitzutheilen, daß sie den verlangten Eindruck auf ihn machen. Diese Modifikationen des Körpers sind entweder Bewegungen und Stellungen desselben, oder Töne. Man sieht, daß die ganze Schauspielkunst sich darauf gründet, indem von den Bewegungen und Stellungen des Körpers die Action, die mit der Plastik, und von den Tönen die Declamation, die mit der Musik verwandt ist, abhängt, die Action ist nun eigentlich nichts anders als die Geberdenkunst selbst in jenem allgemeinen Sinne. Jene Bewegungen und Stellungen des Körpers sind nämlich Veränderungen desselben oder seiner Theile, in Ansehung ihrer Lage und Figur, mit gewissen Veränderungen der Seele harmonisch. Die Summe der Bewegungen ist Gesticulation; aus der Stellung gehen die Attituden hervor, Tragen und Haltung des ganzen Körpers im Stehen, Sitzen und Liegen während einer gewissen Situation. Hier ist immer etwas

Unbewegliches, Festes. Diese Attituden macht der ganze Körper; Gesticulation können nur die beweglichen Theile desselben machen, Kopf, Arme, Hände, Füße, entweder alle zusammen, oder jedes für sich, weshalb es auch eine Kopf-, Arm-, Hände-, und Füße-Sprache gibt, davon freilich die meisten Schauspieler nichts verstehen, die schon der Kunst genügt zu haben wähnen, wenn sie nur Arm und Bein ausstrecken, umherlaufen und mit den Armen um sich werfen. Von diesen stummen Sprachen allen unterscheidet man nun noch besonders die Gesichtssprache, und zwar nicht ohne Grund. Das Gesicht ist kein so beweglicher Theil als Kopf, Arm, Hand und Fuß, theils aber durch die eigenthümliche Bildung und die bleibende Form seiner festen, theils durch das veränderliche Spiel seiner beweglichen Theile, theils durch Füge, welche durch Gewohnheit in den beweglichen Theilen fest und bleibend geworden sind, tritt hier das Innere in dem Außern in dem bedeutendsten, unzweideutigsten und unverkennbarsten Kennzeichen hervor. Hier ist also eine Beweglichkeit ganz eigener Art, und von einer so großen Wichtigkeit, daß man wohl Ursache hatte, ihr eine vorzügliche und eigne Aufmerksamkeit zu widmen, zumal, da es auch hier wieder fast so viele eigne Sprachen gibt, als Theile des Gesichts. Wer eine Stirn-, Augen-, Nasen-, Lippen-, und Wangensprache lächerlich finden wollte, bewiese damit nur, daß er die Natur hier niemals genugsam beobachtet hat. Diese Gesichtssprache nennt man auch *Mimik*, ein Begriff, der freilich an sich mehr umfaßt (s. *Mimik*). Wenn Engel die *Mimik*, in die *ethische* oder *psychognomische* eintheilt, welche die Eigenthümlichkeit eines Charakters, und in die *pathognomische*, welche die vorübergehenden Verwandlungen durch Affekte und Leidenschaften in bestimmten Situationen darstellt, so liegt dieser Eintheilung der Unterschied zwischen *Miene* und *Geberde* im engeren Sinne zum Grunde. Es war aber sehr gut, daß Engel andere Bezeichnungen dafür wählte, weil sonst alle Augenblicke Zweideutigkeit und Mißverständnis entstanden seyn würde. Besonders würde dieß der Fall gewesen seyn, wenn man *Mienen*- und *Geberdenspiel* nach der weiteren und engeren Bedeutung jedes Mal hätte unterscheiden sollen. Es ist auch hier am rathsamsten, das *Mienenspiel* auf die Gesichtssprache einzuschränken, das *Geberdenspiel* aber auf die ganze körperliche Beredsamkeit auszudehnen. *Geberdenspiel* würde demnach seyn die vorübergehende Modifikation des ganzen Körpers, seiner unbeweglichen Theile, in Stellung und Bewegung, zum Ausdruck des Innern und Außern während einer gewissen Situation. Die Bezeichnung durch *Spiel* scheint mir bloß von dem Vorübergehenden in dieser Thätigkeit herzukommen, und nicht etwa von der Leichtigkeit, womit sie ausgeübt wird. Weit eher könnte man noch an Unwillkürlichkeit denken (wie bei dem Spiel der Muskeln), womit die äußern Organe der Thätigkeit der Seele zu einer naturgemäßen Aeußerung folgen. Wer durch Kunst die körperliche Beredsamkeit üben will, und die naturgemäßen Aeußerungen nicht trifft, der verfällt in *Grinasse*. Die Natur, wie sie für jeden Ausdruck der Leidenschaft, für jede Stimmung der Seele ihren eignen Ton und eigne Bewegung in der Stimme hat, hat auch ihre eigenen Bewegungen und Stellungen in dem Körper dafür. Wehe dem Schauspieler und bildenden Künstler, dem dafür der seine Sinn mangelt.

ad.

Gebern, in Indien *Parisis*, in Persien aber *Gebern*, *Guebern*, *Gauern*, d. i. Ungläubige oder Feueranbeter genannt. Sie

selbst nennen sich Behendie oder Anhänger des wahren Glaubens, und haben ihre vorzüglichsten Wohnsitze in den Wüsten von Karamanien gegen den Persischen Meerbusen, vorzüglich aber in den Provinzen Verd Keram. Dieß wenig bekannte, in der Unwissenheit glückliche Volk, ist arbeitsam, mäßig und treibt fleißig Ackerbau. Die Sitten der Gebern sind sanft; sie trinken Wein, essen alles Fleisch, heirathen nur eine Frau, und leben streng und mäßig. Ehescheidung und Vielweiberei sind ihnen durch die Religion verboten; bleibt aber die Frau in den ersten 9 Jahren unfruchtbar, so darf der Mann neben derselben noch eine zweite nehmen. Sie verehren ein einiges höchstes Wesen, das sie den ewigen Geist oder Verd nennen. Sonne, Mond und Planeten glauben sie durch verständige Wesen belebt, erkennen das Licht als die Grundursache des Guten, die Finsterniß als die des Bösen, und beten endlich, wie man sagt, das Feuer an, wovon sie auch den Namen erhalten haben. Sie selbst aber sagen, daß sie es nicht anbeten, sondern darin nur ein Gegenbild des unbegreiflichen Gottes sehen, weswegen sie auch allemal ihre Gebete beim Feuer verrichten und an heiligen Orten ein immer brennendes Feuer unterhalten, welches ihr Prophet Zoroaster schon vor 4000 Jahren entzündet haben soll. Ihr heiliges Buch heißt Zend-Avesta. (S. dieses.) Eine eigenthümliche Gewohnheit der Gebern ist es, die Todten, statt sie zu begraben, auf den Thürmen ihrer Kirchhöfe den Vögeln Preis zu geben; wobei sie genau Acht geben, welchen Theil diese Thiere zuerst verzehren, und daraus auf das Schicksal des Verstorbenen schließen.

Gebet, das; ist im weiten Sinne jede, mit frommen Gefühlen verbundene Richtung des Gemüths auf Gott, im engeren Sinne der mündliche Ausdruck frommer Gefühle und Gesinnungen. Das Gebet kann Bitte seyn, Fürbitte, Dank und Lob Gottes. In den abergläubischen Religionen des Alterthums wurden die Gebete als Formeln von magischer Kraft betrachtet, deren Wirksamkeit davon abhängt, daß sie mit der größten Genauigkeit hergesagt und durch keinen Unglück bedeutenden Umstand unterbrochen wurden. Weit würdigere Begriffe über das Wesen und den Zweck des Gebets hat das Christenthum unter den Völkern verbreitet. Nach den Grundsätzen der kathol. Kirche kann der Mensch nicht blos an Gott, sondern auch an die Heiligen und an die Engel Gebete richten; die protestantische Kirche dagegen erklärt Gott für den einzigen würdigen Gegenstand der Anbetung. Die religiösen Menschen aller Zeiten haben in dem Gebet ein wirksames Mittel der Geisteserhebung, des Trostes und der Befestigung in guten Gesinnungen gefunden. Je leichter der Mensch unter den Zerstreuungen und Sorgen des Lebens seine höhere Bestimmung vergißt, desto mehr ist ihm die Geistesammlung, welche das Gebet gewährt, Bedürfnis, und es ist eine heilsame Gewohnheit, mit dem frommen Andenken an Gott den Tag zu beginnen und zu beschließen. Um das Gemüth in die Stimmung zu versetzen, in welcher es geneigt und fähig wird, sich zu Gott zu erheben, muß man sich der Schrift, heiliger Gesänge (unter den neuern Liedern dieser Art sind besonders die von Witschel, welche unter dem Titel: Morgen- und Abendopfer in Gesängen. Sulzbach, 1809 erschienen sind; die Gesänge von Juliane Weillodter und die Schrift von Ziegenbein: Die Religion in Liedern, gesammelt aus den besten Dichtern, zu empfehlen) guter Predigten und anderer Erbauungsbücher bedienen. Da die Richtungen, welche das jugendliche Gemüth nimmt, die bleibendsten zu seyn pflegen, so ist es

nöthig, daß man auch das Kind beten lehre, und die Pädagogen, welche meinten, daß die Bildung zur Nelligkeit einem reiferen Alter vorzubehalten sey, verriethen Mangel an Kenntniß des menschlichen Herzens. Auch das Kind kann den Gedanken an ein Wesen, von welchem alles Gute komme, fassen, und ist frommer Gefühle fähig. N.

Gebirge. Gebirgslehre s. Orographie.

Gebirgsarten s. Orologie.

Gebirgshöhe. Um eine allgemeine unwandelbare Basis bei der Bestimmung der Höhe eines Gebirgs zu haben, mißt man dieselbe jedesmal von der Meeresfläche an, so daß die mehr oder minder hohe oder flache Umgebung eines Berges keinen Einfluß auf seine eigentliche Höhe haben kann. Daher kommt es, daß mancher Berg, z. B. der Brocken, der rings in einer bergigen Umgebung liegt, viel höher ist als er scheint, da seine ganze Höhe dem Auge nicht sichtbar ist. S. Höhenmessung.

Gebläse (Hüttenwesen) nennt man die Blasebälge auf den Schmelzhütten aller Art. In den ältesten Zeiten waren sie den gewöhnlichen hölzernen Blasebälgen mit Leder, wie sie die Schmiede brauchen, ähnlich. Ganz hölzerne Blasebälge, ohne Leder, die aus zwei Kästen bestehen, wovon der eine beweglich und der andere unbeweglich ist, erfand nach Murr (Merkm. d. Stadt Nürnberg) der Nürnberger Bürger, Hanns Lobsinger, welcher schon 1550 aus lauter Holz und auch von Kupfer dergleichen Gebläse verfertigte und solche bei Hüttenwerken und Orgeln anwendete. Ludwig Pfannenschmidt machte dergleichen erst 1621 zu Aistfelde bei Goslar, und von den Müllern Martin und Nikolaus Schelhorn weiß man, daß sie dergleichen erst 1629 in dem Coburgischen verfertigten. Um ununterbrochen Wind in den Ofen zu bringen, hängt man zwei Bälge neben einander, die man ein doppeltes Gebläse nennt, und macht die Einrichtung, daß der eine in die Höhe geht, indem der andere niedergedrückt wird. Sie stehen an der Brandmauer des Herdes neben einander, und sind durch ihre Windröhren mit dem Herde vereinigt. Die Welle des Wasserrades setzt sie in Bewegung. Jeder Blasebalg wird aus zwei viereckigen Kästen zusammengesetzt, die aber nach der Windröhre zu etwas schmaler zusammenlaufen. Der unterste ist oben offen und liegt unbeweglich. Er hat zur Verhinderung des Ausgehens der Luft Leisten, vorn die Windröhre, und in seinem Boden ist der Windfang oder Windschöpfer, ein Ventil von bewolltem Schaafleder, das die eindringende Luft nach dem Innern des Kastens zurückschlägt. Der obere Kasten liegt auf einem Bolzen nach dem Herde zu und steht auf dem untern Kasten. Er ist unten offen, und wird wie der Deckel einer Schachtel auf den untern aufgesetzt, und seine Bewegung vorwärts und rückwärts, hoch und niedrig, ist dergestalt regelmäßig abgemessen, daß er den Rand des untern Kastens nicht übersteigen kann. Oben auf dem obern Kasten ist ein Loch, welches man öffnet oder verstopft, je nachdem die Blasebälge stark oder schwach wirken sollen. Unter jedem Blasebalge liegt nach seiner Länge eine Stange, die an der Wand der Esse an einem Ringe hängt. Ein Biegel, und an diesem eine Kette, vereinigt die Stange mit dem Oberkasten. Beide obere Kästen der Blasebälge aber hängen durch einen Wagebalken zusammen, welcher an einer Kette hängt. Die Welle an einem Wasserrade drückt durch zwei hölzerne starke Zieharme die Stange hinab. Die Zieharme zu dem einen Blasebalge machen mit den Hebearmen, welche den zweiten bewegen, einen rechten Winkel, damit eine ab-

wechselnde Bewegung der Blasebälge entstehe. Haben also die Arme der Welle von einer Seite die Stange und zugleich den obersten Kasten eines Blasebalges niedergedrückt, so zieht der Wageballen den obersten Kasten des andern Blasebalgs in die Höhe, und so umgekehrt, wenn dieser niedergedrückt wird. Der hinabbewegte obere Kasten preßt die Luft in dem Blasebalge zusammen; und nöthigt sie, durch die Windröhre einen Ausgang nach dem Schmelzherde zu suchen und die Kohlen anzublase. Führt aber dieser Kasten in die Höhe, so wird die Luft in dem Kasten verdünnt, und es dringt wieder so viel Luft durch den Windfang in den Kasten, bis die äußere und innere Luft eine gleiche Dichtigkeit erhält. Noch ist zu bemerken, daß an dem untern Kasten auswendig Feder angeschlagen ist, das durch Draht an den obern angedrückt wird, damit die zusammengepreßte Luft nicht zwischen den Kästen einen Ausgang finde. Jeder Balg ruht auf einem Balggerüste. Je größer die Oeffnung eines Balges ist, um so leichter ist er niederzudrücken, um so geschwinder aber muß er auch gehen. Große Bälge sind immer vortheilhafter, als kleine, weil das Rad, welches sie bewegt, einen so schnellen Gang erfordert, und also nicht so leicht Schaden nimmt. Es ist gar sehr darauf zu sehen, daß das Gebläse nicht zu geschwind und nicht zu langsam gehe. Im erstern Falle werden unnöthige Kohlen verbrannt, und das Metall kann sich nicht genug von den Schlacken absondern; im letztern Falle aber kann das Geschmolzene stehen bleiben und großen Schaden bringen. Wenn die Arbeit recht gehen soll, so muß jeder Balg in einer Minute vier Mal in den Ofen blasen. Als besondere Nebenarten sind anzumerken: das Gebläse anlassen, d. h. die Wasser anschützen, das das Wasserrad das Gebläse treibt und bewegt. Das Gebläse arbeitet, d. h. die Blasebälge gehen frisch und stark. Das Gebläse bläset kalt, d. h. der Wind der Blasebälge ist nicht auf die Kohlen, sondern auf das Erz im Schmelzofen gerichtet, welches von der Richtung der Form abhängt. Das Gebläse geht stille, d. h. es arbeitet matt und facht das Feuer nicht genug an. Das Gebläse spielt, d. h. die Blasebälge sind angelassen und im Umgange. Die Gebläse überspannen, d. h. die Blasebälge zu stark gehen lassen. Zur Vermeidung der abwechselnden Wirksamkeit, die bei dem Gebläse wegen des öftern Wassermangels beim Umgange desselben eintritt, hat der Kammerath Alipstein 1785 Maschinen erfunden, in welchen das in Dünste aufgelöste Wasser bei Schmelzöfen die Stelle des Gebläses vertritt. X.

G e b r o c h e n. 1) In der Musik heißt ein gebrochener Accord ein solcher, dessen Töne man nicht, wie gewöhnlich, auf einmal, sondern in einer gewissen Ordnung auf einander folgend, anschlägt. Man nennt solche Accorde auch *Arpeggiaturen*. Gebrochener Bass ist der, der auf einem Tone nicht so lange anhält, als der Gesang erfordert, sondern entweder den Grundton wiederholt, oder andere schickliche Töne durchläuft. 2) In der *Declamation* ist die gebrochne Stimme das Zeichen der tiefsten Mühsung. 3) In der *Malerei* sind gebrochene Farben eine Art von Mittelfarben, s. *Mezzotinto*. 4) In der *Baukunst* sind gebrochene Treppen, gebrochenes Dach solche, welche mehrere Absätze haben. dd.

G e b u r t ist der Act bei den Säugethieren, da sie ein Junges ihrer Art zur Welt bringen. Wenn nämlich die Frucht ihre gehörige Zeit in dem Fruchthälter der Mutter von dem ersten Moment ihrer Existenz an (s. *Empfangniß Embryo*), wo sie, in inniger Verbindung mit der Mutter, in steter Fortbildung bis auf einen gewissen Punkt begriffen ist,

gebracht hat, und alsdann im Stande ist, ein selbstständiges Leben zu führen, so reißt sie sich von der Mutter los, um das ihr nach ihrer Art zukommende Leben, unabhängig von jener, zu leben. Indem nämlich der Fruchthälter durch die zunehmende Größe der Frucht bis zu seinem Maximum ausgedehnt ist, erwacht die ihm eigenthümliche Reizbarkeit, das Contractionsvermögen in ihm, er zieht sich von dem Grunde nach der Oeffnung hin und von den Seiten zusammen, verengt dadurch seinen innern Raum und treibt die reife Frucht von sich. Die Zeit der Geburt ist bei den verschiedenen Geschlechtern der Säugethiere sehr verschieden, bei jedem aber genau und bleibend bestimmt, so daß die Zeit, da die Frucht ihre Fähigkeit zum selbstständigen Leben, oder ihre völlige Reife erlangt, in der Regel genau mit derjenigen übereinstimmt, da der Fruchthälter von dem Zustande der Ausdehnung in den entgegengesetzten des Zusammenziehens übergeht. Wir schränken uns hier auf die Geburtsgeschichte des Menschen ein. In dem Fruchthälter oder der Gebärmutter des Weibes fängt der Mensch als Embryo sein Leben an, wird dann immer weiter ausgebildet, zunächst als Fötus, dann als unreifes, endlich als reifes Kind. Mit seinem Wachsthum und zunehmendem Umfange wachsen zugleich die häutigen Hüllen, die es umgeben, und erweitert sich der innere Raum des Fruchthälters durch dessen Ausdehnung. Am Ende der 39ten oder dem Anfang der 40ten Woche ist das Kind völlig ausgebildet, und fähig, sein Leben unabhängig von der Mutter fortzuführen, daher erfolgt in der Regel nun die Trennung desselben von ihr, d. h. die Geburt. Es entstehen nunmehr allmählig die Zusammenziehungen der Gebärmutter, welche, da sie mit schmerzhaften Empfindungen verbunden sind, Wehen genannt werden. Man theilt diese ein in vorhersagende oder Kupfer (Vorwehen), welche den Anfang machen, nicht lange dauern, gelinde sind, und das Gefühl einer unangenehmen Spannung und eines Drängens erregen. Wenn die Schwangere davon befallen wird, kann sie oft nicht von der Stelle, bis diese Wehe vorüber ist, da sie denn wieder oft einige Stunden lang frei ist. Dann folgen die wahren Wehen; diese dauern immer länger, kommen immer schneller zurück, werden immer schmerzhafter und heftiger. Die Zusammenziehungen der Gebärmutter geschehen in der Ordnung, wie die Ausdehnung derselben vor sich ging, indem der obere Theil oder der Grund derselben sich zuerst zusammenzieht, während der untere Theil und die Oeffnung oder der sogenannte Muttermund sich ausdehnt und erweitert. Daher senkt sich die Frucht bei dem allmählich sich verengenden Raume des Fruchthälters gegen die Oeffnung desselben herab; die in den Häuten der Frucht eingeschlossene Flüssigkeit, als der am wenigsten Widerstand leistende Theil, wird vorausgetrieben, und bildet eine Blase, welche zur allmählichen Erweiterung des Muttermundes viel beiträgt. Es ist daher nachtheilig, wenn voreilige und unwissende Hebammen durch Kneipen an der Blase das zu frühe Zerplatzen derselben befördern. Bei wiederholten und kräftigern Wehen zerreißt endlich diese Blase, ergießt sich, und sogleich tritt der Kopf des Kindes selbst ein. Da die Schädelknochen an demselben noch nicht ganz vollendet, sondern auf dem Wirbel nur durch eine feste Membrane verbunden sind, und einander genähert, sogar ein wenig über einander geschoben werden können, so kann der Kopf durch den Druck, welchen er erleidet, an seinem Umfang etwas vermindert und in eine mehr längliche Form gedrückt werden, daß er durch die Oeffnung des Fruchthälters und des Beckens, in welchem dieser eingeschlossen ist, so wie auch durch die äußern Geburtstheile hindurchgleiten kann, worauf

alsdann bald der übrige Körper nachfolgt. Der Act der Geburt ist demnach in der Regel kein widernatürlicher, gefährlicher oder krankhafter Zustand, wie ihn wohl Manche, besonders aber zaghafte und erstgebärende Frauen sich vorstellen. Es ist ein der Natur gemähes Entwicklungsgeschäft, welches eben so wenig Krankheit ist, als das Zahnen und die Entwicklung der Pubertät, obgleich alle eine nicht unbedeutende Revolution im Körper verursachen und zu Krankheiten Veranlassung geben können. Zwar erfordert das Geburtsgeschäft eine heftige Anstrengung der Natur, aber wie viele und wie höchst zweckmäßige Vor- und Zubereitungen hat sie auch getroffen, um es zu erleichtern. Doch bleibt immer für das Weib die Geburt in Rücksicht des Gemüths wie des Körpers ein äußerst wichtiges Ereigniß. Welch ein Uebergang von Sorge, Schmerz, banger, angstvoller Erwartung zum beglückenden Bewußtseyn, einen Menschen geboren zu haben! Aber auch Welch eine Revolution im Körper, von der Bürde der Schwangerschaft, von der schmerzvollen, höchsten Anstrengung zur plötzlichen Erschlaffung, Schmerzlosigkeit, Erschöpfung und Abspannung! Dazu kommt die Gemüthsbewegung selbst, der Blutverlust, die veränderte Richtung der Ernährungsfunktionen, erst in dem Fruchthälter, dann in den Brüsten. Obgleich also Geburt selbst nicht Krankheit ist, so sind doch gewiß Ursachen genug vorhanden, daß eine so plötzliche und gewaltige Revolution in dem Körper der Mutter leicht zu Krankheit Veranlassung geben kann, und also die größte Schonung derselben nothwendig ist. Geht die Geburt auf die oben beschriebene Weise regelmäßig von Statten, so heißt sie eine natürliche. Dazu wird erfordert, daß das Becken der Mutter gehörig gebaut sey, und seine Oeffnung der reifen Frucht einen freien Durchgang gestatte; daß die Ausbildung und Größe der Frucht dem Becken gemäß sey, vorzüglich der Kopf desselben den von der Natur schon bestimmten, den Durchmesser des Beckens angemessenen Umfang habe; ferner ein richtiger Stand des Fruchthälters in der Achse des Beckens, richtige Lage der Frucht, nämlich der Kopf nach unten, der Hinterkopf nach der vordern Seite der Mutter und nach der Oeffnung des Fruchthälters, so daß der Hinterkopf zuerst zur Geburt eintrete, endlich daß die äußern Geburtsglieder keine widernatürliche Beschaffenheit haben. Leichte Geburt heißt diejenige, welche ohne übermäßige Anstrengungen und Schmerzen, und in kurzer Zeit, nicht über 6 bis 8 Stunden (vom Anfang der wahren Wehen an) erfolgt. Schwer ist die Geburt, wenn sie zwar natürlich, doch mit übermäßigen Anstrengungen und Schmerzen verbunden ist und viel Zeit erfordert. Die Ursache davon ist zuweilen Straffheit der Fasern der Mutter, vorgerückte Jahre derselben, verhältnißmäßig zu großer Kopf des Kindes u. a. m. Auch diese Geburten vollendet die Natur, und Kreisende sollten daher nicht sobald muthlos und ungeduldig werden. Widernatürliche (eigentlich nur unregelmäßige) Geburt ist eine solche, wobei eine oder mehrere von den oben erwähnten Erfordernissen zur natürlichen Geburt fehlen, wenn z. B. das Becken des Weibes fehlerhaft gebaut, durch die sogenannte englische Krankheit in der Kindheit verschoben worden, die Oeffnung so eng ist, daß der Kopf der Frucht auch bei der stärksten Zusammenpressung nicht hindurchgehen kann, wenn die Lage der Frucht falsch ist u. s. w. Eine künstliche Geburt ist diejenige, welche durch Hülfe der Kunst mit Instrumenten oder Handgriffen der Geburtshülfe bewerkstelligt worden ist. Frühgeburt heißt eine solche, welche einige Wochen eher erfolgt, als die gewöhnliche Zeit verlaufen ist, nämlich nach dem 7ten und vor dem

Endes neunten Monats. Obgleich der Frucht von der Natur die Zeit von 40 Wochen bis zu ihrer Reife bestimmt ist, so ist sie doch auch zuweilen einige Wochen vorher zu dem Grade von Ausbildung gelangt, daß sie, von der Mutter getrennt, in einigen Fällen beim Leben erhalten werden kann. Daß sie jedoch nicht völlig reif ist, bemerkt man aus verschiedenen Zeichen. Ein solches Kind nämlich schreit nicht wie andere reife Kinder, sondern es gibt bloß einen dumpfen Laut von sich; schläft beständig, muß beständig gewärmt werden, wenn nicht sogleich Hände und Füße erkalten sollen. Außerdem aber ist auch bei einem unreifen Kinde — mehr oder weniger, je nachdem mehr oder weniger an der gebri. en Reife fehlt — die Haut am ganzen Körper roth, oft sogar blan, mit einem weichen langen wolligen Haar, besonders an den Seitentheilen des Gesichts und auf dem Rücken, bedeckt; die Fontanelle ist groß, die Schädelknochen sind leicht beweglich; das Gesicht ist alt, runzlicht; die Augen sind meistens verschlossen; die Nägel an den Fingern und Zehen kurz, hart und weich, kaum eine Linie lang; das Gewicht eines solchen Kindes ist unter 6, oft sogar unter 5 Pfund. Unzeitig heißt die Geburt, wenn sich die Frucht vor dem 7ten Monat trennt. Dieß ist alsdann ein in dem Grade unreifes Kind, daß es nicht fortleben kann; doch wird nach den bürgerlichen Gesetzen gestattet, selbst ein Kind von 26 Wochen noch für lebensfähig, und z. B. bei Neuverheiratheten für ein in der Ehe erzeugtes zu halten. Spätgeburt ist die über die gewöhnliche Zeit von 40 Wochen erfolgte Geburt. Da diese Rechnung von dem Anfange der Schwangerschaft an bis zur Geburt größtentheils und allein auf die Angabe der Mutter sich gründet, so findet hier oft Selbsttäuschung oder Betrug Statt. Gleichwohl sind diese Geburten in der gerichtlichen Medicin von der größten Wichtigkeit, indem oft viel darauf ankommt, ob ein nach dem Tode des Vaters und nach der 40sten Woche gebornes Kind für ein rechtmäßig noch in der Ehe erzeugtes gehalten werden soll oder nicht. Die Wichtigkeit dieser Untersuchungen und die Unbestimmtheit in den Beweisen hat eine große Verschiedenheit der Meinungen der medicinischen Schriftsteller herbeigeführt. Manche bezweifeln die Wahrheit des Vorgebens der Mütter über eine solche verzögerte Geburt, und geben als Gründe an, die Natur binde sich an den bestimmten Zeitraum der Schwangerschaft, Gram, Krankheit u. a. m. könne das Wachsthum der Frucht nicht verhindern u. s. w. Andere behaupten dagegen, die Natur binde sich an keine Regeln; mancherlei Ursachen könnten das Wachsthum der Frucht verzögern ic. Plenck (in seinen Anfangsgründen der Geburtshülfe) sagt, daß unwiderruffliche und aufs genaueste untersuchte Bemerkungen dargethan haben, daß die natürliche Zeit der Geburt zuweilen bis in den 10ten, ja 11ten Monat und drüber, verzögert werden könne. In Röderer's Opusc. med. ist die Beobachtung von einem zu spät gebornen Kinde von 13 Monaten angeführt, dessen Körper 8 Pfund wog. Man muß in einem solchen Falle mit großer Behutsamkeit urtheilen und alle Umstände erwägen. Man hat beobachtet, daß dergleichen spät geborne Kinder Zeichen einer ausdrücklichen Bewegung über 6 oder 7 Monate vor der Geburt gegeben, auch Zeichen einer größern körperlichen Ausbildung als gewöhnlich mit sich gebracht haben, denn überhaupt waren sie größer, hätten härtere Knochen; einigen waren die Fontanelle der Hirnschalen fest verwachsen, die Kopfhaare waren länger und gefärbter, die Stimme stärker, die Augen und das Gesicht lebhafter, bei manchen sogar sollen sich schon einige Zähne gezeigt haben, die von dem Zahnfleische bloß waren. Fehlgeburt; wenn eine Frucht sich

so früh abläßt, daß sie nicht leben kann, vom Anfang der Schwangerschaft bis zum 7ten, am öftersten aber im 3ten Monat. Die Anlage der Mutter zur Fehlgeburt ist in einer so großen Reizbarkeit, auch zuweilen in Vollblütigkeit gegründet. Veranlassungen dazu geben hinzukommende Reizungen und Erregungen, z. B. Stößen, Fallen, Tanzen, Krämpfe, Leidenschaften u. a. m. H.

Geburts-hülfe ist die Ausübung der Entbindungskunst, d. h. der Kunst, durch bestimmte mechanische, - auf physiologische und pathologische Kenntnisse gegründete Verrichtungen, die Geburt zu erleichtern, und sowohl kurz vor als während und nach der Geburt für die Erhaltung der Gesundheit und des Lebens der Schwangeren, Gebärenden und Neuentbundenen zu sorgen. Sie ist ein Theil der Chirurgie, so wie diese wieder ein Theil der Heilkunst im Allgemeinen ist. Hebammenkunst ist nur derjenige Theil der Geburts-hülfe, welcher die natürliche Hülfe für die Mutter und das Kind bei der selbst natürlichen und leichten Geburt bestimmt, dagegen man unter Geburts-hülfe nicht nur diese, sondern auch die künstliche Hülfe bei schweren und widernatürlichen Geburten begreift. Geburts-hülfe im weiten Sinne hat wohl von jeher, selbst bei den unkultivirten Völkern Statt gefunden, obgleich sie sehr mangelhaft gewesen ist, und vielleicht nur in den unentbehrlichsten Handgriffen und Hülfsleistungen bestanden hat. Selbst bei den gebildeteren Völkern der Vorzeit, von denen wir nähere Nachrichten haben, stand diese Kunst noch auf einer niedern Stufe. In Aegypten waren bloß die Priester im Besiz der Wissenschaften und Künste, daher übten auch sie bloß die Heilkunst aus, und höchst wahrscheinlich gaben sie auch ihre Rathschläge bei schweren Geburten. Die Israelitinnen hatten zwar schon Hebammen, aber ihre Kunst gieng nicht weit. Die ersten Nachrichten von künstlicher und männlicher Geburts-hülfe finden wir bei den Griechen; sie sind aus dem Zeitalter des Hippokrates († 357 vor Chr. G.). Die Aerzte erhielten bei schweren Geburten ihren Rath, von Hebammen und Wundärzten aber wurde mit Händen sowohl als mit Werkzeugen nach Regeln der Kunst Hülfe geleistet. Aus den Schriften jener Zeit ersehen wir, daß die Entbindungskunst bei den Griechen auf einer höhern Stufe sich befand, als sie im vorigen Jahrhundert noch an den meisten Orten in Europa selbst war. Dessen ungeachtet wurde auch bei ihnen vieles theils Schädliche, theils Unzweckmäßige vorgenommen, und nur wenig von dem, was nothwendig gewesen wäre, gethan. Vielmals begnügten sie sich damit, Eileithyia, ihre Göttin der Geburt, anzurufen. Die Römer waren im Anfange bloß ein kriegerisches Volk, das Künste und Wissenschaften nicht achtete. So war also auch die Geburts-hülfe ganz roh, und beschränkte sich auf wenige Hülfsleistungen und auf Opfer für Juno Lucina und andere der Geburt vorstehende Gottheiten. Erst später, zur Zeit der Monarchie, kam die Heilkunst und mit ihr die Geburts-hülfe in bessern Zustand. Die Römerinnen hatten gewöhnlich Hebammen, bei schweren Geburten aber wurden die Aerzte zum Beistand gerufen. Diese waren entweder selbst Griechen, welche unter der Herrschaft der Römischen Kaiser nach Christi Geburt in Rom lebten, oder ihre Kenntnisse waren doch größtentheils aus den Griechischen Schriftstellern geschöpft. In diesem Zeitraum gehören vorzüglich Celsus (40 J. n. Chr. Geb.), Soranus (100 J. n. Chr. Geb.), Moschion, welcher das erste Lehrbuch der Hebammenkunst verfaßt hat, und Galen, zu eben der Zeit wie die vorigen lebten. Nach dem Verfall des Römischen Reichs im Occident, so wie die

Aufs

Auflösung und Zerstörung des Griechischen im Orient, folgte eine lange Reihe von Jahren, in welcher Wissenschaften und Künste im Dunkel begraben lagen. Nur bei den Arabern erhielt sich noch einige Gelehrsamkeit, und so auch die Heilkunde und mit ihr die Geburtshülfe, wie wir aus den Schriften ersehen können, welche uns aus jener traurigen Epoche, z. B. von Rhazes († 932), Haly Abbas, Avicenna († 1036), A. Avicenna († 1122), übrig blieben. Jedoch sehen wir auch aus den elben, daß in der Wissenschaft und Kunst selbst keine bedeutende Fortschritte weiter gemacht wurden, sondern sie im Ganzen auf der Stufe stehen blieben, auf welcher sie schon vorher zu den Zeiten Hippocrates u. A. m. standen. In Europa wurde zur damaligen Zeit die Heilkunst von Arabern (in Spanien u.), von Juden, Mönchen und Weibern ausgeübt; Unwissenheit und Aberglauben war bei den meisten an die Stelle der Wissenschaft getreten, die künstliche Geburtshülfe schlen sich auf das Ausschneiden der Frucht aus dem Leibe verstorbenen Mütter zu beschränken. Durch Constantin den Afrikaner (1087) wurden Sprachkenntnisse und medicinische Wissenschaft nach Italien gebracht. In Salerno wurde eine medicinische Schule gestiftet, auf welcher im 12ten Jahrhundert die berühmte Civitas Hippocratica blühte, und welche nachher die Mutter der medicinischen Schulen in Montpellier und Paris (1220) und aller medicinischen Fakultäten in Europa wurde. Dadurch, daß die Päpste den Mönchen die Ausübung der Heilkunst und die Lehrerstellen an den neu gestifteten Schulen übergaben, hingegen die Ausübung der Chirurgie und Anatomie, so wie allen Aerzten, auch den Laien, aufs strengste verboten (1215), wurde auch die Entbindungskunst mehr auf innere und abergläubische Mittel beschränkt, und anatomische Kenntnisse fehlten ganz. Obgleich in der Folge den Mönchen die Ausübung der Heilkunst von dem Papst wieder verboten wurde (1311), so blieb sie doch mit andern Künsten immer in tiefer Barbarei verfunken, und die Entbindungskunst war nach und nach ganz den Weibern, Mönchen, Hirten und andern dergleichen Personen überlassen. Waren diese mit ihrer Kunst zu Ende, so wurden die Heiligen angerufen, Bilder und Reliquien den Reisenden angehängt u. s. w., bis das Kind oder die Seele ihren Ausgang nahmen. So war der Zustand der Geburtshülfe bis in das 16te Jahrhundert. Jetzt wurde durch die Verbreitung der im 15ten Jahrhundert erfundenen Buchdrucker- und Holzschneldekunst, wie für Wissenschaften und Künste überhaupt, so auch für die Entbindungskunst, allmählich eine bessere Zeit herbeigeführt, indem die noch übrigen Schriften der alten Griechen Araber und Araber vervielfältigt werden konnten, der Geistesverkehr unter den Menschen allgemeiner, der Forschungsgeist erweckt und neu belebt wurde, und mehr Nahrung fand, als bisher. Zwar war um diese Zeit das Geschäft der Geburtshülfe selbst so ausschließlich in den Händen der Weiber, daß es die größte Schande für einen Mann war, sich damit zu befassen, und es gleichsam als ein verabscheuungswürdiger Angriff auf die Ehre und Tugend des weiblichen Geschlechts, derjenige aber, welcher es unternahm, selbst als ein Abenteuerer und Zauberer angesehen wurde. In Hamburg verurtheilte man (1521) einen gewissen Dr. Vestes deswegen zum Feuertode. Doch wurde hier und da für einen bessern Unterricht der Hebammen durch Abfassung und Verbreitung mehrerer Hebammenbücher gesorgt, unter denen das erste von Eucharis Röslein (Röslein) zu Worms unter dem Titel: Der schwangern Frauen und Hebammen Rosengarten 1513, herausgegeben wurde. Auch die nun wieder erlaubte und mehr begünstigte Bearbeitung der Anatomie trug

zur Verbesserung der Entbindungskunst sehr viel bei, in der vorzüglich Besallus in Padua (1543) sich anszeichnete. Die Aerzte und Wundärzte beschäftigten sich noch immer bloß mit dem Theoretischen der Entbindungskunst, doch gingen die letztern allmählich dadurch zur Ausübung derselben über, daß sie das nicht nur erlaubte, sondern schon früher gesetzlich befohlene Ausschneiden der Frucht aus der verstorbenen Schwangeren, so wie auch allmählich andere bei Schwängern und Gebärenden vorkommende chirurgische Operationen verrichteten. Franz Rouffet, ein Wundarzt in Paris, stellte in einer Schrift (1581) zuerst mehrere Beweise von der Möglichkeit eines glücklichen Erfolgs des Gebärmutter schnittes an Lebenden auf, dem er den Namen *Entement Césarien*, Cäsarische Kindergeburt, gab, woraus in der Folge der jetzt allgemeine Name: Kaiserschnitt, entstand. Nach Verbreitung dieser Schrift wurde auch diese Operation an Lebenden in und außer Frankreich oft, selbst zuweilen ohne daß sie unumgänglich nöthig war, gemacht. Pineau, Wundarzt in Paris, gab (1589) zuerst nähere Veranlassung zum Schöpfknorpelschnitt, indem er auf das Ausdehnen der Schöpfbeine zur Erleichterung der, wegen den engen Beckens, schweren Geburten aufmerksam machte. In Deutschland kamen Männer noch äußerst selten zur Geburtshülfe, dagegen in Italien und Frankreich es schon gebräuchlicher war, Aerzte und Wundärzte zur Hülfe zu rufen. Ein in der Geburtshülfe zu seiner Zeit berühmter Chirurgus in Paris, Julius Clement, welcher der Madame de la Vallere, der Geliebten Ludwigs XIV., bei ihrer Entbindung beistand, erhielt zuerst als Ehrentitel den Namen eines *Accoucheurs* (1711), der den Wundärzten so wohl gefiel, daß sie nach und nach sich alle so nennen ließen. Heinrich von Deventer war der erste, welcher (1701) die Entbindungskunst wissenschaftlich zu begründen versuchte. In Frankreich, wo überhaupt die Entbindungskunst höher gestiegen war, als in andern Ländern, wurde das Hôtel-Dieu zu einer Unterrichtsanstalt für Hebammen eingerichtet (1745). Die Geschichte des Ursprungs und der Erfindung der Zange, dieses so äußerst wichtigen Instruments für die Geburtshülfe, ist in einiges Dunkel gehüllt. Schon zwischen den Jahren 1660 bis 1670 wollte ein gewisser Chamberlaine, Wundarzt in London, ein Instrument erfunden haben, mit dem er im Stande sey, die schwerste Geburt mit dem Kopfe voran für Mutter und Kind glücklich zu beenden, aber er behielt diese Entdeckung als Geheimniß für sich, ging 1688 nach Amsterdam, wo er sein Arcanum an einige Geburtshelfer verkaufte, welche wieder in der Folge einen Handel damit trieben, der sich unter den Besitzern dieses Geheimnisses lange erhielt. Walfon, ein berühmter Anatomiker und Chirurgus zu Gent in Flandern, kam endlich diesem geheimen Instrumente auf die Spur und ließ eins zubereiten, das aus 2 stählernen Löffeln bestand, welche einander gegenüber an den im Becken stehenden Kopf gelegt, und womit dieser, gleichsam mittelst zweier eiserner Hände, hervorgezogen werden sollte. Er kann also als der rechtmäßige Erfinder der ersten Zange (1723) angesehen werden. In Deutschland blieb immer noch die Geburtshülfe in unvollkommenem Zustande. Nur selten wurde männliche Hülfe von den Frauen zugelassen, die Hebammen waren größtentheils unwissend, die gemeinen Geburtshelfer gleichfalls in ihren Kenntnissen beschränkt und in ihrem Handeln grausam (1745). Die Zange wurde nun immer mehr, besonders von Pievier in Amsterdam (1750), Levret in Paris (1747) und Smelle in London (1752) verbessert. Die Geburtshülfe selbst wurde durch dieser Männer Schriften und Unterricht vervollkommenet. Auch in Deutschland

wird von die Kirche für diese Land abgemerkt, und abgetheilt blieben
 in die Abtheilungen, welche nicht aus durch Wichtigkeit einen andern
 garten auf erhalten, sondern auch durch Verbesserung der
 Landbesitzer durch ihre Vorstellungen, und zur Verbesserung derselben
 durch andere Wege und Mitteln viel beitragen. Unter
 diese gehören die aus: Kalkstein in Jura (1750). Jura in Schwyz,
 Jura in Ob- und Nidwalden, Erfinder der Eisenwerke (1750); Eisen
 in Paris, Erfinder der ersten Schmelzwerkzeuge (1751);
 Eisen, findet es dem zweiten Institute dieser Art in Württemberg (1752)
 (1753 geistlich); Eisen in Wien (1757), vorzüglich durch Erfindung
 und Verbesserung der Erzeisenen Jura; Eisen in Cassel und West-
 phalen (1767), Wittenberg in Württemberg (1769) und mehrere andere. Die
 Erfindung anderer Instrukte für die Verbindungskunst und Erdkenntnis
 kann hier besonders viel dazu beitragen, die Erziehung dieser Kunst zu er-
 leichtern, ihre Verbesserung immer höher zu stellen, und auf den
 Nutzen der Ausbildung zu betonen, auf welchem sie sich sehr gründet. Dies
 geschah auch in der neuesten Zeit mehrere Manner von vorzüglichen Wissen-
 schaften beigetragen, unter denen wir vorzüglich so die Namen eines
 Jura in Jura, Escherich in Württemberg, Siebold in Württemberg und viele
 andere erinnern. Von ist jetzt durch die verbesserten Bemühungen
 des Jura auf dem glücklichsten Mittelweg gekommen, durch welche
 die dieser Kunst gehörigen Kenntnisse die Folge mit dienlichen
 Anhalt bestimmen zu können, wo die Kunst sich selbst verhalten und
 im Fortschritte der Natur überlassen lassen und muß, wo hingegen
 dies nicht, oder nicht adre, oder nicht ohne Nachtheil für Erzieher
 der Kunst vernünftigen kann, und wo daher die Kunst ihrer, sich selbst
 und bekümmern muß, sich entfernt von der Nützlichkeit, hat
 Bedeutung, wie von der Wissenschaft und der Gemüthsartigkeit sehr
 zu sehen.

H.

Gedächtniß heißt das Verändern des Gedächtniß, gedachte Vorstell-
 ungen und Gedanken zu behalten und wiederholt in sich wieder zu er-
 innern. Etwas dabei fassen, sich selbst etwas vorstellen, und es
 sich behalten, sind die letzten bestimmten beendlichen Vorstellungen
 durch die Gedächtniß. Im Stande des Gedächtniß ist das Gedächtniß
 nicht, weil es langsam; im Stande des Willens ist es stark
 und rasch, im Stande des Gedächtniß aber mehr oder
 weniger. Von unterscheidet in der letzteren Beziehung das
 Gedächtniß, welches von menschlich Anwesenheit eines Jura
 und ist sonderlichen Bewußtseins von Welt bedarf, von dem Gedächtniß
 bedarf, wozu Aufmerksamkeit und alle kühnlicher Welt gehört.
 Inunter Gedächtniß haben werden den geistlichen Stand, Nachdenken
 im Stand von Welt, den Willens werden. Dieser sind beide notwendig,
 das fassen und behalten hängt viel von der auf einen Gegenstand von
 dem die Aufmerksamkeit ab. Wie trägt Aufmerksamkeit wird wenig
 mit einer gelobt, mit kühnlicher viel und leicht; mit kühnlicher und rasch
 ist die kühnlicher ist die kühnlicher und rasch. kühnlicher
 rasch, mit kühnlicher und rasch. kühnlicher
 rasch sind, bei einer kühnlicher
 vorgänglich. Wie trägt aber ordentlich
 diese, nicht die gelobten Ideen sind rasch
 er und kühnlicher ordentlich Aufmerksamkeit
 die gelobten Ideen sind leicht, nicht und
 rasch. — Das Gedächtniß vom Gedächtniß ist die Wege für die
 Welt, wobei Kopf, so oft er auch gelobt wird, doch immer leicht bleibt.

Dieses Uebel ist bisweilen unverschuldet, wie bei alten Leuten; oft auch die Wirkung einer habituellen Zerstreuung. Etwas methodisch dem Gedächtniß anvertrauen heißt memoriren, wovon in einem eignen Artikel wird gehandelt werden. S. übrigens Gedächtniskunst und Mnemonik. dd.

Gedächtniskunst (mit einem aus dem Griechischen stammenden Worte *Mnemonik* genannt) ist die Kunst, die Wirksamkeit des Gedächtnisses zu einer solchen Fertigkeit zu erheben, daß man alles, was dem Gedächtnisse anvertraut werden soll, schnell auffassen und leicht wieder hervorrufen kann. Als Erfinder derselben wird von den Alten der Griechische Dichter *Simonides* genannt (500 Jahre vor Chr.). Die Veranlassung zur Erfindung dieser Kunst wird so erzählt: *Simonides* befand sich bei einem reichen und angesehenen Manne, Namens *Stopas*, nebst vielen andern Gästen zu Tische, und sang nach damaliger Sitte ein Loblied auf den Wirth, worin er aber zur Ausschmückung des Gedächtnisses, vielleicht auch, weil sich vom *Stopas* eben nicht viel Ruhmliches sagen ließ, mehr zum Lobe des berühmten Heldenpaars, *Kastor* und *Pollux*, als zum Lobe des *Stopas* sagte. Dieser nahm das kärgliche Lob, das ihm der Dichter spendete, übel auf, und gab demselben nur die Hälfte des versprochenen Ehrensoldes für sein Loblied, mit der Aeußerung, die andre Hälfte möge er sich vom *Kastor* und *Pollux* zahlen lassen. Bald darauf wurde *Simonides* aus dem Speisesaale gerufen, weil ihn zwei junge Männer dringend zu sprechen wünschten. Er fand zwar, als er herauskam, Niemand, während seiner Abwesenheit aber stürzte der Speisesaal ein und erschlug den *Stopas* mit allen seinen übrigen Gästen. Als nun die Verwandten der Erschlagenen die aus den Ruinen hervorgezogenen Leichname wegen ihrer Entstehung nicht erkennen konnten, um sie gehörig zur Erde zu bestatten, so wußte *Simonides*, indem er sich erinnerte, in welcher Ordnung die Gäste gegessen hatten, den Leichnam eines Jeden aus den Ruinen herauszufinden. Diese Begebenheit, der man das, wenigstens beigemischte, Fabelhafte leicht ansieht, soll den *Simonides* auf den Gedanken gebracht haben, daß, wenn man dem Gedächtnisse eine Reihe von Vorstellungen einprägen wolle, man die Vorstellungen in Bilder verwandeln und diese nach einer bestimmten Ordnung in gewisse bekannte Theile des Raums oder Orte (z. B. die Wände eines Zimmers, die man in eine bestimmte Anzahl kleinerer Vierecke eintheilt) vertheilen müsse, indem alsdann diese der Seele voranschwebenden Orte die Bilder und diese wieder die entsprechenden Vorstellungen in der verlangten Ordnung hervorrufen würden. *Simonides* selbst soll es auch in dieser Kunst zu einer solchen Fertigkeit gebracht haben, daß er nicht nur alle andere Menschen an Gedächtniß übertraf, sondern auch sein Gedächtniß bis ins hohe Alter behielt. Doch behaupteten einige alte Schriftsteller, er habe zur Stärkung seines Gedächtnisses auch physische Mittel oder Arzneien gebraucht. Man hat nun in neuern Zeiten die fast in Vergessenheit gerathene Gedächtniskunst des *Simonides* wieder hervorgesucht, und sich bestrebt, ihr mehr Vollkommenheit und Anwendbarkeit auf alles, was dem Gedächtniß anvertraut werden soll (Begebenheiten, Worte, Zahlen u. s. w.), zu geben. Besonders haben sich in dieser Hinsicht *Schenkel* und sein Schüler *Sommer*, die beide schon im Anfange des 17ten Jahrhunderts mnemonische Versuche machten, in den neuesten Zeiten aber *Arctin*, *Radstner*, *Fetaigle* und sein Schüler *Griwart* ausgezeichnet. Einige derselben sind auch als Gedächtniskünstler herumgereist, um Pro-

den ihrer Geschicklichkeit abzulegen und das Publikum zum Erlernen dieser Kunst zu ermuntern. Es scheint aber, als wenn diese Kunst mehr darauf abzwecke, durch auffallende Gedächtniskunststücke Staunen zu erregen, als die Gedächtniskraft selbst dergestalt zu erhöhen, daß sie alles leicht auffaßt, lange aufbewahrt und treu wiedergibt. Das natürlichste und also auch das beste Mittel hiezu bleibt wohl immer, daß man besonders in jüngern Jahren durch fleißiges Anwendenlernen und Wiederholen des Gelernten das Gedächtniß übe; denn jede Übung stärkt auch die geübte Kraft, und macht sie zu den Verrichtungen geschickt, wozu sie von Natur bestimmt ist. Vergl. in der Folge *Mnemoni*. D.

Gedacht nennt man eine Orgelstimme, bei welcher die Pfeife oben durch einen Deckel verstopft ist. Der Ton wird dadurch um eine Oktave tiefer, sanfter, aber auch schwächer. *da*

Gedanke ist ein Erzeugniß des Verstandes, wiefern unter diesem das Vermögen zu denken verstanden wird. Durch das Denken werden die Anschauungen und Empfindungen, welche der Sinn hervorbringt, zu Begriffen als allgemeinen Vorstellungen erhoben und diese Begriffe wieder zu Urtheilen verknüpft. Daher ist jeder Begriff und jedes Urtheil ein Gedanke. Im weitern Sinne werden aber auch die *Schlüsse* und *Ideen*, welche die Vernunft bildet, und in der weitesten Bedeutung sogar alle Vorstellungen überhaupt Gedanken genannt. Der Gedanke ist das innerste Eigenthum des Menschen, worüber man nur Gott und seinem Gewissen Rechenschaft schuldig ist. Daher das Sprichwort: Gedanken sind zollfrei. Durch den Gedanken kann sich der Mensch im Augenblick in eine andre Lage und selbst auf den entferntesten Weltkörper versetzen. Daher sagt man: Gedanken sind schneller als der Blitz oder als das Licht. In diesem Falle aber versteht man unter Gedanken die Vorstellungen des inneren Sinnes oder der Einbildungskraft. Denn die Einbildungskraft ist es eigentlich, welche uns auf ihren Flügeln an jeden beliebigen Ort und in jedes beliebige Verhältniß setzt. D.

Gedärm, s. Darm.

Gedicht, s. Poesie.

Gediegen statt *gediehen*, d. i. gewachsen, rein hervorgebracht, ohne Beisatz oder Vermischung mit fremdartigen Theilen. Besonders wird das Wort im Bergbau gebraucht. *Gediegenes Gold*, Silber, Zinn, welches von der Natur in reiner Gestalt erzeugt wird, zum Unterschiede vom Erze, in welchem es noch mit allerhand fremdartigen Theilen vermischt ist. In weiterer Bedeutung nennt man Geräthe von gediegenem Golde oder Silber, um anzuzeigen, daß sie durchaus und ihrer ganzen Masse nach von reinem Golde oder Silber (*massiv*), und nicht bloß vergoldet oder versilbert sind. Endlich sagt man auch *gediegen* von andern Dingen, die durch und durch aus denselben Theilen bestehen, und dabei rein, fest, gedungen, kräftig sind, z. B. eine *gediegene Rede* u. s. w.

Gedike (Friedrich), wurde zu Boberow, einem Dorfe bei Lenz, am 15. Jan. 1754 geboren. Sein Vater, Prediger daselbst, ließ den Knaben ohne besondere Sorgfalt aufwachsen, da er der allerdings gegründeten Meinung war, daß durch einen zu frühen Unterricht die gehörige Entwicklung des Körpers verhindert werde. Er starb, als sein Sohn erst 9 Jahre alt war. Dieser befand sich in der höchst bedürftigsten Lage. Man brachte ihn anfänglich auf kurze Zeit nach Seehausen, wo er die öffentliche Schule besuchte, und von da in das Waisenhaus nach

Zöllchan. Hier wurde er durch des würdigen Steinbart Sorgfalt 7 Jahre völlig frei verpflegt, unterrichtet und erzogen, ohne daß er sich weder äußerlich noch durch besondere Fähigkeiten und Fortschritte empfehlen und den Mann hätte ahnen lassen, der einst eine Zierde seines Vaterlands werden sollte. Im J. 1766 errichtete Steinbart ein eigenes Pädagogium, dessen Zögling auch Gedike wurde, und hier begann, besonders durch Steinbarts trefflichen Unterricht geweckt, sein gleichsam schüme-merender Geist zuerst sich zu regen. Aber kaum hatte der leuchtende Funke sein Innerstes erhell't, als ihn plötzlich eine Thätigkeit besetzte, die schnell seine glücklichen Anlagen entwickelte und ihn rasende Fortschritte machen ließ. Im J. 1771 bezog er die Universität Frankfurt, um daselbst Theologie zu studiren. Hier trat er mit Zöllner und einigen andern Studirenden in eine literarische Verbindung. Sie arbeiteten Abhandlungen aus und beurtheilten sie in ihren Zusammenkünften. Gedike erwarb sich mancherlei philologische, humanische und literarische Kenntnisse. Besonders fand er an Zöllner einen würdigen Lehrer und wohlwollenden Beförderer seines Fortkommens. Dieser trug ihm sogar während seiner letzten Krankheit auf, sein metaphysisches Kollegium fortzusetzen, und Gedike vollzog diesen Auftrag so gut, daß er damals den Entschluß faßte, sich dem akademischen Lehramte zu widmen. Zöllner starb, und Steinbart, der dessen Stelle bekam, wurde aufs neue Gedike's Lehrer und Wohlthäter. Im Jahr 1775 berief ihn der ehrwürdige Spalding zum Hauslehrer seiner beiden Söhne, und gewiß verdankte er es den in diesem Hause eingegangenen trefflichen Verbindungen, daß er im Jahre darauf als Subrektor des Friedrichswerderschen Gymnasiums angestellt wurde. 1778 wurde er Prorektor und 1779 Director desselben. Hier fing er an, sich als einen der größten Schulmänner Deutschlands zu zeigen. Unererschöpflich an neuen und bessern Lehrmethoden und rastlos thätig in Einführung zweckmäßiger Verbesserungen, führte er die gesunkene Anstalt zu einer vorher nie erreichten Höhe empor, belebte die Gemüther der Lehrer und Lernenden, und hauchte Allen eine ungewöhnliche Thätigkeit ein. Ein Hauptbestreben dieses heilsuchenden Pädagogen war es, die Geisteskräfte seiner Zöglinge durch eigenes Denken zu entwickeln, und sie auch außer den Schulstunden zu zweckmäßigen Arbeiten anzuhalten. Sein eigener Vortrag war gründlich, deutlich und bei vieler Lebhaftigkeit wohl geordnet, wobei ihm ein glückliches Gedächtniß und eine große Gewandtheit des Ausdrucks zu Statten kam. Im Jahr 1793 ward er Mitdirector, und 1795, nach Büschings Tode, Director des Berlinschen Gymnasiums und der beiden davon abhängenden Schulen. Diese blühende Anstalt erreichte unter ihm den Gipfel des Flores. Schon 1784 war er zum weltlichen Oberconsistorialrath mit Sitz und Stimme, so wie 1787 zum Oberschulrath des von ihm organisirten Oberschulcollegiums ernannt worden. Auch das Seminarium für gelehrte Schulen, dem er vorstand, und aus dem ausgezeichnete Lehrer hervorgegangen sind, ward auf seinen Antrieb gegründet. Im J. 1790 ward er Mitglied der Berliner Akademie der Wissenschaften und bald darauf auch der Akademie der Künste, und 1791 ertheilte ihm die Universität Halle die theologische Doctorwürde. Im J. 1797 machte er eine Reise nach Italien, von der er aber kränklich zurückkehrte. In Schulangelegenheiten unternahm er 1802 eine Reise nach Sächsen. So lebte Gedike glücklich im Kreise einer zahlreichen Familie, geliebt und hochgeachtet von seinen Freunden und allen Bekannten, und rastlos thätig in seinen vielfachen Wirkungskreisen, und durfte bei einer festen und kräftigen Körperconstitution ein

denkwürthet des Alter zu erreichen hoffen, als ihn eine schmerzhaftes Krankheit befiel, die nach vielen Leiden seinem nützlichen Leben ein Ende machte. Noch 14 Tage vor seinem Tode erließ Friedrich Wilhelm III. ein in den huldreichsten und ermunterndsten Ausdrücken abgefaßtes Cabinetsschreiben an ihn, worin er ihm seine Theilnahme an seiner Besserung bezeugte, und zugleich den Wunsch äußerte, daß er in der Schweiz Pestalozzi's Lehranstalt besuchen und dem Monarchen von seinen Beobachtungen Bericht erstatten solle. Dieß war Linderung seiner Schmerzen, die er nun wenig zu fühlen schien. Noch hielt er mit den Lehrern über den neuen Cursus Conferenzen, redete selbst am Tage vor seinem Tode mit den Gymnasiasten, und beschäftigte sich bis zum letzten Athemzuge mit seiner Lehranstalt. Groß und bleibend sind seine Verdienste, und sein Andenken lebt in den dankbaren Herzen Unzähliger, die ihm Bildung und Beförderung danken. Seine Kenntniß der Griechischen Sprache hat er durch seine Ausgaben des Philoctet von Sophocles, einiger Gespräche des Plato und seine Uebersetzung der vindarischen Steushymnen bekräftiget. Mit seinem Freunde Meißner gab er die ältere Berlinische Monatschrift vom J. 1783 bis zum 17ten Bande heraus. Seine pädagogischen Schriften enthalten eine Menge nützlicher Ideen und Vorschläge, und seine Lesebücher und Christomathien sind die ersten von besserer Art. Als Schul- und Geschäftsmann war Sebide vorzüglich, und Sereiztheit, Offenheit und Unbefangenheit die hervorstechenden Züge seines Charakters, der durch keine Flecken verdunkelt ward.

Gedritter Schein, heißt in der Sternkunde, wenn zwei Planeten im Thierkreise 120 Grad von einander entfernt sind, und wird in den Kalendern mit einem Dreieck Δ bezeichnet.

Gefäll nennt man 1) die Höhe, um wie viel ein flüssiger Körper bei seinem Abflusse fällt, d. h. um wie viel er der Meeresfläche an einem Orte näher ist, als am andern, wo er herfließt. Man sagt, der Fluß hat auf 100 Ruthen 1 Fuß Gefäll, die Wasseroberfläche desselben ist unterhalb dieser Strecke 1 Fuß weniger über der Meeresfläche erhoben, als oberhalb derselben. Das Gefäll finden und gehörig bestimmen, ist bei Wasserbauern, als Schöpfen, Cauden u. s. w. von höchster Wichtigkeit. Bei den Mühlen versteht man darunter die Höhe des Wasserfalls vor dem Mühlengerinne. Bei niedrigem Gefälle werden unterschlächtige, bei hinreichend hohem überschlächtige Räder angewendet. Im Hüttenbaue bezeichnet es den obern Theil des Planherdes. In weiterer Bedeutung wird in der Geometrie der Unterschied, um wie viel ein jeder gegebener Ort tiefer liegt, als ein anderer, und welcher mit der Wasserwaage gesucht wird, das Gefäll genannt; 2) nennt man Gefälle dasjenige, was von einem Grundstücke fällt, was dasselbe einträgt, und in engerer Bedeutung dasjenige, was dem Grundherrn oder der Obrigkeit davon entrichtet wird.

Gefäße (Physiologie) sind röhrenförmige Bildungen in belebten Körpern, um die zur Ernährung derselben dienenden Flüssigkeiten den einzelnen Theilen zuzuführen, oder von ihnen abzuleiten; im gemeinen Leben heißt der größte Theil derselben Adern. In dem Körper des Menschen und der meisten Thiere kennen wir viererlei Arten dieser Gefäße, die sich durch hinreichende Kennzeichen von einander unterscheiden: Arterien oder Schlagadern; sie führen heikrothes, sauerstoffhaltiges Blut von dem Herzen zu allen Theilen des Körpers, das sie stoffweise weiter bewegen (woher der Puls). Sie bestehen aus 3 Häuten, wovon die mittlere eine sehr starke Muskelhaut ist; ihre Lage ist meistens

theils sehr tief unter den Muskeln, um vor allen äußern Schädlichkeiten gesichert zu seyn. Die Arterien endigen sich meistens 2) in Haargefäße, diese sind von sehr zartem Baue, so daß sie selten mit bloßen Augen erkannt werden, und dienen dazu, um die feinem Theile des Bluts an die festern Theile des Körpers abzugeben, oder sie in die Höhlen des Körpers, wie wir z. B. im Gehirn, im Herzbeutel, im Unterleibe u. s. w. finden, oder auf der Haut zu verdünsten. 3) Die Venen oder Blutadern dienen dazu, das entsäuerte, an die festen Theile nicht abgesetzte Blut, das nun eine dunklere Farbe bekommen hat, von den Arterien und Haargefäßen aufzunehmen, und zu dem Herzen zurückzuleiten (von wo es in die Lungen gelangt, und da wieder zu hellrothem Blut durch Sauerstoff umgewandelt wird). Die Venen bestehen ebenfalls aus 3 Häuten, besitzen aber keine Muskelhaut, weswegen das Blut in ihnen viel langsamer und in einem Flusse, und daher ohne Pulsschlag fließt; um aber auf eine andere Art den Blutfluß zu unterstützen, sind sie inwendig mit Klappen versehen, die das Zurücktreten der Blutssäule verhindern. Die Venen übertreffen die Arterien an Zahl; die Gefäße, die wir unter der Haut erblicken, sind bloß Venen. 4) Die Lymphgefäße saugen im ganzen Körper, vorzüglich aber in den Gedärmen aus dem durch die Verdauung bereiteten Speisebrei diejenigen Säfte auf, die zur Bereitung des Bluts tauglich sind. Die meisten derselben vereinigen sich in ein einzelnes Gefäß, das längs der innern Seite der Rückenwirbel hinläuft, sich mit der linken Arillarvene vereinigt, und so seine Lymphe zum Herzen und zu den Lungen gelangen läßt, wo sie in Blut verwandelt wird. Weil der Durchmesser der Lymphgefäße sehr klein und weil die Lymphe selbst von weißlicher Farbe ist, so erblickt man die Lymphgefäße sehr selten, und daher sind sie erst spät entdeckt worden. Ein mehreres hierüber s. in Hildebrands Lehrbuche der Anatomie des Menschen. 4 Bde. 3te verbesserte Aufl. Braunschweig, 1803. 8. Noch gibt es auch in den Pflanzenkörpern ernährende Gefäße, die Spiralgefäße heißen: es sind feine, in Bündel gesammelte Röhren, die durch 1 oder 2 spiralförmig aufgewundene Fäden gebildet werden. In ihnen steigt der Saft, nachdem er von den letzten Wurzelenden aufgenommen ist, in alle Theile der Pflanzen. In spätem Alter der Pflanzen entstehen aus diesen Spiralgefäßen Treppengänge oder getafelte Gefäße. Man lese hierüber die Schriften von Linn, Rudolphi, Treviraus, Meier, Cotta.

Gefolgswesen. Mit diesem Ausdruck bezeichnet man ein merkwürdiges Institut, das Cäsar bei den Galliern (de bello gall. 3, 22. 6, 15). Tacitus bei den Deutschen fand (de Germ. 13.). Es ging hervor aus der im Fortgang der Zeit unvermerkt entstandenen Ungleichheit des Vermögens, und davon abhängigen Ansehns, Ranges und Standes. Nachdem in der Volksmasse Ungleichheit durch Armuth und Reichthum entstanden war, entstand zuerst eine Klassenabtheilung zwischen Freien und Abhängigen, und dieser folgte bald eine zweite unter den Freien selbst. Theils beleidigtes Selbstgefühl, theils Mißgunst und Habsucht brachten den Reichen in Bedrängniß, und diesem mußte nun sein Reichthum Schutz verschaffen. Bewaffnung der eignen Knechte wäre zu unsicher gewesen, man warb also ärmere Freie zu Waffendienst an, die gern bereit waren, ein reichlich belohntes Leben in Waffen der dürftig lassenden Feldarbeit vorzuziehen. Diese Art von Leibwache für den Reichen nannte man sein Gefolg. Der Reiche hatte daran, wie Tacitus sagt, im Kriege Schutz, im Frieden Glanz. Ähnliches Gefolg

gehörte nun bald zum Kurus: „das ist Ansehn, das ist Macht, von einem großen Kreis erwählter Jünglinge umgeben zu seyn; das ist Adel, das Ruhm, wenn sie durch Anzahl und Tapferkeit des Gefolgs hervorstahlen.“ Allein eben dieß Gefolg erschöpfte auch das Vermögen, und daher „zum Ersatz Raub und Fehde.“ So bildete sich im alten Deutschland neben dem Heerbannsdienst noch ein zweiter, der Gefolgsdienst. Jener gehörte für den National-, dieser für den Privatkrieg. Im Heerbann diente man aus Bürgerpflicht, im Gefolg aus Vertragspflicht. Die Reichen, in der Eigenschaft von Schutz- und Gefolgsherren, bildeten natürlich bald einen höheren Stand, und dieser hatte Mittel genug, auch die freie Wahl der Würden in der Nation auf sich zu leiten. So entstand der erste Deutsche Adel. Als nun zu und nach den Zeiten der großen Völkerwanderung, unter eines Königs Anführung, dieser Adel mit seinem Gefolg, einem Gefelt freier Wehrmänner und Leibeigener, in fremde Länder wie auf Abenteuer auszog, bildete sich durch ihn und sein Gefolgswesen eine Verfassung, die über ein Jahrtausend von wirksamen Folgen gewesen, und zum Theil noch ist. Mit diesem Adel nämlich, der sammt seinem Gefolg wieder das Gefolg des Königs ausmachte, theilte sich der König in die Eroberung; jedem fiel ein erbliches Grundeigenthum als Loos zu (woher es Allodium genannt ward), und er vertheilte davon wieder Theile unter seine Treuen, wie man von da an das Gefolg nannte. Die Größe des Looses richtete sich nach der Zahl freier Wehrmänner in Jedes Gefolge, der König selbst erhielt um des größern Gefolgs willen ein größeres Loos. Mit dem Grundeigenthum fielen aber, nach damaligem Kriegsrecht, den Eroberern auch die Eingebornen als Eigenthum zu, und wurden meist Leibeigene. Jedes solches Allodium war dann eine abgesonderte Herrschaft für sich und seine Besitzer nur im Kriegsfall von dem König abhängig, denn jeder Edle mußte, nach erfolgtem Aufgebot, mit dem Gefolge seiner Freien dem König folgen und sich beim Heereszug ihm unterwerfen. Somit wurden Allodialsystem und Gefolgswesen der Grund der Neu-Europäischen Staaten, in denen allen man, so weit Germanische Stämme zogen, König und Edle, Kriegsanführer und Gefolg, freie Gutbesitzer und Leibeigene unterschied. Späterhin machten die unausbleiblichen Reibungen zwischen den Königen und den Besitzern von Allodialgütern eine Abänderung nöthig. Denn da den Königen fast nur der Titel als Vorzug blieb, so mußten sie, wenn sie ihr Ansehn behaupten wollten, auf Mittel bedacht seyn, die unabhängigen Güterbesitzer in abhängige Vasallen zu verwandeln. Dieß wurde Veranlassung zur eigentlichen Lehnverfassung. Wer fragt nun aber noch, welchen Einfluß das Gefolgswesen bis auf unsere Zeit gehabt hat!

dd.

Gefrieren ist der Uebergang einer Substanz aus dem Aggregatzustand der Tropfbarkeit in den Zustand der Festigkeit. Im gewöhnlichen Sprachgebrauche zeigt das Wort freilich nur die Verwandlung eines flüssigen Körpers in Eis an; allein eigentlich kann man darunter auch das Festwerden der geschmolzenen Metalle, des zerlassenen Talgs u. s. w. verstehen; denn die Gefrierung steht überhaupt der Schmelzung entgegen, und bei allen dieser Veränderungen fähigen Substanzen findet nur in den Graden der Temperatur, unter welchen sie erfolgen, ein Unterschied Statt. Ein jeder Körper erfordert, um flüssig zu seyn, einen eigenen unveränderlichen Grad der Wärme; sobald dieser fehlt, geht er in den Zustand über, welcher im weitesten Sinne Gefrierung genannt wird. Den Grad der Temperatur, bei welchem das reine, von allen

100

Gefühl

1

1

1

Hand und Vernunft erzeugt werden u. s. w. Hieher gehört also a) das sittliche oder moralische Gefühl, welches nichts anders ist als das eigenthümliche Wohlgefallen oder Mißfallen, welches wir bei der lebhaften Vorstellung des Guten oder Bösen empfinden. Diese Vorstellung ist eigentlich eine Idee der Vernunft, welche durch das von ihr ausgehende Sittengesetz bestimmt, was gut und böse ist. Nehmen wir nun Gesinnungen und Handlungen wahr (bei uns selbst oder Andern), die der Forderung jenes Gesetzes entsprechen oder widerstreiten, so betrachten wir die einen mit Wohlgefallen oder Lustgefühl und die andern mit Mißfallen oder Unlustgefühl; und dieß Gefühl heißt sittlich, weil es sich auf das durch das Sittengesetz bestimmte (gebotene) Gute und (verbotene) Böse bezieht. Von anderer Art ist b) das ästhetische Gefühl, welches in dem eigenthümlichen Wohlgefallen (Lustgefühl) am Schönen und Erhabenen, oder Mißfallen (Unlustgefühl) am Häßlichen und Niedrigen besteht.*) Eben so empfinden wir c) ein eigenthümliches Wohlgefallen am Wahren und Mißfallen am Falschen, woraus das Wahrheitsgefühl entspringt, das man auch ein logisches Gefühl nennen könnte. Alle diese Gefühle sind in dem Menschen schon von Natur vorhanden, können aber durch Entwicklung und Ausbildung der natürlichen Anlagen des Menschen sehr verstärkt und verfeinert werden, so wie im Gegentheil sie auch durch Rohheit, Lasterhaftigkeit u. dgl. dergestalt geschwächt und unterdrückt werden können, daß sie in manchen Menschen ganz erstorben zu seyn scheinen. D.

Gefühlsmenschen heißen diejenigen, welche in ihren Ueberzeugungen und Handlungen mehr durch Gefühle als durch Grundsätze bestimmt werden, wogegen diejenigen, bei welchen das letzte der Fall ist, Verstandes- oder auch Vernunftmenschen genannt werden, weil das Denken der Grundsätze eine Thätigkeit des Verstandes und der Vernunft ist. Es ist indessen dieser Gegensatz sehr unbestimmt. Denn unter den Gefühlen, welche den Menschen in seinen Ueberzeugungen und Handlungen bestimmen, verbergen sich oft die Grundsätze, wenn sie nicht mit Deutlichkeit und Bestimmtheit gedacht werden. Eben darum aber ist es gefährlich, sich bloß nach Gefühlen zu richten, weil sich dann leicht falsche (theoretische oder praktische) Grundsätze einschleichen und die Maske schöner oder edler Gefühle annehmen können. Da es aber sehr schwer ist, Grundsätze deutlich und bestimmt zu denken, und noch schwerer, nach so gedachten Grundsätzen zu urtheilen und zu handeln, so übers

*) Die Zustände, worin das Gemüth versetzt werden kann, lassen sich auf drei Hauptarten zurückführen, zwei einfache und eine gemischte. Ist nämlich der Zustand unsers Gemüths von der Art, daß in uns ein Verlangen entsteht, in ihm zu verharren, so ist der Zustand uns angenehm, gewährt uns Vergnügen. Ist hingegen unser Gemüthszustand von der Art, daß in uns das Verlangen entsteht, ihn zu entfernen, zu fliehen, so ist der Zustand uns unangenehm, gewährt uns Mißvergnügen, Unlust, Schmerz. Es trifft sich aber auch, daß das Gemüth zwischen diesen beiden entgegengesetzten Zuständen hin und her schwankt, weil die Empfindungsbezüge in einer Beziehung zwar angenehm, in einer andern aber unangenehm sind, wohl gar schmerzhaft. Daher jenes Schwanken, ob wir in dem Zustande verharren möchten oder nicht. Das Gemüth nach entgegengesetzten Richtungen gezogen, geht wechselweise bald in diesen bald in jenen Zustand über. Man nennt Gefühle dieser Art rührende, und die Bewegungen des Gemüths bei diesen wechselnden Uebergängen von Lust zu Schmerz, und von Schmerz zu Lust Rührungen. Alle Gefühle sind nun diesem zu Folge Gefühle der Lust, oder der Unlust, oder aus beiden gemischte, rührende Gefühle. Wie das Leben, so theilt sich auch die Kunst in diese Gefühle, und man sieht von selbst, daß das Komische, das Tragische und das Sentimentale dadurch bedingt sind. ed.

lassen sich die meisten Menschen lieber ihren Gefühlen und schwelgen in denselben mit schwärmender Einbildungskraft. Solche Menschen sehen auch gewöhnlich mit einer gewissen Verachtung auf diejenigen herab, welche den Gefühlen nur in so fern huldigen wollen, als dieselben auch vor dem Richterstuhle des Verstandes und der Vernunft sich rechtfertigen lassen.

Gefühlsvermögen. Seit die kritische Philosophie eine tiefere Erforschung der geistigen Natur des Menschen und eine schärfere Zergliederung der Thatsachen des Bewußtseyns vermittelte, wurden auch, in Hinsicht der verschiedenen Ankündigungen des geistigen Subjekts, drei Vermögen nach ihrer ursprünglichen Begründung und Gesetzmäßigkeit, von einander unterschieden: das Vorstellungsvermögen, das Gefühlsvermögen und das Begehrungsvermögen. Diese drei Vermögen sind, nach ihrer Ankündigung im Bewußtseyn, einander gleichgeordnet, nicht aber untergeordnet, weil sie weder durch einander bestehen, noch von und aus einander abgeleitet werden können; sie stehen aber auch gegen einander in Wechselwirkung, weil Vorstellungen eben so in Gefühle, wie Gefühle in Vorstellungen, und Vorstellungen und Gefühle in Bestrebungen, so wie Bestrebungen in Gefühle und Vorstellungen übergehen können; es findet sich endlich zwischen diesen drei Vermögen ein harmonischer Zusammenhang, weil keines derselben das andere in seiner gesetzmäßigen Aeußerung hindert, und sie gemeinschaftlich den Gesamtzweck der geistigen Thätigkeit, den Endzweck der Sittlichkeit, zu realisiren bestimmt sind. Das Gefühl ist aber eben so wesentlich von der Empfindung, wie das Gefühlsvermögen von dem Vorstellungs- und Begehrungsvermögen verschieden. Dem Ursprunge nach ist die Empfindung sinnlich, das Gefühl geistig. Jene geht aus dem Afficirtwerden der Sinne hervor; dieses entsteht durch das Wirken unsers geistigen Principis auf sich selbst. Die Empfindung ist mit einer Wahrnehmung der Nothwendigkeit des Eindrucks verbunden, das Gefühl ist das Eigenthum eines Wesens, das Freiheit besitzt. Die Empfindung hat die ganze organisirte und belebte Welt, nach unzähligen Verschiedenheiten und Graden, mit dem Menschen gemein, und kann, nach ihrer Ankündigung, in jedem Geschöpfe sehr verschieden seyn; das Gefühl ist bloß das Eigenthum vernünftiger Wesen. Wir finden nämlich in unserm geistigen Wesen die unmittelbare Ankündigung unsers Daseyns überhaupt, unsers jedesmaligen individuellen Zustandes insbesondere, und unserer Persönlichkeit, als Wesen, in welchem ein doppeltes System von Kräften zu Einem harmonischen Ganzen verbunden ist, und die, nach dieser Verbindung, eben so wohl der Naturwelt, als dem Reiche der Freiheit angehören. Wir nennen diese unmittelbare Ankündigung Gefühl, und unterscheiden dasselbe wesentlich von unsern Vorstellungen und von unsern Bestrebungen. Denn früher, als der Begriff des Daseyns in uns sich bilden kann, verhängt uns das Gefühl unser Daseyn, und bevor sich noch die Begriffe von Individualität und Persönlichkeit entwickeln, fühlen wir uns schon als Individuen, nach der innigsten Vereinigung von sinnlichen und geistigen Anlagen zu dem Ganzen Einer Person. Bevor wir noch zwischen Freiheit und Nothwendigkeit, zwischen Tugend und Laster im Begriffe unterscheiden können, fühlen wir uns als freie Wesen, und die Stimme des Gewissens entscheidet im Gefühle über den Werth oder Unwerth unserer Handlungen. Das Gefühl ist also noch seiner ursprünglichen gesetzmäßigen Ankündigung im Bewußtseyn, weder Vorstellung noch Bestrebung, und an sich betrachtet, weder die Ursache noch die Folge einer Vorstellung,

sondern ein eben so unabhängiger Actus des geistigen Subjects im Bewußtseyn, wie die Vorstellung, und seiner Einheit nach, in welcher kein Mannigfaltiges getroffen wird, keiner Zergliederung, sondern bloß des unmittelbaren Bewußtwerdens fähig. Das Gefühl, in wiefern es aus der Selbstthätigkeit des geistigen Subjects hervorgeht, ist, seiner Ankündigung und Richtung nach, unerschöpflich und in einem gewissen Sinne unermesslich; nie wird es in seinem ganzen Umfange befriedigt, nie kann der letzte Punkt desselben erreicht werden. Da noch keine Kritik des Gefühlsvermögens (nach der Analogie der Kritik des Erkenntniß- und Begehrungsvermögens) versucht worden ist, und, wenn auch dieser Versuch gewagt werden sollte, kein ähnliches Resultat von dieser Kritik, wie von der Kritik der beiden übrigen geistigen Vermögen zu erwarten ist, weil das Unmittelbare des Gefühls nie durch Begriffe zergliedert werden kann, so müssen wir in Hinsicht des Gefühls bei dem Resultat stehen bleiben, daß es das zum Bewußtseyn gebrachte unmittelbare Reale sey, welchem, nach seinem Ursprunge aus der Selbstthätigkeit des geistigen Subjects, Unermesslichkeit, aber unter den Begrenzungen einer endlichen Individualität zukommt. Nur dadurch scheint es sich erklären zu lassen, wie der Mensch vermittelt des Gefühls gleich stark: theils von der Realität alles dessen, was das Gefühl ursprünglich und unmittelbar verbürgt (vom Daseyn, Individualität und Persönlichkeit), theils von der Unermesslichkeit der intensivsten Kraft des Gefühls; theils von den Grenzen und Schranken der Endlichkeit überzeugt werden kann, unter welchen sich das menschliche Daseyn und die menschliche Freiheit ankündigt. In diesem Sinne ist denn auch die Sprache in der That zu arm, die Unermesslichkeit des subjectiven Gefühls auszudrücken, obgleich die Darstellung des Gefühls der Grundcharakter der poetischen Sprache und das unterscheidbare Merkmal derselben von der Sprache der Prosa und der Beredsamkeit bleibt. So viel von der Metaphysik über das Gefühlsvermögen; über Darstellung desselben in der empirischen Psychologie, s. Gefühl. Nach seiner natürlichen Beschaffenheit und Bestimmung scheint das Gefühlsvermögen ein vermittelndes Vermögen zwischen dem Vorstellungs- und Begehrungsvermögen zu seyn, weil die Stärke des Willens und die Kraft des Handelns zunächst von der Belebung abhängt, welche das Gefühlsvermögen dem vorgestellten und zu realisirenden Gegenstande ertheilt. Da nun unter allen Objecten, welche der Wille zu realisiren bestrebt ist, die Ideale des Wahren, des Schönen und des Guten die reinsten und höchsten sind; so muß auch die Thätigkeit des Gefühlsvermögens in Hinsicht dieser Ideale die höchste und vollendetste seyn. Selbst die Glückseligkeit, die in einzelnen sinnlich angenehmen Zuständen besteht, kann bei dem Menschen, wegen des Zusammenhanges der Empfindung mit dem Gefühle, zu einer idealischen Beziehung erhoben, und dadurch, als die Totalität der sinnlich angenehmen Gefühle, mit den Gefühlen des Wahren, Schönen und Guten in Harmonie gebracht werden. Q.

Gegenbewegung, nennt man in der Musik einen solchen Gang mehrerer Stimmen, bei welchem die eine steigt, indessen die andere fällt, oder deren Tonfolgen in einer nach der Höhe, in der andern nach der Tiefe, oder so auch umgekehrt, von der Höhe und Tiefe gegen die Mitte zu gerichtet sind. Man kann diese Art von Bewegung von mehreren Seiten als die beste betrachten, besonders am Flügel beim begleitenden Generalbaß, weil man bei selbiger am sichersten ist, manchen fehlerhaften Fortschreitungen und unharmonischen Gängen zu entgehen.

Gegenbeweis, ist die Handlung eines Prozeßtheils, wodurch der-

selbe den Beweis, welchen der Gegentheil geführt hat, zu entkräften zu können. Die Frist des Gegenbeweises geht von der Insinuation des Beweises und in gleicher Form wie die Beweisfrist. Hat der Beklagte den Beweis zu führen, so ist nächst der Entkräftung des über die Klagen gestellten Beweises, die Bewahrheitung der Einreden sein Zweck. Hat der Kläger den Gegenbeweis zu führen, so ist nächst der Entkräftung des Beweises die Bewahrheitung der Replikten sein Zweck. Der Gegenbeweis wird vom Richter auferlegt, sondern vorbehalten. In den Acten nimmt der Gegenbeweisführer den Namen Reprodücent, der andere Protheil die Benennung Reproduct an. Die Gegenbeweisführung gewährt den Vortheil, daß man erst die Kraft und Tendenz der Beweisführung sehen und darnach den Gegenbeweis einrichten kann. A.

Gegensüßler oder **Antipoden** (s. d. Art.) nennen wir in Beziehung auf einander diejenigen Bewohner der Erde, welche einander dem Durchmesser nach entgegenstehn, weil sie die Füße einander entgegenkehren. Der Scheitelpunkt der einen ist der Fußpunkt der andern. Die Gegensüßler wohnen in gleichen, aber entgegengesetzten Breiten der Erde, und die Längen ihrer Standpunkte sind um 180 Grad verschieden; ihre Tageszeit weicht daher nur 12 Stunden von einander ab, ihre Jahreszeiten sind einander entgegengesetzt. Wenn bei uns der Frühling seinen Anfang nimmt, so geht bei ihnen der Herbst an; sie haben Mitternacht, wenn wir Mittag haben. Die Kugelgestalt der Erde fällt von selbst auf die Vorstellung von Antipoden, deren man schon vor Ewigkeit gedachte. Allein die Kirchenväter fanden darin einen Widerspruch in der Bibel, und im achten Jahrhundert wurde der Erzbischof zu Salzburg **Birgilius** ihrerwegen in den Bann gethan. Erst als die Erdumseglung die Sache außer Zweifel setzte, hörte der Widerwille gegen die Lehre von der Kugelgestalt der Erde und von den Antipoden auf. Der Ungläubige kann sich noch bis jetzt nicht zu der Vorstellung erheben, daß wir Gegensüßler haben sollten, deren Gegensüßler wir wiederum sind. Er meint, daß solche Menschen mit dem Kopfe hinabhängen u. s. w. Allein diese schwachen Einwürfe bedürfen keiner Widerlegung, und wir verweisen auf das in dieser Hinsicht im Art. Erde gesagte. Nicht zu verwechseln sind mit den Gegensüßlern die **Gegenwohner**, welche mit uns einerlei Mittagstreis und gleiche, aber entgegengesetzte Breiten haben. Die **Gegenwohner** haben mit uns — ihren **Gegenwohnern** — einerlei Mittagszeit und einerlei Tageslänge, aber entgegengesetzte Jahreszeiten.

Gegensatz, s. Antithese, Contrast.

Gegenschein (Opposition) ist in der Sternkunde der Stand eines Planeten gegen einen andern im Thierkreise, wenn er 180 Grad von demselben entfernt ist.

Gegenwirkung oder **Reaction** besteht, wenn ein in Bewegung begriffener Körper auf einen andern, bewegten oder nicht bewegten, Körper wirkt, und dadurch eine Veränderung in seiner Bewegung erleidet. Die Atomisten stellen sich vor, daß die Trägheit desjenigen Körpers, auf welchen die Einwirkung geschieht, dem einwirkenden Körper einen Theil seiner Bewegung oder seine ganze Bewegung gleichsam entziehe, bis beide eine gleiche Geschwindigkeit nach einerlei Richtung erhalten hätten; allein da Trägheit nichts anders ist, als bloßes Unvermögen, sich von selbst zu bewegen, so kann sie einem bewegten Körper nicht von seiner Bewegung entziehen, kann nicht Ursach des Widerstandes seyn. Nach der Lehre der Dynamisten gibt es keine Materie ohne zurück-

lofende und anzulebende Kräfte; ja, ohne dieselben ist gar keine Materie möglich. Da nur ursprüngliche Kräfte das Wesen der Materie ausmachen, so wird daraus dasjenige erklärbar, was wir Gegenwirkung nennen.

Geheimerath's - Verordnung oder Order of Council. Eine solche Verordnung wird auf eine, sowohl dem Wortverstand, als ihrem Geiste widersprechende Weise übersetzt, wenn man sie in Deutschen Staats- und andern Schriften Englische Cabinet'sbefehle oder Cabinet'sordern nennt. Die Orders of Council sind Verfügungen, die über Staatsverwaltungs-Gegenstände aus dem Geheimerath des (unverantwortlichen) Königs von Großbritannien und im Namen desselben, nach vorgängiger Berathschlagung und Abstimmung der (verantwortlichen) Geheimräthe, und zwar der Stimmenmehrheit gemäß, erlassen werden. Cabinet'sordren, gleichwie sie in Preußen oder in andern, an keine besondere Constitution gebundenen, monarchischen Staaten ehemals Statt fanden oder noch Statt finden, werden zwar ebenfalls nach einer Berathschlagung des Regenten mit seinen vertrautesten, in das Cabinet berufenen Räthen erlassen; aber der Monarch ist nicht verbunden, ein Gutachten derselben einzuholen. Wenn er es dennoch thut, und seine Geheimräthe ihm (sogar einstimmig) irgend eine Maßregel anrathen, so bleibt ihm dennoch gleichsam eine Berathschlagung mit sich selbst übrig, vermöge welcher er, nach seinem Belieben, gerade das Gegentheil von der Gesamtmeinung seines Geheimeraths gebieten kann. In neuern Zeiten wurde daher das Wort: Cabinet'sordres fast eben so berühmte, seit der einzige Regent, Friedrich II., sie, meist ohne Berathschlagung mit seinen Räthen, als Beweise seiner, mit Blitzeschnelle sich äußernden, Regenten-Weisheit und Gewalt erließ. Diese willkürliche, monarchische Gewalt suchten die vormaligen Könige von Spanien und Frankreich mittelst der Endformeln aller ihrer Verfügungen auszudrücken, indem die des ersten lautete: Ich, der König (will es so); die des Zweiten: Tel est notre plaisir! Dagegen hat der König von Großbritannien fast nur einen unmittelbaren Einfluß auf die Verordnungen seines Geheimeraths, oder auf die Orders of Council, die in seinem Namen erlassen werden. Denn da er die Mitglieder seines Geheimraths wählt; so kann und wird er in der Regel nur solche Männer wählen, die seinen Meinungen beipflichten, seinen Neigungen gemäß handeln, und seine Plane willig ausführen. Diese werden in einzelnen Fällen nach seinen Wünschen stimmen, um seine Gunst nicht zu verlieren, und um nicht, nach dem Verlust derselben, aus dem Geheimerath (Council) entfernt zu werden. Indessen findet sich manchmal ein Englischer Regent genöthigt, der öffentlichen Volksmeinung (wenigstens auf einige Zeit) nachzugeben; Männer aus der Opposition, oder Volkspartei zu seinen Ministern zu machen und in seinen Geheimerath aufzunehmen; auch von ihnen solche volksbeliebte Grundsätze aussprechen und in Anwendung bringen zu lassen, die seinen eigenen Meinungen und Gesinnungen nicht zusagen. In Zeitpunkten, in welchen der Council des Englischen Regenten auf die angeführte Weise zusammengesetzt ist, kann es sich daher ereignen, daß eine Geheimerath's - Verordnung nicht die persönliche Meinungswillkür des Regenten, sondern manchmal das Gegentheil davon ausdrückt. Denn sie ist das Resultat von der Abstimmung der Geheimräthe und geht aus der Mehrheit der Stimmen hervor, indem der Council eines Königs von Großbritannien gleichsam als ein Parlament anzusehen ist,

das dessen Beschlüsse bestimmt. Daher ermangeln die Orders of Council jener eigenthümlichen Art von Willkür, die den sogenannten Netzordren eigen ist. Der Unterschied zwischen beiden ist demnach so, wie ihn der Sprachgebrauch zwischen einem Council und einem net dergestalt macht, daß jener nie zu diejem werden kann. Der erndmlich v i e l s e i t i g und v i e l m ä n n i s c h; das letztere, seinem Wesen immer E i n m ä n n i s c h, und daher möglicher Weise, auch E i n s e i t i g.

Gehirn ist eine weiche, theils röthlich graue theils weißliche der Hirnschale befindliche Substanz, mit vielen Adern durchweht und verschiedenen Häuten umgeben. Es besteht aus zwei, durch feine A und Fasern verbundenen, Haupttheilen. Das sogenannte g r o ß e Gehirn nimmt bei dem Menschen den obern Theil des Kopfes ein, und 7—8 Mal größer als das darunterliegende k l e i n e Gehirn. Es auf den Augenhölen, dem Grunde des Schädels und dem Zelte, und nach hinten zu über das kleine Gehirn hervor. Auf der ganzen Außenseite des großen Gehirns befinden sich Furchen und jedesmal zwischen zwe derselben rundliche, darmähnliche Windungen. Sie entstehen, indem sich die Gefäßhaut ins Gehirn einsenkt, um dasselbe tiefer mit Blut versorgen. Die röthlichgraue Substanz des Gehirns ist durchsichtige saftiger, weicher und gefäßreicher, als die weiße, welche dagegen wie Fasern hat. Letztere heißt das Mark des Gehirns. Die röthlichgraue Substanz, fast ganz aus feinem Abergewebe bestehend, hat kein Empfindungsvermögen. Das Mark besteht aus Fasern, die nach den einzelnen Gegenden sehr verschieden sind. Uebrigens läßt sich bei allen Thieren sogar bei den Bienen, die röthlichgraue Substanz von der weißlichen unterscheiden. Das kleine Gehirn liegt unter dem großen in einer eignen Kammer der Hirnschale. Auf der Grundfläche sieht man es in eine rechte und linke Hälfte durch das dazwischen liegende Rückenmark getheilt, nach oben und hinten aber zusammenhängen. Es ist eben so wie das große Gehirn mit einer Gefäßhaut umzogen, von außen röthlichgrau, inwendig aber größtentheils markigt. Nach Verhältniß wird es viel tiefer und dichter von den Fortsetzungen der Gefäßhaut durchzogen als das große Gehirn. Schneidet man es in horizontaler Richtung ein, so sieht man graue Ringe mit markigen, einigermaßen concentrisch, abwechseln. Zwischen der röthlichgrauen und markigen Substanz findet allenthalben im kleinen Gehirn eine dritte gelbliche Mittelsubstanz. Alles Mark des kleinen Gehirnes kommt in der Mitte gleichsam in einen kurzen Stamm zusammen. Die Erfahrung lehrt, daß in dem Bau des Gehirns viel seltener Abweichungen gefunden werden, als bei den andern Theilen des menschlichen Körpers. Auch verdient die Symmetrie des Gehirns wohl bemerkt zu werden, vermöge welcher alles darin doppelt ist. Selbst die Theile, welche in der Mitte liegen, und darum einfach scheinen, wie z. B. das Rückenmark, bestehen eigentlich aus zwei symmetrischen Hälften. Das Gewicht des gesammten Gehirns beträgt beim Menschen 2 bis 3 Pfund; es ist um so größer und schwerer, je jünger der Mensch ist, mit dem Alter wird es spezifisch leichter. In Krankheiten, die mit Selbstzerrüttung verbunden sind, wird es zuweilen fester, zuweilen auch lockerer und weicher. Das Gehirn ist das eigentliche Werkzeug der Empfindung. Empfindung ist aber von der Vorstellung untrennbar; sie wäre ohne dieselbe gar nichts. Indem also das Gehirn der Mittelpunkt von jener ist, muß es auch der Sitz von dieser, folglich der Sitz der Seele seyn. Dabei bleibt es freilich wahr, daß die Seele den Ort ihres Aufenthalts selbst nicht kennt. Wenn wir aber den Theil des Körpers dafür halten

halten müssen, wo die Wirkungen von dieser auf jenen anfangen, und wo die wechselseitige Abhängigkeit von beiden am unmittelbarsten ist, so leitet diese Spur unfehlbar zum Gehirn hinauf. Wo aber in demselben der bestimmte Ort, gleichsam das Allerheiligste sey, in welchem die unsichtbare unsterbliche Bewohnerin sich aufhält und wie sie daselbst wohne, das sind Fragen, auf die wir keine Antwort haben *).

Gehör ist der Sinn, durch welchen die animalischen Wesen Töne, Schall und Klang empfinden mittelst der Luft und deren Schwingungen. Das Werkzeug des Gehörs ist das Ohr, ein in seinem Baue sehr zusammengesetzter, künstlicher Theil des animalischen Körpers. Man theilt es in das äußere, mittlere und innere Ohr. Die beiden erstern Theile sind vornehmlich dazu bestimmt, den Schall aufzufassen und fortzuleiten, indeß die eigentliche Anklingung der Töne und ihre weitere Fortpflanzung in dem Innersten bewerkstelliget zu werden scheint. Zum äußern Ohre gehört die Muschel und der knorpliche Gehörgang. Dieser schließt sich wiederum an die Gehörgangsröhre an, welche durch das Trommelfell begränzt wird. Das Trommelfell ist ein nach innen convexes sehr elastisches Häutchen und bedeckt die Trommelhöhle oder sogenannte Pauke. In dieser sind die Gehörknöchelchen, ihrer Gestalt wegen Hammer, Amboss und Steigbügel genannt, befindlich. Das äußere Ohr ist durchaus zweckmäßig gebildet, um die durch den Schall erregten, wellenförmigen Erschütterungen der Luft aufzufangen, und sie in die Muschel und von da in den Gehörgang zu leiten. Da die Fläche dieses letztern, z. B. beim menschlichen Ohr, 50 Mal kleiner ist als die Fläche des äußern Ohrs, so muß hier der Schall um 50 Mal stärker seyn, als wenn er ohne das äußere Ohr in den Gehörgang gekommen wäre. In der Trommelhöhle bilden sich die Töne, und pflanzen sich weiter fort durch die überspannte Haut des Trommelfells und mittelst der Gehörknöchelchen. Die innerste Höhle des Ohrs nennt man den Labyrinth. Sie liegt über der Trommelhöhle etwas nach hinten in der festesten Masse des Schläfenknorpels, und besteht aus dem Vorhof, 3 halbkreisförmigen Röhren, und der Schnecke, einen spiralförmigen Kanal, der sich um eine Spindel windet. Der Vorhof hängt mittelst einer kleinen Oeffnung, das runde oder ovale Fenster genannt, mit der Trommelhöhle zusammen. Um das runde Fenster läuft ein Kanal, genannt der fallopische, welcher den harten Theil des siebenten Gehirnnervens enthält. In diesen künstlichen Theilen, die man das innerste Heiligthum die Gehörorgans nennen könnte, erhalten die durch das Trommelfell und die Gehörknöchelchen ferner fortgepflanzten Töne ihre Vollendung und erreichen endlich die Gehörnerven, denen sie ihre Eindrücke mittheilen, um sie zu dem Gehirn selbst zu leiten, wo sie zur Empfindung erhöht werden. Die Entstehung dieser Empfindung zu erklären hat man mehrere Hypothesenersonnen; allein die Natur wirkt hier hinter einem Schleier, den der Geist des Menschen zu durchdringen vergeblich bemüht ist. Eine Reihe der interessantesten physiologischen Beobachtungen über das Gehör und

* Man kann die Lehre von dem Gehirn nicht abhandeln, ohne Gallis zu gedenken, welchem die Anatomie und Physiologie hierüber eine Menge neuer Entdeckungen verdankt. Um aber Wiederholungen zu vermeiden, verweisen wir auf den Artikel Schädellehre. Hier nur so viel, daß Beobachtung der Wasserköpfe diesen Forscher auf die Entdeckung leitete, jede Halbkugel des Gehirns lasse sich in eine breite Fläche oder Haut auseinander legen. Loder hatte daher sehr Recht zu sagen man habe bis auf Gall das Gehirn wie einen holländischen Käse zerschnitten, und mithin nicht zur Erkenntniß seiner eigentlichen Struktur gelangen können.

dessen Werkzeuge bei den verschiedenen Classen der Thiere findet man im Cladni's Kunstst.

Gehörwerkzeuge, künstliche; Hörmaschinen, Hörhörren, nennt man gewisse Instrumente, welche angewendet werden, um bei Schwerhörigkeit die Empfindung des Schalls zu verstärken. Die Formen derselben sind sehr verschieden, doch gehen im Ganzen genommen, alle darauf aus, entweder, wo das äußere Ohr ganz fehlt, diesen Mangel zu ersetzen, oder wo das äußere Ohr zwar vorhanden ist, die innern Gehörwerkzeuge aber erschlaft sind, oder auf irgend eine andre Weise leiden, die Wirkung des äußern Ohrs zu verstärken. Es hat aber das äußere Ohr des Menschen und der Thiere hauptsächlich den Nutzen, daß durch seine Trichterförmige Gestalt die Schallstralen gleichsam concentrirt, zusammengebrängt und zu den innern Gehörwerkzeugen, dem Sitz der eigentlichen Empfindung des Gehörs, geleitet werden. Alle Hörmaschinen nun, welche, wie gesagt, die Wirkung des äußern Ohrs ersetzen oder verstärken sollen, ahmen mehr oder weniger dessen Form nach. Die ältern Werkzeuge dieser Art gleichen einem Nachwächters horn oder einer Trompete, sie sind meistens ziemlich groß und gewöhnlich mit Handgriffen versehen, um sie dann, wenn man etwas deutlicher zu hören wünscht, an das Ohr zu halten, und zwar so, daß die engere Bindung in den Gehörgang gesteckt, die äußere weitere aber gegen den Ort gerichtet wurde, von wo man den Schall erwartete. Diese Instrumente wurden aber, wie man leicht einseht, durch ihre Größe und Schwere, so wie dadurch, daß sie beständig an das Ohr gehalten werden mußten, bald unbequem und lästig; auch versteckten sie den Fehler, gegen welchen sie helfen sollten, nicht genugsam, vertrugen sich also nicht mit der Eitelkeit der Menschen, und wurden deshalb bald verworfen. Einige neuere Hörmaschinen leiden nicht an diesen Mängeln und verdienen in jeder Hinsicht empfohlen zu werden. Das erste stellt einen kleinen silbernen Trichter dar, auf dessen innerer Fläche sich eine schneckenförmig vielfach gewundene Leiste befindet, wodurch ein eben solcher Gang gebildet wird, dessen inneres Ende auf den Anfang des Gehörgangs trifft. An dem breiten umgebogenen Rande befinden sich einige Löcher, wodurch Bänder gezogen werden, um die Maschine an das äußere Ohr zu befestigen. Eine zweite ebenfalls sehr brauchbare, besteht aus einer vielfach gewundenen Röhre von lackirtem Blech, deren inneres enges Ende in den Gehörgang gebracht, das äußere weitere aber am äußern Ohr befestigt wird. Auch können zwei solche Instrumente durch einen elastischen Bügel vereinigt, und auf diese Weise in jedem Ohr eins angebracht werden. Ein drittes Instrument endlich besteht aus einem hohlen blechernen Bügel, an welchem in der Mitte auf der vordern Fläche eine weite Oeffnung befindlich ist, und dessen seitliche Schenkel in zwei sich einwärts biegende Röhren auslaufen. Dieser Bügel wird so auf dem Kopfe unter den Haaren befestigt, daß die Mündung in seiner Mitte gleich über dem obern Rand der Stirne zu liegen kommt, die Röhren an den Seiten werden in den rechten und linken Gehörgang gesteckt. Dieses letztere Instrument hat den Vortheil, daß es sehr gut die gerade von vorn kommenden Schallstralen aufsfängt.

Gehrung, heißt bei den Holzarbeitern die schräge, nach der Winkellinie eines rechtwinkligen Wiercks gehende Richtung und eine in solcher Richtung laufende Fläche. Daher **Gehrhobel,** ein Hobel, mit dem eine Gehrung gemacht wird; **Gehrmaß,** ein Richtscheit

in ihrem Aufschlage oder Cartenstücken am Ende, das nach einem Blau
 ist von 45 Weiden abgetheilt ist. Man ordnet sich derselben, die
 Ordnung vorzugeben.

Seige, s. Bioline.

Seisclungen, haben zur Besserung von Verbrechern allemal
 haben und zu allen Zeiten Statt gefunden. Fast oder auch Ehrlich
 und die Spindel gegelicht wurden, was ein Verstand, von dem die San
 daniel seiner Jahrhunderte Malch zu seinen widerrechtlichen Verthe
 pringungen nahm, von denen hier die Rede von ist. Schon seit den
 ersten Jahrhunderten nach Christus hatten einzelne Schwärmer durch
 längere Enthaltensfrist und freiwillige Wottern des Feibes die für die
 heilige Eünden verwirkte göttliche Strafe abzugeben und den ge
 wöhnlichen Vergeltung gleichem vom Gericht und zur Verzeihung zu setzen
 gewollt. Man an den beiden Christi Theil zu nehmen und sich der Sünde
 schuldig durch ihn desto größer zu machen, wählten viele, wie der
 St. Augustin zu Orbin, im sechsten Jahrhunderte diese die Weisclung
 und wurde diese Art von Sühnung erst vom el. ten Jahrhunderte an all
 gemeiner, da Petrus d. Dominant von Moerua, Abt des Benediktin
 stifts Klosters Santa Croce d'Avellano del Muddio in Italien und später
 Schmalzschloß von Cälia der ganzen Christenheit und insbesondere den
 Weibern die Weisclung zur Buße für ihre Eünden und zur Rettung ih
 rer Seele vom höllischen Feuer auf das dringendste empfahl. Sein
 Beispiel und der Ruf seiner Heiligkeit veranlaßte seiner Ermahnung
 nach Prägung: Weisclung und Salen, Wäner und Weiber hingen an
 mit Ketten, Nieren und Ketten gegen ihren Körper zu wärmen, man
 hingen gewisse Zeiten fest, um diese apostolische Sühnung (disciplina)
 an sich zu verüben und in mehreren Ländern wurde sie ein Recht der ge
 ordneten Pöbstliche. Fürsten bedienten sich ihrer als Metatungsmittel
 sel und ließen sich aufleiden von ihren Bedienten geliebt. Der heil.
 Ludwig IX. von Frankreich trug zu diesem Bedale eine offenbahrere
 Bedale mit fünf kleinen sternen Ketten bedächtig bei sich und ermunterte
 zu seinen Reichthum recht bedächtig zu lagern, auch theilte er dergleichen
 Kettenbedalen an die Prinzen und Prinzessinen seines Reiches und an
 der gute Freunde als besondere Gnadenbeweise zu gleicher Weisclung

und diese Weisclungen von Eünden zu erlö
 s verdienen, wurde in der letzten Hälfte des
 17. zu einer Kaiserin, die ganze Länder ergriff
 spielte darbot. „Um diese Zeit, schiedt der
 her d'Aront beim Jahre 1300. da ganz Italien
 ergriff plötzlich ein unerhörtes Unwetter
 in die Köpfe und endlich alle Städte Italiens,
 e hort über sie, daß Edelente und Unedeliche,

Alte und Junge nach und ohne Scham durch die Straßen der Städte um
 herzogen: jeder trug eine Seidel von Nieren, womit er sich unter
 Seisclungen und Weisclungen, unter Abnung von Passsalmen und Karu
 sung der Barndreyßigst Stettes die auf Blut gebrachte. Nicht nur
 bei Tage, auch bei Nacht liefen sie so im härtesten Winter zu Fanden
 ten und Kanten mit beunruhigenden Wochelstern durch Städte und
 Kirchen, durch Dörfer und Klöster, daß sie bet und Wä. der von ihrem
 Glieden zu Wort wiederhallen. Da schweben alle weltliche Justus
 wurde und sein Lied der Liebe erhalte mehr; man horte nur den schall
 den Orsang der Pöbsten. Eisenne Freyen wurden durch die
 trauigen Lou geübt, die Augen der Fürsten konnten sich der Ehr

nen nicht enthalten, Uneinige sehten sich mit einander aus, Bucherer und Räuber eilten, das ungerechte Gut wiederzugeben, noch unentdeckte Missethäter bekannten ihre Verbrechen und besserten ihren Wandel." Diese plötzliche Bewegung der Buße artete bald in ein tumultuarisches Schwärmen, ja sogar in ein Gewerbe aus. Die Büßenden vereinigten sich zu Bruderschaften Flagellatori in Italien, Geißler, Geißelbrüder, Flegler und Bengler in Deutschland genannt. (S. Flagellanten.) Nach der Costnizer Kirchenversammlung von 1414 wurden des Geißelns Geistliche und Laien nach und nach überdrüssig; die Franziscanermönche in Frankreich (Cordeliers) haben es noch am längsten getrieben. Daß ein so widersinniger Gebrauch aufkommen und sich ungeachtet der Mißbilligung der Vernünftigen so lange erhalten konnte, wird bei den außerordentlichen Wirkungen, die man sich davon versprach, nicht befremden können. Das Geißeln war nach den herrschenden Begriffen des Mittelalters ein vollkommenes Surrogat für jede Art und Dauer der Buße, welche die Beichtväter wegen begangener Sünden auflegten. 3000 Hiebe unter Absingung von 30 Psalmen galten ein Jahr, 30000 Hiebe zehn Jahre Buße u. s. w. Eine Italienische Witwe im eilften Jahrhunderte rühmte sich, durch Selbstgeißelung für 100 Jahre Buße gethan zu haben, wozu nicht weniger als 300000 Streiche gehörten. Ueberdem gab die Meinung, daß man durch diese Selbstpeinigung auch bei der größten Sündenschuld der Hölle entfliehen und sich den Ruf besondrer Heiligkeit erwerben könne, dem Geißeln in den Augen der Schuldbewußten und Ehrgeizigen einen Reiz, der die körperlichen Schmerzen so lange überwog, bis die Schrecken des Aberglaubens und die Einbildungen der Andächtelei vor dem Lichte einer bessern Erkenntniß verschwanden. E.

Geist. Als Gegensatz des Körpers, wird der Geist als ein Wesen gedacht, das mit Bewußtseyn thätig ist, dessen Thätigkeit daher im Vorstellen und Streben, oder, in einem höhern Grade gedacht, im Denken und Wollen besteht. Wird ein solches Wesen in Verbindung mit einem organischen Körper, durch welchen es mit einer äußern Welt in Wechselwirkung steht, gedacht, so heißt es Seele und jener organische Körper sein Leib. Ob es reine d. h. körperlose Geister gebe, ist viel gestritten, aber nie ausgemacht worden. Indessen hat man auf diese Voraussetzung selbst eine philosophische Wissenschaft, Namens Geisterlehre oder Pneumatologie, erbaut, die aber mehr Träumereien der Einbildungskraft als Philosopheme der Vernunft enthält. Diese angebliche Wissenschaft hat jedoch von jeher viele Verehrer gefunden, besonders unter den Schwärmern, deren Einbildungskraft sich immer in einem exaltirten Zustande befand und die daher die Geister wohl gar in körperlicher Gestalt zu schauen und mit ihnen in übernatürlicher Verbindung zu stehen wähnten. Solche Geisterseher unterscheiden dann auch vermöge ihrer Bekanntschaft mit dem Geisterreiche verschiedene Klassen und Ordnungen von Geistern, als gute und böse Geister, nach ihrem Charakter und Einfluß auf den Menschen, Luftgeister und Erdgeister, nach ihren Wohnungen u. s. w. (S. Dämonologie. Engel. Teufel. Sabalis.) Auch gaben dergleichen Personen oft vor, daß sie die geheime Kunst besäßen, die Geister sich unterwürfig zu machen, sie erscheinen zu lassen u. s. w., wozu man sich insgemein gewisser Formeln oder Zauberworte bediente. Daher entstanden Geisterbeschwörer oder Geisterzitiierer, die aber oft nur verschmißte Betrüger waren, welche die

Leichtgläubigkeit der Menschen zu ihrem Vortheile benutzten durch angebliche Entdeckung verborgener Schätze u. d. gl. Ob nun gleich das Grundlose der Geisterlehre und das Trüglche der Geisterkunst (Magie) theils durch Schriften (unter welchen vorzüglich Kant's Träume eines Geistersehers erläutert durch Träume der Metaphysik zu bemerken sind) theils durch Nachahmung der sogenannten Geistererscheinungen mittelst der optischen Täuschungen, welche die natürliche Magie lehrt, oft genug dargethan worden ist: so hat doch der Aberglaube sich noch immer nicht davon losreißen können, wie der Beifall beweist, den Jung's Schriften über die Geisterwelt in unsern Zeiten selbst unter den höhern Ständen gefunden haben. Man nimmt aber das Wort Geist oft auch in andern Bedeutungen, so daß man darunter nicht ein besonderes, mit Bewußtseyn thätiges, Wesen versteht, sondern die inneren Bestimmungen gewisser Dinge. So sagt man von einem Menschen, er habe Geist, wenn seine Denkkraft in einem vorzüglich hohen Grade wirksam ist; und wiefern sich diese innere Bestimmung auch äußerlich im Antlitz oder Auge des Menschen abspiegelt, legt man auch wohl diesen Theilen des Menschen Geist bei. Daher sagt man ferner ein geistreicher oder geistvoller Mensch, Schriftsteller, Künstler, desgleichen eine geistreiche Physiognomie, ein geistvolles Auge u. s. w. Ja man trägt die letzten Ausdrücke auch auf menschliche Erzeugnisse über, wiefern sich in ihnen die innere Kraft des Menschen, der sie hervorbrachte, ankündigt, und sagt daher ein geistreiches Buch, ein geistvolles Kunstwerk, Gedicht, Gemälde u. s. w. Bei geistreichen Kunstwerken kommt es aber nicht sowohl auf die Stärke der Denkkraft, als vielmehr auf die Stärke der Einbildungskraft an, wiewohl diese allein noch kein wahres Kunstwerk zu schaffen im Stande ist, sondern in Verbindung mit der Denkkraft oder dem Verstande bei ihren Hervorbringungen wirksam seyn muß. Endlich trägt man auch das Wort Geist selbst auf Getränke über, wiefern sie die Kraft haben, zu berauschen und dadurch die Einbildungskraft zu beleben. Deshalb nennt man sie geistige Getränke. Dasjenige Element derselben, welches man als das eigentliche Prinzip jener belebenden Kraft betrachtet, nennt man ihren Geist, und bezeichnet die übrigen Bestandtheile mit dem Worte Phlegma. In einer andern Bedeutung setzt man in Beziehung auf die menschliche Rede dem Geiste, d. h. dem innern oder höhern Sinne derselben, den Buchstaben, d. h. den bloßen Wortsinne, das Grammatisch-Lexikalische der Rede, entgegen. Im Französischen heißt Geist (esprit) oft nichts anders, als Wiß oder Laune, desgleichen die Gabe ein unterhaltendes Gespräch zu führen. D.

Geist (der heilige) ist nach dem Sinne des neuen Testaments die Gottheit selbst, insofern sie als die höchste Vernunft auf geistige und moralische Zwecke überhaupt und insbesondre auf die Erhaltung und Ausbreitung des Christenthums hinwirkt. Wenn Jesus seinen Jüngern den Geist der Wahrheit, den Paraklet oder Tröster verbeißt und von ihm sagt, er solle auf alle ausgegossen werden, die das Christenthum annehmen würden; so versteht er darunter diese göttliche Einwirkung, vermöge deren die Kraft der Wahrheit seiner Religion das menschliche Gemüth ergreift, erleuchtet, überzeugt, zu großen Thaten begeistert und durch ihre himmlischen Tröstungen über jedes Leid der Erde erhebt. Sie rüstete die Apostel Jesu zu ihrem Berufe aus: wie ihr Blick nach dem Umgange mit dem Auferstandenen und

beim Antritte ihres weltumfassenden Unternehmens freier, ihre eigene Erfahrung von der Gewisheit und allseitigen Anwendbarkeit der Religion Jesu reifer und lebendiger wird, klärt diese göttliche Kraft des Geistes sie über alle die Winke und Lehren ihres Meisters auf, die ihnen in ihrer sonstigen Befangenheit dunkel geblieben waren und leistet ihnen und den Evangelisten beim Niederschreiben der Bücher des neuen Testaments den wunderbaren Beistand, der schon die Verfasser des alten Testaments geleitet hatte und allen Büchern der heiligen Schrift die Autorität und Untrüglichkeit einer göttlichen Offenbarung gibt; sie theilt ihren Reden die lichtvolle Klarheit, das eindringliche Feuer, die hinreißende Zuversichtlichkeit mit, durch die sie nun fähig sind, zu Menschen von allen Nationen in der allgemeinverständlichen und überzeugenden Sprache des Herzens zu sprechen und ihre Hörer mit dem Glauben zu erfüllen, dessen sie selbst leben; sie macht sie siegreich gegen ihre Widersacher und standhaft unter den Streichen ihrer Verfolger, sie stärkt und erquickt ihr Herz unter den schrecklichsten Qualen und zeigt ihnen in der Stunde des Todes ein Reich ewiger Seligkeit, indem ihr Herr sie erwartet. Dies sind die Gaben des heiligen Geistes, durch welche die Apostel, so wie die Ueberzeugten, Frommen und Kräftigen unter den Christen aller Zeiten Werke ausrichteten und Siege erkämpften, die für Menschen, denen es selber an Aufschwung des Gemüths, an Stärke und Innigkeit der Ueberzeugung, an Muth und Thatkraft fehlt, eben so unbegreiflich als unmöglich sind. Daß aber dieser einfache, dem wahren Verhältnisse Gottes zu den Menschen und der Entwicklungsweise des menschlichen Gemüths ganz angemessne Begriff von dem Wesen und Wirken dessen, was in der Bibel heiliger Geist genannt wird, in der Folgezeit mannigfaltig verkünstelt und unkenntlich gemacht wurde, kann den nicht befremden, der es weiß, wie die Menschen mit religiösen Wahrheiten überhaupt umzugehen pflegen. Tertullian und Origenes, zwei vielgelobte Kirchenlehrer des dritten Jahrhunderts nannten den heil. Geist ein von Gott durch Christum hervorgebrachtes, obwohl das allervortrefflichste Geschöpf, Macedonius in der Mitte des vierten Jahrhunderts, Bischof von Constantinopel, sprach ihm die Gleichheit des Wesens und der Würde mit Gott dem Vater ab. Die Synode zu Alexandrien im Jahr 362 erklärte ihn und seine Anhänger — Pneumatomachi oder Geistesfeinde — für Irrlehrer und die allgemeine Kirchenversammlung zu Constantinopel im Jahre 381 setzte für die ganze christliche Kirche ausdrücklich fest, der heil. Geist müsse als die vom Vater ausgehende dritte Person in der Gottheit mit dem Vater und dem Sohne zugleich angebetet und göttlich verehrt werden. Augustinus behauptete, der heil. Geist gehe vom Vater und Sohne aus und die Synode zu Toledo verdammt 589 alle Andersgläubigen. Diese kleine Abweichung von dem älteren Lehrbegriffe veranlaßte einen vom achten bis ins eilfte Jahrhundert währenden Streit zwischen der Abendländischen oder Lateinischen und der morgenländischen oder Griechischen Kirche, welcher endlich eine gänzliche Trennung zur Folge hatte. Die dem Papste anhängigen Abendländer und mit ihnen die Protestanten behaupten, daß der heil. Geist vom Vater und vom Sohne ausgehe, die Morgenländer nehmen nur das Ausgehen vom Vater an. Die Verehrung des heiligen Geistes als der dritten Person in der Gottheit ist übrigens beiden Kirchen und im Occidente den Protestanten wie den Catholicen als ein wesentliches Stück des Glaubens an die gött-

Uebereinstimmigkeit gemein. Von der Wirksamkeit des heiligen Geistes in der christlichen Kirche hat auf der einen Seite die Politik der Hierarchie, auf der andern der Mysticismus einiger Sekten überspannte und schwärmerische Vorstellungen in Umlauf gebracht, (S. Gnade, Hierarchie, Inspiration,) und um seine Gegenwart zu versinnlichen hat man ihm zufolge einer mißverstandnen Vision des Täufers Johannes bei der Taufe Jesu sogar in Gestalt einer Taube abzubilden gewagt, und Kanzeln, Altäre und Taufsteine mit der Figur dieses Vogels geschmückt. Daß aber das Ueberfinnliche und Geistliche sich an kein bestimmtes Bild und an keinen anschaulichen Ausdruck der Sprache binden lasse, wird gegenwärtig allgemeiner als sonst eingesehen, und indem die Theologie nachgerade zu den ursprünglichen biblischen Bestimmungen von dem Begriffe, den Gaben und dem Beistande des heiligen Geistes zurückkehrt, kömmt unsre Vorstellung von dieser göttlichen Kraft der Idee einer gesunden Religionsphilosophie von dem Zusammenhange des Geistigen im Menschen mit Gott immer näher. Denn daß Gottes Geist aus der von ihm eingegebenen heiligen Schrift, in den Reden und Thaten frommer, für das Gute begeisterter Menschen, wie in unfrem Gewissen spreche und eine gefühlvolle Widerseßlichkeit gegen die anerkannte Wahrheit und innere Ueberzeugung — die Sünde gegen den heil. Geist — unverzeihlich sey; daß man die durch Lehren, Beispiele und innern Gewissensdrang erweckten Vorsätze und geleiteten Fortschritte unsrer sittlichen Besserung als ein Werk dieses Geistes, Weisheit, Scharfblick in die Zukunft, Enthusiasmus für das Gute und religiöse Beredsamkeit als Gaben von ihm, das priesterliche Amt aber als einen Auftrag Gottes betrachten müsse, der nicht ohne Mitwirkung, nicht ohne Empfänglichkeit für die Zusprache seines Geistes würdig erfüllt und nutzbar werden könne: alles dieses steht mit der menschlichen Vernunft keinesweges im Widerspruche. Vielmehr unterscheidet diese genau von dem, was bei dem Menschen Geist genannt wird, den Geist Gottes, und die Erfahrung zeigt, daß ein geistvoller Mensch wohl sehr unheilig denken und handeln, der heilige Geist aber mit seinen Gaben und Kräften nur in reinen, unschuldigen Seelen wohnen kann.

E.

Geist der Zeit, ist die in einem Zeitalter herrschende Denkart und Handlungsweise der Menschen. Es ist also eigentlich nicht die Zeit, der man einen Geist beilegt, sondern die in der Zeit, nämlich einem gewissen Theile derselben (einem Zeitalter oder einer Zeitperiode) lebenden Menschen. Wenn man also sagt, der Geist der Zeit ist egoistisch oder revolutionsfüchtig, so heißt dieß nichts anders, als die geistige Stimmung der in einer gewissen Zeit lebenden Menschen ist so beschaffen, daß die Meisten unter ihnen nur für ihr persönliches Wohlbestehen sorgen, oder einen großen Hang zu politischen Umwälzungen haben. Da nun die Natur in den Menschen einen gewissen Nachahmungstrieb gelegt hat, vermöge dessen das Beispiel Andern ein äußerer Reiz oder ein Erregungsmittel für den Menschen wird, dasselbe zu thun, was Andre thun: so ist hieraus begreiflich, daß jeder Einzelne, je nachdem sein Nachahmungstrieb stärker oder schwächer ist und er weniger oder mehr Selbstständigkeit hat, auch dem Einflusse des Zeitgeistes auf seinen Charakter und sein Verhalten mehr oder weniger unterworfen ist. Daher legt man dem Zeitgeiste eine gewisse Herrschaft bei, die aber doch nicht so allmächtig ist, daß man sich nicht durch eigne Geisteskraft darüber erheben könnte. Die Ursachen, welche in einem gewissen

Geistl: Seelenkrankheiten, von denen die Geisteskrankheiten nur einen besondern Zweig ausmachen, indem sie die Erscheinungen des krankhaften Vorstellungs-Vermögens ausdrücken, aus dessen Mißbrauche, z. B. durch überspanntes Nachdenken, sie entspringen. So werden mechanische Künstler über den Bemühungen das perpetuum mobile zu finden, Mathematiker über die Quadratur des Kreises, Theologen über die Erklärung der Apokalypse verrückt. Der Melancholie, dem Wahnwitz, der Tollheit gehen heftige Leidenschaften und überhaupt Störungen in den Gefühlen und Trieben voraus, als deren Producte jene Krankheiten zu betrachten sind, zu welchen sich die Verrückungen u. s. w. nur nebenbei gesellen. ff.

Geistl. Mit diesem griechischen Worte bezeichnet man denjenigen Theil der physischen Geographie, welcher die Kunde von den festen Landmassen vorträgt. Es wird darin gehandelt von den Ebenen, Bergen, Gebirgen, Landstrichen, Bergketten, Klippen, Inseln, Landzungen, Landengen, Küsten, Vorgebirgen, Pässen u. s. w., und man unterscheidet folgende Abtheilungen derselben; 1) Mesologische oder Insel-Geographie, von den Inseln und Halbinseln, deren Ausdehnung, Lage und Entstehung durch Feuer, oder Wasserwirkungen, Trennungen vom festen Lande, Korallenklippen; 2) Orologische oder Berg-Geographie, von den Gebirgen auf dem Continent und dem Meergrund, Verschiedenheit derselben (Eis- und Schneeberge, Gletscher, ferner, Vulkane, Alpen, Höhlengebirge, Ausdehnung, Zusammenhang derselben; 3) Oryktologische Geographie, welche die Gebirgsarten nach ihrer Formation, Alter und Bestandtheilen betrachtet; 4) Planologische Geographie, von den Ebenen und Flächen, Thälern, Abdachungen; 5) Tectische Geographie, von dem Innern der Erdrinde, Spalten, Klüften, Bänken, Gängen, Lagerungen u. s. w. dd.

Geistlich. Geistlich wurde ehemals sehr oft mit geistig verwechselt und zur Bezeichnung vieler die ewige Wohlfahrt des menschlichen Geistes betreffender Dinge gebraucht, die der Sprachgebrauch unserer Zeit geistig nennt. Mit dem erst neu auf gekommenen Worte religios wird geistlich zum Unterschiede von weltlich, um eine besondere Beziehung auf Gott und die Religion anzuzeigen, noch jetzt oft gleichbedeutend gebraucht, z. B. geistliches Buch, Gespräch, Lied. Der gebildete Sprachgebrauch nennt aber nur solche Personen und Sachen geistlich, die mit der öffentlichen Religionsübung und der kirchlichen Verfassung in einer bestimmten, öffentlich anerkannten Beziehung stehen und deshalb durch einen eigenthümlichen kirchlichen Charakter von allen andern Dingen in der Welt ausgezeichnet sind. Dies ist jedoch bloß eine äußere, Geschäft, Bestimmung und Verhältniß andeutende Beziehung, bei der, was geistliche Personen betrifft, eine innere, nähere Gemeinschaft mit dem, dessen Verehrung bei der Religionsübung und kirchlichen Verfassung bezweckt wird, zwar zu wünschen und zu fordern, aber keineswegs nothwendig vorauszusetzen ist. Der geistlichen Tracht, d. i. die Amtskleidung der Priester und Prediger; geistlichen Gütern, d. i. Besitztungen und Fonds der Kirchen, kann dieß Prädikat schon an und für sich nur ihres Gebrauchs wegen zukommen. Geistliche Beamte aber,

Seele, noch in Flemming's Ideen zur Beurtheilung der Gall'schen Untersuchungen, Carus' Psychologie Bde. 2. und einzelnen Aufsätzen in Wagners Beitr. zur phil. Anthropol. und Hufelands N. Journ. für prakt. Arzneik. reichen Stoff zum Vergleichen und eignen Nachdenken.

wie die den geistlichen Stand bildenden Priester und Prediger selbst, geistliche Råthe, Vessiger der geistlichen Gerichte oder Consistorien, welche diesem Stande allemal angehören und sein Interesse vertreten; geistliche Stifter, welche wie die Klöster aus einer Corporation von Personen dieses Standes bestehen, sollten allerdings durchgehends auch die innere Weihe der Religiosität und geistigen Gemeinschaft mit Gott haben, die überhaupt das Merkmal wahrer Christen ist, und das geistliche Recht (s. d. Art. Canonisches Recht) hätte sich viele genauere Bestimmungen und Vorschriften ersparen können, wenn alles, was geistlich heißt, auch mit dieser Weihe geheiligt wäre. Denn alle Christen sind im Grunde geistliche Brüder und Schwestern, sie nennen ihre Lehrer und Seelsorger mit Recht geistliche Väter, und werden von diesen geistliche Söhne und Töchter genannt, und die katholische Kirche wendet dies Prädikat auch zur Beschränkung der Heirathslustigen (s. d. Art. Incest) auf den besondern Fall an, wo sie von einer geistlichen Verwandtschaft spricht, die zwischen Taufzungen, ihren Vätern und Gevätern angeknüpft wäre. E.

Geistlicher Vorbehalt, s. Vorbehalt.

Geistliches Gericht, ein; ist eine entweder bloß aus Geistlichen, oder aus Geistlichen und Rechtsgelehrten bestehende Behörde, welche über die Geistlichen (in mehreren Ländern auch über die Schuldiener) die Jurisdiktion ausübt und in kirchlichen Angelegenheiten Recht spricht. In protestantischen Ländern werden die geistlichen Gerichte meist Consistorien genannt, deren Cognition in mehreren Staaten, außer den eigentlich kirchlichen Angelegenheiten, auch die Matrimonialsachen unterworfen sind. N.

Geistlichkeit, die; ist derjenige Stand, welchem das Geschäft, den öffentlichen Gottesdienst zu verwalten, die heiligen Gebräuche auszuüben und die Gemeinden im Christenthum zu unterrichten, übertragen ist, wozu die Mitglieder desselben durch eine feierliche Handlung (Ordination) eingeweiht werden. Einige schwärmerische Sekten, z. B. die Quäker, behaupteten, daß die christliche Kirche eines besondern geistlichen Standes gar nicht bedürfe, daß jeder Christ ein Geistlicher seyn müsse, und gestatteten allen ihren Mitgliedern das Recht, in den Versammlungen zu reden. Die Erfahrung hat aber gelehrt, welche Inconvenienzen mit einer solchen Einrichtung verbunden sind, und es ist sehr begreiflich, daß Personen ohne wissenschaftliche Bildung nicht im Stande sind, Predigten, welche auch den Gebildeten genügen können, zu halten und einen zweckmäßigen Religionsunterricht zu ertheilen. Selbst die Quäker haben sich in den neuern Zeiten genöthigt gesehen, Diener (so nennen sie diejenigen, welche gewöhnlich in den Versammlungen sprechen) anzustellen, nachdem dieses längst schon von den Mennoniten, welche zu der Zeit ihrer Entstehung ebenfalls die Unentbehrlichkeit eines besondern Lehrstandes behaupteten, geschehen ist. Je vielseitiger der Kanzelredner gebildet seyn muß, und je mehr Zeit und Fleiß die Ausübung seiner Kunst fodert, je mehr gelehrte Kenntnisse die wissenschaftliche Kenntniß des Christenthums, welche den populären Religionsunterricht leiten muß, voraussetzt, und je nützlicher sich der Prediger als Lehrer und als tröstender und rathender Freund der Gemeinde machen kann; desto weniger läßt sich die Unentbehrlichkeit eines besondern Standes bezweifeln, welcher dem Lehrgeschäfte und der zu demselben nöthigen Vorbereitung seine ganze Zeit und Kraft widme. Die Entstehung des geistlichen Standes fällt in die frühesten

Zeiten der christlichen Kirche. Zwar hatten die von den Aposteln be-
 stellten Ältesten und Bischöfe nicht das ausschließende Recht, zu leh-
 ren, und es stand im apostolischen Zeitalter auch andern Christen frei
 in den Versammlungen zu sprechen. Als aber bald die Gemeinde
 zahlreicher wurden, und Männer von Bildung und Kenntniß zu ihnen
 übertraten, mußte sich ein Stand bilden, dessen ausschließendes Ge-
 schäft es ward, in den Versammlungen zu sprechen und die heiligen Ge-
 bräuche zu verwalten. Seit dem zweiten Jahrhundert wurden die
 Ideen des jüdischen Priesterthums auf die christliche Lehre übergetra-
 gen, der geistliche Stand ward scharf von den übrigen Gemeindegliedern
 getrennt, und es entstand der Unterschied zwischen dem Kleru
 (ein Griechisches Wort, welches Erbtheil, Eigenthum, Erbtheil un-
 Eigenthum Gottes im besondern Sinne bedeutet) und den Laien. Als
 das Christenthum seit Constantin die herrschende Religion im Römi-
 schen Reiche ward, erlangte die Geistlichkeit wichtige Privilegien un-
 große Reichthümer. Im Mittelalter wuchs ihr Ansehn und ihr Reich-
 thum noch mehr, der Umfang ihrer Rechte erweiterte sich, und unter
 dem Schutze des Pontificats ward sie immer unabhängiger von der
 Staatsgewalt. Unter allen abenländischen Völkern ward die Geistliche-
 keit Landesstand, und viele Bischöfe und Erzbischöfe wurden weltliche Her-
 ren. Es war dieß die Folge theils des hierarchischen Systems, theils
 der Ueberlegenheit, welche der geistliche Stand, der im ausschließ-
 den Besitze der wissenschaftlichen Kenntnisse war, über andere Stände
 behauptete, theils der Politik der Fürsten, welche die Geistliche
 hoben, um den Adel zu beschränken. So gewiß es ist, daß die Nach-
 theile, welche hieraus entsprangen, von den Feinden des geistlichen
 Standes und der Hierarchie in übertreibenden Schilderungen darge-
 stellt worden sind, so kann doch nicht geläugnet werden, daß die welt-
 liche Herrschaft und die Theilnahme an den politischen Angelegenheiten
 viele Geistliche von ihrer eigentlichen Bestimmung entfernte, und daß
 der Reichthum und der Ueberfluß ein großes Sittenverderben unter dem
 Klerus verursachte. Daher war es wohlthätig, daß die Reformation
 die Verhältnisse des geistlichen Standes änderte und ihn zu seiner w-
 ren Bestimmung zurückführte. Jetzt lassen sich die verschiedenen An-
 sichten von dem geistlichen Stande auf zwei Hauptansichten, auf
 die des Katholicismus und die des Protestantismus, zurückbringen. In
 der ersten Ansicht ist der Geistliche nicht bloß Lehrer und Volksgrediger,
 sondern auch Priester und Richter der Gemeindeglieder in geistlichen
 Dingen. Durch die heilige Weihe theilen sich ihm, nach der An-
 sicht des Katholicismus, die höhern Gaben mit, welche die Apostel auf
 Nachfolger fortpflanzten, und darum besitzt er eine von dem erwor-
 benen Verdienste unabhängige Würde und eine von der erworbenen Ken-
 ntniß unabhängige Einsicht in die göttlichen Dinge; er steht in einer
 heiligen Verbindung mit Gott, er ruft gleichsam das Himmlische in
 Irdische herab, und wirkt in der Messe durch sein Gebet die wunder-
 bare Verwandlung des Brodes in den Leib Jesu Christi, sein Segnen bringt
 Heil und sein Fluchen Verderben; durch einen eigenthümlichen priester-
 lichen Charakter, durch eine eigenthümliche priesterliche Würde
 von den Laien ausgezeichnet. Diese Ansicht von dem geistlichen Stande
 geht aus der dem Katholicismus eigenen Lehre von der Kirche not-
 wendig hervor, und ist der Grund theils der Rechte, welche der katholische
 Geistliche behauptet, theils der besondern Heiligkeit, welche die
 öffentliche Meinung an seine Person knüpft, und der Entbehrung

welche von ihm gefordert werden. Nach der Ansicht des Protestantismus dagegen ist der Geistliche nicht Priester, nicht Vermittler zwischen Gott und dem Menschen, sondern nur Lehrer und Freund der Gemeinde; nicht durch höhere, auf übernatürliche Weise mitgetheilte Gaben, nur durch eine tiefere Kenntniß des Christenthums und der Wissenschaften, und durch die Fähigkeit, durch die Kraft der Rede die Menschen zu belehren und zu erbauen, unterscheidet er sich von andern Gemeindegliedern, und wenn von ihm strengere Sitten gefordert werden, so liegt der Grund davon nicht in einer besondern Heiligkeit seiner Person und seines Verhältnisses, sondern lediglich darin, daß er, wie durch die Lehren, so auch durch den Wandel die Gemeinde erbauen soll, und daß manche Beschäftigungen und Vergnügungen mit der Würde eines öffentlichen Lehrers zu streiten scheinen. Beide hier beschriebene Vorstellungen indes sind verschiedentlich modificirt worden, und wenn in den frühern Zeiten nicht wenig von der katholischen Ansicht in der öffentlichen Meinung der Protestanten fortbauerte, so hat dagegen in den spätern Zeiten die protestantische Ansicht bei vielen Katholiken Eingang gefunden. Im vorigen Jahrhunderte traten erst in Frankreich, dann auch in Deutschland viele Feinde des geistlichen Standes auf, welche die großen Verdienste, die er sich durch Beförderung der Volksbildung und Pflege der Wissenschaften erworben hat, verkannten, ihn mit dem ungerechtesten Tadel überhäuften und ihm alle seine Rechte und Vortheile entzogen wissen wollten. Auch ist der geistliche Stand in den neuern Zeiten von mehreren Regierungen sehr ungerecht behandelt worden. Die öffentliche Meinung indes hat sich schon wieder zu seinem Vortheile geändert, man erkennt seine Nutzbarkeit wieder an, läßt ausgezeichneten Geistlichen Gerechtigkeit wiederfahren, und darf daher erwarten, daß die Regierungen die Rechte und Einkünfte der Geistlichen nicht noch mehr, als bereits schon geschehen ist, beschränken werden, damit das Verdienst auch in diesem Stande Auszeichnung und Belohnung finde und der Geistliche den äußern Anstand behaupten könne, den sein Verhältniß fodert.

N.

Geiz ist eine Ausartung des Selbsterhaltungstriebes, vermöge deren man das Mittel zur Befriedigung dieses Triebes mit dem Zwecke verwechselt, und daher am bloßen Besitze des Mittels ein so großes Vergnügen findet, daß man nicht nur Andern, sondern auch sich selbst den davon zu machenden Gebrauch oder Genuß versagt. Da das Geld in kultivirten Staaten das vornehmste Mittel zur Befriedigung des Selbsterhaltungstriebes und auch anderer mit ihm verwandter Triebe ist, wiefern wir uns dadurch Nahrung, Kleidung, Wohnung, und sogar Freunde, Ehre, Macht u. dergl. erwerben können, so ist auch das Geld der vorzüglichste Gegenstand, nach welchem der Geizige strebt. Doch wird das Wort Geiz auch auf andre Arten des übermäßigen Strebens bezogen, besonders auf das übermäßige Streben nach Ehre. Daher unterscheidet man den Ehrgeiz vom Geldgeiz. Wird aber das Wort Geiz schlechtweg gebraucht, so versteht man darunter gewöhnlich die oben bezeichnete Ausartung des Selbsterhaltungstriebes. In dieser Bedeutung wird auch der Geiz eine Wurzel alles Uebels genannt; denn er macht den Menschen ungerecht und lieblos sowohl gegen Andre als gegen sich selbst. Wegen der theils niedrigen, theils ungerätheten Mittel, die der Geizige zur Befriedigung seiner Leidenschaft braucht, wird er in den Augen Andern auch verächtlich und lächerlich.

Die treffliche Schilderung dieser häßlichen Leidenschaft hat **Moliere** in seinem Lustspiele *L'avare* gegeben. **D.**

Geiz, ist eine Benennung verschiedener Pflanzenauswüchse, sprossender Keime und Seitensprossen, z. B. aus den Tabakspflanzen. **Geizen**, den Geiz an den Pflanzen und Gewächsen, z. B. am Weine abbrechen, welches in Oberjachsen um Johannis zu geschehen pflegt.

Gekrönte Poeten, s. Poeten (gekrönte).

Gekünstelt, s. Künstlelet.

Geluppelte Säulen nennt man diejenigen, deren Capitale und Schaftgesimse sich berühren. Bei den Griechen kommen sie nicht vor, sondern erst unter dem Antoninus Plus wurde die geluppelte Säulenstellung eingeführt, um dadurch dem Gebäude das Ansehen eines größeren Reichthums zu geben. Es kann Fälle geben, wo diese nahe Säulenstellung durch die Nothwendigkeit gerechtfertigt wird; wenn nämlich die Last für Eine Säule zu groß seyn würde und die Verhältnisse es nicht erlauben, ihr eine dazu hinreichende Dicke zu geben. Ein geschickter Baumeister weiß indes diese Fälle zu vermeiden.

Selbes Fieber, s. Fieber.

Selbsucht, eine menschliche Krankheit, deren Hervorstechendes Symptom ist, daß die Haut des damit Befallenen am ganzen Körper gelb wird. Der Sitz der Krankheit ist in der Region der Verdauung, und zwar in der Leber selbst, oder in den ihr zunächst benachbarten Theilen, der Gallenblase, dem Ausführungskanal der Galle ic. Die ersten Anzeichen der Krankheit sind ein gewisses unbehagliches Gefühl in der Herzgrube und nach der rechten Seite zu; dann Mangel an Appetit, Dröcken nach dem Essen u. a. m. Allmählich färbt sich die Haut gelb, und zwar zuerst an ihrem zartesten und durchsichtigsten Theile, im Auge, daher das Weiße in demselben gelb erscheint. Von da pflanzt sich diese Färbung über den ganzen Körper fort, so daß dieser, wenn die Krankheit im hohen Grade Statt findet, schmutziggelb erscheint. Zugleich stellt sich gewöhnlich ein heftiges Jucken in der Haut über den ganzen Körper mit ein. Dauert die Krankheit lange, so fällt die Farbe der Haut immer mehr ins Dunkle, und wird endlich die sogenannte schwarze Selbsucht. In dem Verlaufe dieser Krankheit bleibt die Verdauung gestört. Die nächste Ursache der Selbsucht ist eine Umkehrung der Thätigkeit des Lebenssystems, indem die abgesonderte Galle, anstatt aus der Leber und der Gallenblase durch den gemeinschaftlichen Gallengang in den Zwölffingerdarm sich zu ergießen, um ihrer Bestimmung gemäß zur Verdauung zu dienen, durch die einsaugenden Gefäße in die Speisefaströhre, und von da ins Blut übergeht. Hieraus lassen sich die Zufälle von Mangel an Galle und den davon abhängenden Beschwerden der Verdauung, so wie das Vaseyn des fremdartigen Gallstoffes im Blute, und die davon entstehenden Erscheinungen in der Haut, leicht erklären. Die entfernten Ursachen dieser Krankheit sind sehr mannigfaltig, z. B. krankhafte Erhöhung der einsaugenden Gefäße der Leber und Gallenblase, zu häufige Absonderung der Galle, Verstopfung der Lebergänge oder des gemeinschaftlichen Gallenganges durch Gallensteine u. s. w. Unter die vorzüglichsten Gelegenheitsursachen gehört bekanntlich heftiger Mergel und Zorn, welche Affekten besonders auf die Leber wirken. Bei den neugeborenen Kindern ist die Selbsucht eine ziemlich gewöhnliche Krankheit, welche jedoch auf keinen bedeutenden Anordnungen im Organismus beruhen kann, da sie meistens leicht und bald wieder verschwindet, ohne besonderer Arzneimittel zu bedürfen. **H.**

Geld (von gelten, werth seyn), ist das unter den meisten civilisirten Völkern eingerichtete allgemeine Kaufmittel. Man sah bald ein, daß das Kaufen der einen Waare (oder brauchbaren Sache) gegen die andere mit mancherlei Unbequemlichkeiten verbunden wäre, welche sich leicht vermeiden ließen, wenn man einen Stellvertreter aller Waaren hatte, so daß jeder für seine Waare zunächst nur diesen allgemeinen Stellvertreter empfangt, mit welchem er dann beliebig jede andre Waare wie der kaufen könnte. Es zeigte sich bald, daß man eben diesen Stellvertreter aller brauchbaren Dinge sehr gut zur Vergütung für aufgewendete

des Arbeit brauchen konnte. Natürlich wird dessen, was irgend einem Werth etwas Werthvolles seyn, oder in sich selbst für gewisse Zwecke haben. Hier war die vorzugsweise sogenannte edelmünze, ihre Dichtigkeit, ihre Festbarkeit, ihre Gleichheit, ihre Empfindlichkeit für

jede beliebige Form u. s. w. sie zu jener Stellvertreterhaft am gerichtesten machen. Diese Metalle wog man anfangs bar; nach und nach aber prägte man sie auch unter öffentlicher Autorität nach einer bestimmten Regel aus. Und so entstand das eigentliche Geld, Münze (s. diese), denn das Papiergeld ist nur ein eigentliches Geld, in dem es ein vollständig angenommenes Stellvertreter von jenem Stellvertreter ist, und seinen eingebildeten Werth nur dadurch erhält, daß man glaubt, man könne leicht diesen echten Stellvertreter für seinen wahren erhalten. Sobald daher das Papiergeld diesen Mangel (Kredit) verliert, kann sein Werth leicht auf Null herabsinken, wie dies der Fall bei den Affganen war. D.

Walden, ein ehemaliges Herzogthum im Osten der Niederlande. Es wird in Nieder- und Ober-Walden eingetheilt; jenes liegt zwischen der Zuydersee und der Waas, war die erste und größte der vorerwähnten Provinzen von Holland, und hatte in neueren Zeiten immer gleiches Schicksal mit diesem Staate, so daß sie nun einen Theilbildet des Königreichs der Niederlande ausmacht. Sie hat einen sehr fruchtbaren Boden und viele Wäldungen, und enthält die wichtige Festung Maastricht. Ober-Walden ist von Nieder-Walden ganz abgegrenzt, und liegt weiter südlich. Es bestand ehemals aus dem Herzogthum Lothringen, Frenschischen und Holländischen Theil. In dem erstern war Maastricht die Hauptstadt; er kam durch den Rhenus-See Frieden an Frankreich, und gehört nun auch zu dem Königreiche der Niederlande, welches gleichfalls von dem Holländischen Theil getrennt, dessen Hauptstadt Maastricht ist. Der Frenschische Theil, dessen Hauptstadt Walden ist, kam mit dem Rhenus-See Frieden an Frankreich, wurde aber 1815 mit Übernahme der zunächst an der Waas liegenden Orte, wieder von Preußen in Besitz genommen, und der Regierung zu Cleve untergeordnet. Ein kleiner Theil des ehemaligen Lothringischen Ober-Waldens kam bei dieser Gelegenheit auch an Preußen.

Wald. Dieses Wort wird in der Metapher gebraucht, um einen Fehler zu bezeichnen, der durch einen Abwärtsehenden Geist in der Eudartung euzubringt, und durch den die darstellten Gegenstände aller Größe und alles Lebend, nicht in ihrer ganzen Wirkung besandt werden.

Wald ist eine Gattung durchsichtiger Coniferen, und eigentl. Hof der Saft von unterirdischen Früchten, wovon man Zucker zerpreßt

und ihn nachher zu einer ziemlich dicken Consistenz auffieden und kochen läßt, so daß er, erkaltet, eine Gallerie macht.

Gelée, Claude, bekannter unter dem Namen **Claude Lorraine** (Clandius von Lothringen). Dieser nie genug gepriesene Landschaftsmaler wurde 1600 in dem lothringischen Schloß de Champagne geboren. Er war von niedriger Herkunft und zeigte in früher Jugend so wenig Talente, daß er in der Schule kaum lesen und schreiben lernte, und Gesülfe eines Pastetenbäckers wurde. Im 12ten Jahre seiner Aeltern besraubt, kam er nach Freiburg zu seinem Bruder, einem Holzschnyder, von welchem er die Anfangsgründe der Zeichenkunst lernte. Bald darauf nahm ihn ein Anverwandter mit nach Rom, wo er, ohne Geld und Schutz seinem Schicksal überlassen, von dem vortreflichen Landschaftsmaler Agostino Cassi als Farbenreiber und Küchenjunge angenommen wurde. Nebenhet erhielt er aber doch auch einigen Unterricht in der Malerei. Einige Bilder von Gottfr. Wals entzückten ihn so, daß er, trotz seiner Armuth, zu diesem Künstler nach Neapel reiste, um an seinen Mustern zu lernen. Und nun entwickelte er ein so vorzügliches Genie, daß er selbst bald in der Reihe der ersten Landschaftsmaler stand, besonders nachdem er in der Lombardet und in Venedig die musterhaften Landschaften von Giorgione und Tizian studirt, und sich die Art der Beleuchtung und des Kolorits dieser Meister eigen gemacht hatte. Nach einer Reise in seinem Vaterlande ließ er sich 1627 zu Rom nieder, wo er, von den Vorzüglichsten geehrt, mit dem Wohlstand lebte, bis er im J. 1682 am Podagra starb. Die großen Galschätzbare Werke. Vier seiner besten befinden sich in der Gallerie zu Cassel, zwei in der Dresdner. Von allen aber das vorzüglichste, und worauf er selbst den meisten Werth legte, ist seine Abbildung eines Wäldchens der Villa Madama. Clemens XI. machte sich anheischig, es ganz mit Goldstücken zu bedecken, der Künstler aber wollte es durchaus nicht geben, da er es, nach der Natur kopirt, als Studium brauchte. Bei einem ungemeynen Reichthum der Erfindung, kraft dessen er in den Gegenständen einen beständigen Wechsel anzubringen wußte, hatte er ein ernstes, tiefes Studium. In der Wahrheit, womit er die Wirkung der Sonne zu den verschiedenen Stunden des Tages, und die sanften fühlenden Lüfte, die durch die Wipfel hinstreuen und in das Gemurmel eines, unterdem Schatten sich hinschlängelnden Baches flüsternd einstimmen, täuschend auszudrücken wußte, steht ihm nur Caspar Dughet zur Seite. Alle seine Nebenbuhler aber übertraf er darin, daß er ewigen dunkel beschatteten Stellen eine thanige Feuchtigkeit zu leihen wußte, die ganz unachahmlich ist. Unvollkommen waren dagesgen seine Figuren, und er wußte dieß selbst so gut, daß er zu sagen pflegte, er verlaufe die Landschaften und gebe die Figuren zu. Bei einem großen Theil seiner Bilder sind sie aber von Lauri und Francesco Allegrini. Am liebsten und daher auch am öftersten, wählte er angenehme, grenzenlose Ausichten, in deren täuschende Ferne das Auge sich verliert.

Gelehrsamkeit, oder **Gelahrtheit**, wie man sonst sagte, hat ihren Namen vom Lehren, und bezieht sich daher ursprünglich auf alles, was gelehrt, und folglich auch gelernt werden kann. Man nennt aber eigentlich nur denjenigen gelehrt, der einen bedeutenden Theil der menschlichen Erkenntniß oder irgend ein Hauptfach des menschlichen Wissens sich durch ein methodisches Studium zu eigen gemacht hat. Gründlichkeit, Deutlichkeit, Ordnung und Zusammenhang sind daher die charakteristischen Merkmale, welche die gelehrte Erkenntniß von der gemeinen unterscheidet.

den. Die Gelehrsamkeit aber wird entweder subjektiv, als die Eigenschaft eines Gelehrten, oder objektiv, als der Inbegriff aller der Kenntnisse gedacht, die man von demjenigen fodert, der in einem Hauptfache des menschlichen Wissens als Lehrer auftreten will. Hierzu gehört insonderheit die Kenntniß der Griechischen und der Lateinischen Sprache, welche daher auch vorzugsweise gelehrte Sprachen genannt werden. Denn da die neuern Gelehrten einen großen Theil ihrer Kenntnisse den Gelehrten der Griechen und Römer verdanken, so wird von einem heutigen Gelehrten mit Recht gefodert, daß er aus den Quellen selbst zu schöpfen im Stande sey, und also die Schriften der alten Gelehrten nicht bloß in Uebersetzungen, die oft sehr unzuverlässig sind, sondern in den Originalen selbst lesen und benutzen könne. Es haben übrigens die Gelehrten unter allen gebildeten Völkern stets einen bedeutenden Einfluß auf die Gesellschaft behauptet, welcher Einfluß um so stärker war, wenn, wie bei den Aegyptern und andern orientalischen Völkern, die Priester zugleich den Stand der Gelehrten bildeten. Diese Verbindung des Priesterthums mit dem Gelehrtenstande war aber den Wissenschaften nicht förderlich, da die Priester gewöhnlich ihre gelehrten Kenntnisse verheimlichten und den Laien (d. i. dem Volke, *Laiici*) nur so viel davon mittheilten, als sie für gut fanden. Daher nennt man die Ungelernten auch jetzt noch zuweilen Laien. Seitdem aber durch die Griechen, bei denen sich der Gelehrtenstand gänzlich vom Priesterthume trennte, die Gelehrsamkeit ein Gemeingut der Menschheit geworden, hat auch das Studium der Wissenschaften einen humanern und liberalern Charakter angenommen. Durch die Buchdruckerkunst sind die Quellen der Gelehrsamkeit dergestalt vervielfältigt und verbreitet worden, daß es möglich ist, auch ohne mündlichen Unterricht durch bloße Lectüre eine Menge gelehrte Kenntnisse zu erwerben. Einen solchen Gelehrten nennt man mit einem Griechischen Worte einen *Autodidaktos*. Streng genommen aber ist kein Gelehrter ein wirklicher *Autodidaktos* (durch sich selbst gelehrt); denn in den Jahren der Kindheit empfing doch jeder mündlichen Unterricht, und späterhin vertraten Bücher die Stelle der mündlichen Lehrer.

D.
Geleit. In den Zeiten der innern Befehdungen Deutschlands konnte der Reisende, besonders der Kaufmann, sich nicht sicher von einem Orte zum andern begeben; er mußte fürchten, von den Raubrittern niedergeworfen und geplündert zu werden. Zu dem Ende ließ er sich geleiten, d. h. von Bewaffneten begleiten, welche dafür, daß er ihrem Herrn ein Geleitsgeld entrichtete, ihn bis zum bestimmten Orte gegen jeden Angriff vertheidigen mußten. Ein solches Geleit ist zwar in unsern Tagen nicht mehr üblich noch nöthig, dennoch läßt sich der Landesherr das Geleitsgeld oder Geleite fortbezahlen, weil er auf andere Weise für die Sicherheit der Straßen sorgt. Ein Geleitbrief ist die schriftliche Vergünstigung, sicher und an seiner Person ungekränkt, durch ein Gebiet zu reisen, an einem Orte zu erscheinen, oder auf der See unter dem Schutze der Escorte zu stehen. In unserer juristischen Sprache kommt das Wort *Sicheres Geleit* (*salvus conductus*) vor, wodurch einer Person zugesichert wird, daß sie sicher an einem Orte erscheinen dürfe, ohne verhaftet werden zu können. Ein solches sicheres Geleit wird höheren Orts jedem reblichen Falliten gegen seine Wechselgläubiger auf eine bestimmte Zeit bewilligt, damit er, ohne Wechselarrest fürchten zu dürfen, persönlich an Ort und Stelle erscheinen und die Regulirung seiner Angelegenheiten betreiben könne. Auch pflegt ein Wechselgläubiger seinem Wechselschulde-

ner wohl ein sicheres Geleit auf gewisse Zeit zuzugestehen, indem er eine Schrift ausstellt, worin er sich für die bewilligte Frist des Wechselrechts gegen ihn begibt, und zugleich verspricht, den Wechsel bis dahin nicht aus den Händen zu geben, oder falls dieß geschehen, den Schuldner gegen jeden Dritten zu vertreten.

M.

Gellert (Christian Fürchtegott) wurde den 4. Juli 1715 zu Hainichen, einem kleinen Städtchen bei Freiberg im Erzgebirge, wo sein Vater zweiter Prediger war, geboren, und erhielt danielbst den ersten Unterricht. Die mittelmäßigen Einkünfte seines Vaters, der 13 Kinder zu ernähren hatte, nöthigten ihn, schon in seinem eilften Jahre durch Abschreiben für Advokaten sich einigen Erwerb zu verschaffen. Fröh äußerte sich seine Neigung zur Dichtkunst. Sein erster Versuch, den er in seinem dreizehnten Jahre machte, war ein Geburtstagsgedicht für seinen Vater. Die banale Wohnung desselben wurde von 15 Stößen vor dem gänzlichen Einsturz gesichert, und eben so viel waren damals der Gellertschen Kinder und Kindeslinder. Diese Zufälligkeit brachte er in Verbindung, indem er jedes der letztern als eine Stütze des Vaters und seines Namens auführte, und seinen Glückwunsch abstatte ließ. Da dieser erste Versuch gelobt wurde, folgten demselben bald mehrere andere nach. Im J. 1729 kam Gellert auf die Fürstenschule zu Meissen, um sich daselbst für die Universität vorzubereiten. Hier wurde er zwar mit dem todten Buchstaben der Griechischen und Römischen Schriftsteller, aber nicht mit ihrem Geiste bekannt gemacht. Glücklicher Weise lernte er jetzt Gärtner und Rabener kennen, und schloß mit ihnen den Bund einer innigen Freundschaft. Die drei Jünglinge spornten einander gegenseitig zum Eifer in den Wissenschaften und zur Berichtigung ihres Geschmacks an. Im J. 1734 bezog er die Universität zu Leipzig, um Theologie zu studiren, lehrte nach 4 Jahren zu seinem Vater zurück, und wagte sich auf die Kanzel. Gewiß würde er unter den geistlichen Rednern Deutschlands sich durch Leichtigkeit und Popularität ausgezeichnet haben, hätte er weniger Ängstlichkeit, eine bessere Gesundheit, eine stärkere Brust und ein getreueres Gedächtniß gehabt. Im J. 1739 übernahm er die Aufsicht und Erziehung zweier jungen Edelleute nicht weit von Dresden. Nachher unterrichtete er ein Jahr lang den Sohn seiner Schwester, bereitete ihn auf die Universität vor, und begleitete ihn im J. 1741 nach Leipzig. Hier beschäftigte er sich mit dem Unterricht junger Leute, vorzüglich aber mit der Erweiterung seiner eigenen Kenntnisse. Der Umgang mit Gärtner und den übrigen Verfassern der Bremischen Beiträge, an welche er sich angeschlossen, gaben seinem Geschmack die bessere Richtung. Gottsched, dessen Vorlesungen er gehört, und an dessen Bayleschem Wörterbuch er mitgearbeitet, sank sehr bald in seiner Meinung. Er war ungefähr 1 Jahr in Leipzig gewesen, als J. J. Schwabe 1742 die Belustigungen des Verstandes und Witzes herauszugeben anfang, wozu er Fabeln, Erzählungen, Lehrgedichte und ein Schäferspiel, das Band, wie auch verschiedene prosaische Abhandlungen lieferte. Nachher zog er sich davon zurück, und gab mit seinen Freunden die Bremischen Beiträge heraus. Der leichte, natürliche Ton des jungen Dichters gefiel, und seine Fabeln und Erzählungen wurden immer begieriger gelesen. Gellert widmete sich daher dieser Dichtungsart vor allen andern. Weil er aber zu Aemtern, die mit anhaltenden Berufsarbeiten verbunden sind, keine zuverlässige Gesundheit zu haben glaubte, faßte er den Entschluß, sich dem Unterricht der akademischen Jugend zu widmen, ward zu dem Ende 1744 Magister, und verteidigte 1745 seine Abhandlung *de poesi apologorum eorumque scrip-*

toribus. Die Fasslichkeit und Anwendbarkeit seines Unterrichts erwarb ihm den ausgebreitetsten Beifall. Vattenr Einleitung in die schönen Wissenschaften, Ernesti's Rhetorik, Stockhausens Bibliothek für Liebhaber der Philosophie und schönen Wissenschaften, in der Folge seine eigene Abhandlung über den guten Geschmack in Briefen und die Moral waren die Gegenstände seiner Vorlesungen, in denen er auch oft Ausarbeitungen seiner Zuhörer beurtheilte. Aber auch durch Schriften wollte er nützen. Er arbeitete neue Fabeln und Erzählungen aus, suchte darauf sein Talent auch zur Verbesserung des Theaters anzuwenden, und versuchte zu diesem Ende seine Lust- und Schäferspiele. Ferner schrieb er, um zu versuchen, ob er nicht dem Roman mehr Ernst, Würde und Nützlichkeit geben könne, seine Schwedische Gräfin. Seinen Landsleuten das Beispiel einer freien und ungezwungenen Schreibart in Briefen aufzustellen, gab er eine Sammlung Briefe nebst einer Abhandlung vom guten Geschmack in Briefen heraus. Darauf ließ er seine Lehrgedichte, geistliche Oden und Lieder, und eine Sammlung vermischter Schriften in Versen und Prosa folgen. Sehr schmerzhaft war es für Sellert, sich um das J. 1751 von allen seinen Freunden bis auf Rabener getrennt zu sehn. Auswärtige Anstellungen hatten sie von ihm gerufen, der ihrer um so mehr bedurfte, als er seine Hypochondrie nur in ihrer Gesellschaft zu bannen gewohnt war. Zwölf Jahre hatte Sellert mit Beifall in Leipzig gelehrt, ohne sich um ein öffentliches Amt beworben zu haben. Der Hof aber, aufmerksam auf seine Verdienste, verlangte, daß er um eine außerordentliche Professur der Philosophie anhalten möchte. Sellert folgte darin dem Rathe seiner Freunde, und erhielt dies Amt 1751 mit einem Gehalte von 100 Thalern. Er trat es mit einem Programm de commoedia commovente und einer Rede von dem Einflusse der schönen Wissenschaften auf das Herz und die Sitten an und las nun auch öffentlich über die Dichtkunst und Beredsamkeit. Seine Vorträge wurden so zahlreich besucht, daß er sie in den öffentlichen Hörsälen der Universität halten mußte. Zuhörer aus allen Ständen strömten ihm zu. Unbegrenzt war die Achtung, in der er überall stand, und der Wunsch, seine Zuneigung nicht zu verlieren, hielt die Studirenden von vielen Ausschweifungen zurück. Angesehene Personen beeiferten sich, durch ihre Freigebigkeit sein Leben so kummerlos und sorgenfrei als möglich zu machen. Aber während er die Augen des ganzen Deutschen Publikums auf sich zog und sein Lob auf allen Zungen war, litt er immer heftiger an der Hypochondrie. Wiewohl eine außerordentliche Traurigkeit sich über sein ganzes Gemüth ausbreitete, so hütete er sich doch sorgfältig, Andern damit beschwerlich zu fallen. Er entsagte für die Folge der Dichtkunst, da er nicht mehr die Kraft dazu fühlte, und entschloß sich dagegen, besondre Vorlesungen über die Moral auszuarbeiten. Der glückliche Mittelweg, den er zwischen System und Declamation zu treffen wußte, und sein rührender Vortrag erwarben diesen Vorlesungen den größten und ungetheiltesten Beifall. Während des siebenjährigen Kriegs ward Sellert von unzähligen Fremden besucht, welche sich beeiferten, dem Manne ihre Hochachtung zu beweisen, der der Liebling seiner Nation war. Die Preussischen Prinzen Carl und Heinrich unterredeten sich öfters mit ihm, und letzterer machte ihm durch den General von Kalkreuter das Pferd zum Geschenk, das er in der Schlacht bei Freiberg geritten hatte, und woran Sellert seit der Zeit alle Tage auszureiten pflegte. Im J. 1760 ließ ihn Friedrich II. zu sich rufen, und der König war mit der Unterredung Sellerts so wohl zufrieden, daß er ihn *le plus raisonnable de tous*

Les savans allemands nannte. Eine ordentliche Professur, die ihm mehreremal angeboten wurde, schlug der bescheidene und genügsame Gellert jedes Mal aus. Er bedurfte wenig, und vertraute der göttlichen Vorsehung, die sein Vertrauen auch belohnte. Einer seiner geliebtesten Schüler, der treffliche Graf Moriz v. Brühl, gab ihm seit 1762 eine jährliche Pension von 150 Thalern, ohne daß Gellert einen Wohlthäter entdecken konnte. Häufige Geschenke wurden ihm von ehemaligen Schülern, ja oft von Fremden zugesandt, als Beweise der Liebe und Dankbarkeit. Nach des Geschichtschreibers Mascon Tode erhielt Gellert dessen Gnadengehalt von 450 Thlr. Der Kurfürst Friedrich Christian ehrte ihn nicht allein durch die höchste Achtung, sondern auch durch ansehnliche Geschenke. Sein Sohn und Nachfolger äußerte gegen ihn eben so wohlwollende Gesinnungen. So hätte Gellert sehr glücklich seyn können, wenn sein Körper weniger gelitten hätte. Allein die Leiden desselben ließen ihn zu keiner anhaltenden Heiterkeit kommen. Das geheime Uebel, das ihn täglich verfolgte, wick keinen Vätern und keinen Arzneien. Seine Gesundheit wurde von Zeit zu Zeit immer schwächer, und er war auf die Bitte seiner Freunde beschäftigt, seine Moral durch eine sorgfältige Durchsicht so in Stand zu setzen, daß sie nach seinem Tode dem Publikum mitgetheilt werden könnte, als ihn im December 1769 eine hartnäckige Verstopfung überfiel, die auch die geschicktesten Aerzte nicht zu besiegen vermochten. Der Kurfürst schickte, sobald er von der Gefahr hörte, die dem Leben des theuern Mannes drohte, seinen Leibarzt nach Leipzig; allein nichts war im Stande, die Entzündung im Unterleibe zu hinterreiben. Er starb, mit freudigem Vertrauen, den 13. December 1769 in seinem 55ten Lebensjahre. Gellert war (wie Göthe ihn im 2. Bande seines Lebens beschreibt) nicht groß von Gestalt, zierlich, aber nicht hager; sanfte, eher traurige Augen, eine sehr schöne Stirn, eine nicht übertriebene Habichtsnase, ein feiner Mund, ein gefälliges Oval des Gesichts; alles machte seine Gegenwart angenehm und wünschenswerth. Sein moralischer Charakter war durchaus ohne Flecken. Gesinnungen wahrer Gottseligkeit beseelten ihn; er hatte ein liebreiches, menschenfreundliches, dienstbegieriges Herz gegen alle Menschen. Die größte irdische Glückseligkeit seines Lebens war die Freundschaft. Er liebte das Lob des Kenners und des Rechtschaffenen, aber mit jener jungfräulichen Schamhaftigkeit, die vor einem jeden, auch wahren Lobe der Schwachheit erröthet; dabei war Niemand williger, die Gaben und Verdienste Anderer zu erkennen, Niemand geneigter, Andern den Vorzug vor sich selbst zuzugestehen. Als Schriftsteller concentrirte Gellert die Neigung des gesammten Volks auf sich in einem Grade, den nur sehr wenige erreichen. Seine Fabeln, welche in der dürresten aller literarischen Zeiten Deutschlands erschienen, gewannen durch freundliche Gutmüthigkeit, leicht verständliche Moral, treuherzige Schalkhaftigkeit und populären Witz die Liebe des Volks, und während es sie liebte, ward es auch durch sie gebildet: eine gewisse Breite, Schwachhaftigkeit und Verwässerung derselben mag daher um so eher entschuldigt werden. Seine geistlichen Gedichte bemächtigten sich des Herzens der Nation, und es gelang ihm, einige Abndungen von Religiosität selbst bei dem großen Haufen zu retten. Er erreichte zwar nicht die Tiefe eines Flemming und Gerbard, aber Jungkeit und Hingebung zeichnen auch seine geistlichen Gedichte vortheilhaft aus. Dennoch scheint es, als habe er das meiste Talent für die Gattung der kleineren fröhlichen Erzählung gehabt, wobei es ihm zu Statten kommt, daß hiebei eine gewisse Schwachhaftigkeit eben nicht zu

den Fehlern gehört, und daß die Kränklichkeit selbst oft, ihrer Natur nach, wichtig ist. Sein spaßhafter Weiberhaß und seine komische Scheu vor der Ehe machen sich stets so zierlich und gutmüthig, daß er wohl nie eine Frau im Ernst erzürnt hat. Für den Roman hatte Gellert kein Talent, davon hat er in seiner Schwedischen Gräfin den klarsten Beweis gegeben. Erfreulicher und wichtiger, wiewohl auch mißlungen, sind seine Schauspiele. Sie mögen in ihrer zierlichen Weltschweifigkeit und ehrbaren Langweiligkeit als ein merkwürdiger Beitrag zur Kulturgeschichte der Deutschen bestehen. Auch seine Briefe sind für die Zeit, in der sie geschrieben wurden, alles Lobes und Beifalls würdig, wenn sie auch von den bösen Fehlern eben jener Zeit nicht ganz befreit sind. M.

Gellius (Aulus), ein berühmter Römischer Schriftsteller, welcher unter Antoninus Pius und Antoninus Philosophus lebte, die Redekunst zu Rom studirte, dann nach Athen ging, hier Philosophie studirte, und in der Folge die Würde eines Centumvir erhielt. Wegen seiner mannigfaltigen Kenntnisse und seiner gebildeten richtigen Schreibart stand er in großem Ansehen. Auf uns ist nichts als seine Attischen Nächte (Noctes Atticae) gekommen, welche sehr interessante, besonders für den Sprachforscher, Philologen und Kritiker wichtige, zerstreute Bemerkungen, die er während seines Aufenthalts zu Athen aus den besten Griechischen und Lateinischen Schriftstellern in den Winternächten gesammelt hatte, enthalten.

Selon, der Sohn des Dinomebes, einer der berühmtesten unter den Syrakusischen Tyrannen. Nachdem er sich der Oberherrschaft um das Jahr der Welt 3500 ohne Schwierigkeit bemächtigt hatte, wandte er alle Sorgfalt auf die Erhebung des neuen Staats. Er vergrößerte die Stadt und vermehrte die Zahl ihrer Einwohner. Als Griechenland von Xerxes mit Krieg bedroht wurde, schickten Athen und Lacedaemon Gesandte an ihn, um ein Bündniß mit ihm gegen den Perserkönig zu schließen. Selon erbot sich 200 Galeeren, 20,000 Schwerebewaffnete, 4000 Reiter, 2000 Schützen und eben so viel Schleuderer zu stellen, und mit Mundvorrath während des Krieges zu versehen, wenn man ihm den Oberbefehl zu Wasser und zu Lande überlassen wollte. Diese Bedingungen verwarfen die Spartanischen Gesandten, worauf Selon die Hälfte des Commando's verlangte. Aber auch diese Forderung wollten ihm die Athener nicht zugestehn. Selon versagte ihnen daher die gebetene Hälfte, und schickte dagegen einen gewissen Radmus nach Delphi, mit dem Befehl, hier den Ausgang der Schlacht abzuwarten, und wenn die Griechen überwunden würden, dem Xerxes in seinem Namen zu huldigen und kostbare Geschenke zu überreichen. Damals wußte er noch nicht, daß Xerxes die Karthager veranlaßt hatte, während er die Griechen in ihrem Vaterland angriffe, dieselben auch in Sicilien und Italien anzugreifen. Hamilcar erschien zu dem Ende mit einer Flotte von 2000 Kriegs- und 3000 Lastschiffen, worauf sich 300,000 Mann Landtruppen befanden, stieg bei Panormus ans Land und belagerte Himera. Dieser ungeheuern Macht zog Selon mit 50,000 Mann zu Fuß und 5000 Reitern entgegen. Ein aufgefangener Brief belehrte ihn, daß am folgenden Tage Hamilcar ein feierliches Opfer bringen und zugleich Hülfsvölker ins Lager einlassen wolle. Es gelang Selon, statt derselben einen Theil seiner Reiterei ins feindliche Lager rücken zu lassen, welche den Hamilcar während des Opfers überfiel, ihn selbst tödtete und die Schiffe in Brand steckte. Zu gleicher Zeit griff Selon selbst die Karthager an, welche, durch den Tod ihres Feldherrn und den Verlust ihrer Schiffe muthlos gemacht, eine gänzliche

Niederlage erlitten. Diese merkwürdige Schlacht geschah im J. 3505 an demselben Tage, wo die Griechen bei Marathon siegten, und ist von Pindar verherrlicht worden. Selon machte unermessliche Beute, und gestand den Karthagern nur unter der Bedingung den Frieden zu, daß sie 2000 Talente Silber zahlen, 2 Tempel zur Aufbewahrung der Friedensbedingungen erbauen und die Menschenopfer abschaffen sollten. Noch hatte Selon nicht den königlichen Titel angenommen; er wünschte, daß er ihm übertragen würde, und berief zu dem Ende eine Volksversammlung, der er unbewaffnet beiwohnte und erklärte, daß er die Oberherrschaft niederlegen wolle. Alles gerieth in Erstaunen und Bewunderung, ein allgemeiner Ruf nannte ihn den Wohlthäter und Erretter von Syrakus. Mit einhelliger Stimme trug man ihm den Königstitel an, und ließ nicht eher ab, bis er ihn annahm. Eine Statue, die ihn in Bürgerkleidung darstellte, verewigte dieses Ereigniß. Selon verwaltete die Regierung mit vieler Sanftmuth und Güte, und war bemüht, sein Volk zu beglücken. Er starb an der Wassersucht im 7ten Jahre seiner Regierung. Ihm folgte sein Bruder Hero. M.

Geltung ist in der Musik die Dauer der Noten nach dem Verhältnisse der für Tonstücke angenommenen Bewegung. Jedes Zeichen der Töne oder jede Note hat daher außer ihrem Standorte auf dem Notensystem, welcher den Ton selbst bezeichnet, auch eine gewisse bestimmte Figur nöthig, wodurch ihre Geltung oder Dauer angezeigt wird. Statt der ehemaligen Geltung der Noten und ihrer Eintheilung in maxima, longa, brevis u. s. w. sind für das heutige System eingeführt: Ganze Schläge, halbe Schläge, Viertel, Achtel u. s. w., deren geringere Theile sich gegen die größern in Beziehung auf Zeit so verhalten, wie die kleinern Theile eines getrennten Körpers zu den größern in Rücksicht auf Umfang oder Gewicht. Die Pausen haben mit den Noten in Beziehung auf Dauer der Zeit einerlei Geltung, nur mit dem Unterschied, daß hinzugesetzte Punkte ihre Dauer verlängern, ohne eine Veränderung in ihrer Benennung zu veranlassen.

Gelübde, das; ist eine Zusage, durch welche man sich zu einem willkürlichen, von Gott nicht geforderten, Verhalten, in der Erwartung verbindlich macht, daß dasselbe Gott angenehm sey. Manche Gelübde beziehen sich auf einen einzelnen Fall, wie wenn z. B. ein Fürst im Mittelalter einen Kreuzzug gegen die Ungläubigen zu unternehmen gelobte, andere auf eine das ganze Leben hindurch zu wiederholende Handlung, wie wenn manche z. B. sich verbindlich machten, an einem bestimmten Tage der Woche zu fasten oder an einem bestimmten Tage im Jahre eine Summe unter die Armen auszutheilen. Die meisten Gelübde sind unter der Bedingung, daß man aus einer Gefahr gerettet werde oder eine Wohlthat von Gott empfangen, geleistet worden; zuweilen aber waren sie auch die Wirkung frommer Dankbarkeit und Liebe. Nur wer auf der einen Seite unvollkommene Religionsbegriffe hegt, indem er Gott als ein menschenähnliches Wesen sich vorstellt, welches er durch angenehme Dienste erfreuen und zu der Erfüllung seiner Wünsche bewegen könne, auf der andern Seite aber von frommer Gesinnung und lebendigem Glauben an Gottes Regierung durchdrungen ist, wird Gelübde leisten. Dem aufklärten Gottesverehrer aber wird es nicht in den Sinn kommen, ein Gelübde zu thun, weil er weiß, daß er zu allem, was wirklich gut ist, auch ohne ein besonderes Gelübde verbunden sey und daß Gott nicht durch willkürliche Dienste, sondern durch einen tugendhaften Lebenswandel, verehrt werde, und weil er einsieht, daß es thöricht sey, bei der Wich-

tafeln und Menge der gewöhnlichen Collegenbetten, sich neue und noch
 nöthige Kasten aufzubringen. Freund Christus und die Apoel haben die
 Gemälde weder durch Lehren noch durch ihr Beispiel empfohlen. Bei den
 notwendigen Vorlesungen, welche die heidnischen Väter von den Sün-
 dern hielten, kann es nicht bezweifeln, daß oft die wichtigsten Gemälde

gemalt
 wenn ſ
 In der
 Gemälde
 Ueber
 ſ
 dort ſi
 ſ. ſ. ſ.
 ſei nicht
 leret ſ
 die ſ

in Bildern (sagt Menſchenopfer verließ,
 er die drohende Gefahr abwenden würden.
 In Kloſtergemälde am wertvollſten, die
 Reue und des Armut, welche die
 wagten.

N.

er Malerei, d. h. der Kunst, welche ſich
 nachwilligen Formen und Farben auftrage
 dung, Beleuchtung, Haltung, Stellung
 zu angewendet werden. ſind aber der Mal
 ſelbſt die Zeichnung die Gegenstände auf
 ſchung ſich dabei die Regeln der Malerei;

werden aber alle jene Gegenstände durch Farben ausgedrückt, ſo wird
 die Zeichnung zum Gemälde. Die Farbengebung iſt dennoch
 ganz eigenlich das, was ein Gemälde zum Gemälde macht. Macht ſie
 aber gleich das Gemälde. ſo wird dieſes noch durch ſie weiter über zum
 Werke höherer Kunſt. Die Malerei erfordert als wahre bildende Kunſt
 Ausdruck dāherlicher Thier durch Bilder, und darum hat man bei der
 Schöpfung eines Gemäldes auf Composition, Zeichnung und Ausdruck
 nicht weniger als auf die Farbengebung zu ſehen. Nur durch Verbe
 ſerung aber dieſer Punkte wird das Gemälde zum Bilde, welches
 ſich ſelbſt ſpecielem Eigenheiten haben muß, erſtliche und dāherliche.
 Durch die erſtlichen werden die Wirklichkeitsforderungen für den äußern
 Sinn, durch die dāherlichen wird der Eubodetiſchen betrieblt.
 Der Künftler hat alles gethan, wenn ſeine Darſtellung anſchaulich,
 ſein objectiv, als wahr, in ihrem Wirklichen tren und in ihrem Wert
 dāherlichen erſtlich iſt: der dāherliche Künftler ſoll zwar dieſes alles auch,
 weil ohne dieſes ſeine Darſtellung ein Nichts ſeyn würde; allein er ſoll
 auch über dieſes alles eine Koloniarbeutung verwickeln, durch welche
 ſeine Darſtellung als ſie in ſich der dieſes Ganzes erſtlich,
 welches in dieſer Formheit dem Sinne ſchick und annehmlich iſt, und
 das Gemälde durch Bedeutungsſtreit erweitert. In den Bedingungen der
 Wahrheit gehet dieſes dieſe der Perſpective, in den Bedingungen der
 Eubodetiſchen das Gruppiren und der Contrast in Figuren, Gruppen und
 Locort, aber freilich nur ein ſolcher Contrast, der Gleichgewicht und
 Einheitlichkeit verſichert, ohne der Harmonie des Ganzen Entzug zu
 thun. So viel wird hier dāherlichen über das Gemälde; das Weitere
 iſt in den angeführten Artikeln enthalten. 2) In der Poelie nennt
 man ein Bild die Zusammenſetzung anſchaulicher Merkmale eines Ge
 genstandes, nach Erforderniß der jedesmaligen, durch den Zweck der
 Darſtellung abhingen, Charakteriſt; ein ausgeprägtes Bild dieſer
 Art nennt man ein poetiſches Gemälde. 3) In der Muſik
 nennt man ein muſikaliſches Gemälde ſolche einzelne Stellen
 oder ganze Stücke, wo der Componiſt Ruhe und Bewegungen aus
 der leblosen Natur, z. B. Donner, Sturm, Prorren des Meeres,
 Eclair des Windes u. dergl. nachzuahmen geſucht hat.

Gemappe (Jemappe), ein Ort, im Oſtreichlichen Fennogen,
 eine Stunde von Mous gelegen, berühmt durch die am 6. Nov. 1793
 dort geſchehene Schlacht zwischen der franzöſiſch-Republikanischen Armee

moë unter D'Amouriez und den Oestreichern unter den Generalen Clerfaut, Latour, Sachsen-Teschén und Condé. Aus der biographischen Notiz über D'Amouriez (m. v. d. Art.) wissen wir, daß dieser erste der republikanischen Generale nach seiner zweiten Anstellung bei der Französischen Armee eine Proclamation an die Belgier erließ, worin er sie auffoderte mit Frankreich gemeine Sache zu machen. Doch nur nach einem entscheidenden Siege über die ihm gegenüberstehenden Oestreicher konnte er eine Ernte von jener Aussaat hoffen. Einen solchen Sieg zu erringen suchte er nun mit aller Kraft und das Schicksal wollte, daß er ihn errang. Beurnonville, Egalité (ältester Sohn des Herzogs von Orleans), Bourdonnaye, Miranda und Valence waren die Generale, die unter ihm den in Paris entworfenen Plan zum Winterfeldzuge mit ausführen sollten. Achtzigtausend Mann, mehr von wildem Geiste des Mars befeuert, als in die Regeln der Taktik eingeweiht, harrten des Winkes zur Offensive. Der Moment des Kampfes und Sieges erschien am 6. Nov. 1792 nachdem in den Tagen vorher die Vorposten der Oestreicher bis gegen Mons zurückgedrängt worden waren und die Franzosen sich zu Herren der Ebene von Gemappe gemacht hatten. Auf den waldigsten Höhen von Gemappe stand das wohlgerüstete Heer Oestreichs in Verschanzungen, welche dreifach hinter, und übereinander jedem Angriff zu trotzen schienen; unter dem Schutze dicker Batterien erwartete es, 20,000 Mann stark, die anrückenden Neufranken. Aber ungeachtet dieser entgegengesetzten Kräfte griff D'Amouriez mit fühner Zuversicht an, und bald waren, trotz des mühseligsten Widerstandes, trotz der Vortheile, welche die Oestreichische Cavallerie gegen die Französische auf einige Augenblicke erlämpfte, unter dem Gesang der Marseiller Hymne, die erste und zweite Etage jener Verschanzungen mit dem Bajonnette genommen; die Eroberung der dritten erleichterte der schon dort beginnende Rückzug der Oestreicher. Die Franzosen hatten gesiegt und verfolgten die fliehenden Oestreicher durch Mons. Nur Clerfauts Talent hielt den raschen Rückzug in Ordnung. Der Widerstand der Oestreicher bei Lüttich, Herve und Berviers konnte die siegreichen Segner nicht aufhalten. Brüssel, Mecheln, Löwen, Lüttich und Aachen fielen nun in der Sieger Gewalt. Die Bemächtigung von Brügge, Gent, Antwerpen, Ostende gehörte unter die Resultate dieses ersten großen Sieges der Neufranken — alle Oestreichischen Niederlande wurden von ihnen überschwemmt. — Die Schelde ward, nach einer Sperre von fast 150 Jahren, wieder geöffnet und die zweite Eroberung der Niederlande war vollendet. So lange sie dem französischen Reiche einverleibt blieben, nannte man zum Andenken an jene Begebenheit ein ganzes Departement nach jenem Dorfe. Dieses Departement begriff den größten Theil von Hennegau, und einige Stücke von Brabant, Lüttich und Namur. Es enthielt die 3 Bezirke von Mons oder Bergen, Tournay oder Dornik und Charleroy oder Libre-sur-Sambre, 80 Quadratmeilen, 412,000 Einwohner, 423 Gemeinden und 32 Friedensgerichte.

I.

Gemarkte, ein durch seine Industrie merkwürdiger Ort von ungefähr 350 Häusern in dem angenehmen Thale Barmen, eine kleine Stunde von Elberfeld, im preussischen Großherzogthum Berg. Die Leinengarnbleichen sind von besonderer Wichtigkeit. Ein klares und zur Bleiche besonders geeignetes Berg- und Felsenwasser, die Wupper oder Wipper genannt, so wie die bequemen Ufer derselben haben die Bewohner zuerst eingeladen, sich diesem Geschäft zu widmen, welches

theilig für sich selbst. theils dadurch so wichtig für sie geworden, weil sie dadurch auf das Wesen des Geistes, und Willensbundes, und (späterhin) der Conscience und Sünden geleitet wurden.

Gemein, wird im Leben, der Willenshaft und Kunst dem Ede-
len, dem was tieferer Sitten ist, entgegengelegt. Das Gemeine
hat kein anderes Interesse als Befriedigung der Sinnlichkeit, der Natur-
bedürfnisse, das Edle opfert diese dem E. willigen auf, und gewat auf eine
Weise, die dem Bewußt des Producenten wohl that, weil diese Auf-
opferungen unstraflos und beidseitig geschehen, ohne auf Wiedererwe-
gung, Dank und Ruhm zu rechnen. In dem Edlen ist demnach jedwets
jett etwas Grobes, der imponirte Eindruck des Groben oder ist ge-
mildert durch Nachsichtigkeit. Demnach erscheint in ästhetischer Kunst
sicht das Edle dem E. dem Groben dem Erhabenen oder verwandt.
Daher auch die vergleichene Wirkung beider. Wenn das Grobe E. zu
sich selbst einflößt durch seine überlegene Stärke, die wir zugleich ehren
und fürchten; so sieht im Gegentheil das Edle Gute aus ein, eine
Furchtung mit Liebe gemischt; es erlöst. In der schönen Kunst kann
man das Edle und das Gemeine auf zweierlei Weise zeigen, entweder
schon durch den Stoff oder durch die Behandlung. Es gibt tausend
Dinge, die schon durch ihren Stoff oder Inhalt gemischt sind. Künstler,
die solche in Gegenständen ihrer Darstellung wählten, kann man den Was-
lern vergleichen, die schon von den alten Hippokratisten, Kochmeistern
genannt wurden, weil sie Gegenstände darstellten, die stark ästhetischen
Wärde anfühlte waren. Wenn fällt nicht gleich aus den Kitzergeschichten
der beiden vorlern Jahreshode als das Freuen, Euten, Walgen, Tiro
verfälschen, F. schen und Entzücken ein, das man für Ausdruck stark
klegt Natur nicht! Eben diese Produkte des ästhetischen Grobes zeigen
aber auch, das mancher edle Stoff nur durch die Behandlung gemischt wird.

Ein gemischter Kopf, sagt E. willer mit Recht, wird den edelsten Stoff
durch eine gemeine Behandlung verunehren, ein großer Kopf und ein
edler Geist hingegen wird selbst das Gemeine zu edeln wissen. Ein
großer Kopf und ein edler Geist? Nicht ohne Grund hat E. willer beides
mit einander verbunden, denn ein großer Kopf, wenn er nicht zugleich
auch ein edler Geist ist, kann ebenfalls das Edle zum Gemeinen herab-
ziehen. Ich darf ja nur an die Fucelle von Voltair, an Vercourt und
Abailde erinnern. Durch sie wird ein Historiker, den man wahr dem
Gemeinen machen muß, besonders auffallend. Man pflegt nämlich die
Wetten in stark poetischen, rednerischen, historischen, philosophischen
und nicht zu dem Geiste spricht,
sagt, als was auch der Ungelehrte
es hierer auch sagen würde, fort-
ste. Dieses Gemeine kann sich
stände verdrängen, und es entsteht
it. Dagegen kann der Dichter
selbst sich von Seiten des Geistes
zu dabei einen Mangel des Geistes
nd etlichen, daß aller Aufwand
Sinnlichkeit zu retten. Dieses ist
an Geist nicht als allerdings höher
, wo es nicht als verächtlich er-
scheint. Wahrhaft verächtlich
Grobes und Fädelhaftes bezeich-
nen, verächtliche Befahrung.

Das Gemeine ist blos dem Edlen, das Niedrige dem Edlen und Anständigen zugleich entgegengeſetzt. Jeden ſinnlichen Trieb befriedigen, iſt gemein; ihn ohne Wohlſtand, Sittlichkeit und Scham befriedigen, niedrig. dd.

Gemeingefühl nennen die Aerzte die Empfindung von dem innern Zustande unſers Körpers. Die Kenntniß der Dinge außer ſich kann die Seele nicht unmittelbar erlangen, ſondern ſie wird ihr durch die Sinne mitgetheilt. Fünf Sinne dienen dazu, die Verhältniſſe der Dinge, die außer den äußern Gränzen des Körpers liegen, bemerklich zu machen, ſie heißen äußere; das Gemeingefühl iſt der ſechſte, der innere Sinn, der, was im Körper ſelbſt vorgeht, dem Bewußtſeyn darſtellt. Was das Gemeingefühl auffaßt, iſt das Gefühl von Geſundheit und Krankheit, von Ermattung und von Kraft, von Leichtigkeit und von Schwere, von Wärme und von Kälte, das Gefühl von Beklemmung, Druck, Spannen, Kitzel, Reißen, von Schärfe, Trockenheit u. ſ. w.; alle die verſchiedenen Arten von Schmerzen, der Hunger und Durſt, die Gefühle der phyſiſchen Liebe u. ſ. w. Aus allem dieſem ſieht man, daß das Gemeingefühl eben ſo wohl die Quelle angenehmer Empfindungen als auch großen körperlichen Ungemachs ſeyn kann. Das Gemeingefühl hat nicht wie die übrigen Sinne einen eignen beſtimmten Sitz, ein beſondres Organ, (wie z. E. der Sinn des Sehens das Auge), ſondern er iſt einer beſondern Art von Nerven eigen, die weiche oder Ganglienerven genannt werden. Die Beſchaffenheit dieſer Nerven bringt es mit ſich, daß die Eindrücke dieſes Sinnes nur dunkel, unbeſtimmt ſind. Eben von dieſer Dunkelheit des Eindrucks rührt auch der Name des Gemeingefühls her, um es ſo von dem eigentlichen Sinne des Gefühls zu unterſcheiden, der Empfindung mit Vorſtellung der Eigenſchaften eines Körpers iſt, der den unſrigen unmittelbar berührt (ſ. Antenrieths Handbuch der empiriſchen menſchlichen Phyſiologie. Tübingen 1802. S. 3 Theile). ff.

Gemeinheit, Gemeinde, bezeichnet bald eine geſellſchaftliche Verleihung mehrerer Perſonen zu einem gemeinſchaftlichen fortbauenden und vom Staate gebilligten Endzwecke; bald das einer ſolchen Gemeinheit eigenthümlich zuſtehende Vermögen und die Gemeinheitsgüter. Es gibt verſchiedene Arten von Gemeinheiten, z. B. Geiſtliche, Innungen ꝛc. und alſo auch verſchiedene Arten ihres Vermögens; aber hier iſt nur von Land- oder Dorfgemeinden und deren Vermögen die Rede. Als Geſellſchaft haben ſie alle Rechte und Befugniſſe, die aus der Natur und dem Zwecke ihrer Verbindung herfließen. Der Grund ihrer Rechte ſind theils die Geſetze und Verleihungen des Landesherrn, theils die beſondern Erwerbungsſtitel. Als moraliſche Perſon hat die Gemeinde dieſelben activen und paſſiven Rechte, welche einzelnen Bürgern und Menſchen im Staate zukommen, inſofern ſie nur mäßiger Weiſe von ihr ausgeübt werden können und die Geſetze keiner Verſchiedenheit zwischen einer moraliſchen Perſon und einzelnen Menſchen gemacht haben. Die Gemeindeglieder, als moraliſche Perſon, genießen die Rechte der Minderjährigen oder Unmündigen (Pupillen); ſie können zu Erben eingefeßt werden, Verträge ſchließen, daraus Klagen und verflagt werden; ja ſogar Verbrechen begehen, und daraus verbindlich werden; ferner haben ſie das Recht ein gemeinſchaftliches Vermögen zu beſitzen, zu erwerben, und zur Beſtreitung ihrer Erhaltungskosten eine Gemeindecasse zu führen; Dorfſtatuten und Gemeindeordnungen (Bauernſprachen, Bauernhöfen) zu machen und die Uebertreter zu beſtrafen ꝛc. Allein der Begriff eines wirklichen Gemeindeglieds mit Rückſicht auf den Genuß und die Beſchwerden, die Gemeinheitsvortheile und La-

sten, ist nicht an allen Orten gleich. In der Regel sind nur diejenigen wahre Gemeindeglieder, welche zum Betriebe des Ackerbaues und der Viehzucht einen Bauerhof, er mag 100 Acker oder 1 Acker enthalten, besitzen und bearbeiten. Die Theilnahme an den Gemeindevortheilen und Beschwerden richtet sich alsdann entweder nach der Größe und dem Umfange des Guts, oder nach dem Herkommen. Der bloße Besitz einer Wohnung ohne die zu einem pflichtigen Hofe gehörigen, in der Dorffeldmark liegenden Grundstücke, oder eine sonstige Art von Verbindung, worin Jemand mit der Gemeinde steht, macht an sich Niemanden zu einem wahren Gemeindegliede. Man kann daher die adelich freien Gutsbesitzer, die Prediger, Schullehrer, Forstbedienten, die bloßen Brunnbesitzer, Anbauer, Häusler, Häuslinge und Miethbewohner nicht als wirkliche Mitglieder der Gemeinde in obiger Rücksicht ansehen, wenn ihnen der Mitgenuss an den Gemeindegütern und Vortheilen, vermöge eines andern Rechtstitels, z. B. Vertrag, Gesetz, rechtliches Herkommen, Verjährung u. nicht besonders eingeräumt oder von ihnen erworben worden ist. Aus dem besondern Verbands mit der Gemeinde pflegen indes die adelichen Gutsbesitzer, besonders wenn ihre Güter ursprünglich aus pflichtigen Höfen zusammengesetzt sind, die Prediger und Schullehrer an den Gemeindevortheilen mit den wahren Gemeindegliedern einen verhältnismäßigen Antheil zu genießen; die übrigen genannten Einwohner aber nur meistens an der Gemeinweide einen eingeschränkten Mitgenuss zu haben; aber aus diesem Rechte des Mitgenusses der Gemeinweide folgt durchaus nicht das Recht, auch an andern Gemeinderechten z. B. Gemeinholz u. den Mitgenuss zu besitzen. Ueberhaupt beruhet hiebei fast Alles auf der Verfassung einer jeden einzelnen Gemeinde. Das Vermögen oder Gemeinheitsgut einer Gemeinde ist sehr verschieden und ungleich und das Eigentum daran gehört der ganzen Gemeinde als einer moralischen Person od. juristischen Einheit. Die Güter derselben sind in Rücksicht ihrer Bestimmung oder ihres Gebrauchs und des von den Gemeindegliedern daraus zu ziehenden Nutzens zweifacher Art. a) Grundstücke, Holztheile, Obstpflanzungen, Capitalien, Pachtgelder, Zinsen und andere dergleichen Einkünfte, welche das Patrimonium der Gemeinde oder den Schatz derselben ausmachen, woraus alle Bedürfnisse der Gemeinde, als moralische Person, bestritten werden, z. B. Kriegscontributionen u., b) gemeine Huth- und Weideplätze, oder Acker und Leiden, Zehnten, Haiden, Moore, Brüche, gemeine Holzungen, Mastung, Wege, Stege, Brücken, Brunnen, Seen, Teiche, Bäche, Fischeret, Jagd, Mühlen, Schmieden, Back- und Brauhäuser, Bier- und Brauntweinschank, Gottesäcker oder Kirchhöfe, Kirchen, Schulen u., welche insgesamt gemeine Gut oder öffentliche Sachen einer Gemeinheit im engeren Sinne genannt werden. Die Verwaltung der Gemeinheitsgüter geschieht nach den darüber vorhandenen gesetzlichen Vorschriften oder dem Herkommen jeder einzelnen Gemeinde, und es muß darüber jährlich nach Ausgabe und Einnahme eine Gemeinderrechnung abgelegt werden. Allein in Ansehung der Benutzung der Gemeindegüter sub a) ist es am vortheilhaftesten für die Gemeinde, mit Ausnahme der Holztheile für den Selbstgenuss, wenn dieselben, sowie aus b) die Seen, Teiche, Bäche, Fischereten, Jagd, Mühlen, Schmieden, Back- und Brauhäuser, Bier- und Brauntweinschank, öffentlich an den Meistbietenden auf Zeit verpachtet, oder von den letztern, z. B. Mühlen, Schmieden, Back- und

Branhäuser nebst dem Schankrechte gegen einen jährlichen Canon in Erbpacht gegeben werden. Die Gemeindeglieder kann die Gemeinheit wegen ihrer Natur und Fortdauer nicht anders als forstwirthschaftlich, unter Aufsicht der Forstpolizei, ohne Pachtung, selbst benutzen. Da die sämtlichen Gemeindegüter die Rechte der Güter von Unmündigen genießen, so ist auch die Staatsregierung Obervormund über dieselben, und es muß daher dem Staate vorzüglich daran liegen, daß diese Güter zum Besten der Gemeinheit auf die vollkommenste Weise benutzt, erhalten und keine der Gemeinheit schädlichen Veränderungen damit vorgenommen werden. Die Gemeinheit kann deswegen ohne obrigkeitliche Bestimmung ihre Güter weder verpfänden noch veräußern und selbst die Mehrheit der Stimmen der Gemeindeglieder ist hier nicht rechtsgültig, weil sie eine moralische Person sind. Was hingegen die sub b) genannten Gemeinweiden, Viehweiden, Allmänden, Ager, Haiden, Moore, Brüche und Mastung anbelangt, so sind diese Ueberbleibsel der Altdentschen, besonders Fränkischen Landwirthschafts-einrichtung, nach welcher die Gemeinschaft der Felder, Wiesen und Weiden üblich war. Diese hörte nach und nach dadurch auf, daß die in alten Zeiten einzeln und zerstreut angebauten Wohnungen der Landleute mehr an einander gerückt und Dörfer, im heutigen Sinne, angelegt wurden, welche eine neue Abtheilung der Güter und Grundstücke nothwendig machten. Aus dieser erfolgten Theilung der urbar gemachten unterm Pflug getriebenen Grundstücke und Heumiesen, wobei jeder seinen Antheil gern nahe bei seiner Wohnung haben wollte, oder aus dem nach und nach geschehenen Neubruck, Rodeland, Kaufe, Tausche, Erbtheilung u. entstand der Umstand, daß jene urbar gemachten Grundstücke der einzelnen Dorfhöfe oder Ackerbau treibenden Städte und Flecken selten aus großen Breiten, sondern meistens nur aus langen und schmalen Streifen bestehen. Hierauf konnte nun nicht jeder Besitzer, ohne steten Streit mit seinem Nachbar zu haben, sein Viehweiden, weil durch gedachte Austheilung die Huth und Weide überhaupt etwas eingeschränkt ward, und die Besitzer dieser Dorfsuren mußten daher ihre sämtlichen Aecker in Winter-, Sommer- und Brach- oder Huthungsfelder abtheilen, (welche Eintheilung in der Folge die Dreifelderwirthschaft genannt wurde), um dadurch den gemeinschaftlichen Heeden eine freie und offene Weide zu verschaffen. Da nun aber auch diese Plätze nicht hinreichend waren, so mußten noch theils nahe theils entfernt liegende unangebauten Plätze für immer und in vielen Fällen auch selbst die getheilten Aecker und Wiesen in der Dorfsur zu gewissen Zeiten der Gemeindegemeinde zur Weide eröffnet werden. Jene unausgetheilten, öden, und unangebauten, meistens in Lehden, Aengern, Haiden, Holzungen, Brüchen und Mooren bestehenden Weideplätze werden nun entweder a) von einer und ebenderselben Gemeinheit, in deren Feldmark sie liegen, nach gleichen ungetheilten oder nach verschiedenen Verhältnissen als volles privatives Eigenthum besessen und benutzt; oder b) sie werden von mehreren Gemeinheiten aus dem einen oder andern Rechtstitel bald auf gleiche, bald auf verschiedene Weise in Hinsicht auf Weide, Holztheile, Torfstich, Plaggenhieb oder Rasenstich u. besessen und benutzt. Allein dieser gemeinschaftliche Gebrauch und die Benutzung solcher Gemeindegüter ist nicht nur nach der Erfahrung aller Orten eine unverstehbare Quelle von Uneinigkeiten und kostbaren Rechtshändeln, sondern es werden auch dadurch die Vortheile, welche aus dem Anbau wüsthiliger Plätze und Gegenden sowohl für den

Staat entstehen, als auch für die Besitzer durch einen freien und selbst eigenen, von keinem Mitgebrauch anderer eingeschränkten Anbau erwachsen, fast ganz zerstört und gehindert. Mehrere Staaten haben daher alle diese Vortheile durch

Gemeinheitstheilung oder Aufhebung der Gemeinheit zu erreichen gesucht; die aber von Seiten der Regierung in den möglichen Fällen nicht erzwungen, sondern nur durch weise Gesetze und Darstellungen von der Nützlichkeit dieses Unternehmens befördert werden darf; wenn ein glücklicher Erfolg daraus entstehen soll. Die Aufhebung und Theilung der Gemeinheiten selbst ist aber von zweifacher Art. Die eine beschäftigt sich allein mit der Theilung und Auseinandersetzung der von mehreren Gemeinden bisher gemeinschaftlich besessenen und genutzten Räume oder Bezirke unter die dabei interessirten Ortschaften, und man nennt sie daher die allgemeine Gemeinheitsaufhebung oder die Generaltheilung. Bei der andern hingegen wird der einer jeden Gemeinde bei der Generaltheilung zugefallene Antheil, und die ihr schon ausschließlich bisher zugehörte Gemeinheit unter die eingewiesenen Gemeindeglieder nach ihren verschiedenen Theilungsbefugnissen einzeln vertheilt. Diese heißt die Specialtheilung oder besondere Gemeinheitsaufhebung; und insofern mit derselben die Aufhebung und Theilung der Feld- und Wiesengemeinheit verbunden, und der Acker in Schläge oder Koppeln, wie in Mecklenburg, Holstein u. c., gelegt wird, so entsteht daraus diejenige Wirthschaftseinrichtung, welche man die Verkoppelung nennt. Die Generaltheilung muß der Specialtheilung allemal vorgehen, und man kann beide nicht zugleich mit einander vornehmen, weil die Grundsätze, nach welchen jede geschehen muß, verschieden sind. Bei der Regulirung derselben ist es zwar ein unabänderlicher Rechtsatz: daß ein jeder in qualitate quanto (Säthe und Menge) dasjenige, was er bis zur Theilung gehabt hat, wieder erhalten muß; aber nicht immer ist es möglich, daß ein jeder gerade diejenigen Grundstücke, welche er bisher eiaenthümlich oder nach Colonatrechte besessen hat, wieder empfängt. Im letztern Falle kann der Landesherr, vermöge seines landesherrlichen Oberaufsichtsraths und des allgemeinen Wohls, die bisherigen Besitzer zwingen, andere Grundstücke anzunehmen, wenn sie dadurch völlig entschädigt werden, und sie mithin weder in qualitate noch quanto in Hinsicht ihres vorriegen Besizes zu kurz kommen. Entstehen daher vor, während und nach der Aufhebung und Theilung der Gemeinheiten Fragen und Streitigkeiten unter den Theilnehmern über streitiges oder verletztes Recht, so gehört die Beurtheilung und Entscheidung nach der Regel nicht der Delonomie, oder Theilungsbehörde, sondern es muß jede solche Angelegenheit im ordentlichen Rechtsgange verhandelt und vom competenten Richter als wahre Justizsache entschieden werden *). Ist hierüber alles be-

*) Die erwehlichsten bei Gemeinheitstheilungen vorkommenden Rechtspunkte sind nachstehende: 1) Manche Rechtslehrer behaupten, daß die Gemeindeglieder und Allmänden gar nicht aufgehoben werden dürfen, weil die Substanz derselben ein Eigenthum aller künftigen Gemeindeglieder sey. Allein diese Behauptung ist falsch, weil die Gemeinheitstheilung den Rechten nicht entgegen, und jedes neue Mitglied der Gemeinde verpflichtet ist, sich den Zustand derselben gefallen zu lassen, wie er bei dessen Eintritt in die Gemeinde war. 2) Die Theilung der Gemeinheiten kann nicht stets nach einerlei Verhältnissen und Grundsätzen gefordert und eingerichtet werden, sondern es treten sehr verschiedene Fälle ein. a) Hat eine Gemeinheit unbestritten oder nach erfolgter rechtskräftiger Entscheidung das Mitereigenthum an mehreren Gemeinden oder einer Gemeinde und eines adelichen Guts, Klosters u. c. so kann jeder

richtigt, dann erst schreitet die Oekonomie- und Theilungsbehörde zur Theilung selbst, zu dem dieselbe das zu theilende Grundstück g e o m e t

trisch vermessen; eine Charta machen, die Vermessung und Domitirungs-Register ausarbeiten, den Theilungs- und Separationsplan vorlegen und ein Theilungsprotocoll oder einen förmlichen Theilungsrecess entwerfen läßt. Nach vollendeter Theilung wird deren Bestätigung vom Landesherren nachgesucht. Den ganzen Gang dieser wichtigen Verhandlung zu beschreiben erlaubt der Zweck dieses Werkes nicht; und daher verweisen wir diejenigen, welche ein Theilungsgeschäft auszuführen den Auftrag erhalten sollten, auf Jacobi Beschäftigungen mit Gemeinheitstheilungs-Materien. Hannover 1803. 8. Gemeinheitstheilungsverordnung für das Fürstenthum Saxeburg, mit einer Vorrede v. Hofrath Jacobi, Hannover 1803 und Ueber die Gemeinheitstheilung und zwar von den Grundsätzen, wornach zu theilen u. von dem Commissair Joh. Friedr. Meyer. 2 Theile. Halle 1801. in 4.

X.

Gemenge, beim Bergbau, das unter einander gemischte Erz, insbesondere die Mischung mehrerer Erzarten beim Probiren, welches auch gemeine Probe genannt wird.

Gemmen, f. Steinschneidekunst.

Gemmingen (Otto Heinrich Freiherr von) war ebendem Kurpfälzischer Kammerer, Hofkammerrath und Mitglied der Kurpfälzischen Deutschen Gesellschaft zu Mannheim, privatisirte seit 1784 zu Wien und lebte seit 1797 zu Würzburg. Er hat sich besonders durch seinen, Diderots Père de famille nachgebildeten Deutschen Hausvater eine nicht unehrliebe Stelle unter den Deutschen dramatischen Dichtern erworben. Großmann und Gemmingen machten zu Anfang des achtziger Jahre die ersten bedeutenden Versuche scenischer Darstellungen aus dem Kreise des häuslichen Lebens, und beide fanden eine um so dankbarere Aufnahme, je mehr schon damals der Geschmack an dem Wilden und Ausschweifenden sich merklich verloren hatte und die Gattung, was eigentlich ihr Glück entschied, um die nämliche Zeit in Jffland einen Dichter erhielt, der gleichsam für sie geboren zu seyn schien. Außers dem haben wir von Gemmingen ein Lustspiel, die Erbschaft betitelt, eine Mannheimische Dramaturgie, ein Magazin für Wissenschaften und Literatur, Wiener Ephemeriden, eine Wochenschrift unter dem Titel der Weltmann und verschiedene andere Werke, zum Theil Uebersetzungen.

Gemsenjagd ist ein äußerst beschwerliches Geschäft, indem die Gense Fels auf und ab und über Felsenspalten hinweg mit unglaublicher Behendigkeit setzt, und die drohende Gefahr mit ihren großen hellen Augen gewöhnlich frühzeitig entdeckt. Bemerket eine der gesellschaftlich weidenden Gensen etwas Gefährliches, so gibt sie durch einen durchdringend pfeifenden Ton ein Warnungszeichen, stampft mit dem Fuße, und im Nu ist die ganze Gesellschaft auf der Flucht. Dennoch wissen die Gensenjäger sich ihrer zu bemächtigen. Mit einer Glinte und einem Waidsäc auf dem Rücken, einem eisenbeschlagenen Stock in der Hand, mit Fußeisen und einem Fernglas versehen, treten sie ihre Reise aufs Gebirg an. Um auch da übernachten zu können, tragen sie eine Pelzjacke und führen die nöthigsten Lebensmittel bei sich. Sorgfältig bemerken sie, ob ihnen der Wind in das Gesicht oder in den Nacken geht, denn im letztern Falle wittern die Gensen des Jägers Ankunft zu früh. Mit dem Fußeisen bewaffnet setzt er nun den fliehenden Gensen über alle Felsen und Eisfelder nach. Jeder Schritt vor- oder rückwärts ist oft mit Lebensgefahr verbunden. Gelingt es ihm endlich, die Thiere in einen engen Bergstrich hinein zu treiben, wo ihnen nur auf seine Person zu der Ausweg noch offen steht, so schließt er unter sie. Wiederholt er dieß öfter, so sehn die geängsteten Thiere sich gezwungen, über das Haupt des Jägers wegzusehen oder ihn durch einen gewagten Sprung in den Abgrund zu stürzen, und nicht selten findet einer, bloß über dem Nachklettern, zwischen schroffen Felsenklippen sein Grab. In Graubünden und Wallis findet man viele solche Wagehälse, die mit den Tyrolischen und Savoyischen Gensenjägern immer im Kriege leben. Ein Gensensfell wird mit 6—9 Gulden verkauft, und außerdem erhält man noch etwa 10—12 Pfunde Talg von einem starken Thiere. Dieß ist der ganze Gewinn für eine so namenlose Gefahr.

Gemüth, das; hat seinen Namen vom Muth und bedeutet eigentlich das innere, den Menschen zur Thätigkeit aufregende, Prinzip. Daher wird dieses Wort oft auch gleichbedeutend mit Geist oder Seele gebraucht (z. B. Gemüthskräfte für Geistes- oder Seelenkräfte). Im engeren Sinne aber bezieht man den Ausdruck Gemüth hauptsächlich auf das Begehrungsvermögen und die damit zusammenhängenden Gefühle. Daher sagt man, ein Mensch habe kein Gemüth, wenn ihm die dem menschlichen Herzen sonst so natürlichen Gefühle der Liebe, der Achtung, der Mitfreude, des Mitleids u. s. w. fremd zu seyn scheinen. Im Gegentheil nennt man einen Menschen gemüthvoll, auch wohl gemüthlich. Doch hat man den letzten Ausdruck oft auch von Dingen gebraucht, die außer dem Menschen sind, aber seinem Gemüthe dergestalt zusagen, daß sie es in eine behagliche Stimmung versetzen (z. B. ein gemüthliches Plätzchen). D.

Gemüthsbewegungen, Affekten nennt man gewisse vorübergehende Stimmungen des Gefühlvermögens, welche, so lange sie herrschend sind, das Gemüth gleichsam aus seinem ruhigen Gleichgewicht (Gemüthsrube) heben, die Fassung stören, und mithin freie Ueberlegung und Selbstbestimmung durch Grundsätze unmöglich machen. Sie sind theils angenehme, theils unangenehme, reine oder gemischte. Freude, das angenehme übermannende Gefühl über ein erhaltenes Vergnügen; Traurigkeit, das unangenehme Gefühl über erhaltenes Misvergnügen; Hoffnung, das angenehme Gefühl über ein zu erhaltendes Vergnügen; Furcht, das unangenehme Gefühl über zu erhaltendes Misvergnügen; Schrecken, das Gefühl plötz-

lich erregter Furcht; Bangigkeit und Angst, die peinlichen Gefühle der Furcht vor eintretendem Uebel; Zorn, plötzlich erregtes Gefühl über erlittenes Unrecht; Scham und Reue, unangenehme Gefühle über begangenes Unrecht: dies sind die Affekten, welche man reine nennet, weil immer nur ein bestimmtes, angenehmes oder unangenehmes, Gefühl herrschend ist. In andern hingegen sind diese beiderlei Gefühle gemischt. So ist Erwartung eine Mischung von Furcht und Hoffnung, Bestürzung von Freude und Traurigkeit; eben so Mitleid, Besorgniß, Sehnsucht. Uebrigens finden bei mehreren verschiedene Grade statt, bei der Freude das Entzücken, bei dem Schrecken das Entsetzen, bei der Traurigkeit der Gram, bei dem Zorne die Wuth. Von einigen wird das Herz mit hin nur in sanfte Regung gebracht, von andern heftig erschüttert; jene wirken wohlthätig, diese zerstörend auf die Organisation, denn sie erschöpfen durch Uebermaaß der Erregung die Lebenskraft. Aus dem moralischen Gesichtspunkt betrachtet gilt im Allgemeinen der Grundsatz, daß man seine Affekten beherrschen solle, weil doch immer die Vernunft dadurch ihrer Herrschaft beraubt wird; hauptsächlich gilt dies aber doch von denen, die leicht ins Unmoralische ausarten, z. B. Zorn, Rache u. a. In ästhetischer Hinsicht führen die, so von Kraft und Stärke zeugen, wenigstens einen Schein von Erhabenheit bei sich, und es kann dann wohl auch einen edlen Zorn, eine edle Rache geben, die von Schwäche zeugenden hergegen gebören mehr in die Sphäre des Schönen, z. B. alle sogenannten schmelzenden Affekte, wie Wehmuth, Mitleid, Schmerz, der sich selbst den Trost versagt u. a. m. ad.

Gemüthskrankheiten, sind Seelenkrankheiten solcher Art, bei welchen das Gemüth oder Begehrungsvermögen, das man gewöhnlich das Herz nennt, ursprünglich leidet und Ursache von bestimmten Krankheits-Erscheinungen ist. Es fragt sich, ob nicht schon bestige Leidenschaften aller Art, welche die Ruhe und den Frieden des Herzens stören und dadurch die ganze Deconomie der Seele in Verwirrung bringen, wahre Gemüthskrankheiten seyen, z. B. heftige Liebe, Eifersucht u. a. m. Gewiß aber ist es, daß aus den Leidenschaften nicht selten Zustände entspringen, denen man den Namen der Gemüthskrankheiten nicht absprechen darf. Wir nennen hier nur die zwei vorzüglichsten, die übrigens, wiewohl sie in Ein Gebiet gehörig, dennoch von ganz entgegengesetzter Art sind, Wahnsinn und Melancholie. Die Liebe macht wahnsinnig und melancholisch, nachdem der Charakter und das Temperament des Individuums, und die Umstände beschaffen sind. Auch Stolz und Ehrgeiz können Wahnsinn, anhaltender Kummer, Gram über schweren Verlust und gescheiterte Hoffnungen können Melancholie erzeugen. Der Wahnsinn als Gemüthskrankheit von Exaltation, rückt das Gemüth gleichsam aus sich selbst heraus, in eine fremde, in eine Traumwelt, wo nur die Gegenstände seines Begehrens dem wahnsinnigen Gemüth vorschweben, und wo Sinn, Verstand und Phantasie, in den Diensten des kranken Gemüths, aus ihrer Bahn weichen. Die Wahnsinnige aus Liebe sieht sich überall in der Gesellschaft ihres Geliebten, alle ihre Umgebungen stehen in Bezug auf ihn. Ganz anders die Melancholie. Der Melancholische ist wie abgeschnitten von der Welt, und lebt nur in seinem hohlen, leeren Ich, das durch Druck und Kummer eingengt, nichts mehr wünscht und sucht als den Tod. Tiefe Nacht umschattet seinen Geist, und seine Willenskraft ist erstorben. Und dieser ganzen innern Zerrüttung Quelle ist das
franke

Kranke Gemüth. Hieraus läßt sich abnehmen, daß Melancholie und Wahnsinn wahre Gemüthskrankheiten sind, und daß es unrecht ist sie Geisteskrankheiten zu nennen, weil der Geist oder das Vorstellungsvermögen hier nur mittelbarer Weise angegriffen ist *). Siehe den Art. Geisteskrankheiten.

Genannte des großen bürgerlichen Rathes waren in der ehemaligen Reichsstadt Nürnberg gewisse aus der Bürgerschaft von hiesigen und kleinem Rath erwählte und ernannte Personen, welche den äußern oder größern Rath bildeten. Nur bei außerordentlichen Vorfällen und besondern wichtigen Handlungen wurden sie versammelt und um ihre Meinung befragt.

Genealogie, die wissenschaftliche Darstellung von dem Ursprunge, der Fortpflanzung und der Verwandtschaft der Geschlechter, wird, weil sie einzelne Theile des historischen Studiums wesentlich unterstützt und erleichtert, nicht ohne Grund zu den historischen Hilfswissenschaften gerechnet. Die genealogischen Kenntnisse haben aber eine doppelte Bedeutsamkeit: eine individuelle und eine historische. Jene Kenntnisse sind in individueller oder rechtlicher Beziehung wichtig, sobald gewisse aus der Verwandtschaft abguleitende Ansprüche geltend gemacht werden sollen; sie erhalten aber auch zugleich historisches Interesse, wenn nach den Verwandtschaftsverhältnissen historisch merkwürdiger Individuen gefragt wird, obgleich der Begriff merkwürdig in dieser Hinsicht immer relativ bleiben muß, theils weil manche an sich unbedeutende Familie nur bisweilen wegen einer einzigen Person aus ihrer Dunkelheit gezogen werden muß, theils weil selbst merkwürdige Individuen oft auch für einzelne Districte, Provinzen und Länder ein historisches Interesse haben. Die wissenschaftliche Darstellung der Genealogie zerfällt in zwei Theile: in den theoretischen, welcher die Lehre von den genealogischen Grundsätzen überhaupt enthält, und in den practischen, welcher die historisch merkwürdigen Geschlechter darstellt. Gewöhnlich wird der Letztere nur auf die fürstlichen Familien eingeschränkt. Der theoretische Theil der Genealogie geht von dem Begriffe eines Geschlechts, einer Familie aus. Personen, die von einem gemeinschaftlichen Vater abstammen, bilden ein Geschlecht. Durch den Begriff des Grades bezeichnet man die Nähe oder Entfernung der Verwandtschaft, worin eine Person zu einer andern steht. Eine Reihe mehrerer, von einem gemeinschaftlichen Ahnherrn abstammender, Personen heißt eine Linie. Die Linie ist entweder die gerade (*linea recta*), oder Seitenlinie (*linea obliqua* oder *collateralis*). Die gerade Linie wird eingetheilt in die aufsteigende oder absteigende. Bis zum siebenten Gliede werden die Vorfahren (*pater*, *avus*, *proavus*, *abavus*, *atavus*, *tritavus*, *protritavus*), und die Nachkommen (*filius*, *nepos*, *pronepos*, *abnepos*, *atnepos*, *trinpos*,

*) Etwas Ursachen können, unter andern Umständen, verschiedene Wirkungen haben. Das gestörte Gemüth kann demnach Melancholie oder Wahnsinn bewirken, deshalb aber sind beide nicht Gemüthskrankheiten. Bei dem Wahnsinn ist es doch vornehmlich der Geist, welcher leidet, bei der Melancholie hingegen das Gemüth, dort das Vorstellungsvermögen, und dies dürfte wohl einen Unterschied unter beiden begründen. Der Wahnsinnige kann sich, je nachdem sein Wahnsinn ist, noch glücklich fühlen, der Gemüthsranke fühlt sich allemal unglücklich. Zu den Gemüthskrankheiten gehört Niedergeschlagenheit, Misguth, Schwermuth, Verstimmung, Selbstpeinigung und Lebensmüde, Hypochondrie, Melancholie.

protrinos) mit besondern Namen belegt; die übrigen Ascendens-
 ten heißen im Allgemeinen majores (Vorfahren, Ahnen), und die spä-
 tern Descendens, im Allgemeinen posteri (Nachkommen). Wes-
 brigens bilden bloß die Söhne die männliche Linie; alle übrige Nachkom-
 men gehören zur weiblichen Linie. Die linea obliqua umschließt die Sei-
 tenverwandten, welche nicht von einander, sondern nur von einem ges-
 meinschaftlichen Stammvater abstammen. Sie ist entweder gleich
 (aequalis), oder ungleich (inaequalis), sobald auf der einen Seite
 mehr Individuen als auf der andern gezählt werden. Von väterlicher
 Seite heißen die Seitenverwandten agnati, von mütterlicher Seite
 cognati. Die Geschwister sind entweder leibliche oder Stiefges-
 chwister, je nachdem sie entweder theils von beiden Aeltern, theils
 von einem Individuum der Aeltern abstammen, oder nur durch neuges-
 stiftete Ehen mit einander verwandt worden sind. Zur Verknüpfung
 der Abstammung und Verwandtschaft werden genealogische Tafeln
 entworfen, deren Einrichtung und Umfang von dem vorgesezten Zwecke
 abhängt. In den eigentlichen Geschlechts- oder Stammtafeln
 hebt man gewöhnlich vom ältesten Stammvater an, und stellt alle bekann-
 ten Personen männlichen und weiblichen Geschlechts aus einer Familie in
 absteigender Linie und nach deren Seitenlinien dar. Bei den Ahnen-
 tafeln beabsichtigt man die Verknüpfung der Abstammung einer ein-
 zeln Person in aufsteigender Linie, sowohl von väterlicher als mütter-
 licher Seite. Auf diese Weise werden, 4, 8, 16 u. Ahnen bewiesen.
 Die Regierungs- oder Successionstafeln enthalten bloß die Abstams-
 mung der Personen, welche nach einander zur Regierung gelangt sind,
 oder Ansprüche auf dieselbe haben. Mit ihnen stehen die Erbfolge-
 streitstafeln in Verbindung, welche mehrere Linien einer Familie, or-
 mehrere Familien nebeneinanderstellen, um aus den Graden der Verwandt-
 schaft das Erbfolgerecht abzuleiten. Die synchronistischen Tafeln
 werden aus neben einander gestellten Stammtafeln mehrerer Familien
 gebildet, um Verwandtschaften, Heirathen, Erbverbrüderungen u. deutlich
 zu vergegenwärtigen. Die historischen Stammtafeln unterscheiden
 sich von den eigentlichen Stammtafeln dadurch, daß sie nebst der Abstams-
 mung auch noch Biographien der Stammglieder beifügen, so wie bei den
 Länder-Vereinigungs- oder Trennungstafeln neben der
 Fortpflanzung der Stämme auch die Ab- und Zunahme des Länderbestan-
 des oder des Familienvermögens verzeichnet wird. Die gewöhnliche
 Form der genealogischen Tabellen ist, daß der Stammvater oben an gesetzt
 und bei jedem der Nachkommen die Abstammung durch Striche angege-
 ben wird; doch hat man auch solche Tabellen in der Gestalt eines Baumes,
 nach dem Vorbilde des canonischen Rechts, (arbor consanguinitatis),
 wo der Stammvater, gleichsam als Wurzel, unten gesetzt wird, eine
 Form, in welcher sich besonders die ältern Genealogen gefielen. Die
 Kenntniß der Genealogie ward im ausgehenden Mittelalter wichtiger,
 als der Adel sich von den übrigen Ständen absonderte, sich gewisse Aem-
 ter, Stellen in Stiftern u. s. w. ausschließend vorbehielt, und jeder,
 der dazu gelangen wollte, eine festgesetzte Anzahl von Ahnen nachweisen
 mußte. In diesem Zeitalter entstand auch die Sucht, die Stifter der
 Europäischen Regentenhäuser im fernsten Alterthume, oder doch wenig-
 stens in den Römischen Familien nachzuweisen, welche erst durch die hi-
 storische Kritik in ihrer Blöße dargestellt, und vermittelst derselben auch
 die Genealogie in ihre eigentliche Gränze und auf ein festes historisches
 Princip zurückgeführt wurde. Die wissenschaftliche Behandlung der Ge-

nealogie gewann erst nach der zweckmäßigeren Behandlung der Geschichte überhaupt, und vorzüglich durch Deutsche. Im 17ten Jahrhundert war **Andreas Duchesne** († 1640) ein Hauptverbesserer der genealogischen Methode, und **Nittershusius** (Prof. der Rechte zu Altorf, † 1670) bemühte sich, Unsinn in der Genealogie zu vermeiden; ihn ergänzte **Imhof** (1683. 85). Mehr geschah im 18ten Jahrhundert. **Sehhardi** gab die älteren **Lohmeyer'schen** Stammtafeln (1730) verbessert heraus. Durch **Hübners** mühevollen genealogischen Tabellen (4 Bde. quer Fol. 1725 — 33 und **Sam. Lenzen's** Erläuterungen dazu 1756. 4.) machte die Wissenschaft bedeutende Fortschritte; doch führten sie erst **Satterer** (Abriß der Geneal. Göt. 1788. 8.), **Pütter** (Tabb. geneal. Göt. 1768. 4.) und **Wolstel** (1810) zu einer höhern Vollkommenheit.

General, eine militärische Charge; bei den Deutschen Armeen ist der **General** mindestens Chef eines Regiments, bei den Französischen Heeren gibt es nur **Brigade- und Divisionsgenerale**, da jedes einzelne Regiment von einem Obersten commandirt wird. **Generallieutenant** ist der nächste nach dem **General** en Chef, und **Generalmajor** oder **General-Wachtmeister** der nächste nach diesem **General** en Chef, der **Obergeneral**, der **Oberfeldherr**; **Generaladjutant**, der Gehülfe des **Generals**, der seine Befehle empfängt und zur Vollziehung bringt. **Generalstab**, **Etat-Major**, besteht aus dem Oberbefehlshaber, dem **Generallieutenant**, **Generalmajor**, dem **Adjutanten**, dem **Generalquartiermeister**, dem **Oberwagenmeister**, dem **Generalgewaltiger** (oder **Generalprofosen**) und dem **Oberkommisär** mit ihren Unterbedienten; überhaupt versteht man unter **Generalstab** sämtliche zum Hauptquartiere gehörige **Stabsoffiziere**. **Generalquartiermeister** ist derjenige **Offizier** des **Generalstabs**, der die **Märsche** und **Bewegungen** der **Armee** anzuordnen hat. Er bildet mit den ihm Untergeordneten den **Generalquartiermeisterstab**. **General**, in der Zusammensetzung mit **Admiral**, **Feldmarschall**, **Feldzeugmeister**, **Feldwachtmeister**: der oberste **Admiral**, **Feldmarschall** u. s. auch **Feldmarschall**, **Feldzeugmeister** u. **General-Feldmarschalllieutenant**, der nächste nach dem **Generalfeldmarschall**, z. B. bei der **Kaiserlich Oesterreichischen Armee**. **Generalauditeur**, der **Oberkriegsrichter**. **Generalcapitain** war in **Holland** der oberste **Kriegsbefehlshaber**, soviel als bei andern Mächten der **Generalfeldmarschall**. **Generalat**, das Amt und die Würde eines **Generals**; auch die Abtheilung einer **Armee**; desgleichen ein **Landesbezirk**, dessen Verfassung militärisch ist. **Generalissimus**, der Oberbefehlshaber der gesammten **Kriegsmacht**; besonders dann, wenn eine **Armee** aus den Truppen verschiedener Mächte zusammengesetzt ist. **Generalität**, die sämtliche hohen **Generale**, die **Generalschaft**.

General, **genoralis**, allgemein, was allen Arten einer Gattung (**genus**) zukommt, wird in Zusammensetzung mit vielen andern Worten gebraucht: **Generalaccise**, die allgemeine **Steuer**, die von allen **Einwohnern** und für alle **Waaren** entrichtet werden muß. **Generaladvokat** war sonst in **Frankreich** ein bei den **Gerichtshöfen** angestellter **Sachwalter**, der in allen den **König**, den **Staat**, die **Kirche**, oder einzelne **Gemeinheiten**, auch **Minderjährige** betreffenden **Sachen** dem von den **Parteien** selbst erwählten **Advolaten** beistehen und mit gutem **Rath** an die **Hand** gehen mußte. **Generalcapitel**, eine allgemeine **Versammlung** aller **Stifts- oder Ordensmitglieder**. **General-Con-**

Stolent war in dem vormaligen Frankreich der oberste Staatsminister, an welchen alle königliche Einkünfte abgeliefert werden mußten. Generalfiscal, der Oberfiscal. Generalgewaltiger, der Oberfeldpolizeirichter. General Inspector, der Oberaufseher. General Intendant, der Oberaufseher über das Finanz-, Justiz- und Kriegswesen; bei der Marine insbesondere über die Häfen, Magazine und Zeughäuser. Generalmarsch, der allgemeine Aufbruch oder Marsch des ganzen Heers oder Regiments. Generalpacht, der Pacht aller Einkünfte ganzer Provinzen oder großer Districte. Generalpause, in der Musik, allgemeine Pause, wo alle Stimmen schweigen. Generalrevue, die allgemeine Musterung. Generalsturm, ein allgemeiner, von der ganzen Belagerungsmannschaft unternommener Sturm auf den zu erobernden Ort. Generalsuperintendent, der Oberaufseher der gesammten Geistlichkeit eines Landes. Generalvikar, der Stellvertreter des Bischofs in der ganzen Diöcese. Generale, ein allgemeiner Landesbefehl.

Generalbaß nennt man den Vortrag der Grundstimme eines Constücks, verbunden mit der Intonation aller einzelnen Accorde, aus denen die Harmonie des Ganzen hervorgeht. Gewöhnlich spielt man ihn auf einem Claviatur-Instrument, theils zur Verstärkung der Harmonie, theils zur Erfassung der Intervallen mancher Accords, die in den wenigstimmigen Sätzen noch fehlen, und zur Ausfüllung der harmonischen Lücken, die öfters zwischen den Stimmen vorkommen. Wer demnach den Generalbaß spielen will, muß die Fertigkeit besitzen, mit der Grundstimme eines Constücks zugleich die Folgen aller Accorde, woraus die Harmonie desselben besteht, vorzutragen. Da diese Accorde und die in ihnen enthaltenen Hauptintervallen über den Noten durch Zahlen und Zeichen, die Signaturen, angedeutet sind, so muß er auch eine genaue Kenntniß dieser Bezifferung haben, die man bei Marpurge, Albrechtsberger, Bach, Lart und Müller findet. Erfinder dieser Bezifferung war Bladana, zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts Kapellmeister an der Domkirche zu Mantua. Deshalb nennt man auch diese Bezifferung öfters die Italienische Tabulatur. dd.

Generalitätslande, hießen sonst in Holland diejenigen Lande, die nicht zu den vereinigten sieben Provinzen, sondern unmittelbar unter die Generalstaaten gehörten, z. B. das Holländische Flandern, oder Brabant, der Holländische Antheil an Limburg und Geldern.

Generalstaaten, s. Holland.

Generation, Geschlechtsfolge, Menschenalter, Kreis, ist eine der unbestimmten Rechnungsarten der alten Chronologie, wo man nach dem Alter der Menschen im Durchschnitt rechnet. Herodot rechnet auf drei Menschengeschlechter 100 Jahre, andere Schriftsteller rechnen auf ein Menschengeschlecht 30, 28, 22, Dionys von Halarnaß 27 Jahre. Gewöhnlich rechnet man 30 Jahre. Wenn demnach Nestor bei Homer sagt, er habe bereits zwei Menschengeschlechter sterben sehen, so muß man, um sein Alter zu bestimmen, also rechnen: als er 30 Jahre alt war, war die Generation, oder das Menschengeschlecht ausgestorben, das 30 Jahr vor ihm geboren war; als er 60 Jahr alt war, war das Geschlecht ausgestorben, das mit ihm zugleich geboren war, und nun lebte er mit dem dritten Geschlecht, das geboren wurde, als er 30 Jahre alt war. Nestor mußte demnach gegen 80 Jahre alt seyn. S. übrigens Menschenalter. dd.

Genesis, die; wird darum das erste Buch Moses genannt, weil

in demselben von der Entstehung der Dinge die Rede ist. In der Griechischen Sprache nämlich bedeutet das Wort *Genesis*: Zeugung; Geburt, Entstehung. Die Alexandrinischen Dolmetscher, welche ungefähr 300 Jahre vor Christi Geburt das Alte Testament ins Griechische übersetzten, brauchten dieses Wort, das erste Buch Moses zu bezeichnen, und aus dem Griechischen ist dieses Wort, in wiefern es von dem ersten Buche Moses gebraucht wird, in die lateinische und selbst in die deutsche Sprache übergegangen. S. darüber Hebräische Literatur.

Genesung. Im Allgemeinen der Uebergang von Krankheit zur Gesundheit. Die krankhafte Thätigkeit eines einzelnen Organs oder Systems im Körper hat ihr Ziel gefunden, die unterdrückt gewesenen Kräfte heben sich wieder. Die Disharmonie der verschiedenen Verrichtungen des Körpers löst sich allmählig wieder in die vorige Harmonie auf, die überspannten Thätigkeiten lassen durch Erschöpfung ihrer Kräfte oder durch Arzneimittel beschränkt, allmählich nach, die schadhaften, dem organischen Körper fremdartig gewordenen Stoffe werden ausgeschieden und fortgeschafft; Ruhe und Harmonie der Verrichtungen des Organismus lehren wieder zurück. Dieser Zustand fängt folglich so gleich nach der glücklichen Krisis (s. dies. Art.) der Krankheit an, und endigt da, wo völlige Gesundheit wieder eingetreten ist. Die Krankheit verschwindet nicht plötzlich aus dem Körper, sondern nur allmählich. So wie im Innern des Organismus gewisse Veränderungen vorgehen, mittelst welcher die Krankheit von Stufe zu Stufe bis zu ihrer Höhe stieg, eben so ist ihr Gang auch stufenweise wieder rückwärts, oft durch die nämlichen innern Vorgänge, daher die Krankheits Symptome nur eins nach dem andern abnehmen, und zwar in umgekehrter Ordnung ihres Eintretens, so daß die zuletzt erschienenen zuerst verschwinden. Dieser Rückgang von dem kranken Zustande zum gesunden geschieht bald in langsamern bald in schnellern Schritten, daher der Zeitraum der Genesung bald länger bald kürzer ausfällt, je nachdem die Krankheit schwer, oder nur leicht, ihr Verlauf langsam oder schnell, die Lebensenergie des Kranken stark oder schwach war, die Hülfe der Kunst weniger oder mehr, unpassend oder zweckmäßig angewendet wurde u. s. w. Der Genesungszustand selbst ist auch verschieden nach dem Charakter und der Form der Krankheit. So ist er z. B. anders nach einem Entzündungs-, anders nach einem Faulfieber, oder nach einem Nervenfieber, anders nach einem Catarrh, anders nach einer Lungenentzündung u. s. w. Es erhellet aus allem diesem, daß Genesung noch nicht Gesundheit selbst ist; es ist ein eigener, zur Gesundheit hinführender Zustand, der jedoch eben so leicht theils zur vorigen, theils zu einer andern Krankheit wieder übergehen kann. In die vorige Krankheit kann er zurückfallen (s. *Recidiv*), wenn die Mittel zu bald aufgesetzt werden, welche die Krankheit beschränkten, oder wenn Diätfehler begangen wurden, welche den vorigen Krankheitszustand begünstigten. In eine andere Krankheit kann er übergehen, wenn die dem vorigen Krankheitszustande entgegengesetzten Mittel, welche den der Krankheit entgegengesetzten Zustand hervorrufen sollen, zu lange fortgesetzt werden. Hiedurch kann der Kranke gerade in die entgegengesetzte Krankheit verfallen, der von einem entzündlichen Fieber Genesene kann z. B. durch Uebermaß von Blutentziehung oder schwächenden Arzneimitteln in ein sogenanntes Faulfieber oder in ein hectisches Fieber verfallen u. s. w. Ferner kann durch Mangel an gehörigem diätet-

tischem Verhalten, Uebermaß in Speisen und Getränken, Erkältung, Störung der kritischen Ausleerungen u. a. m., der Uebergang in eine andere Krankheit befördert werden. Hieraus ergibt sich von selbst, daß der Genesende den Vorschriften seines Arztes noch treulich nachkommen, und das seinem Zustande gemäß diätetische Verhalten genau beobachten muß.

H.

Genethliacon, ein Geburtstagsgedicht. **Genethliacus**, ein Aktivitätsteller.

Genetisch heißt eigentlich die Erzeugung betreffend, z. B. genetische Kraft, die Zeugungskraft. **Genetische Erklärung** ist eine solche, die nicht bloß die Merkmale einer Sache angibt, sondern zugleich ihre Entstehung darthut.

Genf, Französ. Genève, an dem reizenden Genfer See, im ehemaligen Herzogthum Genevois gelegen, ist noch jetzt eine große, schöne, volkreiche und durch Handel und Fabriken wohlhabende Stadt. Der Rhone, welcher den See durchströmt, tritt bei Genf aus demselben heraus, und sondert die Stadt in drei ungleiche Theile, welche durch Brücken zusammenhängen. Vor der Französischen Revolution zählte Genf über 26,000 Einwohner; in den Gärten und nächsten Bezirken lebten 4000, und auf dem übrigen Stadtgebiete von 1 ½ Quadratmeilen 46,000 Seelen; dagegen zählte man 1802 nur noch 23,000 Einwohner in der Stadt. Genf ist befestigt. Die herrschende Religion ist die reformirte. Den wichtigsten Nahrungszweig verschaffen der Stadt die Uhrmacher; in der blühendsten Periode des Handels zählte man 480 Meister und gegen 6000 Arbeiter, welche Uhren aller Art, und zwar mit getheilter Arbeit, verfertigten. An sie schließen sich die übrigen Metallarbeiter, welche die zur Uhrmacherkunst erforderlichen und andere mathematische und chirurgische Instrumente arbeiten. Sehr bedeutend sind auch die Kunstwerke der vielen Gold-, Silber- und Bijouteriearbeiter. Außerdem werden hier Sise, Wollentücher, Musfeline, Goldborten, seidene Zeuge, auch Porcellan verfertigt. Wenn diese ansehnlichen Fabriken den Wohlstand der Stadt emporbrachten, so erzeugte zugleich die vortheilhafte Lage am Genfer See einen bedeutenden Transtobandel; die Nähe der Französischen Gränze aber begünstigte einen einträglichen Schleichhandel. Genf erwarb auf diese Weise so ansehnliche Reichthümer, daß es vor der Revolution 120 Millionen Livres meist in den Französischen Fonds stehen hatte, die bei dem Umsturz aller bestehenden Einrichtungen in Frankreich größtentheils verloren gingen. Im Mittelalter war Genf einem Bischof und einem Grafen unterworfen, welche sich gegenseitig ihre Rechte streitig machten. Das Recht der Grafen kam endlich an die Herzoge von Savoyen, welche auch die Bischöfe auf ihre Seite zu ziehen mußten. Aber auch die Bürger hatten von den Kaisern viele Privilegien, und fügten sich nicht unbedingt den Herzogen und Bischöfen. Dadurch entstanden Streitigkeiten, welche die von den Franzosen gebrängten Herzoge nicht mit sonderlichem Nachdruck gegen die von den Schweizern begünstigten Genfer führen konnten. Im J. 1524 entledigte sich die Stadt des herzoglichen Vicedoms, und 9 Jahre darauf auch des Bischofs, indem sie öffentlich zur reformirten Lehre übertrat. Mehrere herzoglich gesinnte Familien wurden verbannt. Dafür hatte sie lange gegen die Ansprüche der Herzoge zu kämpfen, welche im J. 1602 den letzten Versuch machten, die Stadt durch eine Ueberrumpelung in ihre Gewalt zurückzubringen. Das Unternehmen mißlang, und jährlich wurde seitdem zum

Andenken daran am 12. December das Escaladefest gefeiert. Im J. 1603 endlich kam unter Vermittlung von Bern, Zürich und Heinrich IV. von Frankreich ein Vergleich zu Stande, kraft dessen Savoyen allen Ansprüchen entsagte, und jene drei Vermittler Genfs freie Verfassung garantirten. Diese Verfassung war ein Gemisch von Demokratie und Aristokratie. Die Bürger bildeten das Conseil general oder souverain, welches die gesetzgebende Macht haben und über die wichtigsten Staatsangelegenheiten entscheiden sollte. Aus diesen Bürgern war ein großer Rath, anfangs von 200, und später von 250 Personen, und aus diesem wieder ein kleiner Rath von 25 Personen unter dem Vorsitz des Syndicus gezogen. Diese hatten die vollziehende Macht, die Verwaltung der öffentlichen Kasse und die Besorgung der täglichen Geschäfte. Schon 1536 ward festgesetzt, daß eine Sache, um an den großen Rath zu kommen, erst im kleinen Rath genehmigt, und um an die Bürgerschaft zu kommen, zuvor im kleinen und großen Rath gebilligt seyn müsse. So bestand die Regierung lange zur Zufriedenheit der Bürger, bis sie allmählig in Herrschsucht und Oligarchie auszuarten anfing; einzelne bedeutende Familien bemächtigten sich der wichtigsten Aemter ausschließlich und behandelten die Bürger als Gebieter. Die dadurch erzeugte Unzufriedenheit äußerte sich im Laufe des 18ten Jahrhunderts anfangs in Murren und nachher häufig in thätlichen Ausbrüchen, und in dem Wunsche nach einer gerechtern Verfassung. Man nannte die Klagen den Repräsentans, die Anhänger der Rathsfamilien aber Negativs. Das Uebel mehrte sich noch durch die alte Verfassung Genfs, vermöge welcher die Einwohner in drei Klassen getheilt waren, nämlich in Citoyens, oder solche Bürger, die von ihren Voraltern her Bürger waren und zu allen Aemtern und Würden gelangen konnten; in Bourgeois, die von neuen, aus der Fremde gekommenen, Bürgern, deren Nachkommen man erst die vollen Bürgerrechte ertheilte, abstammten, und zwar in der allgemeinen Versammlung erscheinen, aber weder in den Rath kommen, noch Würden bekleiden konnten; und endlich in Habitans oder schuhverwandte Einwohner, die kein Bürgerrecht hatten; die Nachkommen der letztern hießen Nativs, Eingeborne. Alle diese Klassen hatten Ursach zur Unzufriedenheit, und eben dadurch gelang es dem kleinen Rath, sich lange in seinen Vorrechten zu erhalten. Endlich aber gewann 1781 der allgemeine Unwille gegen die Aristokratie einen heftigen Ausbruch. Er wurde jedoch von den vermittelnden Mächten, vorzüglich von dem Französischen Minister Vergennes, mit gewaffneter Hand zum Vortheil der Oligarchie entschieden, und die Folge davon war, daß viele Familien nach Costanz, Neuchatel, England und Amerika auswanderten und ihren Kunstfleiß dahin brachten. Eine spätere Revolution im Jahre 1789 stellte zwar die Bürgerrechte mit mehr Bestimmung, als bisher der Fall gewesen, wieder her, und mehrere Ausgewanderte und Verwiesene kehrten zurück, aber schon zeigten sich die nachtheiligen Wirkungen der Französischen Revolution, und während der Schreckenszeit (1792) mußte der Resident Soulavie, von seiner Regierung unterstützt, die abscheulichen Scenen, welche damals in Frankreich wütheten, auch hier hervorzubringen. Viele Bürger verloren ohne Proceß Heimath, Vermögen und Leben. Nachdem auf diesen Sturm eine Ruhe von wenigen Jahren gefolgt war, besetzten 1798 Französische Truppen die Stadt, welche nunmehr der Republik Frankreich einverleibt ward. Genf ward die Hauptstadt des Departements Lemau, und man bemühte sich, den ehemaligen Flor wieder herzustellen. Die Uns-

versität, welche 1368 gestiftet und 1538 erneuert worden, wurde durch ein Lyceum ersetzt und 1802 ein Seminarium errichtet, in welchem alle Reformirte studiren mußten, die in Frankreich zu geistlichen Aemtern gelangen wollten. Am 30. December 1813 ging Genf nach kurzer Kanonade mit Capitulation an die Verbündeten über. Es hat seitdem aufgehört zu Frankreich zu gehören, und vereinigte sich wieder, als ein neuer Canton, mit der schweizerischen Eidgenossenschaft. Im Aug. 1814 gab sich der wieder hergestellte Staat, unter Genehmigung der Bevollmächtigten der hohen Allirten, eine Constitution. Vermöge derselben besteht der Repräsentations-, oder große Rath, der von dem Bürgern gewählt wird, die Auflagen und Ausgaben bestimmt, die Aufsicht über das Militärwesen führt, alle Stellen besetzt, die Tagessatzung beschickt, und für Erhaltung der Constitution sorgt, aus 278 Mitgliedern, wovon jährlich 30 austreten. Der Staatsrath besteht aus 28 Gliedern, die zugleich Glieder des großen Rathes sind, und alle Jahre neu gewählt werden. Er hat die vollziehende Gewalt, die Aufsicht auf den Cultus, die Lehranstalten und die Policey, und die Leitung der auswärtigen Geschäfte. Ihm stehen 4 Syndicus vor. Es besteht ein Civil-, ein Ober-, und ein Revisionsgericht. — Durch den Artikel I. c. des Pariser Tractats vom 20. Nov. 1815 erhielt der Canton Genf, durch die Abtretung, welche Frankreich von dem Lande Genève machte, eine nicht unwichtige Gebietsvergrößerung. Unter den Sehenswürdigkeiten in und um Genf zeichnen wir noch aus: das Haus, in welchem Rousseau geboren worden, neben dem sogenannten Chateau royal am Eingang einer breiten Straße; Calvins Grabmal, ohne Inschrift und Monument; das Cabinet von Saussüre, das schönste in der Schweiz, und Ferney, anderthalb Stunden von Genf, welches allmählig verfällt, dessen untere Zimmer aber noch unverändert so sind, wie sie Voltaire bewohnte; die Gletscher von Chamouny, eine Tagereise von Genf u. s. w. Der Genfer See, dessen Länge 20 und dessen größte Breite 5 bis 6 Stunden beträgt, hieß bei den Römern Lacus Lemanus, weshalb ihn die Franzosen Lac Lemane nennen. Er ist sehr tief und fischreich und friert nie zu.

Gengis-Khan (**Dschingis-Khan**), einer der größten Eroberer und Länderverwüster, der Sohn des Mongolenkhanes Yesu Kai († 1176), wurde im J. 1163 zu Dilun geboren, und trat in einem Alter von 13 Jahren die Regierung an. Eine fast allgemeine Verschwörung aller der mongolischen Horden, die sein Vater sich unterworfen hatte, nöthigte ihn, sich zu Aweel-Khan, einem Tatarischen Fürsten, zu flüchten. Des Schutzes, den dieser ihm gewährte, machte er sich dadurch werth, daß er ihm in den Kriegen sowohl gegen seine Nachbarn als auch gegen seinen Bruder, der ihm die Krone entrißen hatte, die ausgezeichnetsten Dienste leistete. Gengis-Khan setzte ihn wieder auf den Thron, und erhielt von ihm die Hand seiner Tochter. Er hatte sich jedoch einen Undankbaren verpflichtet, der seinen Untergang beschloß. Gengis-Khan nahm die Flucht, und wurde von Aweel-Khan und Schokan, dessen Sohne, verfolgt. Er schlug den einen und den andern. Dieser Sieg weckte seine Herrschsucht; in weniger als 22 Jahren bezwang er das Reich Tangut und einen großen Theil von China, brachte das mächtige Chowaresmische Reich in Persien und Indien (das aus einer Statthalterschaft der Seldschukischen Türken erwachsen war) unter seine Gewalt, und machte Eroberungen bis tief in Rußland hinein und bis an den Dnieper. Nie, weder vor noch

nach ihm, hat ein Eroberer mehr Völker sich unterworfen. Seine Herrschaft erstreckte sich über ein Land, das vom Mittag nach Mitternacht 500 Meilen, und vom Morgen nach Abend fast noch einmal so viel maß. Aus diesem Grunde nahm er im J. 1206 den Titel Dschingis Khan, d. i. der größte Khan, an, unter welchem er bekannter ist, als unter seinem eigentlichen Namen Temudschin. Seine 4 Söhne, die er zu seinen Generalstatthaltern ernannte, wetteiferten mit einander in der pünktlichsten Vollziehung seiner Befehle, und waren die Werkzeuge seiner Siege. Er rüstete sich, die Eroberung von China zu vollenden, als ihn eine Krankheit in der Mitte seiner Triumphe hinwegraffte. Er starb im Jahre 1227. Groß als Fürst und Feldherr verstand er eben sowohl Völker zu beherrschen als zu unterwerfen. Er gab den Tataren Gesetze. Der Ehebruch wurde ihnen um so härter verboten, als ihnen die Vielweiberei erlaubt war. Eine strenge Disziplin ward bei der Armee eingeführt. Dennoch war seine Regierung eine fast ununterbrochene Reihe von Verwüstungen. Städte wurden zerstört, aber nicht wieder aufgebaut, wenn man Bokhara, das er gründete, und einige andere, die er herzustellen erlaubte, davon ausnimmt. Er theilte seine Staaten unter seine vier Söhne. Zum Großkhan der Tartarei erklärte er Dtkai, seinen dritten Sohn, dessen Nachkommenschaft in dem Norden von China bis in die Mitte des 14ten Jahrhunderts herrschte. Tuschibekam Turkestan, Bactriana, Astrakhan und das Land der Usbeken. Ein Sohn desselben, mit Namen Batou Khan, drang bis nach Polen, Dalmatien, Ungarn und bis vor die Thore von Constantinopel. Die tatarischen Fürsten der Krimm und die Usbeken-Khans stammten von ihm ab. Tuli, oder Tuli-Khan, ein anderer Sohn Gengis-Khans, erhielt schon bei Lebzeiten des Vaters Persien, Chorasän und einen Theil von Indien. Zagathai endlich, der vierte Sohn, herrschte in Transoxiana, einem Theil von Indien und in Tibet. Saubil hat die Geschichte Gengis-Khan's mit vieler Gelehrsamkeit geschrieben.

Genie, das; ist etwas so Geheimnißvolles in der menschlichen Natur, daß sich nur mit Schwierigkeit eine deutliche und bestimmte Erklärung davon geben läßt. Seinen Namen hat es vom Lateinischen Worte Genius, indem man sich einbildete, daß gewissen mit vorzüglicher Energie des Geistes wirkenden Menschen ein höheres Wesen oder ein Genius beiwohne, der sie begeistere. Das Genie äußert sich nämlich dadurch, daß es in einer gewissen Art menschlicher Thätigkeit mehr als das Gewöhnliche leistet, das Alte neu gestaltet oder ganz Neues erfindet, und überhaupt in seinen Hervorbringungen original ist. Daher ist Originalität eine nothwendige Folge der Genialität, und es ist eigentlich ein Pleonasm, wenn man sich des Ausdrucks Originalgenie bedient. Die Genialität setzt also voraus, daß der Mensch, in welchem sie angetroffen wird, mit einer weit höhern Geisteskraft, als andre Wesen seiner Gattung, von der Natur ausgestattet worden ist. Sie gehört also nicht zu den allgemeinen Bestimmungen der menschlichen Natur, sondern zu den besondern Modifikationen der Kräfte, wodurch sich einzelne Menschen vor andern auszeichnen und sie in ihrer Wirksamkeit übertreffen. Mit einem Worte, die Genialität gehört zu der Individualität, und da diese unbegreiflich ist (denn es läßt sich auf keine Weise erklären, wie es zugeht, daß ein Subjekt, welches zu einer Gattung von Wesen gehört, sich doch von den übrigen Wesen seiner Gattung durch eigenthümliche Merkmale unterscheidet):

so ist auch die Genialität etwas Unbegreifliches, und wird daher als etwas Ursprüngliches oder Angebornes betrachtet. Das Genie zeigt sich aber nicht in allen Arten menschlicher Wirksamkeit als Genie, sondern erscheint oft, aus seiner Sphäre herausgerissen, als ein Wesen ganz gewöhnlicher Art. Der geniale Dichter z. B. ist darum nicht auch ein genialer Philosoph, und der geniale Staatsmann ist darum nicht auch ein genialer Kriegsmann. Man unterscheidet daher mit Recht verschiedene Arten der Genialität, als: Künstlergenie, wissenschaftliches, politisches, militärisches Genie u. s. w.; und selbst diese Arten lassen sich wieder in Unterarten zerfallen, so daß z. B. Mozart ein musikalisches, Klopstock ein dichterisches, Raphael ein malerisches, Newton ein mathematisches, Kant ein philosophisches Genie u. s. w. heißt. Ein Universalgenie im strengsten Sinne hat es nie gegeben, und wird es auch nie geben, da die intensive Stärke, mit der eine Geisteskraft in ihrer Wirksamkeit über die übrigen hervorrägt, eben diese in ihrer Wirksamkeit beschränkt. Daher haben große Künstler selten oder nie etwas Ausgezeichnetes auf dem Gebiete der Wissenschaften geleistet. Doch hat es Männer gegeben, welche in mehreren Zweigen der Kunst oder der Wissenschaft zugleich mit Genialität arbeiteten. So war Michel Angelo ein eben so genialer Bildhauer als Maler, und Leibnitz ein eben so großer Mathematiker als Philosoph. Uebrigens sagt man eben sowohl, es habe Jemand Genie, als es sey Jemand ein Genie. Dort bedeutet Genie so viel als Genialität, hier ein Subjekt, dem diese zukommt. — Die Geniesucht ist eine Krankheit, an der unser Zeitalter sehr zu leiden scheint. Sie kündigt sich vornehmlich durch ein affektirtes Wesen in der Behandlung der Kunst oder Wissenschaft an. Doch gab es zu allen Zeiten solche affektirte Genies. Daher sagte schon Lessing: Wer mich ein Genie nennt, dem geb' ich ein Paar Ohrfeigen, daß er denken soll, es sind vier. Und der Wandsecker Bote gab in seinen Werken (Thl. 3. S. 28.) folgende Nachricht vom Genie:

Ein Fuchs traf einen Esel an.

Herr Esel, sprach er, jedermann

Hält Sie für ein Genie, für einen großen Mann.

Das wäre! fing der Esel an,

Hab' doch nichts Narrisches gethan?

D.

Genien. Was bei den Griechen die Dämonen (s. Dämon), waren bei den Römern die Genien, über welche wir, zur Vollendung dieses Artikels, nichts besseres thun können, als Wieland sprechen zu lassen. Nach einem Glauben der Römer, sagt er, der ihnen fast mit allen Völkern des Erdbodens gemein war, hatte jeder Mensch seinen eigenen Genius, d. i. einen Naturgeist, der ihn ins Leben einführte, ihm im Laufe desselben immer zur Seite war, und ihn wieder aus demselben hinaus geleitete. Die Genien der Weiber hießen Junonen; die Knechte schworen bei dem Genius ihrer Herren, die Mägde bei der Juno ihrer Frauen, und das ganze Römische Reich beim Genius Augustus und seiner Nachfolger. Wie die Religion der Griechen und Römer überhaupt an keinen festen Lehrbegriff gebunden, sondern in ihrem Glauben alles unbestimmt, schwankend und willkürlich war, so war auch über diesen Artikel nichts festgesetzt; und wer Lust hatte, glaubte entweder zwei Genien, einen weisen und guten, dem er alles Glückliche, und einen bösen, schwarzen, dem er alles Widerwärtige, was ihm begegnete, zuschrieb; oder nur Einen, der, wie Horaz (Wiese II, 2.) sagt, weiß und schwarz zugleich, und, je nachdem

Ich der Mensch aufführte, ihm hold oder unhold sey. Daher die Nebenarten, einen ergürnten Genius haben, seinen Genius besänftigen, seinem Genius gültlich thun u. dergl. Je nachdem der Genius eines Menschen stärker, mächtiger, verständiger, wachsam, kurz, je vollkommener er seiner eignen Natur nach, und je gewogner er dem Menschen war, der unter seinem Schutze und Einflusse lebte: je besser stand es um diesen Menschen, und je größer waren seine Vorzüge vor Andern. So warnte z. B. ein Aegyptischer Geistesseher den Antonius vor seinem Collegem und Schwager Octavius. Dein Genius, sagte er, fürchtet den seinigen. Zwar ist er von Natur groß und hohen Muthes, aber so wie er sich dem Genius dieses jungen Menschen nähert, schrumpft er zusammen, wird klein und feig. Der Glaube der Alten an die Genien (denn nicht nur jeder Mensch, sondern jedes andere natürliche Wesen hatte den seinigen) war ohne Zweifel eine Folge ihrer Vorstellungart von dem allgemeinen, sich durch die ganze Körperwelt ergießenden göttlichen Geist. Das, was jedem Dinge Bestandkraft, innere Bewegung, Vegetation, Leben, Gefühl und Seele gab, war ein Theil dieses gemeinschaftlichen Naturgeistes; daher nennt Horaz den Genius den Gott der menschlichen Natur. Er ist nicht der Mensch selbst, aber er ist das, was einen Jeden zum individuellen Menschen macht. Seine Persönlichkeit ist an das Leben dieses Menschen geheftet; und so wie dieser stirbt, verliert sich sein Genius wieder in dem allgemeinen Ocean der Geister, aus welchem er, bei dessen Geburt, ausgeflossen war, um der Portion von Materie, woraus dieser Mensch werden sollte, seine individuelle Form zu geben, und dieses neue Gebilde zu beleben und zu beseelen. Daher nennt ihn Horaz *mortalom in unumquodque caput*. Da die Griechen alle unsichtbaren Dinge und alle abgezogenen Begriffe mit schönen menschenähnlichen Gestalten zu bekleiden gewohnt waren: so erhielt auch der Genius der menschlichen Natur die seinige. Er wurde als ein Knabe, oder in dem Alter zwischen Knaben und Jüngling mit einem gestirnten Gewande leicht bekleidet, und mit Blumen oder einem Zweige von Nasholzer umkränzt, oder auch nackt und geflügelt abgebildet, wie der Genius in der Villa Borghese, von dessen Schönheit Winkelmann so entzückt war.

Genlis (Bräutart von Sillery, Gräfin von). Diese berühmte und fruchtbare Schriftstellerin war ehemalige Gouvernante der Kinder des Herzogs von Orleans, Schwester des Marquis Ducrest und Gemahlin des Grafen Sillery, eines Mannes von vielem Verstande und durchdringendem Beobachtungsgeist, der ein Vertrauter von Orleans und muthmaßlich ein Beförderer seiner ehrgeizigen Absichten war. Als Conventsdeputirter erhielt er verschiedene wichtige Aufträge, wurde aber, da er die Girondempartei zu begünstigen schien, mit den Häuptern derselben am 31. Okt. 1793 zum Tode verurtheilt. Er schleppte sich auf seinen Krücken zum Blutgerüste, und brachte seinen mit Narben bedeckten Körper, mit dem er in Indien eben so glücklich als rühmlich gefochten hatte, dem Vaterlande mit Standhaftigkeit zum Opfer dar. Seine Gemahlin hatte schon früher Frankreich verlassen. Als eine Dame, die bei ihrem Eintritt in die Welt sich durch empfehlende Talente, gebildeten Geist und angenehme Gestalt bemerkbar machte, und sich früh vermählte, hatte sie Gelegenheit, sich bei guter Zeit die Farben zu ihren spätern Gemälden zu mischen. Gemacht zur Beobachterin der Gesellschaft, von der sie auf eine bewundernswürdige Art die Lächerlichkeiten aufzufassen, mit Feinheit alle Nuancen zu unterscheiden, und geschickt alle Treulosigkeit zu ahnden versteht.

lieferte sie Schriften, die mit allgemeinem Beifall aufgenommen wurden. In das Gewebe der Revolution war sie nie verwickelt gewesen; vielmehr hatte sie sich seit Ende des Jahr 1791 mit ihren Jünglingen in England aufgehalten; allein als Führerin der jungen Herzogin von Orleans und als angebliche Vertraute ihres Vaters war sie verdächtig geworden, und würde in Frankreich nie haben sicher leben können. Sie ging daher nach den Niederlanden, kam daselbst in abermaligen Verdacht, mit Dumouriez in Verbindung zu stehen, und mußte nach der Schweiz flüchten. Dort lebte sie eingezogen in einem Kloster zu Bremgarten, einige Meilen von Zürich. Als sich aber nachher die Tochter des Herzogs von Orleans zu ihrer Tante, der Prinzessin von Condé, nach Freiburg begab, reiste sie mit ihrer noch einzig übrigen Pflgetochter, Henriette Sercey, ab, und traf im Juli 1794 in Altona ein, wo sie in einem abgelegenen Hause in klösterlicher Einsamkeit für die Wissenschaften lebte und einige Schriften ausarbeitete. Daß ihr der Aufenthalt in den Preussischen Staaten versagt wurde, war eine Folge der dort bestehenden Verordnungen gegen alle Französische Ausgewanderte. Als Bonaparte an die Spitze der Regierung trat, lehrte sie nach Frankreich zurück und erhielt 1805 von der Regierung eine Pension von 6000 Franken. Die Verdienste der Frau von Genlis sind entschieden. Sie ist eine lebenswürdige Schriftstellerin, deren Werke im Fache der Erziehung desto größeres Aufsehen machten, je weniger man etwas vorzügliches in dieser Art in Frankreich erwartete. Ihre Werke charakterisiren sich durch eine leichte und gefällige Schreibart und durch edle und moralische Grundsätze, welche die Verfasserin überall zu verbreiten sucht. Die meisten davon sind auch ins Deutsche übersetzt worden.

Genoveva, die heilige, (Ste Geneviève): 1) geb. zu Nanterre 5 Meilen von Paris 422, um die Zeit Pharamunds, des ersten Königs von Frankreich. St. Germain, der Bischof von Auxerre, bemerkte frühzeitig an ihr einen besondern Beruf zur Heiligkeit, und rieth ihr, das Gelübde ewiger Jungfräulichkeit abzulegen, welches sie auch dem Bischof von Paris ablegte. Nach ihrer Eltern Tode begab sie sich ganz nach Paris. Jedermann wollte hier flüchten, als Attila mit seinen Hunnen nach Frankreich brach; Genoveva trat auf mit der Verkündigung völliger Sicherheit, wofern man sie nur durch eifriges Gebet ersehe. Attila zog aus der Champagne nach Orleans, ging von da nach Champagne zurück, ohne Paris zu berühren, und wurde 451 geschlagen: dies gründete denn der Genoveva Ruf für immer. Bei einer großen Hungersnoth fuhr sie auf der Seine von Stadt zu Stadt, und brachte bald 12 große Schiffe voll Korn zurück, das sie unentgeltlich unter die Nothleidenden vertheilte: dies befestigte ihr Ansehen, und sie wurde von Meroväns und Chilperich sehr hoch gehalten. Zum Rufe ihrer Heiligkeit trug übrigens nicht wenig bei, daß sie von ihrem 15ten bis zum 50sten Jahre nichts als Gerstenbrod und Bohnen, und auch diese nur alle zwei bis drei Wochen einmal, nach ihrem 50sten Jahre aber erst etwas Fleisch und Milch genoß. Im Jahre 460 erbaute sie über die Gräber des heil. Dionysius, Rusticus und Eleutherius bei dem Dorfe Chasteville eine Kirche, und Dagobert stiftete nachher hier die Abtei St. Denys. Im Jahre 499 oder 501 starb sie, und wurde in der unterirdischen Kapelle beigesezt, welche St. Denys den Aposteln Paulus und Petrus geweiht hatte. Chlodwig hatte auf ihre Bitte eine Kirche darüber erbaut, welche nachher, so wie die dabei gestiftete Abtei, nach der Genoveva selbst benannt wurde. Eine andre Kirche dieser Heiligen wurde an die Kirche do notre Dame angebaut: Ihre

Reliquien werden in der ersten verwahrt. Mit dieser Heiligen darf man nicht verwechseln — — 2) die heilige Pfalzgräfin *Genoveva*, geborne Herzogin von Brabant, welche von ihrem Gemahl Siegfried, angeschuldigten Ehebruchs halber, zum Tode verurtheilt, aber gerettet ward, worauf sie 6 Jahre lang in einer Höhle von bloßen Kräutern lebte, bis ihr Gemahl sie wieder fand, und heimführte. Von ihr erzählt unser Volksbuch: Eine schöne, anmuthige und lesenswürdige Historie von der unschuldig betrogenen heil. Pfalzgräfin *Genoveva*, wie es ihr in Abwesenheit ihres herzlichen Ehegemahls ergangen. *Edln und Nürnberg.* „Unter allen den verschiednen Büchern dieser Gattung — sagt *Ödres* — ist die *Genoveva* durchaus das geschlossenste und am meisten ausgerundete, stellenweise ganz vollendet, und in seiner anspruchlosen Natürlichkeit unübertrefflich ausgeführt, im Ganzen in einem rührend unschuldigen Ton gehalten, kindlich, ungeschmückt und in sich selbst beschattet und erdunkelnd in heiligem Gefühl. Und so war es denn werth, zwey treffliche Dichter zu begeistern. Tief, daß er uns in seinem Gedichte, wie ein Zauberer im Kristalle, die ganze romantische Liebe in einem zarten Luft- und Blut- und Farbgewebe aus einer lichtklaren Morgenröthe kunstreich zur Gestalt gebildet, zeigt, und der Maler *Müller*, in seinem Fragmente, die Heilige als eine Jünglingsfrau vom Riesengebirge malt. Unendlich bescheiden steht das Volksbuch hinter diesen Esfulgurationen der poetischen Kraft, aber in dem ruhigen, stillen, lieblichen Schein, in dem es strahlt, bricht derselbe poetische Geist, nur leise phosphorescirend hervor, der in *Tiels* und *Müllers* Werken in lichten Flammen aufbrennt und glüht.“ Das Volksbuch ist gearbeitet nach der Schrift des Vater *Geniziers*: *L'innocence reconnue*, das in einem prestidien, geschraubten Tone die Begebenheiten erzählt, und sich dabei auf des *Puteanus St. Genovevae Iconismus*, *Raderi Bavaria pia* und *Ausbert le Mires Chronicon belgicum a Jul. Caesare ad annum 1636*, als seine Gewährsmänner beruft. Der deutsche Bearbeiter, indem er das Buch zum Grunde legte, hat eine ganz verständige Auswahl, und zugleich mit ihr den Ton getroffen, der einer Schrift dieser Art zukommt. Die Legende von der heiligen *Genoveva* hat *Christof Schmid* sehr glücklich für den Zweck der Erbauung bearbeitet, unter dem Titel: „*Genoveva*, eine der schönsten und rührendsten Geschichten des Alterthums, nen erzählt für alle gute Menschen, besonders für Mütter und Kinder: *S. Augsp. 810.*“ — dd.

Gensd'armes. Mit dieser Benennung bezeichnete man in Frankreich anfänglich die Masse des bewaffneten Volkes (*gens armata*), nachher aber, als ein stehendes besoldetes Heer errichtet ward, erhielt diesen Namen ein Corps schwerer Cavallerie, in welchem die Hauptstärke der Armee bestand. Diese *Gensd'armes* waren mit Helmen, Cuirassen, Pistolen, gepanzerten Pferden u. versehen, wovon sie seit *Ludwig XIV.* Carabiner, Pistolen und Degen beibehielten. Sie hatten theils die Dienste beim König zu versehen, theils machten sie das erste Corps der französischen Cavallerie aus; übrigens waren es lauter Edelente und gehörten zu den königlichen Haustruppen. Zur Zeit der Revolution wurden sie aufgehoben. Seitdem bekam den Namen der *Gensd'armes* ein anderes Corps bewaffneter Leute im Dienste der Nation, welches an die Stelle der ehemaligen *Marechausee* zur Sicherheit der Republik, besonders der Landstraßen errichtet wurde, und welche vorzüglich Landstreicher, Räuber u. auffuchen, Zusammenrottungen

zu kriegen, und übertrug auf alles, was der Genferischen und Personale des Landes nachherig bey Monate, genau Amt haben müssen. Sie dienten zu Fuß und zu Pferde, hielten unter dem abwechselnden Corps und waren etw. in 20 Regimern getheilt, wurden aber nachher (17. . .) auf 34 Regimern, wovon 2 — 3 Cavallerien, vermindert, welche in die verschiedenen Departements vertheilt waren. Bei der kaiserlichen Garde stand ein Regiment Gen. - Regim. - Cavallerie von 3 Regimern, und 2 Regimern hatte man in Spanien. Der Kaiser geht so weit, daß jeder, besonders auch vom Urtum, dem die Vertheidigung oder überhaupt Muth anstehet, begünstigt gehalten wird. Daher ist es auch nur selten von etwelcher Reichthum, die 20 Tage lang ohne Lohn gedient haben, zu solchen Stellen promovirt werden. Jedem französischen Soldaten der Schweiz armirt ist in den meisten Staaten des 17ten Jahrhunderts nachgeahmt worden, und da man in demselben eines der berühmtesten Stücke mittel für die vertheilende, beobachtende und verfolgende Fälligkeit gründen, so hat sie sich bis jetzt erhalten und immer wohl erhalten.

Genferich (Wallerich, Wallerich, Wallerich, Wallerich) war ein berühmter Held des Wandaleukönigs Bedegastad. Nach dessen Tode kam ihm sein Jochbruder des 3ten Jahrhunderts nach Chr.) ihm ebenfalls Bedegastad zur Regierung. Da dieser aber noch sehr jung und wenig regsam war, Wallerich deswegen ein etwas mehr und eben so klug als tapferer Jüngling, so ward er in der That, was seiner Zeit die Könige, 427 d. d. Wunderlich, wie es heißt, nicht ohne Bedenken nach ihm. Die Kaiserliche Kaiserin Zeit entwerfen von ihm folgendes Gemälde: „der Kaiser selbst Körper verstand nicht viel; er war von mütterlicher Seite und durch einen Sturm vom Pferde stehend. Nichts bedenklicher verstand er als Waffenübungen aus vollkommenste, und was die Natur dem Körper entzogen, das hatte er an Geisteskraften ihm ersetzt. Er war der unerschütterliche Stützpunkt. Viel sprach er nie, aber seine Rede drang in das Innere der Herzen. Schwelgerei war ihm verhaßt, den Joch als konnte er nicht handigen: etwas zu erdachen beugte er jede Gelegenheit. Als hat er einander zu sehen, kamen der Hartigkeit anzuhalten und hat zu denken, was er immer bereit.“ Seine Zeit bei ihm dazu genug Gerechtigkeit. So kam regierte im Jahr 428 drei milderartigen Zustand i. d. seine Mutter Walle Flodis, und zwar, bei der Vertheidigung und Romulach's Fiktion. Genferich jedoch kam nach dem Tode des Kaisers jedoch waren beide die größten Feinde, und so bei Kaiser's heimlich auf Gerechtigkeit, den andern zu kriegen. Als das die das man von Flodis, zur Vertheidigung seiner wirklich großen Bedegastad die um ihre Nation, die wichtige Erhaltung der von Flodis erhalten von Kaiser, gelang es dem Genferich Intrigue, der Kaiserin seine Treue vertheidigt, dem Romulach aber zu geben zu machen, ihre Leben so gesichert. Da er sich auf erlangene Zurückberufung nicht bedachte, trübete man Kruppen gegen da, und er, in welchem nicht gewonnen ist, so hat das von Kaiser waren die Gerechtigkeit der Kaiser und Wallerich schlug er vor, 23 Jahre zu kriegen, und mehrere halben Jahre zu kriegen. Während dieser Zeit, der die Regierung an sich geht, ihrem Zuge. In Spanien war er die großen Kaiser nicht bedroht, in Spanien so, die, hatte er seinen Feind zu kriegen.

gen der die
 ihren Kaiser
 unter Kaiser
 hat Land in
 Kaiserliche
 , und Kaiser
 Kaiser zu
 Kaiser
 nicht wenig
 Kaiser zu

einem Abenteuer, das noch obenein die Gedanken von dem unrechtmäßigen Besitz seiner Herrschaft abzog. Er sammelte demnach alle Vandalen und Alanen nebst ihren Familien an der Küste von Bätika, und segelte im Mai 429 unweit Gibraltar ab ins gegenüber liegende Mauretanien. Schrecken verbreitete sich bei seiner Ankunft durch ganz Afrika. Die Einwohner flohen in Wüsten, Gebirge und Höhlen, denn die Vandalen verwüsteten, verheerten und ermordeten was ihnen aufstieß. Mittlerweile aber war des Bonifacius Unschuld entdeckt, und gern wäre nun dieser der vandallischen Hilfe überhoben gewesen. Da Bitten und Drohungen bei Geiserich nichts vermochten, ging Bonifacius ihm entgegen, ward aber erschlagen, und so ein zweites Mal mit allen von Rom und Constantinopel erhaltenen Verstärkungen. Geiserich blieb Meister des eingenommenen Landes, und ein mit Valentinian geschlossener Friede bestätigte ihm den Besitz. Etliche Jahre darauf ziff er auch, mitten im Frieden, Karthago an, eroberte es, und stiftete nun in Afrika sein neues Vandalenreich. Auf Befehl des Land- und Wasserkönigs, welchen Titel Geiserich annahm, wurden in Karthago sogleich alle goldenen und silbernen Kirchengefäße auf die Burg gebracht, die katholischen Kirchen verschlossen, oder den Vandalen (die als Arianer die Katholiken eben so haßten als sie von ihnen gehaßt wurden) zum Privatgebrauch angewiesen, und die Geistlichen aus ihren Wohnungen vertrieben. Die Einwohner mußten bei Lebensstrafe Geld und Kostbarkeiten nach Hofe liefern, wobei Geiserich sich so streng gegen den Adel, als vorher gegen die Geistlichkeit, bewies; das Volk scheint er mehr geschont zu haben. Um sich vor äußerem Ueberfall zu sichern, rastete er jetzt nicht, bis er eine Flotte geschaffen und seine Vandalen zu Seeleuten umgebildet hatte, womit er nun häufig nach Sicilien und Italien übersehte, verheerte und plünderte. Diese unauhörlichen Einfälle bewogen zwar endlich den morgenländischen Kaiser Theodosius II. dem abendländischen, Valentinian III. zu Hilfe zu kommen, und es erschien eine ansehnliche griechische Flotte auf Sicilien: allein da Attila, zur Unterstützung Geiserichs, mit einem Einfall ins griechische Reich drohte, so blieb dies ohne Erfolg. Mittlerweile aber hatte sich eine Verschwörung der Vandalen selbst gegen Geiserich entsponnen. Er entdeckte und unterdrückte sie, schnell aber streng, denn nicht die wirklichen Theilnehmer nur, auch alle wahrscheinlichen Mitwisser wurden getödtet. Dies Loos traf auch Gunderichs Gemalin, die ersäuft, und ihre 10 Kinder, die auf andre Weise hingerichtet wurden, denn es scheint, daß zu deren Gunsten die Verschwörung gemacht war. Die Zeit des Friedens benutzte er zu vielen nützlichen und staatsklugen Einrichtungen, zugleich aber auch zu Verfolgung und Unterdrückung der Katholiken. Dreizehn Jahre lang dauerte dieser Friede, nach Valentinians Tode aber begannen neue Kriege, die erst wenige Jahre vor Geiserichs Tode endeten. Maximus hatte, aus Rache für die verletzte Keuschheit seiner Gemalin, den wollüstigen Valentinian ermordet, sich auf den Thron geschwungen, und mit der Kaiserin Eudoria vermählt. Diese jedoch, wenig zufrieden hemit, hatte an Geiserich heimlich gesendet mit der Bitte, er solle kommen, sie von dem Mörder ihres Gemals und Rom von seinem Tyrannen zu befreien. Um so etwas ließ Geiserich sich nicht zweimal bitten; er landete in Italien, und drang ohne Widerstand auf die Hauptstadt los. Hier hatten sich inzwischen die Umstände so verändert, daß man ihn lieber nicht gesehen hätte, allein er ging nicht, sondern kam nach Rom, und suchte in den 14 Tagen seines Aufenthalts alle Schätze zusammen. Den kaiserlichen Ornat und Schatz, das stark vergoldete Dach des Jupitertempels,

die herrlichsten Sierrathen anderer Tempel, die schönsten Statuen nahm er als Beute, mehrere tausend junge Römer, die Kaiserin Eudoria selbst und ihre 2 Töchter als Gefangene mit, und plünderte und verheerte auf dem Rückzug noch Flecken und Dörfer. Auf die gefangenen Prinzessinnen, die letzten Sprossen aus der Familie des großen Theodosius, grüßete er nun Ansprüche auf einen Theil der theodosianischen Güter, zumal da er die älteste Prinzessin Eudoria mit seinem Sohne Hunerich vermählt hatte. Von Constantinopel aus hatte man ihn auch wirklich befriedigt, und da es nun von Rom aus nicht geschah, so fiel er unaufhörlich in Sicilien und Italien ein, plünderte und verbrannte Dörfer, Flecken, Städte, führte Sachen und Menschen hinweg, und wurde der Schrecken des Landes. Verträge, die er öfters schloß, hielt er nur so lange es ihm beliebte. Da beschloß endlich Majoran, ihn in Afrika selbst anzugreifen. Er sah recht gut, daß die Flotte, die man in einem Hafen Spaniens ausrüstete, gegen ihn gerichtet sey, und ließ deshalb am Seeufer hin viele Meilen breit alles verheeren, damit der eindringende Feind, durch Mangel an Lebensmitteln und andern Bedürfnissen bedrängt, wieder zurückkehren oder aufgerieben werden mußte. Sogar die Brunnen ließ er vergiften. Bald aber erfuhr er, die römischen Schiffe würden schlecht bewacht, und schnell segelt er hin, überrumpelt den Hafen und schleppt die Fahrzeuge mit sich hinweg. Italiens Bedrängnisse wurden nun weit härter als je, aber auch an das Illyrium, an den Peloponnes und das übrige Griechenland kam die Reihe. Leo, der jetzt auf dem Throne von Byzanz saß, bot, da weder Verträge noch Gesandtschaften, weder Bitten noch Drohungen halfen, alle Kräfte seines Reichs auf, Afrika zu erobern. Eine Flotte von mehr als 1000 Segeln, mit 100,000 Mann besetzt, schloß den Hafen von Karthago ein. Geiserich, wirklich bedrängt, stellte sich furchtsam, und ließ um einen fünfständigen Waffenstillstand bitten, nach welcher Zeit er sich ganz in des Kaisers Willen fügen wolle. Unflug willigte man ein, denn Geiserich benutzte die Frist, durch List die feindliche Flotte in Brand zu stecken, worauf er sie angriff, schlug und zerstrente. Doch dauerte der Krieg fort, bis 474 nach Leo's Tode Zeno mit Geiserich Frieden schloß. Noch 4 Jahre lebte dieser hierauf, und starb, nachdem er 49 Jahre lang in Afrika geherrscht hatte, als achtzigjähriger Greis. Ueberlegene Geisteskraft ist ihm nicht abzusprechen. Jede Sache übersah und durchschaute er schnell, und dem Anschlag folgte stets schnelle Ausführung. Oft dachte der Feind noch nicht auf Gegenwehr, und Geiserich griff schon an. Schnelle Benutzung günstiger Umstände verschaffte ihm sein Glück. Im Krieg ließ er dem Feinde nie Ruhe. Durch Angriff kleinerer Haufen an verschiedenen Punkten zertheilte er die feindliche Macht, und verhinderte sie, mit Nachdruck gegen ihn zu verfahren. Nicht eben so vortheilhaft erscheint er von Seiten des moralischen Charakters. Selten hielt er sein Wort, wenn er es mit Vortheil brechen konnte, war rauh und trozig gegen seine Feinde, ein unversöhnlicher Verfolger der anders Glaubenden, arglistig, verrätherisch, grausam, wenn es sein Zweck erforderte. Indes verdient ein Barbar des 5ten Jahrhunderts hierin wohl mehr Entschuldigung als der Barbar des 19ten. Er hinterließ ein mächtiges, den Römern äußerst furchtbares Reich, und seinem Nachfolger so vollkommene Zurüstungen, daß er sie nur zu erhalten brauchte.

dd.

Gent, (Gand) Hauptstadt der zum Königreiche der Niederlande gehörenden Grafschaft Flandern, eine feste und wohlgebaute Stadt am Einfluß der Eys, Liepre und Moers in die Schelde (51° 24' nördl. Br.).

Die

Die hindurchlaufenden Flüsse und Kanäle theilen sie in 26 Inseln ab. Der Umfang der Stadt ist sehr weitläufig, und konnte zu den Zeiten Philipps von Valois und Karls VI. 50,000 Mann ins Feld stellen. Sie verlor durch Kaiser Karl V, welcher hier (im Prinzenhofe) geboren wurde. Als 1539 die Einwohner zu starker Abgaben halber sich empörten, trugen sie Franz I. an, sich unter seinen Schuß zu begeben. Dieser entdeckte dies Karln, welcher deshalb an 30 der vornehmsten Bürger hingerichten ließ; viele in die Acht erklärte, die öffentlichen Gebäude einzog, alle Privilegien zurücknahm, eine Strafe von 1,200,000 Ehlr. ausschrieb, und eine Citadelle anlegte, um die Stadt noch mehr im Saum zu halten. Jetzt rechnet man 55,000 Einwohner, welche viele Manufacturen und Fabriken in wollenen und baumwollenen Zeugen, Leinwand, Tuch, Hüten u. a. haben. Unter die merkwürdigen öffentlichen Plätze und Gebäude gehören die Domkirche, 55 andre Kirchen, das Stadthaus, die Citadelle, das Grafenkastell, der Prinzenhof, die Börse u. a. m. Als die Niederlande dem französischen Reich einverleibt wurden, ward Genua eine der 4 Bezirksstädte des Departements der Schelde. Man sehe über diese Stadt G. Forsters Ansichten am Niederrhein, Bd. 2. S. 266 — 283.

Gentleman. Die Engländer bestehen überhaupt aus Adel und Bürgern: zwischen beiden stehen die **Gentlemen** in der Mitte, zu welchen diejenigen Bürgerlichen gehören, welche Gelehrte, oder sonst Leute von Erziehung oder einem gewissen Range sind. Dahin gehören solche, denen der König bei besondern Gelegenheiten die Ritterwürde ertheilt; die Ritter von Bath; die **Baronets**, welche das Wort **Sir** vor ihrem Taufnamen führen; und die **Esquires**. Das Wort **Gentleman** wird aber auch oft überhaupt von einem Manne von Erziehung und guten Gesinnungen gebraucht.

Gentry, der niedere Adel in England.

Genua (Italien, Genova, Französl. Gènes), eine in jeder Hinsicht sehr merkwürdige Stadt, im Norden von Italien, auf dem Continentalgebiete des Königs von Sardinien. Sie liegt am Mitteländischen Meere, das hier den Meerbusen von Genua bildet, hat 80000 Einwohner und 1 Stunde im Durchschnitt. Auf der Landseite ist sie mit doppelten Befestigungen umgeben, von welchen die äußern über die Abhänge, welche der Stadt schaden könnten, geführt worden sind; sie fangen bei dem Leuchtturm am Meer an und endigen sich bei der Mündung des in den Meerbusen fallenden Flusses Bisogno. Der geräumige, in Gestalt eines Halbkreises sich um die Stadt ziehende, gut befestigte, durch zwei schöne Dämme eingeschlossene Hafen ward 1805 zu einem Freihafen erklärt. Bei demselben befinden sich 2 Thürme; der eine dient zur Beschützung, in dem andern, oben mit starkem Glase umgebenen, brennen des Nachts 35 große Dellampen. Nur in dem innern kleinen Hafen (**Darsena** genannt) finden die Galeeren Sicherheit bei jedem Winde. **Genua** führt den Beinamen die **Prächtige**, theils wegen ihrer schönen amphitheatralischen Lage am Meer und dem Abhange des Gebirges, theils wegen der prächtigen Gebäude, welche der reiche prachtliebende Adel auführte. Von der Seeseite bietet die Stadt eine herrliche Ansicht, aber im Ganzen ist sie nicht schön, noch im besten Geschmack erbaut. Wegen des engen Raums, den sie einnimmt, und wegen der abhängigen Lage sind die meisten Straßen enge, schmutzig und so steil, daß man in wenigen fahren oder reiten kann. Daher macht man hier die Besuche in Säufen, welche man bei gutem Wetter sich nachtragen läßt. Doch

gibt es auch breite gerade Straßen, besonders die Straße Balbi und die prächtige neue Straße, wo viele herrliche, von außen mit Marmor bekleidete Paläste glänzen. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnen sich aus: die Domkirche, der Palast des ehemaligen Doge, die Paläste Doria und Balbi, das ehemalige Jesuiterkollegium. Die Stadt hat eine Wasserleitung, welche durch Springbrunnen sie mit Wasser versorgt, und schöne öffentliche Spaziergänge. Es herrscht noch immer viel Gewerbsamkeit; beträchtlicher Handel wird mit gutem Olivenöl und edlen Baumfrüchten getrieben, und es gibt ansehnliche Fabriken von Seidenwaaren, Sammet, Damasten, Stoffen, Spitzen, Handschuhen, Wollenzuügen, Leinwand, Bleiweiß, Seife, Kunst- und Galanteriewaaren. Alle Sammet- und Seidenwebereien befinden sich außerhalb der Stadt, und dieß hat Einfluß auf die Wohlfeilheit der Preise. Die Seide wird theils im Lande selbst gewonnen, theils aus dem übrigen Italien, besonders aus Calabrien, aus Palermo, so wie aus Syrien und der Insel Cypern gezogen. Genua wurde nach der Vereinigung mit Frankreich der Sitz eines Erzbischofs, der obern Verwaltungsbehörden des Departements, eines Handelsgerichts, des Generalstabs der 28sten Militärdivision, eines Seepräfects und eines Seearsenals. Der ehemalige Freistaat Genua gränzte gegen Abend und Mitternacht an Savoyen und Piemont und die Lombardei, gegen Morgen an Lucca und Toscana, gegen Mittag ans Meer. Das Land ward in den östlichen und westlichen Theil, oder die Riviera di Levante und Riviera di ponente abgetheilt. In jenem, dem wichtigsten, lagen Genua, Rapallo, Sestri di Levante; in diesem Buntimiglia, San Remo, Savona, Finale. Längs der ganzen Nordseite des Freistaats zogen sich die Apenninen, und erstreckten sich in einzelnen Nebenästen bis zur Küste. Dieser Landstrich ist, ungeachtet seines gebirgigen Bodens, sehr fruchtbar. Der Adel zeichnet sich durch Kenntnisse und seine Sitten, das Volk überhaupt durch Arbeitsamkeit und Muth aus. Die ältesten Bewohner dieses Landes waren die Ligurier, welche zwischen dem ersten und zweiten Punischen Kriege von den Römern besiegt wurden. Nach dem Untergange des Weströmischen Reiches gehörten sie zu dem Longobardenreiche, und kamen mit diesem, als Carl der Große den Longobardischen König Desiderius bezwungen hatte, unter Fränkische Herrschaft. In den folgenden Zeiten, nach dem Verfall des Reichs Carls des Großen, setzte Genua sich in Freiheit, und theilte bis ins elfte Jahrhundert das Schicksal der Lombardischen Städte. Die Lage der Stadt begünstigte das frühe Gedeihen des Handels, und früher noch als Venedig, trieb sie Levantehandel. Erwerbungen auf dem festen Lande gaben schon im Anfange des 12ten Jahrhunderts Anlaß zu blutigen Kriegen mit den gewerbesleißigen und handelslustigen Bewohnern von Pisa, welche ihre Gränznachbarn wurden, sobald Genua des Golfo de la Spezia sich bemächtigt hatte. Im Jahre 1171 besaß die mächtige Stadt schon Montferrat, Monaco, Nizza, Marielle und fast die ganze Küste der Provence. Der Kampf mit den Pisanern dauerte über 200 Jahre, und es ward nicht eher Friede geschlossen, bis die Genueser die Insel Elba erobert und den Hafen von Pisa zerstört hatten. Nicht minder heftig wurden die Fehden gegen Venedig geführt, die erst im Jahre 1382 durch einen Frieden geendigt wurden. So wie die Herrschaft über den westlichen Theil des Mitteländischen Meeres der Gegenstand des Kampfes mit Pisa war, so ward in dem Kriege gegen Venedig um den Besitz des östlichen Theils, nach welchem beide Freistaaten strebten, gekämpft. Die Genueser schlossen Handels-

bündnisse mit den Morgenländern, um bei dem Einlaufe der reichen Landeserzeugnisse sich Begünstigungen zu verschaffen. Am höchsten stieg ihre Handelsmacht zur Zeit der Erneuerung des Griechisch-Byzantinischen Reichs nach der Mitte des 13ten Jahrhunderts. Schon lange hatte die Unthätigkeit der reichen Bewohner von Constantinopel, die zu träge waren, sich ihrer eigenen Schiffe zur Beförderung der Morgenländischen Waaren in die übrigen Länder Europa's zu bedienen, den Genuesern großen Antheil an dem Handel der Griechischen Staaten verschafft; ganz Constantinopel stand unter dem Druck der kühnen Kaufleute aus Genua. Um sich aber einen unmittelbaren Antheil an dem gewinnvollen Ostindischen Handel zu verschaffen, bemächtigten die Genueser sich der Stadt Kaffa (jetzt Feodosia) auf der Krimischen Halbinsel, gaben dem Hafen von Kaffa eine bessere Einrichtung, verstärkten und vermehrten die Befestigungen, und verschönernten die Stadt mit vielen Gebäuden, von welchen noch jetzt die Trümmer sichtbar sind. Kaffa ward einer der schönsten und reichsten Handelsplätze in Europa. So lange die Genueser die Stadt besaßen, hatten sie auch die Herrschaft über das schwarze Meer, und erhielten auf dem Handelswege, der sich über das Kaspiische Meer zog, die köstlichen Waaren Indiens. Man kann wohl behaupten, hätte Genua ein weises Colonialsystem eingeführt, und seine nahen und fernem Niederlassungen zu einem Ganzen zu verbinden und fest an den Mutterstaat zu knüpfen gewußt, so würde es vielleicht schon im 14ten Jahrhundert die Rolle als Handelsmacht gespielt haben, die späterhin Holland zufiel. Als Constantinopel von dem großen Muhammed II. bezwungen war, empfingen die Genueser bald ihre Strafe für den unklugen Beistand, welchen sie den Türken geleistet hatten. Muhammed nahm ihnen (1475) ihre Niederlassung am schwarzen Meere. Sie trieben zwar, auch nach dem Verlaste der Herrschaft über dieses Meer, noch geraume Zeit als Kaufleute einen gewinnreichen Handel mit den Anwohnern desselben, aber endlich wurde ihnen von den Türken der Zugang zu diesem Handelswege so streng verschlossen, daß sie sich auf dem schwarzen Meere nicht mehr sehen lassen durften. Selbst die Handelsverbindung, welche die Krimischen Tataren noch eine Zeitlang durch ihre eigenen Schiffe mit Genua unterhielten, ward bald von der eifersüchtigen Besorgniß der Türken für immer aufgehoben. — Während Genua's äußere Macht und Handelsrang durch Ländererwerbungen und regsamem Gewerbleiß sich so hoch erhoben, ward das Innere des Staats von Unruhen und Parteilungen gestört. Demokraten und Aristokraten, und unter den Aristokraten selbst verschiedene Parteien, unterhielten fortdauernd unruhige Bewegungen. Im J. 1339 ward ein lebenslänglicher höchster Staatsbeamter, der Doge, von dem Volke erwählt. Aber er hatte nicht Macht genug, der Parteyth zu steuern. Es wurden ihm endlich Rätthe zur Seite gesetzt, und doch ward bei allen Versuchen, eine feste Staatsordnung einzuführen, kein Friede im Innern, ja man unterwarf sich sogar, um aus der unglücklichen Anarchie, die der stete Parteykampf herbeiführte, sich zu retten, einige Male fremder Herrschaft. Mitten unter diesen Unruhen ward (im J. 1407) die Georgsbank (compere di S. Georgio) gestiftet, welche ihre Entstehung den Anleihen, die der Staat zu seinen Bedürfnissen von reichen Bürgern machte, zu danken hatte, und von den abwechselnd herrschenden Parteien gewissenhaft anrecht erhalten wurde. Im J. 1528 erhielt endlich der gährende Staat Ruhe und eine bleibende Ordnung, welche bis zu Ende des 18ten Jahrhunderts fortbauerte. Die Regierungsform war streng aristokratisch. Das Oberhaupt des Staats

war der gewählte Doge. Er mußte 50 Jahre alt seyn, und wohnte im Palaste der Republik (palazzo della signoria), wo auch der Senat sich versammelte. Der Doge hatte den Vortrag im Senate, der sich in demselben Palaste versammelte. Ohne seine Einwilligung konnte kein Rathschlag ge'ast werden, und die Staatsverordnungen wurden in seinem Namen gegeben. Er blieb nicht länger als zwei Jahre im Amte, dann ward er wieder Senator und Procurator, und nach 5 Jahren konnte er wieder zum Doge erwählt werden. Ihm zur Seite standen 2001 Gouvernator und 201 Procurator, nicht gerechnet diejenigen, welche Dogen gewesen waren. Jede dieser Würden hatte eine Dauer von 2 Jahren. Von den Gouvernator wohnten 121, von den Procurator 121 mit dem Doge im Palaste der Republik, so daß sie von zwei zu zwei Monaten durch andere Amtsgenossen abgetheilt wurden. Sie übten den gesetzlichen Rath, der mit dem Doge alle Staatsachen besorgte. Die Procurator waren die Aufsicht des öffentlichen Schatzes und der Staatsbankrupte. Die souveräne Gewalt stand erstens bei dem aus 300 Mitgliedern bestehenden großen Rathe, zu welchem alle Genuesische Edelleute, die 23 Jahre alt waren, gehöret; zweitens bei dem kleinen Rathe von 100 Mitgliedern. Beide hatten das Recht, mit dem Gouvernator und Procurator, die Steuern und Steuern zu beschließen, durch Stimmenmehrheit entschieden. Was durch den kleinen Rath verhandelt, er mußte einstimmig seyn, was durch den großen Rath, außer den Weisestern Orsola, noch 23 andere, die an Alter, Reichthum und Tugend standen; zu dem neuen Rath abgetheilt wurde, so daß die alte Staatsordnung jetzt nicht. Die Franzosen hatten sich die benachbarten Länder unterworfen. Die Parteilosigkeit, welche die Republik durch ihre Verfassung hatte, konnte das immanente Staatsgebäude nicht vor dem Untergange schützen. Der französische Oberfeldherr (Bonaparte), der glückliche Eroberer Italiens, gab ihr eine neue Verfassung, welche auf die Grundzüge des französischen Repräsentativsystems gebaut war. Zwei Jahre später fiel ein Theil des Genuesischen Gebietes wieder in die Gewalt der Oestricher, aber der Sieg von Marengo entschied auch Genues's Schicksal. Es ward angefangen eine provisorische Regierung einzurufen, die endlich im J. 1800 eine neue Verfassung für die Ligurische Republik gegründet wurde. Die höchste Regierungsgewalt erhielt ein Doge. Ihm standen zur Seite 20 Senatoren und als Volksrepräsentation eine Consulta von 72 Mitgliedern, welche sich jährlich versammelte, Staatsrechnungen unterrichtete, und die Rechte genehmigte, welche ihr von dem Senate vorgelegt wurden. Die Mitglieder der Consulta wurden von 3 Collegien, nämlich von 300 Oestreichern, 300 Kaufleuten und 100 Gelehrten gewählt. Die Republik ward zuletzt durch Kaiserjunker vergrößert, und hatte (1804) auf einem Flächenraume von 97 Quadratmeilen eine Volksmenge von mehr als 600,000 Bewohnern. Ihre Seemacht, im Mittelalter so fürchtbar, bestand nur noch aus 4 bis 6 Galeeren und einigen bewaffneten Barken; ihre Landmacht aus 2 Deutschen Garderegimentern für das Oberhaupt der Regierung, 3000 Mann Nationaltruppen und 3000 Mann Landwehr. Im J. 1805 fand es Napoleon für nöthig, die Ligurische Republik auf mit seinem Kaiserreiche zu vereinigen. Auf seine Veranlassung er

schten der Doge, an der Spitze einer Deputation, vor dem kaiserlichen Throne zu Mailand, und forderte die Einverleibung, die denn auch so gleich vollzogen wurde. Das Gebiet der Republik ward, mit Einschluß einiger Parcellen von Piemont und Parma, in 3 Departements, *Montenotte*, *Genua* und der *Apenninen* eingetheilt. Am 19. Apr. 1814 nahm der Generallieutenant *Macferlane*, Oberbefehlshaber der combinirten englischen und sicilianischen Truppen in dem dortigen Küstenlande, in Gemäßheit einer mit dem Divisionsgeneral *Fresta* geschlossenen Capitulation, von *Genua* Besitz; damit nahm die französische Herrschaft ein Ende, und der General, *Lord Binton*, erklärte in einer Proclamation vom 26. Apr. daß der Staat seine Selbstständigkeit und die Constitution von 1797 wieder erhalten sollte; und setzte eine provisorische Regierung ein. Während man sich in *Genua* der Freude über die wiederkommende alte Ordnung der Dinge überließ, erscholl das Gerüchte, daß nach Entscheidungen des Wiener Congresses, der gesammte Staat, unter dem Titel eines Herzogthums, an den König von *Sardinien* fallen sollte, und am 27. Dec. 1814 machte der englische General *Dalrymple* bekannt, daß er beauftragt sey, denselben an die Behörden des neuen Regenten zu übergeben. Die Zusicherung verschiedener nicht sehr bedeutender Privilegien, die der König in dem Patent vom 7. Jan. gab, trug nicht dazu bei den Schmerz der getäuschten Hoffnung in den *Genuesern* zu mildern. Indes empfing der königl. bevollmächtigte Commissar am 10. und 11. Jan. 1815 von den öffentlichen Beamten und dem Militär den Eid der Treue. Die Handelschiffahrt war zu der Zeit, wo die Republik dem Französischen Reich einverleibt wurde, zwar nur ein Schatten von dem, was sie einst gewesen, aber immer noch wichtig, obgleich die *Genueser* nicht weiter gingen, als nach *Italien*, nach *Frankreichs* südlichen Küsten, nach *Spanien* und *Portugal*. Es waren 40 größere und viele kleinere Fahrzeuge mit diesem Handel beschäftigt. Die *Genueser* versahen vor dem Seekriege einen großen Theil *Italiens* mit *Ostindischen* Gewürzen, welche ihnen von den *Holländern* gebracht wurden, so wie mit *Zucker* und *Kaffee*, die theils von *Lissabon*, theils von *Marseille* kamen, und mit *Fischwaaren* und *Salze*. Schiffe aus *Hamburg* brachten *Sächsisch* Leinwand und Tücher, die größtentheils nach *Spanien* und *Amerika* versührt wurden. Der Expeditionshandel war daher bedeutend, die wichtigsten Zweige des Handels aber waren der Handel mit baarem Gelde und das Wechselgeschäft. Mehrere Staaten *Europa's*, besonders aber *Spanien*, waren Schuldner der Bank zu *Genua* und einzelner reichen Staatsbürger. Die Bank war zum Theil eine Leihbank, zum Theil eine Depositen- und Staatsbank. Sie besaß ansehnliche liegende Gründe und über 10 Millionen *Französische* Livres Einkünfte. Die Verwaltung derselben wurde von 8 Protectoren besorgt, und die Bank hatte eigene Richterergewalt über die zu ihr gehörigen Beamten. Je häufiger aber der Staat bei dringenden Bedürfnissen seine Zuflucht zu der Bank nahm, desto mehr verlor sie allmählig an Ansehen und Vertrauen. Die Republik hatte, um die Zinsen für die aus der Bank genommenen Kapitalien zu bezahlen, verschiedene Abgaben und Auflagen angewiesen, die immer erhöht wurden, wenn sie zur Bezahlung der Zinsen nicht hinreichend waren. Bei der Vereinigung der Republik mit dem *Französischen* Reiche ward die Bank ganz aufgehoben, und die Renten von 3,400,000 *Genuesische* Lire, welche sie ihren Gläubigern zu zahlen hatte, wurden auf das Schuldbuch von *Frankreich* übergetragen. R.

Genz (Friedrich v.). Dieser berühmte politische und historische

Schriftsteller, als Gegner des französischen und eifriger Anhänger des brittischen Systems, von Frankreich eben so verächtlich als von England geachtet, wurde geboren 1704 zu Der große Rath, welchem er an den Weisheitsreden der französischen Revolution nahm, und das Talent, welches er an den darüber erscheinenden Schriften hatte, erfüllten sein Talent zum politischen Schriftsteller auf eine vorzügliche Weise. Gleich vom Anfang trat er mit Eifer auf die Seite der Gegner der französischen Revolution. Nicht nur verbreitete er Hauptchriften darüber durch Uebersetzungen, unter denen Burke's Betrachtingen über die franz. Revol. (2 Ediz. 1793. N. N. 1794), Malles' du Pan über das Charakteristische und die lange Dauer der franz. Revol. (1794), Juvenot's Geschichte der franz. Finanzadministration (1796. 97.), Rouquier's Entwicklung der Ursachen, welche Frankreich gelehrt haben, zur Freiheit zu gelangen (4 Ediz. 1796) die vorzüglichsten sind, sondern wirkte auch durch eigene Schriften fortwährend für die Partei, die er für die gerechte anerkannt hatte. Dahn gehörten sein Essai sur l'administration des finances de la grande Bretagne (1801), seine Kritik von dem politischen Zustande von Europa vor und nach der franz. Revol. (1801), seine Betrachtungen über den Ursprung und Charakter des Krieges gegen die franz. Revol. (1801) und seine Fragmente aus der Geschichte des polit. Gleichgewichts in Europa (1804). Bei den verschiedenen Krisen, welche seit 20 Jahren die politische Welt durch Europa's bestanden, suchte er mit der Gewalt der Uebersetzung und Uebersetzung auf die öffentliche Meinung einzuwirken, und in diesem Sinne sind seine authentische Darstellung des Verhältnisses zwischen England und Spanien vor und bei dem Ausbruch des Krieges (1806), so wie seine Darstellung der Wichtigkeit des ökonomischen Krieges gegen Frankreich (1805) wichtig für die Geschichte. Die antifranzösischen Regierungen haben seine Wirken und seinen Einfluss anerkannt und belohnt. Wie ist in England ein deutscher Schriftsteller geachtet worden wie Geng, während seiner Anwesenheit dortselbst im J. 180.; der Kaiser von Oesterreich ernannte ihn nicht bloß zum Hofrath, sondern beehrte ihn auch mit dem Reichsdiplom, so wie der Kaiser von Rußland mit dem Alexander Nevsky Orden (1814), bei welcher Gelegenheit ihm der letzte Herr Monarch zu erkennen gab, daß Geng längst seine Aufmerksamkeit

er, mit welchem er verächtliche Kränkungen, von ihnen bedroht wurden, durch seine Werke, als Frankreich schon das Uebergewicht in den Ruhen, welchen es durch seine charakteristischen Talente, und durch seine politische wurde er auch vom Könige von Dänemark rühmend erwähnt. Was dieß noch nicht hinreichte, so wurden ihm die in bewiesen, welche das Cabinet von St. Peter den Geist, Charakter und Gehalt dieser Urtheile eines Kenners dieß mit. .. Wie die des schriftstellerischen Talents in Frankreich erhellte, hat in Deutschland der Eifer zu

weil sie vielleicht ohne diesen Erfolg nicht Sorge getragen hätten. So

viel wir wissen, hatte Friedrich Genz sich noch nicht als Schriftsteller gezeigt, als er als Uebersetzer des beredtesten, tiefsten Gegners der Revolution, der sich mit starkem brittischen Gemüth dem Strome verderblicher Meinungen entgegenwarf, und als Commentator Burke's auftrat. Seitdem hat er sich mehr, als irgend ein anderer in Deutschland, die blühende, weithinwallende Schreibart seines Urbildes, und mancher englischen Rhetoren eigen gemacht. Im Festhalten der einmal ergriffenen politischen Partei und Gesinnung, in künstlicher Beleuchtung der Thatsachen zu einem politischen Zweck, in Geschicklichkeit, über manche Punkte einen sophistischen Schleier zu weben, und dabei Tugend, Aufrichtigkeit und Gesundheit des Urtheils feierlich in Anspruch zu nehmen, ist er ihnen gleichfalls ähnlich geworden. An Stärke des Gemüthes stünde er vielleicht nicht so weit hinter ihnen, wenn er in einem Vaterlande, wie das ihrige, geboren wäre und gewirkt hätte. Aus dem Gesichtspunkt der politischen Rhetorik muß man die Arbeiten von Genz schlechterdings betrachten, um nicht ungerecht gegen ihn zu seyn, und daß er sich in ihr zum Rang der Engländer erhob, in Deutschland in seinen Verhältnissen, ohne irgend eine Gunst des Schicksals für Ausbildung der Art, da sie den Britten hundertfältig zufließt, ist kein geringer Ruhm seines Talents und seiner Anstrengung. Dieses, sein wahrhaftes Verdienst, scheint man aus Gründen, deren Entwicklung nicht hieher gehört, im Preussischen nicht genug geachtet zu haben; wenigstens ward Genz nicht seinem Talent angemessen im Staatsdienste befördert. Man scheint ihn richtiger im östreichischen Kaiserstaat gewürdigt zu haben, und ihn für die politische Rhetorik zweckmäßig zu brauchen. Ist das letzte Manifest Oestreichs, als es der Coalition wider Frankreich betrat, von ihm verfaßt, so hat er einen neuen Beweis gegeben, wie gut er verstehe, nach dem Gesichtspunkte, den Verhältnissen, der Würde eines Hofes, dessen Gesinnungen mit Anstand auszudrücken. Weit weniger erscheint Genz von einer glänzenden Seite, wenn man ihn als Historiker betrachtet. In dem historischen Journal, welches er herausgab, sind Betrachtungen über die Entwicklung Europa's in den letzten Jahrhunderten, und wiewohl ein geschichtliches Raisonnement durch Rhetorik manche Blöße verhüllen kann, blickt eine sehr mangelhafte Einsicht in die Historie durch jene Betrachtungen zum öftern durch. Sein biographischer Versuch über das Leben der unglücklichen Königin Maria von Schottland hat fast alle Fehler, die eine Biographie haben kann. Wettläufige Auseinandersetzung des schottischen Feudalwesens, bei welcher man fühlt, daß sich der Geschichtschreiber selbst erst dasselbe deutlich machen wollte, drückt so die Hauptgestalt, als die übrigen handelnden Figuren in einen Winkel. Von einer menschen darstellenden Kraft, wie von echter Composition des Historikers, ist keine Spur zu entdecken."

Geocentrisch, was sich auf dem Mittelpunkt der Erde bezieht, oder von dem Mittelpunkt der Erde aus betrachtet wird. S. Helio-
centrisch.

Geodäsie, s. Geometrie.

Geoffrin (Madame). Diese mit allen geselligen Tugenden ausgestattet, durch Geist und Herz gleich ausgezeichnete Frau, welche 50 Jahre hindurch die feinsten und gebildetsten Zirkel der französischen Hauptstadt zierte, war im Jahr 1699 geboren, und schon in der Wiege verwaist. Ihre Großmutter erzog sie, und gewöhnte früh ihren Geist, richtig zu denken und zu urtheilen. Darauf ward sie die Gattin eines Mannes, von dem nichts mehr zu sagen ist, als daß sein Tod sie in den

Verwundend setzte, welches sie theils dazu bei zu unterstützen, theils einen ansehnlichen gezeichneten Personen um sich zu versammeln. Ihrem sehr schmerzlichen Herzen Bedürfnis war, und jartere Weise gehdt worden, denn durch die sie den Werth der Gabe zu verdoppeln; keinen Kost, und kein Opfer war ihr zu groß, wenn sie sie verwandeln konnte. Einige Tage werden am

—liche Frau handelte, ins Licht setzen, und einem lebhaften Charakter, was so selten fand und das gefühlvollste Herz vereinigte. Bouchardon zwei marmorne Vasen bestellte.

Sie bemerkte, daß der eine Dessel gew: Frau, sagten ihr die Träger, unser Last hat. Ist so außer sich, daß er sich nicht bewegen, denn wenn es der Herr erfährt, schickt er ihn und vier Kinder. Gut, gut, sagte Man

hts davon sag: Aber sagte sie zu st kann hat zehabt; ich u: kost sens

u Herrn

Bouchardon, fragt nach dem und dem, und 3 Livres für seine Kameraden, die sie Ein andermal ward sie aufmerksam gemacht bediene. Ich weiß es wohl, sagte sie.

Warum nicht, Madame? Ich habe ihr zwei Käbe gegeben. Man wundert sich aber diesen sonderbaren Grund. Ei wohl, fuhr sie fort, sie verkaufte Milch an meiner Thür; meine Pente kamen zu mir, und sagten mir, daß sie in Verzweiflung sey über den Verlust ihrer Kuh: und da sie es mir zu spät gesagt hatten, gab ich ihr zwei, eine für die eingedohnte, die andre zum Ersatz für den Kummer, den sie seit acht Tagen gehabt hatte. Sie sehen wohl, daß ich sie nicht abwaschen kann. Diese beiden

Quellroten sind von der l'Academie in Sterne's Kanten erzählt worden. Man hat gesagt, schreibt d'Alembert, in welchem Grade die Güte der Madame Geoffrin thätig, raslos, beharrlich war, aber man hat viele leidet nicht gesagt, was doch so unendlich ihr Lob vermehrt, daß bis in ihr höchstes Alter ihre Güte sich von Tag zu Tag vermehrte. Zum Nachtheil der menschlichen Gesellschaft erzeugen Alter und Erfahrung nur zu oft die entgegengeordnete Wirkung, selbst bei tugendhaften Personen, wenn die Tugend nicht in ihnen von ungewöhnlicher Stärke ist. Je mehr sie ans

füßlich Wohlwollen für ihre Mitmenschen gefühlt haben, um so mehr bereuen sie, wenn sie täglich ihre Undankbarkeit erfahren. Ihnen göbient und sie geliebt zu haben. Ein besonneneres durch Vernunft und Beobachtigkeit erleuchtete eres Studium der Menschen hatte Madame Geoffrin gelehrt, daß diese den mehr schwach und eitel als böß sind, daß man ihren Schwäche nachsehen und ihre Eitelkeit ertragen müsse, damit sie wieder die unsers ertragen. Ich fühle mit Verändern, sagte sie mir, daß so

Alter, desto gutmüthiger ich werde, denn besser will ich nicht sagen, da meine Gutmüthigkeit, wie bei so vielen andern die Bosheit, vielleicht nur aus Schwäche entspringt. Ich habe mir zu Ruhe gemacht, was mir der gute Abbé Salut Pierre so oft sagte, daß die Wohlthätigkeit sich nicht darauf beschränken soll, Leidenden zu helfen, sondern daß sie sich auch in der Rücksicht gegen ihre Fehler, deren sie so sehr bedürfen, zeigen muß,

und so ist meine Devise: Geben und Vergeben. Die Leidenschaft, zu geben, die das Bedürfnis ihres ganzen Lebens ausmachte, war mit ihr geboren, und ließ ihr von frühester Jugend auf keine Ruhe. Schon als Kind, wenn sie einen Bettler aus ihrem Fenster sah, warf sie hinab, was sie eben zur Hand hatte, ihr Brod, ihre Wäsche; selbst ihre Kleider, und weder Scheltworte noch Strafen änderten sie. Sie wünschte ihre Wohlthätigkeit durch die Hände ihrer Freunde fortzusetzen. Man wird sie segnen, sagte sie, und sie werden mein Andenken segnen. So stellte sie 1200 Livres auf den Kopf eines Freundes, der unbegütert war. Wenn sie reicher werden, sagte sie, so spenden sie das Geld mir zu Liebe, wenn ich es nicht mehr kann. Dem Danke wich diese seltene Frau auf das sorgfältigste aus, ja sie pfliegte den Undankbaren oft eine scherzhaft Lobrede zu halten: Man ist nicht gerecht gegen sie, sagte sie, und schätzt sie nicht nach Verdienst. La Harpe sagt folgendes von ihr: Madame Geoffrin hat weder Geburt noch Titel: sie ist die Witwe eines Besitzers einer Spiegelmanufaktur, und hat etwa 40,000 Livres jährlicher Renten, aber Ordnung und Oekonomie verdoppeln diese mäßige Einnahme. Ihr Haus ist der Sammelplatz des Talents und Verdienstes aller Art geworden; ihre Gesellschaft wird gesucht, weil die berühmtesten Männer das selbst gefunden werden. Man fragt oft, ob diese Frau, die mit so geistreichen Personen umgeht, selbst geistreich ist; das eben nicht, aber sie hat einen gesunden Verstand, und eine weise Mäßigung liegt in ihrem Charakter. Sie hat jene gefällige Artigkeit, die man nur im Umgang erwirbt, und Niemand hat einen richtigern Takt für das Schickliche. Sie ist gut, wohlthätig und mit Neigung dienstfertig. Unter den vielen Fremden, denen sie die wichtigsten Dienste erwies, war der ausgezeichnetste der Graf Poniatowsky, nachmaliger König von Polen. Er machte ihr seine Thronbesteigung mit den Worten bekannt: Maman, votre fils est roi, und lud sie zu sich nach Warschau ein. Als sie im Jahre 1768 auf ihrer Reise dahin nach Wien kam, fand sie bei dem Kaiser und der Kaiserin den schmeichelhaftesten Empfang. Die Kaiserin, die ihr einst zu Waagen mit ihren Kindern begegnete, ließ sogleich halten und stellte ihr dieselben vor. Bei ihrer Ankunft in Warschau fand sie daselbst ein Zimmer, dem vollkommen ähnlich, welches sie in Paris zu bewohnen pflegte. Mit den ausgezeichnetsten Ehren überhäuft, kam sie nach Paris zurück und starb daselbst im Jahre 1777. Zwei Tage vor ihrem Tode, als sie heftig litt, hörte sie einem Gespräche zu, welches an ihrem Bette über die Mittel geführt wurde, die eine Regierung zur Beglückung ihrer Untertanen habe. Nachdem sie lange geschwiegen hatten, sagte sie: „Sie vergessen sämmtlich, daß die Regierungen mehr für das Vergnügen sorgen sollten.“ Drei ihrer Freunde, Thomas, Morellet und d'Alembert, haben ihrem Andenken Schriften gewidmet, die noch jetzt ein so lebhaftes Interesse erwecken, daß sie ganz neulich nebst der kleinen Abhandlung der Madame Geoffrin sur la conversation nachgedruckt worden sind. Um mit einem Worte den verschiedenen Charakter jener drei Schriftsteller zu bezeichnen, hat man gesagt, daß der erste reflektirt, der zweite erzählt und der dritte geweint habe.

M.

Geogenie ist eine griechische Benennung für die Lehre von der Entstehung und uranfänglichen Bildung unserer Erde.

Geognosie, **Geognostik** ist die griechische Benennung für die Wissenschaft von der Beschaffenheit unsers Erdbörpers, der Erzeugung seiner Bestandtheile, der verschiedenen Mischungen und Verhältnisse derselben.

Geographie, Erdkunde, Erdbeschreibung enthält die Darstellung des Zustandes und der Beschaffenheit unsers Weltkörpers, der Erde *). Da nun unsere Erde betrachtet werden kann entweder als ein Weltkörper im Verhältnis zu andern Weltkörpern, oder als ein Körper von eigenthümlichen Bestandtheilen, Beschaffenheiten und Erscheinungen, der zugleich ein Wohnplatz von Wesen verschiedener Art ist, oder als ein Wohnplatz freier Vernunftwesen, die sich in seine Oberfläche getheilt haben, und durch deren Macht er mannichfaltige Veränderungen erleidet; so geht daraus eine dreifache Eintheilung der Geographie hervor in die mathematische, physikalische und politische. Die beiden ersten zusammen nennt man auch die allgemeine Geographie. Die mathematische Geographie ist eigentlich ein Theil der angewandten Mathematik. Sie betrachtet die Erde nach ihrem Verhältnisse zur Sonne und dem Sonnensystem, welchem sie zugehört, nach ihrer Gestalt und Bewegung, und entwickelt im Einzelnen die Begriffe der Erdaxe, der Pole, des Aequators, der Länge und Breite, der Elliptik, der Coluren, der Zonen, des Klima, des Horizontes, der Weltgegenden, der geographischen Maße, der Größe der Erde, der Unterschiede der Zeit u. s. w., und gibt eine richtige Ansicht von der Verfertigung und Beschaffenheit der Globen und Charten. Die physikalische Geographie befaßt unter sich 1) die Geistik mit ihren verschiedenen Theilen (s. Geistik) 2) die hydroistische Geographie, welche handelt a) von den Meeren (Tiefe, Farbe, Temperatur, Bewegungen, Boden, Dünen, Klippen, Untiefen, Sandbänke, Barren,) und b) von dem Landgewässer, den Quellen (Ausfluß, Gehalt, Temperatur), Strömen, Flüssen (Ursprung, Richtung, Wasserfälle, Mündungen u. s. w.), Landseen; 3) meteorologische Geographie, a) von Luft- und Aetermeere, b) von den Regionen der Atmosphäre, c) von der Lufttemperatur, (Abweichungen der Schnee-Grenzlinie in verschiedenen Klimaten, d) von den Luftbewegungen, Winden, Passat-Strich-Winden, e) von den Lufterscheinungen; 4) Produkten-Geographie, a) zoologische, b) botanische, c) mineralogische; 5) anthropologische Geographie. In der politischen Geographie betrachtet man darauf die Erde als einen Jubegriff von Wohnplätzen vernünftiger Wesen, nach den verschiedenen Verhältnissen und Bedingungen ihrer Ausbreitung über den Erdboden und ihres Nebeneinandersens auf demselben in einzelnen größern oder kleinern gesellschaftlichen Verbindungen. So gründlich und vortrefflich nun auch besonders seit Büsching diese politische Geographie behandelt worden war, so hatte sie doch zu vieles in ihre Mitte gezogen, was ausschließend der Statistik angehört, die freilich erst in der zweiten Hälfte des 18ten Jahrhunderts in einer selbstständigen wissenschaftlichen Form ausgearbeitet wurde. Da nun die Statistik als Wissenschaft, welche die gegenwärtige innere und äußere Form der Staaten nach ihrem nothwendigen Zusammenhange darstellt, genau von der Geographie, welche ihr vorantritt, unterschieden, und im Vortrage selbst getrennt werden muß, so war es allerdings von hoher Wichtigkeit, die Gränzlinie zwischen der politischen Geographie und der Statistik genau zu ziehen, und aus der Geographie alles zu entfernen, was bloß der Statistik angehört. Denn wenn die Statistik den einzelnen

*) Rigmannen wird der Ausdruck Geographie auch im engeren Sinne genommen als Darstellung von dem Zustand und der Beschaffenheit eines Theils unserer Erde, z. B. Geographie von Europa, Rußland, Preußen, Sachsen u. s. w.

Staat als ein in sich zusammenhängendes Ganzes mit steter Hinsicht auf Staatsrecht, Staatswirthschaft und Politik schildert, weil nur nach dem Maßstabe dieser Wissenschaften, die Verfassung, die Verwaltung und das politische Verhältniß des einen Staats zu den übrigen Staaten mit Sicherheit entwickelt werden kann, so hängt die Geographie ausschließlich am Locale. Sie stellt das Einzelne dar, wo sie es findet: sie durchgeht die einzelnen Departemente, Kreise und Provinzen der Staaten und Reiche, und charakterisirt die natürlichen Verhältnisse des Bodens, die Berge, die Flüsse, die Städte, die wichtigsten (oder sämtliche) Dorfschaften, die verschiedenen Nahrungs- und Erwerbszweige, und die einzelnen Merkwürdigkeiten, durchgehends nach dem Locale. Wäre immer diese Grenzbestimmung zwischen Statistik und Geographie festgehalten worden, so würde die Amalgamirung beider Wissenschaften vermieden worden seyn. Man entlehnte aber aus den eigentlichen statistischen Notizen für die Geographie wahrscheinlich nur deshalb so viel, um diese für den Jugendunterricht interessanter, oder die Handbücher derselben für die Bedürfnisse der Leser aus verschiedenen Ständen und Volksklassen genießbarer und reichhaltiger zu machen. Dieses Mißverhältniß in den geographischen Hand- und Lehrbüchern, und die fortwährenden Veränderungen in dem politischen Zustande der europäischen Staaten und Reiche, welchen selbst die in kurzer Zeit einander verdrängenden Lehrbücher der Geographie, und die wiederholten Auflagen oder Ausgaben derselben, nicht immer schnell genug folgen, und den jedesmaligen neuesten Zustand der politischen Geographie bestimmt darstellen konnten, veranlaßte mehrere denkende Männer, nach Gatterers früherer Andeutung, eine sogenannte reine Geographie vorzuschlagen und auszuführen, in welcher man die natürliche Beschaffenheit des Erdbodens, nach seinen Meeren, Bergketten und Flüssen, als Basis der Geographie behandelte, sie als Princip der Eintheilung der Erdoberfläche festhielt, und die Wissenschaft selbst nach diesem Maßstabe vollständig durchführte. Ob nun gleich diese Behandlung der Geographie durch die Einfachheit ihres Princips und durch ihre genaue Sondernung von der Statistik sich empfiehlt, so dürfte sie doch, besonders wenn sie beim Jugendunterrichte die einzig gültige werden sollte, die Lücken nicht ersetzen, welche nothwendig aus der gänzlichen Verdrängung der wohlverstandenen politischen Geographie entstehen müßten. Auch sind die in dieser Hinsicht gemachten Versuche im Ganzen zwar nicht mißlungen, aber noch nicht hinreichend begründet und erschöpfend durchgeführt. Die politische Geographie kann sich natürlicher Weise nicht in allen Zeitaltern gleich sehen; man theilt sie daher historisch in die alte, mittlere, neue und neueste ein. Im weitern Sinne umschließt die alte Geographie nicht allein die Darstellung des Zustandes der historisch bekannten Erde und ihrer Bewohner seit der ersten beglaubigten historischen Kunde bis zum Umsturze des römischen Westreichs, sondern auf die einzelnen Spuren der dahin gehörenden Nachrichten in den mythischen Zeitaltern. In ihren Umfang gehören alle Völker des Alterthums. Die mittlere Geographie, welche mit dem Umsturze des römischen Westreichs anhebt, reicht herab bis zur Entdeckung des vierten Erdtheils, Amerika (von 476 — 1492). Die neuere Geographie umfaßt die Periode von der Entdeckung Amerika's bis auf den Presburger Frieden, und die neueste wird mit dem Pariser Frieden von 1815 und dem darauffolgenden Wiener Congress beginnen, indem in diesen Epochen die ganze politische Geographie eine neue, hoffentlich bleibende Gestalt er-

halten hat. Damit man aber eine zu geographischen Aufschauungsweg unbedeutende Zeilänge vermeide, hat man in den ersten Hauptabschnitten mehrere Unterabschnitte unterteilt man 7 Perioden (1200 J. v. Chr.) welchem größten Umfang (1200 J.) Reichs in seiner größten Pacht Reichs unter Alexander (120 J.) des Principat des Handels hat Reichs zur Zeit seiner Eroberung des römischen Reichs in das Morgen- und Abend-Asien (1200 J. v. Chr.) — In der mittleren Geographie unterteilt man 8 Perioden: 1) Untergang des weströmischen Kaiserthums (476 n. Chr.) 2) Anfang des arabischen Reichs (622 n. Chr.) 3) Periode des indischen und arabischen Reichs in seiner Verbreitung (800 J. v. Chr.) 4) Vereinigung des römischen Kaiserthums mit dem deutschen Reich (962 J. n. Chr.) 5) Normannische Herrschaft in einem großen Theil Europas und Asiens (1110 J. n. Chr.) 6) Germanische Reise vom atlantischen Meer bis zu den russischen Grenzen (1400 J. n. Chr.) 7) Untergang des morgenländischen Reichs zu Stambul (1453 J. n. Chr.) 8) Entdeckung Amerikas und Folgen davon 1492. — Die neuere Geographie theilt man in folgende Perioden: 1) Regierungskunde Karls V. 1550. 2) Zeit nach dem westphälischen Frieden 1648. 3) Entdeckung des künftigen Welttheils durch Cook 1770. 4) Französische Revolution bis zum Wiener und Preßburger Frieden 1809. 5) Vom Preßburger Frieden bis zum Wiener Frieden 1815.

Geographie — Geschichte und Literatur derselben. Es begreift sich leicht, daß Geographie als Wissenschaft sich nur sehr langsam entwickeln konnte. Sucht man auf die Darstellung der Geographie in jenen verschiedenen Zeiträumen, so kann man die Geschichte derselben in 6 Abschnitte theilen: 1) Urdunkle Periode von der Ältesten Zeit der Tradition bis auf Herodot. Quellen sind hier Moses, Homer und Hesiod. Das Alter ist dunkel und unklar, der Nachrichten nur wenige, und mehr vornehmlich als geographisch. 2) Periode des einzelnen Sammelns von Herodot bis Strabon 100 J. v. Chr. Reise, Eroberung, Feldzug, Aristoteles, Thales und Aristoteles von einzelnen Ländern interessante Beschreibungen. 3) Systematische Periode von Strabon bis Claudius Ptolemaeus 150 J. n. Chr. Ptolemaeus, Ptolemaeus Astronomus, Ptolemaeus Geographus, Ptolemaeus Astronomus, Ptolemaeus Geographus, Ptolemaeus Astronomus, Ptolemaeus Geographus. 4) Cosmologische Periode von Ptolemaeus bis N. Copernicus 1543 J. n. Chr. Länge und Breite der Länder werden bestimmt. Man kann hier unterscheiden a) die Zeit vor den Arabern (Ptolemaeus, Ptolemaeus, Ptolemaeus, Ptolemaeus, Ptolemaeus, Ptolemaeus), b) Zeit seit den Arabern vom 7 bis 10 J. (Al-Biruni, Abu-Idris, Ebn-Battuta, Ibn-Battuta, Ibn-Battuta, Ibn-Battuta). 5) Astronomisch-mathematische Periode von Copernicus bis auf uns. Man hat hier genauere astronomische Bestimmungen, zweckmäßige Vertheilung von Meridianen in Länder und in Länder, genauere und zweckmäßigerer Topographien bestimmtere Länderbeschreibungen und Angabe des Höhenmaßes nach Gradmaßen, und zweckmäßiger geographische Systeme und Zeichnungen. Auch ist es in die

Ven Zeiten der Versuch einer systematischen Geographie des Alterthums mit einigem Erfolg unternommen worden, doch im Ganzen mehr für die Bearbeitung der alten, als der mittlern Geographie geschehen. Christoph Cellarius brach hier eigentlich die Bahn. Seine Schrift erschien zuerst zu Leipzig 1686 in Duodez: *Geographia antiqua ad veterum Historicorum faciliorem explicationem apparatus*. Umgearbeitet zu einer Quartausgabe führte sie den Titel: *Notitia orbis antiqui* (2 Theile. Leipzig, 1701). Die neueste Ausgabe ist vom Jahre 1773. Darauf schrieb Johann David Köhler eine Anleitung zu der alten und mittlern Geographie, mit 37 Charten in drei Binden. Nürnberg. 1730 ff. 8. Das Handbuch der alten Geographie von d'Anville, in fünf Theilen, erhielt seine höhere Brauchbarkeit in der neuen Ausgabe, welche von mehreren deutschen Gelehrten trefflich bearbeitet und reichlich ausgestattet wurde, (Nürnberg. 1800 ff. 8.). Der erste und zweite Theil enthält Europa von Heeren; der dritte Theil Asien von Brunß; der vierte Theil Afrika von Brunß und Paulus, und der fünfte Theil die mittlere Geographie. Zu diesem schätzbaren Werke gehört ein sehr brauchbarer Atlas von 12 Charten in Folio. Noch unvollendet, aber mit sorgfältigem Fleiß und Quellenstudium ward von Konrad Mannert bearbeitet: *Geographie der Griechen und Römer*, aus ihren Schriften dargestellt. Bis jetzt sieben Theile (doch besteht der sechste aus drei starken Bänden). Nürnberg. 1788—1812. 8. Sehr brauchbare Untersuchungen über Gegenstände der alten Geographie enthalten Heeren's Ideen über die Politik, den Verkehr und den Handel der vornehmsten Völker der alten Welt. In der neuen Auflage dieses Werkes enthält der erste Theil Asien; der 2te Theil Afrika; die erste Abtheil. des dritten Griechenland (Götting. 1804—1812. 8.). Anwendbar beim Jugendunterricht ist Funke's Atlas der alten Welt, bestehend aus zwölf Charten mit erklärenden Tabellen. Weimar, 1800. 4. und für den ersten Anlauf ausreichend: Nitsch Wörterbuch der alten Geographie, herausgegeben von Höpfner. Halle, 1794. 8. Die gesammte Geschichte der Geographie, bis herab zum Jahre 1800, umfaßt in einer faßlichen Gesamtübersicht Malte Brunß Geschichte der Erdkunde, aus dem Französischen. Herausgegeben mit Zusätzen von C. A. W. v. Zimmermann. Zwei Abtheilungen. Leipzig, 1812. 8. Doch ist durch das Werk von Malte Brun Sprengel's Geschichte der wichtigsten geographischen Entdeckungen bis zur Ankunft der Portugiesen in Japan (2te Auflage. Halle, 1792. 8.) nicht entbehrlich gemacht worden. Noch fehlt es an einem mit Kritik und umschließender Gelehrsamkeit geschriebenen Werk über die mittlere Geographie; denn Christoph Junker's Anleitung zur Geographie der mittlern Zeiten (Jena, 1712. 4.) macht jenes Bedürfnis erst recht fühlbar. Für die vergleichende Geographie haben die Schriften von Gosselin und Menzelle Werth. Die neue Geographie, so unvollkommen auch ihre Bearbeitung und so unsicher ihre damalige Basis war, gewann doch bereits in der ersten Hälfte des 18ten Jahrhunderts durch Hübner's vollständige Geographie, die viele Auflagen erlebte; durch des Rectors Hager geographische Schriften, und durch die in 16 Theilen fleißig zusammengestellte neue europäische Staats- und Reisegeographie (Leipzig und Görlitz, 1750 ff. 8.). Der Vater und Begründer der wissenschaftlichen Bearbeitung der Geographie ward aber Anton Friedrich Büsching, dessen neue Erdbeschreibung zum er,

sten Mal im Jahre 1754 zu Hamburg erichien. Die neueste achte Auflage dieses klassischen Werkes ist vom Jahre 1787, und enthält im Ganzen elf Bände. Freilich ist dasselbe, nach den großen Veränderungen der neuesten Zeit, nicht ganz mehr in seiner damaligen Gestalt brauchbar; auch hat es, für ein geographisches System, zu viele Beimischungen aus der Statistik, und ist in Hinsicht des Planes und der Folge nicht geordnet genug. Obgleich eine völlig neue Bearbeitung dieses Werks von der Verlagshandlung angekündigt worden ist; so ist von dieser doch nur die Geographie von Portugal von Ebeling, und die von Schweden von Rühß, so wie Amerika, (aber noch unvollendet) in sieben Theilen von Ebeling, Afrika von Hartmann, und die Fortsetzung von Asien von Sprengel und Wahlf erschienen. In Verbindung mit der Geschichte der dargestellten Länder und Provinzen behandelte die Geographie, doch auch mit zu vieler Einmischung von statistischen Notizen, Norrmann in seinem geographischen und historischen Handbuche der Länder, Völker, und Staatenkunde, von welchem aber seit 1785 bloß Deutschland in fünf Abtheilungen, und die Schweiz in vier Abtheilungen erschienen sind. Ein vollständiges Handbuch der neuesten Erdbeschreibung begann Gaspari im Jahre 1797, welches in der ersten Abtheilung des ersten Bandes die mathematische, physische und politische Geographie überhaupt, in der zweiten Abtheilung den östreichischen, bairischen, schwäbischen und fränkischen Kreis, in den beiden Abtheilungen des zweiten Bandes größtentheils das übrige Deutschland, und in der ersten Abtheilung des vierten Bandes Portugal, Spanien und Frankreich (von Ehrmann bearbeitet) enthält. Noch restirt der dritte Band, und die Fortsetzung von der zweiten Abtheilung des vierten Bandes an. Nach einem nicht so ausführlichen Plane, aber zweckmäßig angelegt, und nur nicht beendigt, war Friedrich Gottlieb Canzlers Abriss der Erdkunde nach ihrem ganzen Umfange zum Gebrauche bei Vorlesungen, in drei Theilen. Göttingen, 1791 ff. 8. In compendiarischer Form lieferte Gatterer die ersten geographischen Werke mit kritischem Geiste, in seinem Abrisse der Geographie, Göttingen, 1775, 8. und in seinem kurzen Begriffe der Geographie, in zwei Theilen, Göttingen, 1789. 8. (Neue Auflage, 1793. 8.). Für den Vortrag der Geographie auf Akademien und Gymnasien sorgte Fabri in seinem Handbuche der neuesten Geographie, in zwei Theilen, wovon zu Halle im Jahre 1805 die neunte Auflage, und für niedere Schulen in seinem Abrisse der Geographie, wovon im Jahre 1811 die dreizehnte Auflage erschien. Sein großes geographisches mit vielem Fleiß eröffnetes, Werk: Geographie für alle Stände, hat bis jetzt bloß die allgemeine Erdkunde und den größten Theil Deutschlands, nach der ehemaligen Kreiseintheilung, in fünf starken Octavbänden (Leipzig 1786 — 1808) dargestellt. In der Folge sorgte Gaspari durch zwei Lehrbücher der Geographie für den ersten und zweiten Cursus dieser Wissenschaft beim Jugendunterrichte (Weimar, seit 1792) für die bessere Methode in der Behandlung derselben, besonders damit jedem Cursus ein besonderer, auf die Fähigkeiten der Zöglinge berechneter, Schul-Atlas ausgegeben ward. Sehr brauchbar zum Unterricht ist auch das Lehrbuch der Geographie von Galletti (Gotha, 1804. N. A.). Mit Rücksicht aber auf die neuesten Veränderungen und Umbildungen bearbeitete Professor Stein in Berlin nicht nur sein Handbuch der Geographie nach den neuesten Ansich-

ten, welches für Vorträge auf Schulen und Akademien in zwei Theilen 1808 (Leipzig) und in einer zweiten Auflage 1811 (doch mit dem veränderten und etwas unzweckmäßigen Titel: Handbuch der Geographie und Statistik) erschien; sondern auch seine kleine Geographie (Leipzig, 1808. 8.), welche bereits im Jahre 1811 die dritte Auflage erlebte. In den meisten genannten Handbüchern und Compendien der Geographie wird in der Einleitung die mathematische und physikalische Erdbeschreibung in einer mehr oder weniger gedrängten Uebersicht vorausgeschickt. In einer selbstständigen Form behandelten aber auch die mathematische Geographie zweckmäßig: **Walch** in seiner Einleitung in die mathematische Geographie, ein Lehrbuch für die Jugend, 3te Auflage, Götting. 1807. 8. **Joh. Lob. Mayer** in seinem Lehrbuche über physische Astronomie, Theorie der Erde und Meteorologie. Götting. 1805. 8., und **Schmidt** in seinem Lehrbuche der mathematischen Geographie, Leipzig, 1810. 8. Eben so ward die physikalische Erdbeschreibung isolirt behandelt von **Friedr. Wilh. Otto** in dem Systeme einer physischen Erdbeschreibung nach den neuesten Entdeckungen, Berlin, 1800. 8., von **J. Ernst Fabri** in seinem Abrisse der natürlichen Erdkunde, Nürnberg, 1800. 8., und in **Kants** physischer Geographie, herausgegeben von **Rink**, in zwei Theilen, Königsberg, 1802. 8. Zu der sogenannten reinen Geographie hatte bereits **Gatterer** in dem kurzen Begriffe der Geographie die ersten Grundlinien gezogen. In der neuesten Zeit verfolgten diese Ansicht: **Seune**, in der Gea (Berlin, 1808), welche im Jahre 1811 in einer zweiten Auflage mit der veränderten Schreibart: **Gda**, Versuch einer wissenschaftlichen Erdbeschreibung, erschien; **Kaiser**, in dem Lehrbuche der Länder- und Staatenkunde, auf eine einfachere Methode gebaut, (München, 1810. 8.); **Stein**, in seiner Geographie für Real- und Bürgerschulen nach Naturgränzen (Leipzig, 1811. 8.); **Hommeyer**, in der reinen Geographie von Europa (Königsberg, 1812. 8.), und **Kunz**, in dem Lehrbuche der reinen Geographie (Tübingen, 1812. 8.). Von den neuesten geographisch-statistischen Wörterbüchern sind die schätzbaren Werke von **Winzlopp** und **Chrmann** (fortgesetzt von **Schorch**) noch nicht beendigt. Der alte **Hübner** erschien zwar 1804 vollständig in einer neuen Auflage: neues Staats-, Zeitungs- und Conversationslexicon; wie vieles hat sich aber seit 1804 verändert! Deshalb scheint das **Jägersche** geographisch-historisch-statistische Zeitungslexicon, in der neuen Bearbeitung von **Mannert** (3 Theile, 8. und Nachträge zum ersten und zweiten Bande) wegen seiner Reichhaltigkeit und weil es vollendet ist, für jetzt den Vorzug zu verdienen; denn **Steins** Zeitungs-, Posts- und Comptoirlexicon in 2 Theilen (Leipz. 1811) ist im Ganzen zu flüchtig gearbeitet, und dient, so wie **Galleti's** vollständ. geogr. Taschenwörterbuch, das sich aber durch seine Wohlfeilheit empfiehlt, höchstens für den ersten Anlauf. Unter den Handbüchern für Reisende ist das französische und deutsche Werk von **Richard** (Guide des Voyageurs en Europe, sixième édit. 1812. 12. und der Passagier auf der Reise in Deutschland, in der Schweiz, zu Paris und Petersburg, vierte Aufl. Berl. 1811) das vorzüglichste; doch wird man **Beck's** praktisches Handbuch für Reisende durch Europa und Nordasien, (Leipz. 1810, 2 Theile) nicht ohne Nutzen gebrauchen. (Die wichtigsten geographischen Werke über die einzelnen Erdtheile und über die einzelnen Staaten Europa's s. unter denselben).

Geologie, die wissenschaftliche Untersuchung von der Entstehung und ursprünglichen Bildung unsers Erdbörpers. **Geolog** heißt ein Gelehrter, der sich mit diesen Untersuchungen beschäftigt. Im Allgemeinen kann man deren 2 Classen unterscheiden, **Neptunisten**, welche die Bildung der Erde aus Wasser, und **Vulkanisten**, welche sie durch Feuer annehmen. Uebrigens herrschen noch viele Verschiedenheiten, welche man ausführlich mitgetheilt findet im 3. Bd. von **De la Metherie's Theorie der Erde**.

Geomantie, die vorgebliche Kunst, aus gewissen, in Sand oder auf Papier gemachten Punkten zu wahrsagen; die **Punktirkunst**.

Geometrie, Erdmestkunst, eine Wissenschaft des Raums, den die körperlichen Dinge nach ihrer Länge, Breite und Höhe einnehmen, erhielt ihren Namen daher, weil sie von der Ausmessung der Felder, der Längen, Breiten und Höhen auf dem Erdboden ihren Anfang nahm, oder doch zuerst darauf angewandt wurde. Sie verdankt also ihren Ursprung der Theilung der Ländereien oder der Entstehung des Eigenthums, besonders in Ansehung des Bodens. Jetzt macht die Ausmessung des Feldes nur einen Theil der Geometrie aus, den man **Geodäsie** nennt. Die Geometrie selbst ist von weiterem Umfang, indem man mehrere Gegenstände, z. B. die Geschwindigkeit der Bewegung, die Zeiten u. a. m. durch Linien vorstellt und solche geometrisch behandelt. Man theilt sie in die **gemeine**, welche von den geraden Linien, geradlinichten Figuren, dem Zirkel und den daher entstehenden Körpern handelt, und in die **höhere Geometrie**, welche sich mit den krummen Linien und den daher entstehenden Körpern beschäftigt. Die erstere wird wieder in die **theoretische**, die die Eigenschaften der Linien und Figuren erweist, und in die **praktische** abgetheilt, welche die Beschreibung, Ausrechnung und Theilung der Linien, Flächen und Körper, sowohl auf dem Papier als auf dem Felde lehrt. Die vornehmsten Theile derselben sind die **Longimetrie**, welche Linien zu messen, zu berechnen und zu theilen lehrt; die **Planimetrie**, die eben dies mit den Flächen vornimmt, daher diese beiden Theile zusammen auch den Namen **Geodäsie** oder **Feldmestkunst** führen; die **Stereometrie**, welche den Inhalt der Körper ermisst; die **Trigonometrie**, welche lehrt, aus den bekannten Größen an einem Dreieck die unbekanntes, welche durch jene bestimmt werden, durch Rechnung zu finden, und das **Nivelliren** oder **Wasserwiegen**. Mit Recht kann man auch die **Marlscheidekunst** zur praktischen Geometrie rechnen. Ob die Erfindung dieser Wissenschaft den **Babyloniern** oder **Aegyptern** gehört, ist noch nicht genau zu bestimmen. **Thales** und **Pythagoras** brachten sie nach Griechenland. Letzterer erfand den nach ihm benannten **Pythagoräischen Lehrsatz**, wegen seiner Wichtigkeit **Magister Matheseos** genannt, daß in einem rechtswinklichten Dreieck das Quadrat der Hypothenuse den Quadraten der Katheten gleich sey. **Hippokrates Chios**, ein **Pythagoräischer Philosoph**, schrieb die ersten Anfangsgründe der Geometrie. In der gemeinen Geometrie that sich vorzüglich **Euklides** in **Alexandrien** durch seine **Elementa geometriae** hervor, in denen er alle Sätze in einer streng systematischen Folge vortrug. Er zeigte zuerst die Verhältnisse der Kugeln unter einander und erwies, daß sie sich zu einander wie die **Würfel** ihrer Durchmesser verhalten; auch zeigte er zuerst, daß ein

Regel

Regel und ein Cylinder von gleicher Höhe und Grundfläche sich wie 1 zu 3 verhalten. Fast 100 Jahre nach ihm bereicherte Archimedes die gemeine Geometrie durch seine Erfindungen von der Kugel- und Kugelschnittrechnung. Er lehrte zuerst den Inhalt einer Kugel und ihrer Fläche ausrechnen, und fand, daß sich eine Kugel zu dem umschriebenen Cylinder, wie 2 zu 3 verhalte, welche Erfindung er so hoch schätzte, daß er sie auf seinem Grabmal verewigt wissen wollte. Um die höhere Geometrie machte sich zuerst Aristäus verdient, der über die Kegelschnitte schrieb; nach ihm schrieb Euklides über denselben Gegenstand, und nach ihm Archimedes seine Bücher *de conoidibus et sphaeroidibus*, *de linea spirali*, *de quadratura parabolae*; aber alle diese übertraf Apollonius von Perga, der alles Vorhandene sammelte und zuerst die Namen Hyperbel, Parabel, Ellipsis gebrauchte. Im Mittelalter wurde die Geometrie von den Arabern mit Eifer und Erfolg bearbeitet, wie mehrere vorhandene sehr schätzbare Werke von ihnen beweisen. Bei dem Wiederaufblühen der Wissenschaften im Mittelalter fand auch die Geometrie sehr früh ihre Bearbeiter. In Italien werden genannt Nic. Tartaglia zu Venedig (st. 1557), Fed. Commandino aus Urbino (st. 1575), Franc. Maurolycus aus Messina (st. 1575) und Lucas Valerius zu Rom (st. 1618), welche auf der Bahn der Alten fortschritten und die Wissenschaft mit neuen Entdeckungen bereicherten. In Frankreich blieb man im sechzehnten Jahrhundert bloß bei den Anfangsgründen stehen. Des Cartes hat durch die Einführung der Analysis in die höhere Geometrie die alten Gränzen derselben ungemein erweitert, worauf sie durch die im 17. Jahrhundert von Newton und Leibniz erfundene Analysis Infinitorum, um welche sich der verstorbene Leipz. Prof. Hindenburg sehr verdient machte, zur größten Vollkommenheit gestiegen ist. Franz Vieta von Fontenay (st. 1603) machte sich auch durch eigene Erfindungen verdient. Darauf folgten Niederländer, Deutsche und Engländer, von denen wir jedoch nur diejenigen anführen können, die sich durch wichtige Fortschritte ausgezeichnet haben. Wir nennen demnach: Johann Prætorius (st. 1616), erster Prof. der Mathematik zu Altorf, erfand 1611 den Meßtisch, von ihm *Mensula Praetoriana* genannt; D. Erasmus Reinhold (st. 1574) schrieb zuerst vom Markscheiden und Nicolaus Voigtel gab 1686 die zweite Schrift über die Markscheidkunst heraus; Georg Wurbach (st. 1461) erfand das geometrische Quadrat beim Feldmessen; Mich. Stiefel (geb. 1496 zu Ehlingen), ein deutscher Prediger, entdeckte 1530 die Logarithmen und machte sie 1544 in seiner *Arithmetica integra* bekannt; der zweite Erfinder derselben auf eine andere Art war der Schotte Joh. Neper, Baron von Merchiston, welcher seine Erfindung 1614 bekannt machte; Regiomontanus oder Joh. Müller (st. 1476), Schüler von obigem Wurbach, schrieb 1464 *de triangulis*, welches das älteste, auf unsere Zeiten gekommene Buch von der Trigonometrie ist; Pascal stellte 1643 zu Clermont in Auvergne die ersten Versuche an, die Höhen der Berge und anderer Gegenstände durch den Stand des Barometers zu messen, welche Messungen in den neuern Zeiten durch Einführung der Schichttafeln sehr erleichtert und zur größtmöglichen Vollkommenheit gediehen sind. Die beste Abhandlung über das Höhenmessen mit dem Barometer hat Daubuisson geschrieben, der nur die Abhandlung von Biot zur Seite gesetzt werden kann. Am allermeisten aber ist die Vermessung der Länder und Seen und das Niveliren oder Wassermessen sowohl in Ansehung der dabei anzuwenden

benden Theorie, als auch der Instrumente selbst vervollkommen worden. Das praktische Vermessen theilt sich ab: 1) in das Vermessen gerader Linien, 2) in das Auffuchen der Lage der geraden Linien gegen die übrigen, 3) in das Uebertragen dieser Lage und des Maßes auf Papier; und 4) in die Berechnung der Oberfläche des gemessenen Landes, wobei alle Flächen, aus so viel Seiten sie auch bestehen mögen, in Dreiecke reducirt werden. Die vorzüglich nothwendigen Instrumente zum Land- und Seevermessen sind: Ein gutes Taschenbuch von Instrumenten; ein Stangenzirkel; ein Satz Maßstäbe zum Uebertragen; 3 oder 4 Parallellineale; ein Proportionalzirkel; ein dreischenklichter Zirkel; ein Pantograph oder Storchschnabel; ein Kreuzmaß; eine Bouffole mit Dioptern; ein Hadleyscher Sextant; ein Scheibeninstrument oder Theodolit; ein Vermessungscompas; Messketten; hölzerne Meßstäbe; eiserne Spitzen; King's Vermessungsquadrant; ein Schritt- zähler; eine Weingelst Wage; Stationsstäbe für die Wage; ein Transporteur mit oder ohne Nonius; ein astronomischer Quadrant; ein gutes refrangirendes oder reflectirendes Telescop; ein Copirglas; und vorzüglich noch zur Seevermessung: ein Stationstheiler; ein Azimuthalcompas und ein oder zwei Bootcompasse. Zum Nivelliren endlich eine vorzüglich gute Spirituswage, z. B. die von Keith, und die vom Prof. Mayer in s. prakt. Geometrie Theil III. beschriebenen Instrumente. Am gemeinverständlichsten findet man diese obgenannten verschiedenen Messungsarten beschrieben in Georg Adams geometrischen und graphischen Versuchen ic. aus dem Engl. übers. mit Anmerk. von J. G. Geißler mit 39 Kupst. Leipz. 1795. 8.

Georg (der heilige Ritter St.) nach der Legende ein Cappadocischer Prinz. Seine berühmteste Heldenthat war die Besiegung eines Lindwurms und dadurch bewirkte Befreiung einer Königstochter (der christliche Perseus). Der Moskowitzsche Zaar führt in seinem Herzschilde als Wappen den heiligen Georg wie er den Lindwurm ersticht.

Georg I., (Ludwig) König von Großbritannien, geb. zu Hannover, am 28. Mai 1670, gest. zu Osnabrück am 11. Juni 1727, eine wahre Zierde des englischen Thrones. Er erbte zuerst von seinem Vater, Ernst August, dem ersten Kurfürsten von Hannover, 1698 dieses schöne Land, und von seiner Gemahlin, Sophie Dorothea, Tochter des letzten der Herzoge von Zelle (Wilhelm) die lüneburgischen und zellischen Lande. Wenige Jahre nach dem Tode seines Vaters (1701) überbrachte der Graf Macclesfield *) seiner Mutter, der gefeierten Kurfürstin Sophia (einer Enkelin Königs Jacob von England) die Acte, welche ihr und ihrem Hause die Nachfolge auf dem englischen Thron verlieh. Doch die Kurfürstin Mutter, die damals fast schon 73 Jahr alt war **), erlebte ihre Thronbesteigung nicht, denn sie starb 9 Wochen früher als Anna, die letzte Königin aus dem Hause Stuart ***). So ward nun Kurfürst Georg Ludwig un-

*) Dieser erhielt dafür von der Kurfürstin ihr reich mit Diamanten besetztes Bildniß (mehrere tausend Pf. Sterl. am Werth) und von ihrem Sohne, dem Kurfürsten, eine große massivgoldne Gießkanne nebst Becken. Dreißig bis vierzig Engländer wurden die ganze Zeit seines Aufenthaltes über tractirt und in allem frei gehalten, deren Bedienten aber erhielten täglich ein Jeder eine halbe Krone. Großbritanniens Krone war freilich einer großen Freigebigkeit werth!

***) Man s. über diese interessante Frau den ihr besonders gewidmeten Artikel „Sophia.“

***)) Man vergl. „Großbritannien“ und „Anna.“

ter dem Namen **Georg der Erste** König der vereinigten Reiche von Großbritannien. Kraftvoll mußte er sein neuerworbenes Recht gegen die Anfälle des Prätendenten (**Jacobs III.**) und dessen Anhänger zu behaupten, wie denn überhaupt Kraft, weise Politik und hohes Interesse für die Nation, die sich ihm anvertraut hatte, jeden seiner Schritte bezeichnen. Seine Verbindung gegen **Carl XII.** von Schweden erworb ihm zu seinen hannoverschen Landen die Herzogthümer Bremen und Verden. In dem Frieden, der den, in Verein mit Frankreich gegen Spanien von **Georg I.** geführten, Krieg beendigte (1720), ward hauptsächlich von ihm die Bedingung, den spanischen Minister, **Kardinal Alberoni**, der ganz Europa seinen colossalen Plänen unterwerfen wollte, zu entlassen; dictirt; nachdem er das ganze schlauserstrickte Gewebe dieses herrschsüchtigen Mannes durchschaut und mit dem Herzoge von Orleans, dem damaligen Regenten Frankreichs, zugleich entwickelt hatte. Durch eine kluge Benutzung der Marine imponirte er allen übrigen Mächten; die Vernichtung der spanischen Flotte im mittelländischen Meer erhob den Muth, Glanz und Einfluß des englischen Cabinets auf die Entschliessungen des übrigen Europa's, der von ihm an mit immer wachsender Stärke sich geltend zu machen gewußt hat. Im J. 1727 unternahm er eine Reise in seine Erbländer; da erkrankte ihn am 11. Junij der Tod zu Osnabrück. Sein Nachfolger

Georg II. (August) geb. als Kurprinz von Hannover am 10. Nov. 1683, gest. den 25. Okt. 1760, begleitete seinen Vater 1714 nach England, wo er zum Prinzen von Wallis und Graf von Chester ernannt wurde. Er erwarb sich in den Herzen der Engländer ein Vertrauen und eine Achtung, die noch jetzt von ihm rühmt: daß er der edelste Mann im ganzen Königreiche gewesen sey. Seine Gemahlin ward am 2. Sept. 1705 **Caroline**, des Markgrafen **Johann Friedrich** zu Anspach Tochter, welche am 1. Dec. 1737 starb. **Georg** entwickelte früh einen kriegerischen Geist, von dem, so wie von seiner Tapferkeit, er zuerst in dem Kriege gegen die Niederlande (1708) glänzende Proben ablegte. Die ersten ruhigen Jahre seiner Regierung widmete er den Beschäftigungen des Friedens; die Universität Göttingen, nach ihm **Georgia Augusta** genannt, ward in jener Zeit von ihm gestiftet. Aber seine Liebe zu den Waffen rief ihn im ausgebrochenen österreichischen Successionskriege zu Thaten auf dem Schlachtfelde. Der Sieg bei Dettingen am 27. Junij 1743 umschlang sein Haupt mit einem Lorbeerkranze und den unvergänglichen Ruhm der Großmuth erwarb er sich durch die bedeutenden Opfer, die er der großen **Maria Theresia** brachte *). Der **Uachner** Friede gab ihm wieder Muße zu der segenvollsten Fürsorge für die innere Wohlfahrt seines Reiches. Der über die amerikanischen Angelegenheiten entzündete Krieg zwischen Großbritannien und Frankreich entriß ihm zwar auf eine Zeitlang **Minorca**, allein die Kraft, welche England im Laufe jener großen Begebenheiten, unter denen der siebenjährige Krieg und **Georgs** Antheil an demselben, im Bunde mit dem erhabenen **Friedrich**, immer sichtbar entwickelte, führte dies Reich zu desto größerem Glanze. Da entriß der Tod **Georg den Zweiten** seinen ihn verehrenden Unterthanen, am 25. October 1760. Ihm folgte sein Enkel

Georg III. (**Wilhelm Friedrich**) geb. den 4. Junij 1738, Sohn von dem, 9 Jahre vor **Georg II.** verstorbenen, **Friedrich Ludwig**, Prinzen von Wallis und Auguste, Tochter Herzogs **Friedrich II.** von Sachsen

*) Man s. „Österreich. Successionskrieg.“

Gotha. Seine Gemahlin ist die Prinzessin Sophie Charlotte, Tochter Herzogs Carl zu Mecklenburg, Strelitz, geb. den 19. Mai 1744, vermählt den 8. Sept. 1761. Er, der sein fünfzigjähriges Jubiläum auf Großbritanniens Throne schon gefeiert hat, bestieg mitten im Kriege den Thron, und setzte ihn mit Vortheil und Nachdruck fort. Seine Flotten machten in der neuen Welt ansehnliche Eroberungen, und der Friede von 1763 sicherte England den Besitz von Canada und unterwarf Frankreich der schimpflichen Clausel, auf seine Kosten einen englischen Commissär zu Dänkirchen zu unterhalten, welcher Acht haben mußte, daß der Hafen dieser Stadt nicht hergestellt werde. Die glorreiche Administration des Lord Chatam verbreitete über die ersten Regierungsjahre Georgs III. einen heitern Glanz; weniger glücklich aber war er in dem nordamerikanischen Kriege, der 1778 ausbrach, und England einen Theil seiner schönsten Colonien kostete. Im J. 1787 hatte der König den ersten Anfall jener Krankheit, die in der Folge mehrere Mal wiedergekehrt ist, und hauptsächlich in einer Geisteszerrüttung sich äußerte. Damals wurde er von dem Doctor Willis fast augenblicklich wieder hergestellt. Allein 1792 war eine so schnelle Heilung des Nebels nicht möglich, und es wurde damals zum ersten Mal die wichtige Frage wegen einer Regentschaft in dem Parlament zur Sprache gebracht. Die Oppositionspartei, an deren Spitze der Prinz von Wales stand, wollte diesen zum Regenten erklärt wissen, allein die Ministerialen unter Pitts Anführung, welche durch den Prinzen gestürzt zu werden fürchteten, behaupteten, daß die Regentschaft kein mit der Person verbundenes Recht sey, sondern willkürlich von dem Parlament erteilt werden könne. Die Bill, welche Pitt in diesem Sinne vorschlug und das Unterhaus annahm, blieb indeß ohne Wirkung, da der König inzwischen genas. Man behauptet, daß die wesentlichen Dienste, welche Pitt bei dieser Gelegenheit dem Könige erwiesen, hauptsächlich ihm die unwandelbare Gunst desselben für die Folge gesichert hätten. Mehr als einmal haben sich Attentate gegen das Leben des Königs gekündigt, namentlich bei dem von Gordon angestifteten Aufstand im J. 1780, dann 1794, wo auf einer Spazierfahrt eine Flinte auf ihn abgedrückt ward, und zuletzt im Theater, wo ein gewisser Athfield, der nachher für wahnsinnig erklärt wurde, eine Pistole gegen die königliche Loge abschoss, ohne jedoch jemand zu verwunden. Die königliche Gewalt hat sich unter der Regierung Georgs III. besonders durch die Fremdenbill und die Suspension der Habeas, Corpusacte (s. beide Art) ansehnlich erweitert. Sein Einfluß im Parlament war entschwiebener als je, theils durch die Spaltungen der Oppositionspartei, theils durch die Vermehrung der Mitglieder im Oberhause, deren Anzahl im J. 1760 nur 181, im J. 1800 aber gegen 500 betrug. Bei Georgs Thronbesteigung war die Civilliste auf 800000 Pfund festgesetzt; allein 1769 bezahlte das Parlament mehr als eine Million Schulden, und 1777 wurde dasselbe aufs neue wegen einer Schuld von 618000 Pfund in Anspruch genommen. Damals erhöhte man auf den Antrag des ersten Lords der Schatzkammer die Civilliste um 100000 Pfund, aber dennoch waren 1780 auf 60000 und 1784 auf 30000 Pfund Schulden vorhanden. Die Hofhaltung des Königs war dabei keineswegs glänzend und prächtig, allein die königliche Familie war zahlreich, und die geheimen Ausgaben im In- und Auslande sehr bedeutend. Als Georg in seinem 22sten Jahre den Thron bestieg, besaß Lord Bute, sein ehemaliger Erzieher, sein unbeschränktes Vertrauen, welches in den von

diesem empfohlenen Lords Anlesbury und Liverpool gewissermaßen fortgelebt hat. Der König genehmigte leicht die Pläne, die seine Grundsätze entsprachen, und verfolgte sie mit größter Beharrlichkeit; aber eben so unbengsam war er auch in seiner Abneigung; sein Souverain verabscheute so sehr wie er, die Grundsätze der französischen Revolution, selbst als die herrschende Partei der constitutionirenden Versammlung die brittische Verfassung laut erhob. Eben so hat er sich hartnäckig geweigert, den irländischen Katholiken die Aufhebung der Excommunication zuzugestehen, welche ihnen Pitt versprochen hatte. Er liebte die Künste und Wissenschaften und beschätzte sie mehr als seine Vorgänger; dem Hause Braunschweig gethan haben; doch hat er sie eigentlich nicht in dem Grade aufgemuntert, wie von einem so großen Monarchen hätte erwartet werden können. Fast alle seine Schenkungen und Pensionen hatten mehr einen politischen Zweck. Uebrigens war sein Charakter stets sanft und leutselig; sein Gesicht hat das Gepräge der Güte und Wohlwollens. Als Gatte und Vater war er mütterlich; er lebte stets wie ein einfacher Privatmann in dem Schoo seiner Familie, vornehmlich zu Windsor, wo er selbst seine Minister nicht empfing. Als er 1804 einen abermaligen Anfall seiner Krankheit hatte, beschäftigte man sich aufs neue mit den Maßregeln zu Einsetzung einer Regentschaft; aber auch diesmal wurde sie durch seine Genesung überflüssig gemacht. Seitdem litt er besonders an der Abnahme des Gesichts, wodurch er verhindert ward, das Parlament persönlich zu eröffnen und häufige Audienzen zu geben. Im J. 1810 lehrte seine Geisteskrankheit heftiger als je und mit Symptomen begleitet zurück, welche das Ende seines Lebens anzukündigen schienen. Dennoch gelang es der Kunst seiner Aerzte, sein Leben zu erhalten, wiewohl zur Heilung seiner Geisteszerrüttung die Hoffnung verschwunden ist. Die Regentschaft wurde daher nun wirklich am 6. Febr. 1811 in die Hände des Prinzen von Wallis, Georg Friedrich August gelegt. Dies genüge von ihm selbst; eine Darstellung seiner so merkwürdigen Regierung werden wir unter Großbritannien liefern.

Georges Cadoudal, Chef der Chouans, war der Sohn eines Müllers zu Brate, einem Dorfe zwei Stunden von Auray in Morbihan. Kaum hatte er seine Studien zu Vannes geendigt, als die Revolution ausbrach. Anfangs nahm er keinen Antheil daran. Bei den Aufständen in Bretagne aber nahm er als Kelter Dienste, vereinigte sich nebst einigen Bretagnern zu Caval mit den Bendeern, als sie sich die Loire gegangen waren, und wurde bei der Belagerung von Grandville zum Officier ernannt. Er zeichnete sich durch Körperkraft und Muth aus, und erwarb sich seitdem einen Namen. Als sie bei Marolles und Savanay zurückgeschlagen wurden, flüchtete er sich in sein Geburtsland, konnte sich aber nicht wieder an die stille Lebensart gewöhnen und warb Bauern und müßige Matrosen, an deren Spitze er stand. Man schickte ihm Truppen entgegen; eine republikanische Colonne überraschte ihn und brachte ihn nebst seinem Vater in Verhaftung nach Brest. Nach einer ziemlich langen Gefangenschaft entkam er in Matrosenkleidung und übernahm wieder das Commando seines Canton. Da er den Adel nicht liebte, suchte er die Adlichen fortwährend vom Commando zu entfernen und wurde selbst als Chef einer Plebeierpartei betrachtet. Erst im J. 1795 fing er an sich bemerkbar zu machen; er commandirte 1796 die Division von Morbihan. Als er 1797 die Waffen aufs neue ergriff, war er einer der Chefs, welche die gr

te Macht um sich versammelten; und nach den Berichten der Republikaner genoß er das ganze Vertrauen seiner Truppen; es war sogar die Rede davon, ihn zum Generalissimus zu ernennen. Um diese Zeit besetzte er wieder Nieder-Bretagne, und war der einzige nicht adliche General en Chef. Seine Division war diejenige, welche den Republikanern die meisten Treffen lieferte, und er war es, der im December die Expedition an den Ufern der Vilaine commandirte, um einen ausserordentlichen Transport von Flinten und Kanonen in Empfang zu nehmen, welchen die Engländer daselbst ausschifften. Lange schlug er den Frieden aus, welchen die Consuln damals anboten; doch in Folge mehrerer Treffen, namentlich bei Grandchamp und Elven den 25. und 26. Jan. 1800, die ziemlich blutig waren, und da er sah, daß alle Chefs, Frotte allein ausgenommen, sich den Gesetzen der Republik unterworfen hatten, dachte auch er daran, den Frieden abzuschließen, da es noch Zeit war. Den 9. Februar, wo er wußte, daß der General Brüne recognoscirte, ging er ihm bei dem Dorfe Theix entgegen, nur von 2 Crouans begleitet, ließ durch einen derselben dem General melden, daß er ihn zu sprechen wünschte, und hielt unter freiem Himmel eine Unterredung mit ihm. In einer Stunde waren sie einig. Georges machte sich anheischig, seine Truppen zu entlassen und seine Artillerie und Gewehre auszuliefern. Nachdem der Friede von den Consuln genehmigt und abgeschlossen worden, kam er nach Paris, wo ihm Dienste in der republikanischen Armee angeboten wurden. Nach einigem Zaudern reiste er plötzlich nach London ab und fand bei den Prinzen und englischen Ministern eine sehr günstige Aufnahme. Die Idee der Höllemaschine soll er angegeben haben. Er ging selbst nach Frankreich, um die Ausführung anzuordnen, kehrte darauf nach England zurück und kam zum zweiten Mal nach Frankreich, um den Tod zu finden. Er war nämlich im Monat August 1803 mit Vichereau und Aubert auf der französischen Küste gelandet, um den Streich gegen das Leben des ersten Consuls, den er im Sinne hatte, auszuführen, und hielt sich bis zum Monat März in der Hauptstadt verborgen. Um diese Zeit hatte die Polizei von einigen Agenten dieser Verschwörung Winke erhalten und ließ ihm mit außerordentlicher Thätigkeit nachspüren. Bei seiner Gefangennehmung in der Nähe des Palastes Luxemburg vertheidigte er sich mit zwei Pistolenschüssen, die zwei Diener der Polizei zu Boden streckten, sprang aus seinem Cabriolet und suchte zu entkommen; allein der Pöbel umringte ihn und ein Fleischer hielt ihn fest; man führte ihn auf die Präfectur und von da in den Tempel. Das Criminalgericht machte ihm und einer großen Anzahl seiner Mitverschwornen den Prozeß und erkannte ihm, als eines Mordanschlags gegen das Leben des ersten Consuls überwiesen, den 11. Mai 1804 den Tod zu, welches Urtheil auch am 24. Juni vollzogen wurde. Er war 35. Jahr alt, zeigte während des ganzen Verlaufs seines Processes die äußerste Kaltblütigkeit, hütete sich standhaft seine Parteilichkeit in seinen Antworten zu belasten und bekannte laut seine Anhänglichkeit an die Sache der Bourbons.

Georgien, persisch Gurgistan, bei den Russen Grusien, ist eine Landschaft in Asien, welche von Circassien, Daghestan, Schirwan, Armenien und dem schwarzen Meere eingeschlossen und durch Gebirge in den westlichen und östlichen Theil getrennt wird. Die Größe beträgt gegen 900 Quadratmeilen. Die einzelnen Theile von Georgien sind Imtrette, Mingrellen, Guria (deren jedes ein

nen eignen Fürsten oder Czar hatte) Cardwell (Kartalinien) und Kacheti (Kachetien), beide letzteren ehemals unter einem gemeinschaftlichen Fürsten. Im Jahr 1783 erkannte der Czar von Kachetien und Kartalinien, Heraklius Teimurasowitsch, für sich und seine Nachkommen, die Oberherrschaft Rußlands an, dessen Monarch jeden neuen Regenten bestätigen solle. Er versprach, mit seinen Nachbarn keine geheime Unterhandlung zu pflegen, dagegen ihm die mit der innern Regierung verbundene Gewalt, die Rechtspflege und Hebung der Auflagen allein verblieb. Der Adel des Landes soll dem Russischen gleich geachtet werden. Die gedachten zwei Landschaften machen übrigens das eigentliche Georgien aus, und geben 200000 Fl. jährlicher Einkünfte. Im Jahr 1784 folgte der Czar von Imirette diesem Beispiel auf gleiche Bedingungen. Der Czar von Mingrelien steht dem Namen nach unter der Pfote, ist aber in der That unabhängig. In näherer Verbindung mit den Türken steht der Suria, oder Beherrscher von Guria. Das Land ist zwar gebirgig, da es im Norden vom Kaukasus begrenzt wird; aber zugleich auch äußerst fruchtbar an Holz, Getreide, Seide, Vieh, Wein, Obst und Gartenfrüchten. Im J. 1801 erklärte Kaiser Paul sich, auf Bitte des Czars Georgius Traklewitsch, für den unmittelbaren Besitzer von Georgien, und Kaiser Alexander verband durch ein Manifest vom 24. Sept. 1801 Georgien förmlich mit seinem Reiche, um es besser gegen alle äußeren und inneren Benachthigungen schützen zu können. Die Einkünfte des Landes sollen, nach Abzug der für die Verwaltung erforderlichen Kosten, auf die Wiederaufbauung der Städte und Dörfer verwendet werden. Die noch vorhandenen Prinzen sind pensionirt, und Tiflis zum Sitz der Regierung gemacht worden.

Georgien, eine Provinz der vereinigten nordamerikanischen Staaten, welche von dem Fluß Savannah, Ost- und Westflorida, dem Nordmeer und den freien Indianern begrenzt ist. Im J. 1732 wurde sie von Südcarolina abgefordert und mit einer aus Britten, Schotten, vertriebenen Salzburgern, Schwaben und Pfälzern bestehenden Colonie bevölkert, welche dem König Georg II. zu Ehren Georgien genannt ward. Aus mancherlei gegründeten und ungegründeten Ursachen zerstreute sich aber bald der größte Theil der Pflanzler, und die Colonie gewann so schlechten Fortgang, daß 1752 die Vorsteher derselben ihr Recht an die Krone abtraten, die das Land nach und nach emporbrachte. Seit 1763 gewann der Handel, und 1783 ward Georgien nebst den übrigen Provinzen unabhängig. Im Jahr 1801 zählte man schon 162000 Seelen. Das Klima ist mild, aber an den Küsten ungesund. Produkte des Landes sind Reis, Tabak, Indigo, Holz, Mais, Pommeranzen und Feigen, auch etwas Seide. Die Hauptstadt ist Augusta.

Georgika, Landbau. Diesen Titel führen zwei didaktische Gedichte über den Landbau, von Virgil und Delille. S. beide. dd.

Gera, eine fürstlich Reußische Herrschaft und Stadt an der weißen Elster im Voigtlande. Die sehr angenehme Stadt enthält außer dem Schlosse Osterstein, das eine Viertelstunde vor derselben liegt, gegen 800 Häuser mit 7000 Einwohnern, und hat vortreffliche Wollensmanufakturen. Es befinden sich hier das gemeinschaftliche Gymnasium und die Landes-Collegien der Fürsten Reuß jüngerer Linie.

Gerade, heißt in den deutschen Rechten der Inbegriff gewisser durch Gesetz und Verkommen bestimmter beweglicher Sachen, welche

in dem Eigenthum und dem Gewahrsam eines Frauenzimmers sich befinden, und nach ihrem Tode nur auf Frauenzimmer vererbt werden können; dahin gehören die Kleider, der Schmuck, gewisser Hausrath u. s. w., jedoch pflegt man sich meistens in Bestimmung alles dessen, was zur Gerade gehört, nach jedes Orts Statuten zu richten. Sie wird in Witwen, und Nistelgerade eingetheilt; jene, wenn nach des Mannes Tode die Witwe die zur Gerade gehörigen Stücke von der übrigen Verlassenschaft absondert und als ihr Eigenthum hinwegnimmt; diese, wenn nach dem Tode einer Weibsperson deren nächste weibliche Verwandte (Nistel) die Gerade erbt. (Eine andere Eintheilung in adelige und bürgerliche Gerade beruht bloß auf einem Irrthum und kommt hier nicht weiter in Anschlag). Ob nun gleich eigentlich nur Frauenzimmer die Gerade erben können, so gibt es doch Ausnahmen, wo theils nach besondern Statuten auch der Ehemann entweder ganz oder zum Theil gerade erbfähig ist (z. B. in Leipzig), theils auch nach gemeinen sächsischen Rechten gewisse Personen, z. B. die Geistlichen *) die Gerade erben können.

Gerard, Alexander, ein schottischer Geistlicher und Prof. der

1795), gab
nach. Uebers.
feste Grund-
liche Bemerk-
e und Hume,
Sehr scharfs-
Kunst an der
den er in die
reht vom Ins-
t. Ein wäro
nius (1774-
ipzig 1776),
des Genies,
und endlich
Bornehmlich
Erwelsungen
hat sich Ges-
und Evidenz

ausen (geb.
erikon den
er erworben.
e, Felle und
daß sie nicht
! dem Ger-
vom Blut,
alge Zeit in

*) Warum die Geistlichen? wird man mit Recht fragen. Die Ursache ist diese: Bei den alten Deutschen solaten ebendem die Söhne allein in die Äußerst-Grunds-
stücke sowohl als in die Lehen: mit diesen waren auch zugleich alle Waffen
als Pertinenz-Stücke der Wecker verbunden (daher das Heer rät he). —
Da nun aber diejenigen Söhne, welche sich dem geistlichen Stande widmeten,
keine Waffen führen durften, weil die Kirche niemals nach Blut dürften darf
(ecclesia non sicut sanguinem), folglich auch keine Erbschaft darin Statt finden
konnte, so mußten sie doch einige Entschädigung dafür genießen, und man gab
ihnen das Recht, mit dem Weibern — in die Gerade zu succediren.

der Wafch- und Schabebant bearbeitet. Hierauf fucht man die Haare oder die Wolle wegzufchaffen, wobei die Behandlungen nach den verfchiedenen Zwecken gleichfalls verfchieden find. Drittens wird die Haut, das Fell ic. aufgetrieben, wodurch defsen Zwischenräume erweitert werden, damit das Fett und der Schleim, welche die Fäulniß unterhalten, herausbringen. Viertens fucht man dem Leder durch zufammenziehende Mittel Haltbarkeit, Dichtigkeit und Dauer zu verfchaffen. Endlich ertheilt der Gerber dem Leder noch eine gewisse Aopretur oder Zurichtung, die abermals von dem Zwecke und der Beftimmung des Leders abhängt. Werden zufammenziehende Pflanzensäfte zur Ledergerberei angewendet, fo heißt fie Roth-, oder Lohgerberei; wird Alaun ohne Pflanzensäfte gebraucht, Weißgerberei; nimmt man weder Loh noch Alaun, fondern bloß Fett und walft die Felle, Sämifchgerberei, bearbeitet man endlich die Felle mit Kalk, Pergamentgerberei. Allein Gerberei bezeichnet auch infbefondere noch die Gebäude, worin die Leder gegerbt werden, und worin der benöthigte Raum nebst den erforderlichen Geräthfchaften vorhanden ift. Die Lohgerberei erfodert wegen der Loh-, oder Treibegruben, dem Trocknen ic. den meiften Raum; weniger der Weißgerber ic., weil das Meifte in hölzernen Gefäßen verrichtet wird, die im Nothfall auch in einer Stube, Kammer oder Keller ftehen können. Allein immer muß jede Art von Gerberei nicht weit von einem Fluffe liegen, damit die Felle ic. erforderlich ausgewäffert werden können und die Gefundheit der Einwohner jedes Orts, wo es Gerbereien gibt, nicht in Gefahr kommt. X.

Gerbert, Martin, Fürft und Abbt der Congregation St. Blafii auf dem Schwarzwalde, ein durch Gelehrfamkeit, Tugenden und Verdienfte ausgezeichneteter Prälat der deutſchen Kirche. Er wurde den 12. Aug. 1720 zu Horb am Neckar geboren, legte 1737 die Ordensgelübde ab, verwaltete mehrere Jahre lang das Lehramt der Philoſophie und Theologie in feinem Klofter, machte von 1760—1762 gelehrte Reiſen durch Frankreich, Italien und Deutſchland, und wurde am 15. Oct. 1764 zur abtheilichen Würde erhoben, die er bis zu feinem am 13. Mai 1793 erfolgten Tode, mit großem Ruhme und unter der nützlichſten Thätigkeit begleitete. Sein wiſſenſchaftlicher Eifer iſt durch eine lange Reihe in lateiniſcher Sprache verfaßter Schriften theologifchen, aſtetiſchen und hiſtoriſchen Inhalts offenbar geworden. Zwar blieb er in den erſtern ſtreng bei dem Systeme ſeiner Kirche, und die hellere Begriffe, die ſich zu ſeiner Zeit in der letztern verbreiteten, gewannen keinen Einfluß auf ſeine Denkungsart. Dem ungeachtet ſtiftete er durch ſie ſehr viel Gutes, indem er die hergebrachte ſcholatiſche Methode im Vortrage der Theologie verbannte, auf Beſtimmtheit und Klarheit der Darſtellung und gründliche Gelehrſamkeit, drang, fromme Geſinnung und heiliges Leben als das Weſen der Religion empfahl, und liebevoll und ſchonend über die anders Denkenden urtheilte. Dieſe Schriften haben zu ihrer Zeit ihre Wirkung gethan, und ſind nun vergeſſen. Dagegen haben ſeine hiſtoriſchen Werke, in denen er die Geſchichte des Mittelalters, der kirchlichen Alterthümer, der Liturgie, der kirchlichen Muſik ic. erörtert hat, einen bleibenden Werth, und die darin enthaltenen gründlichen Forſchungen und die vielen Urkunden, die er zuerſt zu Tage gefördert, werden ſie immer allen wahren Hiſtorikern ſchätzbar machen. Unter ihnen zeichnen ſich beſonders ſein Codex epistolarius Rudolph I. Fol. 1771. De cantu et musica Sacra. Tom. II. 4. 1774. Vetus liturgia Alomnannica, Tom. II. 4. 1776. Historia nigrae silvae. 3 Tom. 4. 1783—1788 und einige literariſche

und diplomatische Sammlungen aus. Diesen wissenschaftlichen Fleiß übte er aber nicht nur selbst, sondern er ermunterte ihn auch unter seinen Religiosen, beförderte die Erscheinungen mehrerer vorzüglichen historischen und diplomatischen Schriften, umgab sich nach und nach mit einer Reihe ausgezeichneten gelehrter Männer und St. Blasii wurde unter ihm ein Sitz der schönsten literarischen Betriebsamkeit. Auch als Regent erwarb er sich die größten Verdienste in seinem Wirkungsbereiche. Er stellte das 1768 abgebrannte Stift, mit einer prächtigen Kirche wieder her, errichtete eine vorzügliche Bibliothek und einige andere wissenschaftliche und Kunstsammlungen, stiftete ein Spital, ein Arbeitshaus und mehrere neue Pfarreien, verbesserte das Elementarschulwesen, beförderte den Ackerbau und die Gewerbe, und erwies sich überhaupt als ein Vater seiner Unterthanen. So erschien er in allen Verhältnissen des Lebens als ein würdiger Geistlicher und als ein frommer, edler, humaner, für alles Gute unermüdet thätiger Mensch. Seine Zeitgenossen haben auch ohne Ausnahme seinen Werth anerkannt, und er genoß allgemein die Achtung und Liebe, die er durch ein so tugendhaftes und nütliches Leben verdiente.

Gerbert, s. Sylvester II.

Gerbini (Luigia) aus Turin, ist eine Schülerin des berühmten Biotti und eine ausgezeichnete Virtuosa auf der Violine. Von 1799 bis 1801 hielt sie sich in Lissabon auf, wo sie zugleich bei dem italienischen Theater als Sängerin engagirt war, und zeigte, daß sie nicht minder in der Vocalmusik geübt sey. Von Lissabon ging sie nach Madrid. Sie hat nachher verschiedene Reisen gemacht, und allenthalben ihren Ruf bestätigt. Im J. 1810 war sie in Luzern und im Begriff nach Rußland zu gehn. Es ist vorzüglich das markige, kühne, kräftige Spiel, sagt ein Kunstrichter, die Gewalt des Bogens und des Tones, welche ihre Manier charakterisiren. Mit diesen verbindet sie eine außerordentliche Fertigkeit in Ausführung der schwersten Stellen im geschwindesten Zeitmaße, mit der seltensten Reinheit, Richtigkeit und Klarheit. Alle Stricharten, Akkorde, Doppelgriffe in allen Tonarten scheinen ihr ganz geläufig, sind nie dumpf, sondern klingen immer hell, leicht und gleichmäßig; mit einem Worte, die Deutlichkeit in der Ausführung läßt nichts zu wünschen übrig, und der Geist der genauesten Regelmäßigkeit und Ordnung herrscht in ihrem Spiel.

Gerechtigkeit, hat ihren Namen vom Rechte, und ist daher diejenige Tugend, welche das Recht eines Jeden respectirt, oder, wie man auch zu sagen pflegt, Jedem das Seine gibt. Sie ist die Grundlage der öffentlichen Wohlfahrt und daher die erste Pflicht des Staats gegen seine Unterthanen und des Staatsbeamten gegen seine Mitbürger. Vorzugsweise aber wird sie vom Richter gefodert, weil dieser über das Recht nach den Gesetzen des Staats sprechen soll. Doch muß ihr die Billigkeit zur Seite stehen, welche vom Rechte in solchen Fällen nachläßt, wo die strenge Handhabung desselben das Gefühl der Menschlichkeit gegen sich aufregen würde. Daher pflegt man auch zu sagen: das höchste Recht ist oft das höchste Unrecht. Sinnbildlich wird die Gerechtigkeit dargestellt als eine Göttin, die in der einen Hand das Schwert, in der andern die Wage hält und der zugleich die Augen verbunden sind, damit sie ohne Ansehen der Person richte.

D.

Gerhard, Paul; dieser vorzügliche geistliche Liederdichter wurde geboren zu Gräfenhainichen im Meißnischen Kreise 1606. Er wurde 1661 Probst zu Mittenwalde in der Mark, von da aber 1657 als Diakon an die Nikolai-Kirche in Berlin berufen. Bei den unter dem großen Kurfürs-

sten zwischen den Lutheranern und Reformirten im Brandenburgischen ausgebrochenen Streitigkeiten zeigte er sich so unwandelbar in Gehinnung und Meinung, daß er deshalb im J. 1666 jene Stelle wieder verlor. Voll Gottvertrauens wanderte er aus, und dichtete in dieser bedenklichen Situation das Lied voll Trostes: Befiehl du deine Wege. Sein Vertrauen täuschte ihn nicht. Der Herzog Christian von Merseburg gab ihm eine Zeitlang Pension und berief ihn, als damaliger Besitzer der Niederlausitz, im J. 1667 zum Diaconat nach Lübben, wo er nachher Oberpastor wurde und als solcher 1676 starb. Von seinen Liedern hat man eine siebenfache Sammlung: 1) Zu Berlin mit 6 Stimmen in Fol. 2) Zu Frankfurt a. d. O. 3) Zu Berlin 1676. 4) Zu Nürnberg 1683, herausg. von J. G. Ebeling. 5) Zu Eisleben 1700 in 12. 6) Zu Zerbst 1707 in 12. von D. J. H. Feustking. 7) Zu Augsburg 1708. 8. von Treuner. Es sind dieser Lieder 120, und wer gedenkt nicht mit Rührung an sein: Nun ruhen alle Wälder; nicht mit Andacht an sein: Nun danket all' und bringet Ehr! Mit Feustking wird man gern gestehen: „Kein vergebliches, kein unnützes Wort findet man in Gerharths Liedern; es fällt und fließt ihnen alles auß lieblichste, voller Geistes, Nachdrucks, Glaubens und Lehre; da ist nichts Gezwungenes, nichts Eingefittes, nichts Verbrockenes; die Reime sind ausermählt, leicht und anserlesen schön; die Redensarten schriftmäßig, die Meinung klar und verständig, die meisten Melodien, nach Luthers und anderer alter Meistersänger Tone, lieblich und herzlich; in Summa, alles ist herrlich und tröstlich, daß es Saft und Kraft hat, herzet, afficirt und tröstet.“ Vielleicht nimmt unser Zeitalter weniger Anstoß an einigen solennemystischen Ausdrücken, als an Härten, welche unsre Lieder-Aristarchen zu tilgen bemüht gewesen sind. dd.

Gerichtliche Arzneiwissenschaft ist derjenige Inbegriff von Kenntnissen aus der sämtlichen Arzneiwissenschaft, welche nöthig sind, um streitige Gegenstände des Rechts, die nur der Naturforscher oder der Arzt zu untersuchen fähig ist, aufzuhellen. Von dem Staate eigens dazu angestellte Aerzte (Physici) sind dazu bestimmt, die in die gerichtliche Arzneiwissenschaft gehörigen Fragen dem Richter zu beantworten. Dahin gehören z. B. die besondern Rechte der Schwangern, die gesetzmäßigen Geburten, Beurtheilung solcher Fälle, in welchen die Beschreibung gewisser Krankheiten wegen statt findet, die Besichtigung tochter Körper und Beurtheilung der Wunden. Diese Fälle gehören für das Gericht, andere für die Polizei, dasjenige nämlich wegzuschaffen, was der Gesundheit nachtheilig werden kann, die Verbreitung herrschender Krankheiten zu hindern u. a. m. An manchen Orten hat man dazu eigne Sanitäts-Collegia oder Gesundheitsräthe.

Gerichtshöfe der Liebe, Cours d'Amour, Corti d'Amore. In den Zeiten der langen abenteuerlichen und oft phantastischen Liebshafsten, d. h. in der Mitterzeit des Mittelalters, wo die Liebe sich nicht begnügte, ein heiliges Geheimniß des Herzens zu bleiben, und in der Stille zu beglücken, sondern öffentlich auftrat; wo die liebenden Ritter durch ihre Treue und durch auffallende Proben ihrer Ergebenheit allgemeine Aufmerksamkeit auf sich ziehen, und die Damen mit ihren Anbetern prunken wollten; wo man durch spitzfindige Untersuchungen über Gegenstände der Galanterie sich häufig in Gesellschaften unterhielt: wurden oft Streitfragen aus diesem Gebiete aufgeworfen und von den Troubadours oder Dichtern in ihren Tensons oder Tenzonen wetteifernd behandelt; z. B. was kann uns erträglicher seyn, ob unsre Geliebte stirbt, oder sich an einen andern anschließt? Wenn du ein Rendezvous bei bei-

nem Mädchen hast, wäre es dir lieber, mich von ihr gehn zu sehn, wenn du kommst, oder mich kommen zu sehn, wenn du gehst? Wer leidet mehr, ein Ehemann, dessen Frau, oder ein Liebhaber, dessen Geliebte untreu wird? (S. Sophia's Lieblingsstunden von Gruber). Da man nun doch endlich die Entscheidung eines Tribunals über diese Fragen, oder andre wirkliche Fälle wünschte, so ward, (wie Schiller singt)

„Ein Liebeshof gegründet,
Wo zarte Minne herrschte, wo die Liebe
Der Ritter große Heldenherzen hob
Und eble Frauen zu Gerichte saßen,
Mit zartem Sinne alles Feine schlichtend.“

Man errichtete also gleichsam Spruchcollegien der Liebe, wahrscheinlich zuerst in der Provence im 12ten Jahrhundert, (nicht etwa in Deutschland, wo die Liebe von jeher inniger, und mehr Sache des Herzens als pedantischer Gräbeleten auf der einen und der Sinnlichkeit auf der andern Seite gewesen ist; vergl. den Art. Minne). Sie bestanden aus Rittorn, Dichtern, und Damen, die ihre Aussprüche als Arrêts d'Amour gaben, nach Art der Beschlüsse des Parlements. Herr von Aretin hat 1803 solche Aussprüche aus alten Handschriften herausgegeben. Diese Unterhaltung ward so beliebt, daß nicht leicht ein fürstlicher Galatag ohne Wettstreit in einer Cour d'Amour verging; die Uebungen des Wizes wurden so beliebt, als die Waffenkämpfe. Ihr größtes Ansehn erlangten diese Cours d'Amour in Frankreich unter Carl VI. durch seine frivole Gemahlin Isabella von Baiern, da Männer des ersten Ranges ihre Titel bei den 1380 von ihr errichteten Cours d'Amour bekamen. Noch unter Ludwig XIV. errichtete der Cardinal Richelieu eine Akademie der Liebe*, die wohl eine Nachahmung jener Gerichtshöfe seyn sollte, und bei welcher die Prinzessin Maria von Gonzaga das Amt einer Präsidentin bekleidete, und Mademoiselle de Scudery die Geschäfte eines Generaladvokaten führte. F.

Gerichtsordnung, s. Proceßordnung.

Gerichtsverfassung, die gesetzliche Art und Weise der Rechtsverwaltung steht in genauem Zusammenhang mit den verschiedenen Rechtsbehörden, welche in einem Staat existiren. So vielfach und zerstückt diese letzteren in Deutschland noch sind, so abweichend von einander und inconsequent sind die Gerichtsverfassungen der Deutschen, zumal der Duodezstaaten. In den sächsischen Territorien, wo unzählige Patrimonialgerichtsbarkeiten existiren, stößt man oft auf die sonderbarsten Verfassungen. Es gibt Städte, ja Dörfer, welche zehnerlei Gerichtsbarkeiten neben einander enthalten, und oft hat ein Gerichtsstuhl seine Gerichtsunterthanen wieder in zehn verschiedenen Dörfern vereinzelt. Dieß rührt aus der alten Zeit her, wo die Gerichtsherrn ihre Bauern mit den Sizen nach Belieben veräußerten. Die Inconsequenz zu vermehren, existirt bei uns eine kirchliche Gerichtsbarkeit, welche noch obenein die Ehesachen und die Personalien der Kirchensbeamten an sich gerissen hat, und in den mehrsten Staaten gibt es keine besondern Criminalgerichte und Polizeibehörden, sondern diese sind gewöhnlich mit den Civiljustizbehörden vereinigt. Nimmt man hiezu die mannigfachen Gesetze und Gesetzfragmente, welche zwischen diesen oft collidirenden Behörden durch die Geschäftsparteigänger, die Advokaten, und durch die verummumten Rechtschöffen — die Urteilsverfasser, hin und her getrieben werden, und denkt sich dabei, daß hie und da die Cabinetsjustiz beliebige Machtgriffe in dieses regelmäßige Chaos thut, so hat man ein Bild von der deutschen Gerichtsverfassung, welches jes

*) Assemblée galante zu Ruel.

doch hie und da durch die Individualität der Fürsten und der Kleinen und großen Machthaber in lichterem Farben erscheint, aber oft auch ein Abdruck des Egoismus und der Anarchie ist. Uebrigens in thosi fast alle deutsche Gerichtsverfassungen Nachbildungen der ehemaligen deutschen Reichsgerichtsverfassung und auch seit Weylars Hinschied gibt es noch manchen deutschen Olymp der Proceffe *). Neben dem obern Landesjustizcollegium existiren hie und da allgemeine Hofgerichte, welche mit ihm concurriren, wie sonst Reichskammergericht und Reichshofrath, und die Versendungen der Akten an auswärtige unparteiliche Spruchcollegien bekräftigen das Princip rechtlicher Freiheit in den deutschen Proceffen. Zahllose Specialgesetze und Proceßordnungen haben dem Mängeln der deutschen Gerichtsverfassungen abhelfen sollen, allein das ganze Rechtssystem ist ein Flick- und Stück- oder respectiv Sang- und Schneckenwerk, und alle neue Mandate sind nichts als neue Flecken auf einen alten Mantel. Es bedarf aber einer Radikalkur. Nach der französischen, Napoleonischen Gerichtsverfassung wird in bürgerlichen Rechtsachen die ordentliche Gerichtsbarkeit zunächst ausgeübt von den Friedensgerichten, sodann von den Tribunalen erster Instanz, und endlich von den Appellationsgerichten. Von den Friedensgerichten ist bereits in einem eignen Artikel gehandelt worden. Von den Tribunalen erster Instanz findet sich in jedem Distrikte eins. In einigen Distrikten bestehen sie aus 3 Richtern und 2 Suppleants, in andern hingegen aus 4 Richtern und 2 Suppleants, oder aus 7 Richtern und 4 Suppleants. Bei jedem Tribunal findet sich ein Sicherheitsbeamter und ein königlicher Procurator, auch hat ein jedes seinen Greffier und die nöthigen Huissiers. Der König wählt alle 3 Jahre unter den Richtern einen zum Präsidenten. Die Tribunale erkennen in den von den Friedensgerichten an sie gebrachten Sachen in letzter, in den übrigen bürgerlichen Sachen aber, wo Appellation Statt findet, in erster Instanz. Die Appellationshöfe endlich sind nach dem Umfange und der Bevölkerung der Gerichtsprrens gel besetzt. Außerdem hat jeder Appellationshof mehrere Auditoren, einen königlichen Generalprocurator und einen Greffier. Die Auditoren werden zu Instruktionen und andern gerichtlichen Geschäften gebraucht. Die königlichen Generalprocuratoren führen aber zugleich die Aufsicht über die königlichen Procuratoren bei den Tribunalen. Die Appellationsgerichte erkennen übrigens bloß in Sachen, welche, wie der Name schon sagt, durch Appellation (Berufung) von den Tribunalen erster Instanz und von den Handelsgerichten an sie gebracht werden, und führen zugleich über die untergeordneten Gerichte die Aufsicht. Bei strafwürdigen Handlungen ist die gerichtliche Policei und peinliche Gerichtsbarkeit wohl zu unterscheiden. Die für die Policeivergehen bestimmten Gerichte sind entweder niedere, die bei geringern Vergehungen Statt finden und von den Friedensrichtern verwaltet werden, oder höhere Policeigerichte (Gerichte der correctio-nellen Policei), welche mit den Tribunalen erster Instanz in Verbindung stehen und bei Vergehungen Statt finden, die mit mehr als drei Tagen Gefängniß oder Arbeit belegt werden. Die eigentlich peinlichen Gerichte auf der andern Seite haben über alle Verbrechen zu erkennen, welche eine Leibes- oder entehrende Strafe nach sich ziehen. Die ordentlichen Criminalhöfe (cours de justice criminelle), welche sich in

*) Nach Kästners Sinnpruch: Weylar ist der Olymp der deutschen Proceffe, denn im Olymp wohnen die Unsterblichen.

jedem Departement befinden, bestehen aus einem Präsidenten, 2 Richtern und 2 Beisitzern, und bei jedem findet sich wieder ein königlicher Generalprokurator, dem ein Substitut beigegeben werden kann. Um sehr häufig vorkommende Verbrechen zu unterdrücken, ist die Regierung befugt, in jedem Departement einen Specialcriminalhof zu etabliren. Es besteht derselbe außer dem Präsidenten und 2 Richtern des ordentlichen Criminalhofes aus 3 Militärpersonen vom Capitän's Range und 2 zum Richteramte tauglichen Bürgern. Nur bei den ordentlichen Criminalhöfen genießt der Angeschuldigte den Vortheil, durch Geschworne gerichtet zu werden. Das Geschwornengericht (Jury) muß nämlich unter dem Vorsitz eines Direktors sowohl vor Einleitung des peinlichen Gerichts über die Statthaftigkeit desselben entscheiden (Jury d'accusation) als nachher den Thatbestand des Verbrechens und die Schuld des Angeklagten ausmitteln (Jury de jugement). Die Anwendung des Gesetzes auf den Thatbestand geschieht nach vorgängigem Antrage des öffentlichen Prokurators von dem Gerichte selbst. Dem Angeschuldigten wird natürlich ein Vertheidiger gegeben, das einmal gefällte Urtheil aber ist unveränderlich. Zu den Ausnahmeweise angeordneten außerordentlichen Gerichten gehört 1) der hohe königliche Gerichtshof, der über Verbrechen der hohen Staatsbeamten, über Staats-, insonderheit Majestätsverbrechen u. s. w. zu erkennen hat; 2) die Militärgerichte sowohl für die Land- und Seemacht; 3) die Handelsgerichte.

O.

Germain (Graf Saint), ist seinem Herkommen nach unbekannt, aber als Abenteurer und Schwarzkünstler sehr berühmte. Er nannte sich zuweilen Uymar oder auch Marquis de Betmar, und war wahrscheinlich ein geborner Portugiese. Cagliostro machte auf seiner ersten Reise nach Deutschland in Holstein Bekanntschaft mit ihm, und benutzte seinen Unterricht zu neuen Betrügereien. Saint Germain besaß wirklich chemische und andere Kenntnisse; aber seine unwiderstehliche Neigung, als Magiker zu glänzen, erlaubte ihm nicht, die gewöhnlichen Wege zum Ruhme zu suchen. Er war beständig auf Reisen, und verschaffte sich durch Dreistigkeit und Großsprechereien, und durch die Gabe, Jedem die schwache Seite abzugewinnen, sogar Zutritt an Höfen. Seinem Vorgeben nach war er 350 Jahre alt, und hatte noch einen Denkspruch des berühmten Montaigne in seinem Stammbuche aufzuweisen. Ein köstliches Lebenswasser erhielt ihn immer bei guten Kräften, und war so stark in seinen Wirkungen, daß er eine alte Frau damit verjüngen konnte. Das verzeifelte Problem aller Adepten, die Verfertigung von Edelsteinen, war ihm auf seiner zweiten Reise nach Indien, die er im Jahre 1755 gemacht haben wollte, geglückt: und er erschlug im Jahre 1773 bei dem französischen Gesandten im Haag einen kostbaren Diamant von seiner Arbeit, nachdem er vorher einen ähnlichen für 5500 Louis d'or verkauft hatte. Auch die Geheimnisse der Zukunft enthüllten sich vor seinen Augen, und er verkündigte den Tod Ludwigs XV. den Franzosen voraus. Er war sogar so mächtig, daß er auf das Thierreich wirkte, und den Schlangen Gefühl für Missethater beibrachte. Unter die wirklichen Fertigkeiten, die er besaß, gehörte unstreitig die seltne Gabe, daß er mit beiden Händen zugleich auf zwei verschiedenen Bögen etwas, das man ihm diktirte, aufschreiben konnte, ohne daß es möglich gewesen wäre, die Handschriften zu unterscheiden. Die

Violine spielte er so meisterhaft, daß man mehrere Instrumente zu hören glaubte. Ueberhaupt fehlt es ihm weder an Talenten noch Gelehrsamkeit, und er würde berühmt geworden seyn, wenn es ihm nicht lieber gewesen wäre, berüchtigt zu werden.

Germanicus (Cäsar); dieser große Feldherr der Römer, berühmt durch seine siegreichen Kriege mit den Germanen, war ein Sohn des Claudius Drusus Nero und der jüngern, für ihre Tugenden gepriesenen, Antonia, einer Nichte Augusts, deren große Eigenschaften ihm zum Erbtheil geworden waren. Tiberius, sein Oheim von väterlicher Seite, adoptirte ihn. Er verwaltete in der Folge die Quästur und noch vor dem gesetzlichen Alter das Consulat. Eben stand er mit Tiberius an der Spitze zahlreicher Heere in Deutschland, als August starb und dieser ihm in der Regierung folgte. Vergebens wurde er von einigen aufrührerischen Legionen aufgefordert, die höchste Gewalt sich anzueignen; er drohte, sich selbst umzubringen, wenn sie nicht von ihrem Entschluß abstehn und zum Gehorsam zurückkehren würden. Er ging hierauf über den Rhein, überfiel die Marsen, welche sich bei einem Feste der Trunkenheit ergeben hatten, richtete ein schreckliches Blutbad unter ihnen an und zerstörte den Tempel der Tanfana. Auf gleiche Weise schlug er im folgenden Jahre die Satten, verbrannte ihre Stadt Matrium (nach Mannert Marburg), und kehrte siegreich nach dem Rheine zurück. Hier erschienen Abgesordnete des Segestes bei ihm, durch welche derselbe ihn um Hilfe gegen Arminius, seinen Schwiegersohn, bat, der ihn belagert hielt. Germanicus eilte herbei, entsetzte den Segestes, und nahm dabei des Arminius Gemahlin, Thusnelda, gefangen. Arminius rüstete sich hierauf zum Krieg und Germanicus sammelte seine Macht an der Ems. Nachdem er die von des Varus Niederlage noch unbegrabenen Leichen der Römer in dem nahen Teutoburger Wald begraben lassen, zog er dem Arminius entgegen und lieferte ihm ein blutiges Treffen. Schon wichen die römischen Legionen, als Germanicus mit neuen Truppen den Kampf erneuerte und glücklich die ihm drohende Niederlage abwandte. Arminius zog sich zurück, und Germanicus war zufrieden, die Ems wieder zu gewinnen und ehrenvoll aus einem Kampfe zu gehen, dem sein Heer nicht mehr gewachsen war. Nachdem er noch einen Theil seiner Krieger auf dem Rückzuge durch die Flut des Meeres verloren hatte, erreichte er nur mit geringen Ueberresten seines Heeres die Mündungen des Rheins, und wandte den Winter zu neuen Rüstungen gegen die Germanen an. Er ließ eine Flotte von tausend Fahrzeugen erbauen, um die beschwerlichen Märsche zu Lande durch Wälder und Moräste zu vermeiden, und landete sein Heer an der Mündung der Ems. Von hier aus rückte er gegen die Weser, hinter welcher er die Cherusker versammelt fand, um ihm den Uebergang zu wehren. Er bewirkte ihn dennoch, und lieferte ihnen eine Schlacht, die mit dem Tage begann und sich siegreich für die Römer endete. Auch am folgenden Tage, als die Deutschen den Kampf mit Wuth erneuerten und Unordnung in die römischen Reihen brachten, behauptete Germanicus doch das Schlachtfeld. Die Deutschen kehrten in ihre Wälder zurück, Germanicus aber schiffte sich wieder ein, bestand einen furchtbaren Sturm, der seine Flotte zum Theil zerstreute und verschlug, und bezog die Winterquartiere, nachdem er noch einen Einfall in das Land der Marsen gemacht hatte. Dieser Feldzug war zugleich sein letzter in Deutschland. Tiberius, eifersüchtig auf die

Verdienste und den wachsenden Ruhm des jungen Helben, wollte ihm nicht verzeihen, die Unterwerfung der Deutschen zu vollenden, sondern rief ihn zurück, bewilligte ihm mit erheucheltem Wohlwollen einen Triumph, und sann auf ein schickliches Mittel, sich von einem Manne zu befreien, der ihm furchtbar schien durch die Liebe des Volks. Er sandte ihn zu dem Ende mit fast unbeschränkter Gewalt bekleidet in die Norgerländer, um die dort ausgebrochenen Unruhen beizulegen; ernannte aber zugleich den Piso zum Statthalter von Syrien, in dessen stolzen, herrischen und unbeugsamen Charakter er ein erwünschtes Mittel fand, dem Germanicus entgegenzuwirken. Beide mußten bald zerfallen, und Piso faßte einen so wüthenden Haß, daß er, um sich von seinem Gegner zu befreien, ihn wahrscheinlich vergiften ließ. So starb Germanicus im Jahre Roms 772, in einem Alter von 34 Jahren, und Rom verlor in ihm einen seiner tapfersten und edelsten Männer. M.

Germanien und Germanen. Nicht allein das unwirthliche, mit ungeheuern Wäldern, Sümpfen und Morästen bedeckte Land, begränzt von der Donau, dem Rhein, dem nördlichen Ocean und der Weichsel, nannten die Römer Germanien, sondern auch Dänemark, Norwegen, Schweden, Finnland, Liefland und Preußen schlossen sie in diese Benennung ein, da alle diese Länder, welche ein Drittheil von Europa ausmachen, von Volksstämmen bewohnt wurden, deren Gestalt, Sitten und Sprache einen gemeinsamen Ursprung ankündigten. Die Bewohner des schönen Italiens, die kein rauheres Land je kennen gelernt hätten, konnten nicht glauben, daß irgend ein Volk seine freundlichen Wohnplätze habe verlassen können, um in Germaniens Wüsten zu hausen, wo ein so strenger Winter den größten Theil des Jahres herrschte, daß selbst das Rennthier, das nur auf den eissigen Felsen von Spitzbergen und in dem ewigen Schnee von Lapland und Sibirien sich fortzupflanzen vermag, damals in Deutschland einheimisch war, und wo undurchdringliche Wäldungen auch im Sommer dem wärmenden und erquickenden Strahle der Sonne Hohn sprachen. Die Germanen (Heer, d. i. Kriegsmannen), oder wie sie sich nach ihrem Nationalgotte Teut nannten, die Teutonen, mußten nach ihrer Meinung vom Anbeginn dort gelebt haben. Sie nannten sie daher Indiginae, dort entsprossene, und liefern uns von ihren Sitten und ihrer Lebensweise Nachrichten, aus denen wir folgendes hervorheben. Rein von fremder Vermischung, wie die eigenthümliche Nationalbildung bewies, lebte in den Ländern jenseit des Rheins ein Volk mit trübigen blauen Augen, hochgelbem Haar, von starkem Körperbau und riesenhaftem Wuchs, abgehärtet gegen Kälte und Hunger, nicht gegen Durst und Hitze, von kriegerischem Geiste, bieder, treu, freundlich und arglos gegen den Freund, gegen den Feind listig und verstellt, das jedem Zwange trotzend, die Unabhängigkeit als sein edelstes Gut betrachtete, und eher das Leben als seine Freiheit aufzugeben bereit war. Unbekannt mit allen, das Leben verschönernden Künsten; unbekannt mit dem Ackerbau, dem Gebrauch der Metalle und der Buchstabenschrift, nährte sich der Germane in seinem Lande voll Wälder und Weiden armselig von Jagd und Viehzucht, und theilte sein Leben zwischen träger Ruhe, sinnlichen Genüssen und harten Beschwerden. Zur Zeit des Friedens waren Schlaf und Unthätigkeit Tag und Nacht das einzige Labsal des träg verdrossenen Kriegers, indes sein hinschmachtendes, in eigener Kraft sich verzehrendes, Gemüth nur des Augenblicks harrete, wo Krieg und Gefahr ihn zu männlichen Werken aufriefen.

riefen. Er nahm inzwischen seine Zuflucht zum Becher und zum Spiel, beiden mit der ganzen Leidenschaftlichkeit seines ungezähmten Herzens sich hingebend. Ein mit geringer Kunst aus Weizen und Gerste bereitetes Getränk ersetzte ihm den von der Natur versagten Traubensaft, und berauschte ihn bei seinen lärmenden Festen. Weit entfernt, die Trunkenheit sich zum Vorwurf zu machen, fühlte er vielmehr durch den Rausch seine Sinne geschärft und erleuchtet; er rathschlugte alsdann am liebsten, und der im Rausche gefaßte Beschluß wurde als eine höhere Eingebung ausgeführt. Gleich unbegrenzt war seine Neigung zum Spiel; nicht der Verlust seiner ganzen Habe konnte dem Spiel ein Ende machen. Seine Person und Freiheit waren ihm nicht zu kostbar, um sie nicht aufs Spiel zu setzen, und, treu seinem Worte, ließ er sich ohne Weigerung von dem glücklichen Gewinner fesseln und in entfernte Sklaverei verkaufen. Die Regierungsform war in dem größten Theile Germaniens demokratisch. Man gehorchte weniger allgemeinen und positiven Gesetzen, als dem zufälligen Uebergewicht der Geburt oder Tapferkeit, der Beredsamkeit oder des Aberglaubens. Nur an den Ufern des Baltischen Meeres erkannten einige Stämme das Ansehn von Königen, ohne jedoch die dem Manne gebührenden Rechte aufzugeben. Da gegenseitige Vertheidigung das Band war, welches die Germanen zusammenhielt, so hatte man früh die Nothwendigkeit gefühlt, daß der Einzelne seine Meinung von der Mehrzahl seiner Verbundenen abhängig machen müsse, und diese wenigen rohen Grundzüge einer politischen Gesellschaft gnügten einem Volke, dem jeder höhere Ehrgeiz noch fremd war. Der von freien Aeltern geborne und zur Mannbarkeit gereifte Jüngling ward eingeführt in die allgemeine Versammlung seiner Landsleute, mit Schild und Lanze ausgestattet und zu einem gleichen und würdigen Mitgliede ihres kriegerischen Freistaates angenommen. Diese Versammlungen der wehrhaften Männer eines Stammes wurden theils zu bestimmten Zeiten, theils bei plötzlichen Ereignissen zusammenberufen. Ueber öffentliche Beleidigungen, die Wahl der Obrigkeiten, über Krieg und Frieden entschied in denselben die freie Stimme. Denn wenn auch den Vorstehern eine vorläufige Erwägung der Sache gestattet war, so konnte doch nur das Volk beschließen und ausführen. Der Zögerung feind und, ohne Rücksicht auf Gerechtigkeit und Politik, der augenblicklichen Leidenschaft gehorchend, faßten die Germanen rasche und heftige Beschlüsse, und das Zusammenschlagen der Waffen oder dumpfes Gemurmel kündigte ihren Beifall oder ihre Abneigung an. Zur Zeit der Gefahr ward ein Anführer gewählt, dem sich in dringenden Fällen, wo vereinte Kraft vonnöthen war, wohl mehrere Stämme unterwarfen. Der Tapferste ward erkoren, daß er mehr durch Beispiel als Befehl seine Landsleute führe. War die Gefahr vorüber, so endigte seine dem freigesinnten Germanen verhasste Gewalt, denn zur Zeit des Friedens kannte man kein anderes Oberhaupt, als die in den Versammlungen gewählten Fürsten, die in ihren Bezirken Recht sprachen und Streitigkeiten schlichteten, und ihr Amt mehr der Geburt als eigener Würdigkeit dankten. Zugeordnet war dem Fürsten eine Wache und ein Rath von hundert Personen, und obwohl manchen derselben die Römer den Königstitel beilegte, so hatten sie doch nicht einmal das Recht, mit dem Tode, mit Gefängniß oder Schlägen einen freien Mann zu bestrafen. (Vergl. Fürst und Herzog.) Ein Volk, das allem Zwange so abgeneigt war und keine Oberherrschaft anerkannte, achtete nur die Verpflichtungen, die es sich selbst auferlegt hatte. Freiwillig weiheten die edelsten Jünglinge einem bewährten Anführer ihre Waffen und

meine Wiege des Menschengeschlechts, zurückgeführt, wiewohl wir nur dunkle Spuren ihrer Einwanderung aus diesem Welttheile bei den alten Geschichtschreibern finden. Ehe die Scythen oder Scythen von den Massageten an den Pontus Eurinus verdrängt wurden, wohnten die Cimmerier, ein mit den Deutschen verwandtes Volk, in der heutigen Krimm und Europäischen Tartarei, und vereinigten sich, von den Scythen an die Weichsel zurückgedrängt, mit den dort wohnenden Teutonischen Stämmen, über welche uns historische Angaben fehlen. Von hier aus ward Skandinavien und Deutschland bevölkert, daher sich unter den Bewohnern dieser Gegenden die Nachricht erhalten hatte, daß ihr Muttervolk an den Ufern der Weichsel gewohnt habe. Es werden uns drei Hauptstämme der Germanen genannt, die Jädnonen, Inädnonen und Hermionen. Die Hermionen, zwischen der Elbe

und Weichel wohnend, waren das Stammvolk und hießen auch Fennonen und Fennonen; von ihnen waren die Jägdenen nach Westen, die Jävoenen nach Norden ausgewandert. Diese drei Hauptstämme waren sehr wesentlich von einander verschieden, und wenn es sich erweisen läßt, daß von den Jägdenen die Westfalen, Niedersachsen, Dänen und Schweden; von den Jävoenen die Aeraländer, Franken und Hessen; und von den Fennonen die Bayern und Oesterreicher abstammen, so bestehen diese Verhältnisse wenigstens in Aufhebung der Sprache noch jetzt. Jävönische Völkergewinne waren die Edwarde, Tubantse, Nispi, Ankbaru und Brackeri, zwischen der Wesel und dem Rhein; die Eszombri und Warli von der Lippe bis Elbe, doch nicht gleichmäßig; die Dulguwier, Ebasuaru, Zenceri und Jageru auf der Westseite der Wesel bis in den Harz; ferner die Kaiten, vom Ursprung der Wesel längs des Thüringer Waldes bis an den Main und die Frankische Saale, und die mit ihnen verbundenen Nerterones, Danbati, Zaroui, Warengi und Wernact, letztere um Wisbaden und Würzburg, erstere im Fürstenthum Waldeck bis Hanau sich verbreitend; endlich die Ebrusci, die Bewohner des Harzes und der umliegenden Gegenden, und die mit ihnen vermischten Felt zu Braunschweigischen, so wie die bereits genannten Warfen, Ebasuarier, Tubonten, Dulguwier, Ankbarier u. a., die aber später sich von dem Hund der Ebrusci trennten. Diese gesammten Jävönischen Völker ertheilten in drei großen Völkerbänden vermischt, dem Bande der Eszombrier, Ebrusci und Kaiten, woraus in späterer Zeit die beiden mächtigen Völkerschaften der Franken und Alemannen hervorgingen. Die Jägdenen wohnen von den Ufern des Rheins bis an die westlichen Ufer der Ostsee, vom Sudersee bis an die Travenus in Holstein, und breiteten sich über die Limbische Halbinsel und das große Scandinavien aus. Zu ihnen gehören die von der Schelde bis zur Eider wohnenden mächtigen Stämme mit den Frijabonen, Sturien und Marsktra; die Eowen in Ostfriesland, Oldenburg und Bremen; die Angeruarier, in Verden, Lüneburg und Calenberg; ferner die Earen im heutigen Holstein, mit ihren drei Stämmen, den Ekodalen, Westdalen und Angariern, und den zu ihnen gehörigen Bewohnern der Halbinsel den Nordaltingern, die, in Verbindung mit den Earen, Notmannen und Isotern; auch die Blader, die Eowen, die heutigen Eder (Wenden), die Ehadari, Föld und Jermionen, waren die Jägdenen. In den Jägdenen gehören an und Fleufend; dieses bewohnen die curi, jenes die Hellenonen, im heutigen Nordsee; die Eowen und Eowen (die E (Finnen) die Nispi (Eiden); die Wernact bewohnen die zweifelhafte Scandinaviens Thronos und Thron. Die Eadler des Mittellands die Eowen. Die Eadler der veränderten Parteien auch Sueven hießen an Ufern der Travenus und Warnen bis zur Oder, die Teutobardi und Viru im Lauenburgischen und Westenburgischen, die Auger, Zerulungier und Euri in Pommern und an der Ostsee; die Deruler, Nachbarn der Hochonen, und diese selbst mit ihren Nebenweigen im heutigen Herzogthum Westphalen; ferner die Wandalen mit den Eilingi im Ardennerberge und der Ealing, die Burgundionen und die Eger, die nach den Ealisen und Andern hinter den Wandalen in Schonen und Polen ihre Wohnorte hatten. Als einzelne Elemente der Fennonen, welche sich unter den Jägdenen und Jävöenen niederließen, werden die Longobardi

und Angeln genannt. Jene wohnten an der Elbe und nachher im Lande der Eburer, diese vereinigten sich von der Ostseite der Elbe her mit den Saxonen. Im Süden von Deutschland finden wir nur Besondere, die erst später, aus weitem Mutterlande zusammengedrungen, zum Theil große Städte bildeten. Dergleichen sind die Quaden, die Markomannen, die von den römischen Historikern Cimmerier, die Hermanduren und die aus ihnen entsprossenen Sueven. Die Römer lernten zuerst im Jahre der Stadt 630 die Hermanduren kennen, als ein wilder Völkerhaufen, der sich Lindern nannte, neue Wohnplätze suchend, an den Rhenus rückte. Von Consul Poppius Carbo schlug und sich von da im Verein mit den Ligurern gegen die Quaden begab wandte. Nachdem sie auch hier die Römer in zwei großen Schlachten geschlagen, zogen sie weiter mit den Teutonen und Andronen in das transalpinische Gallien, schlugen die Römer nochmals am Rhodanus, vertrieben sich dann nach Kastern, zogen sich aber, durch die Tapferkeit der Ubiere und Helaver in ihren Fortschritten abzuwehren, nach Italien, in welches die Teutonen und Andronen über die westlichen Alpen, die Cimbrer und Ligurier über die nördlichen Alpen einzudringen suchten. Marius ward Consul Roms; er drückte die Ubiere bei A. S. im Jahr Rom 653 und zwei Jahre nachher auch die Teutonen. Die Ueberrheine gestrichen sich wieder in Gallien, ebenfalls zogen sie an die Alpen zurück. Nachdem Caesar Gallien unterworfen und seine siegreichen Legionen bis an den Rhein getrieben hatte, lernte er hier zuerst ein Volk kennen, das man ihm Permonen nannte. Krönig, der dasselbe führte und früher auf der Südseite der Donau gewohnt hatte, wollte sich in Gallien niederlassen, wurde aber, von Caesar geschlagen, wieder über den Rhein flüchten. Nur die Cimbri und Teneter, die zu seinen Heerhaufen gehört hatten, blieben auf der Westseite des Rheins; aus dem über den Rhein zurückgekehrten Ueberrhein scheint sich der Schwarm der Karthagenen gebildet zu haben. Caesar ging zwei Mal über den Rhein, doch nicht um in dem wüsten Lande Eroberungen zu machen, sondern nur um Gallien vor den verderblichen Einfällen der Barbaren zu sichern. Er nahm gegen Teutonen im Feld, zuerst gegen die Polabier, dann gegen Pomponius. Krönig lernte er nur die jenseit wohnenden Ubiere, Cimbrier, Cherusker und Teneter. Das übrige Deutschland werde, sagte man ihm, von den Sueven in hundert Haufen bewohnt, deren jeder tausend Mann auf Fruchtbereitschaft, welche jährlich abgibt, hätten. Sie lebten nicht von Jagd und Viehzucht als vom Ackerbau, die den sie Jäger angewandtschaft und hielten alle Bewehrung der Soldaten von sich ab. Diese, wenn wir sie auf die Teutonen überhaupt aus hundert Haufen die einzelnen Volkstämme derselben anerkennen und innere Studien jagen jetzt in den Deutschen ab. Der Bund der Cimbriern ein, und die von ihnen dort bedrängten Ubiere die Rückseite des Rheins. Als aber die Cimbrier, im J. der Stadt 671 geschlagen hatte, räumte, um ihnen besser widerstehen zu können, und gab seinem Statthalter Drusus den Oberbefehl, dessen Heer führte seine Waffen gegen die, den Ubiere von den Batavern, Friesen und niederländischen Zeltyger, und drang in das Land sie es verlassen hatten, weiter südlich gegen die C. ebenfalls bei seinem Rückzuge zurückgeworfen war

ren. Zu vorsichtig, sich in ein unbekanntes, waldiges, von kriegerischen Horden durchstreiftes Land zu tief zu wagen, begnügte er sich, dasselbe zu verwüsten, und kehrte zurück. Er schiffte sich mit seinem Heere ein und erreichte zwar den Ausfluß der Ems, ward aber durch die Ebbe dem Untergange nahe gebracht, und verdankte seine Rettung nur den dort wohnenden Friesen. Im folgenden Jahr erschien Drusus an der Lippe, ging über den Fluß, und rückte nach Osten vor bis an die Weser zu den Cheruskern. Aber während seines Marsches dahin hatten sich die Engamern, Usipeter, Tenkteren und Bructeren in seinem Rücken vereinigt, und nöthigten ihn zum Rückzug. Plötzlich sah er sich auf demselben von allen Seiten umringt und angefallen, und eine oblige Vernichtung seines Heeres wäre unvermeidlich gewesen, wenn die Deutschen ihn planmäßiger und übereinstimmender angegriffen hätten. Die Römische Kriegskunst siegte über die rohe Tapferkeit der Barbaren, und die Niederlage der Deutschen war so vollständig, daß Drusus, statt seinen Rückzug fortzusetzen, die Römische Herrschaft an der Lippe durch Anlegung der Festung Aliso (bei Lisborn im Münsterischen) befestigte. Nachdem er den Winter über am Rhein gestanden hatte, erschien er im folgenden Jahre wieder an der Lippe, schlug die Bructerer aufs neue, und wandte sich gegen die Statten, welche, die Eroberungspläne der Römer ahnend, ihre Feinde geworden waren. Er schlug sie, und im folgenden Jahre besiegte er sie und mehrere benachbarte Völker nach schweren und blutigen Kämpfen. Durch das Land der Statten fiel er in das Gebiet der Sueven oder, nach Andern der Markomannen ein, zog dann gegen die Cherusker, welche er auf der Westseite der Weser gefunden hatte, und drang, da sie vor ihm wichen, bis an die Elbe vor, wo, wie man erzählt, die Erscheinung eines riesenhaften Weibes ihn zum Rückzug bewog. An den Folgen eines Sturzes mit dem Pferde starb er zu Mainz im Jahre Roms 745. Nach diesem für die Deutschen furchtbaren Römer führte zwei Jahre lang Tiberius das Commando am Rhein, und übte mehr List als Gewalt gegen die Germanen. Er bewog sie zu Kriegsdiensten im Römischen Heere. Augusts Leibwache ward aus Deutschen gebildet, und der Cherusker Arminius schwang sich bis zur Würde eines Ritters empor. Von den Jahren 748 bis 755 commandirten verschiedene Römische Feldherren in diesen Gegenden, von denen Donitius, des Nero Großvater, bis an die Elbe vorgeedrungen seyn soll. Als im Jahre 756 Tiberius aufs neue den Oberbefehl bekommen hatte, drang er bis an die Elbe vor, und damals wäre es vielleicht gelungen, Deutschland zur Römischen Provinz zu machen, wenn nicht die Unbesonnenheit seines Nachfolgers, des Quinctilius Varus, plötzlich alle errungene Vortheile wieder vernichtet hätte. Seine gewaltsamen Maßregeln, die Sitten und Verfassungen der Deutschen umzuändern, bewirkte eine allgemeine Verschwörung, an deren Spitze der in Rom erzogene Cherusker Arminius (s. diesen Art.) stand. Mit seinem aus drei vollen Legionen bestehenden Heere in den Teutoburger Wald gelockt, ward Varus von den erbitterten Deutschen angefallen und aufgerieben. Wenige Flüchtlinge rettete der bei Cöln mit drei Legionen stehende Legat Asprenas. Dieser im 763 Jahre Roms von den Deutschen erfochtene Sieg führte den gänzlichen Verlust aller Römischen Besitzungen jenseit des Rheins herbei; die von Drusus erbaute Festung Aliso wurde zerstört. Jetzt traten die Cherusker als das Hauptvolk in Deutschland auf. Erst vier Jahre nachher zogen die Römer unter Germanicus (s. diesen Art.) wieder gegen die Deutschen ins Feld, und wie tapfer und kriegserfahren dieser jugendliche Held auch seine Unternehmungen

gen leistete, so gelang es ihm doch nicht, die Herrschaft der Römer zu befestigen. Vielmehr gaben nach ihm die Römer die Unterjochung der Deutschen auf, deren Streifzüge auf ihr Gebiet sie leicht verhinderten, und von deren ernstlichen Angriffen sie sich durch die innere Streitigkeit derselben gesichert sahen. Eine wichtige Revolution in Deutschland hatte dazu den Anlaß gegeben. Maroboduus, ein am Hofe Augustus erzogener Markomanne, vereinigte durch Güte und Gewalt mehrere Suevische Stämme in einen Bund, welcher unter dem Namen des Bundes der Markomannen bekannt ist. An der Spitze dieses mächtigen Völkervereins überfiel er das im südlichen Böhmen und heutigen Frankenlande gegründete große Reich der Bojer, eroberte dasselbe und stiftete hier einen furchtbaren Staat, welcher sich über die Markomannen, Hermunduren, Quaden, Longobarden und Semnonen ausdehnte, und ein reguläres Kriegsheer von 70.000 Streitern darbot. Augustus hatte dem Liborius befohlen, mit zwölf Legionen den Maroboduus anzugreifen und seine Macht zu brechen, aber ein allgemeiner Aufstand der Dalmatischen Völkerschaften nöthigte ihn, einen Frieden zu schließen, der ihm keine Vortheile gewährte. Die darauf folgenden Unfälle der Römer in Westdeutschland hinderten auch nachher jeden Versuch gegen die Markomannen, welche ihrer Seite häufige Streifereien in Süddeutschland wagten. So gab es jetzt zwei vor den übrigen mächtige Völkerschaften in Deutschland, die Markomannen und die Eheruskern, welche sich aber bald unter einander entzweiten. als einer Seite die Longobarden und Semnonen, der Bedrückungen Maroboduus müde, den Bund desselben verließen und zu den Eheruskern übertraten, und anderer Seite Arminius, Oheim, Jugulomerus, aus Eifersucht gegen seinen Neffen, zum Maroboduus überging. Nachdem der Krieg zwischen beiden Nebenbuhlern nach allen Regeln der Kriegskunst, welche Arminius und Maroboduus in Roms Schule erlernt hatten, geführt

werden an Ing. Obgleich Rannius sich mit den Sarmatischen Jazogen verbanden hatte, erlag er doch der vereinten Macht der Hermunduren, Lugier und westlichen Quaden (im Jahre Roms 804), und mußte sich zu den Römern flüchten. In der Epoche des Reichs oder stand (im Schwefeljahr 810), der, ein Freund der Römern, dem Vespasian wichtige Dienste leistete. Im Westen erschütterten die Cavaer durch einen hartnäckigen Krieg die Macht der Römern, welche nur mit äußerster Anstrengung sich behaupteten. Jetzt aber entzündete sich ein Krieg, der erst mit dem Untergange Roms endigte. Die Sueven, von den Lugiern angefallen, hatten den Domitian um Beistand, welcher ihnen hundert Aeltern schickte. Eine so armstüchtige Macht beladigte die Sueven. Sie verbanden sich mit den Jazogen in Dacien, und bedrohten Pannonien. Domitian ward geschlagen, Nerva jügelte sie und Trajan schlug sie aufs Haupt; allein seit Antonius Philosophus loberte der Krieg in diesen Gegenden. Auf zwei Seiten demüthigten die Barbaren unaufhörlich das Römische Reich; von der einen Seite die durch die Gothen verdrängten kleinen Stämme, welche gezwungen in Dacien einkehrten, neue Wohnsitze suchend. Man befriedigte sie, als man ihnen die südlichen Grenzen dazu anwies. Aber wichtiger war der Krieg, welchen von der andern Seite die Markomannen, Hermunduren und Quaden vereint mit aller Kraft gegen Rom führten, und welcher gewöhnlich der Markomannische genannt wird. Mark Aurel kaufte sein ganzes Leben gegen sie und Commodus erkaufte durch Geld den Frieden. Indef verdrängten die Parten Gallien und Adänen, und die Eberker drängten die Longobarden an die Elbe zurück und traten jetzt unter dem Namen Franken auf. Neue Barbaren erschienen 310 nach Chr. in Dacien, die Wisigothen, Heriden und Heruler, und bedrückten die Römern. Zu eben der Zeit, unter Caracalla, trat ein neues Volk in Süddeutschland hervor, die Alemannen, ein Gemisch skandinavischer Stämme. Siegen sie erbaute Rom die berühmte Valla Romanorum, deren Ueberreste von Pfding in Baiern zu bis gegen den Neckar hin noch sichtbar sind. Aber die Macht der Römern sank immer mehr, theils durch den unaufhörlichen Kampf mit den Barbaren, theils durch innere Unruhen verzehrt. Als dreißig Kaiser das Reich verdrängten und spalteten, drangen die Franken bis Spanien vor, und unter Kaiser Probus er-

so waren jetzt Franken und Alemannen. Erstere verloren unter Julian, und letztere wurden von Kaiser Maximian letzter Sieg. Wie dem Kaiser waren Barbaren von allen Seiten die Vandalen, Sueven und Alanen; ihnen folgten die Burgunden nach Italien und Spanien; demnach Westgoten die Ostgoten, und ein neue Züge zahlloser Völkerherden über Europa erst mit dem Namen der großen dieser Abdrück werden wir den hier

abgerissenen Faden wieder aufzunehmen.

Germanismus nennt man jede Eigenthümlichkeit der Deutschen Sprache in Ausdrücken, Worten und Wendungen, wodurch sie von einer andern Sprache abweicht. Die Germanismen sind daher in jeder fremden Sprache andere, inwiewohl es gewisse Germanismen gibt, die es für alle, oder doch die meisten Sprachen sind, wenn sie auf

Eigentümlichkeiten beruhen, welche die Deutsche Sprache ausschließlich hat.

Gerona (Belagerung von). Gerona, an der Küste von Katalonien, beim Einflusse des Oudar in den Ter, welcher wenige Meilen von der Stadt ins mittelländische Meer ausfließt, ist in der neuesten Spanischen Geschichte durch eine fast beispiellose Vertheidigung gegen die Französischen Waffen im Vaterlande worden.

Zur Befestigung des Orts! Kunst ungleich weiser gebaut; der Wunsch und von unerschöpflichen durchschauten, welches prächtige Erbauten und Circumbalkonaden erleichtert das Zusammenströmen zweiflung des Orts. Die Stadt selbst aber von fünf Forts vertheidigt, umsonst das vorzüglichste ist. Decker de table, Anna und Calvario, nebst Gerona's Bewohner behaupten den Ort; sie gehen von Alters her für ein köhnes streubares Volk, das, einmal erobert, für seine Vorrechte, Freiheiten und Meinungen, sein Leben für nichts im erbittertesten, härtesten und andauerndsten Kampfe achtere. Das gegen den Franzosen ist des Kataloniens Erbtheil; er zeigte sich auch schon im Spanischen Successionskriege (im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts), denn damals hielt fest und mit unglücklichem Erimann Katalonien des Österreichischen Carl's Partei gegen den Französischen Philipp von Anjou. Gerona fiel nach der für Carl unglücklichen Schlacht bei Villa Vicosa, im Februar 1712 von Noailles erobert, in Französischer Gewalt, und mußte auch im folgenden Jahre eine der schrecklichsten Belagerungen ausdauern, als Franceas es gegen Esabremderg's Anarist glücklich vertheidigte. Die unfähigster Härte wurden keine Bewohner von den Eigern behauptet. Die Tradition erhielt jene Grausamkeiten in freidem Andenken, und Gerona war der Brennpunkt der Katalonischen Insurrection in den Jahren 1704 und 1709. Nachdem Palafox Logon die Vertheidigung der Festung dem Kaiserern Mariano Alvarez überlassen, und Theodor Redings Heer von Gouville St. Cor im Hornung 1709 oblig aus dem Felde geschlagen war, ward Gerona von Gouville St. Cor's Corps, wobei auch die Deutschen Fandestruppen und eine Italienische Division unter Pias sich befanden, eng eingeschlossen. Besonnen war die Stadt bereits im Mai, erlöset wurden die Kourgeaden in der Nacht vom 8. auf den 9. Jun. Allein Mariano Alvarez schrieb am 16. Juli an die Central-Junta: „Ich habe an der Spitze meiner Kaiserern Garnison geschworen und ich wiederhole mein Gelübde, daß der Feind nicht anders als über meinen Leichnam in die Stadt dringen soll. Schon am 2. April verordnete ich die Todesstrafe für Jeden, der von Uebergabe des Places sprechen würde.“ Angriffe und Vertheidigung waren in gleichem Maße schrecklich. Zwei Mal wurde der Montouit verächtlich gestürmt, obgleich die Belagerer den zweiten Sturm in drei verschiedenen Abfällen wiederholte hatten. Die Escuadras der Westphalischen Division lieren dabei entsetzlich, und erst nachdem der Montouit ein Haufen von Schutt und Steinen geworden, man mit unfähigen Feldwerden sich in dem selbigen Boden 1000000 bis zum bedeckten Wege vorgeschoben und den Halbmond des Angriffspunktes mit Sturm genommen hatte, ward, das Fort von

der Besatzung, deren Rückweg in die Stadt die Belagerten nicht zu hindern vermochten, verlassen. Die Briten, Herren der See, brachten der tapfern Besatzung so oft sie konnten, Lebens- und Kriegsbedürfnisse, Insurgentenhäufen umschwärzten das Belagerungsheer, erbeuteten oft die Zufuhr, ließen, in unwegbaren Schluchten lauernd, selten eine Nacht Ruhe, und jede Entfernung der einzelnen Mannschaften vom Belagerungsheer (außerhalb der Linien) brachte den Tod. Dennoch riß Mangel an der Geronas Besatzung, und Blake, Kataloniens Oberfeldherr in jener Periode, hatte oft vergeblich Entsatz mit Bewohl versucht. Endlich bediente er sich der List, um wenigstens den Ort zu verproviantiren, und diese gelang. Blake griff nämlich am 30. August das Belagerungsheer in der Richtung von Brunola mit solcher Macht an, daß Gouyon St. Cyr bewogen ward, sich mit allen disponiblen Truppen zu verstärken, selbst den größten Theil des eigentlichen Belagerungskorps herbeizujuden, und nur eine geringe Wache zur Deckung der Belagerungsarbeiten zurückzulassen. Das eben wars, was Blake beabsichtigte, er hatte 1500 Maulthiere mit Provisiönen aller Art beladen, unter Eskorte von 4000 Fußgängern und 500 Reitern gegen die Festung auf andrerem Wege gesandt. Garcia Conde, welcher diesen Trans-

schwache Neapolitanische Detachement in den über den Haufen, zerstörte die Arbeiten, brach den Transport in die Festung, und besuete die Ausführung außerordentlich. Sobald der Zweck erreicht schnell zurück, das Treffen mit dem sehr klügelich vermeidend. Aufmunternd verließ dem Vorwand seine geschwächte Gesundheit an seiner Stelle übernahm Mugercau den Heer, von langen Anstrengungen ermattet, mangelnd, und selbst an den unentschieden leidend, in dem veräbten Lande. Er sorgte für die Belagerung eifrig fortsetzen, und ihn von St. Colonna und St. Jaja im feinen Ansefeldherren Bonham am 1. Nooembris. Dennoch sah Blake sich wieder bei Gerona am Meere, häufte dort mit Hilfe den machte neue Anstalten, der belagerten Stadt der Verdier nach Pina marschirten gegen

den, drangen stürmend in Hostalrich und zerstörten die Magazine, obgleich sie das starke Fort bei der Stadt nicht zu nehmen vermochten. Geronas Besatzung sah nun zwar, daß nahe Hilfe von den befreundeten Staaten nicht zu erwarten sey, denn selbst die Engländer waren von der Küste am Ausflusse des Ter vertrieben; dennoch blieb ihr, durch den tapfern Commandanten und den eignen Fanatismus besuete, des Widerstandes entschlossener Muth. Wüthender wurden die Angriffe der Belagerten in eben dem Maße, als sie die Festung sich selbst überlassen erblickten. Der General Masachelli nahm am 2. Decbr. mit seiner Italienischen Brigade stürmend die Marien-Vorstadt, nur einen halben Flintenschuß von der Stadt entfernt; in der Nacht vom 6. auf den 7. Dec. erklüerte Pina die Reboute, welche die Verbindung der Stadt mit den Forts beherrschte, und die Republikische Division behauptete die mit Sturm genommene Vorstadt Pirumelle. Warren versuchte nun am 7. Decbr. den letzten Kampf. Er ließ in der Nacht einen starken Ausfall in allen Forts vorbereiten, und that solchen, als es Tag ward, mit so dickem Nachdruck,

Das wirklich das Unternehmen, die verlorenen Posten wieder zu nehmen, dem glücklichsten Erfolge nahe war, als General Kurlow, der mit seiner Brigade unterhalb Konstantin stand, im entscheidenden Augenblick herbeikam, den Spaniern in die Flanken fiel und sie dadurch zum schnellsten Rückzuge nöthigte. In dem allgemeinen Getöse wurden noch von den Belagerten die Galbarien- und Kavalls-Redoute genommen, und nun war Jerrona völlig preis gegeben. Vertheidigung hinter diesen Erdmürrn und Schutzbauern wäre Nulles gewesen, der Besatzung Muth war gebrochen, und Alvarez verlangte zu capituliren. Am 10. Decbr. wurden die Capitulationsbedingungen von beiden Theilen unterzeichnet. Die Besatzung zog mit Kriegsgelohr aus und wurde nach Frankreich geführt. Die Einwohner der Stadt sollten verschont, die catholische Religion gerbet, die Magazine einem Französischen Commissair treulich anvertraut und ausgeliefert werden. Dennoch verführten die Sieger mit Eifer gegen die aufstehenden Mönche, zwei wurden geköpft und die andern mit Spott überladen und abgeführt. Dagegen richtete man auch streng über die Soldaten des siegenden Heers, die sich verbotene Plünderung erlaubten. Augustau huld am 11. Dec. seinen feierlichen Einzug. Des Siegers Beute waren 5000 Gefangene, 200 Kanonen und 8 Fahnen.

Geronten (die Alten) waren abriekliche Personen in Sparta, welche nach den Ekhoren und Königen die höchste Gewalt im Staate hatten. Es konnten vor dem 60. Jahre nicht zu dieser Würde gelangen, und ohne die wichtigsten Ursachen nicht abgesetzt werden. Ihre Zahl betrug 25, nach Andern 32. — Gerontocomium, ein Versorgungshaus für alte Leute.

Gerstenberg (Heinrich Wilhelm von), hat einst nicht bloß als Lieblingsdichter der Nation, sondern auch als Kritiker eine bedeutende Rolle in der gelehrten Welt gespielt, und auf den Literaturzustand seines Vaterlandes kräftig eingewirkt. Er ist am 3. Jan. 1737 zu Lützen in Schleswig geboren. Nachdem er in Altona bis ins 18te Jahr auf Schulen gewesen und in Jena Studirt hatte, fand er sich bald nach seiner Rückkehr veranlaßt, in die Kriegsdienste seines Vaterlandes zu treten, fieg in dem unblutigen Feldzuge gegen die Russen unter dem Grafen von St. Germain bis zum Friedrichs V. Tode 1763 die Brust dem Eiskand über. Der Staatsrath, nahm ihn 1768 als Mitglied die Deutsche Kanzlei hinüber. Er Eisilddepartements, wurde 1773 al freien Reichshofe Lübeck angestellt nem Freunde Wolf, und lebt seit wessend in Altona. Sein erstes us, ein Trauerspiel, welchem e mit Reife, dem er es geschickt in sehr günstigen Beurtheilung wurde.

Gerstenberg beschränkte sich inzwischen schon mit den Tändeleien, und legte dem Turnus bei Seite, ohne ihn jemals drucken zu lassen. Die Tändeleien hingegen beförderte Reife zum Drucke. Diese lieblichen Scherze fanden allgemeinen Beifall, und gewannen selbst Leisungen eine günstige Kritik ab. Hierauf erschienen seine schon früher verfertigten prosaischen Gedichte, woraus sodertdin seine Dichterrahmen entstanden. Als Richter schrieb er die Kriegslieder eines Dänischen Grenadiers und sein Handbuch für Reiter (unter dem Name Obler Waffen). Als er nach dem Kriege nach Kopenhagen kam, lernte er

aber, als er nach aufbaha verlor, in artwig von Bern-Konventionen in überte verschiedene Vaterlandes bei der nach Lahn zu sein or des Koldwinkig-Produkt war Lahn e und Freundschaft dasselbe mit einer

deklß J. E. Cramer, Meseniz, A. Schlegel, Kistner, Sturm, Wessow u. E. Kamen. Im vertrauten Umgang mit solchen Männern, reich an Talent und Tugend, lang Herrschend seine Einladung auf Paris, sein Gedicht eines Epikdren und mehrere kleine Lieder, zugleich gab er den Hypochondriken, ein beliebtes holländisches Wochenblatt, und in den Jahren 1766 und 1767 Besuche über Wertwürdigkeiten der Literatur heraus: In dieselbe Zeit fällt auch sein Trauerspiel, die Beant, nach Beaumont und Fletcher, und sein berühmter Ugoles, der selbst auf der Bühne Glück machte. Seiner Muse im Exil verdankt das Publikum die Ovidiana, seine jüngste dramatische Arbeit, und 1795 erschien noch seine Idonee der Kaiserin. So lebte dieser würdige Veteran im Kreise einer glücklichen Familie in stiller Zufriedenheit. Seine erste Gattin verlor er 1743; im J. 1796 verheiratete er sich zum zweiten Male mit einer Engländerin. Noch im J. 1800 konnte sich Jacobi die Freude machen, ihn mit dem Diplom eines ausdauenden erdachtlichen Mitgliedes der Münchener Akademie der Wissenschaften zu überraschen. Bisher existirte keine rechte mäßige Sammlung seiner sämtlichen Schriften; nun aber sind dieselben, unter dem Titel: Herrschend's vermischte Schriften, von ihm selbst gesammelt, und mit Verbesserungen und Zusätzen herausgegeben, in drei Bänden, — bei Hammerich in Altona erschienen, und wir haben so eben (Ostern 1816) den dritten Band davon erhalten.

Geruch nennt man denjenigen Sinn, welchen Ausflüsse der Körper (Näse) empfinden. In dem der Nase ist das eigentliche Organ dieses der Geruchsnerven in Verbindung, welcher sich in die Siebplatte in die Nase herabsetzt und für Scheidewand derselben vertheilt. Hier liegen nach da. Weil sie durch das Ausströmen der Luft unbrauchbar werden würden, so wird ihnen ein Schleim zugeleitet, der sie stets frisch erhält. Die Nase empfangen wird, können zugleich die inneren Theile der Körper berühren, berühren im Inneren Nerven, und diese pflanzen die empfangenen heru fort, wo sie auf eine unerklärliche Weise zu Das Wort Geruch bezeichnet oder auch jene riechenden Körper selbst, welche von unglaublicher Feinheit u. D. — was aus die tägliche Erfahrung mit den Ausflüssen einer Kubiklinie Lavendelöl Länge, eben so viel Breite und 20 Kubik Linien, als d. i. von 166,560 Kubiklinien Indole, und nahm Kubiklinie Raum nur 4 riechbare Theilchen schwarze Kubiklinie des Oels in 1,666,000 riechbare Theilchen ein Stück Ambra, welches 100 Gran wiegt, die kleinste Theil eines Brand merklich bewegt, in ein so wird dasselbe, ungeachtet beständig frische Luft von außen zuströmt, mit den riechbaren Ausflüssen angefüllt, und dennoch demnach nach 2 1/2 Tagen noch nicht den mindesten Verlust an dem Ambra, woraus man auf die Feinheit seiner Masse schließen kann.

Geryon oder Geryones, Erdrieger oder der Kalirische Sohn, ein dreiköpfiger Riese, der nach Europa in Spanien, nach Andern auf den Balkanischen Inseln, nach noch Andern aber auf der ferneren Insel Cypria herrscht, wo er jährliche und schöne Heerden besaß, die er von dem zweiköpfigen Rande Orthrus und dem Hirschen Eurypion hohle

die Schönheit dieser Heerden war durch den Ruf in
 it geworden, und Eurystheus befahl dem Herkules,
 und nach Nole zu bringen. Dieser unternahm
 schlug den Orthrus samt dem Eurystion, und trieb
 Serpon, durch Plutons Hirten Mendrius von dem
 lge, traf ihn beim Fluss Anthemus, und begann
 pf mit ihm, in welchem Juno selbst ihm zu Hülfe
 te Herkules, verwundete die Göttin in die Brust,
 e von dem furchtbaren Serpon, indem er ihn erlegte.
 t die siebente Stufe der diatonisch-chromatischen
 zu Es die kleine Terz macht.

Hand, die Mitbelehnschaft, da Mehrere zugleich
 mit einerlei Grundstück belehnt werden. Gesamts-Stimme,
 eine Stimme, an welcher Mehrere gemeinschaftlich Antheil haben.
 So hatten z. B. die sämmtlichen zu Einer Bank gehöri- gen Reichsgra-
 fen, auf den Reichs- und Kreistagen nur Eine Gesamtsstimme.

Gesandten. Gesandtschaftsrecht. Ein Gesandter ist ei-
 sonstigen Staatsoberhaupt
 i des Staates Angelegen-
 Solche, die bloß weaen
 t sind, heißen gewöhnlich
 der Residenten, Legations-
 nichts gemein. Unter die-
 ed; es gibt Gesandten der
 ten der ersten Klasse reprä-
 i aufgetragenen Geschäften
 Vorträge Anspruch machen
 würde. In diese Klasse ge-
 und ehemals die Kardinäle,

wenn sie als *legati a latere* abgesendet wurden, so wie die päpstlichen Nun-
 tien und der Venetianische Bailo zu Constantinopel. Die Gesandten des
 zweiten Ranges repräsentiren ihr Staatsoberhaupt nur in Geschäften. Zu
 ihnen gehören die *Envoyés*, die bevollmächtigten Minister (*ministres pleni-
 potentiaires*) und ehemals die kaiserlichen und päpstlichen Internuntien.
 Zu den Gesandten des dritten Ranges, gegen welche die Höfe nicht das-
 selbe Ceremoniel beobachten, wie gegen die vorigen, gehören die Mini-
 ster, *ministres residents*, Residenten und *ministres chargés d'affaires*.
 Die bloßen Geschäftsträger, *chargés d'affaires*, haben nicht den Cha-
 rakter als Minister. Nach dem Range des Gesandten ist auch sein
 Gefolge verschieden, zu welchem bei einem Gesandten des ersten Ranges
 gehört: mehrere Gesandtschafts-Cavaliere und Edelknaben, mehrere Ge-
 sandtschafts-Secretaire (*Secrétaires d'ambassade*), Kanzlisten, Schrei-
 ber, Dolmetscher (*Secrétaire interprète*, bei der Pforte *Trucheman*,
Dragoman), Gesandtschafts-Prediger (*aumônier*), Hausoffizianten,
livrebediente u. s. w. Bei Gesandten des zweiten Ranges sind selten
 Gesandtschafts-Cavaliere oder mehr als ein Legations-Secretair (*Secr.
 de la legation*), und noch weniger zahlreich ist das Gefolge bei einem
 Gesandten des dritten Ranges. Jeder Gesandte muß, um als solcher
 anerkannt zu werden, dem Hofe, an den er gesandt ist, ein Beglaubig-
 ungsschreiben, *creditis* (*lettres de créance*) von seinem Sou-
 verain überreichen, wovon er eine offene, beglaubigte Copie zum Vorzei-
 gen beim Staatssecretair erhält, und eine Vollmacht, aus welcher
 erhellt, wie viel Gewalt ihm ertheilt sey. Für sich erhält er eine
 Instruction, worin ihm sein Verhalten gegen den Hof und die da

anwesenden Gesandten, so wie der Wille seines Hofes in Ansehung seines Geschäfts angedeutet ist; das Weitere wird ihm, wenn nicht eine neue Instruction nöthig ist, durch Depeschen seines Hofes bekannt gemacht. Ist er am Orte seiner Bestimmung angelangt, so überreicht er dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten sein Beglaubigungsschreiben und bittet um Audienz. Diese ist bei Gesandten des ersten Ranges eine öffentliche, bei den andern eine Privat-Audienz, nach welcher er bei den übrigen Gesandten förmliche Besuche abstattet, um von ihnen als Gesandter anerkannt zu werden. Seit dem Westphälischen Frieden erhalten alle Gesandten des ersten Ranges den Titel Excellenz, denen des übrigen Ranges wird er nur bisweilen aus Politik oder Höflichkeit gegeben. Von dem Augenblicke an, wo ein Gesandter das Landesgebiet des Souverains, an den er gesendet ist, betritt, wird seine Person für heilig und unverleßlich gehalten, und er genießt in dem Staat, worin er sich aufhält, bedeutende Vorrechte. Zu diesen gehört vor allen andern die Exterritorialität, d. i. er wird nicht als ein Inländer betrachtet, sondern seine Person, sein Hotel, seine Wagen werden so beurtheilt, als ob sie in dem Staat, der ihn gesendet, nicht verlassen habe, und außerhalb desselben nicht leben, wo er eine persönliche Verantwortung des Staats-Gerichtsbarkeit, eine gleiche für den Staat, der ihn als Gesandten in Besoldung zu sehen, Hotel dürfen die meine Polidienen nicht eindringen, und hier Hause eines Privatmanns. Ob er eine Straftat für Verbrecher machen, und der Bestrafung derselben verweigern dürfe, ist ein zweifelhafter Fall; (s. Freistadt). Ein Quartierfreiheit der Gesandten das ganze Quartier der Stadt, nach Aufhängung der Wapfen ihres Landes ausnehmen wollten. Zu den Befreiungen eines Gesandten Zoll- und Accisfreiheit für alle Gegenstände, die wegen erfolgten Mißbrauchs man haben. Von Wegegeldern, Brückenzoll, und anderen Abgaben frei. Als ein besonderes Vorrecht die Hausgottesdienste betrachten, die geübt wird. In Verhandlungen dem Souverain selbst, und machen oder schriftlich durch Ueberreichung, jedoch nicht aber treten sie mit dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten in Conferenz. Alles dies dauert bis zur Beendigung der Gesandtschaft, welche auf verschiedene Weise herbeigeführt werden kann, durch Erlöschung der Creditiv, durch Zurückberufung (Rappel), durch freiwillige oder gezwungene Abreise, und durch den Tod des Gesandten. Die Zurückberufung erfolgt, wenn entweder der Zweck der Sendung erreicht oder vereitelt ist, oder wegen entstandener Mißverständnisse, bisweilen auch aus Privatursachen. Freiwillig verläßt öfters ein Gesandter einen Hof ohne Rappel, wenn er Beschwerde über völlerrechtswidrige Verletzung seiner Person führen zu können glaubt; es gibt aber auch Fälle, wo ein Gesandter gezwungen wird, einen Staat zu verlassen, was man Ausschaffung desselben nennt. Sonst wird die Gesandtschaft von dem Augenblicke an für be-

endigt angesehen, wo der Gesandte entweder sein Kappelschreiben übergeben, oder Pässe zu seiner Abreise erhalten hat. Sind ihm diese angefertigt, so muß er den Staat verlassen, seine Person aber bleibt, selbst im Falle des Kriegs, unverletzlich, und er kann ungehindert das Land verlassen. Nur die Ottomannische Pforte macht hierin eine rohe Ausnahme, indem sie Gesandte von Staaten, mit denen sie in Mißthelligkeit

Gesang, ist Vortrag einer Rede in abgemessenen, und ihrer Höhe nach bestimmten, Tönen, mittelst eines besondern Gebrauchs unfree Stimme. Warum diese Töne abgemessen und ihrer Höhe nach bestimmt seyen, wird der Artikel Musik zeigen. Fragen wir hier bloß: wie kam der Mensch darauf, zum Vortrag einer Rede sich dieser besondern Modification seiner Stimme zu bedienen? Da er im gewöhnlichen Leben, im alltäglichen Verkehr nicht thut; so läßt sich daraus auf eine besondere Stimmung schließen, die so etwas veranlaßt. - Und so ist es. Wenn der Mensch singt; so will er musikalisch den Ausdruck eines inneren Gefühls darstellen. Gesang ist also musikalische Sprache des Gefühls. Bei dieser hat man zwei Punkte wohl zu unterscheiden, den Inhalt und den Vortrag. Jener bezieht sich auf die unmittelbare Darstellung innerer Zustände, Gesang vereinigt demnach aufs innigste. Dieselbe Ursache also, welche zur literarischen Darstellung begeistert, wird auch ihre des Menschen in Gesang ergießt, an schwebt und nach Harmonie strebt. Man unterscheidet den natürlichen und zeichnet einen musikalischen Sängers. Dieser ist ausgebildet durch die Kunst, der der Tonchrift. Zum künstlichen Gesang und biegsame Stimme von ansehnlichem schrift richtig zu lesen und die Töne 1 3) dentliche Aussprache der Sylben u. heit des Vortrags zum Inhalt, der 2 Geschmack und sein Gefühl allein bemessenheit sich findet; sagt man, der Sänger habe mit Gefühl, mit Ausdruck gesungen.

Gesangschulen oder Singschulen der Meisterfänger waren Conservatorien der Metrik und der Melodien im funfzehnten und sechszehnten Jahrhundert. Als der freie Minnegesang des Deutschen Adels verhallte war, und die Poesie nur noch von Bürgern, die zugleich als Handwerker sich nähren mußten, und zwar ziemlich handwerklich

fig, ohne Abzug ihres wahren Werths, betrieben ward, legten nicht, bei denen man freilich mehr den eignen Nutzen und das euhar Erreben, als die That, ansetzen muß. Schulen der Kunst, der Reimkunst und des musikalischen Recitirens an, wie es z. B. in Augsburg, Mainz, Nürnberg und Ulm geschah. Die Norm des Versificirens war eine, und zu vor dem Versingen warnenden Gesetzen beschriebene, sogenannte Tabularum, die auch genau, als Hütern der Sprachrichtigkeit, so wie überdauert eine Ankalt um den Kirchengesang, ihr Verdienst gehabt hat. Wer diese Tabularum inne hatte, ward aus einem Schüler ein Schulfreund; wer einige Versen singen konnte, hieß nur ein Pinger; Dichter dagegen, wenn er sich die gewohnte Metra und Melodien so zu eignen gemacht hatte, daß er sie nachahmen konnte; Meliker endlich, wenn er selbst neue aufzubringen vermochte. Diese Bezeichnungen bekamen dann ihre Namen von ihren Erfindern. So hieß der 1. B. Heinrich Frauenlobs blühenden, goldnen und überjorten Ton, Meyens Kreidenweise, Rogels Lilienweise und Aehrenweise. Nachfolgend kamen Lon, Waienscheins langen Ton u. s. w. Die Nürnbergsche Meisterjüngerkunst hatte an Sonn- und Festtagen nach der Nothauspredigt in der dortigen Katharinenkirche ihre regelmäßigen Zusammenkünfte. Sollte Singschule gehalten werden, so übernahmen dort, als Meister oder Vorleser, die Inspection, und saßen deshalb auf einem mit Vorhängen umhüllten Stühle, das Meisterk genannt; der Singende aber saß auf einem Singsuhle, der einer Kanzel gleich. Einer der Meister gab nun Anst, ob auch der Gesang recht biblisch sey, ein anderer wachte über die Reime, ein dritter über die gehörige Haltung der Melodie. Den Anfang machte ein Freisingen, wobei jeder sich hören lassen konnte, dann ward von den Meistern ein neues Lied angesetzt, so daß Einer vorfang und die Andern ihm einstimmeten; endlich begann das Hauptingen. Einzelne sonnen Lieder, deren Stoff aus der Bibel genommen war, bei allgeweihter Stelle, worauf nach der Befehung der Preis, genachst die Fierde des Gesanges, ausgestellt ward. Der erste Preis war eine Medaille, worauf David als Harfner ausgeprägt war, der zweite ein Kranz von kiedern Blüthen. Im dritten Bande von Meisters Brauer findet man eine solche Singschule, weß einer Sitzung der Meisterjünger, nach einem Gemälde eines alten Deutschen Meisters, Franz Hein, vom Jahre 1521, abgebildet. Uebrigens vergl. den Art. Meisterjünger.

Geschäftskol. Unter Meich
Knechtungen unserer Thätigkeit, die a
den, unweitern wir Bürger des Staats
Standes in demselben sind. Diese S
fig, als die Verhältnisse des bürgerl
hab. Der Geschäftskol umfasst die
men, welche den gegenseitigen Verhältn
gerlichen Lebens angemessen sind, und
ganzen Kreis dieser Verhältnisse und
gemeinen verfälle der Geschäftskol i
lichen Geschäfte (der höhere
für die Privatgeschäfte (der n
höhere Geschäftskol, welchen man
Leistung nennt, wird einseitig in den
kol. Der Hofkol enthält den Vorstand und die Bezeichnung derjenig
gen Verhältnisse, in welchen der Staat, als eine moralische Person,
theils gegen andere Staaten, theils gegen seine eignen Bürger steht.

Er betrifft also die ausländischen und die inländischen Angelegenheiten. Zu den Schriften, welche an andere Staaten gerichtet werden, gehören aber sowohl die öffentlichen Verhandlungen und gegenseitigen Bekanntmachungen (Verträge, Vergleiche, Bündnisse, Manifeste, Kriegserklärungen, Friedensschlüsse u. s. w.), als auch die geheimen Negotiationen, welche ein Hof dem andern, oder den Gesandten auswärtiger Höfe über Angelegenheiten mittheilt, die nicht zur Publici-
Der Hofstyl für die innere Staatsangelegenheiten faßt Verhandlungen der Regierung mit allen Bürgern in

der Rechte
, Vergleiche
rn und Abgat
, theils die
ng (Hittschri
schreiben u. s.
nl die Bezei
ürger und der
r Garantie und im Namen der
werden, die wirklichen Rechte der
inander bestimmt, und die freis
und ausgeglichen. Zu ihm ge
nd Polizei (Citationen, Proto
stationen, Appellationen, Läute
n, Attestate, Consense, Contracte,
, Testimonia, Vollmachten, Ze
s. w.) B) Im Gegensatz gegen
edere oder der Styl für die
r derjenigen rechtlichen Verhält
ne Mitwirkung und Dazwischen
sbürgern, als solchen, selbst ver
ren Obligationen, Quittungen,
hiede, Miethverträge, Annoncen,
äftsbrief, der mit dem eigent
Merkmale gemein hat, übrigens
äftsstyls entworfen wird. Unbe
tasthyle konnte doch die veraltete
nd die Dunkelheit und Schwer
i. Warum sollte eine edle und

kräftige Diction der Würde, mit welcher sich die Krönungen und Höfe gegenseitig behandeln müssen, widersprechen? warum sollte der Staat mit seinen eigenen Bürgern nicht deutlich, kurz, bündig und wohlwollend, ohne Einmischung von Termitologien und schwerfälligen Verbrämungen reden können? Freilich wird die sogenannte Courtoisie im Geschäftsstyl nie, völlig vermieden werden dürfen. Sie ist eine Eigenthümlichkeit desselben und besteht in dem bestimmten Festhalten der, durch gewisse willkürlich angenommene Ausdrücke und Formeln, festgesetzten Bezeichnung der äußern Würde und gegenseitigen Verhältnisse der verschiedenen Staatsmitglieder gegen sich selbst, gegen das Staatsoberhaupt und dessen Diener, so wie der Letztern gegen die verschiedenen Classen der Staatskörper, ohne weder aus Unwissenheit, noch aus Absicht gegen die einmal in den bürgerlichen Verhältnissen recipirten Formen der Convenienz zu verstoßen. Die Courtoisie zeigt sich aber nicht bloß in dem Gebrauche der herkömmlichen bürgerlichen Titel, sondern auch theils in gewissen hergebrachten Wendungen des Ausdrucks im

Contexte, sowohl bei der Einleitung, als bei den Uebergängen und dem Schlusse; theils in der äußern Form der Geschäftsauffänge, in Hinsicht auf Format, Feinheit des Papiers, Unterzeichnung, Aufschrift u. s. w. Die besten neuern Schriften, welche den Geschäftsstyl behandeln haben, sind: *Vischoffs Handbuch der Deutschen Kanzleipraxis für angehende Staatsbeamte und Geschäftsmänner* (Helmstädt, 1793), von welchem aber bloß der erste Theil und das erste Buch des zweiten Theils erschienen sind; von *Sonnenfels über den Geschäftsstyl*, vierte Auflage, (Wien, 1802), und *Nambach's theoretisch-practische Anleitung zum Geschäftsstyle* (Berlin, 1799). Man hat es vielleicht weniger diesen Anweisungen, als der allgemeinen Verbreitung eines reinern Geschmacks zu verdanken, daß der Geschäftsstyl in Deutschland in allen seinen Zweigen, in neuern Zeiten sehr verbessert worden ist, indem man nicht nur die alten heißen Formen, sammt den ohne Bedürfniß aus fremden Sprachen aufgenommenen Ausdrücken, immer mehr hinwegwarf, sondern auch einen sichtbaren Eifer bewies, correct, bestimmt, klar und kräftig zu schreiben. Es läßt sich aber dabei nicht läugnen, daß den Norddeutschen Behörden dieses Bestreben im Durchschnitte mehr, als den Süddeutschen gelungen ist; ein Umstand, dessen Erklärungsgrund in den beiderseitigen Verhältnissen der allgemeinen Cultur leicht zu finden seyn wird. Auch müssen wir einräumen, daß das Beispiel der Franzosen, seit der Revolution, sehr viel zur Beförderung einer richtigen, lebendigen und nachdrücklichen Geschäftssprache unter den Deutschen beigetragen hat.

Geschenke Handwerke, sind solche, deren Gesellen auf der Wanderschaft von ihren Zunftgenossen ein Geschenk erhalten müssen.

Geschichte. Die Geschichte enthält die wissenschaftliche Darstellung des ganzen Kreises der äußern Erfahrung, welcher die Gegen-

stände Erscheinungen neben einander nach einander in der Gegenwart heißt Beschreibung Erzählung. Die Veränderungen im Raume, in der Zeitfolge darstellt der beschreibende historische Erzählende historische Stufen der menschengeschichte. Zur Geschichte des Continents, die Geschichte der Nationen und Veränderungen des physischen hingegen begreift alle Verhältnisse eine unmittelbare Wirkung hat entweder Geschichte der Nationen (einzelner Geschlechter, Völker und Staaten), oder Universalgeschichte (des menschlichen Geschlechts).

Verfücht man die Geschichte nach Zeitaltern einzutheilen, so ergeben sich vier Hauptabschnitte derselben: die alte, die mittlere, die neue und die neueste Geschichte. Die alte Geschichte beginnt mit der Entstehung des menschlichen Geschlechts auf dem Erdboden, oder, wenn von der durch Kritik und Urkunden beglaubigten Geschichte ausgegangen werden soll, mit der Bildung der ersten Reiche und Staaten, und reicht bis zum Untergange des Römischen Reichs (bis 476

nach Ehr.). Die mittlere Geschichte geht von der Zerstreung dieses

nologie die dritte historische Vorbereitungswissenschaft seyn. Zu dem Kreise der abgeleiteten historischen Wissenschaften gehören darauf alle diejenigen, welche als einzelne Theile in den beiden Hauptwissenschaften enthalten sind, die aber durch die Zusätze und in sich Zusammenhängenden zu wissenschaftlichen Form erhoben werden. Man rithischen Wissenschaften unter vier Rubriken a) Ethnologie (Völkergeschichte, abgesehen von den Völkern und Staaten, zugleich Darstellung aller existirenden Völker, welche nicht in das gesammte bürgerliche Leben übergegangen sind); b) Specialstatistik (der erloschenen und lebenden — Staaten); c) Kulturgeschichte (zweigungen der Kultur, in Hinsicht auf Wissenschaft und Kunst — also: Archäologie, Geschichte der einzelnen Wissenschaften, der einzelnen Künste, der einzelnen Stände und Corporationen, Geschichte der Menschheit u. s. w.); d) historia specialissima, zu welcher die Biographien, Charakteristiken, überhaupt die historischen Darstellungen des individuellen Lebens nach allen seinen Abstufungen und Schattirungen gehören. Die historischen Hilfswissenschaften endlich sind diejenigen, durch welche überhaupt und zunächst das Studium der beiden historischen Hauptwissenschaften, und dann im Besondern auch das Studium der übrigen historischen Wissenschaften erleichtert und unterstützt wird. Sie sind für die Universal- und Specialgeschichte: 1) Mythologie (die älteste Religionsgeschichte im mythischen Zeitalter der Völker und Staaten des Erdbodens); 2) So-

nealogie (die Wissenschaft von dem Ursprunge, der Fortpflanzung und der Verwandtschaft merkwürdiger Geschlechter und Familien); 3) Heraldik (Wappenkunde); 4) Numismatik (Münzkunde); 5) Denkmälerkunde — diese faßt in sich 2) Epigraphik (die Kenntniß der Aufschriften auf Denkmälern, mit Einfluß der Hieroglyphen-

Urkundenlehre, mit Angabe der Regeln, er Urtel
e, als
hält d
n sind,
die F
und G
chaft;
Rationi
ter Ek

(muß); c)
omant); d)
en in Archäo-
wissenschaft-
isten (Do-
skunde); a)
ir die Basis
und Finanz-
Politik über-

der Bedingungen des innern und äußern
id positive Europäische Völker-
recht (für das unter drei einzelnen Staaten bestehende Herkommen, für
die Verträge, auf welchen ihre gegenseitigen Relationen beruhen u. s. w.)

Da allen einzelnen historischen Wissenschaften in diesem Lexikon beson-
dere Artikel bestimmt sind, so kann, nach der Uebersicht über das ganze
Gebiet derselben, an diesem Orte nur noch der Begriff und die verschie-
denartige Methode für die Darstellung der Weltgeschichte überhaupt
näher bestimmt werden. Die Weltgeschichte ist die Darstellung der be-
gläubigsten und merkwürdigsten Begebenheiten, welche den äußern gesell-
schaftlichen Zustand des menschlichen Geschlechts gebildet und verändert
haben, nach ihrem notwendigen Zusammenhange. In der Weltge-
schichte ist daher nur der Mensch der einzig würdige Gegenstand der
Darstellung, inwiefern er Freiheit besitzt, und durch diese Freiheit seinen
äußern gesellschaftlichen Zustand bildet und verändert. Aus der unzer-
messlichen Reihe der Begebenheiten aber, welche die gesammten Indivi-
duen und Völker des Erdbodens verlegt haben, hebt die Universalge-
schichte nur diejenigen aus, welche in Hinsicht des äußern gesellschaftli-
chen Zustandes des menschlichen Geschlechts beglaubigt und merkwürdig
sind. Beglaubigt sind diejenigen Begebenheiten, welche in reinen
und sichern Quellen aufbewahrt wurden; merkwürdig aber ist jede
Begebenheit, welche einen wesentlichen Einfluß auf die Bildung und
Veränderung des äußern gesellschaftlichen Zustandes des menschlichen
Geschlechts bewirkt hat. Soll nun die Weltgeschichte diese beglaubig-
ten und merkwürdigen Begebenheiten nach ihrem notwendigen

zusammenhange darzustellen, so muß die Darstellung die innere
Begebenheiten, wie eine aus der andern hervorge-
hende Ereignisse wurde, lebhaft veranschaulichen, und
ist der Darstellung, sowohl von den ein-
zelnen Theilen der Geschichte, als von dem Ganzen
ein Bild für die Anschauung bewirkt werden.
Sie muß nach einer doppelten Function erscheinen:
1) als Geschichtsschreiber. Als Be-
weiser: Quellen, aus welchen die Begebenheiten her-
vorgegangen, nach ihrem Inhalte und nach ihrem
Ursprunge, wie sie mit Unparteilichkeit und ohne vorgefaßte
Vorurtheile den ganzen Ereignisse der historischen Kritik benutzen;
2) als Historiker, aus jenen Quellen hervorgehend, be-
gläubigsten Facta merkwürdig unter die verschiedenen einzelnen Theile

gläubigsten Facta merkwürdig unter die verschiedenen einzelnen Theile

der Geschichtsdarstellung verteilen. Als Geschichtschreiber hingegen muß er der historischen Kunst mächtig seyn, d. h. er muß die Darstellung zu einem organischen Ganzen erheben, das als Ganzes
 *) man nicht nur das Verhältnis aller einzel-
 *) genau zu bemerken im Stande ist, son-
 *) iten und vollständigen Ueberblick über das
 *) was *). Ob nun gleich die Facta der Ge-
 *) in derselben immer dieselben bleiben, so ist
 *) sie dargestellt werden. Die historische
 *) über die Art und Weise der Anordnung,
 *) Verbindung der dargestellten Begebenhei-
 *) tisch, wenn man entweder von der vor-
 *) r gegenwärtigen politischen Eintheilung der
 *) ausgeht, und daran die Darstellung der
 *) Uebersichten anknüpft, durch welche der Zustand derselben in frühe-
 *) ren Zeitabschnitten gebildet wurde. Dieser Unterricht muß für die
 *) ältere und mittlere Geschichte durch zweckmäßige Karten ver sinn-
 *) liche werden (d'Anville, Zinke, Kruse); d) Chronologisch
 *) oder annalistisch, wenn die unmittelbare Folge der Jahre und Jahr-
 *) hunderte, nach einer Vermuthlich der historischen Kritik festgestellten Zeit-

- *) Unter den historischsten schriftlichen Denkmalen der alten Völker sind
 *) den wir keine Nation, die sich mit solchen Stücken der Geschichte gewid-
 *) met, und, seit mit der Bildung der Prosa die Geschichte sich von der
 *) Sage und Dichtung zu scheiden anfing, nicht nur im Sammeln ge-
 *) schichtlicher Uebersichten mit einer gewissenhaften Genauigkeit verfahren,
 *) sondern auch ein solches Talent der einfachen und klaren Darlegung
 *) in diesem Gebiete bewiesen hätte, als die Griechen und nach ihnen die
 *) Römer; (s. Erasmus vortreffl. Werk: die historische Kunst der Grie-
 *) chen in ihrer Entschung und Fortbildung, Leipz. 1803. und Long
 *) über die histor. Kunst der Alten, Ruf. für Griech. u. Röm. Lit. St. 2.)
 *) Wenn man aber schätzt das Alterthum, wenn man den klassischen
 *) oder gar allen Geschichtschreibern dieser Völker den Ruhm beilegt,
 *) das Ideal der historischen Kunst erreicht zu haben. Denn wenn gleich
 *) die Darstellung der Alten überhaupt objectiver und hierin, dem
 *) herrschenden Kunstsinn dieser Völker gemäß, anschaulicher, ja wei-
 *) gen des öffentlichen Lobens, der einfacheren politischen Verhältnisse
 *) einfacher, und leichter durch die Herrschaft der öffentlichen Bewe-
 *) samkeit, die sich auch hier offenbaren durfte, fern konnte; so hat die
 *) neuere Geschichtschreibung, deren Vortritt wir bei den Engländern und
 *) Italienern finden, wegen des entgegengelegten Weltalters der neuen Zeit,
 *) der verwickelteren politischen Verhältnisse in den monarchischen Euro-
 *) pa, der Herrschaft des Privatlebens u. s. w. zwar einen subjectiv
 *) deren Charakter, ist aber darum durch Tiefe der pragmatischen In-
 *) spection, durch Kunst der Charakterentwicklung und Schärfe
 *) der historischen Kritik, welche bei dem antiken Historiker nicht in dem
 *) Maße dringendes Erforderniß wurde, ausgezeichnet, und der älteren
 *) Geschichte an die Seite zu setzen. Dort wird uns mehr ein anschauli-
 *) ches, fast poetisches Bild der Zeit und der Menschen gegeben; hier eine
 *) reflectirte Schilderung, die wir aus Massen von Materialien nach be-
 *) stimmten Principien sich bilden und künstlich zusammenfügen sehen. (S.
 *) Wolf's Programme über die historische Kunst der Alten, wo auch die
 *) bisher gehörige Literatur angeführt werden. Vergl. übrigens den Art.
 *) Historisch.)

rechnung, als leitendes Princip für die Darstellung der Begebenheiten der einzelnen Völker und Reiche angenommen wird; (Büsch, Bredow, Hegewisch); c) ethnographisch, wenn man, nach Festsetzung der allgemeinen Perioden für die Behandlung der Universalgeschichte, in den einzelnen Perioden jedes Volk, selbstständig und nach dem Gange seiner speciellen Geschichte während dieser Periode, darstellt, so daß nach dieser Methode in der Darstellung ein Volk auf das andere folgt, (Gatterer, Beck); d) synchronistisch, wenn man das Gleichzeitige sowohl in den einzelnen Perioden der Geschichte, als auch überhaupt in der ganzen Geschichte des menschlichen Geschlechts, chronologisch geordnet, zusammenstellt, um dadurch die Uebersicht über das zu bewirken, was gleichzeitig in allen Theilen der Erde und bei allen bekannten Völkern und Reichen geschah. Für diese synchronistische Darstellung sind synchronistische Tabellen unentbehrlich. (Jäger, Bredow, Kruse); e) pragmatisch, wenn man den innern und nothwendigen Zusammenhang der Begebenheiten, nach welchem sie sich gegenseitig wie Ursache und Wirkung verhalten, aufsucht, und nach diesem Prinzip die Folge der Begebenheiten so anordnet, daß auch durch die Form der Darstellung das Bild eines zusammenhängenden Ganzen vermittelt wird. (Schlözer, Heeren, Spittler).

Q.

Geschichtsforscher nennt man den, der sich, um eine gründliche, wahrhaft beglaubigte Geschichte der Welt und Menschheit möglich zu machen, dem schwierigen und mühsamen Geschäft des Sammelns der Thatsachen und der nur großem Scharfsinn und ausgebreiteter Gelehrsamkeit gelingenden historischen Kritik, d. i. der Prüfung der Angaben nach ihrer Wahrheit und Beschaffenheit, unterzieht. Der

Geschichtschreiber, (Historiograph) hat zum Geschäft die eigentliche Darstellung der Geschichte, wozu die historische Composition erfordert wird, d. i. Anordnung der Materialien in Beziehung auf den Haupt- oder Mittelpunkt des Darzustellenden, (worin vorzüglich die historische Kunst beruht). Oft findet man, vorzüglich in neuerer Zeit, den Sammler und Kritiker von diesen nothwendigen Eigenschaften des Geschichtsdarstellers entblößt; doch kann auch das ausgezeichnetste Talent, welches diese Eigenschaften voraussetzt, namentlich ein philosophischer, d. i. tiefer Blick in den Geist und Zusammenhang der Dinge und Begebenheiten, ruhige Einbildungskraft, treues Gedächtniß, reges, aber nicht überwallendes Gefühl, unterstützende Welt- und Menschenkenntniß, endlich Geschmack und Gewandtheit in dem Gebrauche seiner Sprache (siehe Heeren's Johann von Müller. Leipzig, 1809. 8. und Voltmann über denselben. Berlin, 1810.) den Sammlerfleiß und die genaue Kritik der Materialien nicht unentbehrlich machen. Zu einem echten Historiker gehört beides, daß er Geschichtsforscher und Geschichtsdarsteller sey. Daß man aber das Sammeln und Aufbewahren einer Masse von Thatsachen und Angaben, welche ohne Prüfung und lebendige Anordnung todt und werthlos ist, — wiewohl auch kein bloß willkürliches Rasonniren, einseitiges Vergleichen und Zusammenstellen derselben zu einer wahrhaft pragmatischen Geschichtsdarstellung verhilft, — oft, besonders unter den Deutschen, zur Hauptsache machte, hat dem Ehrentitel des Historikers die üble Nebenbedeutung eines Gedächtnißgelehrten zugezogen; da doch der Historiker zwar von dem Philosophen, der dem geschmäßigen Verfahren des Verstandes, und dem Künstler,

der dem freien Willen der Phantase sich hinwende, verschieden ist, als mit ihnen auf gleicher Stufe des geistigen Ranges steht. Die älteste Geschichte aller Völker liegt in dem Dunkel von Traditionen und Sagen. Früher, als der beglaubigte Geschichtsschreiber beginnt, der den Willern die Dichtung; selbst die ältesten Religionsbegriffe sind nur in poetischen Schilderungen auf uns gekommen. Was über das Alter des Vedam, der Bücher des Moses, der Gesänge Homers und Orpheus, und über die Art und Weise der Erhaltung und Zusammenstellung derselben der Ertrag der Kräfte noch lange nicht beendigt werden; so viel ist entschieden, die Grundlage derselben reicht hinaus über die erste Vorkultur der beglaubigten Geschichte. Diese beginnt für die hebräische Nation und für Vorderasien mit Moses; für die Griechen mit Herodotus und Hellanikus. Die neuere Geschichtsforschung hat diesen Völkern der Geschichte nach ihrem hohen Werthe gewürdigt, und die Geschichten, welche die Französische Expedition nach Aegypten besaßen, haben Herodotus Aegypten über dieses Wunderland des Alterthums genauer und zuverlässiger gefunden, als die des ungleich ärmern Strabo. Denn Herodotus war viel gereiselt; er hatte viel gesehen; durchgehends beständig er Länder- und Völkerkunde. Seine in neun Büchern erarbeitete Geschichte umschließt einen Zeitraum von mehr als zweihundert Jahren. Sie hebt an mit dem Könige Sesostris von Aegypten und endet mit der Flucht des Xerxes aus Griechenland. Erudition, wie Tüchtigkeit des Gedächtnisses und wie dem vollen Kolore der pragmatik-ähnlichen Schilderung beschrieb nach ihm Thucydides des aus Athen die ersten ein und zwanzig Jahre des peloponnesischen Krieges, in welchem er selbst als Führer ausgetreten war. Diefem folgte der vielleser, geschickte und gewandte Xenophon, dessen Anabasis aus der Schule des Sokrates stammt; der Melis und Xenophon viel gesehen und an dem Range der Geschichtsschreiber seines Zeitalters lebhaften Antheil genommen hatte; ein Mann, dessen historische Schilderungen das Gepräge sokratischer Weisheit und eines jugendlichen bereiten Geistes tragen. Die Griechische Geschichte erzählt

Thucydides den Athenen fallen ließ, bis zur Schlacht den Abzug des jüngern Cyrus beschrieb er als Xenophon aber ist nicht Geschichtsschreiber, sondern der älteste so ist aber durch Begründer der historischen Darstellung; wie auch die Athenischen Historiker, Ctesias, Callias, Xanthus u. a., Egeial- und d. Unterwerfer war schon Polybius, der durch seinen Antheil an Staatsgeschäften und durch seinen Aufwuchs gebildet worden war, und der, abweichend von dem Tone seiner Vorgänger, in seiner Darstellung der Zeit, mit dem zweiten Punischen Kriege bis zur Auflösung des Macedonischen Reiches, zuerst den Pragmatismus und eine rhetorisch-kraftvolle Diction auf die Behandlung historischer Ereignisse übertrug. Im Fortale er August folgte Diodor seiner Bahn. Er begann seine Erzählung einige Jahrhunderte nach der großen Ueberschwemmung und führte sie fort bis auf seine Zeit; doch haben sich von seinem vierzig Bänden nur fünf, das ganz und fast in Prosa erhalten. Er ist (um das Jahr 200 nach Chr.) gab der Bischof Eusebius zu Caesarea in seiner Umarbeitung des von dem Cicerone Julius Africanus hinterlassenen Chronicon der Geschichte eine festere chronologische Pforte. Es haben sich aber von dem Griechischen Original derselben nur Versuche erhalten, die Hieronymus in einer freien und bis zum Jahre

378 fortgeführten lateinischen Uebersetzung verarbeitete. Während des Mittelalters fehlte völlig die historische Kunst; doch sind die Chroniken dieses Zeitraums wichtig für die gleichzeitige Geschichte, so gering auch ihr künstlerischer Werth angeschlagen werden darf. Im Zeitalter der Reformatoren ward endlich das Studium der Universalgeschichte auf Universitäten belebt. Wie sehr aber der Charakter in der Behandlung derselben noch in der Kindheit zurück blieb, bestätigt Carion's Chronicon, welches nach den sogenannten vier Monarchieen bearbeitet war, und über welches Melancton nicht bloß las, das er sogar als Compendium der Geschichte neu herausgab. Länger als ein Jahrhundert blieb die Methode, die Geschichte, nach einer mißverstandenen Stelle im Propheten Daniel, nach den vier Monarchieen des Assyrischen, Persischen, Griechischen und Römisch-Deutschen Reiches vorzutragen, und zu bearbeiten, die herrschende, und verhinderte jeden freien Aufflug des historischen Geistes. Da kam endlich in England eine bessere Zeit für die Behandlung der Universalgeschichte in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts. Swinton, Gale, Bower und andere vereinigten sich zu einer allgemeinen Weltgeschichte, welche seit dem Jahr 1744 Anfangs unter Baumgarten's, dann unter Semler's Leitung ins Deutsche übersezt wurde. Doch bald fühlte man in Deutschland die Unvollkommenheit des Britischen Originals. Schon in den früher erschienenen Theilen hatte man dasselbe, wegen des Mangels an historischer Kritik, beständig verbessern müssen; vom ein und dreißigsten Theile an banden sich die Deutschen gar nicht mehr an dasselbe. Schöber, der eine allgemeine Uebersicht des Nordens gab, Meusel, der Frankreich, Le Bret, der Italien, Galleti, der Deutschland, Ahls, der Schweden bearbeitete, folgten ihrem eigenen Plane. Freilich ist das bereits auf 78 Quartbände angewachsene Werk noch nicht beendig; auch ist es zunächst in den neuen Theilen Specialgeschichte der Europäischen Reiche und Staaten; es enthält aber eine große Materialiensammlung für die Geschichte, und einzelne Theile sind mit tiefem historischen Geiste bearbeitet und eine wahre Bereicherung des großen historischen Gebietes. Noch zweckmäßiger ward sogleich vom Anfange an die Uebersetzung der von Guthrie und Gray eröfneten *allgemeinen Weltgeschichte* von der Schöpfung an bis auf gegenwärtige Zeit geleitet. Sie erschien seit 1765 zu Leipzig in Octav; die Redaction der ersten Theile geschah durch Heyne. Die Fehler des Englischen Originals wurden sorgfältig verbessert; in der Folge verließen auch bei der Bearbeitung dieses Werks die Deutschen Historiker die Grundlage ihrer Britischen Vorgänger. Heyne schrieb in diesem Werke die alte Asiatische, Griechische und Römische Geschichte, und die Geschichte der Araber, der Mongolen und Türken; Ritter bearbeitete die Zeit der Römischen und Byzantinischen Imperatoren, und der ersten durch Germanen gestifteten Reiche; Schröckh gab Italien, Frankreich, England und die Niederlande; Heinrich behandelte in neun Bänden die Geschichte der Deutschen und des Deutschen Reichs; Dieze schrieb die Geschichte von Spanien und Portugall, Wagner schilderte den Norden Europens, Gebhardi Ungarn und die damit verbundenen und angränzenden Reiche und Staaten, und Johannes von Müller begann die Geschichte der Schweizerischen Eidgenossenschaft für dieses Werk, ohne sie zu vollenden. Ein mannigfaltiger Ertrag historischer Forschung ist in dieser Weltgeschichte niedergelegt; doch auch von ihr gilt, was bei dem vorhergehenden Werk erinnert wurde,

daß sie zunächst Specialgeschichte in den einzelnen Theilen, und keine zu einem gemeinsamen Ueberblick verbundene Universalgeschichte enthält. In der Form von Compendien und Handbüchern wagte Sa-

Wie tiefer historischer Gelehrte, das Feld, das er brachte Licht und Zusammenfassungen, und trug die sie unter seinen Händen aber erwuchs, als daß sie Universalgeschichte und nach den Gesetzen wäre. Diesen politischen in von allen theologischen und des College, der unsterbliche mit Genialität, mit Kraft et, eine neue Bahn in der von den Freunden des Hercecentrisch — oder eigentlich war, nicht verzeihen, und dem , mußte er seine Ansichten

lange durchkämpfen, bevor sie, mit den nöthigen Modificationen, die herrschenden bei der jüngeren Generation Deutscher Historiker wurden. Er war es, der zuerst die blinde Bewunderung des Alterthums vernichtete, und unterstützte von seinem schöpferischen Geist in der Statistik und von seinem sicheren Tacte in der Staatslehre und Staatswirthschaft, die aus den letztern resultirenden Bedingungen des innern und des äußern Lebens der Staaten und Reiche auf die Geschichte übertrug; die Wichtigkeit der neuern und der neuesten Geschichte fühl-

nig der allgemeinen Welt- und Völkergeschichte für Studierende, welche in den seit 1787 erschienenen vier Theilen noch nicht beendigt ist. Er drängte in den Text der Paragraphen die Resultate seiner eignen tiefen historischen Forschungen zusammen; den Reichthum der Belege für die in den Paragraphen gezogenen Resultate gibt er aber in den Noten mit einem Umfange von Gelehrsamkeit und Literatur, der Bewunderung erregt. Denn nicht bloß die Quellen der einzelnen Theile der Universalgeschichte sind von ihm mit gewissenhafter Genauigkeit verzeichnet und benutzt; er verbreitet sich auch über fast alle größere und kleinere Producte der Literatur, in welchen die Specialgeschichte der einzelnen Reiche und Völker, und die Geschichte der Literatur selbst behandelt worden ist. Wer mag da mit dem Reichen rechten, der mehr gibt, als man erwartet hat, und als man verlangen kann! Immer wird diese Anleitung ein Handbuch bleiben, dessen der Geschichtsforscher eben so, wie der angehende Studierende der Geschichte bedarf, wenns gleich nicht in dem Sinne ein Handbuch zu nennen ist, in welchem man gewöhnlich die Behandlung einer Wissenschaft in solchen Schriften sucht, welche die Mitte zwischen Compendien und ausführlichen Systemen halten. Streng nach der analytischen Methode, mit Wahrheitliebe und Gründlichkeit, doch nicht ohne eine gewisse Trockenheit und mit zu weniger Berücksichtigung der Forderungen an einen guten Stylisten schrieb Büsch seinen Grundriß einer Geschichte der merkwürdigsten Welthändel neuerer Zeit, seit dem Jahre 1440. - Die vierte Auflage ergänzte von dem Jahre 1796 an, nach Büschens Tode, der geistvolle Bredow, und Hegewisch schrieb, um Büschens Werk vollständig zu machen, auch die Geschichte des Alterthums und des Mittelalters in derselben Manier, in seinen Grundzügen der Weltgeschichte in der Manier des sel. Prof. Büsch (im Jahre 1804). Als treffliche Uebersicht über die große Masse von Individuen und Thatfachen, die zu dem Umkreise der Universalgeschichte gehören, mit weiser Auswahl des Wichtigern, mit sicherem politischen Tacte und in einer lebenvollen, kräftigen Sprache schrieb Eichhorn eine Weltgeschichte in zwei Bänden, die er in der zweiten Auflage (vom Jahre 1804) auch in literarischer Hinsicht reichlich ausstattete. Ausführlicher und beredter gab er in sechs Theilen die Geschichte der drei letzten Jahrhunderte. Doch näher kam dem Ideale einer politischen Behandlung der Geschichte, das Schläger aufgestellt hatte, Keiner als Heeren in seinem Handbuche der Geschichte der Staaten des Alterthums und in seinem Handbuche der Geschichte des Europäischen Staatensystems und seiner Colonieen von der Entdeckung beider Indien bis zur Errichtung des Französischen Kaiserthrons. Möge der Mann, dessen heller Blick die Bedingungen des politischen Lebens der Staaten so rein auffaßt und der die neue Zeit so glücklich in der alten, die alte in der neuen wieder zu erkennen versteht, das Mittelalter, das noch in der Reihe seiner historischen Handbücher fehlt, mit demselben Geiste behandeln, und dadurch seine Ansicht der Weltgeschichte durch das ganze System derselben durchführen. Gefeiert wegen seiner Geschichte der Schweiz wird Johannes von Müller nicht bloß im Munde der Gegenwart leben; die Nachwelt wird ihn hoch unter denen stellen, welche die Specialgeschichte bei den Deutschen mit sicherem Tacte behandelten; ein unparteiisches Urtheil wird aber seine vier und zwanzig Bücher allgemein

ner Geschichte, besonders der Europäischen Menschheit, hinter jene Geschichte der Schweiz stellen, obgleich auch in dieser Behandlung der Universalgeschichte seine geistvolle Individualität, besonders in vielen gelungenen einzelnen Partien, hervorleuchtet. Könnte eine angenehme Form der Darstellung das nur zu oft vermiste Quellenstudium und die zu häufigen Lücken in der Erzählung ersetzen, und das Urtheil der Nachwelt mit den absichtlich eingewebten Rücksichten auf eine augenblickliche Modephilosophie und der auf die Weltgeschichte nur gewaltsam übertragenen Lehre eines blinden Schicksals versöhnen; so würden Dippold's Skizzen der allgemeinen Geschichte (Berlin, 1812, 2 Theile) in der Reihe der Schriften der bereits genannten historischen Altvordern einen Platz verdienen. [Pbliz hat in seiner Weltgeschichte für gebildete Leser und Studierende (4 Bde. 1813. 2te Auflage), mit zweckmäßiger Benutzung des Besten seiner Vorgänger, eine geistvolle Zusammenstellung geliefert, wodurch in der That die Bedürfnisse und Ansprüche des gebildeten Publikums befriedigt werden.] Das beste akademische Compendium der Universalgeschichte ist, nach der gedrängten Darstellung, nach der weisen Auswahl des Wichtigsten, und nach der ebenmäßigen Behandlung der alten, mittlern und neuern Geschichte, Wachlers Grundriß der Geschichte der ältern, mittlern und neuern Zeit. (Marburg, 1806. 8.) Fragt man nach den Männern, welche in neuerer Zeit die specielle Staatengeschichte im Geiste echter historischer Forschung und nach dem Charakter und den Forderungen der reinen, blühend kräftigen Schreibart dargestellt haben; so treten uns Italiener zuerst entgegen. Muster der historischen Darstellungskunst gaben der neueren Zeit Machiavelli in seinen 8 Büchern der Istoria Fiorentina, Guicciardini in seiner Istoria d'Italia, welchen die späteren, Paolo Sarpi (Istoria del concilio Tridentino), Davila (Storia delle guerre civili di Francia), und Bentivoglio (della guerra di Fiandra) zwar nicht gleich, doch mehr oder minder nahe kommen. Nächst den Italienern zeichneten sich die Britten aus: Robertson mit seiner Geschichte des Zeitalters Karls V. und mit seiner Geschichte von Amerika und Schottland, Hume mit seiner Geschichte Großbritanniens, Gibbon mit seinem Meisterwerke über den Umsturz des Römischen Weltreiches, und Fox mit seinem Fragment über Jakob II. Von deutschen Männern begann bereits Pufendorf in seiner Geschichte der Thaten der Schweden, in seiner Schilderung des großen Churfürsten von Brandenburg, und in seiner Einleitung in die Historie der vornehmsten Reiche und Staaten, eine bessere Methode und einen frischeren Geist auf die Specialgeschichte überzutragen. Unter Achenwall's Händen fing die Europäische Staatengeschichte an, ein in sich zusammenhängendes Ganzes zu werden, und was Meusel's Fleiß und kritischer Blick in dieser Disciplin (Anleitung zur Kenntniß der Europäischen Staatenhistorie) noch vernachlässigt hatte, das Hervorheben der allmäligen Entwicklung und Ausbildung der Verfassung der einzelnen Reiche und Staaten im Mittelpunkt ihrer Geschichte, das vollendete Spittler mit Meisterhand in seinem Entwurf der Geschichte der Europäischen Staaten (2 Theile), welchen Sartorius in demselben Geiste bis auf unsere Zeiten fortsetzte, und das versuchte Pbliz für die Geschichte der Staaten des Rheinbundes in seinem Handbuche über dieselben (Leipzig, 1821, 2 Theile) zu leisten. Auch für die Darstellung der Geschichte

der einzelnen Staaten begann allmählig eine bessere Zeit. Creuz, rubig und nüchtern schrieb Heinrich eine Geschichte von Frankreich (3 Theile, Leipzig 1802); doch konnte er Flassans reichhaltiges Werk (*Histoire générale et raisonnée de la diplomatie Française ou de la Politique de la France*, 7 Theile, in der zweiten Auflage, Paris, 1811) noch nicht dabei benutzen. Zu einer noch immer fehlenden Geschichte der französischen Revolution und des Französischen Revolutionskrieges trug der geistvolle, nur bisweilen zu excentrische, Posselt in seinen Europäischen Annalen und in seinen Taschenbüchern für die neueste Geschichte (neun Jahrgänge) interessante Materialien zusammen. Den langen zweideutigen Kampf der Niederländer um ihre Freiheit schilderte in einem seelenvollen Gemälde Schiller in seiner Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande von der Spanischen Regierung, die aber unvollendet blieb, während sein Deutschgesinnter Geist den dreißigjährigen Krieg mit Vorliebe für das Vaterland bis zu dem großen Resultate des Westphälischen Friedens durchführte. Voltmanns Geschichte Frankreichs und Großbritanniens streben beide nach dem Kranze historischer Kunst. Noch aber fehlte es der Deutschen Nation an einer Darstellung ihrer Geschichte, in welcher die Nation selbst den Mittelpunkt des Ganzen bildete, und die in stylistischer Hinsicht den Forderungen des gereiften Geschmacks entspräche. Denn in beiden Beziehungen läßt Schmidts Geschichte der Deutschen, und Pütters historische Entwicklung der heutigen Staatsverfassung des Deutschen Reiches noch manchen Wunsch unbefriedigt. Galletti tödtet das Leben der Geschichte durch die Breite seiner Darstellung, und Heinrich konnte in seiner Deutschen Reichsgeschichte (Leipzig, 9 Theile) nur redlich und geordnet wiedergeben, was er durch Fleiß und Gründlichkeit sich angeeignet hatte. Ein höherer Geist waltet in Posselts unvollendet gebliebener Geschichte der Deutschen für alle Stände. Daß auch Deutsche Specialgeschichte mit Geist aufgefaßt und geschildert werden konnte, bestätigte Fesmaier in seiner Geschichte von Baiern (Landshut, 1804), und Spittler in seiner Geschichte Würtembergs unter der Regierung der Grafen und Herzoge (Göttingen, 1783), so wie in seiner Geschichte des Fürstenthums Hannover seit der Reformation (2 Theile, neue Aufl. Hannover, 1798). Nur Gründlichkeit, Fleiß und Gelehrsamkeit, nicht aber die lebensvolle Form der Darstellung berücksichtigten Schöpflin, Wenz und Weisse in ihren Werken über die Geschichte von Baden, Hessen und Sachsen. Selbst Oestreich und Preußen erwarten noch aus ihrer Mitte den Mann, der für die Geschichte dieser Monarchien werde, was Spittler für sein erstes und zweites Vaterland, und Johannes Müller für seine auch in der Ferne nie vergessene Heimath wurde. Die Menschheit selbst, nach ihrer Entwicklung und Ausbildung im bürgerlichen Leben, und nach ihren Fortschritten und Verirrungen in der Cultur, in Wissenschaft und Kunst zu schildern, dies konnte erst dann geschehen, als das Licht der Philosophie seine Strahlen auch über die einzelnen Theile des unermesslichen Gebietes der Geschichte ausgegossen hatte. Schon Goguet, Ferguson, Home, selbst der unkritische Voltaire, faßten einzelne Seiten aus diesem lebensvollen Gemälde unsers Geschlechts auf; und Iselin (über die Geschichte der Menschheit) kam bereits dem Ziele näher. Da gab Adelung einen geistvollen und sachkundigen, wenn gleich nicht erschöpfenden, Ueberblick über das ganze unermessliche Gebiet der Culturgeschichte in seinem Versuch einer Ge-

Ken Dieb Ichttes lichten Kenne und Schmehe. in ihrem nach nicht

turgesetz ist, daß alle organische Körper von ihres Gleichen hervorgebracht werden, und wiederum ihres Gleichen hervorbringen sollen, also jede Gattung der organischen Geschöpfe sich durch sich selbst erhalten und fortpflanzen soll, so sind zu dem Geschäft der Erhaltung der Gat-

r-
schie-
rpern,
welche
erbor-
ng die
mit zu
nfach-
ee der
blumig
zum
ht die
igende,
ye und
on der
ragen;
funden
bende,
n wel-

- *) Man kann die Theilung in Geschlechter durch die ganze Natur bemerken, ein Geschlecht überall annehmen, wo der Geschlechts-Charakter herrschend ist. Das Wesentliche dieses Charakters ist aber: Entgegensetzung zusammengehöriger und zu gemeinschaftlichem Productionszweck wirkender Kräfte. Ueberall demnach, wo wir Producte aus entgegengesetzten Kräften wahrnehmen, können wir auch den Geschlechts-Charakter anerkennen, gleichviel ob diese Kräfte in der Gestalt von Organismen erscheinen oder nicht, wenn sich nur der eine Factor als bestimmendes, gebendes Princip, der andere als bestimmtes, empfangendes verhält. Uebrigens, da wir die Glieder der Natur nicht übersehen, kann wohl auch dasjenige höchst organisch und Theil eines allgemeinen Lebens seyn, was wir für unbelebt und unorganisch halten: so daß wir den Begriff des Geschlechtes nicht an unsern Begriff des Lebens binden müssen. Nur es mit Einem Worte auszusprechen: so ist überall Geschlecht wo Zeugung ist, Zeugung aber ist in der ganzen Natur; oder vielmehr diese selbst ist nichts als ein unendlich mannigfaltiger Zeugungsact, der sogar unter dem Scheine von Zerstörung vor sich geht. Es sind also Sonnen und Planeten, der Wassertropfen und das Staubkorn eben so gut Geschlechts-Wesen als die Thiere und die Pflanzen, weil sie eben sowohl als diese Zeugungs-Wesen sind. Denn wird nicht z. B. der Schoos unserer mütterlichen Erde durch den befruchtenden Strahl der Sonne, und allein durch ihn, aufgeschlossen und zu den mannigfaltigsten Erzeugnissen geweckt? Entsteht nicht aus dem verwiterten Erdine, der uns todter Staub scheint, und aus dem Wassertropfen, den er in sich aufnimmt, eine junge, neue Gestalt, der Erstling der Vegetation? Da gehen nicht in dem Innern der Erde selbst unaufhörlich neue Zeugungen vor, indem entgegengesetzte Kräfte sich einander vermählen? Woher die Verkalkungen, die Crystalle, die gewächsartigen Gestaltungen der Mineralien? Ueberall finden wir ein Einwirken, ein sich Anschließen fremder Stoffe (Kräfte) an etwas Mütterliches, Mütterliches, und überall Verwandlungen dieses Mütterlichen in neuen Gestalten; überall, wo nicht erst wickelt es, doch keimendes Geschlecht.

dem Manne köhmt die laute Begierde; in dem Weibe siedelt sich die stille Sehnsucht an. Das Weib ist auf einen kleinen Kreis beschränkt, den es aber klarer überschaut; es hat mehr Geduld und Ausdauer in kleinen Arbeiten. Der Mann muß erwerben, das Weib sucht zu erhalten; der Mann mit Gewalt, das Weib mit Güte oder — List. Jener gehört dem geräuschvollen, brenntlichen Leben, dieses dem stillen häuslichen Zirkel. Der Mann arbeitet im Schweiß seines Angesichts, und

des Schönen macht fast Jedermanns Ansprüche auf Allgemeingültigkeit.

seiner Urtheile, in Ansehung des Angenehmen Niemand. Gern lassen wir es uns gefallen, daß ein Anderer eine Speise oder einen Wein nicht angenehm findet, der unserm Gaudium behagt; wenn er aber z. B. die in den Himmel strebenden Alpen nicht erhaben, den Charakter der Leonore in Göthe's Tasso nicht schön findet, so sprechen wir ihm die Fähigkeit ab, das Schöne und Erhabene zu fühlen, fordern aber doch zugleich, daß er diese Fähigkeit haben sollte, die wir, durch ein untrügliches Bewußtseyn überzeugt, für nothwendige Anlagen der menschlichen Natur halten. Wir können uns auf den Grund dieser höchst merkwürdigen Erscheinung jetzt nicht einlassen; wem leuchtet aber nicht aus dem Gesagten schon ein, daß etwas in uns seyn müsse, welches verhindert, beide Fälle für gleich zu nehmen, und daß, wenn auch beide Urtheile ästhetische genannt würden, beide sich doch in Ansehung ihrer Gültigkeit wesentlich von einander unterscheiden. Die Urtheile über das Angenehme haben bloß individuelle Gültigkeit, die über das Schöne sind zwar auch nur einzelne Urtheile, machen aber Ansprüche auf allgemeine Gültigkeit. Beide Urtheile kann man nun zwar insofern ästhetische nennen, weil beide sich auf Empfindung beziehen, und der Bestimmungsgrund derselben nicht in dem Gegenstande, sondern in uns liegt (wodurch sie sich von den logischen oder objektiven Urtheilen unterscheiden (s. Urtheil); beide aber unterscheiden sich dadurch, daß in dem einen die Bestimmung des Urtheils von dem bloßen Sinneneindruck abhängt, bei dem andern hingegen die Mitwirkung des Geistes eintritt, und daher eben dort bloß individuelle, hier allgemeine Gültigkeit, und eben deshalb auch Mittheilbarkeit. Sind nun aber diese Urtheile mittheilbar, haben sie allgemeine Gültigkeit, so wird sich auch über den ästhetischen Geschmack streiten und etwas über ihr ausmachen lassen. Wie könnte es auch sonst eine Geschmackslehre geben, d. h. Aufstellung eines Principis zur Beurtheilung des Schönen und Erhabenen! Nur erwarte man von dem Geschmackslehre nicht, daß er leiste, was er seiner Natur nach nicht leisten kann. Man nennt die Urtheilskraft mit dem eigenen Namen Geschmack, wiefern sie sich in einer besondern Sphäre auf eine eigenthümliche Weise äußert. Als Urtheilskraft überhaupt stellt der Geschmack einen einzelnen Fall unter eine allgemeine Regel, aber auf eine eigenthümliche Weise, weil es in einer besondern Sphäre geschieht, in der Sphäre des Schönen. Der Geschmack fällt seine Urtheile in der unmittelbaren Betrachtung des schönen oder nicht-schönen Gegenstandes, durch Reflexion über das Verhältniß desselben zum Gemüthe des Betrachtenden (also zum Subjekte), und durch Vergleichung ähnlicher Gegenstände mit dem gegenwärtigen. Sein Princip ist daher nicht eine objektive, sondern eine subjektive Idee; er kann nicht gesetzgebend, sondern bloß kritisch oder untersuchend verfahren; seine Regeln sind keine Begriffe, sondern Anschauungen in den besten Mustern des Geschmacks, an denen der Kunstinn sich praktisch bilden muß. (Die Erklärung s. unter Urtheil.) Durch diese Bildung unterscheidet sich der Geschmack wesentlich von dem Schönheitsgefühl. Dieses geht bloß auf eine Naturanlage, der Geschmack auf Ausbildung; bei jenem bleibt oft der bloße Kunstfreund stehen, dieser kommt dem Kenner zu; der Künstler muß beide vereinigen, fängt mit dem Schönheitsgefühl an und vollendet mit dem Geschmack. Wer eine zartere Naturanlage zum Schönheitsgefühl hat, der ist ein ästhetischer Mensch; wer diese Anlage durch prüfende Betrachtung so ausgebildet hat, daß ihm stets nur das echt Schöne genügt, ist ein Mann von Geschmack. Man kann aber ein Mann von

Geschmack, und darum doch noch kein Kunstkenner seyn. Wir haben nämlich in der schönen Kunst zwei Elemente zu unterscheiden, das ästhetische und das technische. Das erste wird beurtheilt im Gefühl, das andere durch den Verstand nachgeprüft. Dort ist also ein ästhetisches, hier ein logisches Urtheil. Es ergibt sich daraus, daß ein Kunsturtheil weder ein bloß ästhetisches, noch ein bloß logisches, sondern ein aus beiden gemischtes ist, da es sowohl das Technische als das Schöne eines Kunstwerks ansieht. Die Geschmackskritik hat es daher lediglich mit den Verhältnissen des Werkes zu den Bedingungen im Bewußte zu thun, unter denen wir einen Gegenstand als schön be-

stimmten. Die Kritik schließt auch das mit ein, was an der Technik und praktisch ist, und bloß nach Begriffen herdurch unterscheidet sie sich wesentlich von der Kritik, an man diese Unterscheidungen genau faßt, so wird den widersprechenden Urtheilen, welche Kunstfreunde, das Wahre ausmitteln, und dadurch zum Kunsturtheil Künstler legt einen hohen Werth auf das Technische, weil er sich der großen Mühe bewußt ist, die es hierin einen Grad von Vollkommenheit zu erlangen, als das Kunstwerk zum Schönen macht, ohne Mühe, und erhielt. Der Kunstfreund legt eben auf dies dem es unmittelbar zu seinem Bewußte spricht, und er Praktische nur bedingungsweise schätzt, und vielleicht die Mühe nicht einmal kennt. Daher so viele ungeschöner Kunstwerke.

von die Alten bedienten sich gewisser Wurfwesche und Catapulten, bei Belagerungen der Städte und in Feldschlachten. Sie schleuderten damit theils Felsstücke und Steine von oft ungeheurer Größe, theils große Pfeile. Letztere geschah mit den Catapulten, die im Allgemeinen einer großen Armbrust gleichen, das Geschöß in horizontaler Richtung fortzudrücken und die Stelle unferer Kanonen vertreten. Die Balisten hingegen warfen Steine, Bränder,

und glichen demnach unsern Mörsern. Obgleich Art unferer Kanonen eine Menge Steine nach der Erfindung des Schießpulvers trat an die neuen das allerdings ungleich wirksamere Feuerge-

weisse beim Seerwesen eine Anzahl, besonders von kleiner Schiffe, welche unter einem Viceadmiral oder
 Dabei sind bei einer zum Treffen geordneten Flotte das Mitteltreffen und der Nachtrag eben so viele undarmeen heißt Beschwader ein kleiner Haupter Ausdruck wenig mehr üblich.

gericht, s. Zug.

Wenn heißt der Stand zweier Planeten, wenn sie sich kreise von einander entfernt stehen.

Überhaupt ist eine Vereinigung von Individuen zu einem Zwecke. Es gibt daher so viele Arten von Gesellschaften, je nach dem Zwecke, zu welchem sich Individuen vereinigen können.

Die gewöhnlichen, schlechthin sogenannten Gesellschaften haben bloß den unbestimmten und untergeordneten Zweck einer gegenseitigen Unterhaltung durch Versammlung, Gespräch, Spiel, Tanz, Essen, Trinken u. dgl. Bestimmtere und höhere Zwecke haben die ege-

liche und die mit ihr verknüpfte häusliche, die bürgerliche und die religiöse Gesellschaft. Die erste, welche auch Familie heißt; bezieht sich auf Erhaltung der Menschengattung durch Vereinigung der Individuen verschiedenen Geschlechts; die zweite, welche auch Staat heißt, auf Schutz und Sicherheit der Rechte; die dritte, welche auch Kirche heißt, auf Beförderung der sittlich-religiösen Kultur. Außer diesen Hauptarten der Gesellschaft, welche von der Vernunft selbst geboten sind, und daher überall angetroffen werden, wo Menschen von einiger Vernunftbildung beisammen leben, gibt es auch noch eine Menge von geselligen Verbindungen, die sich auf allerlei beliebige Zwecke beziehen, als: artistische, literarische, merkantilische und andere Gesellschaften. Wiefern die Menschengattung überhaupt ein auf der Oberfläche der Erde zusammen wohnendes und wirkendes Ganze vernünftiger Wesen anspinnt, nennt man jene Gattung auch die menschliche Gesellschaft. Von den vernunftlosen Thieren braucht man das Wort Gesellschaft eigentlich nicht, ob sie gleich durch den Instinkt auch in gewisse Haufen oder Heerden zusammengeführt werden. Denn sie haben kein Bewußtseyn von bestimmten Zwecken, um sich zur Erreichung derselben durch gemeinschaftliche Thätigkeit nach einer bestimmten Regel zu vereinigen.

Gelehrte Gesellschaften waren vor dem 18. Jahrhundert eine sehr seltene Erscheinung in Europa, vermehrten sich aber seit dieser Zeit allgemein. Wer würde läugnen wollen, daß wir mehreren derselben gründliche und tiefe Untersuchungen, Erfindungen und Entdeckun-

ben so
sucht
die be-
g den
b seyn,
rühm-
dann
fürsten
demien
einer
er dem
lichen
el füh-
r Wis-
tschaft
(1720),
nd die
(1739)
Londons
chester
us die
Brüssel
zu Ko-
t; für
andre
r Wis-
schaften
se über
ka hat

Geselle
Turnieren der
getheilt, in dei
und diese hießen
König; unter
12 waren, un
pen, welche G
ihr besonderes
am Hals oder
12. 12.)

g oder Vogt war eine Würde bei den
r Adel war dabei nach 4 Nationen ein
fränkischen, bairischen und schwäbischen
schaften. Jede hatte einen Turnier
3 Gesellschaftskönige, deren also
die Aufsicht über die Ritter und Knapp
knechte hießen. Jede Gesellschaft hatte
der Ritter vergoldet, der Knappe weiß,
ng frug. (Schubert de ludis equestr.

entstehen. Ein einzelner Mitglied kann die Forderung nicht anders verbindlich machen, als wenn es entspricht dazu dervollmächtigt ist, oder die entsprechende Verbindlichkeit zum Vorteil der ganzen Gesellschaft gerichtet hat. Die einzelnen Mitglieder übernehmen die Verantwortlichkeit in der Regel zu gleichen Theilen, es mußte denn ausdrücklich verabredet seyn, daß sie bloß nach dem Verhältnis ihres Kapitals verbindlich seyn sollten. Was auf der andern Seite die Rechte der Gesellschaften betrifft, so hat ein jedes Mitglied 1) das Recht, den auf ihn fallenden Theil am Gewinne zu fordern. Ist darüber nicht ausdrücklich bestimmt, so richtet sich der Gewinn nach dem zur Gesellschaft beigebenen Beitrag, und derselbe, welcher bloß seine Dienstleistungen beigetragen bekommt so viel, als derjenige, welcher am wenigsten Sachen oder Geld beigibt; 2) das Recht, sich wegen der zum Nutzen der Gesellschaft gemachten Auslagen, eben so wegen der im Namen der Gesellschaft gemachten Beiträge und wegen des unmittelbar für ihn entstehenden Verlustes, an die Gesellschaft zu halten. Die Societas wird aufgehoben: 1) durch den Ablauf der Zeit, auf welche sie contractirt worden ist; 2) durch den Untergang des Gegenstandes derselben, oder die Veränderung des Geschäftes; 3) durch den natürlichen Tod eines der Societätsmitglieder; 4) durch den bürgerlichen Tod, die Interdiction, oder den gänzlichen Verfall des Vermögens eines derselben; 5) durch den von einem oder von allen Theilnehmern erklärten Willen, nicht mehr in der Gesellschaft zu bleiben. Die Theilung des Vermögens der getrennten Societas geschieht nach denselben Grundregeln, die von der Erbschaftsregelung gelten.

A m Q.

Gefetz, das: ist überhaupt betrachtet eine durch die Wirksamkeit gewisser Kräfte bestimmte Naturkräfte, so heißt auch das Gesetz ein Naturgesetz, die Kräfte vernünftiger und freier Wesen, so heißt bürgerlich. Die Freiheitsgesetze werden aber natürliche und positive (oder willkürliche) sei sie aus der bloßen Vernunft (der inneren Natur entspringen) oder aus der Willkür (der Macht eines äußern Gesetzgebers) hervorgehen. Es gibt daher in Beziehung auf freie Wesen, wie der Mensch, eine doppelte Gesetzgebung (Translation), eine innere und eine äußere. In Rücksicht auf die erste ist der Mensch sein eigener Gesetzgeber; in Rücksicht auf die zweite ist der Mensch der Natur eines fremden Gesetzgebers unterworfen. Das letztere findet nur in bestimmten geschlichen Verhältnissen, besonders dem bürgerlichen, oder im Staate, Statt. Hier ist das Gesetz nichts anders als der Ausdruck des allgemeinen Willens, wiewohl dieser für jeden einzelnen Willen der höchste ist und als solcher verbindliche Kraft hat; der Gesetzgeber aber ist nichts anders als der Stellvertreter des allgemeinen Willens, oder das Organ, durch welches sich dieser verlaßt. Da aber ein unvernünftiger Willen nur als ein allgemeiner und höchster Willen den vernünftigen Willen betrachtet werden konnte, so versteht es sich von selbst, daß die äußere (oder positive) Gesetzgebung die innere (oder natürliche) zu ihrer Richtschnur nehmen, und diese bloß den besondern Verhältnissen des Staats und seiner Bürger anpassen muß. Die Theorie der Gesetzgebung haben Plato, Cicero, Montesquieu, Rousseau, Locke, J. A. Mayer, Berg u. A. bearbeitet. Unter den Gesetzgebern sind vornehmlich das Römische Corpus juris, das allgemeine Preussische Landrecht und der Code Napoleon bemerkenswerth.

Gefetzgebung. Gesetz überhaupt ist die Erklärung des positiven

Legal, was
dies bloß
ist es aber
in Bezug
e in das
nachdem
igen Wesen

oder hintereinander darstellt, hat daher den Vortheil wohl zu beobachten, weil sonst die Wahrheit, und unter mehreren möglichen den schönsten zu wählen, weil sonst die Schönheit leiden würde. In den meisten Gemälden liegt er in der Mitte, weil hier die Hauptfiguren am meisten hervortreten. *S. Abrigens Perspective ad.*

Gefims ist die aus verschiedenen Gliedern bestehende Vertheilung einer Wand oder Einfassung einer Oefnung, eines Fensters, einer Thür. Es ist eine wesentliche Verzierung, und dient zur Vertheilung der Theile, damit sie vollendet erscheinen und ein Ganzes werden. Jedes Glied muß ununterbrochen fortlaufen, ohne von einem Fenster oder sonstigen Verzerrungen durchschnitten zu seyn. Die einzelnen Glieder derselben müssen sich ungezwungen zu einem schönen Ganzen vereinigen. Man unterscheidet nach den Orten, wo sie angebracht sind, mehrere Arten von Gefimsen. Das Haupt- oder Dachgefims ist das Gedäude zu oberst, und ist nicht mit dem Gedäl zu verwechseln. Dessen obersten Theil oder Kranz es ausmacht. Seine Höhe muß mit der Höhe des ganzen Gedäudes in einem richtigen Verhältnis stehen, und nach Verhältnisse der Höhen des jwanzigsten Theil des letztern betragen. Zu der Auslaufung der Glieder oder dem Vorkranze des Simms nimmt man die ganze Höhe des Simms, wenn dieser nur aus einem Kranze besteht; wenn er auch vertheilt ist, etwas weniger zu nehmen, so muß man sich doch zu hüten, zu wenig zu nehmen, wodurch der Simm ein mageres, dürftiges Aussehen bekommt. Ist er ober dem Gedäl (bei Säulen und Pilastern), oder hat er die Eintheilung eines Gedäls, so

als Gedäl ordnet sich nicht sich in Gedäudes. Das Stadwerfen des 22 bis 24 Zoll 8 dritten Theil sein den der Zimmer werden, wenn die Wände mit Säulen oder Pilastern geziert sind, nach den Gedälken der Säulen gebildet. Ist dieses nicht, so bekommen sie nur einige Glieder, oder werden bei großen und hohen Zimmern oder Sälen dem Kranze eines Säulengebälts ähnlich gemacht und können den schönsten bis schönsten Theil der Höhe der Wand zu ihrer Höhe haben. Die Auslaufung kann ein bis zwei Drittel ihrer Höhe betragen. Dieser Simm muß noch eine Korbkelle über sich haben. Fußgestimse setzen eine Wand über dem Fußboden ein, und bestehen gewöhnlich aus einer Fode, worauf einige Glieder folgen. Ueberhaupt führt diesen Namen jede mit Gliedern verzierte Fuß an einem Podament oder Gedäude. Ein Brustgestims ist die obere aus einigen Gliedern bestehende Bedeckung eines Heiländers. Alle Oefnungen, als Fenster, Thüren, Lamine, bedürfen eines Gefimses, um als vollendet zu erscheinen. An dem obern Theil dieser Dinge wird oft, noch über der Einfassung, ein besonderes Simm oder Kranz angebracht. Die Lamine erhalten alsdann allezeit nur einen nach einer geraden Linie gemachten Kranz. Die Fenster, Thüren und Nischen können zu ihrer obern Bedeckung entweder einen geraden Kranz oder einen kleinen Sichel erhalten. Diese Bedeckung heißt die Verdachung.

Gefinde, Diensthöten, Dienstgestinde, sind solche Personen, welche sich vermög des Dienstvertrags auf eine bestimmte oder unbestimmte Zeit anderwärts gemacht haben, gegen Kost und Lohn oder andert, beiden gleichzeitige, Einloament, größeres und geringeres

häusliche Dienste und Geschäfte zu verrichten. Man begreift darunter alle Arten männliche und weibliche Bedienten in den Städten und auf dem Lande, und auf letztern noch besonders die Ackerdienste, Ackerdienstmeister, Knechte, Hirten und Mägde. Die wechselseitigen Rechte und Verbindlichkeiten, welche, wenn sie einseitig bloß das Gesinde angehen, das Gesinde recht heißen, werden zwischen der Herrschaft und dem Gesinde durch den Dienstkontrakt begründet, welcher bloß durch die gegenseitige Einwilligung seine verbindliche Kraft erhält, wenn nicht etwa durch besondere Gesetze oder Gewohnheitsrechte die Vollkommenheit des Dienstvertrags von der Gebung und Annahme des Mietgeldes oder Mietlohnens abhängig gemacht ist. Allein bei der Bestimmung der rechtlichen Verhältnisse zwischen Herrschaft und Gesinde kommt es zunächst auf dasjenige an, was unter ihnen besonders verabredet worden ist; dann aber hat man auch insbesondere auf die Gesindeordnungen und örtlichen Gewohnheiten und Gebräuche Rücksicht zu nehmen. Indessen lassen sich doch folgende allgemeine Rechtsgrundsätze vom Dienstkontrakte aufstellen: 1) Jeder freie und minder freie Mensch kann seine Dienste einem andern verrichten, nur Kinder in väterlicher Gewalt und Unmündige bedürfen dazu der Einwilligung der Ältern und Vormünder, so wie die minderfreien Leibeigenen die Einwilligung des Herrn. 2) Der Dienstvertrag wird durch an sich sowohl ausdrücklich als auch durch die That geschlossen; 3) hat sich jemand an zwei Herren angeschlossen, so hat er den Vorzug, an welche die Dienste zu verrichten ist, zu wählen. 4) Das Gesinde ist der Herrschaft und Gehorsam zu erlauben, ihrer Körperkraft und Widerrede mit Fleiß, Treue und Sorgfalt zu vollbringen, auch allen Schaden möglichst abzuwenden; denjenigen Schaden aber, welcher bei seinen Dienstverrichtungen aus Vorsatz oder Nachlässigkeit entstanden ist, zu ersetzen; es darf endlich das Gesinde nichts zum Nachtheil der Herrschaft oder deren Familie unternehmen, derselben nichts entweihen, keinen bösen Rath und machen, auf den Kredit und Namen der Herrschaft ohne besondern Auftrag nichts ausnehmen oder kaufen. 5) Genießt das Gesinde in der Regel den Gerichtsstand seiner Herrschaft, und wird bei Concursen in der ersten Klasse der Gläubiger seiner Herrschaft befriedigt. Dagegen nun ist 6) die Herrschaft schuldig, dem Gesinde während der Dienstzeit den versprochenen Lohn und ersbare Kost zur rechten Zeit und bis zur Entlassung zu reichen, so wie auch die Beschenke, im Fall dergleichen verabredet worden sind. 7) So wie hat, den das Gesinde doch denjenigen Schaden zugesetzt hat. 8) Ausgenommen mit Fremden, wird sie ihnen entweder dergleichen Gesandten bei Austritt gewordenen, Handlungen sie zu solchen Diensten gewählt hat, s. V. Uebrigens wird der Gesinde ein mäßiges rothe Gesinde nachgelaf-

son, bei welchem der Zweck des Dienstkontrakts ohne Gebrauch desselben nicht füglich zu erreichen ist. Da indessen die Gesetze den Grad dieses mäßigen Züchtigungsrechts nicht bestimmt haben, und von Seiten der Herrschaft die Schranken der Mäßigung sehr leicht überschritten werden können, so enthalte man sich lieber dieser Züchtigung, und brauche die gewöhnlichen Rechtsmittel in summarischer Erfahrungsart, um nicht hungrigen Advokaten in die Hände zu fallen. 5) Der Dienstvertrag hört ordentlicher Weise auf, wenn beide Theile zur rechten Zeit einander aufgekündigt haben, und außerordentlicher Weise durch Heirath, anhaltende Krankheit, große Nachlässigkeit, Unkunde des Dienstboten in seinen übernommenen Geschäften, Grobheit und schlechte Eitten, Grausamkeit und hartes Betragen der Herrschaft und andere ähnliche Ursachen mehr. Was nun endlich die außerhalb den Gränzen des Dienstvertrages liegenden Gebrechen, Mängel und Mißbräuche bei dem Gesindewesen anbelangt, so entfernt diese die Gesindepolizei. In dieser Rücksicht hat dieselbe darauf zu sehen, daß a) hinreichendes Gesinde im Lande zu haben ist, weil der Mangel desselben auf den ganzen Nahrungsstand einen schädlichen Einfluß hat, die Erfahrung lehrt, daß es oft, besonders zu der Zeit, wo die Arbeiten sich anhäufen, an Dienstboten fehlt, was besonders in wohlfeilen Zeiten der Fall ist, und dann muß man die ungeheuersten Forderungen eingehen, wenn man Gesinde haben will. b) Sie muß in jedem Staat eine nach der Verfassung desselben ausgearbeitete Gesindeordnung bekannt machen und derselben gesetzliche Kraft geben lassen. In derselben muß enthalten seyn: aa) Das Verbot, auf eigene Hand zu leben; bb) die Bestimmung der Kinderzahl, welche Aeltern der untern Stände nur zu Hause behalten dürfen, und die übrigen in Dienst schicken müssen; cc) die Verhältnisse wegen Annahme und Miethung des Gesindes, der Miethzeit und des Aufgeldes, des Lohnes, der bestimmten Festgeschenke, der Kost, der Kleidung, der Aufkündigungszeit, der Abschieds Scheine &c.; dd) die Vorschriften, nach welchen die Polizeidiener auf öffentlichen Plätzen, in Schenken, Gasthöfen, auf Tanzplätzen, in den Kirchen &c. das Gesinde beobachten sollen, damit unter demselben die Sittenlosigkeit durch Tanz, Hurerei, Kuppler und Kupplerinnen, Spiel und Trunk nicht einreißen, und dasselbe bei Erreichung eines gewissen Grades endlich nicht zu Verbrechen veranlaßt werden kann. ee) Errichtung einer Anstalt, in welcher das treue, fleißige und bejahrte, zum weitem Dienen unvermügende Gesinde vermittelt einer freiwilligen Beisteuer aller Herrschaften aufgenommen und verpflegt werden kann. Die nächste Aufsicht und Vollziehung der Polizeimaßregeln hat ein Gesindeamt, eine Gesindeexpedition, oder wie sie sonst heißen mag, die in jeder Stadt, in jedem Flecken und Dorfe vorhanden seyn sollte. Zum Schlusse fügen wir noch hinzu, daß es für die Herrschaften eben so nachtheilig und schädlich ist, überflüssige, als zu wenige Dienstboten zu halten; daß man nicht zu oft, mit dem Gesinde wechselt; daß man nicht zu nachsichtig bei ihren Fehlern seyn müsse, weil dadurch das beste Gesinde verdorben wird, und daß die Herrschaft selbst die Ordnung lieben und ein fluges, weises und sitzliches Betragen in allen Verhältnissen beweisen müsse; denn wie oft schon ist das beste Gesinde durch buhlerische Herren und Frauen bis zur gemeinsten Hurerei und endlich zur Verzweiflung gebracht worden.

X.

Gespannschaften heißen die Provinzen des Königreichs Ungarn. Eine solche Gespannschaft, in der Landessprache *Barmegye*, theilt sich wieder in zwei oder mehrere Distrikte. Jede hat ihren Ober-

gespann (obersten Grafen), einen Untergespann (Erzschneckenher, Kammerer oder Perceptor genannt), Notar, vier obere und vier untere Stadtrichter. Alle diese Beamten müssen von Adel und in der Grafschaft angelesen seyn. In zwölf Gespannschaften ist die Ehre eines Obergespanns erblich, in den übrigen aber entweder mit einem der hohen Reichämter oder mit der bischöflichen Würde verbunden, oder der Hof erneuert wenn er will aus dem Adel zum Obergespann. Die andern Beamten der Gespannschaft ernannt der Adel selbst aus denen, welche der Obergespann in Vorschlag bringt. Siebenbürgen hat gleichfalls die Eintheilung in Gespannschaften, so wie auch ein Theil von Slavonien, Serbien und Croatien, derjenige nämlich, welcher den Generalen, deren Verfassung militärisch ist, unterworfen ist.

Gespenster sind nach der Aesthetik die Seelen der Verstorbenen, die zuweilen wie schattenartige Luftgebilde in der Gestalt ihrer ehemaligen Leiber, oder auch in jeder andern beliebigen Form, den Lebenden erscheinen. Doch sollen auch böse Geister zuweilen die Gestalt Verstorbenen annehmen, um die Hinterlassenen als Gespenster zu erschrecken und zu quälen. Der Gespensterglaube hat zu allen Zeiten seine Anhänger gefunden, und er hängt unauflöslich mit dem Glauben an Unsterblichkeit genau zusammen. (S. Fortbauer nach dem Tode.) Man konnte sich nämlich die Seele nicht als unsterblich denken, ohne ihr irgend eine Form der Existenz zu leihen. Man dachte sich also dieselbe als etwas Schattenartiges, und nannte daher auch das

sch. Man meinte ferner, daß die Seele nicht Schattenreich übergehe, als bis der Leichnam befreit und ihm die gebührende Ehre erweist, so schwärme die Seele unklar in der Luft in der Gestalt des Verstorbenen, um die zu erinnern. Der Aberglaube bildete dann er aus, und suchte sie durch allerhand Erörterungen bald unauflöbliche Täuschungen ähnlichen Täuschungen listiger Verführer zum neuem Zurecht nicht nur die Kunst diese Erzählungen, um daraus Gespensterwörter zu

der Geh. Hofrath Jung, genannt Stilpenern Theorie der Geisterkunde so gar den Versuch gemacht, den Gespensterglauben wissenschaftlich zu begründen. Bei dem denkenden Theile des Publicums hat er mit diesem Vorzuge freilich nichts als Eitel und Verachtung gerndet; der große Haufe dagegen hat das Buch mit dem höchsten Interesse aufgenommen, und die Wärdungen derselben sind für die gute Sache der gesunden Vernunft in einem weiten Kreise sehr nachtheilig geworden. Der Ausdruck Hirngefesselt ist unrichtig. Ein Gespenst als solches ist ein Erguß der Entwicklungskraft, und heißt daher ein Hirngefesselt, weil es sich gleichsam im Gehirne dessen entspringt, der es sieht oder hört.

Gesperrtes Handwerk, s. Handwerk.

Gespallderechte, eine Art Rabe-Rechte, besteht darin, ein von unserm Felde abgetrenntes und veräußertes Stück, das an einen Auswärtigen verkauft worden, zurückzufodern, damit es mit dem Samen wieder bebaut werde.

Gespräch, s. Dialog.

Gefner, Konrad von, ein berühmter Polyhistor, wurde gebo-

ren zu Zürich 1516. Nachdem er hier, zu Strasburg, Bourges und Paris studirt hatte, erhielt er in seiner Vaterstadt ein Schulamt, das ihn in großer Dürftigkeit ließ. Um dieser zu entgehen, ging er nach Basel, studirte Medicin, wurde hierauf Professor der griechischen Sprache zu Lausanne, und endlich Professor der Philosophie und praktischer Arzt in Zürich, wo er den 13. Dec. 1565 starb. Arzneikunde, Philologie, Litterairgeschichte waren die Fächer, in denen er arbeitete, und in der letzteren brach er durch seine Bibliotheca universalis, s. catalogus omnium scriptorum locupletissimus in tribus linguis, graeca, latina et hebraica extantium et non extantium vet. et recent. (Zürich 1545—48. 2 Bde. Fol.) die Bahn. Die Naturgeschichte aber erweckte er gleichsam wieder, nachdem sie seit Jahrhunderten geschlummert hatte. Ueberall schöpfte er entweder aus eigenen Beobachtungen oder aus den Schriften der Alten. Als Botaniker übertraf er alle Vor- und Mitlebenden, durchstreich fast alle Gegenden Europa's, um zu sehen und zu sammeln, legte, ungeachtet seiner beschränkten Glücksumstände, einen botanischen Garten voll seltner Pflanzen an, unterhielt einen Zeichner und Maler, und legte das erste Naturalienkabinet an. Er ist der erste Erfinder der botanischen Methode, indem er das Pflanzenreich, nach dem Charakter des Samens und der Blume, in Geschlechter, Arten und Classen ordnete. Die Arzneikräfte der Pflanzen vernachlässigte er nicht, sondern machte Versuche an sich selbst und dann an andern. Außerdem schrieb er über die Heilquellen, über die Arzneimittel, über die Natur und Verwandtschaft der Sprachen, und edirte und kommentirte mehrere alte Schriftsteller. Bei seinen großen und seltenen Verdiensten, wegen deren er ein Jahr vor seinem Tode in den Adelstand erhoben wurde, war er ein sehr bescheidener Mann, und eben so dienstfertig als lernbegierig. (S. Meisters berühmte Züricher, Bd. 1. S. 277—299.)

Gesner, Johann Matthias, dieser Humanist von ausgezeichneten kritischen, grammatischen und historischen Einsichten, wurde geboren zu Roth im Ansbach'schen den 9. April 1691, und starb den 3. August 1761 zu Göttingen. Nachdem er seine Studien in Jena vollendet hatte, wurde er 1715 Conrector und Bibliothekar zu Weimar, 1728 Rector des Gymnasiums zu Ansbach, 1730 Rector der Thomasschule zu Leipzig, 1734 Professor der Beredsamkeit an der neu errichteten Universität zu Göttingen, und erhielt 1756 den Charakter als Hofrath. Die Verbesserung des gelehrten Unterrichts und das Studium der alten Sprachen betrieb er mit eben so viel Einsicht als Eifer, und wies die Jünglinge schriftlich und mündlich an, die Alten nicht bloß um der Sprache, sondern vorzüglich um der Gedanken und Darstellung willen, zu lesen. Durch seine Ausgaben der alten Schriftsteller über den Landbau, des Quintilian, Plinius, Claudian, Horaz und Orpheus veranlaßte er eine fruchtbarere Erklärungsmethode der alten Classiker, und durch seine Primae lineae Isagoges in eruditionem universam bereitete er ein encyclopädisches Studium der Wissenschaften vor. Seine Ciceronianische und Plinianische Chrestomathie haben als nützliche Schulbücher sich mit Ehren behauptet. Ein Hauptverdienst aber um das Studium der römischen Sprache und Literatur erworb er sich durch seine neuen Ausgaben des Faberschen Thesaurus, noch mehr aber durch seinen eignen Novus linguae et eruditionis romanae Thesaurus (Leipzig 1747. 4 Bde. Fol.), worin er den ganzen Sprachschatz der Römer zusammengedrängte. (J. D. Michaelis Memoria Gesneri, Göttingen, 1761.)

Gefner (Salomon), wurde den 1. April 1750 zu Zürich geboren, wo sein Vater Buchhändler und Mitglied des großen Rathes war. Weder der häusliche, noch der ihm später auf der Stadtschule ertheilte Unterricht waren geeignet, den Geist des Knaben zu entwickeln, dessen herrliche Fähigkeiten lange Zeit hindurch schlummerten, oder vielmehr von ungeschickten Lehrern unterdrückt wurden, welche den in freien Spielen der Phantasie sich gefallenden Genius durchaus in die Fesseln eines trockenen und pedantischen Sprachstudiums zwingen wollten. Diese Mühe war vergebens; die Klagen über seine Unfähigkeit und Ungelehrigkeit wurden immer häufiger und lauter, und schon gab man die Hoffnung auf, daß je etwas aus dem Knaben werden könne, als ein heller sehender Mann die ihres Sohns wegen bestimmten Aeltern mit der Versicherung aufrichtete, daß in dem Knaben Talente verborgen seyen, die sich einst entwickeln und ihn weit über die gelobtesten seiner Mitschüler erheben würden. Man beschloß daher, ihn in eine andere Lage zu versetzen. Er wurde einem Landprediger von guten humanistischen Kenntnissen und pädagogischer Geschicklichkeit übergeben. Hier sammelte und erholte sich sein durch kränkenden und beschämenden Tadel täglich mehr erstickter Geist; er machte in der Lateinischen Sprache glückliche Fortschritte, und der Umgang mit dem Sohne seines Lehrers, der die besten Deutschen Schriftsteller las, und ihn mit Brockes Gedichten bekannt machte, die schöne Gegend, in der er lebte, und die erwachende Liebe bei der täglichen Gesellschaft der ausblühenden und wohl erzogenen Töchter des Hauses entfalteten seine natürliche Anlage zur Poesie, und erzeugten eine Menge jugendlicher Versuche, deren Hauptverdienst allerdings nur in der süßen Nahrung bestand, die sie der Phantasie ihres Urhebers gewährten. Nach zwei Jahren kehrte er zu den Seinigen zurück. Der Umgang mit Zürichs vorzüglichsten Gelehrten berichtigte und erweiterte seine Kenntnisse, und erhob seine dunkeln Gefühle zu deutlichen Begriffen. Seine Gedichte, meist erotischen Inhalts, gewannen mehr Kraft und einen festern männlichem Ton. Gefners Vater wünschte, daß einst sein Sohn die Buchhandlung, die ihm zugehörte, fortsetzen möchte, und schickte ihn 1749 nach Berlin, um sich daselbst in einer berühmten Handlung zu diesem Zwecke zu bilden; aber diese Absicht mißlang gänzlich. Er faßte einen so entschiedenen Widerwillen gegen die Geschäfte des Buchhandels, daß er seinen Prinzipal eigenmächtig verließ und sich ein eigenes Zimmer miethete. Vergebens suchte sein Vater ihn durch Vorenthaltung des nöthigen Geldes zur Rückkehr zu nöthigen. Der Jüngling dachte vielmehr darauf, sich die Mittel der Subsistenz selbst zu verschaffen, verfertigte mit anhaltendem Fleiß eine Menge Landschaften, und beschloß, da sein Freund, der Hofmaler Hempel, sie günstig beurtheilte, nach Holland zu gehn und sich von der Kunst zu nähren. Diesen Schritt verhinderten jedoch seine Aeltern, indem sie ihm erlaubten, in Berlin zu bleiben und diesen Aufenthalt nach Gefallen zu benutzen. Damals machte er Ramlers Bekanntschaft, und wagte es, demselben einige poetische Versuche vorzulegen, welche dieser zwar aller Ermunterung werth fand, aber zugleich in Ansehung des Versbaues mit so unerbittlicher Strenge beurtheilte, daß Gefner verzweifelte, je so strenge Forderungen befriedigen zu können. Er gab es auf, in Versen zu schreiben, und wählte statt derselben eine wohlgefügte harmonische Prosa. Von Berlin ging Gefner nach Hamburg, wo er mit Hagedorn eine innige Freundschaft schloß, und kehrte von da in seine Vaterstadt zurück. Das Lied eines Schweizers an sein bewaffnetes Mädchen, und sein Gemälde, die

Nacht, wovon jenes 1751, dieses aber 1753 erschien, kündigten ihn zuerst als Dichter an. Sein größeres Gedicht Daphnis, wozu Anriots Uebersetzung des Longus die Idee in ihm geweckt hatte, erschien 1754, wie die vorigen, ohne seinen Namen. Im Jahr 1756 gab er Inkel und Pariko, eine Fortsetzung der Bodmerschen Erzählung, und im nämlichen Jahre ein Bändchen Idyllen heraus. In der Folge erschien der Tod Abels, gewiß die schwächste von allen seinen Dichtungen. Im Jahre 1762 gab Gefner seine Gedichte in vier Bänden heraus, welche außer den genannten, den ersten Schiffer, einige neue Idyllen und Lieder und die beiden Schauspiele E vander und Craft enthielten. Hierauf schwieg Gefner mehrere Jahre; seine zum leidenschaftlichen Hange herangewachsene Liebhaberei für die zeichnenden Künste schien ihn ausschließlich zu beschäftigen. Erst im Jahre 1772 gab er ein zweites Bändchen Idyllen nebst den Briefen über die Landschaftsmalerei heraus. Gefners angenehme Naturdichtungen wurden zwar in Deutschland mit entschiedenem Beifall aufgenommen, aber ungleich größer war der Enthusiasmus, den sie in Frankreich erregten, wo sie durch Hubers Uebersetzung bekannt wurden. Hier galt er für einen klassischen Dichter vom ersten Range, welchen die Französischen Dichter übersehten, nachbildeten, besangen und, wie die spätern Griechen den Homer, vielfältig benutzten. Von Frankreich aus verbreitete sich sein Ruhm über ganz Europa, und es existirt wohl kaum eine nur halb kultivirte Nation in Europa, die Gefnern nicht in ihrer Sprache läse. Er hatte sich indeß verheirathet. Da er aber als Dichter gewählt, und ein liebenswürdiges, aber nicht reiches Frauenzimmer zur Gattin genommen hatte, beschloß er, um seinen Aeltern nicht lästig zu werden, die Kunst, die er bisher nur als Liebhaberei getrieben hatte, sich zum ernstlichen Geschäft zu machen. Ihr widmete er sich von nun an mit ganzer Seele, und so mußten seine Fortschritte schnell und glänzend seyn. Seine Stücke wurden theuer bezahlt, denn sie bezauberten, wie seine Gedichte, durch die anmuthigste und treueste Nachahmung der Natur, und sehr treffend charakterisiren ihn die auf ihn gedichteten Verse:

Als einst um seine Kunst

Die Muse des Gesangs und die der Zeichenkunst
Sich stritten, hieß Apoll, um ihren Streit zu
schlichten,

Ihn malen im Gesang und im Gemälde dichten.

In seinem Vaterlande wurde Gefner, als er kaum das gesetzmäßig bestimmte Alter erreicht hatte, in den täglichen Rath gewählt. Auch übertrug man ihm die Ueberaufsicht über die Hoch- und Frohnwälder des Kantons Zürich. Still und sanft floß seitdem sein Leben dahin, bis ein apoplektischer Zufall den 2. März 1787 demselben ein Ende machte. Er war 57 Jahre und einige Monate alt geworden. Man bewundert in Gefners Schriften eine unnachahmliche Zartheit und eine melodische Sprache, Tiefe und Kraft gehen ihnen ab. In der Landschaftsmalerei, die Gefner als Mann mit Ernst und Eifer übte, hat er sich Verdienste erworben, die keine Zeit schmälern wird. Seine Nadel ist leicht und kräftig, seine Prospective sind ausgesucht, wild und romantisch, besonders schön aber sind seine Bäume. Unter seine besten Werke rechnet man zwölf radirte Landschaften, die er im Jahre 1770 herausgab. Alle, die Gefner gekannt haben, beschreiben ihn als einen sanften und bescheidenen, edel denkenden und patriotischen Mann, der in seinen Sitten eben so einfach, natürlich und wahr gewesen sey, als er in seinen Wer-

fen erscheint. Einige seiner Mitbürger errichteten ihm auf einer reizenden, häufig von ihm besuchten Promenade, da wo bei Zürich die Sihl und Limmat sich vereinigen, ein von Trippel, einem jungen Künstler aus Schaffhausen (der bald nachher starb) in Rom verfertigtes Denkmal. Auf einer Erderhöhung erhebt sich in einer angemessenen Umgebung eine Urne fünfzehn bis sechzehn Fuß hoch und beim Basrelief fünf Fuß im Durchmesser. Das Fundament ist Sandstein, mit Geisblatt umrankt, der Körper desselben schwarzer Marmor aus dem Berner Oberlande, das Basrelief von weißem Carrarischen Marmor. Die Büste Gessners ist ebenfalls von diesem Marmor, so auch die Urne zu oberst. Auf der entgegengesetzten Seite des Basreliefs steht mit goldenen Verfallien die Inschrift:

Dem Andenken
S a l o m o n G e s s n e r s
von seinen Mitbürgern.

Willig verehrt die Nachwelt den Dichter, den die Musen sich geweiht haben, die Welt Unschuld und Tugend zu lehren. Tod Abels Ges. I.

Leider ward das treffliche Denkmal im Jahre 1805 von ruchlosen Händen verstümmelt und hat nur unvollkommen wieder hergestellt werden können.

Gestalt oder Figur. Eine allgemeine Eigenschaft der Körper ist, daß sie einen gewissen Raum einnehmen und sich in demselben ausdehnen. Ohne sie kann kein Körper gedacht werden; aber eben darum muß auch jeder Körper irgend eine Gestalt haben, worunter man die gegenseitige Lage und Beschaffenheit der Grenzen einer ausgedehnten Größe versteht. Die Gestalten der Körper sind unendlich mannigfaltig, und da eine vollkommene Gleichheit nie zwischen zwei Körpern Statt finden kann, so gibt es eben so viele Gestalten als Körper. Viele Körper sind so klein, daß weder das Auge noch das Gefühl eine Gestalt an ihnen wahrnimmt; dessen ungeachtet müssen sie irgend eine Gestalt haben, da sie einen Raum einnehmen, wie z. B. die Theilchen des Wassers, der Gasarten u. s. w.

Gestalt der Erde. Da man sich schon im Alterthume mit Untersuchungen über die Gestalt der Erde beschäftigte, so wird es nicht uninteressant seyn, die vornehmsten Meinungen der Alten darüber anzuführen, und die Schritte, welche auf die Entdeckung der wahren Gestalt der Erde leiteten, zu bemerken. Die erste Vorstellung, welche sich der Mensch von der Gestalt der Erde machte, war ganz der sinnlichen Wahrnehmung gemäß, nach welcher die Erde einer flachen, cirkelrunden Scheibe gleicht, auf deren äußerstem Rande das Himmelsgewölbe zu ruhen scheint. Es bedurfte indeß nur einer geringen Beobachtung, um die bei dieser Vorstellung obwaltende Täuschung wahrzunehmen. Die Griechen änderten diese Meinung zuerst ab. Sie glaubten, ihr Mittelmeer sey rings von einem flachen Länderkreis, der die bewohnte Erde ausmache, und dieser wieder vom Ocean eingeschlossen, aus welchem die Sonne unter der Weste heraufsteige und auch wieder in denselben herabsinke; der Ocean aber selbst gränze ringsherum an den Himmel, der wie ein Gewölbe die flache Erdscheibe bedecke. Diese Vorstellung finden wir bei Homer und Hesiod. Thales von Milet hatte die Meinung, daß die Erde, einem Schiffe gleich, auf dem Wasser schwimme. Wahrscheinlich dachte er sich, wie sein Schüler Anaximander, die Erde als

eine runde Kugel oder Kugel, die auf dem Wasser, welches nach ihrer Meinung rund herum an den Himmel gränzt, im Umrundung der sie umgebenden beiden Himmelstheile liege. Thales von Milet behauptet, daß Anaximander, einer der vornehmsten Philosophen des Jales, zuerst die Erde als eine Kugel vorgestellt hat und sie zum Mittelpunkte des Welt gemacht habe. Platon und Andere dagegen sagen, Anaximander habe sich die Erde als eine lange runde Kugel mit einer platten bewohnten Oberseite und mit einer platten Unterseite, die ihrer entgegen gesetzte, vorgestellt. Die Lichte der Erde dächte er sich wie zwei Teile der einen Seite und behauptete, daß diese Kugel, durch einen gleichem Abstand vom Centrum der Himmelstugel, in der Mitte derselben frei durch sich selbst stehen könne. Ein vornehmlicher Verdacht bestand also darin, daß er die Erde zum Mittelpunkte nicht von den Planeten des Himmels absonderte und dieselbe durch sich selbst frei in der Mitte der hohen Himmelstheile stehen ließ. Anaximenes, sein Schüler und Nachfolger, dachte sich die Erde wie eine runde Kugel, die vermittelst ihrer Form die untere dicke Luft der beiden Himmelstheile zusammen drückt und so von denselben getragen werde. Heraklit glaubte, daß das Wasser von einer solchen Kugel Erde nur wenig abfließen würde; da dies aber bei der Erde nicht geschehe, so müßte sie in der Mitte sein und ausgefüllt seyn, daher er sie mit einem hohlen Radre verglich. Anaxagoras, der in der höchsten Blüthe der Wissenschaft und im Alter des Anaximenes war, verachtete die flache Meinung der Erde ganz und zu seiner Zeit behauptete zuerst die Kugelform derselben und bediente sich besonders des Grundes, weil die Sonnen- und Mondstrahlen und mit dem ersten hervorstechenden Sterne gerade in die Augen fielen, zumal wenn man am Äquator steht. Nach Platon's Angabe soll Pythagoras zuerst die Kugelform der Erde behauptet haben, womit auch die Erklärung des Protagoras übereinstimmt, welcher sagt: Alexander der Große hat in seinen Vorlesungen denkwürdigen Worten versichert, daß Pythagoras schon eine tausendmal demogen Protagoras, in der Mitte der Himmelstheile, angenommen habe. Archelaus, ein Schüler des Anaxagoras, glaubte, die Erde sey in der Mitte neben dem Atlantischen Ozean, welches von einem breiten, erhabnen Bande, der die bewohnte Erde umgibt, eingeschlossen wurde, welches dann wieder mit Wasser umgeben sey. Anaxetanes von Kolophon, ein Zeitgenosse des Sokrates, glaubte, daß der Himmel nur eine über unserm Haupte gewesene Kugel sey, die rundherum an die Erde gränze; die Erde aber solle deswegen nicht, weil sich ihre Wurzeln ins Unendliche erstrecken. Sokrates war ungewiß, ob die Erde platt oder rund sey, und wünscht daher, beim Platon im Tode, daß ihm sein Lehrer Anaxagoras darüber Aufschluß gebe. Nach der Behauptung des Theophrast und Protagoras Platon war Vorwärtiger von Elen, der um die erste Olympiade lebte, der erste, welcher, wie es auch am wahrscheinlichsten ist, die Kugelform der Erde behauptete. Man glaubt, daß die Kugelform der Erde, (vielleicht schon als Kind) Platon nicht verstand, aber platt dachte, weil er sie nicht gesehen hat, sein Schüler

behauptete,
Schüler
daß die
in Kreise
einer Kugel
einer Kugel
mit breitem
ganz rund
gränzte

on soll. Plato dachte sich dieselbe als einen Würfel. Die erste histo-
rische gewisse Abmessung der Erde ist die vom Eratosthenes in Alexan-
drien 400 Jahre vor Christi Geburt unternommene. Posidonius maß
den Umlauf der Erde nach der Polhöhe von Rhodus und Alexandrien.
Aristoteles bewies schon
er Mitte des Himmels
e nach dem Mittelpun-
en sie in den Mond
est andern Horizont se-
die ändern, die Gegen-
chen zusammenzuhänge
ur ein einziges Meer
achte sich die Erde als
Brd. bewies Ptolemäus
Alexandriener Kosmas,
us der Bibel und eig-
es ein längliches Vier-
en wieder ein viereckig
nacht auf ihrer eigene
ich der Himmel, der
inaufsteige und an der
Kunde wölbe. Aus der
Aristoteles und Ptolem-
ähere Beschaffenheit
ern Zeiten aufbehalten
jen an verschiedenen.
Das Jahr 827 nach C-
nach Bagdad berufene
der Ebene Singar län-
en, und man fand ih-
ber die Länge dieses Maßes jetzt im Ungewissen. Im Jahre 1525 un-
ternahm Fernel, ein Französischer Arzt, eine Messung, die aber auf
schon unsichern Gründen beruht. Er beobachtete die Polhöhe von Pa-
ris, fuhr dann gerade nach Norden, bis er nach der Mittagshöhe ein
nen Grad weiter gekommen zu seyn glaubte, und maß den Weg nach
den Umläufen seines Wagenrades. Später gaben Clavius, Kepler,
Casati u. a. neue, aber sämtlich unzulängliche Methoden an, die
Bröge der Erde zu bestimmen. Den einzig richtigen Weg, welcher in
der Ausmessung eines an der Mittagslinie hinlaufenden Stückes der Erd-
fläche durch eine Dreiecksverbindung besteht, beschrieb zuerst der Hollän-
der Willebrord Snellius im J. 1615. Seine Linie ging von Alkmaar
nach Leiden und Bergen op Zoom. Norwood's Messung zwischen Lon-
don und York im J. 1635 kam der Wahrheit sehr nahe und fand die
Länge des Grades 57300 Toisen, dagegen Riccioli und Grimaldi sie auf
5478 Toisen bestimmten. Pierre Picard, welcher den von Snellius
vertratenen Weg zuerst mit besseren Werkzeugen betrat, unternahm im J.
1669, von der Pariser Akademie dazu beauftragt, eine Gradmessung
in Frankreich zwischen Malvoisine und Amiens, bediente sich dabei zum
ersten Male der Instrumente mit Fernröhren oder teleskopischen Diopt-
ern und bestimmte den Grad in dieser Gegend auf 57060 Toisen, welcher
Bestimmung Maupertuis noch einige Berichtigungen zusetzte. Da En-
lius und Picards Berechnungen nur 2040 Toisen verschieden waren, so
schloß schon Eisenschmidt daraus, daß die Erde ein längliches Sphä-
roid d. h. um die Pole eingedrückt und um den Aequator erhaben

fra. Doch konnte wegen der Nähe, in welcher diese beiden Grade liegen, kein hinreichendes Resultat erhalten werden. A. Ber. welcher von der Pariser Akademie im Jahre 1735 abgeordnet wurde, auf der Insel Cadamerica, die fünf Grade nördlich vom Aequator, gelegenen Insel Capenne eine Messung vorzunehmen ließ, daß keine aus Paris mitgebrachte Pendel mit 134.8 um zwei Centen zu langsam ging, so daß er geschickter war, das Pendel um 1.2 Linie zu verlangsamen, wenn es in der, er wurde das Schwingen machen sollte. Daraus schloß schon Buffon und Newton, daß der Durchmesser des Aequators länger sey, als der Durchmesser der Erde, und zwar auf folgende Weise. Wenn ein Pendel, das in Paris die Sekunde richtig geschlagen hatte, in Capenne langsamer schlug, so muß in Capenne die Schwere des Pendels durch irgend etwas vermindert worden seyn; aber Körper, deren Größe nicht verringert und an deren sonst keine Veränderung vorgenommen wird, können nur dann etwas von ihrer Schwere verlieren, wenn sie schneller umschlungen werden, wodurch die Kraft der Schwere so lange vermindert wird, als der schnellere Umkreis dauert. Da nun in Capenne, welches nahe am Aequator liegt, die Schwere der Körper gemindert wird, und dies nur von einem stärkeren Umkreise herkommen kann, so muß die Bewegung der Erde dem Aequator schneller und stärker seyn als in andern Gegenden, die von demselben wech nach Norden und Süden liegen. Die Bewegung der Erde kann aber nur alsdann weiter dem Aequator schneller als an andern Orten die Erde drehet sich viel höher als gegen Norden und Süden. Daß sie weiter dem Aequator seyn größer Kreis von Osten her dreht, der sich gleichwohl mit den Ländern, die in einem Jahr aber weit er den größten Raum, so daß mit viel größerer Beschleunigung als die kleineren Kreise umschwingen muß. Auf diese Art kam man auf die Idee, Erde dem Aequator doch, oder bei den Polen nicht so seyn muß, weil die Umkreisung bei dem Aequator drittel so als bei den Polen. Im Jahre 1735 muß Jod. Lem. durch den mit ihm Theil des Christens von Paris die unterirdische Höhle, und seine in den Jahren 1700 und 1701 diese Werke mit seinem Sohne Jakob beschleunigt. Legere muß im Jahre 1713 nach Peru und de la Roche den abendlichen Theil des Christens von Mendoza bis Lima. Weil nun hier der nordliche Kreis als der höchste angegeben wurde, so bestimmten die Königlichste Akademie die Expedition nach dem die Erde nur ein langliches Kugeloid an und setzen die Erhebung und Abflachung der unterirdischen Höhle vor. Daraus entstand ein Kreis, der nur durch die Abflachung zweier gegenüber Grade, die so hoch als Madrid, der eine am Pole, der andere am Aequator lagen, unterschieden werden konnte. In dieser Abflachung beschloß der französische Hof im Jahre 1735 eine der glänzendsten Unternehmungen. Es wurden 14 Abtheilungen zu je 10 nach als in auch am Pol und Aequator gelegenen Grade die Herren Bouguer, de la Condamine, Boussin, Jussieu und Laplace nach Lima im nördlichen Theile von Peru, Cuzco, Arequipa, Callao, Yano, de Villar und der Srdo Curuz nach La Paz geschickt. In der in La Paz gemessene Grad um ein Drittel des Grades größer als wie in Frankreich gemessen, so enthielt sich Bouguer de la Condamine für die Academie de Paris die Expedition, und diese wurde am 17. Juli 1735 als die nach Peru geschickten Abtheilungen das Resultat ihrer Arbeiten bekannt machen, vermehrte weil der der von ihnen gemessene Grad 107.3 Linien betrug, in dem Lande war,

als die in Frankreich gemessenen Grade. Spätere Messungen haben auf gleiche Resultate geführt. Man kann die Abplattung der Erde etwa auf $\frac{1}{300}$ festsetzen.

Geständniß, im Civilproceße, Erklärung eines Prozeßtheils, wodurch er die Wahrheit einer eignen Thathandlung, die seine Rechte und Verbindlichkeiten betrifft, einräumt; im Criminalproceße Einräumung des an

Einräumung des an
Civilproceß bei
Beweisbeweis
entscheiden sol
Gens bewieser
der geschlicher
Geständniß

ein Sternbild
Worte jeden
wird und der
Sie zerfallen
Planeten und Kometen, welche an sich dunkle Körper sind und von der Sonne (welche selbst zu den Fixsternen gehört) erleuchtet werden.

Gesundbrunnen heißen diejenigen Wasser, die außer mannigfaltigen mineralischen Bestandtheilen einen großen Antheil von Luft- oder Kohlensäure in ihrer Mischung enthalten. Da die Kohlensäure so wie die mineralischen Bestandtheile zu den wirksamen Mitteln in der Heilkunde gerechnet werden; da diese Bestandtheile in diesen Wässern in einer sehr unigen, durch die Kunst nicht hervorzubringenden Mischung vorhanden sind, so endlich diejenigen, die von den Gesundbrunnen Gebrauch machen wollen, in neue, angenehme Verhältnisse übergehen, so rechnen die Aerzte mit Recht die Gesundbrunnen zu ihren wirksamsten Hülfsmitteln bei der Heilung langwieriger Krankheiten. Die Verschiedenheit der Wirksamkeit der Gesundbrunnen wird vorzüglich bedingt: 1) durch die Verschiedenheit ihrer Mischung, denn es gibt Bitterwasser, eisenhaltiges, kohlensaures, laugenhaltiges, muriatisches, schwefelhaltiges, fettenartiges. 2) durch die Verschiedenheit der Temperatur der Wässer; es gibt warme und kalte. 3) durch die Verschiedenheit der Anwendung, indem sie äußerlich als Bäder, (siehe diesen Art.) oder innerlich als Getränke angewendet werden.

Gesundheit,
aller zum individuellen
richtungen. Jedes
genethümlichen Kreis
selbst zu erhalten, un
Gen waren verschiede
wendig, welche zwar
auch wieder in der ge
Organismus stehen,

werden. An diese einzelnen Organe und Systeme sind bestimmte Vereichtungen oder Functionen gebunden, die jenen Zwecken entsprechen. Je höher die Stufe des Lebens ist, auf welcher ein organisches Wesen steht, desto vollkommener muß auch seine Organisation seyn, denn eben diese ist die sichtbare Offenbarung des Lebens. Die Pflanze steht auf einer nur niedrigen Stufe desselben, ihre Organisation ist daher einfacher. Auf einer höhern Stufe steht das Thier; es hat Bewegung und Gefühl, und da die Idee des Lebens sich hier immer in höherer Entzerrung offenbart, so hat schon einen Schimmer des Psychischen;

ens. Verächtliches Geständniß ist
rdentliches nur halb und läßt dem
ß muß das Geständniß, wenn es
eben der Thatbestand des Verbre
ländniß kann kein Verbrecher mit
A.

eine Gruppe von Sternen, welche
n aber bezeichnen wir mit diesem
r bei Tage oder bei Nacht gesehen
en Bewegung des Himmels folgen
n eigenen Lichte glänzen, und in

erleuchtet werden.

erleuchtet werden.
B
richtige Konstattegehen
hen Wesens gehörigen Ver
n ist bestimmt, seinen ei
sen, während desselben sich
ir Pflanzen. Zu diesen Zwe
en seines Organismus noth
B ganze ausmachen, doch
nt dem übrigen allgemeinen
e oder Theilganze genannt

erleuchtet werden.
B
richtige Konstattegehen
hen Wesens gehörigen Ver
n ist bestimmt, seinen ei
sen, während desselben sich
ir Pflanzen. Zu diesen Zwe
en seines Organismus noth
B ganze ausmachen, doch
nt dem übrigen allgemeinen
e oder Theilganze genannt

folglich bedarf es auch schon einer zusammengesetzteren Organisation. Auf der höchsten Stufe des Lebens steht der Mensch, er besitzt nicht nur das Leben der Pflanze und des Thiers, sondern er steht auch auf einer noch höhern, ja auf der höchsten Stufe des Lebens, indem er die vernünftige Seele besitzt. Der Mensch ist weder Pflanze noch Thier, sondern er ist Geist, der eines Körpers bedarf, einer zweckmäßigen Organisation, um auf der Erde die ihm zukommende Idee des Lebens in ihrer herrlichsten Offenbarung durchzuführen. Die Organisation des Menschen ist demnach die zusammengesetzteste; die Functionen des menschlichen Organismus sind die mannigfaltigsten, die Beziehungen, und Wechselwirkungen, in denen er mit der Außenwelt d. h. mit der gesammten Natur und mit seines Gleichen steht, die vielfältigsten. Die Organe und Systeme des menschlichen Körpers, so wie die an sie gebundenen Verrichtungen sind verschieden, je nachdem die Zwecke es sind, welche sie erreichen sollen. Einige sind bestimmt, das Individuum zu erhalten, den Körper zu ernähren, die dazu tauglichen Stoffe aufzunehmen, zu verarbeiten, dem lebenden Körper anzueignen, das Untaugliche abzusondern und wieder aus dem Körper fortzuschaffen, also die Werkzeuge der Verdauung und des Athmens, Mund, Magen, Darmkanal, Einsaugungsgefäße, Herz, Adersystem, Lungen, Nieren, Harnblase, Haut u. a. m. Andere haben die Bestimmung zur Erhaltung der Gattung zu dienen, also die männlichen und weiblichen Geschlechtstheile. Ferner andere dienen dazu, den Menschen mit der ihn umgebenden Außenwelt in Wechselwirkung und Verbindung zu setzen, wie die Organe der Bewegung, die Sinneswerkzeuge das Muskel- und Nervensystem. Endlich das zu den Geistesthätigkeiten als vorzügliches Organ dienende Gehirn. Alle diese Organe sind aber so wenig ganz von einander getrennt und unabhängig, daß sie vielmehr auf das mannigfaltigste miteinander selbst wieder in Verbindung stehen, welches theils durch das Zellgewebe, theils durch Blutgefäße, einsaugende Gefäße, theils durch Nerven geschieht. So sind z. B. die Nerven die Leiter des erregenden Lebensgeistes für den ganzen Organismus, aber sie selbst bedürfen wieder der Blutzuführenden Adern, um sich zu ernähren, und immer neuen Ersatz des aufgewandten Nervensfluidums zu erhalten, und so sind die Grundfunctionen des Körpers auf vielfache Weise in einander verschlungen. Gehen nun alle diese Verrichtungen, jede nach der ihr zukommenden Zeit und Norm, leicht und ungehindert vorstatten; sind alle dazu dienende Organe in ihrer Form und Kraft unverletzt, so heißt der Mensch gesund. Man kann die Gesundheit in absolute und relative eintheilen. Absolute Gesundheit muß dem gegebenen Begriffe durchaus in allen Stücken entsprechen. Das Ganze des Körpers darf auch in seinen kleinsten Theilen nicht verletzt, keine einzige seiner Verrichtungen darf in ihrer gehörigen Norm gestört seyn. Diese absolute Gesundheit ist bei den Menschen selten, wovon die Ursachen weiter unten vorkommen werden. Insofern jedoch kleine Verletzungen einzelner Organe, unbedeutende oder kurz dauernde Störungen mancher, zur Unterhaltung des Lebens nicht unmittelbar gehöriger Verrichtungen vorkommen, wodurch die Selbsterhaltung des Organismus nicht gefährdet wird, schreibt man dem Menschen eine relative Gesundheit zu. So kann der Mensch ein Glied, z. B. einen Arm verlieren, er kann aber so geheilt werden, daß — wenigstens sogleich — sein Leben nicht dadurch in Gefahr geräth. Ob ihm also gleich absolute Gesundheit nicht zukommt, so kann er doch immer relativ gesund dabei seyn. Manche Verletzung eines Organs oder Störung einer Function kann zwar im Anfang un-

bedeutend seyn, und in der Folge doch durch ähnen Einfluß auf das Ganze gefährlich werden, und in Krankheit übergehen. Die Grenzen zwischen absoluter und relativer Gesundheit sind daher sehr schwer zu be-

stimmen. Glück immer eine gewisse Breite der und wieder zwischen relativer Gesund- it. Da bei der Unverletztheit der Or- der Verrichtungen das Gemeingefühl mittelst der allgemeinen Verbreitung per den Zustand desselben als eines en vermag, gleich einem ungerührten vesenheit aller unangenehmen Gefühle e und seines Bewußtseyns, für das Gesundheit des Menschen gelten. Das verlegte Form der Organe, und der Verrichtungen des Körpers, nach ih- und Qualität. Das Bild eines ganz gen der Mannigfaltigkeit der äußeren ummen, des Geschlechts, Lebensalters rund; äßen andeuten. Ein gesunder id Geschlecht angenießene regelmäßige ende Fehler gebaut, kein Uebel dessel- usation und des Lebensalters überwie- af es die Verrichtung eines andern n der ihm normal zukommenden Mas- r ist weder zu fett noch zu hager, die th noch blaß oder gelblich, sondern oth, mit etwas höhern, doch nicht zu . (In Rücksicht der Hautfarbe kommt und Erdreich an, wo der Mensch ropäer, und zwar mehr dem ndröbli- : Augen sind hell und lebhaft. Der t zum Eßen und in der Regel nur steu kein Drücken in der Gegend des ne Hitze, verdaut gut, hat eine leich- nur bei hinlänglichen Veranlassun- atausdünstung, einen gleichmäßigen, i leichten, gehörig tiefen und ruhigen ung zwar etwas beschleunigter und ung, bis zu dem erquickenden Ge-

fühl einer völlig genügenden Inspiration gezogen werden kann; auch kann er die Brust hinlänglich ausdehnen, und den Athem eine geraume Zeit anhalten, ohne Beschwerde. In dem gehörigen Alter fühlt er zwar das Vermögen zum Fortpflanzungsgeschäft, doch nur in dem Grade, daß der Reiz dazu von der Vernunft beherrscht werden kann. Er bewegt sich leicht, und wird nicht zu schnell müde von körperlicher An- strengung; er schläft ruhig, und fühlt nach dem Erwachen sich erquickt und neu gestärkt. Er hat den völligen und ungeführten Gebrauch sei- ner Sinne, denkt leicht und richtig, und besitzt ein heiteres und ruhi- ges Gemüth. Die Gesundheit des Menschen scheint von den meisten Gefahren bedroht zu seyn, da seine Organisation die zarteste, und zu- sammengesetzteste, den meisten Verletzungen und Störungen ausgesetzt ist, da er, vermöge seiner vielfältigen Berührungspunkte, welche er wider ihn umgebenden Außenwelt hat, auch den nachtheiligen Einwirkun- gen derselben bloß gestellt ist, da selbst durch das geistige Leben wieder

vielfältige Berührungspunkte mit seines Gleichen entstehen, und er mit den nachtheiligen und oft zerstörenden Einwirkungen der Leidenschaften und Begierden bedroht wird, da ferner seine Thätigkeit nicht bloß körperlich, sondern auch geistig ist, seine Cultur ihn für widrige Angriffe der Witterung u. s. w. viel empfindlicher macht, und endlich überhaupt durch dieß alles seine Consumtion um vieles schneller vor sich geht, als bei den Thieren. Allein in der Natur des Menschen selbst liegen auch wieder mehrere Schutz- und Hülfsmittel, welche ihm zu der Behauptung seiner Gesundheit zu Statten kommen. Seine körperliche Organisation und Structur ist zugleich härter und weicher, nachgiebiger, den erregenden und belebenden Einflüssen zugänglicher; die Mannigfaltigkeit der Organisation und der Berührungspunkte mit der Außenwelt bietet auch den heilsamen Einwirkungen mehr Seiten dar, welche den nachtheiligen das Gleichgewicht setzen. Der Organismus kann niemals von allen Seiten zugleich angegriffen werden, sondern da seine Theilganzen oder Organe miteinander im Gegensatze stehen, mittelst dessen sie sich untereinander das Gleichgewicht halten, so ist dasjenige, was die eine Function herabsetzt, für die andere ein Erregungsmittel, wodurch folglich beide eine Zeitlang im Gleichgewicht gegen einander bleiben, bis, nach dem im Organismus herrschenden Gesetze der Gewöhnung, der nachtheilige Eindruck durch Gewohnheit geschwächt wird, oder die Einwirkung von außen nachläßt, und demnach die Functionen beiderseits auf ihren Normalgrad zurückkehren. So sehen wir z. B. bei der schlimmsten und schnell veränderten Witterung dennoch viele Menschen ihre Gesundheit behaupten, denn diejenige Einwirkung der Atmosphäre, welche vielleicht die Ausdünstung der Haut vermindert, vermehrt die Absonderung des Urins u. s. w. Endlich macht ihn das Geistige selbst vieler angenehmen erregenden Einwirkungen fähig; Vernunft und Verstand lehren ihn, seine Leidenschaften und Begierden mäßigen, äußere widrige Eindrücke abwenden, oder unschädlich machen, und überhaupt gegen viele Feinde seiner Gesundheit sich schützen. Wenn dessen ungeachtet die Erfahrung lehrt, daß die Gesundheit der meisten, wenigstens der im Culturzustande lebenden Menschen so oft gestört wird, und so wenige derselben das ihnen von der Natur bestimmte Lebensziel erreichen, so ist dieß eine natürliche Folge von der Vernachlässigung oder Vereitelung der erwähnten Schutzmittel ihrer Gesundheit, und der oft sogar noch erhöhten Einwirkung jener Veranlassungen zu Störungen derselben. Beide Fälle werden durch falsche Cultur, durch Luxus, Sucht nach Vergnügungen, Mangel an Herrschaft der Vernunft, oft auch durch die eiserne Nothwendigkeit u. s. w. herbeigeführt. Je mehr die Menschen die ihrer Gesundheit drohenden Gefahren einsahen, desto mehr suchten sie neue Schutzmittel ausfindig zu machen. Frühzeitig schon entstand hieraus die Gesundheitserhaltungskunde, welche mancherlei Schicksale gehabt, und sich jedesmal nach der herrschenden Mode in der Medicin gebildet hat. Manche glaubten, die Kunst die Gesundheit zu erhalten, bestehe im Gebrauch von Lebenselixiren oder von gewissen Präservativmitteln, z. B. Aderlassen, Brechen, Laxiren u. d. m., andere wollten durch Abhärtungen des Körpers, andere durch Wein und andere Reizmittel, andere wieder durch andere Mittel diesen Endzweck erhalten. Während dessen versäumte man die in der Nähe, d. h. in der menschlichen Natur selbst liegenden Hülfsmittel, die Gesundheit zu erhalten. Erst in der neuern Zeit sind mehrere gelungene Versuche, diese Kunst auf der Natur gemäße Principien zurückzuführen, gemacht worden, unter denen das vortreffliche Hufeland'sche Werk sich vorzüg-

lich durch Richtigkeit seiner Principien, leicht faßlichen und unwiderstehlich anziehenden Vortrag, und durch zweckmäßiges Herausheben des wohlthätigen Einflusses der Moralität auf die Erhaltung der Gesundheit auszeichnet. Die einzig wahre Art, die Gesundheit unverfehrt zu erhalten, besteht in einer vernünftigen, nach jenen Eigenthümlichkeiten der menschlichen Natur eingerichteten Lebensweise, und kannfüglich auf folgende Punkte concentrirt werden: die Lebensthätigkeit auf dem Grade zu erhalten, daß die Verzehrung der organischen Masse und der Kräfte nicht übermäßig befördert werde; daß der Wiederersatz des Verlorenen hinlänglich Statt finde; daß endlich die Organisation in gehörigem Stand erhalten werde, die zum Wiederersatz gehörigen Stoffe von außen aufzunehmen, zu verarbeiten, sich anzueignen, alle Functionen gehörig und zur gehörigen Zeit zu verrichten, den äußern schädlichen Einwirkungen zu widerstehen. Alles was hiezu förderlich ist, gehört zu den Freunden der Gesundheit, davon z. B. die vornehmsten sind, Ordnung in der Arbeit, Mäßigkeit in allen sinnlichen Genüssen, besonders im Essen, Trinken und der physischen Liebe, hinlänglicher Schlaf, gesunde Nahrung und reine Luft, Beherrschung der Leidenschaften und eine ruhige, heitere Gemüthsstimmung, Übung der körperlichen Kräfte und Abhärtung des Körpers gegen widrige Eindrücke der Witterung u. s. w. Alles was das Gegentheil hievon hervorbringen kann, ist der Gesundheit Feind und strebt dahin, in kürzerer oder längerer Zeit, heimlich oder offenbar, sie zu zerstören. H.

Getraide (Oekonomie) im engern Sinne des Wortes werden alle diejenigen halmtragenden Grasarten genannt, welche die Menschen wegen ihrer größern, mehltreichern, zur Speise dienlichen und nahrhaften Saamenkörner anbauen; im weitläufigern Sinne aber, die sämtlichen Gräser und Pflanzen, welche hauptsächlich wegen ihrer nahrhaften Körner angebauet werden. Da aber die erstern eine ausgezeichnete Natur haben, worin sie unter einander mehr, als mit den übrigen übereinstimmen, so kommt auch ihnen nur eigentlich die Benennung Getraide zu, und alle die letztern Kornfrüchte sollten, ökonomisch betrachtet, der Deutlichkeit wegen Korn oder Körner genannt werden. Das Wort Korn oder das gleichbedeutende in andern Sprachen wird zwar oft provinziell der Art Getraide, welche die allgemeinste Nahrung daselbst ausmacht, ausschließlich beigelegt; z. B. in Deutschland dem Roggen, in Frankreich dem Weizen, in Franken dem Spelz, in Nordamerika dem Mais; aber es ist unrichtig und gibt zu Mißverständnissen im Allgemeinen Anlaß. Die Benennung Cerealien hat das Getraide von Ceres erhalten, die den Menschen dieselben Kenntniss gelehrt oder geschenkt haben soll. Daß die verschiedenen Getraidearten irgendwo auf dem Erdboden wild wachsen, ist zwar gewiß, z. B. der Hafer und die Gerste in Deutschland zc., aber sie haben, wie unsere Hausthiere, in ihrem wilden Zustande nicht die Vollkommenheit unserer angebauten. Sie scheinen alle ursprünglich und in den wärmern Climates in Asien, Afrika und Amerika einjährig zu seyn, und es sind nur einige durch den Anbau an Durchwinterung gewöhnt, weil die Sommerzeit bei uns zur Reifung nicht zureichte. Mit den meisten Gräsern haben sie die Bestandung und Bestockung aus ihren untern Wurzelknoten gemein, indem sie daraus neue Sprossen und Halme treiben. Ihre faserigen Wurzeln verbreiten sie größtentheils in der Oberfläche des Bodens und verschließen diese gleichsam durch das dicke Gewebe derselben, indessen der kleinere Theil auch beträchtlich in die Tiefe geht, wenn er Lockerheit und Nahrungstoff daselbst findet.

Alle Getraidearten haben gleichartige nährenden Bestandtheile, die aber in ihrer Menge und gewissermaßen auch in ihrer Verbindung bei den verschiedenen Arten verschieden sind. Diese Bestandtheile bestehen in a) Kleber oder Gluten, welcher das kräftigste Nahrungsmittel für den thierischen Körper ausmacht. b) Stärkemehl, das zwar dem Kleber nachsteht, aber doch noch sehr nährend ist, und die Verdaulichkeit des Klebers zu befördern scheint. c) Eine säße schleimige Materie, in geringer Menge, aber sie kommt dem Stärkemehl an Nahrungskraft bei, und macht das Getraide zur wein- und eßigartigen Gährung fähiger. d) die Hülsen, welche aus Faserstoff bestehen und etwas verdauliche aromatische Materie enthalten. e) Die Feuchtigkeit, welche auch in dem trockensten Getraide vorhanden ist, vermehrt zwar das Gewicht der Masse, aber vermindert doch das specifische Gewicht, gibt keine Nahrung, befördert bei dem aufbewahrten Getraide das Verderben, wenn es nicht möglichst trocken gehalten wird, und dient bloß nach der Einfaat die erste Entwicklung des Keims zu reizen. Altes, gut aufbewahrt gewesenes Getraide ist für den Käufer und zur Saat besser als das neue oder frische.

X.

Getraidehandel ist dasjenige Nahrungsgeschäft, wodurch sowohl der Erbauer des Getraides seinen Ueberfluß davon andern überläßt, als auch der Nichterbauer von erstem Getraide einkauft und es wiederum an andere verkauft, weil er bei dieser Waare, die unter allen Waaren das erste, anhaltendste und dringendste Bedürfniß befriedigt, immer einen sichern Absatz hoffen kann. Und dennoch ist kein Nahrungsgeschäft so oft und so vielfältig gestört und nach verkehrteren Grundsätzen betreiben worden und wird noch gestört und betrieben, als der Getraidehandel. Man glaubte, das Getraide sey unter allen Handelswaaren die einzige, welcher die Natur einen unveränderlichen mehr geringen als mäßigen Preis gleichsam aufgeprägt hätte, ohne zu bedenken, daß der Preis aller Dinge, und so auch der des Getraides durch die Nachfragesverhältnisse wenigstens wenig Statt finde, die Getraidepreise in einem Lande in Menge von oder aus andern Umländerung desselben erschwert und man anders vorbeugen; Getraidehandels. der unentbehrlichsten zeugt oder gewonnen der größte Wohlstand vorwärts überall eines Landes diesen Lung des Getraidehandels. Ueberall aber zeigte verschwand, wie z. in England seit 17 nem hinlänglichen u durch Einschränkung und Vorschriften niedrig erhalten ward: dagegen nahm der Mangel jährlich zu. Ueberall bewies die Erfahrung, was die allgemeinen Grundsätze im Voraus erwarten lassen, daß nur ein freies Verkehren den Landmann zur sorgfältigen und fleißigen Landesob-

tur, zur fortwährenden Erweiterung und Vervollkommenung der Landwirthschaft in allen ihren Zweigen; so wie dem Getraidehändler zu dem, allen Volksclassen im Ganzen so wohlthätigen, Zwischenhandel ermuntert und gebüßig in Stand setzt, wodurch der Absatz des Producenten gleichmäßig befördert und die Versorgung des Landes in Zeiten des Mangels am besten gesichert wird. Dies war der Fall in Frankreich

Silly und noch in den ersten Jahren unter er die Getraideausfuhr verbot; in England ist bis zur Abweichung von derselben, und in s Tagen. So beweist die Geschichte des Getraides, daß bei einer Hungersnoth oder bei Eikrung des freien Getraidehandels durch e den erwünschten Ueberfluß herbeiführt; , wo zum auswärtigen Absatz mit angebauet , nahm der Vorrath immer mehr zu, und wenn auch eine schlechte Erndte wie einmal, i die hinreichende Versorgung des Volks mit f die fruchte Achsel zuvermuthen und ohne Ausn, wenn dessen Anwendung auch immer die Range, wie für einzelne Volksclassen hervorubte, es sey schon alles erreicht, wenn man en Land untersuche und anzeige; b) die besonders die Getraidehändler nöthige, die Auslande zusammenzukaufen Vorräthe zuerst driagem Preise zu verkaufen; c) man verbot so lange aufs strengste und festste Brennmaschinen

gegen Mangel gesichert (son würde, was aber freilich nicht erfolgte; d) man befahl dem Erbauer des Getraides und dem Getraidehändler in jedem Bezirke an den bestimmten Tagen Getraide auf die Märkte zum Verkauf zu bringen, und doch gesten sich weder Wohlthätigkeit noch Ueberfluß; e) man begünstigte auf alle Weise die Einfuhr aus der Fremde; und f) ließen die Regierungen selbst im Auslande Getraide aufkaufen, einführen und verkaufen es bisweilen unter dem Einkaufspreise, wodurch zwar in Etwas aber nie im Ganzen geholfen und einer ähnlichen Noth für die Zukunft vorbeugt ward, welches doch bei dem Getraidehandel der Hauptzweck sein muß. Was nun vollends die Maßregeln a—d anbelangt, so sind dieselben aa) äußerst ungerecht, weil sie die Grundbedingung jedes gesellschaftlichen Vertrages, die Sicherheit des Eigenthums aller Volksclassen überhaupt und aller Individuen insbesondere, zerstören. Bei einer allgemeinen Noth, wie die Precurung des Getraides ist, hat zwar der Staat, wie sogleich hinzusetzen und als allgemein gültig angenommen wird, das Recht, den Gebrauch des Eigenthums der Privatleute einzuschränken, und die Forderungen einzelner dem Wohl des Ganzen aufzuopfern, um den größern Theil zu retten; aber der größere Theil in jedem Staate zu Getraidemangels bei Freizu kommt noch Maßregeln nirgends bei hat, weil man i sich überzeugt hatte mittelst sie immer ii Jene Maßregeln in seit Jahrhunderten die Zufriedenheit des n nicht erfolgen. abedürfnissen jene traide, angewend ad der Erndtung n andern Lebensvergesellschaft hatte. und bb) nach den obll.g unrichtig,

schädlich und zweckwidrig. Sie benehmen und bewirken vielmehr das Gegentheil und fördern die Ursache selbst herbei, indem man die Erzeugung zu heben glaubt. Mangel und Theuerung kann man im Pflanzen nur durch Sichertheit des Eigenthums, freien Handel, und fortschreitende Erweiterung der Landwirtschaft verhüten. Die beim Getraidehandel in dieser Rücksicht anzuwendenden lehrreichen Grundsätze, nach welchen man dabei überall verfahren muß, sind folgende unserer, aus der Erfahrung entspringenden, Uebersetzung nachstehende: 1) Der Erbauer des Getraides betreibt und verbeißert keine Culturen nur in dem Maße mit Fleiß und Nachdenken, wenn er ungehindert und frei den vortheilhaftesten Nutzen suchen und machen kann; der Zwischenhändler hingegen sammelt nur Vorräthe, wo er sie findet, bei völliger Freiheit und Sicherheit seines Verkehrs. Allein beide schranken wegen ihre Uebersicht ein, oder geben es auf, wenn Parthei und der Gebrauch ihrer Eigenthums beschränkt wird. 2) Das Aufkaufen und Committiren großer Vorräthe ist bei dem Getraide, wie bei allen andern Sachen, äußerst nützlich; denn es sichert dem Erbauer und dem Verkäufer nützliche Preise, hält den Ueberschuß besser zusammen, und kann auch kein Monopol veranlassen, wo das Aufkaufen Jedem gestattet wird. 3) Gefessene Verordnungen und Warnungen, wodurch man bei einem Mangel den Handel das Uebel zu mildern sucht, vergrößern die Noth, und damit auch die Theuerung. 4) Eine Untersuchung und Berechnung des Vorraths in einem Lande, und die Festimmung der Handelsfreiheit nach dem Maße desselben, ist eben so unendlich und schädlich, als die Versorgung eines Landes mit dem erforderlichen Lebensunterhalte durch die Regierung selbst. 5) Nur bei einem freien Privathandel verwendet Jeder hinreichend Feld und Fleiß auf die Erzeugung des Getraides, und es bildet sich dadurch vorzüglich eine billige Anzahl von Zwischenhändlern, durch die ein Land am besten versorgt wird. Dies ist bei allen andern Lebensbedürfnissen und besonders beim Holze jeder Art der Fall. 6) Bei dem so sehr zerstreut unter einander liegenden in einander angrenzenden großen und kleinen Staaten des nordlichen Landes sind die Auswanderer noch schädlicher und wirken gewöhnlich zugleich mit als Verbote der Emigration. Schon bei Inseln, die von Wasser umgeben sind, können sie bei der größten Wachsamkeit und Strenge, wie z. B. in England nicht gehandhabt werden, geschweige denn auf dem festen Lande. Hier verschlimmern sie noch außerdem die Moralität und erwecken den Trieb zu dem gefährlichsten Schleichhandel. 7) Niedrige Preise der Lebensmittel sind keine Wohlthat, vielmehr schädlich und am Freie. Sie veranlassen Mangel an Nahrungsmitteln, woraus endlich Noth machen das Uebel immer größer, und dazu sucht. Nur Wohltheure sind ein und Landgewerbe. 8) Am sichersten Theuerung geschützt, wenn bei der die Erweiterung und Vervollkommen zureichenden Wohlstande und der Freiheit. Das letztere aber ist es was man das erstere zur Regel ansetzt die Landwirtschaft die sichere Grund Nahrungsmittel selbst man dem and Manufakturieren, Fabriken und Handel den vortheilhaftesten Abzug und einen sichern Ertrag des fortschreitenden

größern Aufwandes an Geld und Kräften bei der steten Erweiterung und Verbesserung. Der Wohlstand, den der städtische Kunstfleiß aus seinem vortheilhaften auswärtigen Handel ziehen kann, belebt aufs neue das Bestreben des Landwirths, die Wünsche des Wohlhabenden nach bessern Genüssen zu befriedigen. Dadurch wird der städtische Reichthum zum Theil wieder aufs Land gezogen; er erhält die Produkte in vortheilhaften Preisen und belebt das verbesserte Cultursystem fortwährend.

X.

Getränke, sind diejenigen Stoffe, die der Mensch in flüssiger Form in seinen Körper aufnimmt, und die dazu dienen sollen, einem schicklichen Ersatz der dem Körper immer verloren gehenden Feuchtigkeiten zu gewähren, oder durch einen leichten Reiz die Thätigkeiten des Körpers zu erhöhen; mehrere Getränke enthalten auch nährnde Stoffe in sich. Das vorzüglichste, der Natur angemessenste Getränk ist Wasser; außerdem wird der größte Theil des Getränks aus Pflanzentheilen und zwar meistens aus denen, die die höchste Ausbildung der Pflanzen zeigen, aus Samen nämlich oder aus ihren Umgebungen gezogen. Diese Art des Getränks enthält entweder als vorzüglichsten Antheil Weingeist, der in der weinigen Gährung entsteht, wie der Wein, der Brantwein, das Bier, das aber mehr oder weniger nährnden Stoff in sich enthält; oder aromatische Bestandtheile, wie der Kaffee, der Thee. Auch das Thierreich gewährt uns ein Getränk, die Milch. Die flüssigen Arzneyen unterscheiden sich dadurch von den Getränken, daß sie stärker auf den menschlichen Körper einwirken, als die Getränke, so lange diese den diätetischen Vorschriften gemäß der Mensch zu sich nimmt.

Geusen, Gueux, Bettler. Dieser Name wurde zu Philipp II. fast des bludürstigen Herzogs von Alba, überhaupt allen Mißvergünsteten in den -1564, nämlich sendete Philipp 9 Tridentinischen Decrete in die Niederatholiken und Protestanten in die furchtschritt zur Abfassung des sogenannten e, er werde sich vor die neuen Inquisitiner feierlichen Prozession überreichte er alterin Margaretha, damit sie zu der gelange. Statt auf diesen kraftvollen tan den Bittenden bloß mit Verachtung; hegubern Geusen. Eben so nannte die Ausgewanderten, die sich auf das Meer n die Spanier ausgerüstet hatten, Wa f den schmähenden Namen auf glänzende

Geierterschein, ist der Stand zweier Planeten im Thierkreise, wenn sie 90 Grad von einander entfernt sind.

Gewährleistung, ist die von dem Verkäufer einer Sache übernommene Verbindlichkeit, den Käufer gegen alle rechtliche Ansprüche zu schützen und schadlos zu halten. Gewähradministration ist ein besonderer Verwaltungsvertrag, vermöge dessen der Verwalter eines Amtes oder Kammergutes die vorher in Anschlag gebrachten jährlichen Einkünfte desselben gewiß liefern und das etwa Fehlende aus seinem Mittel ergänzen muß, bei höherer Nutzung aber einen gewissen Antheil davon für sich erhält.

Gewand, nennt man alle Bekleidung, Drapperie, an Figuren, welche die bildende Kunst darstellt. Es gehört zu den schwersten Aufgaben der Kunst, ein kunstmäßig schönes Gewand anzuordnen, und nur wenige Künstler haben sie glücklich gelöst. Plastik und Malerei haben indeß jede hier ein anderes Bedürfniß, und so muß sich auch der Stil eines schönen Gewandes in beiden auf verschiedene Weise ausbilden. In der Plastik sind die sogenannten nassen Gewänder, welche sich so an die Formen des Körpers anschließen, daß sie diese und die Bewegungen des Nackenden durchscheinen lassen, von großem Nutzen. Diesen sind die weiten, faltigen und fliegenden Gewänder entgegengesetzt. Die Griechischen Künstler, von der Schönheit des Nackenden vorzüglich eingenommen, bekleideten ihre Figuren meist mit nassen Gewändern. Zu den Zeiten, da die Griechen und Römer von der ursprünglichen Einfachheit abgewichen waren, wurden dünne und dabei faltenreiche Gewänder die beliebtesten. Die Falten an nassen Gewändern sind natürlich eng und klein; bei der andern Art zeigt sich, wie große Schönheiten die Plastik durch reiche Bekleidung erreichen könne. Welche Art nun aber ein Künstler auch wähle, so muß alles so angeordnet werden, wie Bedeutung und Geschmack es erfordern. Die Falten dürfen keine spitzen Licht- und Schattenwinkel machen, weil diese scharfen Durchschnitte das Auge beleidigen, den fleischigen Formen das Sanfte benehmen, und übel zusammenstimmende Theile bilden. Sind sich die Falten alle gleich, so entsteht Steifheit. An den edelsten Statuen und Basreliefs aus der schönsten Zeit der Griechen sieht man beide Arten von Gewand auf mannigfaltige Weise zur höchsten Schönheit ausgebildet. Wie die Maler verfahren, wissen wir nicht genau genug. Bei den ältern Malern der neuern Zeit findet man schon seit Giotto eine gute und richtige Grundlage dazu; aber erst Michelangelo und Rafael haben es zu der Größe und Schönheit ausgebildet, die der Idealkunst der Malerei erfordert. Besonders hat es durch Rafael die Grazie erhalten, die es gleichsam an dem Leben der Gestalt, an der Anmuth ihrer Bewegungen Antheil nehmen lassen, und wodurch es fähig wird, nicht nur die Schönheiten, die es verhüllet, zu ersetzen, sondern auch durch eigenthümliche Schönheiten und Reize die Lust der Betrachtung zu erhöhen. Der Wurf des Gewands muß in der Anlage schon durch die Idee des Künstlers bestimmt seyn; aber die Wahrheit und Schönheit der Faltchen und Falten lassen sich nur dem, durch die Absicht und den Geschmack des Künstlers geleiteten, Zufall ansehn. Deshalb muß der Künstler bei der Ausführung seine Gewänder durchaus über den Gliedermann werfen. Die neueste französische Schule bedient sich hiezu eines sehr kostspieligen Apparats, nicht nur lebensgroßer, sehr künstlich gearbeiteter Gliederpuppen mit Masken und Peruquen, sondern auch kostbarer Gewänder aller Art in mancherlei Stoffen, die eine ganze Theater-Garderobe ausmachen. Es wäre schlimm, wenn es überall eines so kostbaren Apparats bedürfte, der freilich, wo er ist, gute Dienste leisten mag. Fliegende Gewänder müssen ganz aus der Idee gemacht werden. Gelegenheiten sie zu studiren, findet der Künstler bei windigem Wetter; an stürmischen Tagen kann er das Fliegen, Flattern und Bauschen der Gewänder beobachten. Hat er nun aber den Wurf des Gewandes der Wahrheit und Schönheit gemäß angeordnet, so bleibt ihm noch eine besondere Rücksicht auf das Kolorit übrig. Viele Falten bringen ganz sicher eine unruhige Wirkung hervor, wenn der Künstler nicht, die Regel von den Massen beobachtend, in den beleuchteten Partien der Gewänder alle Kleinere

Falten, mit wenig merklicher Abweichung von dem Mittelton der Lothfarbe, heller und dunkler gleichsam nur andeutet, so daß die Ruhe dadurch nicht unterbrochen werden kann. Durch Mannigfaltigkeit der Vertiefungen, Brüche und Widerscheine werden die dunkeln Massen belebt, und in solcher Hinsicht gewähren dergleichen dünne, faltenreiche Gewänder unlängbare Vortheile. Manche der vorzüglichsten neueren Meister drappiren, um ungehörte Lichtmassen zu erhalten, mit starken Zeichen, weil sie sich in Nachahmung derselben mehr an die Wirklichkeit halten konnten, ohne Gefahr, jene Regel zu verletzen, allein in den Schattenpartien war es dann nicht zu vermeiden, daß diese wenig Massen bildeten. ad.

Anstalt, worin Gewehre aus Eisen ist immer eine Classe der Arbeiter der Eisen aber durch Hämmer, welche schmiedet wird. In einigen werden andern nur Feuergewehre, in wenigen die bekanntesten sind zu Suhl in der en in der Grafschaft Mark, zu Man hat fast jeder Landesherr, der eine eigne Gewehrfabrik, z. B. der Kdo nicht allein Klingen, Bajonette und und Feuergewehre verfertigt werden. und Bajonette arbeiten die Klingen- schmiedeten Klingen härten, und diese lche sie auf der großen, vom Wasser und poliren. Zu den Feuergewehren f einem eigenen Hammerwerk unter schlagen, die Platten verwandelt der dann auf der Bohrmühle ausgebohrt werden. Die Mähre zu Committige- der sie mit der Schlichtfeile polirt, Hasen und Nichtkorn aufseht. Der des Schlosses bis zum Härten und er verfertigt den Beschlag, der Schäf- irt den Namen des Landesherrn auf alle diese Theile zusammen. Die Eur-

raße werden unter dem Presshammer schon aus dem Groben gearbeitet, hierauf dem Eurasschmied übergeben, der sie weiter ausbildet, worauf Schleifer und Polirer die letzte Hand daran legen.

Gewerbe heißt a) jedes in der Absicht, dadurch Unterhalt zu gewinnen, betriebene Geschäft. Alle Gewerbe lassen sich daher sehr natürlich unter folgende Abtheilungen bringen: 1) Landwirtschaft. Pflanzenbau, Viehzucht, Jaad und Fischerei. 2) Bergbau. Gewinnung und Verarbeitung der Mineralien. 3) Handwerke. 4) Handlung. 5) Künste aller Art. 6) Wissenschaften aller Art. 7) Privatbedienungen. Gesinde, Knechte und Mägde. 8) Öffentliche Bedienungen. Minister, Heerführer, Richter, Lehrer u. s. w. b) Bezeichnet man dadurch oft, aber ganz fälschlich, nur die eine Art von Gewerbe, nämlich die Handwerke, und spricht alsdann von Gewerbrecht und Gewerbsamkeit, welches letztere Wort aber nur einen grammatischen Sinn hat. c) Endlich ist Gewerbe auch gleichbedeutend mit Gewinde. Der Metallarbeiter versteht darunter die Vereinigung einer Thüre oder eines Deckels mit dem größern Theile einer Sache, so daß die Thüre oder der Deckel zwar gesch-

net, aber nicht von dem Haupttheile einer Sache getrennt werden kann. So das insbesondere eine Dose zwischen dem Deckel, und Hauptdeckel ein Gewerbe oder Gewinde, und diese Verbindung führt insbesondere diesen Namen. Im weitern Verstande hat auch wohl eine Harpe nebst dem dazu gehörigen Haken, z. B. an einem Fensterflügel, den Namen Gewerbe.

Gewichte. Das Gewicht ist ein Körper von bestimmter Schwere, womit die Schwere anderer Körper geprüft wird, so daß das Gewicht und die Sache, welche man wiegt, vom gleicher Schwere sind. Gewöhnlich ist auf jedem Gewichte seine Schwere durch Zahlen ausgedrückt und angedeutet. Die Gewichte müssen in jedem Staate unter der Aufsicht der Polizei stehen, welche dieselben genau richtet, verfertigen läßt und steuert. Kein anderes darf alsdann gebraucht werden. Man hat in vielen Ländern wegen Verschiedenheit der Gewerbe, wiewohl ohne Noth, mancherlei Gewichte eingeführt, z. B. 1) bei Berg- und Hüttenwerken gebraucht man das gemeine große Leinwandgewicht, wonach die Mineralien eingekauft, die Mineralien und Erze gewogen werden; das Probirgewicht, das Stränggewicht, das Markgewicht, und zu den Münzen das Pfenniggewicht oder den Reichspfennig. 2) Im gemeinen Leben wiegt man mit Gewichten nach Leinwand, Pfunden, Lothen und Quenteln. 3) In noch überdies zu dem Ten, das Gold-, Silber-, Kupfer- und Eisen- (Wage- oder Schlichter) Gewicht. Die Gewichte sind zum Theil von Stein, und diese sind wegen ihrer leichten Abnutzung die schlechtesten, insgemein aber von Metall, und im letztern Fall am besten von Messing, weil die Bleierne sich leicht abkloffen und die eisernen nach und nach durch den Rost leichter werden.

Gewiß und Gewißheit sind vom Wissen benannt, indem das durch der dem Wissen, als einer besondern Art des Wahrhaltens, eigenthümliche Grad der Ueberzeugung (die Evidenz des Wissens) angedeutet werden soll. Wer nämlich etwas zu wissen behauptet, hat sich dadurch eine Erkenntniß bei, an deren Wahrheit weder er selbst zweifelt, noch Andere zweifeln sollen, also eine durchaus wahre und allgemeingültige Erkenntniß. Daher werden auch die Ausdrücke wahr und gewiß, Wahrheit und Gewißheit, oft mit einander verbunden.

Wahrheit ist durchgängig nicht guttut, ohne sie doch hoch zu verwerfen, erklärt man sie bloß für sich für ungewiß. Denn da die bloße Ueberzeugung der Möglichkeit des Scheiterns ist, der etwas nur für wahrscheinlich Sache sich so verhalte, wie er sich dieselben auch denken, welche die Gewißheit der Ueberzeugung (die Evidenz), daß man sie, mithin entweder gar nicht urtheilen, er für wahrscheinliche Meinungen ausgehen unentschieden sich eben dadurch vom Wahrscheinlichen, mithin auch für ungewiß, mithin auch für gewiß ausbildet. Die Erkenntniß überhaupt der Gewißheit faßt nicht beantwortet werden, da ihre Wahrheit Untersuchung über das menschliche Erkennen und Schranken voraussetzt. (Vergl. und Begriffe des menschlichen Ver-

stes.) So viel aber ist doch einleuchtend, daß der gesunde Menschenverstand und das unverdorbnе sittliche Gefühl gewisse Erkenntnisse als unbezweifelbare, mithin völlig gewisse Wahrheiten anerkennt. So wird kein Vernünftiger daran zweifeln, daß zwei Mal zwei vier ist, daß die Sonne die Erde erleuchtet, daß Morden, Rauben, Lügen u. s. w. un-erlaubte Handlungen sind, und daß der Mensch eine höhere Bestimmung hat, als bloß hier auf der Erde gleich Pflanzen und Thieren sich zu ernähren und fortzupflanzen. Wir bemerken also nur noch den Unterschied zwischen der unmittelbaren und mittelbaren Gewißheit. Diese entsteht durch Beweise, in welchen ein Satz die Giltigkeit des andern vermittelt. Jene hingegen ruht auf und in sich selbst, und ist daher auch die Grundlage der mittelbaren Gewißheit. Denn wenn es gar nichts unmittelbar Gewisses gäbe, so würden alle Beweise ins Unendliche fortlaufen oder keinen Anfangspunkt haben, mithin gleichsam haltunglos in der Luft schweben. D.

Gewissen, das; ist das Vermögen des Menschen, über das Verhältnis seiner Handlungen und seines sittlichen Zustandes zu dem Sittengesetze (welches der religiöse Mensch als Gottes Gesetz betrachtet) zu urtheilen. Vor dem Handeln äußert es sich durch Warnung und Ermunterung, nach dem Handeln durch Beifall und Tadel, und hierauf gründet sich die Unterscheidung zwischen dem vorhergehenden und dem nachfolgenden Gewissen. Auch unterscheidet man ein schlafendes, wachendes und erwecktes Gewissen, je nachdem die Beurtheilung der Handlungen nach ihrem Verhältnisse zu dem Gesetze entweder ganz unterlassen wird, oder anfängt, oder stets und ununterbrochen fort dauert. Dem, der seine Handlungen mit möglichster Sorgfalt und Genauigkeit nach ihrem Verhältnisse zu dem Gesetze beurtheilt, und daher streng gegen sich selbst ist, wird ein enges Gewissen oder Gewissenhaftigkeit, dem hingegen, der es mit dieser Beurtheilung nicht genau nimmt, und manches, was das Gesetz verbietet, leichtsinnig sich erlaubt, wird ein weites Gewissen zugeschrieben. Oft braucht man das Wort Gewissen auch von dem den Menschen begleitenden Bewußtseyn erfüllter oder verletzter Pflicht, und in diesem Sinne wird das Wort genommen, wenn man von einem guten und einem bösen Gewissen redet. Das gute Gewissen wirkt Seelenwohl, Freudigkeit des Herzens, und im Unglück Hoffnung und Muth; das böse Gewissen wirkt Unruhe und Vorwürfe (welche Gewissensbisse genannt werden, wenn sie mit peinlichen Schmerzen verknüpft sind), und wird zu der Zeit des Unglücks oft der Grund der Verzagtheit und der Verzweiflung. Das Gewissen und die Wirkungen desselben sind der sicherste Beweis von der sittlichen Bestimmung des Menschen. N.

Gewissensfall, ein; ist ein solcher Fall, über welchen das Gewissen nicht mit Bestimmtheit und Klarheit entscheidet, so daß es zweifelhaft bleibt, was recht und was unrecht sey, und man thun oder lassen soll. Hat die Schwierigkeit der Entscheidung ihren Grund in der Collision der Pflichten, so wird der Gewissensfall Collisionssfall genannt. Der Theil der Moral, welche sich mit den Untersuchungen über die Collisionssfälle beschäftigt, heißt Casuistik.

Gewissensfreiheit und **Gewissenszwang**. Die Gewissensfreiheit besteht in dem ungestörten Besitz des Rechtes, seinem Gewissen gemäß zu reden und zu handeln. Da das Gewissen fodert, daß man seine religiösen Ueberzeugungen nicht verläugne, und doch den Menschen oft angefangen worden ist, einen Glauben, den sie nicht zu dem ihrigen machen könnten, zu bekennen, und Religionsgebräuche, welche sie miß-

billigten, auszuüben, so wird das Wort Gewissensfreiheit namentlich von dem ungestörten Besitze des Rechts, seinen Glauben zu bekennen und auszuüben, gebraucht. Die Gewissensfreiheit in diesem engerm Sinne heißt auch Glaubensfreiheit. Das Gegentheil der Gewissensfreiheit ist der Gewissenszwang, welcher demnach, wenn das Wort im weitern Sinne genommen wird, in der Beschränkung des Rechts, seinem Gewissen gemäß zu reden und zu handeln, und, wenn man das Wort im engerm Sinne nimmt, in der Beschränkung des Bekenntnisses und der Ausübung der Religion besteht. N.

Gewitter nennen wir eine furchtbar-schöne Naturerscheinung, welche sich ereignet, wenn Wolken, deren elektrisches Gleichgewicht unter sich oder mit der Erde gestört ist, sich ihrer Electricität durch einen von Donnerschlägen begleiteten Blitz zu wiederholtenmalen entledigen. Gewöhnlich sind Stürme und Regengüsse damit verbunden. Erstere entstehen durch die plötzliche Abkühlung der Luft, und vielleicht auch von dem durch den Regen herabfallenden Wasser, woraus sich Luft und Dünste entwickeln; über die letztern stellt Saussure folgende Hypothese auf. Durch die Electricität werden die Dünste in den Wolken in blasenförmiger Gestalt erhalten; indem sich nun durch den Blitz die Wolke ihrer Electricität entladet, zerplaken die Dunstbläschen und fallen in Regen herab. Woher es aber komme, daß überall im Norden die Gewitter eigentlich nur im Sommer Statt finden, und während des Winters eine Seltenheit sind, da es doch in dieser Jahreszeit eben so stark elektrische Wolken gibt, davon ist die wahrscheinliche Ursache, daß Kälte besser isolirt als Wärme, und daß also in kalter Luft nicht leicht ein Blitz entstehen kann. Aus diesem Grund ereignen sich vielleicht, wie solches die allgemeine Wahrnehmung lehrt, die Gewitter häufiger Nachmittags, Abends und Nachts, als Morgens, da um letztere Tageszeit die Luft am wenigsten erwärmt zu seyn pflegt. (Vergl. Blitz und Donner.)

Gewohnheitsrecht. Das bei einem Volke geltende Recht kann überhaupt entweder geschriebenes oder Gewohnheitsrecht seyn. Das erstere beruht, seiner Form und seinem Inhalte nach, auf einer ausdrücklichen Erklärung des Gesetzgebers. Das letztere gründet sich darauf, daß bisher gewisse Rechtsnormen in vorkommenden Fällen beobachtet worden sind, und der Gesetzgeber entweder im Allgemeinen oder in Beziehung auf einen gewissen Gegenstand erklärt hat, daß die bisher beobachteten Grundsätze die Stelle des Gesetzes vertreten sollen. O.

Gewürze sind diejenigen vegetabilischen Produkte, die in ihrer Mischung vorzüglich ätherisches Oel enthalten, wodurch sie fähig werden, am meisten die Verdauung zu unterstützen, zu welchem Endzwecke sie auch im gemeinen Leben sehr häufig angewendet werden, nichts desto weniger aber einen noch mannigfaltigeren Nutzen als Heilmittel gewähren. Die Blüten und Samen mehrerer Pflanzen, vorzüglich solcher, die in den heißesten Ländern wachsen, sind am gewürzreichsten, daher wir auch vorzüglich Zimtblüthen, Gewürznelken, Mutternelken, Kardamomen, Pfeffer, verschiedene Arten von Zimtrinden aus Ostindien als Gewürze erhalten; doch sind auch unsre eignen Länder an gewürzreichen Pflanzen nicht ganz arm; Coriander, Anis, Fenchel, Kümmel, Ingber u. s. w. gewähren angenehme, den Magen sanft reizende Zusätze zu mannigfaltigen Speisen und Gebäcken. Das Salz, als ein mineralisches Produkt, ist wol eine Würze, aber kein Gewürz zu nennen, da es weder dem Charakter noch dem Zweck der Gewürze entspricht.

Gewürzinseln oder Molucken heißen im weitern Sinne alle

Inseln in dem großen Archipelagus, der sich von Morgen nach Abend zwischen Neu-Guinea und Celebes, von Mitternacht nach Mittag zwischen Chitolo und Timor ausdehnt und eine Menge bekannter und unbekannter Eilande enthält. Sie sind, wie es scheint, durch Erdbeben und Feuerausbrüche von Neu-Guinea getrennt worden, und man findet noch Vulkane auf einigen derselben, wie z. B. einen sehr verheerenden auf Ternate. Verborgene Klippen, Sandbänke und Untiefen machen die Schifffahrt in diesem Inselmeere sehr gefährlich. Die Hitze ist im Sommer sehr groß, in den Regenmonaten die Luft sehr ungesund. Ureinwohner sind die Saraforas oder Aljoren, ein stilles Volk, fast auf allen Ostindischen Inseln. Die Malayische Sprache ist die herrschende auf den Moluckischen Inseln; es gibt aber auch viele Bewohner von Sinesischer, Japanischer und Arabischer Abkunft. Als die Portugiesen im Jahre 1512 unter Antonio de Abreu und Franz Serrao die Molucken entdeckten, waren die Araber hier schon angesiedelt und durch sie war die Muhammedanische Religion, die aber sehr mit Heidenthum vermischt blieb, herrschend geworden. Die Einwohner wurden von den Portugiesen, die auf diesen, von dem Sitze der obern Verwaltungsbehörde (Soa) so entfernten, Inseln die empfindlichsten Gräueltathen verübten, hart gedrückt, und eben so hart behandelt von den Holländern, die den Ertrag des Bodens für sich benutzten und seit mehr als 150 Jahren darauf bedacht waren, den freien Anbau desselben zu hindern, jedem Versuche, Manufakturen anzulegen, so wie jeder Art von Verbesserung, die dem Volke die Gegenstände, woran es Mangel litt, hätte verschaffen können, sich zu widersetzen. Den Portugiesen blieb die Herrschaft und fast ganz der Alleinhandel mit Gewürzen bis zu Anfang des 17. Jahrhunderts, wo die Holländer diese einträglichen Besitzungen ihnen entrißen. Die neuen Herren besaßen sie bis zum Jahr 1796, als die Engländer die Holländischen Niederlassungen auf den Molucken sich unterwarfen. Im Frieden von Amiens wurden sie zwar zurückgegeben, aber nach dem wieder ausgebrochenen Seekriege von neuem (am 19. Febr. 1810) eine leichte Eroberung der Britten, welche sie jedoch nach den Ereignissen von 1814 an den König der Niederlande zurückgegeben haben. Die größten Inseln dieses Archipelagus sind: Ceram, Gilolo, Amboina, Timor und Banda. — Im engeren Sinne führen den Namen Molucken nur die fünf Inseln Ternate, Tidor, Motil (Motir), Maschian und Baschian, die eigentliche Heimath der Gewürzbäume. Die beiden ersten sind die größten, und noch jetzt wächst auf denselben die beste Art von Muskatnussbäumen und Gewürznelken. Als aber die Holländer ungefähr 26 Jahre im Besitze der Molucken und des ausschließenden Handels mit Gewürzen gewesen waren, fanden sie es bequemer und vortheilhafter, die Gewürzbäume auf die südlichen Inselgruppen Amboina und Banda zu verpflanzen. Im Jahr 1638 ward mit dem Könige von Ternate, der ihnen unterworfen war, und den übrigen kleinen Inselbeherrschern ein Vertrag geschlossen, worin bestimmt wurde, daß alle Gewürzbäume auf den ihnen zugehörigen Inseln ausgerottet und nie wieder solche gepflanzt werden sollten. Dem Könige und dem Adel zu Ternate und den übrigen Fürsten ward ein Jahrgeld bezahlt, welches, ungeachtet einer zweimaligen Erhöhung, im Ganzen noch nicht 28,000 Thaler betrug. Um die Befolgung dieses Vertrages zu sichern, legten die Holländer drei starke Festungen, Oranien, Holland und Wilhelmstadt, auf der Insel Ternate und etwa neun andere auf den übrigen Eilanden an. Jährlich wurden auf diesen Inseln, so weit

die Wälder und wilden Thiere durchzudringen erlaubten, die wieder aufgeschossenen Gewürzbäume vertilgt, und um darüber zu machen und den Schleichhan von Amboina n prachsvollen Lu Vorsichtsmaßre zeugnis vleser E bringen konnte, handel mit der würzbäume uni gentling Zweck übrigen eigentli Pflege wuchsen. waltungskosten von 360,000 El handel mit Sen selen sind übrige zum Theil an nisse von der J erleichtert zum eine reichlich n Amboina in die wichtigste, a Niederlassungen 20 D. Meilen fere und kleine haben die Holl genant, liegt l

ist. Die Besatzung ist 600 Mann stark. Auf der Landenge, welche die Halbinsel verbindet, liegt die Festung Riddelburg. Die Insel aren Thälern, hat aber ungesunde ist der Gewürznelkenbaum, n Inseln in 4000 Gärten gezogen enthält. — Unter den Holländi ders Schaghen, der 1696 starb, Verbesserungen in dem Anbau und ne einführte. Seinem Beispiele die Pflanzungen wurden nach und so angenehm, daß die Gesundheit Vortheil der Holländischen Han dindische Handelsgesellschaft hatte den Anbau und die Wartung der bei harter Strafe nicht abgewichen t man auch den Muskatnussbaum ich liefern Amboina und die Nach insel, Mandeln, Tabak und schb t dieser Gruppe gehörigen Inseln

*) Als die Bewohner von Ternate im 16ten Jahrhunderte mit den Portugiesen in Krieg geriethen, verbrannten sie alle Gewürzbäume, welche die erobersungsfüchtigen Fremdlinge im ihnen gelockt hatten, und zogen sich in die Gebirge und Wästen. Die Asche aber düngte den Boden so sehr, daß in einigen Jahren mehr Bäume wuchsen, als die Insel je ge tragen hatte.

Laut
 o Ein-
 a. In-
 anden,
 s, zum
 ist der
 Hofes-
 er den
 udische
 a oder
 rich die
 durch
 da ist
 ffe, die
 s diese
 e besten
 t 1940
 ulfan,
 ebeden
 n. Die
 thalts-
 Wäch-
 Kastele
 dischen
 unter
 in Ge-
 unter-
 t war.
 Man-
 ch mit
 glück-
 ussten
 in die
 smittel
 at sich
 waren,
 nschen,
 en sich
 enden.
 1, die
 2. Die
 ch die
 ezogen
 i r d.
 r mit
 gegen
 . In
 i rein
 strom-
 plan-
 Preis
 dafür
 ste ist
 ngüste

mit Eruinblenden begleitet, sehr häufig sind, so werden oft reife und unreife Früchte durch einander von den Vätern abgeworfen. Die unreifen sind indeß nicht ganz unbrauchbar; man legt sie in Zucker, und erhält dadurch ein vorzügliches Confect. Bei dieser ersten Ernte gewinnt man nicht viel Muskatblüthe, weil dies Gewürz so dünn ist. Im November ist die beste, wobei nur oft nicht viele Früchte beisammen werden. Im April ist noch ein Mal abzulegen, und man sammelt alldann die beste Blüthe, weil zu jener Zeit die Väter fast, und nichts von schlimmer Witterung zu leiden. Die beste Sorte von Muskatblüthen wird nach Ceylon schlechter, oder die Mittelorte, in Indien verkauft, hingegen das beste Muskatblüthe gepreßt. Von 500,000 Nelkenbäumen auf den Moluchen täglich 600,000 Pfund Nelken gewonnen wurden; davon 10 nach Europa, 150,000 Pfund wurden in Indien der Provinz ward für die Provinz aufbewahrt. In Muskatblüthen wurden jährlich gleichfalls 600,000 Pf. und 170,000 Pf. Blüthe geerntet, wovon nach Ceylon 150,000 Pf. Blüthe und 100,000 Pf. Blüthe kamen. Das Uebrige ward für den Reichthum aufbewahrt, oder auch, wenn reichliche Ernten die Provinz zu sehr überfüllt, ganz vernichtet. Schon seit mehreren Jahren aber wurde, sowohl wegen der Nachlässigkeit, womit man das Einsammeln betrieb, als wegen der Verwüstungen, die ein pestilenzartiges Uebel im Jahre 1778 anrichtete, weniger gewonnen, und im Jahre 1778 wurden auf den Banda-Inseln nur 16,136 Pf. Früchte und 4770 Pf. Muskatblüthe geerntet.

Gewürznelken. Die Gewürznelken oder Gewürznelken, dieses durch ganz Europa bekannte und gebräuchliche Gewürz, sind die noch ungeschwemmten Blüthen oder Blütenknospen eines Baums, der auf einem 4 bis 6 Fuß hohen Stamm eine schöne pyramidenförmige Krone trägt. Die Ähren stehen einander gegenüber, sind langhalsig, eiförmig und den Lorbeerblättern ähnlich. Im Mai monath sprossen die röhrenförmigen Blüthen fächerförmig an den Enden der Zweige hervor. Ihre Blumenkrone hat vier Blätter, der Kelch ist vier Mal getheilt und öffnet die vielen Staubfäden sind in vier Haufen getheilt; die Frucht ist eine Kapsel, unten weißberrig und ein bis zweifach. Zur Zeit der Reife

wird
aus
den
gleichen
Man

und Größe der Ähre, nach Lindberg oder a. Dubner, von Farbe schwarzroth, und besitzt eine, welche einta der Länge nach zweifachig. Früchte dienen zur Fortpflanzung des Baums, den Gewürznelken ähnlichen Geruch, und einen reinen Geschmack, der etwas zusammenziehend ist. Die unauflösbaren Blütenknospen

werden darum in diesem Zustand abgenommen, weil sie, wie die auch mit andern Blüthen der Fall ist, dann die meiste Kraft haben. Wenn sie geprügelt sind, trocknet man sie im Rauch, wodurch sie deunroth werden, und bräunt sie dann an die Sonne. Frisch ist ihr Geschmack unheimlich brennend. Sie enthalten 1/3 bis 1/6 ihres Gewichtes wasserlösliches ätherisches Oel, welches im Wasser größtentheils unauflöslich, und einen betingten Geruch und blick brennenden Geschmack hat. Der Gewürznelkenbaum wird in feuchtem Boden auf Amboina, Omo, Sumbawa und Nissalanto gezogen, wo er auch unheimlich erträgt. Er soll aber auch auf Ternate, Maricao, Lidor und Neugunepa wild zu finden seyn. Als die Holländer in Ostindien noch so mächtig waren

daß sie alle übrigen Nationen gleichsam verdrängten, rotteten sie die wildwachsenden Gewürznelkenbäume aus und pflanzten sie nur auf den oben genannten Inseln an. (S. Gewürzinseln.) Sie wollten sich dadurch den Alleinhandel dieses Gewürzes verschaffen, allein die Franzosen mußten einige Bäume oder Samen zu erlangen, und legten damit Pflanzungen auf Isle de France, Bourbon und Cayenne an.

Gezwungen ist alles dasjenige, wobei der Grund der Modification nicht in der Natur der Sache selbst liegt, sondern eine fremde, der Sache nicht natürliche Kraft wirksam war. So nennen wir ein gezwungenes Lächeln ein solches, das der Lage der Person nicht angemessen, sondern durch eine dieser Lage fremde Rücksicht hervorgerufen worden ist. In den Künsten muß das Gezwungene allemal eine

eine Stelle als Legationssecretair bei dem damals bevorstehenden Friedenscongreß anzunehmen wüßte; allein seine Lieblingsneigung blieb das Studiren. Im J. 1759 erschien in Französischer, und später auch in Englischer Sprache, sein Essai sur l'étude de la littérature. Als aber bald darauf die Furcht vor einer feindlichen Invasion die Aushebung einer Nationalarmee veranlaßte, unterbrach Gibbon seine Studien und übernahm eine Hauptmannsstelle bei derselben. Nach ihrer Entlassung legte er sich mit neuer Munterkeit, mit neuen Erfahrungen mancherley Art und mit verstärkter Gesundheit wieder auf die Wissenschaften.

Pläne zu mehreren historischen Werken beschäftigten ihn, aber eine Reise unterbrach die Ausführung derselben. Er besuchte Frankreich, und kam im Januar 1763 in Paris an, genoss hier des Umgangs der berühmtesten Männer jener Zeit, und begab sich von da nach Lausanne, woselbst er bis zum April 1764 blieb. Darauf trat er seine Reise nach Italien an. Hier war es, wo am 15. October 1764, als er in Nachdenken versunken auf den Trümmern des Capitols saß, während die Mönche im ehemaligen Tempel des Jupiters die Vesper sangen, ein plötzlicher Gedanke an die einstige Herrlichkeit dieser weltbeherrschenden Stadt und jetzige Versunkenheit seine Seele durchleuchtete und in ihn Innerstes Drang. Damals fühlte er sich zu dem Entschlusse begeistert, die Geschichte des Untergangs des Römischen Reichs zu beschreiben. Nachdem er noch Neapel gesehen, kam er im Juni 1765 nach England zurück. Er diente noch eine kurze Zeit als Oberstlieutenant in der Nationalmiliz, gab indeß, der Zerstreuung des Soldatenstandes müde, und zu den sanfteren Beschäftigungen mit den Wissenschaften mächtig hingezogen, diese Stelle bald wieder auf. Zunächst schrieb er die Geschichte der Schweiz, vernichtete sie aber ungeachtet Hume's Beifall, da sie ihm bald selbst nicht genügte. Seit dem J. 1768 begann er, durch Sammlung von Materialien, seine Römische Geschichte vorzubereiten. Schon durch seine jugendlichen Studien mit einem reichen Vorrath dahin einschlagender Kenntnisse ausgerüstet; vermehrte er ihn noch durch unermüdete Lectüre. Im J. 1770 starb sein Vater. Nachdem er seine ökonomischen Verhältnisse geordnet hatte, ging er nach London, wählte diese Stadt, als den Mittelpunkt des gelehrten Verkehrs, zu seinem beständigen Wohnort und begann nun sein unsterbliches Werk, welches nach seinem anfänglichen Plan mit dem dritten Bande, der bis zum Untergange des westlichen Römischen Reichs geht, endigen sollte; er entschloß sich indeß später, es bis zum Untergang des morgenländischen Kaiserthums fortzusetzen. Da ihm aber der Aufenthalt in der Hauptstadt zu kostspielig wurde, verließ er dieselbe und begab sich zu seinem Freunde Denverdun nach Lausanne. Hier vollendete er im Juni 1787 den sechsten und letzten Band seines unsterblichen Werks, und reiste darauf nach England, um die letzten Bände desselben selbst dem Druck zu übergeben. Es führt den Titel: History of the decline and fall of the roman empire, 6 Völ. 4. Gibbon kehrte hierauf wieder nach seinem geliebten Aufenthalt bei Lausanne zurück, wo er in ungestörter philosophischer Ruhe lebte. Als aber die Französische Revolution ihren Einfluß auch auf die Schweiz zu erstrecken anfang, machte er im Jahre 1793 abermals eine Reise nach England und starb den 16. Jan. 1794 zu London an einem heftigen Anfall von Magengicht. Er selbst glaubte seinen Tod nicht so nahe, und unterhielt sich noch den letzten Abend mit einem seiner vertrauten Freunde über den Tod und die Fortdauer nach dem Tode, und bestimmte die wahrscheinliche Dauer seines Lebens noch auf 13 bis 14 Jahre. Er hinterließ keine nahen Erben; seine kostbare Bibliothek fiel einem jungen Schweizer, Namens Bury, zu, den er liebte und mit sich nach England genommen hatte. Außer ein Paar kleinen Schriften besitzen wir von Gibbon noch seine Selbstbiographie in 2 Bänden. Marthisson gibt in seinen Briefen folgende interessante Schilderung von Gibbon: Sein Aeußeres hat viel Auffallendes. Er ist groß und von starkem Gliederbau, dabei etwas unbehülflich in seinen Bewegungen. Sein Gesicht ist eine der sogenannten physiognomischen Erscheinungen, wegen des unrichtigen Verhältnisses der einzelnen Theile zum Ganzen. Die Augen sind so klein, daß sie mit dem

1
1

Dem Namen Calpe bekannten Felsen zuerst landete, und die an seinem Fuße gelegene Stadt Heraklea eroberte, welche ihren Namen unstreitig der mythologischen Sage von den Säulen des Herkules verdankt, die dieser Heros der alten Welt auf diesem und dem gegen über liegenden Afrikanischen Vorgebirge Ceuta als Denkmal seiner an jener Meerenge beendigten Abenteuer aufgestellt haben soll. Von dem Berg und der Festung Gibraltar ist die westlich neben jenem gelegene Stadt und Bay, so wie die Afrika von Europa scheidende Meerenge oder Straße benannt worden. 1302 entriß Ferdinand II., König von Castilien, Gibraltar den Arabern. 1333 eroberten diese es wieder. 1462 belagerte es abermals Heinrich IV. von Castilien, und eroberte es nach muthiger Gegenwehr für immer von den Ungläubigen. Das sogenannte Castel an der Nordseite des Berges und nach Maurischer Bauart vormals mit dreifacher Mauer umgeben, von welcher aber nur noch die oberste Mauer stehen geblieben ist, zum Schutz der Stadt gegen das Belagerungsgeschütz von der Landseite her, steht noch da als redendstes Denkmal aus den Zeiten der Araber. Die Stelle der untersten Mauer erfüllt die große Batterie, zum Schutz des nach Norden gerichteten Landthores. Von der zweiten Mauer sind nur noch die Fundamente sichtbar; ihren Platz haben Privatwaarenhäuser eingenommen. Erst Carl IV. ließ von dem deutschen Ingenieur Speckel die Altmaurischen Festungswerke der Neuropäischen Befestigungsart gemäß abändern. Nachdem 1700 Gibraltar nebst Spanien an den Französischen Prinzen Philipp von Anjou gekommen war, mußten die Spanier diese Festung den 4. August 1704 dem Britischen Admiral Rooke und dem Prinzen Georg von Darmstadt, kaiserl. Feldmarschalllieutenant und Vicekönig von Catalonien, übergeben, welche unerwartet, im Mai desselben Jahres, vor Gibraltar erschienen, als ihr Angriff auf Barcellona von dem Vicekönig Don Francisco de Velasco zurückgewiesen worden war. Philipp von Anjou, zum Spanischen König als 5ter dieses Namens gekrönt, ließ vom 12 October 1704 an Gibraltar mit 10,000 Mann unter dem Marschall de Villadarias von der Landseite angreifen, wo die Festung durch einen schmalen sandigen Erdstrich mit dem Continent zusammenhängt, von den Engländern aber so mit Batterien besetzt worden ist, daß die Spanier diesen Theil derselben porta de fuego (Feuerschlund) nennen. Während dessen schloß der Admiral Pointis Gibraltar mit 24 Schiffen von der Seeseite ein. Fast schon auf das Aeußerste gebracht, erhielt es noch zeitigen Succurs durch die Englisch-Holländische Flotte unter Admiral Leake. Vom 10. März 1704 an, wo derselbe Admiral die Festung abermals von der Seeseite entsetzte, das Landbelagerungscorps aber vom Marschall von Tessé commandirt ward, begnügte man sich, Gibraltar bloß zu blokiren, bis 1714 der Utrechter Friede und zwei Jahre darauf ein besonderer Vertrag (1716) den Engländern dessen Besitz garantierte. Von nun an unterließ das handelskluge und reiche England nichts, wodurch Gibraltar, das Bollwerk seines Mittelländischen Handels, besonders als es Malta noch nicht besaß, unüberwindlich zu machen sey. Da aber mit der Furchtbarkeit des Platzes das Interesse Spaniens, denselben wieder zu bekommen, sich vergrößerte, so ward den 7. März 1727 eine Belagerung begonnen, welche die Ankunft des Admirals Traeger mit 11 Kriegsschiffen vereitelte. Früher, auf dem Congreß zu Cambray, hatte man denselben Zweck, doch ebenfalls vergeblich, in der Güte zu erreichen gesucht. Spanien bot nunmehr 2 Millionen Pf. Sterling für die Wiedereinräumung des Platzes, allein umsonst, es mußte sich vielmehr im Traktat von Sevilla 1729 abermals aller Ansprüche be-

es nicht, alle Einfuhr in die Festung streng zu
 durch die immer mehr verstärkten Linien von St.
 den Forts St. Barbara und St. Felipe gänz-
 e abzuschneiden. Um so leichter war es aber,
 n von der Seeseite her zu verproviantiren, als
 n süßer Brunnen quillt, und in den felsigen
 zu dem reinsten Trinkwasser läutert und sam-
 d Ziegen finden unter dem südlichen Himmel
 er grüne N
 nd mit den m
 en Fruchtbaum
 m 1779 zwisch

brochenen Kriege erneuerte letzteres sein
 Generallicutenants Abarca und Sotom
 Barcelo zur See ein. Im Januar 1780
 Doch schon am 12. April 1780 war e
 miral Darby bewirkt, dringend nöth.
 Herzog von Exillon mit einem Französi
 die Anstrengungen der Belagerer ernei
 tember desselben Jahres wurden die si
 rien vernichtet. (S. den Art. El Mo
 mirals, Howe, welcher den Platz wie
 waren die Allirten genöthigt, die Bi
 wandeln. Der Friede 1783 versicherte
 deren Belagerung von 1779 bis 1782
 7½ Millionen Thaler gekostet haben so
 len Englisch-Spanischen, zum Theil auch Französischen Kriegen höch-
 stens nur von der L

Sicht ist eine
 sich in ihrer wahren
 ist, unter der Form
 gelenke erscheint. W
 Unterfuß befällt, w
 Sonagra, wenn |
 oder beide einnimmt
 schnellen Anfall und
 schmerzhaftigkeit.

Kandidaten der Sicht werden selten davon für immer be-
 freit; einmal da gewesen, kehrt sie bald periodisch, bald unregelmäßig
 wieder, auf gegebene Veranlassung, besonders von Sünden gegen die
 Diät, deren Abkümmling sie ist, wenn sie nicht eine Folge erblicher
 Disposition ist. Tief im Körper und in organischer Verfassung
 gegründet ist immer ihre Ursache. Besonders und zunächst wird
 sie durch lange vorbereitete Schwäche der ernährenden Organe er-
 zeugt, an welcher die Organe des Blutumsaugs den lebhaftesten An-
 theil nehmen, weswegen auch Appetitlosigkeit, Neigung zu Blähun-
 gen und Fieberbewegungen den Anfang der Krankheit machen, zu wel-
 cher sich bei Zeiten Schmerz in den Gelenken gesellt, der immer hefti-
 ger wird, bis die Ausscheidung eines Käseartigen Stoffs in den Gelen-
 ken den Schmerzen und dem Anfall ein Ende macht. Bleiben solche
 Geschwülste schmerzlos nach der Genesung zurück, so nennt man sie
 Gichtnoten. Nicht selten, besonders im höhern Alter und bei abneh-
 menden Kräften, ist die Naturkraft nicht mehr stark genug, um einen
 vollständigen Anfall mit seiner Krise zu erzeugen. Dann entsteht, mit
 weniger heftigen Fieberanfällen, Magenkrampf, Leber-Brust- und Hirn-
 erkrankung, je nachdem dieser oder jener Theil des Kranken der schwä-

en, welche, wenn sie
 ligen Reife gekommen
 der Hand- und Fuß-
 tagta, wenn sie den
 die große Zehe wirft,
 , wenn sie eine Hand
 zigen Krankheiten den
 angwierigen die Hart-

here ist. Oft ist diese unregelmäßige Sicht tödlich. Hämorrhoiden und Steinbeschwerden sind nicht selten mit der Sicht vergesellschaftet oder wechseln mit ihr ab, weil diese Krankheiten sämtlich aus Einer Quelle: Atonie der Verdauungswerkzeuge, entspringen. — ff. — Bis jetzt hat es nur selten gelingen wollen, die Sicht zu heilen, vielmehr hat sich die Arzneikunde fast einzig auf Palliative beschränken müssen. Um so mehr Aufmerksamkeit verdient folgende Anzeige, die ein wirksames Sichtmittel anzukündigen scheint, und von der Französischen Regierung dem Erfinder Pradier für 24,000 Franken abgekauft und bekannt gemacht worden ist. Es ist dieses: Mecca-Balsam 6 Quentchen, rothe Chinarinde 1 Unze, Safran $\frac{1}{2}$ Unze, Sassaaparilla 1 Unze, Calbey 1 Unze, rectificirter Alkohol 3 Pfund. Man läßt den Meccabalsam in einem Drittel des Alkohol auflösen und die andern Substanzen zwei Mal 24 Stunden im Reste des Alkohol einweichen; filtrirt und schüttet die beiden Liqueurs zusammen. Zum Gebrauch wird die erhaltene Einktur mit 2 oder 3 Mal so viel Kaltwasser vermischt. Wenn man sich derselben bedienen will, so schüttelt man die Flaschen, damit der Bodensatz aufgerüttelt werde, bereitet einen Umschlag von Leinsamenmehl, den man sehr warm und ungefähr einen Finger dick auf die Serviette streicht, um den kranken Theil damit zu umwickeln. Der Umschlag muß sehr klebrig seyn. Wenn man ihn zubereitet, um die beiden Beine und die Füße bis unter die Knie damit zu umwickeln, so müssen 3 Litre (Kannen) Leinsamenmehl dazu gebraucht werden. Ist der Umschlag fertig und so warm, daß der Kranke ihn erleiden kann, so werden auf dessen Oberfläche ungefähr 2 Unzen auf jeden Umschlag von der zubereiteten Flüssigkeit gegossen; man streicht ihn auf dem ganzen Umschlag umher, damit er, ohne eingesogen zu werden, gleichmäßig vertheilt sey. Der Umschlag wird alsdann auf das Glied gelegt, welches man sorgfältig ganz damit umwickelt; sodann umwindet man das Ganze mit Flanell oder gummirtem Taffet, um den Umschlag, der mit Bändern befestigt wird, warm zu halten. Dieser Umschlag wird gewöhnlich nur alle 24 Stunden, bisweilen alle 12 Stunden, gewechselt.

Siebel oder Fronton ist einer derjenigen Theile, welche einem Gebäude zur Verzierung gegeben werden. Der Siebel ist eine über die Vorlagen eines Gebäudes in schräger Richtung hinausgehende Mauer, die an allen 3 Seiten Einfassungen von Gesimsen bekommen muß. Das Hauptgesims ist die Grundlinie desselben; die Seiten bekommen die Glieder des Kranzes zur Verzierung. Siebel über Fenstern und Thüren sind ein Auswuchs des schon gesunkenen Geschmacks in der Baukunst. Sie geben, zumal dicht neben einander, dem Gebäude ein krauses, eckiges, überladenes und unangenehmes Ansehn. Die natürlichste Form des Siebels ist die dreieckige; runde Dächer lassen auch eine runde Form zu, aber ausgeschweifte und in ihrer Form unterbrochene Siebel sind durchaus zu verwerfen. Die Siebel der Alten sind sehr niedrig; Vitruv gibt zur Höhe des Siebelfeldes den neunten Theil der Breite desselben an. Die Höhe des Kranzes dazu gerechnet, beträgt die Höhe des ganzen Siebels etwa den fünften Theil seiner Breite. Es finden sich aber Beispiele, daß sie beträchtlich niedriger waren. Die Griechen und alten Römer verzierten nur Tempel mit Siebeln. Das erste Wohngebäude mit einem Siebel erbaute Julius Cäsar. War das Siebelfeld groß, so füllten es die Alten mit einem Basrelief aus; Inschriften, oder wohl gar Fenster, wie die Neuern in den Siebeln anbringen, finden sich bei den Alten durchaus nie.

Gist; jede Substanz, die schon in sehr geringer Menge Zufälle

in dem Körper der Thiere sowohl als der Menschen hervorbringen kann, welche der Gesundheit und dem Leben derselben Gefahr bringen. Un eigentlich nennt man daher auch überhaupt alles, was sehr schädlich auf organische Körper wirkt, ein Gift für dieselben. Die Einwirkung der Gifte auf den Körper geschieht theils durch Aufnahme in das Innere desselben durch den Mund in die Verdauungswege, in den Magen und Darmkanal, oder vermittelst des Athemholens in die Lungen, woszu z. B. die giftigen Lustarten und Dämpfe gelangen, theils durch die Einsaugung der Haut. Manche Gifte wirken mehr chemisch, die organische Faser zerstörend, äzend, die Form und den Zusammenhang der Theile verlegend, heftig reizend, schnell Entzündung und den Brand erregend. Hierher gehören die meisten Gifte aus dem Mineralreiche: 1) mehrere Metallkalle und deren Verbindungen mit Säuren, z. B. der Arsenik, eines der fürchterlichsten und zerstörendsten Gifte, welches schon in der Quantität von wenigen Granen tödtliche Zufälle hervorbringt. Auch von dem Kupfer sind mehrere Zubereitungen giftig, z. B. der Grünspan, mehrere Farben davon, auch die in Kupfernen Gefäßen gekochten sauren oder sehr gesalzenen Flüssigkeiten, Speisen oder Getränke. Mehrere Präparate von Quecksilber, als der äzende Sublimat, der weiße und rothe Präcipitat u. a. m., auch einige vom Spießglas gebräuchliche Zubereitungen sind hierher zu rechnen. 2) Starke Mineralsäuren, wenn sie unverdünnt in den Körper kommen, z. B. die concentrirte Schwefelsäure, oder das sogenannte Vitriolöl, die Salpetersäure, oder das sogenannte Scheidewasser, die Salzsäure. 3) Einige Pflanzen, welche einen sehr scharfen und äzenden Stoff bei sich haben, z. B. von den bei uns einheimischen, die Wolfsmilch (*Euphorbia Esula*), der Kellerbals (*Daphne Mezereum*) u. a. m. 4) Aus dem Thierreiche die Canthariden oder sogenannten spanischen Fliegen. Die Wirkung aller dieser Gifte äußert sich schnell; wenn sie in den Magen gekommen sind, so entsteht heftige Uebelkeit, unaufhörliches Würgen und Brechen mit den quälendsten Schmerzen im Magen und in den Gedärmen, als wenn viele Messer darin herumschnitten; bald kommt Entzündung, und, wenn nicht schnelle Hülfe geleistet wird, der Brand hinzu. Die Canthariden haben noch das Eigene, daß sie vorzüglich auf die Urinwege wirken, und unaufhörliches Drängen zum Urinlassen erregen, wobei nur wenige Tropfen mit peinlichen brennenden Schmerzen abgehen. Andere Gifte wirken mehr durch schnell vorübergehende Reizung der Empfindungs- und Bewegungskraft des Organismus, und bald darauf folgende gänzliche Vernichtung derselben. Dies sind die sogenannten betäubenden Gifte, worunter die meisten aus dem Pflanzenreiche sind. Sie äußern ihre Wirkung durch Uebelkeit, heftige Kopfschmerzen, Schwindel, Dunkelheit oder Glimmern vor den Augen, gewaltsame und unwillkürliche Bewegungen der Glieder und des ganzen Körpers, Verzerren der Gesichtsmuskeln, Angst, Verlust des Bewußtseyns u. s. w., endlich kommt Schlagfluß noch dazu. Hieber gehört das Opium, der Schierling (*Conium maculatum*), das Bilsenkraut (*Hyoscyamus*), die Belladonna (*Atropa Belladonna*). Auch in den bitteren Mandelfernen steckt ein ähnliches, schnell das Leben vernichtende Gift, das seine Wirkung äußert, wenn sie in Menge genossen werden, oder wenn das concentrirte destillirte Oel in den Magen kommt. Dasselbe Gift steckt auch in den Blättern des Kirschlorbeers, und unter den Produkten des Thierreichs wird es in der Berlinerblausäure, auch in sauern Blut- und Leberwürsten, deren Genuß oft in wenigen Stunden tödtlich geworden ist, gefunden. Unter den Pflanzen gibt es mehrere, welche beide Wirkungen vereinigen, und mittelst eines eigenen scharfen

Stoffes reichend und, vor Stoffen, betäubend wirken.

(Digitalis purpurea), das Andere Gifte wirken dadurch, dass sie mancher Organe, oder gehören alle die schädlichen Folgen saugen, ersickernde Luft in Kellern, wohnungslose Räume, durch das Athmen verschlossenen Räume verdorbene Luft, große Menge starker Blumengerüche in verschlossenen Zimmern u. a. m. Verschiedene Präparate vom Blei, als Bleizucker, Bleiweiß, Wenzig, Wein mit Bleiglätte oder Bleizucker versetzt u. dergl. m. sind in diese Classe zu rechnen, indem sie allmählig die Lebensfähigkeit der einsaugenden Gefäße am dem Darmkanal unterdrücken, sie zusammenziehen und verengen, Kolikschmerzen erregen, und endlich die Einsaugung des Nahrungsaftes verhindern, wodurch Auszehrung entsteht. Endlich gibt es noch Gifte, welche durch ihre Einwirkung auf den Magen und Lunge in demselben verursachen.

Hierher gehören die contagiosen Gifte, deren Wirkung nicht bloß die Krankheit in den Körper zu übertragen, sondern auch die Krankheit zu verbreiten vermögen.

Die Gifte, welche durch die schon gedachten nachtheiligen Wirkungen wieder aufheben. So wendet man überhaupt gegen die ätzenden und scharfen Gifte schleimige und fette Mittel an, z. B. Oelfette, Milch u. dergl., um die Wände des Magens und der Gedärme gegen die zerstörende Wirkung des Giftes zu schützen. Gegen die metallischen Gifte dienen noch außerdem Seifen- und Schwefelleberauflösung, um durch die Verbindung mit dem Laugensalze und dem Schwefel die ätzende Eigenschaft jener Metalle zu vermindern. Gegen die concentrirten Mineral Säuren dienen besonders auch Oel, Laugensalze und Seife. Gegen Lausarten dienen schleimige, blige Mittel mit Kampher. Gegen die betäubenden Gifte wirken vorzüglich die schwachen vegetabilischen Säuren, Essig, saure Weine; die Wirkung des Giftes der Blausäure, der bitteren Mandeln, der Blätter des Strichlorbitters vernichtet das Laugensalz, auch eine Eisenauflösung. Gegen Opium wirkt besonders der Kaffee, auch der Wein und der Kampher u. s. w. Unter den contagiosen Giften haben wir gegen die wenigsten ein bestimmtes Gegengift. Wir müssen uns begnügen, bloß gegen die vom Gifte erzeugten Krankheiten zu handeln, wenn wir den Körper nicht gegen die Einwirkung desselben schützen können. Gegen die Wirkung giftiger Bisse oder Stiche z. B. reiben wir fette Oele ein, gegen die vom venenischen Gifte erzeugte Krankheit wirkt das Quecksilber specifisch. Einmal glaubte man durch Schwitzen alle schädliche Stoffe aus dem Körper heraustrreiben zu können, daher man sich eine Zusammenfassung

von infamierenden marantischen Iren z. B. der rothe Fingerhut (Aconitum Napellus) u. a. m. zum Leben nöthigen Verhältnissen unterdrücken. Hierbei kommen, welche nicht zum Leben nöthig sind, das Kohlenstoffgas (die Krebse), Schwefelwasserstoff, Kohlenoxyd, die in der Luft enthalten sind, die in der Luft enthalten sind, die in der Luft enthalten sind.

Die Knochenerkrankungen sind die gefährlichsten Gifte, die die menschliche Gesundheit bedrohen. Sie sind die gefährlichsten Gifte, die die menschliche Gesundheit bedrohen. Sie sind die gefährlichsten Gifte, die die menschliche Gesundheit bedrohen.

den vorkiel Schatzmitteln als das Beste und allgemeinste Nahrungsmittel. Hieron rühmt die Aleophrasme der Aethiäer, die sonst so sehr schmeckt, die Icthyoc. u. d. dergl. der, welche aber nicht weiter bewerteten, als was sie vermöge ihrer sonderbaren Mischung konnten, wodurch erdichte Leichtigkeit der Essene der Nerven und Lebern, und daher erfolgenden Schwere, wodurch sie bei den constanten Krankheiten meistens nur Del ins Feuer gossen und mehr Schaden als Nutzen stifteten. H.

Giganten, ungeheure drachenförmige Wesen, welche Asia; im Osten über die Einfertigung der Luonen in den Tartarus, aus dem Blute des entmannten Kronos gebar und zum Kampfe gegen den Jupiter aufstiegen. Auf den phlegäischen Feldern kämpften sie aus der Erde hervor und begannen den Kampf gegen die himmlischen Götter. Sie kämpften die Erbege Ossa, Pelion, Ossa, Ardeope und andere auf einander, und bestürmten von dieser Höhe mit Felsenstücken und Feuerbränden den Olymp. Wenn dieser ins Meer fielen, bildeten sie Inseln; fielen sie aufs Land, Berge. Aber die Götter widerstanden dem Angriff der Irrenden und erzwangen den Eica. Hercules — denn ohne die Sterblichen konnten die Götter nicht siegen — er überdies, unter diesen den Alcioneus. Hercules, Vulcan und Helios den Linos, Minerva den Icthyon wecherte mit seinem Pfeile, Neptunus und Júpiter auf den Polydorus, Minerva die Icthyon Enchadryos Krollen, oder nach Andern, Jupiter u. — Noch Augen wurden auf alle Giganten gesetzt, aus denen sie Feuer ließen, nach Andern verriegelt und bekleidet mit dem Urstoff bewahrt. — Noch weitere Erzählungen soll das Reichthum des Eica Eilens, nach Andern das Blasen des Urion auf seiner Eica; das sie in die Klucht abgeat haben.

Gildert (Nicolas Joseph Laurent), ein junger feuriger französischer Dichter, geboren zu Fontenay-le-Comte bei Nantes, im J. 1771. Ein Sturm vom Pferde machte ihn wahnsinnig. In einem Epistol der Unschuld verwickelte er einen Esel und ward davon dem 23ten März, 1790 im Hotel-Dieu, 29 Jahre alt. Man hat von ihm Oden und Epigramme und ein Werk, das bei den Freyen der französischen Akademie concurrenzt, unter dem Titel: *Le genre aux prians avec la fortune, ou le porte malheureux*. Seine Oden über das schreckliche Verbrechen und die Schlacht von Ouessant verrathen Energie und enthalten sehr schöne Verse. Seine Epigramme unter dem Titel: *Le dix-huitième siècle* und eine andere mit der Aufschrift: *Mon epilogue*, sind mit den höchsten Schmeicheleien besetzt. Auch hat Gildert den ersten Beitrag von dem Tod Abels übersezt. Laß sterbend machte er folgende schöne Verse:

Am banquet de la vie, infortuné convive,

J'apparus au jour et je mouris;

Je mouris, et sur la tombe où tout aussitôt j'arrive,

Nul ne viendra verser des pleurs.

Salut! champs que j'ai semés, et vous douce verdure,

Fa vous riant exilé des bois,

Où, pavillan de l'homme, admirable nature,

Salut pour la dernière fois!

Ad! puissent voir long-temps votre beauté sacrée

Tant d'amis courus à mes adieux!

Qu'ils meurent pleins de pain, que leur mort soit pleurée,

Qu'un ami leur ferme les yeux!

Zu J. 1809 sind seine Werke zu Paris in zwei Bänden herausgegeben: Eine frühere Ausgabe in einem Bande erschien 1781.

Gilde, gleichbedeutend mit Gilde, Gilte, Zunft, Innung, Zunft, Zunftelame, Gasse, Amt, Zech. Bruderschaft, Innungsgilde, bedeutet öffentlich bestandenen Verpflichtungen von Handwerksleuten, welche mit einer Ordnung und Zucht versehen, und mit Ausübung anderer, ein gewisses Handwerk zu treiben berechtigt sind. Wenn zu dem Begriffe von einer Gilde oder Zunft gehört es durchaus nicht, daß nur gerade Handwerksleute einerlei Art in Verbindung mit einander stehen, sondern auch Handwerker von ganz verschiedener Art können zusammen eine Gilde ausmachen, wie dies auch wirklich der Fall ist, z. B. mit den Feuerarbeitern, Federarbeitern u. dergleichen. Dagegen aber folgt aus dem Begriffe Gilde oder Zunft schon von selbst, daß derselben überhaupt alle diejenigen Rechte zustehen müssen, welche eine jede erlaubte Gesellschaft im Emancipationslande genießt. Auf diesem Grunde beruht das Recht der Gilden oder Zünfte: 1) gewisse Privilegien oder Zunftartikel, oder Handwerksordnungen zum Behen der Gilde verabschieden zu dürfen und darüber Gilderechts zu denken, d. i. eine schriftliche Erklärung oder ein Privilegium der Landesobersten, in einem Handwerk ertheilt ist, worin zugleich dessen Rechte, Privilegien und Pflichten enthalten sind, nebst dem, was dessen Meister eigentlich verfertigen und treiben können. 2) Emplern, Lehrlingen und Personen zur Erlangung eines gewissen Ordens die Erlaubnis oder bestimmte Gilden- oder Innungsgelder zu übertragen und bei Prozessen, welche die Gilde betreffen, einen Sachwalter zu bestellen; 3) Zusammenkünfte oder Morgenstunden zu halten, weil sie ebenfals des Vorgesangs mit Anfang der Sonne gehalten wurden, zu halten, wenn es das Recht der Gilde erfordert. Endlich 4) ein gewisses gemeinschaftliches Vermögen zu besitzen und zur Beförderung der Rechte, welche die Erlangung und das Recht der Innung erfordern, gewisse Ausgaben zu bestimmen, welche die Gilde- oder Zunftgenossen entrichten müssen, und die nebst andern Gildesachen in einer gemeinschaftlichen Kasse, Gildelade, Kasse aufbewahrt zu werden. In einigen Orten macht man jedoch einen Unterschied zwischen Gilde und Zunft, z. B. in der Mark-Brandenburg scheint Gilde ausdrunder zu kon als Zunft, Innung, Gewert und eine geestliche Innung oder Bruderschaft zu bedeuten. Dagegen nennen sich auch die Kaufmannsgilde, Kammermannschaft u. dergleichen, um sich von andern geringeren Zünften und Handwerkern dadurch zu unterscheiden. Indessen hält man bei Benennung Gilde an andern die den gemeinen Handwerkern, und in dem Amt oder Gewert. Neben der die Gilden der gemeinen Handwerker bezeichnenlich gestrichen werden, und in die Patente für Gewerbe eingeführt werden. Zu läugnen ist es nicht, daß zwanghafte großen Unfug gemacht und zum Theil noch haben, die man groß oder das Recht beschließen muß, 1) Volkswirtschaften und Güte der Arbeiter Fortkommen der Arbeiter selbst u. dergleichen, daß man vor 100 Jahren noch Handwerker hatte. Wenn damals der selbst aber dem Leisten, der Bauer u. dergleichen heute zu Tage die Soldaten u. dergleichen

lein die Unbequemlichkeit und Unvollkommenheit von alle diesem Wesen veranlaßten die Entstehung der Gilden im 12ten Jahrhundert und den ersten diplomatisch gewissen Gildebrief haben die Servandschneider und Krämer zu Hamburg 1252 vom Herzoge Heinrich dem Löwen erhalten.

Gil-Polo (Caspar), ein berühmter Spanischer Dichter, geboren zu B... blüht seiner Herrsch Bibli von l ihr d pa's i e aus t studir Erfolg dem Nach des F Mit in de... Staliend. Zu bedauern ist es, daß er die auf seiner Reise gemachten Bemerkungen nicht durch den Druck bekannt gemacht hat. Seine gelehrten Arbeiten sind, außer einem trefflichen, schon in seiner Jugend geschriebenen Aufsatz, betitelt: *Defence of the study of classical literature*, besonders folgende: 1) *History of ancient Greece, its colonies and conquests u. s. w.*, das selbst Goldsmiths Griechische Geschichte weit übertrifft, wiewohl der Deutsche Uebersetzer zu manchen Berichtigungen Gelegenheit gefunden hat. 2) *View of the reign of Frederik II. of Prussia, with a parallel between that prince and Philipp II. of Macedon*, eine Schri Hof der Verf. besucht hat Achtung ist, die ein Au hegt, und wegen der so jener beiden merkwürdigen Uebersetzungen des Lysias Aristoteles, nebst einer A. Nachrichten lebte Gillies hen theils in einer Pensio in dem Honorar, welche endlich in 200 Pf., welche zu welcher Würde er nach spricht Französisch und D Literatur.

Gimle, nach der Skandinavischen Mythologie ein gegen Mittag am Ende des Himmels gelegener Wohnplatz, die herrlichste unter allen himmlischen Regionen, noch glänzender als die Sonne. Sie wird bestehen, wenn Himmel und Erde vergehen, und die Guten und Gerechten werden darin wohnen durch alle Zeiten.

Giordano (Luca), ein berühmter Maler, geboren zu Neapel im J. 1632, war ein Schüler Espagnolo's, und vereinigte sich mit Peter von Cortona, dem er bei seinen großen Arbeiten half. Paul Veronese war das Vorbild, dem er sich vorzugswelse anschloß. Dessen ungesch-

enschaften und die Rechte studierte, hundert. Er verdankt seinen Ruhm einem Schäferroman, der eine napor ist. Cervantes, als er die t, sondert die Diana des Gil-Polo theilten Büchern ab, und ertheilt ie ist fast in allen Sprachen Euro 1739 neu gedruckt worden.

zu Brechin in der Grafschaft An- es 18. Jahrhunderts geboren. Er lich hier mit vorzüglich glücklichem d das Studium der Moral; außer- Muttersprache sehr angelegen seyn, is der Universität wurde er Führer in Söhne des Grafen Hopeton. in Deutschland zu, und besuchte rühmtesten Städte Frankreichs und

, dessen reis der Königs Parallele mt. 3) thif des i letzten te beste, theils n, und erhält, de. Er Deutsche

act ahnte er die berühmtesten Maler mit einer solchen Vollkommenheit nach, daß selbst Kenner dadurch getäuscht wurden. Man hatte ihm den Namen Luca la presso (Lucas, esse dich) gegeben, entweder weil sein Vater ihn mit diesen Worten anzureiben pflegte, oder wegen der ungläublichen Schnelligkeit, mit welcher er malte. Sein Geist war an Erfindung reich, sein Colorit sanft und harmonisch und sein Pinsel frei und fest; mit der Perspective war er gründlich vertraut. Carl II. von Spanien berief ihn zu sich, um das Escorial zu zieren. Der König und die Königin fanden Vergnügen daran, ihn arbeiten zu sehen,

lichen Porphyrden und wenn Concerto's von ihm in Etch erschienen, Von Charakter war Joannwid sehr heftig und reizbar, und dem Eryl und andern Leidenschaften ohne Mäßen ergeben.

Giotto, dieser berühmte Maler, wurde nach Vasari 1266, nach Poldmann 1265, geboren. Der Sohn eines Bauers in dem Orte Vespignano, war er bestimmt das Vieh zu hüten. Da Einmal ihm ein Hund beobachtet hatte, wie er sich von seinen Schafen auf einer Steinplatte pickete, das er seinen Vater, ihm den Lohn zu überlassen, und nahm ihn mit nach Florenz, wo er ihn in der Malerei unterrichtete. Seine äußerst glücklichen Talagen, besonders die ihm eigenthümliche Grazie, entwickelten sich so schnell, daß er im Kurzen seinen Meister und alle mitleidenden Maler übertraf. Die Kunst verdankt ihm viel wegen seines natürlicheren Faltenwurfs, wegen des Ausdruck, der Reichheit und Grazie in seinen Bildern, hauptsächlich aber, weil er sich zuerst an Verkürzungen wagte, durch welches alles er sich den Namen eines Schülers der Natur erwarb. Zu seinen vorzüglichsten Werken gehöret die berühmte Nothkolln in Rom, in Florenz einige Frescogemälde, unter denen die von Michel-angels und Verones so bewunderter Bestattung ins Grab der Jungfrau sich befinde. Dieser außerordentliche Mann beschäftigte sich aber nicht auf die Malerei allein, sondern auch mit gleichem Eifer die Metall-, Bildhauer- und Baukunst, und war zugleich

Starb im J. 1336

per Wasserstrahlen
den Luft ein hefti
man Girardo ein
gen auf einmal er
gen ausströmen.

Miniatur- und Portraitmaler. Eine Menge Schüler.

aus welchem durch viele Oeffnung
und wegen der darin eingeschloss
Beausen verursachen. Auch nennt
aus welchem eine Menge Kaste
Feuer in admetteladen Richtung

Girardon (Französisch) Bildhauer und Architekt, war im Jahr 1629 in Leres in Champagne geboren und hatte Laurent Mojere zum Lehrer. Nachdem er sich unter Francois Ingwert vervollkommen hatte, erlangte er einen solchen Ruf, daß Ludwig XIV. ihn mit einer Pension von 1000 Thalern nach Rom schickte, um die Meisterwerke alter und neuer Zeit zu studiren. Nach seiner Rückkehr schmückte er in Paris die königlichen Schloßer mit seinen Arbeiten in Marmor und Bronze. Nach Le Brun's Tode übertrug ihm Ludwig XIV. das Amt eines Oberaufsehers aller Bildhauerwerke. Nur der berühmte Putet war mit dieser Wahl unzufrieden, und ging, um nicht von ihm abhängig zu seyn, nach Marseille. Diese beiden Nebenbuhler waren ehner des andern würdig. Putet gab seinen Figuren mehr Ausdruck, Girardon mehr Anmut. Auch zeichnen sich seine Werke durch Correctheit der Zeichnung und Echtheit in der Anordnung aus. Die vorzüglichsten sind: das prächtige Mausoleum des Cardinals Richelieu, sonst in der Kirche der Sorbonne, jetzt in dem Museum des Königs Augustus; die reitende Statue Ludwigs XIV., welche kein Meisterstück war, und am 12. August 1702 untermessen wurde; Endlich in den Gärten von Versailles die Entführung der Proserpina von Pluto, und die herrlichen Gruppen, welche die Bodenquers der Apollodäer u. s. w. zieren. Da Girardon zu beschäftigt war, um seine Marmor selbst bearbeiten zu können, überließ er diesen wesentlichen Theil der Bildhauerei Künstlern, die zwar geschickt, aber doch nicht von den Talenten ihres Meisters waren. Er starb zu Paris den 3. Sept. 1715. Seine Gattin, Gasparine de Chemis, erwarb sich einen Namen als Blumenmalerin.

Giro, eigentlich ein **Kredit**, **Kreditlauf**, eine mehrmals geschehene Indossirung (Uebertragung) eines Wechselbriefts, daher ein solcher von einem Inhaber auf einen Andern indossirter Wechsel ein **girirtes Wechselbrieff**, die Handlung der Uebertragung aber **giriren** heißt; gleich wie jene Person, die einen girirten Wechselbrieff an eine andere indossirt hat, der **Girant**, derjenige aber, an welchen ein solches Indossament gerichtet ist, der **Girat** genannt wird. Ein ausgefülltes **Giro** wird dadurch bewirkt, daß der Girat in dem Giro mit Beifügung des Datums benannt ist, und der Trassat (der Bezogene) mit der Bezahlung an ihn oder dessen Ordre angewiesen wird. Ein **Giro in blanto**, oder ein unausgefülltes **Giro** ist ein solches, wo über dem Namen des Giranten ein leerer Raum gelassen ist, damit der Girat das Giro selbst ausfüllen kann. Der Girat hat dabei den Vortheil, daß er nicht mit in die Reihe der Giranten tritt, und er mithin von der dem Giranten schuldigeren obliegenden Garantie des Wechsels befreit bleibt. Da indeß auch mancher Unterschleif durch **Giro** der Art möglich gemacht wird, so sind sie in vielen Wechselordnungen verboten.

Girobank (Wechselbank oder Depositenbank) ist eine öffentliche Anstalt, worin vornehmlich die Kauf- und Handelsleute unter Verwaltung und Aufsicht sicherer, dazu bestellter Personen, unter Bewahrlung des Staats oder des Landesfürsten, ihr Geld sicher anlegen und jederzeit nach ihrem Belieben darüber disponiren können. Die Bequemlichkeit, welche dergleichen Girobanken gewähren, besteht hauptsächlich darin, daß alle Bankzahlungen durch bloßes Ab- und Zuschreiben von der Rechnung eines Eigenthümers oder Theilhabers an deren Fonds auf die Rechnung eines Andern geschehen, wodurch das Hin- und Herzahlen des Geldes erspart wird. In Europa sind eigentlich nur vier solche Girobanken, nämlich zu Amsterdam, Hamburg, Nürnberg und Venedig. Die Banken zu Danzig, Genua, Kopenhagen, London, Neapel, Paris, Rom, Stockholm und Wien sind von den vier genannten unterschieden, und werden zum Theil auch **Lombarden** (Leihbanken) genannt. Die Banken nehmen keine andern, als gute grobe Münzsorten an, welche daher Bankgeld heißen. Wenn sie vollen Kredit haben, so sind ihre Bankjettel dem baaren Gelde gleich.

, geboren im J. 1760 zu St. Gallen, in, machte von da aus verschiedene Reisen durch Schottland, in verschiedene Gegenden, verwaltete nach seiner Rückkunft im den 17. Mai 1800. Er war ein sehr dichterischer und politischer Schriftsteller, und verarbeitete. Unter den Deutschen war er der ansehnlichsten Chemie einfaches verbreitete. Weniger Werth haben seine

Darstellungen des Bromischen und des Darmischen Systems der praktischen Heilkunde und sein Buch über Kinderkrankheiten. Kant's naturhistorische Ansichten und Sage sammelte und erläuterte er sehr gut. Ueber die Französische Revolution hat er viel drucken lassen. Seine erschienenen Geschichte derselben, so wie sein politisches Journal, deren Hauptcharakter Abhängigkeit an die Sache der Deutschen und des Königsreichs ist, werden noch gelesen und nachgeschlagen werden, wenn die Scurrilösen Jakobinischen Pamphlete gegen ihn längst vergessen sein werden.

Gis bezeichnet im heutigen Tonsetz die neunte Klangstufe zwöl-

schen G und A, und wird für die Ausführung durch ein mit einem α bezeichnetes G angedeutet.

so hob es den Daumen in die Höhe, die entgegengesetzte Bewegung zeigte an, daß er gerettet werden sollte. Gewöhnlich litten sie den Tod mit bewundernswürdiger Standhaftigkeit; oft bot sich der Ueberwunde-

we freiwillig dem letzten Einste dar. Wollte er aber an das Volk appelliren, so hob er zum Zeichen der Hand in die Höhe. Wenn ein Glashieror todt war, so schleppern ihn dazu bestellte Ruesche mit eisernen Haken aus dem Theater durch die Todtenpforte in die Todtenkammern. Der Sieger bekam eine Palme, auch noch eine Palmenkrone. Jedesmalige Sieger wurden vom Richter freigesprochen und bekamen zum Zeichen dieser Freiheit einen Eisd oder dylernes Schwert.

Glas oder Glaris ein Canton der Schweiz, zwischen dem Canton Schwyz und Uri und dem Graubündnerlande gelegen, enthält auf 19 □ M. 19000 Einwohner, weiß reformirter Religion, und ist o. f. drei Seiten von hohen Gebirgen umgeben, und andere gehören, deren Eis und E. NO. Grenze befindet sich der Wallenstäd Ländchens sind Getreide, Obst, Holz, Mineralien, als Schiefer u. s. w. D. Rind, hat 3000 Einwohner, und zählt Webereien, Färbereien, Handel mit K. Glas, nennt man einen durch E

welcher glänzend, spröde, isolirlich und nicht oder weniger durchsichtig ist, auf dem Brache schmelzet, der Einwirkung der Luft, des Wassers, der Säure, und wenn er die gehörige Härte hat, fast allen Aufschlagswürden widersteht, in dem gehörigen Grad der Hitze aber fließend wird. Seine Ursprung nach ist das Glas entweder als ein vulkanisches Produkt in der Natur vorhanden, oder es ist durch Kunst erzeugt; seiner Mischung nach ist es entweder einfach oder zusammengesetzt. Nach Verschiedenheit der Mischung ist das Glas in Rücksicht der Schmelzbarkeit, Durchsichtigkeit und Luftbarkeit verschieden. Man theilt die Gläser in Hinsicht ihrer Durchsichtigkeit in vollkommen und unvollkommen durchsichtig. Jene entstehen durch eine völlige Auflösung und Schmelzung der Theile, aus denen das Glas zusammengesetzt ist, diese hingegen durch die Einmischung solcher Theile, welche entweder, wie bei dem Email und einigen Porcellanarten geschieht, wegen des zu geringen Grades der Hitze, der angewendet wird, oder wegen ihrer Erweichbarkeit nicht völlig aufgeschmolzen und daher nicht genug mit der ganzen Masse vermischt werden können. Die erdigen Gläser sind die Schwerflüchtigen, die salzigen dagegen sind sogar im Wasser und verschiedene metallische in Säuren auflöslich. Das gemeine Glas, welches aus Kieselerde und Kalksalze bereitet wird, löst sich in der Flußsäure auf. Wann, wie und durch wen die Kunst, Glas zu machen, erfunden wurde, ist nicht mit Gewißheit zu erörtern. Plinius erzählt, daß Phöniciische Kaufleute, welche Salzpetre geladen hatten, in der Meerend von Sidon, am sandigen Ufer eines Flusses, sich ein Wirtshaus bereiten wollten, und da sie keine Steine fanden, um den Kessel über das Feuer zu setzen, sich dazu einiger groben Erde Salzpetre bedienten. Der Salzpetre geriet in Brand, vermischte sich mit dem feinen Sande, und jetzte, als die Flamme erlosch, eine durchsichtige Masse, welche auf die Bereitung des Glases führte. Gewiß ist es, daß die Glasmacherkunst in das hohe Alterthum hinaufreicht, und daß die Sidonier und Aegyptier frühe Glas bereiteten. Als die Römer Aegypten eroberten, kam diese Kunst nach Italien, von wo sie sich weiter verbreitete, doch zeigen die in Herculanum gefundenen Ueberbleibsel, daß man es hier zu keiner Vollkommenheit gebracht hatte. Der vornehmste Eosch des gemeinen Glases ist die Kieselerde, welche die Natur in dem Bergkrysal als das vollkommenste Glas darstellt. Am oder die

e strengflüssige Erde schmelzbarer zu machen, setzt man Salze hinzu, und zwar besonders Laugensalze. Die übrigen Zusätze sind nicht wesentlich, und dienen nur zur Erleichterung der Arbeit und zur Verbesserung des Glases. Von der Reinheit der Kieselerde und der Güte- und gehörigen Mischung der übrigen Theile, welche die Composition zum Glase ausmachen, hängen die Eigenschaften desselben ab. Es gibt vorämlich zwei Arten des gemeinen Glases, wovon die eine grün, die andere weiß von Farbe ist. Letzteres ist das bessere und besteht aus einem Theile Kieselerde, aus Pottasche und einem Zusätze von Braunstein, welcher letztere es noch mehr reinigt. Auch setzt man etwas Kreide hinzu, um die Weiche zu erhöhen, und etwas Arsenik, um den Fluß zu befördern. Die Werkstatt, wo Glas verfertigt wird, heißt Glashütte. Das Verfahren dabei beruht auf folgenden Punkten. Das Gemisch von Sand, Kieselerde und Asche, welche das erforderliche Laugensalz enthalten muß, wird in einem besonders dazu eingerichteten Ofen calcinirt, um beide Bestandtheile desto genauer mit einander zu verbinden. Aus dem Calcinierten bringt man es noch glühend in den Schmelzofen in thönernen Gefäßen, die dem Feuer widerstehen. Bestand die Kieselerde nicht aus feinem Sande, sondern aus Quarzstücken oder Bergkrystallen, so wird sie vor dem Einbringen in den Schmelzofen in feineren Mörtern zerstoßen. Nach 24 bis 36 Stunden ist gewöhnlich die Masse geschmolzen, und heißt in diesem Zustande Fritte. Wenn man mit einem Schaumlöffel die Glasgalle, d. i. den auf der Fritte schwimmenden Schaum abgenommen hat, so fängt der Glasblaser seine Arbeit an. Zu dem Ende sind in dem Schmelzofen fensterähnliche Oeffnungen, durch welche man zu den mit Fritte angefüllten Schmelzgefäßen kommen kann. Der Glasblaser steckt ein eisernes Rohr, die Pfeife genannt, welches unten einen hohlen Knopf und oben ein hölzernes Mundstück hat, durch welche Oeffnungen, nimmt mit der Kugel so viel Fritte auf, als zu seinem Zwecke nöthig ist, und bläst daraus eine hohle Kugel, aus welcher er durch Schwenken in der Luft, mittelst einer Scheere und anderer Werkzeuge, allerlei Gefäße von beliebiger Form bildet. Zum Umbilden der Kugel bleibt Zeit genug, da die Masse nicht gleich erkaltet; sollte dies aber auch geschehen, so bringt sie der Arbeiter mit der Pfeife wieder in den Ofen, wo sie bald wieder so weich wird, daß er sie nach Gefallen formen kann. Auf diese Art werden alle gläsernen Gefäße verfertigt. Selbst die Glastafeln, welche zu Fensterscheiben gebraucht werden, bläst man meist in Cylindern, breitet sie dann auf dem Boden eines besondern Ofens, welcher Streckofen heißt, platt aus, und läßt sie erkalten. Es werden aber auch Scheiben in Formen gebildet. Da aber die geformten Glasgefäße, wenn sie auf ein Mal erkalten, zu spröde und folglich noch zerbrechlicher werden würden, so bringt man sie in thönernen Formen, welche in den Kühlöfen gesetzt werden. Hier erkalten sie bei einem mäßigen und nach und nach abnehmenden Grade der Hitze. Besonderer Arbeiten bedürfen die Spiegel. Nur kleinere werden wie Tafelscheiben geblasen; größere hingegen gegossen. Dies geschieht, indem man die Fritte auf eine Metallplatte ausgießt, über welche dann eine erwärmte metallene Walze hingerollt wird. Hierauf setzt man die gegossene Tafel in den Kühlöfen, sodann in ein dunkles Zimmer, wo sie so gestellt wird, daß man sehen kann, ob sich Bläschen in der Platte befinden. Ist dies der Fall, so wird sie zu kleinen Spiegeln zerschnitten, ist sie aber ganz rein ausgefallen, so liefert sie einen großen Spiegel, der verhältnißmäßig viel theurer ist als ein kleinerer. Alle gegossene Spiegelplatten sind mehr oder weniger uneben, und müs-

fen daher geschliffen werden. Dies geschieht, indem man sie mit feinem Sande oder Schmergel bestreut und eine andere gleich große Glasplatte, entweder mittelst eines Rühlwerks oder mit den Händen, darauf hin und her bewegt. Alsdann geht man zur Politur fort. Diese zu geben wird die obere Tafel abgenommen und an ihre Stelle ein mit Filz oder wollenem Tuch überzogenes Bret gelegt, welches mit fein geriebenem Bolus, dann mit geschlämmten Tripel und endlich mit Zinnasche bestreut und bis die gehörige Politur erfolgt ist, über der Spiegelplatte hin und her gezogen wird. Der Rand oder die Façette wird von Glas Schleifern nachgeschliffen. Dann wird, um den Spiegel zu vollenden, die Zinnfolie aufgelegt, welches auf folgende Weise geschieht. Die Zinnfolie (Stanniel) d. i. eine dünne geebnete Zinnplatte wird auf einen glatten steinernen Tisch gelegt und mit Quecksilber übergossen, welches sich mit dem Zinne vermischt; dann wird die Spiegelplatte behutsam darüber gelegt und mit hinlänglichem Gewichte beschwert. Binnen 24 Stunden ist das in Quecksilber aufgelöste Zinn an der Glasplatte angetrocknet, und so der Spiegeel vollendet. Die Spiegel werden übrigens

in eigenen Manufacturen verfertigt. Die waren im Venetianischen, wo aber noch en. In Frankreich erfand man nachher durch man viel größere Spiegel zu liefern je gibt es dergleichen Spiegelgirkereien in in Sachsen, im Brandenburgischen und erwähnen wir der farbigen Gläser, welche d unter andern auch zur Verfertigung der werden.

erstand lange die Bereitung des Glases, eben. Die rländer hat ersehte gar fe rweber mit it einem be ; im Winter, sie mit ge bedenkten sie rn sehr fei ist überzogen Folge aber Auch vers r der Thie

itten zu verarbeiten, womit sie ihre Fen

bes Glases, welcher nach der Beschreibung nichts anders, als das blät

vornehme Personen it dünngeschliffenen in der Villa von Erdbeben versank, den schon damals r schließen wollen, von Tours, woraus kirchen Fenster von man sich anfangs ren Horns, in Del ältesten noch, vor Jahrhundert, und nen noch von dem welches der Abt Gu rufführen ließ. Gu nd unter das Glas m das Jahr 1458

rechnet es Aeneas Sylvius noch zur größten Pracht, die er in Wien fand, daß die meisten Häuser Glasfenster hatten. Felibien sagt, daß man z. B. seiner Zeit, d. i. gegen 1490, in Italien die runden Glasscheiben in die Fenster einzusetzen gewohnt gewesen sey. Dagegen hatten in Frankreich im sechzehnten Jahrhundert zwar alle Kirchen, aber noch wenig Wohnhäuser Glasfenster.

Glabgalle, ist eine auf der flüssigen Glasmasse wie ein Fett oder Schaum obenauf schwimmende Materie. (s. Glas.) Sie wird

Haar, Ruffische Leinwand, Fuch, Meer, Weizen; aus Irland, Häute, Korn, getrocknetes Ochsenfleisch, Butter, Wehl; aus Portugal, Seamen und Frankreich vornehmlich Weine. Die Fabrikart von Glasgow waren Persis, Tartan oder Plaids und etwas grobe Leinwand. Von 1725 an wurde Leinwand der Stapel von Glasgow und beschäfftigte überhaupt den westlichen Theil von Schottland. Als aber die Irlandsche Leinwand den Vorzug erhielt, verwehrete sich die Nachfrage nach baumwollenen Artikeln, und im Jahr 1805 exportirte der Clydefluß 321965 Pards Leinwand und 2469760 Pards baumwollene Zeug. In der Stadt und umliegenden Gegend wurde schon im J. 1791 auf mehr als 15000 Ruchlöden gearbeitet, welche 135000 Personen beschäftigten; und diese Zahl hat noch beträchtlich zugenommen. Die berühmte Glasgower Univerfität besitzt verschiedene kostbare Römische Alterthümer, eine schöne Bibliothek und einen ansehnlichen Vorrath von astronomischen und physikalischen Instrumenten. Der Hafen der Stadt heißt Newport-Glasgow; im J. 1778 wurde ein Canal angelegt.

Glasporzellan, auch nach dem Erfinder Reaumursches Porzellan, ist Glas, an dessen gewisses grünes Glas, welches man in einer irdenen Kayel ganz und gar mit einer Mischung von feinem Sande und sehr geriebenem Buxe oder auch nur mit einem von beiden, selbst auch nur mit Kalk oder Kreide umgeben dem Feuer des Zypsrofens so lange, als gemeine Zypsgefäße drehen müssen, ausgekehrt, und dadurch in eine milchweiße, mehr oder weniger ins bläuliche fallende porzellanartige Masse verwandelt hat.

Glasschleifen. Diese Operation geschieht, indem man durch Hilfe gewisser, nach verschiedenen Modellen nodigerundeter, messingenen oder kupfernen Schüsseln und vermittelst des Sandes, Tripels und fein geriebenen Schwiegels, den man auf die Schärfe eines an einer Stelle befestigten kupfernen Rädchens streicht, allerhand Figuren, Wappen, Schriften u. dgl. ins Glas schneidet und was durchschneiden oder glätten soll mit einem eisernen Rade polirt. Man vermutet, daß das Glasschleifen im zwölften und dreizehnten Jahrhundert aufgefunden sey, als man anfing, Brillen zu machen, zu denen geschliffene Gläser nöthig waren.

Glasur 1
kann dadurch
den hineingegol
kann dazu alle
verglasen als E
litenscheib, 3
Eisenstafranz; u
Schmalte und

unter einander gerieben; zu Glas geschmolzen, in Kuchen gegossen und dann zum Glasurten verbraucht. Nach aus einer Mischung von feinem Sande, Glasasche, Holzasche und Küchensalz, welches alles man in einem Kessel zerreiben läßt, kann man eine gute Glasur bereiten. Die Glasur aus Steinglätte kann unter gewissen Umständen sehr schädlich werden, und ist um so mehr zu vermeiden, da man in neuern Zeiten mehrere Zusammensetzungen völlig bleifreyer Glasuren erfunden hat. Ungeschramte Waaren werden mit Thomwasser befeuchtet, und denn nur mit dem Glasurpulver bestrich, welches man die trockene Glasur nennt; gebrannte Waaren aber werden mit nasser Glasur überzogen, indem man das Gefäß entweder in die Glasurmasse eintaucht oder die Glasur mit einem Pinsel aufspritzt.

ug auf irdenen Gefäßen, um
d zu verhindern, daß sie von
durchdrungen werden. Man
en nehmen, welche im Feuer
Glas, Glätte, Asche, Neapoli
glas, Ochererde, Kupferocher,
ron, mit Weinige gelb, mit
gefärbt. Alles dieß wird fein

Glätte, Glette oder Bleiglätte ist ein zu Schlacken calcinirtes Blei. Es ist entweder natürlich, welches man in der Erde, jedoch nur selten findet, oder künstlich, welches durchs Feuer bereitet wird, wenn man Gold und Silber durch Blei reinigt. Wird die Glätte durch starkes Feuer goldgelb und röhlich, so heißt sie Goldglätte, wird sie aber bleichgelb oder weiß, so heißt sie Silberglätte. Man braucht sie in der Heilkunde äußerlich zum Abheilen und Köhlen; aber ein strafbarer Mißbrauch ist es, sich ihrer zur Verfälschung der Weine zu bedienen, da sie innerlich ein unfehlbares und langsam wirkendes Gift ist, und zugleich sehr schmerzhaftige Zufälle, besonders die sogenannte Bleikolik, verursacht.

Glätteis, entsteht, wenn nach heftigem Froste Thauwetter mit einem gelinden Regen oder sogenanntem Rafniedergehen eintritt, und besteht in einer dünnen glatten Eisschicht, welche das Steinpflaster und überhaupt jeden Weg übersieht. Die Entstehung dieses Phänomens hat folgenden Grund. Die atmosphärische Luft nimmt, wenn das Thauwetter eintritt, die durch Winde herbeigeführte Wärme zuerst an, das Steinpflaster und der hartgefrorene Erdboden dagegen erst später. Während also die Luft schon über dem Gefrierpunkt erwärmt ist und den Regen in Tropfen herabfallen läßt, ist der Erdboden noch so kalt, daß das Wasser, welches mit ihm in Berührung kommt, seinen Wärmestoff an ihn verliert und zu Eis einige Zeit über die noch schwachmächtig, so viel Wärmestoff, und dann kann kein Glätteis

die erwärmte Luft erst reichen, so setzt sie all- sie ebenfalls aufthaut,

Glaube, der; ist ein sich zureichenden d. h. auf so fahrung, in der Kenntniß | menschlichen Vernunft gegeb

Das Uebersinnliche, auch das, was nicht in der Erfahrung erscheint, für wahr zu halten. Wesentlich ist der Glaube von dem Meinen wie von dem Wissen verschieden; denn das Meinen ist ein Fürwahrhalten ohne zureichende Gründe, das Wissen aber ist ein Fürwahrhalten aus zureichenden Gründen, welche auf der Erfahrung, auf dem Zeuge

en, welches auf subject, die nicht in der Er- n in Bedürfnissen der Menschen nöthigen auch

e, daß der Comet der Verkündiger weiß, daß eine Stadt Namens Gott die Welt regiert und daß Treffend hat ein heil. Schriftstel- Hebräer, (Kap. XI, V. V.) dem en: Es ist aber der Glaube sen, das man hoffet und in nicht siehet. Die eigentli- ligen. Durch die Summe können tes und dem Walten der Vorsee- der menschlichen Seele überzeugen, Erfahrung. Die Bedürfnisse der n Erklärungsgrund von dem Da- Welt zu finden und das Bedürf- nes Sieges des Guten und eines thigt den Menschen, den religiö- thigt ihn, Gott, Vorsehung und n. Darum wird die religiöse We- mt und ihm der Unglaube d. h. gengeßet, der nur das, was sich

auf das Zeugniß der Sinne gründet, für wahr hält und die übernatürlichen Ideen der Gottheit, der Vorsehung und der Unsterblichkeit als Wahre und Selbstthätigkeit betrachtet. Zuweilen wird das Wort Glaube noch adiectiv von dem, was geglaubt wird, gebraucht, und in diesem Sinne nimmt man dieses Wort, wenn man von dem christlichen Glauben oder von dem Glauben dieser oder jener kirchlichen Gesellschaft redet.

Glaubensbild heißt das Bekenntniß, welches alle Bischöfe in der katholischen Kirche bei der Uebernahme ihres Amtes und auch weltliche Personen, welche von andern Religionspartien zu dieser Kirche übergeben, kirchlich ablegen und üblich beschließen müssen. Die Formel dieses Bekenntnisses ist in den Ländern, welche die Lehrlinge der Tridentinischen Kirchenversammlung ohne Einschränkung angenommen haben, ganz dieselbe, wie sie Paph. Pius IV. nach den Beschlüssen dieses Conciliums abgefaßt und vorgeschrieben hat, und, weil sie besonders zur Unterzeichnung der Hofeiferer des Papstes und zur Unterwürfigkeit gegen ihn verpflichtete, wurden an verschiedenes Orter geordnet, das, in Folge der Reformation durch eine freiere Politik der Fürsten gesunken, Ansehen und Wirkung der Gewissen an die Hierarchie aufrecht zu erhalten (insbesonders die Annahme des hierarchischen Grundgesetzes Conciliums, daher auch der Glaubensbild für die eigentümliche Modificationen erhielt. Mit dem belgischen französischen Reichthum geforderten Concilium gelangte derselbe in sich aber durchaus nicht nationaler Preussischer unterworfen werden, entgegen

sich viele andere freier denkende dieser Collision des Gewissens durch Auswanderung oder Niederlegung ihrer geistlichen Amtes. Die Belarthen und Lämischer Bischöfe hielten sich auf Befehl des heiligen Papstes Pius VII. dadurch, daß sie den Bürgerkrieg zwar zuzuschauen, aber schwören, nichts zu thun, was gegen die französische Constitution wäre, und das Concordat vom 18. Juli 1801, trotz auch in diesem Punkte einen Widerstand, bei dem die russisch-bischoflichen Preussischer mit ihrem Gewissen beschaffen zu können glauben.

Glaubensnorm, ist die Vorschrift oder Regel des Glaubens, die einem Volke oder den Gliedern einer Kirche gegeben wird, damit alle sich daran halten und darnach richten können. Fast jede Religionspartei hat gewisse öffentlich autorisirte Bücher (s. den Art. Symbolische Bücher), in denen ihre Glaubensbekenntnisse die ihr für solche Zeiten zur Glaubensnorm dienen oder mindern Uebersetzung mit dieser Rechthabigkeit der Gewissensbildung zu wissen, lösen ebendies an dem Buchstaben der öffentlichen hangen, desto leichter war es, in den Verdacht der Irthümer zu kommen. Indes hat der Geist der 3ten Philosophie sich durch dergleichen Extrempassung nicht binden lassen und es ist mehr als hundertmal die Kirche selbst behauptet worden, die menschliche Erfahrung von Zeit zu Zeit einer Uebersetzung unterworfen werden müssen weil sie den Gemüthern Einheiten und veränderlichen Begriffen einen erkennbaren ganz unüberwindlichen Glaubensbild; Ob nun gleich die katholischen Bücher der öffentlichen Aufsicht stehen und oft, als kein Echi

an dem abjudauern, so dürfen sich die protestantischen Länder doch keineswegs darüber beschweren, daß ihnen in etwas als Glaubenszwang ausgesetzt worden wäre, was wider die Uebersetzung eines echten Protestanten ist. Dagegen wurde die Freiheit der Gewissen in den Ländern, wo die katholische Kirche herrscht, durch Edikte, geheime Machinationen und öffentliche Gewaltthaten oftmals sehr getrübet, und man kann allerdings behaupten, daß, so lange die Inquisition bestand, in Spanien und Portugal und unter Ludwig XIV. in Frankreich der intoleranteste Glaubenszwang Statt gefunden habe. Die Könige wollten auf Anrath des katholischen Clerus alle ihre Unterthanen, auch die Nichtkatholischen ohne Rücksicht auf ihre widerstrebende Uebersetzung zur Annahme des katholischen Glaubens zwingen. In Ungarn, Böhmen und Oesterreich hat es vor Joseph II. ebenfalls nicht an Versuchen dieser Art gefehlet und die Protestanten haben es in diesen Ländern durch mancherlei Bedrückungen fühlen müssen, daß sie sich nicht zwingen lassen wollten. Jetzt sind alle diese Verordnungen milder geworden.

In diesen Ländern geht, wo eine Kirche vorgezogen ist, nur geduldet werden; so kennt doch das Verbot eines direkten obrigkeitlichen Zwangs und der religiösen Uebersetzung.

L., ein trübseliger Geist, der aber seine Lebenszeit, wo er im J. 1663 im hohen Alter starb, an Uebersetzung wandlung ungrachtet, um die Arbeit. Ihm verdankt man die bessere Ein-

weisung von Eisen, von Abdichtung mehrerer chemischen Arbeiten, die Bereitung des rauchenden Salpetersalzes durch Dierwald, und das, nach seinem Namen genannt, Glaubersalz (eigentlich Sodawirresalz) das er zufällig fand, als er Kochsalz vermittelst des Dierwalds zerlegte, um die rauchende Salzsäure zu beschaffen. Das Rückstand dieser Destillation war eine feste Salzmasse, die ein kristallinisches Aussehen hatte. Wegen seiner seltneren Eigenschaften nannte man es auch Wundersalz. Es wird hier und da in der Natur gefunden, größtentheils aber durch die Kunst verfertigt, und ist ein Dierwalds, das aus 50 Theilen Wasser, 19 Theilen Dierwalds und 33 Theilen mineralischem Alkali besteht, in großen plattgedrückten, sechsseitigen Säulen ansetzt und einen bittern süßlichen Geschmack hat. In trockener Luft zerfällt es in einem wechselluftigen Pulver mit 50 von 100 Theilen Luft an Gewicht, doch mit Erhaltung seiner Kraft, die vermehrt die Salze verstärkt ist. In dieser Weise kann man es im Sommer, mit Wasser angefeuchtet, zur Abdichtung des Sturants benutzen.

Glaubers. Glaubers ist die Hauptstadt der Grafschaft Ebnberg im Erzbergischen Kreise des Staates Carinthien, und die Residenz eines Landesverwalters, der sich der Besorgung der Regierung und anderer Collegien der Grafschaft. Man zählt 700 Häuser und 4000 Einwohner, von denen viele wollenes und baumwollenes Zeug und Leinwand verfertigt wird.

Glaucus, ein Fischer und Ancheron in Boetien, der nicht lange vor Hesiodus unter die Volksgötter aufgenommen wurde. Etwas Namen (blau) gemäß, scheint ihm gleich Anfangs ein blaueschwanziges Fische mit einem Fischschwanz geworden zu sein, und als Dämon wurde ihm auch die Gabe der Prophezeiung beigelegt, daher Lucius und Apollon den Argonauten am wichtigsten Besuche weisungen läßt:

Jetzt erschien nun Glaucus, der seltsamen Weg' enttauchend,
Ein vorkundiger Deuter, befehlt vom göttlichen Patros;

Hoch empor sein zottiges Haupt und den Bufen erhob er,
Bis zu den Hüften hinauf —

Und Ovid beschreibt ihn folgendermaßen:

Jetzt erschien mir zuerst sein Bart von dunkler Bräune,
Und dies hangende Haar, das lang die Welle durchsegt,
Auch die bläulichen Arme, zugleich die gewaltigen Schultern,
Und die Schenkel gekrümmt zum flüssigen Schweife des Fisches.

Ein anderer Glaucus war der Sohn des Minos und der Pasiphae. Als Knabe fiel er einst beim Ballspiel in ein Honigfaß, und fand darin seinen Tod. Nachdem man ihn lang vergebens gesucht hatte, befragte man das Orakel, welches die Antwort ertheilte, daß derjenige ihn finden und beleben würde, der die Gestalt der unter des Minos Herde befindlichen dreifarbigigen Kuh am besten nachahmen könne. Polydorus, des Abromis Sohn, löste den Orakelspruch und fand den Knaben. Da er ihn aber nicht zu beleben vermochte, ließ Minos ihn mit seines Sohnes Leichnam in das Begräbniß sperren. Hier sah Polydorus eine Schlange zu dem Knaben kriechen, die er mit einem Steine tdtete; bald kam eine zweite, die beim Anblick der getdteten Schlange zurückfroh, ein Kraut holte, und sie damit wieder lebendig machte. Desselben Mittels bediente sich Polydorus, und so brachte er den Glaucus ins Leben zurück. Nach andern war es Aesculap, der den Glaucus wieder lebendig machte.

Er in der neuern Geschichte als einer der republik merkwürdig gewordene Mann, geboren, wo er, nachdem er beide Aeltern hatte, seine erste Bildung empfing. Seine Arbeiten und das Zusammenreffen bei dem Könige von Polen, Stanislaus 1763, den Thron bestieg, den Jüngling verliebte. Glayre gewann den Beifall des Gesandtschafts-Secretär nach Petersburg, welcher zum accredittirten Minister bei der vierzigsten Posten nahm er in jenem merkwürdig in Wien, Berlin und Petersburg die vorbereitete, und ward nach seiner Rückkehr zu den Diensten zufrieden war, zum wirklichen. Zwanzig Jahre diente er in dieser Position, welche auf dem Reichstage vom Reich die Ertheilung des Polnischen Indulgenz hatte nur darum in Polen ein Waterland desselben desto schmerzlicher zu fühlen. In das einst furchtbare Reich eines Theils daß eine der zu Hilfe gerufenen Mächte hätte. Glayre rieth dem unglücklichen die er nicht ohne Schmach länger tragen er Unterthor hinderten diesen Schritt, in die Ufer des Lemanersees zurückkehrte, von seinem gütigen und unglücklichen Kaiser Katharina und Joseph in Woblow Stanislaus, allen Vorstellungen Glayre's beifolgte, erbat und erhielt er die Erlaubnis zu dürfen. Hier verheirathete er sich dortan von den Höfen entfernt zu leben.

Auf die Einladung des Königs übernahm er indes noch ein Mal die Stelle seines Ministers in Paris und kehrte nach Beendigung der Geschäfte zu seiner Familie zurück, in deren Schoos er als glücklicher Vater und Gatte jener Heiterkeit des Gemüths genoss, welche das Gefühl redlich erfüllter Pflichten gewährt. Unterdeß fing der verderbliche Einfluß der Französischen Revolution an, sich auch in Helvetiens glücklichen Kantonen zu äußern. Weit entfernt die unaufhaltsam vorschreitende Staatsumwälzung zu befördern, wagte Glanre eben so wenig sie hemmen zu wollen. Er glaubte damals dieselbe nicht unausbleiblich nothwendig für die Gesamtheit Helvetiens und hielt sie im Waadtlande, ohne förmliche Einmischung Frankreichs, für unnüßlich. Sobald ihm aber die Erscheinung der Armeé Menard's an den Gränzen der Waadt und der Beschluß des Französischen Directoriums, welcher die Insurgenten unter Frankreichs besondern Schutz stellte, die Binde von den Augen genommen, und die Staatsumwälzung einmal begonnen hatte, ward sein unwandelbarer Grundsatz, sie aufrecht zu halten; und da sein heimatlicher Kanton ihr seine Befreiung von der Unterthanenschaft dankte, hielt er für Pflicht ihr Vertheidiger zu werden. Um die Leitung der Revolution aber den Demagogen, welche unter dem Titel Vereinigungsclubb obrigkeitliches Ansehn übten, und verwegne Anklagen und blutdürstige Grundsätze von ihren Rednerbühnen erschallen ließen, zu entreißen, rieth Glanre am 7. Januar 1798, daß die Obrigkeit von Lausanne die Beschwerden des Waadtländischen Volks von sich aus der Regierung von Bern übergeben solle. Man folgte diesem Rath und die Staatsveränderung nahm einen regelmäßigen Gang. Das Waadtland erklärte sich für souverain, und nahm einstweilen die neuhelvetische

April 1798 hatte sich endlich die gesetzgebende in Aarau constituirt. Man wählte das Di-

t

b

n

b

,

n

n

j

j

Schweiz auszuwirken; all
er noch, als die Frage z
sianer Staat oder ein Be

Helvetio, worin er die Vortheile des Einheitsystems darthat. Da er aber auch hier seine Wünsche fürs Vaterland bereitet sah, zog er für immer den Staatsgeschäften die schöne Einsamkeit seines Gutes zu Rommanotier vor, und nahm nach Wiedereinführung des Föderalismus von allen ihm angebotenen Aemtern nur die Repräsentation des Kreises an, in welchem seine Besitzungen liegen.

Gleichen (Eryst oder nach andern Ludwig Graf von) aus einem ebendem sehr berühmten, jetzt aber erloschenen Deutschen Geschlechte, folgte dem heiligen Kreuze nach Palästina, focht wider die Türken und fiel in Gefangenschaft. Eines Tages, so erzählt die Sage, erblickte ihn

auf einem Spaziergang, als der Unglückliche am Weg arbeitete, Tochter des Sultans, und von Mitleid und Liebe gerührt, versprach sie, ihn zu befreien und sein Schicksal zu theilen, wenn er sie zum Weibe nehmen und mit ihr entfliehen wolle. Vergebens wendete er ihr ein, daß er daheim Weib und Kinder habe. Die an die Sitte ihres Volkes gewohnte Fürstin findet darin kein Hinderniß ihrer Liebe. Sie entfliehen, gehen zu Schiffe und erreichen glücklich Venedig. Hier vernimmt der Graf, daß seine Gemahlin und seine Kinder leben und mit Sehnsucht seiner harren; er eilt nach Rom und erhält vom Papst, nachdem die Türkin die Taufe empfangen, die Erlaubniß, beide Gemahlinnen behalten zu dürfen, mit denen er fortan in glücklicher Eintracht lebt; denn auch seine frühere Gattin willigte drein, das Herz ihres Gemahls mit derjenigen zu theilen, ohne deren Hilfe er auf immer für sie verloren gewesen. Historische Untersuchungen über die Geschichte findet man in Galetti's Thüringischer Geschichte und in einer kleinen Schrift des gelehrten Prälaten Placidus Muth. Das Grabmal des Grafen, an welchem er mit beiden Gemahlinnen abgebildet ist, zeigt man noch heute in der ehemaligen Benedictinerkirche auf dem Petersberge zu Erfurt.

Gleicher, s. Aequator.

Gleichgewicht, ist der Ruhestand, welcher erfolgt, wenn zu oder mehr Kräfte einander dergestalt entgegenwirken, daß jede Bewegung dadurch aufgehoben wird. Die Lehre von dem Gleichgewicht der Kräfte, welche auf feste Körper wirken, wird die Statik, die aber vom Gleichgewichte der auf Flüssigkeiten wirkenden Kräfte die Hydrostatik genannt. Das Hauptgesetz der Statik, worauf die ganze Wissenschaft beruht, ist der Satz: Wenn zwei gleich große Kräfte gleicher Zeit auf einen Körper nach gerade entgegengesetzten Richtungen wirken, so muß der Körper ruhen, oder die beiden Kräfte befinden sich im Gleichgewichte. Wirken mehr als zwei Kräfte auf einem Körper, lassen sich zwei derselben nach den Gesetzen der Zusammensetzung der Kräfte in eine einzige vereinigen, welche nun eine andere Größe und Richtung hat. Setzt man diese mit einer dritten Kraft zusammen, entsteht wiederum eine neue, die man als die Summe aller drei zusammengesetzten annehmen kann; diese kann man mit einer vierten zusammensetzen u. s. f., bis zuletzt nur eine einzige übrig bleibt.

Gleichgewicht (Balancement, Equilibre, Ponderation) kommt auch in den bildenden Künsten vor, da dieselben, um der Naturmacht willen, eine beständige Rücksicht auf die Gesetze der Physik und Mathematik nehmen müssen. Leonardo da Vinci in seiner Abhandlung über die Malerei theilt dieses Gleichgewicht in das einfache und zusammengesetzte ein, und versteht unter jenem das Gleichgewicht einer Figur, insofern es bloß durch die eigne Stellung oder Bewegung derselben, unter diesem aber das, welches durch eine fremde Schwere oder Last bewirkt wird, z. B. bei dem, der mit einem andern ringt, einträgt oder hebt. Es kann keine Frage seyn, ob der Künstler hierbei der größten mathematischen Genauigkeit den jedesmaligen Schwerpunkt auffuchen müsse. Man gebraucht aber den Ausdruck Gleichgewicht in Beziehung auf bildende Künste auch noch in einer andern Bedeutung und versteht darunter eine solche Zusammensetzung, in welcher jede Ecke des Tableau ungefähr gleich viel Figuren oder Masse enthält, so nicht die eine etwa überfüllt, die andere leer wäre. Es springt in Augen, daß der Grund dieser Anforderung nicht in einer hier abthätigen Beobachtung der Gesetze der Physik und Mathematik liegen könne, sondern bloß ästhetisch sey, und in dem Wohlgefallen liege, welche das

ge an jeder Symmetrie hat. So nöthig es nun aber auch ist, auf diese Rücksicht zu nehmen, so nöthig ist es von der andern Seite, es nicht damit zu übertreiben; denn man kann dadurch in Monotonie, Steifheit und Peinlichkeit verfallen. Mengß verlangt deshalb mit gutem Grund,

was, wie denn auch bei der steten Eifersucht zwischen Frankreich und Oesterreich Baiern ein bedeutendes Uebergewicht in der Schale der Fürsten zur Atterung des Gleichgewichtes abgab, wofür damals die Seemächte und der Norden Europas, besonders Rußland noch keinen Sinn hatten. Kurz, unter Ludwig XIV. erhielt das System des Gleichgewichtes seine letzte endliche Ausbildung, als das übrige Europa nur zu sehr die Nothwendigkeit einsah, jener wachsenden Uebermacht ein Gegengewicht immer mehr entgegenzusetzen zu müssen. Friedrich der Große, der Geist, der zuletzt Deutschland und von da aus ganz Europa zu durchdringen verstand, glaubte es durch Einen Fürstenbund zu retten, doch es wurde durch den, schon in seinem letzten Athemzügen sich verwandelnden Geist der Zeit verschlungen, obgleich noch vorher Rußland unter Peter dem Großen die hohe Bedeutung zu verstehen begonnen hatte. Der Norden konnte nun, im Jahr, den Süden nicht retten, so wenig wie die Idee eingienformation auf die können, da zur Erhaltung d können. Wie U ren ungeheuern aufse gegründete eine stets rege U entspringende, in genbündnisse, b seit der Staaten und 3) die Erhaltung des Befähls vom Verib des Selbstständigkeit überhaupt, und Erhebung der Politik über den platten Egoismus. Allein es trug den Stoff zu seiner Vernichtung in sich selbst, als man seinen innern wahren Geist theilte, als man es auf Grundsätze der Statistik reducirt und die Machtgleichheit an die Stelle des gleichen Rechtes setzte. Da wurde die Moral geädert durch die Politik, und ein despotisches sogenanntes Föderatio-System trat in Europa an die Stelle des Systems des Gleichgewichtes. Die glücklichen Kriege, welche die Franzosen am Ende des achtzehnten Jahrhunderts führten, und die energische und ehrgeizige Art, womit Napoleon die Vortheile, die dieselben gewährt hatten, zu benutzen mußte, machten dem Gleichgewichte der Macht unter den europäischen Staaten ein Ende, und es trat, seit dem Friedensverträgen von Preßburg und Tilsit, ein System der Präponderanz ein, welches darin bestand, daß Frankreich der Centralkörper in dem Organismus der Continentalstaaten, die letztern aber die Rinde seyn sollten, die sich um denselben bewegten, und daß an die Stelle des bisherigen Verhältnisses der Coordination ein Verhältniß der Subordination kam, in welchem eigentliche Selbstständigkeit nur in dem Einen zu finden war, der an Macht alle übrigen überzog. Wenn nun dieses System gleich nicht zu seiner Vollendung kam, so entwickelte es sich doch durch das Waffenglück Napoleons immer mehr, und es wurde für die Völker un- ausprechlich drückend. Die Ereignisse von 1812 — 14 machten aber demselben ein Ende, und der Pariser Friede vom letzten Jahre setzte Frankreich wieder in seine alte Gränzen zurück, nachdem vorher schon durch Napoleons Thronentsagung alle aus seiner Persönlichkeit hervorgehenden Besorgnisse in dieser Beziehung beseitigt worden waren. Die Mächte, durch welche dieses große Werk ausgeführt worden, hat-

ten es zuvor schon in ihren Bundesverträgen und in ihren Erklärungen an das Publicum bestimmt ausgesprochen, daß sie sich gegen Frankreich vereinigen, um die Unabhängigkeit und Selbstständigkeit aller einzelnen Staaten wieder herzustellen, und dadurch die Ruhe und Sicherheit der Völker zu befestigen, und diesen Grundsatz stellten sie auch als ihren Zweck bei den nachher von ihnen gemachten Territorialanordnungen voran. Dadurch ist nun freilich auch kein Gleichgewicht

überhaupt im strengen Sinne leichtes Recht der Staaten und bestimmt anerkannt, der Monarchen, in deren und das allgemeine verbreitete System der Präponderanz jenes Anerkenntnis

der Einerleiheit zweier Dinge röße theils eine sinnliche (an sich denkbare (intelligible) ist, ten Art. Die Gleichheit ver- daher bloß denkbar, indem Sinne fällt. Wenn aber ver- genannt werden, so ist die- che zu verstehen. Man nennt ich-rechtliche, oder auch Naturvernünftiger und freier biete, gegründet ist. Man ursprünglichen Rechts der erworbenen Rechte

sehr wohl zusammen bestehen kann. Denn wenn jedes vernünftige und freie Wesen, dergleichen der Mensch ist, ursprünglich das Recht hat, von seinen Kräften jeden Gebrauch zu machen, der kein anderes vernünftiges und freies Wesen verletzt, so kann es nicht fehlen, daß derjenige, welcher seine Kräfte ungünstiger wird, als ein Anderer dieser. Im Staate soll nun keineswegs aufgehoben, sondern werden. Das Gesetz soll nicht 1) jeden im Staate gebornen weil es widersinnig ist, daß ein Natur freies Wesen durch sein unfrei werden solle; eben davor den Menschen gleichen Ansporn ertheilen, die nur vernünftiger Weise in einem Staate erworben werden können, und jeden auf gleiche Weise bei seinen wohl erworbenen Rechten schätzen. Daher verbindet sich die Idee der Gleichheit notwendig mit der Idee der Freiheit, sobald jene Idee recht verstanden wird. Die Gleichheitsmänner in der Französischen Revolutionszeit aber mißdeuteten jene Idee ganz und gar, indem sie dieselbe auch auf die empirischen Rechtsverhältnisse der Bürger ausdehnen und selbst die Ungleichheit des Eigenthums aufheben wollten. Diese läßt sich aber durch kein Gesetz völlig aufheben. Denn selbst, wenn man in einem gewissen Zeitpunkte eine völlige Vermögensgleichheit bewerkstelligen könnte, so würde schon im nächsten Augenblicke eine Ungleichheit anheben, da Jeder von dem ihm angewiesenen gleichen Vermögen einen ungleichen Ge-

brauch machen und es auf ganz verschiedene Weise benutzen würde. Dadurch würde sich dann das Vermögen des Ehen vermehren, während das des Andern sich vermindern würde. Man vergleiche übrigens den Art. Freiheit.

Gleichniß gehört zu jenen Arten der Gedankenbezeichnung, wo eine Vorstellung durch eine andere, statt ihrer gesetzt, vorgestellt wird, und zwar namentlich zur Metapher oder Uebersetzung eines eigenthümlichen Begriffs in einen uneigentlichen, aber ähnlichen, eines Bildes in ein Gegenbild. Jede solche Uebersetzung setzt eine Ver-

besteht, daß sie ein Bild und r ähnlich aufstellt. Der Anwendung ist dieser, daß in der id untergeht, sich darin vereinigen einander bestehen, und das ihr hervorzuheben oder zu verschönern machen. Wenn das schöne im Gegenbilde der Rosen vorliegenbild ohne Weiteres an die Stelle des Incarnats; damit überführt werde, so behält sie die Wangen nämlich: die h kurz und rasch verfährt die würde: ein schönes Incarnat wie ein sanftes Roth die bläue roth der blühenden Rose. Man e Vergleichung einen viel rarer, welche alle Wie, Gleichniß, und mehr schnell andeutet. Der Metapher und Veranschaulichung Mittel des Ausdrucks, je bringen, oder diese bei Einem weiter ausgeführt, gehen; aus der Metapher entsteht Gleichniß. Wie die Allegorie Gleichniß eine fortgesetzte Vergleichung von Begriffen dargestellt, 3. List unter dem Bilde der anschaulichen Vorstellungen, von müssen. Bei der Vergleichung des und des Gegenbildes setzt der beiden Bilder nothwendig von Ähnlichkeiten zwischen beiden unndthig seyn, da man findet, wie man sie anderwärts ad.

thmetik die Zusammenstellung
- d oder $5 + 9 = 20 - 6$.

1), wurde den 2. April 1719 in

Städtchen, geboren, und studierte von 1738 bis 40 zu Halle die Rechtswissenschaften. Gleichheit des Studiums und lebendige Neigung zu den schönen Wissenschaften verbanden ihn hier mit U. Beide lasen gemeinschaftlich die trefflichsten Werke der Alten und Neuen, belehrten sich durch gegenseitige Mittheilung darüber, und übten sich zugleich in eigenen poetischen Arbeiten.

ten. Gbg, der zu derselben Zeit in Halle Theologie studirte und ein früh verstorbenen Freund, Rubnick aus Danzig, der großen Scharfsinn im Studium der Philosophie und schönen Literatur zeigte, schlossen sich an sie an; und so widmete sich hier ein kleiner Verein freudig aufstrebender Jünglinge der Musenkunst, während in Leipzig Gärtner, Schlegel, Cramer, Schopstock, Rabener, Gellert u. A. in gleichen Bestrebungen ihre Kräfte entwickelten. Als Gleim seine Studien in Halle geendigt hatte, ging er nach Berlin als Stabssecretair des Prinzen Wilhelms von Schwedt, eines Sohnes des Markgrafen Albrecht. Nach dessen Tode vor Prag kam er als Privatsecretair in die Dienste des Fürsten Leopold von Dessau. Ein glücklicher Umstand brachte ihn nach Magdeburg. Von hier kehrte er nach Berlin zurück, um eine ihm zugesicherte Postinspektorstelle anzutreten, welche er aber gleichwohl nicht erhielt. Dagegen wurde er 1747 Secretair des Domkapitels zu Halberstadt, und in der Folge des nicht weit von dieser Stadt gelegenen Stifts Wölbeck. Eine lange Reihe von einigen fünfzig Jahren bekleidete er diese Stelle, die ihm Ruhe genug ließ, seinem Hange zur Dichtkunst ungestört zu folgen, bis er, nachdem in der letzten Zeit dem Greise das Licht der Augen erloschen war, den 18. Febr. 1803 in einem Alter von beinahe 82 Jahren sanft verschied. Wir verdanken seinem Neffen, dem Domvikar Körte in Halberstadt, eine Lebensbeschreibung des Dichters, die ihn in seinem äußern und innern Leben auf eine würdige Weise darstellt. — (Halberstadt 1811.) Der Grundzug von Gleims Charakter, sagt ein trefflicher Beurtheiler seiner Verdienste, war treue deutsche Liebe, vereundernder, sich allem Vortrefflichen hingebender, und durch seine besondere, allemal eigenmächtige Virtuosität gestörter Enthusiasmus, und der Trieb Freude zu verbreiten, das Gute zu befördern in seinem Kreise. Wenn die strengen Kunstrichter Ursache hatten über Nachlässigkeit und Weitschweifigkeit in der Form der meisten Gleimischen Werke Klage zu führen, so war der Grund, weil Gleim überhaupt weniger auf kalte Bewunderung seiner Virtuosität und künstlerischen Natur, als auf Anerkennung seines Gemüths Anspruch machte, und selbst als Greis mit wahrer Kindlichkeit bei jüngern Freunden nicht, gleich manchen andern Meistern, künstlich darnach forschte, in wiefern er durch seine Schriften gefalle, sondern vielmehr geradezu anfragte, ob man ihn, nämlich die in seinen Schriften angekündigte Persönlichkeit, ein wenig lieb hätte. Diese völlige Subjectivität und deutsche Gemüthlichkeit Gleims, dieses liebende und liebegebietende Wesen, welches, auch in spätesten Jahren sein Freundschaftsgefühl immer in voller Jugendfrische erhielt, und ihn selbst mit einem Theile seiner früher an das Objectiv der Wissenschaft und Kunst hingebenen, mithin für das Individuelle kälter gewordenen Freunde unzufrieden machte, konnte nun zwar, wie alle Liebe, zur Genialität in der Poesie führen, mehr aber zur Lyrischen Poesie, als zur darstellenden, und selbst in der ersten Gattung mehr zum Interessanten, als zu der reinen Kunstform. Nur wo Gleims Liebe feurig werden konnte, für hohe Gegenstände, z. B. für Religion, wie im Halladat, erscheint er uns als ein wahrhaft großer Dichter, als ein Meister in kurzem und gedrängtem Gesange, oder wie in einem Theile seiner Kriegslieder „wenn von Friederichs Preise Ihm die trunkenere Lippe trieft.“ Bei minder hohen Gegenständen, und in den Verhältnissen des herzlichen Umgangs hingegen macht ihn diese seine Liebe schwachhaft und weitschweifig. — Gleims sämtliche Werke, erste Originalausgabe aus des Dichters Handschriften

durch Wihl. Abte, erschien zu Halberstadt 1811 — 1813 in 7 Bänden.
M. et ad.

Gletscher sind überhaupt Eisberge. Der Schnee, welcher sich wegen der Kälte der obern Luft auf allen hohen Bergen befindet, wird von den wärmeren Strahlen der Mittagssonne geschmolzen. Da aber das Schneewasser in der Nacht wieder gefriert, so bildet sich daraus nach und nach eine dicke Eistrinde. Unter den Gletschern der Alpen sind die Jungfrau, das Großhorn, das Breithorn im Canton Vevay berühmt. Meiners und Ebel haben uns malerische Beschreibungen derselben geliefert. In diesen Gletschern liegt zugleich eine Hauptursache der vorzüglichsten Fruchtbarkeit der Schweizerischen Alpen, indem diese Schneemassen gerade in den Monaten, in denen auf weniger hohen, nicht beschneiten Gebirgen die Gräser am meisten in Gefahr sind zu verdorren, durch das Wasser, welches unaufhörlich von ihnen herabrinnt, die unter ihnen liegenden Alpen tränken.

Glieder mann, Gliederpuppe (Manéquin, d. i. Männchen) nennt man die mit beweglichen Gliedmaßen versehene Puppe, deren sich die bildenden Künstler als eines Modells bedienen, um das Gewand richtig anordnen und legen zu können (s. Gewand). Vasari nennt als Erfinder derselben den Baccio della Porta, einen Maler, der im Orden der Dominikaner den Namen Bartolomeo di San Marco erhielt. Er wurde 1469 zu Savignano geboren, unterrichtete Raffael in der Farbenmischung, wie dieser ihn in der Perspective, und starb 1517. ad.

Glimmer heißt eine Gattung von Thonerde, die eine rauchähnliche Farbe, wiewohl in verschiedenen Abstufungen, hat, und zum Theil Silber- oder Goldfarbig zeigt; manche Arten sind braun und schwärzlich. Auf dem Bruch ist er mehrentheils glatteblättrig, mehr oder weniger durchscheinend, und wird ungeschmolzen sowohl als krystallisirt gefunden. Er ist eines von den uranfänglichen und allgemein verbreitetsten Gesteinen. — Glimmerschiefer ist eine von den gemengten Gesteinsarten, in welchen die Stoffe ursprünglich ineinander gewachsen sind. Solche Gemengstoffe bestehen eigentlich bloß aus Quarz mit vorwaltendem Glimmer in schiefri gem Gesteine. Man findet ihn in Ganggebirgen; er enthält nicht selten Erz oder Alaun.

Glissicato bedeutet in der Musik einen sanft hingleitenden Vortrag. Dieser wird durch mehr gebundene und gleichartige als punktirte und staccirte Noten oder Forzato's und weitläufige Sprünge befördert. Bei geigenartigen Instrumenten, die vor andern, im Allgemeinen wie auch hier, viel voraus haben, drückt sich glissicato eben so leicht als schön durch eine kleine Entfernng des Bogens vom Stege aus.

Globositen sind gewundene einschalerige versteinerte Schnecken, welche fast kugelförmig, in der Mitte dickbauchig und mit einer weiten Oeffnung versehen sind.

Globus heißt eigentlich jeder runde Körper; in der Geographie und Astronomie aber versteht man darunter diejenige Kugel, welche an zwei Polen innerhalb eines Zirkels (welcher den Meridian oder Mittagkreis vorstellt) sich bewegt, und auf deren Fläche die vornehmsten Orter der Erde oder die Sterne verzeichnet sind; im erstern Fall nennt man eine solche Kugel Erdglobus, im letztern Himmelsglobus. Außerdem sind auf beiden die vornehmsten Kreise, welche man auf der Erde und am Himmel zieht, angedeutet. Anaximander von Milet, ein Schüler des Thales, der um die 50. Olympiade blühte, soll den ersten Erdglobus erfunden haben. Daß Ptolemäus schon eine künstliche Erdkugel mit dem universalen Meridian hatte, sehen wir aus

immelskugel
 ig grober und
 Alt († 1718)
 rster Künstler
 Stande, wel
 insler verfer
 Verfertigung
 fetten macht,
 lden, der aus
 uf der krum
 Seitenflächen
 den kleineren
 rstorbene Pro
 elle der Erd
 Globen einer
 schland erdf
 in von Him
 sch zu Elwin
 neuern ma
 rg seit 1792
 Buchhand
 ndigkeit und

den Combeln,
 hsen Gebräu
 der auch sie
 sich, die Ge
 uffam, durch
 fhamnen, um
 ie Breter die
 Campanien,
 uch der Kir
 le lateinischen
 Jahrhundere
 gingen auf

dem Kirhdach in einem Gestelle. Gegen das Ende dieses Jahrhun
 derts hatten mehrere Stadtgemeinden Glocken auf ihren Kirchen. Um
 850 wurde ihr Gebrauch in Frankreich eingeführt. Paps Sabian
 († 605) verordnete zuerst, daß alle Stunden durch Glockenschläge
 angezeigt wurden, um die horas canonicas d. i. die Sing- und Bet
 kunden besser abwarten zu können. In England gab man 680 das
 Zeichen zum Gottesdienst mit Glocken. Im Morgenlande wurde ihr
 Gebrauch im 9. Jahrhundert eingeführt, in der Schweiz 1020, wann
 in Deutschland, ist ungewiß. Im 11. Jahrhundert bekam der Dom zu
 Augsburg 2 Glockenthürme. Es scheint, man habe eine besondere Ehre
 darin gesetzt, große Glocken zu haben. In Moskwa war ehemals eine
 Glocke, Iwan Welise genannt, deren Höhe verschiedentlich auf 18, 19,
 auch 23 Schuh, die Dicke auf 2 und der Umfang auf 64 Schuh an
 gegeben wird. Der Kldypel wog 10,000 Pfund, und die ganze Glocke
 4400 Centner. Ein Brand im J. 1701 vernichtete diese Glocke; eine
 andere aber, die W. Core im J. 1778 sah, und maß, schätzte derselbe
 auf 2320 Centner. Eine andere Glocke in Moskwa wiegt 356 Centner.
 Auf den Pariser Dom kam im J. 1680 eine Glocke, die 25 Schuh im
 Umfang hatte und 320 Centner wog. In Wien wurde 1711 eine Glocke

gegossen, die 354 Centner und deren zehenthalb Schuh langer Klöppel 8 Centner wog. Aber die größte Glocke in den Oesterreichischen Staaten ist zu Olmütz in Mähren in dem mittlern Domthurme, sie wiegt 358 Centner. Die Erfurter große Glocke, die J. von Campen goß und Dr. J. van Lappen mit dem Namen Susanna taufte, wiegt 275 Centner, hat über 24 Französische Fuß im Umfang, und einen 4 Fuß langen Klöppel, der 22 Centner wiegt. Nachrichten von großen und berühmten Glocken findet man in Bode's astron. Jahrb. 1799. S. 199. und dessen Samml. astron. Abhandl. 5 Suppl. Bd. S. 185.

Glockenspeiße, Glockengut, ein sehr sprödes, aber stark klingendes, bleichgelbes und zuweilen ganz weißliches Metall, aus Zinn, Kupfer und Wismuth gemischt. Es wird hauptsächlich zu Glocken, Kanonen, Mörsern u. s. w. gebraucht.

Glockenspiel, s. Carillon.

Glogau, ein Fürstenthum in Niederschlesien, zwischen Liegnitz, Jauer, Wohlau, der Mark Brandenburg und dem Herzogthum Posen gelegen, von der Oder und dem Bober durchflossen, enthält auf etlichen 80 Q. Meilen in 14 Städten, 6 Flecken und 203 Dörfern 183,642 Einwohner. Bei dem milden Klima wird viel Wein erbaut, außerdem Getraide und Flachs in Menge. Die Viehzucht ist sehr gut, und unter den Manufacturen sind besonders die des Luches sehr in Flor. Die Hauptstadt

Glogau, zum Unterschied von Klein-Glogau in dem Schlesischen Fürstenthum Oppeln, Groß-Glogau genannt; eine beträchtliche Festung an der Oder, ist der Sitz mehrerer Kollegien. Man rechnet 878 Häuser und 12,000 Einwohner, worunter 1900 Juden. Auf dem basigen Schlosse residirten ehemals die Herzöge von Glogau aus dem alten Königsgelecht der Piasten. Herzog Konrad, der Erbauer des Schlosses, berief 1260 Deutsche hieher, nachdem vorher nur Wenden da gewesen, und gab der Stadt das deutsche Recht. Den Dom ließ er dahin bauen, wo er noch jetzt steht. Im Westphälischen Frieden wurde der Bau einer lutherischen Kirche erlaubt. Befestigt war die Stadt von den ältesten Zeiten an, und schon vor dem 30jährigen Kriege mit doppelten Mauern und Graben umgeben, um jene Zeit aber und nachher wurde sie künstlicher befestigt. Als im Jahr 1476 die Herzöge von Glogau ausgestorben waren, und das Fürstenthum an die Krone Böhmen fiel, wurde hieher ein Kaiserlicher Kommandant gelegt, der zugleich den militärischen Oberbefehl in Schlesien führte. So blieb es, bis nach dem Tode Karls VI. an der Maria Theresia Besitzthümer mancherlei Ansprüche gemacht wurden, und unter ihnen von Friedrich II. in Preußen auf 4 schlesische Fürstenthümer, die seinen Vorfahren durch Erbrecht oder Erbverbrüderungen gehörten. Hieraus entspann sich der schlesische Krieg, in welchem Friedrich am 9. Mai 1741 Glogau eroberte, das ihm auch nach dem Friedensschlusse von 1742, so wie ganz Niederschlesien, verblieb. Seitdem wurde es noch stärker befestigt. In dem Brande 1758 verlor es das beste Drittheil seiner Häuser: eine noch härtere Prüfung aber stand ihm in den letzten Französischen Kriegen bevor. Am 2. Dec. 1806 übergab der preussische General v. Reinhard die Festung an den General Vandamme und den württembergischen General v. Seckendorf, nachdem erst Tages vorher die Batterien ihr Feuer geöffnet hatten. Von dieser Zeit an blieb sie in französischen Händen. Nach Stipulationen von 1808 sollte Glogau an Preußen überliefert werden, sobald die Hälfte der Contributionen abgetragen seyn würde: allein Frankreich hielt diesen Traktat so wenig als den spätern von

1812 vermöge dessen die Verproviantirung dieser Festung vom Tage der Unterzeichnung der Convention auf Kosten Frankreichs geschehen sollte. Nicht genug, daß keine Vorstellung bewirken konnte, was die Gerechtigkeit und der buchstäbliche Inhalt des Traktats erheischen, konnte man nicht einmal erlangen, daß die umliegende Gegend keinen gezwungenen Requisitionen mehr ausgesetzt worden wäre. Ungeachtet der Kaiser der Franzosen dies versprochen hatte, erhielt der Commandant die förmliche Kunde alles wegzunehmen, was er für den mit nicht geringer Gewaltthätigkeit Drack lastete auf dem unglücklichen Ort bis zum Weinlichen vermehrt ward, als Frankreich sich auf Rußlands Seite wendete. Die entscheidende Schlacht am 4. April 1814 ging es wieder an die Preussische Leidenszeit von Glogau haben Benko

Erklärung eines unbekanntes oder dunkel Wortes, daher Glossator, der Erklärer, die Sammlung solcher Erklärungen nennt man eine eigene Gattung von Versen Spanischen und Portugiesischen Poesie

auch in die unsrige übergegangen ist. Das Gedicht fängt mit einem Thema in zwei, drei, vier oder mehr Versen an, von denen am Schluß jeder folgenden Strophen der Reihe nach einer immer wieder vorkommt. Die Brüder A. W. u. Fr. Schlegel, welche diese herrliche und kunstreiche Gattung bei uns zuerst versucht haben, nennen sie auch Variationen.

Glover (Richard), dieser berühmte Dichter, im J. 1712 zu London geboren und in der Schule zu Chesham erzogen, verrieth früh schon Anlagen zur Poesie. Sechszehn Jahre alt, schrieb er ein Gedicht auf Newton. Er widmete sich den Handelsgeschäften, und erwarb sich die Kenntnisse in ihrem ganzen Umfange. Dessen ungeachtet war er nicht zu den schönen Wissenschaften nicht. Leonidas heraus, dem Range nach das Beste, von welchem uns Ebert eine Uebersetzung hat, der wir aber nur einen sehr geringen Theil beilegen können. Zwei Jahre darauf erschien sein Drama The progress of commerce, das, nebst The ghost, einen nicht unbedeutenden Theil der damaligen Zeit hatte, indem es sehr wohlgefaßt gemacht wurde, welches Spanien sehr beliebt. Im J. 1753 erschien sein Trauerspiel The Merchant, welches mit Beifall aufgeführt wurde, und im J. 1754 heraus, ein nach Art der Griechischen Tragödie verfaßtes Trauerspiel. Nach dem Regierungs-

antritt Georg III. wurde er zum Parlamentsgliede für die Stadt Weymouth gewählt, und in dieser Eigenschaft zeichnete er sich bei mehr als einer Gelegenheit durch seine kraftvolle und überzeugende Beredsamkeit aus. Im J. 1770 vollendete er seine Umarbeitung des Leonidas. Er wurde jetzt häufig in Geschäften der Londoner Kaufmannschaft gebraucht, die ein unbedingtes Zutrauen zu seiner Redlichkeit hegte. In den letzten Jahren seines Lebens arbeitete er an einem neuen epischen Gedicht, Athoniad, das gewissermaßen als Fortsetzung des Leonidas an-

gesehen werden kann, und 1788 von seiner Tochter, Mrs. Halsat, herausgegeben worden ist. Er starb den 25. Nov. 1785.

Glück (der Ritter Christoph), dieses große musikalische Genie, war in der Oberpfalz auf der Böhmischen Gränze im Jahr 1714 geboren. In seiner Jugend lernte er die Musik zu Prag, und zeichnete sich durch seine Geschicklichkeit auf mehreren Instrumenten, namentlich auf dem Violoncell, aus. Er ging hierauf nach Italien, studirte die Composition unter dem Capellmeister G. B. San Martini, und ließ seine erste Oper zu Mailand aufführen. Im J. 1742 war er zu Venedig, wo er die Oper Demetrius gab. Im J. 1745 ging er nach England; hier componirte er die Oper: den Sturz der Giganten, und gab mehrere andere Compositionen heraus. Von dieser Zeit an verließ er die italienische Gattung, in welcher, wie Arnaud sagte, die Oper ein Concert ist, welchem das Drama nur zum Vorwande dient. Er schuf sich ein dramatisches System, in welchem alles verknüpft ist, die Musik sich nie von den Situationen entfernt und das Interesse aus der vollkommenen Uebereinstimmung aller Theile des Drama und der Musik hervorgeht. Nach diesem System componirte er zu Wien von 1762 bis 1764 seine Opern Helena und Paris, Orpheus, und im J. 1765 jenes berühmte Drama zur Vermählungsfeier Kaiser Josephs II., in welchem die Erzherzogin Amalie den Apollo, die Erzherzoginnen Elisabeth, Josephine und Charlotte aber die drei Grazien vorstellten. Der Bassi von Rollet, der im Jahr 1772 Glück in Wien kennen gelernt hatte, engagirte ihn, für das Pariser Theater die Iphigenie in Aulis zu componiren. Zwei Jahre darauf kam Glück nach Paris, und trotz aller Cabalen gelang es ihm doch durch die Protektion der Königin Maria Antoinette, welche seine Schülerin gewesen war, seine Oper zur Aufführung zu bringen. Am 19. April 1776 wurde die gepriesene Iphigenia zum ersten Male gegeben. Sie erregte die lebhafteste Sensation, und gab der alten Französischen Musik, welche durch Duni, Philidor, Monsigny und Geiry von dem Theatre comique bereits verdrängt war, den letzten Todesstreich. Allein, wenn Glück ohne Mühe über Lully und Rameau triumphirte, so fand er in Piccini doch einen furchtbaren Gegner. Seine Rivalität mit letzterm, der bald nach ihm in Frankreich angekommen war, gab zu den lebhaftesten Streitigkeiten Anlaß, die noch bis jetzt nicht gänzlich ruhen. Der Iphigenia folgten nach Alceste, Armida, Iphigenia in Tauris und Echo und Narcissus. Der Abbé Arnaud hat diese Werke sehr scharfsinnig analysirt, und die durch sie bewirkte Revolution in der Musik auseinander gesetzt. Gegen das Ende seiner Tage zog sich Glück nach Wien zurück, wo er im J. 1782 von dem Großfürsten Paul und dessen Gemahlin besucht wurde. Er starb daselbst an einem Schlagfluß den 17. Nov. 1787 mit Hinterlassung eines sehr bedeutenden Vermögens. Seine Nichte, Maria Anna von Glück, geboren zu Wien im J. 1759, war eine der trefflichsten Sängerrinnen (wiewohl ihr Oheim sie einst in ihrem eilften Jahre in einer übeln Laune aufgegeben hatte), starb aber zum Verluste der Kunst schon in ihrem 17. Jahre zu Wien. 1776.

Glück, bedeutet eigentlich den Zufall, wiefern er auf das Wohlseyn der Menschen Einfluß hat. Im Allgemeinen begreift man auch das Unglück darunter; im Besondern aber nennt man den Zufall Glück, wenn er einen günstigen oder heilsamen; Unglück, wenn er einen ungünstigen oder schädlichen Einfluß auf das menschliche Wohlseyn hat. Aber was ist der Zufall selbst, den man mit so verschiedenen Namen bezeichnet? Ist er nicht ein bloßes Phantom? Allerdings,

wenn darunter ein blindes Ungefähr verstanden werden soll. Denn die Vernunft kann nicht zugeben, daß in der Welt irgend etwas von ungefähr geschehe, wenn wir auch die Ursachen nicht kennen, durch welche das Geschehnde in der Zeitreihe bestimmt ist. Würd' es also nicht besser seyn, zu sagen, das Glück sey nichts anders als das Schicksal, welches alle menschlichen Angelegenheiten beherrscht? — Aber was ist denn das Schicksal? — Auch nur ein Wort, hinter dem wir unsre Unwissenheit verbergen. Denn wenn darunter eine blinde Nothwendigkeit verstanden werden soll, so ist diese eben so ein Phantom, als das blinde Ungefähr. Statt dieser blinden Dinge wird es also vernünftiger seyn, etwas Sehendes anzunehmen, das uns bald als Zufall (Ungefähr), bald als Schicksal (Nothwendigkeit) erscheint, indem es im Verborgenen den gesetzmäßigen Lauf der Natur und die Angelegenheiten der Menschenwelt ordnet. Dieses Sehende (Vernünftige, Intelligente) nennt die Sprache Forderung, Vorsehung, oder auch schlechtweg die Gottheit. Denn dieses höchste oder ursprüngliche Wesen ist es eigentlich, auf dessen unbegreifliches Wirken und Walten alle jene Ausdrücke hindeuten. Daher hatten auch die Alten dem Glück als einer Gottheit (Tyche von den Griechen, Fortuna von den Römern genannt) Altäre und Tempel erbaut.

Glück abhängt. 1
Mensch gar
ges erscheint
re, d. h. fe
kann nur zu
in menschlich
ken, d. h.
lehre behand
eine Selig
nem Ruhe u
ihren Namen

haben, wenn man es auch nicht in seiner ganzen Vollständigkeit erreicht. Und die Moral soll eben lehren, wie man sich ihr nähere. Wer also nach Glückseligkeit strebt, trachtet nach irdischen Gütern, und vornehmlich nach Reichthum, weil dieser ihm die Mittel zur Befriedigung seiner andernwetten Wünsche darbietet; wer aber nach Seligkeit strebt, trachtet nach einem himmlischen Gute, und ist zufrieden, wenn ihm das Glück auch nur wenig von seinen Gaben beschieden hat. Es ist indessen im gemeinen Redebrauche nicht ungewöhnlich, Glückseligkeit und Seligkeit mit einander zu verwechseln; und diese Verwechslung ist auch in die Systeme der Moralisten übergegangen. Daher haben die Eudämonisten der best

de Schilderung
hätten; und eb
selbst Epikur's,

Glühen b
vermittels einer
glühender Körper
förmlich zerlegt i
che, die ihre vo
Die erste Art ist
Flammengestalt

eine Seligkeit, die vom Glück
lück etwas versteht, was der
weil es ihm als etwas Zufällig
keine Glückseligkeitslehre
keit zu gelangen. Denn man
„ was ganz oder größtentheils
um streben die Eudämonis
Moral als eine Glückseligkeits
en Ziele. Wohl aber gibt es
eligkeit besteht in der In
s (der Seele, von der sie auch
man man sich wenigstens annä

her, wenn man es auch nicht in seiner ganzen Vollständigkeit erreicht. Und die Moral soll eben lehren, wie man sich ihr nähere. Wer also nach Glückseligkeit strebt, trachtet nach irdischen Gütern, und vornehmlich nach Reichthum, weil dieser ihm die Mittel zur Befriedigung seiner andernwetten Wünsche darbietet; wer aber nach Seligkeit strebt, trachtet nach einem himmlischen Gute, und ist zufrieden, wenn ihm das Glück auch nur wenig von seinen Gaben beschieden hat. Es ist indessen im gemeinen Redebrauche nicht ungewöhnlich, Glückseligkeit und Seligkeit mit einander zu verwechseln; und diese Verwechslung ist auch in die Systeme der Moralisten übergegangen. Daher haben die Eudämonisten der best

udämonie) eine sol
it im Sinne gehabt
Schriften derselben,
vorschriften.

er, in welchem sie
ffen sich zwei Arten
: durch das Glühen
u. s. w., und sol
te z. B. das Eisen,
jedoch kein Gas in
ite hingegen ist eine

Höhe. Erhitzung. Von den Metallen gelangen viele eher zum Schmelzen als zum Glühen, z. B. Blei, Zinn; hingegen das Eisen glüht lange, bevor es schmilzt. Es lassen sich sehr deutlich drei Perioden des Glühens unterscheiden. Eisen wird ungefähr beim 770. Grad der Hitze nach Fahrenheit braunroth, welches der Anfang des Glühens ist, bei verstärktem Feuer wird es rothglühend oder feuerfarbig, und bei ungefähr 1000 Grad Fahrenheit weißglühend, wobei es ein helles fast weißes Licht verbreitet. Beim allmählichen Erkalten geht das Glühen in derselben Stufenfolge rückwärts. Man nimmt bei diesen stufenweisen Uebergängen alle Lichtfarben wahr. Die Dynamisten schließen hieraus, daß die Wärmematerie beim Glühen die Körper wirklich afficire, und nicht bloß ihre Poren durchdringe, wie die Atomisten lehren.

Syltonische Verse bestehen aus einem Spondaus, einem Choriambus und einem Jambus oder Pirrhichius.

— — | — 0 0 — | 0 —

Horaz bedient sich derselben nie allein, sondern immer mit Versen gemischt, die in der Mitte zwei Choriamben haben, und zwar entweder abwechselnd mit diesen, oder jedes Mal zum Schluß einer vierzeiligen Strophe, deren drei erste Verse eben doppelte Choriamben haben.

Smelin. Drei Gelehrte dieses Namens haben sich besonders um die Naturlehre große Verdienste erworben. Johann Georg Smelin, Professor der Botanik und Chemie in Tübingen, wo er am 22. Juni 1709 geboren war und bis 1727 studirte, reiste hierauf mit seinen Lehrern Bilfinger und Duvernoi nach Petersburg. Nachdem er der dortigen Akademie

Beitrag hatte, wurde er geschickte. Auf kaiserlichen Befehl, um das Land zu besuchen, aber die erhaltene Erlaubnis dann seine Entlassung an, und starb zu er bei seinem Waidheit hatte, und der durch fortgesetztes Studiren sind seine Hauptwerke des vorigen. Er reiste daselbst die Deutsche und Englische Akademie und ward zugleich Professor der Naturgeschichte, der Chemie und der Botanik. Er hat viele

— Samuel Gottlob zu Tübingen geboren. Er reiste darauf nach Italien als Professor. Im Jahre 1769 trat er nach Leipzig und betrat er 1769 die

In Astrachan zu, untersuchte 1770 und 1771 die Persischen Provinzen an der südlichen und südwestlichen Seite des kaspischen Meeres, kam 1772 wieder in Astrachan an, bereisete darauf die Geenden an der Wolga und 1773 die gefährliche Ostseite des kaspischen Meeres, wurde aber auf der Rückreise 1774 von dem Chan der Chaitaken in Verhaft genommen, wo er am 27. Juli an der Ruhr starb. Seine Wittwe erhielt von der Russischen Kaiserin 2000 Rubel. Seine wichtigsten Schriften sind seine Historia lucorum, und seine Reisen durch Rußland zu Untersuchung der drei Naturreiche.

Gnade, na
Wohlwollen des
stem die Gesinnung
und zwar im en
zur Besserung und
bert hatte man sic
ihren Wirkungen
nur gelegentlich
Aeußerungen des
lichen Gnade bei
eigenen Kräften be
schienen, übernahm
mit einem Eifer, l
Behauptungen ver
und zu allem Gut
eung thun, er sey
durch eine innerli
hen. Dabei kam
danken, Gott habe
und Seligkeit, au
vorherbestimmt, u
gestorbenen Kinder

ermählten unter den vor ihrem Tode getauften, wenn sie gleich noch keine wirkliche Sünde begangen hätten, ohne Rettung verdammt; aber auf Erden wisse man weder, welche unter den Christen die Ermählten, noch welche die Verworfenen wären, und solle sich dem unerforschlichen Gerichte Gottes ganz überlassen. Aus dieser Behauptung Augustins und dem Mißverstände einiger biblischen Stellen entstand der kirchliche

Prädestination, der seit
ten der Reformation hinaus ein
n und hiesiger
anzahl derer, die
dem Augustinus
ohne genauer zu
el hatte, die er
d. Aber auch l
den durch seine
alles zum Vor
de Beredsamkeit
Nicht den Anf
n kann, die als strenge Präde
ren bei der augustinischen Lehre
ben so viel Verwirrung in die
racht haben. Manche, besonders
ß Augustinus in Absicht dieser

unverdiente
ogischen Sy
kommen läßt,
nkeit Gottes
5. Jahrhun
r Gnade und
Kirchenvätern
einiger freien
inde der gött
u wenig, den
einzuräumen
g dieser Lehre
ihn zu harten
natur verderbt
r seine Bess
n, alles müsse
entüth gesche
währenden Ge
ur Besserung
en Verderben
die ungetauft
zur Seligkeit

Lehr zu weit gegangen sey, und schlugen nach dem Vorgange des Abts Cassianus zu Marseille, der schon in einem um 420 geschriebenen Buche die Wirkungen der Gnade und des freien Willens zur Besserung des Menschen auf eine mildere und schriftmäßigere Weise zu vereinigen gesucht hatte, einen Mittelweg ein, indem sie die Vorherbestimmung Gottes über die Besserung und Seligkeit der Menschen eine durch die Empfänglichkeit und das eigene Verhalten der Menschen selbst bedingte nannten. Sie zogen sich hiedurch den Namen Semipelagianer — halbe Pelagianer — zu, ohne jedoch von der katholischen Kirche geradezu für Ketzer erklärt zu werden, da diese den Streit über die Prädestination der Hauptsache nach so gut wie unausgemacht ließ. Daher kam es auch, daß sich in der Folgezeit das sonderbare Schauspiel einer allmählichen Verwandlung der Rollen darbot. Wegen der immer mehr zunehmenden Unwissenheit des Klerus gerieth der augustinische Lehrbegriff von der unbedingten und particulären Gnadenwahl, ungeachtet der großen Ehrfurcht vor diesem Heiligen, in Vergessenheit, und dabei war es der scholastischen Theologie des Mittelalters leicht, ihn so zu verkehren und zu modificiren, daß er mit dem pelagianischen verträglich erschien. Schon 848 wurde Gottschalk, ein aus Fulda stammender gewordener Mönch, wegen seiner Anhänglichkeit an den augustinischen Lehrsatz, von der Synode zu Mainz verkehrt und zu lebenslänglichem Gefängniß verdammt. Noch auffallender aber war diese Veränderung bei der Disputation, die der strengkatholische Dr. Eck mit Luthers Freund, Carlstadt 1519 zu Leipzig hielt. Der letztere vertheidigte die augustinische Meinung von der göttlichen Gnade, während Eck ihm die Ansichten des heil. Thomas von Aquinum entgegenstellte, die aufs mildeste semipelagianisch zu nennen waren. Indes blieben die Lutheraner den Katholiken in dieser Lehre immer noch näher, als die Reformirten, unter denen besonders Calvin und Beza ganz zu jenen harten Grundsätzen Augustins zurückkehrten, und eine unbedingte göttliche Vorherbestimmung über die Seligkeit gewisser Menschen und über die Verdammniß anderer zur Glaubenslehre der reformirten Kirche machten. Die Evangelisch-Lutherischen hingegen nahmen in ihrer Einträchtsformel an, daß Gott alle Menschen zur Seligkeit bestimmt habe, aber vorherwisse, welche unter ihnen sich derselben unwürdig machen würden, daß daher die Gnadenwahl nur die wirklich guten Menschen angehe und die Ursache ihrer Seligkeit sey. In der katholischen Kirche war inzwischen immer noch nichts festes über diesen Lehrsatz ausgemacht. Dies zeigte sich bei den Händeln der eifersüchtigen Dominicaner und Jesuiten, von denen letztere wegen ihrer milderen Begriffe von der Gnadenwahl und der Kraft des freien Willens von den erstern des Pelagianismus beschuldigt wurden. Dieses Schicksal traf vorzüglich 1588 den Jesuiten Ludwig Molina, von dem daher die molinistischen Streitigkeiten in den Niederlanden ihren Namen haben. Im 17. Jahrhundert entstanden ebenfalls in den Niederlanden wegen Uneinigkeit über die Lehre von der Prädestination zwei neue Parteien, nämlich unter den Protestanten die Arminianer oder Remonstranten, die eine allgemeine und bedingte göttliche Vorherbestimmung der Menschen zur Seeligkeit gegen die streng-kalvinistischen Reformirten behaupteten, und sich 1610 förmlich von ihnen trennten; unter den Katholiken hingegen die Jansenisten, die zu Folge des vom Bischof Jansen († 1638) erneuerten augustinischen Lehrbegriffs, im Widerspruch mit der damals, unter dem Einflusse der gemäßigter denkenden Jesuiten stehenden katholischen Kirche, eine zwiefache und absolute Vorherbestimmung Gottes über die Ge-

ligkeit und Verdammniß der Menschen annahmen. Seit dieser Zeit hat man über diesen Gegenstand zwar immer verschieden in der christlichen Kirche gedacht, jedoch ist seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts bemerkbar gewesen, daß eine richtigere Bibelauslegung und das jeden Fatalismus verabscheuende menschliche Gefühl endlich alle abweichende Meinungen über die Gnadenwahl zu der echt-christlichen Ueberzeugung vereinigt, Gott schließe keinen, der sich ernstlich bessert, absolut von der durch Christum erworbenen Seligkeit aus, und es komme daher nur auf den Glauben und den sittlichen Werth der Menschen an, ob sie unter die Erwählten oder unter die Verworfenen gehören sollten. E.

Gneis, eine dem Granit verwandte Gebirgsart mit ursprünglich in einander gewachsenen Stoffen. Gemeinlich aber ist er geschichtet und sogar bisweilen blättrig. Außer Quarz, Feldspath und Glimmer enthält er noch eine eigene Steinart, deren Grunderde Thon- und Bittererde ist. Mancher sieht gold- und silberglänzend, der meiste aber grau, grauschwarz, gelblich, weißlich, bräunlich und grün aus. Er bricht in Ganggebirgen und enthält ergiebige Erzgänge. Man kann den Gneis als Bruchstein trefflich zu Gebäuden, zumal im Wasser, gebrauchen.

Gnidus oder **Knidos**, eine Stadt der kleinasiatischen Landschaft Karien, war ein Lieblingsort der Venus, welche davon den Beinamen der Knidischen Göttin erhalten hat. Die Göttin hatte daselbst 3 Tempel. Der eine, den ihr wahrscheinlich die lazedämonischen Dorier erbaut hatten, hieß der Tempel der Venus Doris; ein zweiter war ihr unter dem Namen der Venus Akräa geheiligt; der dritte, der Tempel der Knidischen Venus, oder, wie die Einwohner ihn nannten, der Venus Euphrosyne (der schiffenden) verwahrte eins der größten Meisterstücke der Kunst, die marmorne Bildsäule der Göttin von Praxiteles, welche ganz Asien bewunderte, und der König Bithyniens Nikomedes vergebens durch die Bezahlung einer ungeheuern Schuldenlast der Knidier zu erkaufen hoffte. Die Eindrücke, welche diese Statue hervorgebracht haben soll, sind eben so groß, als zahlreich die auf sie verfertigten Epigramme. In einem derselben fragt die Göttin erstaunt, wo Praxiteles sie denn nackt gesehen habe? Ein anderes versichert, nicht der Künstler habe die Göttin gebildet, sondern so habe sie vor Paris gestanden; ein dritter sagt:

Als Minerva und Juno die Knidische Göttin erblickten,
Riefen beide zugleich: Paris du richtetest recht!

Das Modell soll der Künstler von seiner geliebten Phryne, oder nach Andern von der Kratina genommen haben, woraus aber noch keineswegs folgt, daß diese Venus nichts als eine idealische Phryne oder Kratina gewesen sey. Was wir aus den Alten über diese Venus wissen, ist: sie war nackt, und bedeckte mit der einen Hand die Scham; an der vorderen und hinteren Seite war sie mit gleicher Vollkommenheit ausgearbeitet, und gab deshalb, von diesen beiden Seiten betrachtet, die Hauptansicht; besonders vollkommene Partien an ihr waren: Haare, Stirne, Augenbraunen, der Ausdruck des der Venus charakteristischen, lieblich wollüstig-schamhaften Blicks, der Ausdruck des sanften Lächelns mit einer leisen Oefnung des Mundes, die Weichheit und Fülle der Seiten und die wollüstig geformten Hinterbacken und Lenden. Ob die Meinung mehrerer Archäologen, daß die berühmte Mediceische Venus ein Bild dieser Knidischen des Praxiteles sey, Grund habe oder nicht; darüber sehe man Levezow's schöne Abhandlung (Berl. 1808.).

Gnom, der. Diese Namen hat die neuere Mythologie den Gei-
 fern beigelegt, welche die Dichter im Schoße der Erde bei den Schä-
 ben der Tiefe wohnen und sie bewachen lassen, Erdgeister, Berggeister,
 Bergmännchen. Sie können die mannigfaltigsten Gestalten annehmen,
 und bald schön, bald häßlich seyn. Doch ist die letzte Gestalt die ih-
 nen eigenthümlichste; nur ihre Weiber, die Gnomiden, sind ursprüng-
 lich schön. Rübzahl hat unter ihnen allen durch Musäus Volks-
 mährchen die größte Celebrität erlangt. Die gemeine Sprache begreift
 die Gnomen nebst ihren Collegen in der Luft, im Walde und in der
 See unter dem alten gemeinen Namen Kobolde. Das eigentliche
 Vaterland dieser dichterischen Wesen ist der Orient und das geheime
 Reich der kabbalistischen Phantasien. Nach den Erzählungen des Za-
 mud war ein solcher Erdgeist, in der Gestalt eines Wurms von der
 Größe eines Gerstenkorns, dem Salomo bei Erbauung seines prächtigen
 Tempels vorzüglich dadurch behilflich, daß er ihm die großen Fel-
 senplatten spaltete und in Tafeln verwandelte, ohne Jemandes Beihilfe.
 Freilich hatte es dem Salomo viel List und Mühe gekostet, sich seiner
 zu bemächtigen. In unsere Europäischen Gegenden und Köpfe sind
 diese wunderlichen Spukgestalten mit der Kultur der pythagoräisch-kab-
 balistischen Philosophie, seit Ramundus Lullus von der Mitte des 15.
 bis Ausgang des 16. Jahrhunderts durch Picus von Mirandola, Pa-
 racelsus, Cardanus, Jordanus und Brunus eingeführt, und selbst von
 einsichtsvollern Männern, Marsilius Ficinus, Reuchlin u. A. empfoh-
 len und unterstützt worden. —

Gnome. Dieß der Griechischen Sprache angehörige Wort bezeich-
 net eine zuerst bei den ältesten Völkern des Orients gebräuchliche Art
 kurzer, sinnreich, oft bildlich ausgedrückter Sprüche, welche irgend ei-
 ne Bemerkung, eine Erfahrung, eine Regel, einen Grundsatz enthal-
 ten. Die sogenannte Sprüche Salomons sind im Grunde nichts als
 eine solche Gnomologie; mehr als die Hälfte von Sirach gehört auch
 dahin. Viele solche von Jesu ausgesprochene Gnomen enthalten die
 Evangelien, besonders die Bergpredigt nach Matthäus. Jedes Volk
 legt die Resultate seiner ersten Erfahrungen, Beobachtungen und Ent-
 deckungen in der moralischen Welt in solche sinnvolle, abgerundete
 Sprüche nieder. Auch von einem unserer Vorfahren, Odin, hat die
 Sämundische Edda treffliche Sprüche dieser Art aufbewahrt. Die Grie-
 chen haben in dieser Gattung ihren Theognis und Phocylides aufzuwei-
 sen. Jeder solcher Spruch ist ein kurzes Resultat einer oder mehrerer
 Erfahrungen, vollendet in wenig Worten, ganz gemacht, das Herz zu
 treffen, den Geist anzuregen und sich tief in das Gedächtniß einzu-
 drücken. Die Arabischen Gnomen waren, wie viele unserer vaterländi-
 schen, in Reime gefaßt; die Hebräischen machten sich durch ihren Pa-
 rallelismus angenehm; in allen Sprachen ist kräftige, oft räthselhafte
 Kürze ihr Eigenthum. Die Zeitblätter und Taschenbücher der neuern
 Zeit haben sich dieser Gattung hauptsächlich zu dem Zwecke bemächtigt,
 die bisweilen übrigen kleinen leeren Räume auszufüllen. Nicht selten
 muß man daher unter der Ueberschrift Gnomen nichts anders als sehr
 armselige Lückenbüßer vermuthen.

Gnomonik, die Wissenschaft, welche Sonnenuhren verfertigen
 lehrt. (S. Sonnenuhr.)

Gnosis, ein Griechischer Ausdruck, der Kenntniß, höhere
 Einsicht bedeutet, war vorzugsweise der Name einer Religionsphilo-
 sophie, welche die Phantasien und Abenteuerlichkeiten der orientalischen
 Religionsysteme mit den Ideen und der Consequenz Griechischer Phi-

Josephus vereinnalt und sich einen Einfluß auf das Christenthum anmaßte, der die praktische Richtung ihrer Theorien bestimmte. Unstreitig gab es schon in den Zeiten der Apostel eine gebildete Klasse, die sich einer tieferen Einsicht von dem Ursprung der Welt und des Übels (in der Welt rühmten, als der menschliche Verstand, so lange er im Gleichgewichte bleibe, Thatheit oder überhaupt nur negativ ächten kann. Simon, der Magier, dessen Lucas in der Apostelgeschichte Erwähnung findet. Schon in seinen Lehren sind Spuren, welche allen Theorien und Theorien der uns unerkennbare Herkunft ihres orientalischen und Chaldäischen Ursprungs an sich tragende Grundzüge zurücksühren. Gott, die der Quelle des Lichts und ist der Ursprung der chaotischen Masse des Welts aller Dinge - Ursprung alles Wesen. Aus beiden Principien hervorgegangen, die Aeonen genannt, bezeichnet werden. Die Welt und das in einem Aeon, dem Demiurg, oder sagen, von mehreren Aeonen und Engeln. Den Hesperien und die sinnliche Seele des Menschen machten die Aeonen aus diesem Stoffe, u. Gott gab dem Menschen die vernünftige Seele der Vernunft mit der Sinnlichkeit der Menschen, wie z. B. Jehoram der Aeonen oder Weltgeschöpfer, unter deren er schlechter und unglücklicher wurden. Um das Reich der Weltgeschöpfer zu zerstören und die Menschen von der Macht der Materie zu befreien, sandte Gott den erhabensten aller Aeonen, für den erst Simon, und nach ihm der berühmteste unter seinen Schülern, Menander, ein Samariter, welcher gegen das Ende des ersten Jahrhunderts zu Antiochien in Syrien eine eigene Sekte stiftete, sich selbst ausgab. Simon und Menander waren nicht Christen, sondern Feinde des Christenthums; der Jude Cerinthus, den der Evangelist Johannes noch gekannt zu haben scheint, vermengte diese Phantasien mit den Lehren des Christenthums, und behauptete, jener erhabene Aeon, den Gott zur Rettung der Menschen gesandt habe, sey Christus, der sich in Gestalt einer Taube auf dem Juden Jesus herabgelassen, durch ihn die christliche Lehre verkündigt, jedoch noch vor der Kreuzigung Jesu wieder von ihm getrennt habe, und erst bei der Auferstehung der Todten werde er sich zur Grundung eines tausendjährigen Reichs der vollkommensten irdischen Glückseligkeit aufs neue mit Jesus vereiniget. Diese Grundideen des Gnosticismus wurden im zweiten Jahrhundert unter der Regierung Hadrianus und der beiden Antonine von dem christlichen Religionsphilosophen, die vorzugsweise unter dem Namen Gnostiker bekannt sind, noch mehr sublimirt, erweitert und ausgeführt. Saturninus, ein Syrer, redet von einem unbekanntem höchsten Gott, der viele Engel und Kräfte erzeugt habe; 7 dieser Aeonen wären die Weltgeschöpfer gewesen, und bald von Gott abgetrieben; einer derselben, der Judengott, habe die Menschen zum Bösen verführt, daher der Unterschied zwischen guten und bösen Menschen entstanden sey. Auch Saturninus nennt Christus den von Gott gesandten Retter und den Sohn Gottes, eigentümlich ist ihm aber die Behauptung, daß Christus nicht wirklich geboren worden sey, auch keinen wahren, menschlichen, sondern nur einen Scheinkörper an sich ge-

habe habe, weshalb seine Kollonen und mehrere andere solchere groß-
 fide Parteien, die hierzu mit ihm übereinstimmen, Tölpeln und
 Phantasisten genannt wurden. Uebrigens längere Saturninus
 ganz widersinnig die Verwirrung der Leiber, und nahm nur eine Abo-
 lition der Lecker guter Menschen in das Wesen der Gerechtigkeit an. Ferns
 Pöbel zerbrach sich durch Entzweiung der Eiten aus, verwarf das Nicht-
 essen und den Lorkand. Ferns Zeugnisse, Basilides, ein Arianer
 bringt, umschreibt sich von ihm durch eine den Neoplatonischen Philosophen
 nachgebildete, noch geheimnißvollere Sprache, er nennt 7 vollkommene
 dem nach dem Gott erzeugte Wesen, den Weltand, das Wort, die
 Klugheit, die Weisheit, die Macht, den Frieden und die
 Herrschaft, welche mit Gott selbst die vollkommene 8 auswo-
 chen; jede derselben habe seinen eigenen Himmel und große neue Ord-
 nungen und Schmel von Engeln, und diese wieder neue, deren Vollkom-
 menheit in allseitiger Linie immer mehr abnimmt. So entstanden
 36, Himmel u. d. Ordnungen von Engeln, deren gewöhnlichen Herrn
 und Vorsteher Paulides auf einen guten aber unvollkommenen Geist be-
 zeichnet, und Adreas nennt. Dieser Name mit Bezeichnung des Sach-
 staden gekürzt, drückt durch die Zahlbedeutung dreizehn diese neu-
 liche Zahl aus, und die Scholastiker schrieben ihn in Edelsteine, denn
 sie geborne wunderliche Kräfte bezeugen. In Beweiskraft mit Adreas,
 führt Paulides fort, haben die Engel der niedrigsten Ordnung aus der
 Materie unsere Welt gebaut, die Regierung der Völker unter sich ge-
 theilt und den Menschen sich zu werden gesucht, sind aber, da der
 vornehmste unter ihnen, der Junggott, sich auch die irdischen Völker
 unterwerfen wollte in einem Streit gefallen, der den Verfall und das
 Ende des menschlichen Geschlechts zur Folge hatte. Daraus handelt
 Gott seinen ersten, zweiten Sohn, den Neen Verfall oder Uebersied, um
 die Herrschaft der Welt regere zu erhalten. Der Judengott regte aber
 die Nation wider ihn auf, daß sie ihn umbrachte; doch wurde Christo
 nach nicht wirklich, sondern entweder der Mensch Jesus, mit dem er sich
 vereinigt hatte, oder Simon von Cyrene erstritten. Uebrigens ging wie
 der zu Gott, und alle Engeln, die ihm nicht gehorchen, kommen eben
 dahin, die unvollkommenen aber nicht, da sie von aller Herrschaft
 brennt sind, durch die Körper anderer Menschen und Thiere wandern.
 Der geborne heilige Geist und das Ewigende durch Theorie des Pa-
 sudes verstanden ihm viele Anhänger, sein Sohn Nicodot schien
 seine Lehre fort, die sich erst im 2. Jahrhundert gänzlich verlor. Das
 Können des Alexander von Nazopolis, der gleichfalls unter
 Arianer Regierung lebte, unterschied sich von den eben dargestellten
 um für einen bloßen Menschen hielt, dessen rein-
 lich nur des in, was sie vor ihre Verwirrung
 gebracht hatte, richtig zu erinnern gewohnt ha-
 ben. Dieser Arianer von Alexander, Arianer,
 d, aus denen überhaupt alle Irrthümer über-
 id, sagen den moralischen Grundregeln des Kato-
 nach, noch wenn das es allen Menschen aus-
 n aufserordentlich eine unermessliche Fren-
 schen der Erde gekostet. Und allerdings nicht
 diebesten Laster aus, und waren vornehmlich
 und manchen 2 2 2), welche den Vorsten diese
 von den 2 2 2) in allen im Allgemeinen aus-
 2 2 2) bezeichnetes Scher war Prodi-
 als Kräfte der Adamitischen Seite aufge-

den wird (vergl. den Art. Adam). Die Sekte der Karpokratianer fand in Aegypten und Italien, besonders aber auf den Inseln, viel Beifall, verlor sich aber schon im Anfange des 3. Jahrhunderts. Das vollständigste und summrreichste aller gnostischen Systeme hat Valentinus und ein gelehrter und berühmter Alexandriner, ebenfalls im zweiten Jahrhundert, gebaut. In das Erste, oder die Fülle, welche alle Gnostiker zur Wohnung des höchsten Gottes machten, setzt er 15 männliche und eben so viel weibliche Aeonen, die er durch Vermählungen mit einander nach und nach erzeugen läßt. Der höchste Gott, der Ungeborene, der Urvater, den er auch die Tiefe nennt, ist der erste dieser Aeonen, das denkende Stillstehende sein Weib, der Verstand und die Wahrheit sind ihre Kinder, diese erzeugten mit einander das Wort und das Leben (im griechischen weibl.) und diese den Weltischen und die Gemeinde. Diese 8 machen die erste Klasse von 30 Aeonen aus. Die zweite Klasse von 5 geborne, und die dritte von 6 Paarer steht, kommen auf gleiche Weise da ad und bestehen wie die erste aus 10 amten dieses himmlischen Erastes sind Horus, der die Geheimnisse des Lichtes heilige Geist, welche die übrigen Aeone und Jesus, den alle Aeonen des Lu und wie der ganze Olymp die Pandora gefangen haben. Der letzte weibliche A heit, beneidete den Verstand um sein Eine ihrer ungebändigten Leidenschaft Aeon, Schamoth oder Eudymestis (Bedrückung, Ueberleugung) welche in die Finsterniß der Materie fiel und von Christus aus Mitleid gehalten wurde. Schamoth schaute sich nach dem verlorenen himmlischen Lichte, Furcht, Angst, Traurigkeit und Lachen wechselten bei ihr ab; ihre unbefriedigte Sehnsucht brachte die Seele der Welt und andre Seelen hervor, aus ihren Thränen entstand das Wasser, aus ihrem Laufen die hellere Materie, die Dichtere aus ihrer Traurigkeit. Christus erbarmte sich der Abgefallenen und sandte ihr Jesus, der ihr Wissenschaft mittheilte und sie von ihren Schmerzen befreite. Nach dieser glücklichen Veränderung gebar sie drei Substanzen, eine materielle, eine geistige und eine feelenartige (wie oben die himmlische Seele). Aus der letztern gestaltete sich der Demurg oder Weltkönig, welcher, wie beim Basilides, die Himmel mit uren Engeln aus der feelenartigen Substanz baute und dem obersten dieser Himmel zu seinem Eine wählte. Aus der materiellen Substanz wurden unter Einfluß von Schamoths Furcht die Thiere, unter Einfluß ihrer Traurigkeit die bösen Geister, deren Fürst der Weltbeherrscher ist, und unter Einfluß ihrer Angst die mit Feuer vermischten Elemente der Welt. Der Mensch ist aus allen drei Substanzen gebaut. Der Vater der Menschlichen Christus hatte, als er auf Erden erschien, einen sichtbaren Körper aus feinerem Stoffe und war nur aus der geistigen und feelenartigen Substanz zusammengesetzt. Bei seiner Taufe vereinigte sich der Aeon Jesus mit ihm und belehrte die Menschen. Seine Epistole und Wohlthaten beschreibt Valentinus eben so wie Saturninus, das Einzige aber hat er, daß, wenn zuletzt alles Geistige von der Materie befreit sein würde, Schamoth sich an göttlichen Kindern mit Jesu vereinigen, und die guten Seelen zu sich rufen, der Himmel des Demurgs die himmlischen aufnehmen und der Welt im Feuer untergehen werde.

Die Partei des Valentinus, welche sich gegen die Mitte des 2. Jahrhunderts zu Rom, und besonders auf der Insel Cypern erhob, zeichnete sich durch strenge Sitten aus, wurde die zahlreichste unter allen gnostischen Sekten und dauerte bis in das 4. Jahrhundert fort. Marcion von Sinope und Cerdo ein Syrer, bildeten mit Hinweglassung vieler Abenteuerlichen der früheren gnostischen Systeme ein wohlgeordnetes Lehrgebäude, dessen Hauptmerkmal die Verwerfung des alten Testaments und die Einmischung jüdischer Ideen in das Christenthum ist. Marcion unterscheidet zwei höchste Grundwesen, den wahren Gott und den Teufel; der wahre Gott hat auch nach ihm viele Geister erzeugt, unter ihnen auch den Welterschöpfer, welcher der gerechte Gott und Gesetzgeber der Juden sey. Dieser hat Christum durch die Propheten verheißt lassen; der Jesus aber, der wirklich erschienen und der wahre Erlöser ist, war der Sohn des wahren guten Gottes, und nicht jener jüdische Messias. Dieser eigenthümliche Lehrsatz Marcions veranlaßte seine Abtrennung von der alt-katholischen Kirche, in der Tertullian besonders die Würde des Alten Testaments glücklich gegen ihn verfocht. Die Partei der Marcioniten wurde indeß sehr ansehnlich, sie hatte bis zum Anfange des 5. Jahrhunderts in Italien, Syrien, Arabien und Aegypten zahlreiche Gemeinden und eigne Bischöfe, auch behauptete sie den Ruhm unsträflicher Sitten, indem sie nach der Vorschrift ihres Stifters das Fleischessen, das Weintrinken und den Ehestand vermied, um mit der Materie so wenig als möglich gemein zu haben. Zweifelhaft ist es aber, daß Marcion und Cerdo auch die Stifter der Sekte gewesen seyn sollen, die gegen das Ende des 2ten Jahrhunderts unter dem Namen Ophiten oder Schlangenbrüder (s. den Art.) entstand und wegen der Aehnlichkeit ihrer Theogonie mit der Valentiniſchen unter die Gnostiker gerechnet wurde. In derselben Periode trat auch der durch seine Harmonie der vier Evangelien und seine Reden gegen die Griechen oder Heiden schon vorher berühmte Tatianus aus Assyrien zum Gnosticismus über und stiftete eine Sekte, deren Anhänger nach einem seiner Schüler Severianer, wegen ihrer harten Diät Enkratiten (Enthaltsame) Hydroparastaten (Wassertrinker) und weil sie dem Besitze ihrer Güter entsagten, Apotaktiten genannt wurden. Auch Bardesanes, ein Syrer, und der Afrikaner Hermogenes, welche unter der Regierung des Kaisers Commodus vom Lehrbegriff des Christenthums abwichen und Sekten stifteten, streifen wegen ihrer Hypothesen über die Ursachen des Bösen in der Welt an den Gnosticismus an. Ueberhaupt war es bei dem philosophischen Streben jenes Zeitalters, bei der Sucht nach dem Wunderbaren, welche die damals im hohem Grade verweichlichten Völker des Römischen Reichs ergriffen hatte, und bei der Mode, sich tieferer Einsichten in die Geheimnisse der Natur und Gottheit zu rühmen, nicht zu verwundern, daß eine Religionsphilosophie, welche sich die glänzendsten Partien der platonischen aneignete, und der Einbildungskraft eben so sehr als dem Dünkel geheimer Weisheit Nahrung gab, einen so ausgebreiteten Beifall fand. Auch Gutgesinnte nahen sie durch die Strenge ihrer Sittenlehre und ihre Seelenheilkunde für sich eifrig, die Gnostiker waren die Pietisten des 3. und 4. Jahrhunderts. Die katholische Kirche, die ihre Lehren verkehrte, ließ doch dem Wandel der Marcionitischen und Tatianischen Gnostiker Gerechtigkeit wiederfahren, und nahm selbst von ihren Irrlehren Veranlassung, die Regel des rechten Glaubens fester zu bestimmen. Seit dem 5. Jahrhundert gab es keine gnostischen Sekten mehr, aber von den Grundzügen ihrer Emanationslehre erscheint

manches in späteren Philosophien wieder, die mit ihnen aus gleichen Quellen schöpften. Platons lebendige Darstellung hatte den Ideen der Gottheit etwas substantielles gegeben, das die Gnostiker auf ihre Neonen übertrugen, und Leibnizens Effulurationen (Ausstrahlungen) Gottes, Plouquet's reale Repräsentationen (Vorstellungen) Gottes, St. Martins Bilder und Spiegel *) und dergl. sind wie jene Neonen ein Beweis, daß die Versuche des menschlichen Verstandes, den Akt der Schöpfung und des Entstehens unvollkommenerer Wesen aus dem vollkommensten zu erklären, immer auf ähnliche Resultate hinausliefen. Die Naturphilosophen könnten die Gnostiker unserer Zeit genannt werden, wenn sie gesehen wollten, daß ihr Identitätssystem ihnen unter den Händen in einen Dualismus zerfällt, welcher der gnostischen Theorie vom Abfall nicht unähnlich ist. E.

Goa liegt an der Westküste von Dekan in Vorderindien, da wo jetzt die westlichen Besitzungen der Marbatten und der Britten am nördlichen Ende von Kanara an einander gränzen, auf einer Insel, welche bei den Eingebornen ehemals Tissari hieß, und von einer Arabischen Volksstamme bewohnt wurde, als der große Albuquerque im Jahre 1510 die Stadt mit den Halbinseln Bardes und Salsete unterwarf. Der Fluß Mandova, unter den Indiern fast so hoch geehrt, als der Ganges, scheidet die Insel vom festen Lande, und zwei Meerarme umfassen sie auf den andern Seiten. Sie hat einen der besten und geräumigsten Häfen Indiens, und war seit 1559 der Sitz des Oberbefehlshabers der Portugiesischen Besitzungen in dem Indischen Meere und des Erzbischofs und Primas von Indien. Während der Regenzeit vom Juni bis gegen den October bringen die Landfluthen so viel Schlamm mit, daß der Hafen verschlammmt und die Schiffahrt gehindert wird. Der Hafen, welcher aber nur den Portugiesen offen stand, ist durch Thürme und Castelle beschützt. Gleich bei dem Eingange, an der Spitze der Halbinsel Bardes, liegt die starke Festung Aguada, deren Geschüs das Wasser bestreicht, und hinter dem Kanale, oberhalb jener Halbinsel, das Königskastell, das gleichfalls das Wasser beherrscht. Außer diesen Festungen gibt es noch zwei starke Forts, die nahe am Kanale liegen. Die Ufer sind mit den schönsten Bäumen Indiens besetzt, und bieten die freundlichste Ansicht dar. Nicht weit von der Stadt läuft ein langer und breiter gemauerter Damm, der zu einem Fußsteige dient, wenn das Land überschwemmt ist. Die Palläste des Vicekönigs (die palvereira genannt) und des Erzbischofs liegen an dem Flusse, der den schönen Hafen bildet und die Insel befruchtet, welche besonders an Reis, Mangos und Kokosbäumen reich ist. Die Schiffe können, wenn sie einen Theil ihrer Fracht ausgeladen haben, bis nahe an die Stadt kommen. An jenen Hafen gränzt der Hafen Murgon, welcher durch einen andern Kanal gebildet wird, der Goa und die Halbinsel Salsete scheidet; er nimmt die aus Europa kommenden Schiffe auf, wenn der andere verschlammmt ist, und wird durch eine, auf der Insel Salsete liegende, Festung geschützt. Die Stadt hat Mangel an süßem Wasser, das vom festem Lande hingebacht und verkauft wird. Die Luft ist ungesund. Zu der Zeit, als die Portugiesen in Indien herrschten, konnte keine Stadt in diesen Gegenden mit Goa verglichen werden, und wenige in Europa waren schöner und besser gebaut. Sie war der Stapelplatz aller Reichthümer Indiens. Die noch

*) Vergl. St. Martin vom Geist und Wesen der Dinge, aus dem Franz. von Schubert übersetzt. Leipzig, 1811 und 1812.

vorhandenen öffentlichen Gebäude sind stumme Zeugen ihrer verschwundenen Herrlichkeit. Außer dem Vicekönige, unter dessen Befehlen alles stand, was die Portugiesen in Indien vom Vorgebirge der guten Hoffnung bis Macao in Sina besaßen, hatten hier die Verwaltungsbehörden ihren Sitz, von welchen die höchste der Obergerichtshof in bürgerlichen und peinlichen Sachen (relação genannt) war, den unter des Vicekönigs Vorsitze die Desembargadores bildeten. Die Macht des Glaubensgerichts, das auch in Goa seinen Sitz hatte, war ehemals sehr ausgedehnt, und erstreckte sich über alle Portugiesen in Indien und die eingebornen Christen, allein ausgenommen den Vicekönig, den Erzbischof und dessen Vikar. In neuern Zeiten aber ward die Gewalt der Inquisition sehr beschränkt. Es waren gegen 80 Klöster in Goa, welche von vielen tausend Mönchen bevölkert waren, die unthätig von der Arbeit der Laien lebten. Als die Macht der Portugiesen, theils durch die Ausartung des Heldengeistes, der sie gegründet und lange erhalten hatte, theils durch die Schuld eines unglücklichen Verhängnisses, immer tiefer sank, und der größte Theil ihrer reichen Besitzungen in der Gewalt der Holländer und Engländer war, die sich längs der Malabarküste niedergelassen hatten, da gerieth auch der Mittelpunkt ihrer Herrschaft immer mehr in Verfall. Die Verödung der Stadt nahm zu, als im Anfange des vorigen Jahrhunderts eine Seuche ausbrach, welche den größten Theil der Einwohner zur Auswanderung zwang, und ihnen so großen Abscheu gegen ihren Wohnort einflößte, daß sich die meisten auf dem Lande niederließen. Noch jetzt mögen Europäer und Asiaten, wenn Geschäfte sie in die Stadt rufen, nicht gern darin übernachten. Die Straßen sind einsam und mit Grase bewachsen, alles zeigt das traurige Bild verfallener Größe. Die gebornen Portugiesen machen die geringste Zahl der Einwohner aus, die Metizen die größte. Die Abkömmlinge der Eingebornen, Kanarinen genannt, welche schwarze Hautfarbe und langes Haar haben, sind meist Christen, und diejenigen unter ihnen, welche von den höhern Kasten der Braminen und Nairen abstammen, schlau, lebhaft und gesittet, die Abkömmlinge niederer Kasten aber betrügerisch und niederträchtig. Diese neuen Christen, wie wohlhabend sie auch seyn mögen, müssen sich das kränkende Unterscheidungszeichen gefallen lassen, barfuß und ohne Stock zu gehn. Der große Handel ist in den Händen der Christen, der kleine wird von Juden und Baniannen getrieben, deren Anzahl beträchtlich ist. Bloß der Zwischenhandel an den Küsten von Indien und nach Sina ist noch bedeutend. Drei bis vier Schiffe waren in neuern Zeiten jährlich hinreichend, die Waaren, welche die Portugiesen aus den übrigen Faktoreien und durch die nach Canton fahrenden Schiffe erhielten, nach Europa zu bringen. Der Betrag des Ganzen stieg selten höher, als auf anderthalb Millionen Gulden jährlich, nicht gerechnet den Ertrag des ausschließenden Handels, den die Krone mit Zucker, Schnupftabak, Pfeffer, Salpeter, Perlen und Sandelholz trieb. Der ganze Gewinn aber, den die Niederlassung brachte, ward von den Kosten aufgezehrt, welche die Verwaltungsbehörden und die Unterhaltung der Festungswerke und der Besatzung nothwendig machten. Seit 1807 war Goa in der Gewalt der Engländer, und für sie war diese Colonie in politischer Hinsicht wichtig, da sie bereits Herrn von Mangalor, Bombay und Surate waren, und ihren kriegerischen Nachbarn den Marbatten, noch mehr jede feindselige Bewegung erschweren konnten. Inbeß behaupteten die Engländer diese Eroberung nicht, und sie ist nun wieder im Besitze des Königes von Portugall.

R.

Gobelin (Gilles) war ein Färber zu Paris unter der Regierung Franz I. Er wohnte in der Vorstadt St. Marceau, wo sein Haus und der kleine Fluß, welcher vorbeifließt, noch heute seinen Namen führen, und erfand, wie man sagt, das Geheimniß, das schöne Scharlach zu färben, welches nach ihm Gobelinscharlach heißt. Von ihm haben auch die berühmten Gobelintapeten ihren Namen, für deren Erfinder er gehalten wird, mit welchem Recht, ist zweifelhaft. Indes, wenn er auch der erste Verfertiger dieser gewirkten Tapeten gewesen ist, die sonst in Frankreich Mode waren und es wieder geworden sind, so ist doch anzunehmen, daß die Erfindung erst unter Heinrich IV. in größerer Vollkommenheit gebracht worden.

Godot, s. Aleudis.

Görling (Leopold Friedrich Görling von), wurde den 15. Julius 1748 zu Grünlingen im Halberstädtischen geboren, besuchte um das J. 1760 das königliche Pädagogium zu Halle, wo er sich mit seinem Freunde und Landemann, G. A. Bürger, gemeinschaftlich in der Dichtkunst versuchte, und studirte sodann auf der dortigen Universität die Rechte. Nach Vollendung seiner akademischen Studien wurde er Referendarius bei der Kriegs- und Domänenkammer in Halberstadt, in der Folge Kanzleidirektor zu Ellrich im Hohensteinschen, im J. 1788

Kriegs
nigl. Q
heimer
riums
zu Ful
boden,
dorf in
rath.
tungen
welche
bemerkt
aller 2
wegs a
gewant
„die 2
land fe
selbst d
unter 1

Q
dien, 1
da und
fährt 6
mantig
jam vo
ne Ref
stadt d

u Magdeburg, 1788 Kd
zu Wernigerode, 1793 ge
nent des Generaldirekto
rsten von Oranien-Fulda
-Hg in den Adelsstand er
G. von Görling auf Dal
Kurländischer Legations
eiten in den meisten Gat
edichten und der Epistel,
rkums gekrönt hat. Man
en Geist, der indessen bei
etät und Zartheit keines
n tiefempfundenen und in
rwarben ihm doch wohl
lichkeit man in Deutsch
meisten Ruhm, so daß

Gold. Die trefflichen Eigenschaften, besonders der prächtige und dauernde Glanz dieses edeln Metalls, haben demselben von jeher einen sehr hohen Werth in den Augen der Menschen gegeben. Es gehört zu den einfachen Stoffen. Im Feuer schmilzt es, sobald es glüht, und setzt im Flusse grün aus. Im gewöhnlichen Feuer verändert es sich

Briefstellerin, die hiez
deutsche Sappho nannte.
roße Landschaft in Ostf
wischen den Flüssen Bura
aat umgeben, mit unge
urch ihre ergiebigen Dia
welcher König oder Ni
ecan genannt wird. Sei
zugleich die jetzige Haupt
da, eine auf einem frei

Der Nizam ward sonst von den
Marhatten zu einem regelmäßigen Tribut genöthigt, allein jetzt ist er,
unter dem Namen eines Bundesgenossen, von den Engländern abhängig.

nicht, verglaset aber und verflüchtigt sich zum Theil unter dem Brennspiegel. Das durch die Hitze des Errenpuncts entstehende Glas hat eine violette Farbe, und ist eine verglasete Goldhalbsäure. Der elektrische Funke säubert das Gold. In Säure löset es sich schwer auf; die Salpetersäure löset es nur auf, wenn sie roth oder mit salpetersaurem Gas vermischt ist. Uebersaure, so wie salpetersaure Kochsalzsäure lösen das Gold auf und aus beiden entsteht das Goldsalz, welches gelblich, äzend ist und sich krystallisirt. Das Ammoniak schlägt das Gold mit gelber Farbe nieder und bildet das Knallgold, das bei einer großen Entzündbarkeit furchtbare Explosionen bewirkt. Verbindet man eine Goldauflösung mit einer Auflösung des kochsalzgesäuerten Zinns im Wasser, so entsteht ein purpurrother Niederschlag, der unter dem Namen Cassius-Purpur oder mineralischer Purpur bekannt ist. Das Gold amalgamirt sich leicht mit dem Quecksilber. In Ansehung des Gewichts übertrifft es, die Platina ausgenommen, alle übrigen Körper. Setzt man die Schwere des Wassers auf 1,000, so beträgt die Schwere des Goldes nach Blumenbach 19,257, nach Scherer 19,640. Das Amerikanische Gold sieht bleicher aus als das Europäische. Sein Glanz leidet nicht durch Rost. Von allen Metallen besitzt das Gold die größte Dehnbarkeit. Mit einer Unze Gold kann man einen 44 Stunden langen Silberfaden so durchaus überziehen, daß man selbst durchs Mikroskop nichts vom Silber entdeckt, vielmehr bleibt es, wenn man das Silber durch Scheidwasser auflöset, als eine hohle undurchsichtige Röhre zurück. Ein einziger Gran Gold läßt sich zu so dünnen Blättchen schlagen, daß man damit eine Fläche von 1400 Quadratvoll bedecken kann. Von der Zähigkeit des Goldes zeugt der Umstand, daß ein Drath dieses Metalls von $\frac{8}{10}$ Linien Dicke und 2 Fuß Länge ein Gewicht von 16 Pfund trägt, ohne zu zerreißen. Wegen dieser Geschmeidigkeit und Weiche besitzt es aber auch nur wenig Klang und Elasticität; durch anhaltendes Hämmern kann man es jedoch dergestalt härten, daß es selbst zu Uhrfedern gebraucht werden könnte. Das Gold wird, wie alle übrigen Metalle, in der Erde erzeugt, und ist nächst dem Eisen und Brauneisenerze wahrscheinlich am weitesten in der Natur verbreitet. Nur wenig findet sich vererzt, das meiste gediegen und zwar letzteres entweder sichtbar oder verlarvt. Dieses gediegene Gold zeigt sich unverdeckt in seiner metallischen Gestalt und kommt in verschiedenen Formen, in derben Stücken, in Blättchen und Krystallen vor. Häufig ist es schon so rein, daß es gar keiner Läuterung bedarf. Dergleichen wird Jungferngold genannt. Meistens ist es aber in Stein und Erzen enthalten, doch gediegen und so, daß man es deutlich erblickt. In diesem Falle muß es von den fremdartigen Mineralien geschieden werden. Es findet sich zuweilen in beträchtlichen Massen; so entdeckte man vor etwa 40 Jahren in Brasilien einen gediegenen Goldklumpen von 2560 Pfund, der weit über eine Million Thaler am Werth betrug. Dasjenige, welches man in verschiedenen Flüssen unter dem Sande gemengt findet, besteht nur aus sehr kleinen Theilchen. Es heißt Fluggold und wird durch das Waschen erhalten. Auf der Goldküste von Guinea sammeln die Eingebornen in beträchtlicher Menge Goldstaub, d. h. feine Goldtheilchen, und verkaufen ihn an die Europäer. Verlarvtes Gold heißt dasjenige, welches sich in Steinen und Erzen zwar gediegen, aber doch versteckt befindet, und nur durch mühsame und kostbare Operationen aus denselben geschieden werden kann. Lobnt der Gewinn diese Arbeit, so nennt man dergleichen Mineralien Golderze. Wahrscheinlich ließe sich

in allen Ländern der Erde Gold entdecken, aber nicht allenfallsen würde es der Mühe werth sein, es aufzusuchen und zu scheiden. Südamerika, namentlich Brasilien, Mexiko und Peru geben das meiste Gold. Die Stuben von Porosa liefern binnen 20 Jahren über 100 Millionen an reinem Gold. Daß Afrika reich an Gold sein müßte, sieht man daraus, daß die Flüsse so viel davon enthalten. Diese sollen es in ihrem Laufe über die Gebirge aus feinen Lagerstätten und fuhren es in ihrem Grunde mit sich fort. Arien erzielte viel Geld. Arabien, Persien
 Quantitäten aus
 re Bergwerke
 Gold in mehr
 Portugal und E
 sie von Amerika
 Goldminen,
 re andere Proce
 aber es ist nicht
 sieht noch nicht u
 oder jedem ande
 enthält nämlich:
 mische man ihm mehr oder weniger Kupfer oder Silber bei, jenes nennt man die rothe, dieses die weiße Legirung. Das zu Galanterien arbeiten verarbeitete sogen. französische Gold ist 6 Karatig, d. h. $\frac{2}{3}$ Gold und $\frac{1}{3}$ Legirung. Der Werth des feinsten Goldes gegen den Werth des feinsten Silbers ist nicht allenfallsen gleich. In Deutschland wüßte 2 Loth Gold ungefähr mit 15 Loth Silber aufgewogen. Ueber die Kunst Gold zu machen, siehe man den Artikel Alchimie.

Goldader, ein Gang im Bergwerke, der Gold oder Goldery enthält.
 Goldbarron, das in Stangen zusammen geschmolzene Gold.
 Goldbrach wird aus vergoldeten Silberstangen gezogen, wobei jedoch das Silber die Goldfarbe behält.
 Goldgulden, eine ehemalige Goldmünze, etwa 2 Tblr. oder 3 Gulden so kreuzt am Werth.
 Goldkrone, eine ehemals mit einer Krone bezeichnete Münze, etwa 2 Tblr. 14 Gr. oder 4 fl. 36 Kr.
 Goldküste, die östliche Küste von Guinea in Afrika, von welcher man Gold oder Goldstaubholt.
 Goldschamm, unächtes, zu ganz feinen Blättchen geschlagenes Gold.
 Goldschlaggerhäutchen, eine dünne Haut, welche von der äußern Haut des Magens eines Ochsen bereitete und von den Goldschlägern gebraucht wird, das Metall damit zu dünnen Blättern zu schlagen.
 Es wird auch zu Luftballons genommen.
 Goldschwefel, mit gemeinem Schwefel verfeiner Arsenik.
 Goldelaktur, ein in Aetherwasser (Spiritus) aufgelöstes Gold, dem man vormals große Heilkraft zuschrieb.
 Goldwäsche nennt man die Kunst und das Verfahren, wodurch man das im Grunde der goldführenden Flüsse erhaltene Gold von demselben absondert und reinigt.

Goldene Regel, so viel als Regel de Tri, wo aus 3 bekannten Zahlen die 4te unbekannt gefunden wird, z. B. 1 Pf. kostet 20 Gr. was kosten 10 Pf.

Goldene Zahl, nennt man in der Chronologie diejenige Zahl, welche anzeigt, das wievielte ein gegebenes Jahr in dem Mondzyklus ist, d. h. in einer wiederkehrenden Periode von 19 Jahren, nach deren Verlaufe, wie man annahm, die Ne- und Vollmonde auf dieselben Tage des Jahres eintreffen sollten. Uebrigens steht dem Anfang auf 1 Jahr vor Chr. Geburt. Will man nun wissen, in welcher

dem Mondzirkel sich ein Jahr befindet, so addirt man zu ihm 1, und dividirt die Summe mit 19. Die Zahl, welche anzeigt, das wievielte Jahr des Zirkels das gegebene ist, heißt die goldene, weil man sie wegen ihrer vermeinten Wichtigkeit bei Berechnung des christlichen Osterfestes in den Kalender mit goldenen Buchstaben schrieb. Im Gregorianischen Kalender fiel der Mondzirkel weg.

Goldene Bließ, s. Jason und Argonauten. Orden des goldenen Bließes und Orden der drei goldenen Bließe; s. Orden.

Goldoni (Carlo), der fruchtbarste unter den dramatischen Dichtern Italiens, wurde 1707 geboren. Er fühlte sich von Kindheit auf unwiderstehlich zum Theater hingezogen und schrieb schon in seinem achten Jahre einen Entwurf zu einer Commedia dell'arte (S. Italienisches Theater). Anfangs versuchte er sich in der Jurisprudenz und ward selbst immatrikulirter Advokat, daher er sich auch nachher beständig Avvocato nannte. Allein dieses Fach gefiel ihm eben so wenig wie das medizinische, mit welchem er sich auf Verlangen seines Vaters eine Zeitlang beschäftigte. Sein innerer Beruf zur Bühne siegte endlich über alle Versuche, ihn von derselben abwendig zu machen. Nachdem er mit abwechselndem Glück Advokat, Theaterdichter, Schauspieler, Arzt, Sekretär und Direktor einer Schaubühne gewesen war, mit umherziehenden Schauspielergesellschaften die vornehmsten Städte Italiens gesehen und beinahe 200 Stücke geschrieben hatte (im J. 1750 allein schrieb er deren sechszehn), nahm er 1761 eine Einladung nach Paris an. Hier wurde er Italienischer Lehrer der Tanten Ludwigs XV. und verfertigte verschiedene kleine Stücke, die auf dem Hoftheater zu Fontainebleau aufgeführt wurden. Er erlernte die französische Sprache in solcher Vollkommenheit, daß er nicht bloß sein Leben, sondern selbst einige Lustspiele darin schreiben konnte, worunter *le bourgeois gentilhomme* zu seinen besten Stücken gehört. Seine letzten Jahre waren sehr gedrückt. Durch Abschaffung der Pensionen der Civilliste in den ersten Jahren der Revolution verlor er seine jährliche Einnahme von 4000 Livres zu einer Zeit, wo er wegen seines hohen Alters außer Stande war, sich durch seine gewohnte Thätigkeit Erwerbsquellen zu eröffnen. Im J. 1792 gab ihm zwar der Nationalconvent seine Pension zum Theil wieder; allein er genoß sie nicht lange, denn er starb schon im Anfange des folgenden Jahrs. Seine Memoiren sind wegen einer Menge Anekdoten und Charaktergemälde und wegen des naiven und herzlichen Tons, der darin herrscht, höchst anziehend. Als dramatischer Dichter hat Goldoni unstreitig bedeutende Verdienste. Er erschien als Reiniger des Lustspiels, und fand so viel Beifall, daß er um die Mitte des vorigen Jahrhunderts fast ausschließlich im Besitz der komischen Bühne war. An theatralischer Einsicht fehlt es ihm gewiß nicht, wohl aber an Gehalt, an Tiefe der Charakteristik und an Neuheit und Reichthum der Erfindung, um sich auf die Dauer zu behaupten. Seine Sittengemälde sind wahr, aber zu wenig aus dem Gebiete der Alltäglichkeit hinausgespielt; er hat das Leben von der Oberfläche abgeschöpft, und da wenig Fortrückung in seinen Dramen ist und alles sich immer auf denselben Punkte herumdreht, so vermehrt dies noch den Eindruck von Leerheit und Langerweile als dem herrschenden geselligen Zustande. Die Masken hätte er gern gänzlich abgeschafft, und doch konnte er keinen Ersatz dafür aus seinen Mitteln anbieten. Die von Goldoni revidirte Originalausgabe seiner sämmtlichen Werke ist 1788 bis 1794 bei Zatta in Venedig erschienen, und besteht aus 40 Octavbänden. Der Diener zweier Herren und einige andere seiner Stücke haben in Bear-

tischen Bühne gefallen. S. über ihn und
Auffatz von Jacobs im 2. Bd. der Nach-

vor den 29. Nov. 1728 zu Dallas in der
ird geboren. Sein Vater, ein redlicher
der bischöflichen Kirche, konnte nicht
Sohnes aufwenden, und bestimmte ihn
in seinem siebenten Jahr aber zeigte sich
g zur Poesie dadurch, daß er auf jedes
habhaft werden konnte, Verse knirschte,
umher seines Onkels auf sich, der ihn zu
e des Schulhalters zu Elym übergab.
Einfall sein Glück. Er tanzte einst und

ward von den dazu aufstehenden jungen Menschen wegen seiner auf-
fallenden Häßlichkeit mit dem Aesop verglichen; alles lachte über den pas-
senden Einfall, als plötzlich Oliver inne hielt, und mit zwei aus dem
Stegreif genachten Versen:

ngt:

t!
wesende Verwandte,
häßliche Kosten auf
len zu Athlone und
Dublin, wo ihn die
luß bewog, in der
Cork, verkaufte zu
te aber noch so lan-
shilling geschmelzen
ein der Hunger ließ
re sich zu seinem al-
nd mit dem erlösn-
n Achte nahm, ent-
Auffaufe gegen die
Bachelor. Um diese

Zeit starb sein Vater. Seine Verwandten bemühten sich vergebens,
ihm in der bischöflichen Kirche eine Anstellung zu verschaffen; seine Zu-
gendsfreunde hatten ihn in ein nachtheiliges Licht gestellt; auch hegte er
selbst ganz entgegengesetzte Neigungen. Nachdem er ein Jahr lang Hof-
meister in einem b... Hause gewesen, widerstand er sei-
ner Neigung zu r...
rika fahren; aber
kehrte er von aller
rück. Er erlangt
mäß, 1752 nach
An regelmäßigen
kitt oft an Kränkl
Lenden, und studi
sein stets nach n
Geist zog ihn in o
Spiel ergab. Als
ren hatte, entschl
nach Irland aber
Ein Freund schof
sate damit zu reisen, dazu anwandte, seinem Onkel Blumenzwiebeln
zu kaufen. Nichts desto weniger war er entschlossen, Europa zu Fuß

zu durchwandern und sich wegen der Reisekosten auf die Vorsehung zu verlassen. Wirklich reiste er ab, und man sagt, daß er theils in den Klöstern durch seine Fertigkeit im Disputiren, theils durch sein Flötenspiel in den Dörfern sich Aufnahme und Unterhalt zu verschaffen gewußt habe. So durchpilgerte er Flandern, einen Theil von Frankreich und Deutschland und betrat die Schweiz, wo die Schönheiten der Natur die Blüthe seiner dichterischen Anlagen aufschlossen und er einen Theil seines Wanders schrieb. Zu Genf ward er der Führer eines jungen Engländer, der mit einem großen Vermögen sich auf Reisen bilden wollte. Aber des schmutzigen Geizes seines Zöglings bald müde, verließ er ihn wieder und ging nach Padua, wo er sechs Monate blieb und Doctor der Arzneikunde ward. Der Tod seines Onkels rief ihn in sein Vaterland zurück. Er landete zu Dover, als eben 1758 der Krieg ausbrach, und da ihm jetzt seine Flöte und seine Dialektik kein Abendbrot mehr verschafften, sah er sich bald in der drückendsten Dürftigkeit. Unter einem erdichteten Namen gelang es ihm nach vieler Mühe als Gehilfe bei einer kleinen Schule angestellt zu werden. Dieser elenden Lage bald überdrüssig, machte er sich davon und versuchte als Apothekergehülfe fortzukommen. Aber sein abgeschabter Rock, seine seltsame Gestalt und sein Irländischer Dialekt mißfielen allgemein, bis endlich ein Chemiker, vielleicht aus Mitleid, ihn in sein Laboratorium aufnahm und einen überaus nützlichen Gehilfen in ihm fand. Er ernährte sich jetzt theils als Arzt, theils als Schriftsteller und lebte zwar kärglich, aber unabhängig und fröhlich, als ihm ein Freund den Vorschlag machte, die Aufsicht über eine Schule, der sein Vater vorstand, während dessen Krankheit zu übernehmen, wogegen derselbe sich verbindlich machte, ihn einigen Irdischen Directoren zu empfehlen, und ihm eine Stelle als Arzt bei der Ostindischen Compagnie zu verschaffen. Goldsmith nahm den Antrag an, und erhielt wirklich im J. 1758 eine vollständige Bestallung als Arzt bei einer Ostindischen Faktorei. Aber dieses glänzende Glück hatte sich ihm kaum dargeboten, als er es auch schon wieder aufgab. Die Nothwendigkeit, sich einem geregelten Amtsleben zu unterwerfen, erfüllte ihn mit Abscheu gegen seinen Auf. Damals lernte er Griffith, den Herausgeber des Monthly Review kennen, und ward von demselben eingeladen, Mitarbeiter zu werden, wofür er Wohnung, Tisch und ein gutes Gehalt haben sollte. In dieser Verbindung lebte Goldsmith acht Monate, worauf er sich von Griffith trennte, und sein *Enquiry of the present state of taste and literature in Europe* 1759 herausgab. Er bewohnte damals, in der äußersten Dürftigkeit, ein armseliges Stübchen im dritten Stockwerke, bezog aber bald eine anständigere Wohnung, und schrieb seinen *Vicar of Wakefield*. Während derselben Zeit schrieb er, um seine täglichen Bedürfnisse zu bestreiten, die *Letters on english history and den Citizen of the world*, der anfangs in einer Reihe von Briefen in dem Charakter eines Chinesischen Philosophen in dem *Loanger* erschien. Schon früher hatte er ein *Ladys Magazine* und ein Wochenblatt *The Bee* geschrieben. Die besten jener zerstreuten Stücke sind 1765 unter dem Titel *Essays* zusammen erschienen. Um das Jahr 1764 lebte er auf einem sehr anständigen Fuß; Männer vom ersten Rang in den Wissenschaften und im Staate waren seine Freunde. Der Beifall, womit seine dichterischen Werke aufgenommen wurden, reizte ihn an, auch für das Theater zu arbeiten; er schrieb *The good-natured man* und machte mit diesem und einigen andern Stücken bedeutendes Glück; im J. 1769 erschien sein Gedicht *the deserted village*. In dieselbe Zeit fällt seine

History of England und seine Roman history. Auf Verwendung seiner Freunde, die ihm auch eine äußere Auszeichnung wünschten, ward er zum Professor der alten Geschichte bei der Englischen Malerakademie ernannt. Im J. 1770 machte er eine Reise nach Paris, schrieb darauf noch seine History of the earth and animated nature; welche 1774 erschien, nächstdem seine scherzhaften Gedichte the Haunch of venison und Retaliation, und war mit dem Plane zu einem allgemeinen Wörterbuch der Künste und Wissenschaften beschäftigt, als ein frühzeitiger Tod seine Thätigkeit endigte. Er starb den 4. April 1774 an einem Nervenfieber. Sammeln wir die zerstreuten Züge seines Charakters unter Einem Blick, so erscheinen uns vorherrschend ein mehr hell als tief blickender Verstand, eine eben so lebhaft auffassende wie schöpferische Phantasie; ein reges zartes Gefühl: daher bei wissenschaftlichen Gegenständen mehr eine helle Ansicht, als eine tiefe Einsicht; mehr ein Auffassen der interessantesten Seiten, als aller zur Sache gehörigen, aber ein helles, leichtes, schönes Darstellen des hell, leicht und schön Angeschauten und Aufgefaßten; — in der Dichtkunst Lebendigkeit, Wahrheit, Gemüth und Laune; — im Weltleben ein edler Ehrgeiz durch geistige Vorzüge, dessen einseitiges Streben eine Gleichgültigkeit gegen äußern Rang und Glanz, sogar gegen alle Anständigkeit und Anmuth der äußern Verhältnisse hervorbringt, die überall Tadel verdient; nächstdem die lebenswürdigsten Züge eines innigen und thätigen Wohlwollens und einer herzlichen Sehnsucht nach Vaterland und Freundschaft; dabei aber ein trauriger Mangel an praktischen Maximen, und daher kein festes bestimmtes Handeln, keine Weltflucht, daher so manche Verlegenheit, so manche wirkliche Vergehungen, und — wenn der Tod ein Uebel ist — ein zu frühes Erdulden desselben. Seine Freunde errichteten ihm ein Denkmal in der Westminsterabtei zwischen Gay und dem Herzog von Argyle in dem sogenannten Poet's Corner, mit einer von Johnson verfaßten Inschrift.

Golgatha, ein Berg nahe bei Jerusalem, auf welchem Christus gekreuzigt wurde. Der Name ist Griechisch und bedeutet eigentlich einen Hirnschädel. Vermuthlich bekam er diese Benennung, weil er einer kahlen Hirnschale ähnlich sah. Damit stimmt auch der lateinische Name Calvaria und der Deutsche Schädelstätte überein. S. Calvarienberg.

Gonsaloniere hieß das Oberhaupt der ehemaligen Republik Lucca; auf Deutsch so viel wie Bannerherr. Er ward aus dem Adel gewählt und verwaltete sein Amt nicht länger als zwei Monate, ohne andere Vortheile davon zu haben als die Ehre und freie Tafel. Erst nach sechs Jahren konnte dieselbe Person wieder gewählt werden. Gonsaloniere des päpstlichen Stuhls war ein Titel der Herzoge von Parma.

Gonsalva Fernandez von Cordova, Herzog von Terranova, Fürst von Venouse, wo er im J. 1443 aus einem der vornehmsten Geschlechter Spaniens geboren wurde; zeichnete sich zuerst im Kriege gegen die Portugiesen aus. Er diente hierauf unter der Regierung Ferdinands und Isabellens bei der Eroberung des Königreichs Granada, wo er mehrere Plätze einnahm. Ferdinand V. von Aragonien stellte ihn an die Spitze des Heeres, das er unter dem Vorwand, seinen Vettern Friedrich und Alphons Hilfe zu leisten, eigentlich aber um sie zu berauben, nach Neapel schickte. Er führte den Krieg mit Nachdruck und nahm im J. 1502 Tarent durch Capitulation. Seine Soldaten, unzufrieden alles zu entbehren, weigerten sich, durch neue Anstrengungen

nene Erfolge zu erringen. Ein großer Theil derselben stellte sich ihm in Schlachtordnung entgegen und foderte den Sold. Einer der verwegenen wagte es in seinem Uebermuth, ihm die Spitze der Hellebarde entgegenzustrecken. Ohne zu erschrecken, faßte er den Soldaten beim Arm, nahm eine heitere und fröhliche Miene an, als sey alles ein Scherz und sagte: „Nimm dich in Acht, daß du über den Spaß mich nicht mit deinen Waffen verwundest.“ Der Hauptmann einer Compagnie von hundert Mann trieb die Beschimpfung noch weiter. Er wagte zu Gonsalva zu sagen, als dieser seinen Kummer ausdrückte, die nothwendigen Bedürfnisse nicht herbeischaffen zu können: „Wenn du kein Geld hast, so gib uns deine Tochter, du magst uns damit bezahlen.“ Da diese gehässige Rede vor den Wortführern der Trupprung ausgestoßen worden war, stellte sich Gonsalva, als habe er sie nicht gehört; aber in der folgenden Nacht ließ er den Etenden ermorden, der sich derselben verweisen hatte, und seinen Körper an einem Fenster aufhängen, wo die ganze Armee ihn den folgenden Morgen erblickte. Dieses Beispiel von Strenge befestigte das Ansehn des Feldherrn, welches der Aufstand ein wenig erschüttert hatte. Gonsalva, dessen Lage ein entscheidendes Unternehmen nothwendig machte, belagerte Cerignola, um die Franzosen zu bestimmen, eine Schlacht zu wagen, und war so glücklich seine Absicht zu erreichen und einen Sieg zu erröchten. Er bemächtigte sich Neapels ohne Schwertschlag, nahm die festen Schlösser im J. 1503 mit gewaffneter Hand, und die in denselben aufgehäuften Schätze wurden dem Sieger zur Beute. Da einige Soldaten sich beklagten, bei der Theilung verkürzt worden zu seyn, sagte Gonsalva zu diesen: „Man muß diesem Fehler abhelfen; geht in meine Wohnung; ich überlasse euch alles was ihr dort finden werdet.“ Indes drohte eine neue aus Frankreich gekommene Armee, über die Spanier herzufallen. Gonsalva, obgleich viel schwächer, verschanzte sich im Angesicht der Franzosen. Zu einigen Officieren, die das Benehmen ihres Anführers verwegen fanden, sagte er heldenmüthig: „Lieber will ich mein Grab finden, indem ich einen Fuß breit Erde dem Feind abgewinne, als damit, daß ich einen Schritt zurückweiche, mein Leben um hundert Jahre verlängern.“ Der Erfolg rechtfertigte seinen Entschluß. Gonsalva schlug die Franzosen einzeln, endigte den Krieg durch geschickte Mandores, und sicherte Spanien den Besitz des Königreichs Neapel, dessen Connetable er ward. Seine Feinde, eifersüchtig auf seine Macht, beschuldigten ihn, daß er sich zum Herrn dieses Reichs machen wolle. Der neidische und undankbare Ferdinand schenkte diesen Verläumdungen Glauben; er begab sich selbst nach Neapel und nöthigte den Helden, der ihm dies Land erobert hatte, ihm nach Spanien zu folgen. Ludwig XII. von Frankreich, ein ungleich großmüthigerer Fürst, sah Gonsalva bei der Durchreise in Savona, lud ihn an seine Tafel, und unterhielt sich lange mit ihm. Er zog sich hierauf nach Granada zurück und starb im J. 1515. Sein Edelmuth erwarb ihm eben so viel Ruhm als seine Tapferkeit. Dennoch wird ihm vorgeworfen, sein Wort bei einer wichtigen Gelegenheit gebrochen zu haben. Bei dem heiligen Abendmahle hatte er Alfonso, den Sohne Friedrichs, entthronten Könige von Neapel, geschworen, ihn frei zu lassen, wenn er sich ergeben und die Waffen niederlegen würde, und dennoch hielt er ihn gefangen und schickte ihn unter starker Bedeckung seinem Könige Ferdinand, der freilich mehr als einmal auf ähnliche Weise verfahren war.

Gonzaga. Bei dem Verfall der kaiserlichen Macht in Italien im 21. Jahrhundert bemächtigten sich in Mantua die ersten Familien

der Regierung, unter denen die Kaiser Bonocoli und Passerini lange die mächtigsten waren, bis sich das Haus Gonzaga über alle hinaus schwang. Dem Schwanken seines Vaterlandes zwischen niederen mächtigen Familien machte endlich (26. August 1522) Ludwig Gonzaga ein Ende, indem er sich Mantua's mit einem Heer von 500 Fußknechten und 500 Reitern bemächtigte, das damalige Oberhaupt der Stadt, Passerini de Bonocola, ermordete und alle Anhänger seiner Regierung vertrieb. Er brachte die erlangte Herrschaft auf seine Nachkommen, unter denen Johann Franz von Gonzaga 1629 die Stadt mit weitem Gebiet unter dem Titel eines Markgrafen (Markgrafschafft) vom Kaiser Sigismund zu Lehn bekam. Nach darauf folgte sich das Haus Gonzaga durch die 3 Söhne seines Nachfolgers Ludwig III., Friedrich, Johann und Rudolph zu drei Linien: von Friedrich stammten die Markgrafen von Mantua ab, die 1530 unter Friedrich II. von Karl V. zu Herzogen erhoben wurden und bis 1607 fortdauerten; von Johann Franz stammten die Herzoge von Carpi, Biadene und Bassolo, die 1703 erloschen; von Rudolph die Herzoge von Castiglione und Solferino, deren Herrschaft durch den Kaiser 1708 einzog. Eine neue Linie des Hauses Gonzaga bildete sich, als Ferdinand, Bruder Friedrichs II. Mailand zu seinem Lehn bekam; diese Linie erlosch 1734. Verschiedne Krieger und Kardinäle, eine Reihe von Regenten, welche die Kunst beherrschten, gingen aus dieser Familie hervor, die Deutschland 2 Kaiserinnen und Töchter zur Kaiserin gab, und von welcher noch nur noch zwei Abkömmlinge aus einer Cerimonie (Eheverwand) zu Mantua im Privatstand leben. Die merkwürdigsten Mitglieder dieser Familie sind: Ludwig Gonzaga, der Erste, der unter dem Titel eines Capitans die Herrschaft von Mantua führte. Er starb 1570 im 63. Jahre, und hinterließ 3 Söhne, Silvidio, einen außer Ehelichen Sohn, durch welchen sein Lehn eigentlich zur Herrschaft gelangte. Er starb 1554 ohne Erben, und sein zweiter Bruder der Guido oder Guy wurde 1550 der zweite Capitano von Mantua, der plügte oder Pietro oder Feltrino, Stammvater der Kaiserin von Mexicana, welche Linie mit Camillo Gonzaga 1728 erlosch. Guido hatte zwei Söhne, Ugolino und Ludwig. Von diesem letzteren stammte Franz Gonzaga, der dritte Capitano von Mantua und ein berühmter Kriegsheld, welcher berühmt durch seine Kriegsthaten wurde sein Sohn Johann Franz, des seinem Vater 1597 als Capitano folgte, nach dem Kaiser Sigismund, um den er sich sehr verdient gemacht. 1633 zum Markgrafen von Mantua ernannt ward, in welcher Würde ihm 3 seiner Nachkommen folgten, zunächst sein ältester Sohn Ludwig III., genannt der Letzte (geboren 1574, gest. 1644), welcher den Vater noch an Regensburg überwarf, sodann sein Enkel n Sohn Franz II. (gest. 1619), n II., wurde von Karl V. zum Herzog von Mantua ernannt und Herzog bezeichnet. Derselbe wurde der nächste Herzog nach seinem III., welchem, da er 1550 ohne Erben starb, der Wilhelm folgte (geb. 1536), Vincenz I., der in den ungarischen Kriegen diente. Bei seinem Tode 1614, (gest. 1612), Ferdinand Vincenz II. (gest. 1627), die 3 folgten, und sämtlich ohne:

Reich
Fried
15. W
den in
erde e
Kode
Kloster
gest. 1
den 3
(1614
IV., d
folgt an

männliche Nachkommen starben. Mit ihnen war die regierende Linie ausgestorben. Der nächste Erbe in der Abstammung wäre unstrittig der Herzog von Nevers, Karl I. von Gonzaga gewesen; aber im Hinterhalt stand auch der Herzog von Guastalla, Ferdinand II., mit Ansprüchen auf die ganze Erbschaft, und der Herzog Karl Emanuel von Savoyen mit Ansprüchen auf Montserrat. Die Rechte des Hauses Nevers waren ziemlich klar, denn der Herzog Ludwig von Nevers, Vater von Karl I., war ein Großvater-Bruder von Herzog Franz II., und hatte, da er nach Frankreich ging, auf die Succession nicht Verzicht gethan. Frankreich, Venedig und der Papst unterstützten ihn, denn alle drei wünschten, endlich ein Ende der spanisch-österreichischen Uebermacht zu sehen, und dieser Fall konnte entscheiden. Spanien und Oesterreich unterstützten hingegen die grundlose Prätension des Herzogs von Savoyen, woraus sich der Mantuanische Erbfolgekrieg entspann, der endlich nach Richelieu's Wunsche beendigt wurde, denn der Kaiser mußte den Herzog Karl von Nevers mit Mantua und Montserrat belehnen. 1631 gelangte er zum ruhigen Besitze, und ihm folgte 1637 sein Enkel Karl III. (Karl II. war 1631 bereits bei Lebzeiten seines Vaters gestorben), während dessen Regierung das Fürstenthum endlich seine oblige Unabhängigkeit erhielt. (Gest. 1665.) Allein sein Sohn und Nachfolger Karl IV. nahm in Mantua wieder französische Garnison ein, und erklärte sich im Spanischen Successionskriege für Frankreich. Deshalb erklärte Kaiser Joseph I. ihn in die Reichsacht, in welcher er 1708 zu Padua starb. Oestreich blieb im Besitze seines Landes, und Montserrat wurde an Savoyen überlassen. Viele aus dieser berühmten Dynastie haben sich als Helden ausgezeichnet, andere zeichneten sich durch Liebe für Künste, Wissenschaften und Alterthümer aus. Ludwig Gonzaga schickte Pietro Crema mit Briefen und Gold überhäuft an Petrarcha nach Frankreich, um ihn zu bewegen, zu ihm zu kommen. Ein Luigi Gonzaga, der ums Jahr 1549 starb, war selbst Dichter, Cesare errichtete 1555 die Akademie degl' Invaghiti, und mehrere legten Gallerien von Gemälden und Antiken an. Giulio Romano eröffnete unter ihnen eine ausgebreitete Malerschule, und viele berühmte Künstler fanden Unterstützung und Ehre. Auch viele Frauen aus dieser Familie haben sich in gleicher Hinsicht ausgezeichnet. Barbara Gonzaga beredete ihren Gemal, Herzog Eberhard von Württemberg, zur Stiftung der Universität Tübingen. Isabelle von Gonzaga, Gemalin des Herzogs von Urbino, nannte Saravino die Mutter der Wissenschaften; von Lucretia von Gonzaga, der unglücklichen Gemalin von Paolo Manfrone, hat man eine Sammlung Briefe (1552. B. die jedoch Haym dem Hortensio Landi zuschreibt). Unter denen, die sich durch Einfluß auf die Staatsbegebenheiten einen Namen gemacht, zeichnet sich aus Louise Marie, Tochter Herzogs Karl, vermählt an die Königin von Polen Wladislaus und Kasimir, gest. 1667. Ihre Schwester Anna, Gemalin des pfälzischen Prinzen Eduard, spielte eine Zeitlang am französischen Hofe eine bedeutende Rolle, und hatte auf wichtige Begebenheiten einen großen Einfluß. Sie starb zu Paris 1684, und aus ihrem Nachlaß erschienen die interessanten Mémoires d'Anne de Gonzagues. London und Paris. 1786. 8.

Göpel, so wird eine gewisse Maschine genannt, womit große Eisen Erz und taubes Gestein aus tiefen Schächten gezogen werden. Sie besteht aus einem großen Wellbaum oder Spindel mit einem hölzernen Korbe und großem Drilling von zwei Scheiben mit am Rande eingesetzten Hölzern, auf welchen ein Seil, oder eine eiserne Kette gewickelt

ist, die sich auf- und abwickeln läßt, mit dem einen Ende in die Grube hinein- und mit dem andern herausgeheth. Mit den Seilen sind hölzerne Kästen oder Tonnen, stark mit Eisen beschlagen, durch Quenzelketten verbunden, und mit einer Vorrichtung versehen, welche solche an der im Treib-Schachte angebrachten Leitung auf und nieder bewegen läßt.

Gorani (Joseph Graf von) ein Mailändischer Edelmann, widmete seine Jugend den Wissenschaften und zwar, bei einer eben so leichtesten Fassungskraft als großer Lebhaftigkeit des Geistes, mit sehr glücklichem Erfolge. Dieses beweisen die Werke seines reiferen Alters über Philosophie, Staats-Oekonomie und öffentliche Erziehung, in welchen allen zugleich ein in seinem Stande seltener demokratischer Geist athmet. Dieser Art sind seine: Geheimen Memoiren über Italien, eine Abhandlung über den Despotismus, und seine Untersuchung über die Wissenschaft der Regierung. Seine Grundsätze über Freiheit und Gleichheit, über die Rechte des Volks und über die Aufhebung der Geburtsunterscheidungen veranlaßten, daß er aus der Liste des Mailändischen Adels gestrichen und seine Güter eingezogen wurden; wofür man ihm von der andern Seite den Titel eines Französischen Bürgers, nach dem er strebte, durch ein Dekret der gesetzgebenden Versammlung zugestand. Dessen ungeachtet flüchtete er sich nach Frankfurt, wo er zu Ende des Jahrs 1792 starb.

Gordian ist der Name von drei römischen Kaisern. **Marcus Antonius Gordianus** war Proconsul von Afrika und bereits über 80 Jahre alt, als der Senat ihn, gegen den von den Soldaten zum Kaiser ernannten, grausamen Maximinus Thrax, zum Kaiser und seinen Sohn zum Mitregenten erwählte (237 nach Chr. Geb.). Vier Monate darauf aber ward er von Capellianus, Maximins Statthalter, geschlagen; der Sohn blieb im Treffen, der Vater tödtete sich selbst. Hierauf erklärte der Senat die beiden Consuln zu Augustis, und auf Verlangen des Volks Gordianus Pius, des ältern Gordian Enkel, zum Kaiser. Dieser, erst 13 Jahre alt, ward anfangs von unredlichen Menschen verführt und betrogen. Seit 241 aber lenkte ihn und den Staat sein Schwiegervater Misitheus mit Klugheit und Uneigennützigkeit. Doch dieser starb 243. Philippus, der an seine Stelle erwählt ward, wiegelte die Soldaten auf, zwang den Gordian, ihn zum Mitregenten aufzunehmen, und ließ diesen endlich (244) hinrichten.

Gordischer Knoten s. Alexander und Gordius.

Gordius, wurde aus dem Stande eines Landmanns auf den Thron von Phrygien erhoben. Als nämlich im Lande eine Empörung ausgebrochen war und die Bewohner das Orakel wegen eines neuen Königs befragten, bestimmte dasselbe denjenigen, der auf dem Rückweg ihnen auf einem Wagen begegnen würde, um den Tempel des Jupiter zu besuchen. Dies war Gordius, welcher aus Dankbarkeit seinen Wagen dem Jupiter weihte, und an der Deichsel desselben einen so künstlichen Knoten befestigte, daß das Orakel demjenigen die Herrschaft der Welt versprach, der ihn auflösen würde. Als Alexander nach der Stadt Gordium kam, und die Unmöglichkeit sah, den Knoten aufzulösen, zerhieb er ihn mit dem Schwerte, um nicht das Orakel zu verlieren.

Gordon (Lord Georg) geboren 1750, ein Sohn des Herzogs von Gordon, und ein höchst abenteuerlicher Mann. Da das Volk in England und Schottland im Jahre 1780 sehr unzufrieden mit den Freiheiten war, welche man den Katholiken eingeräumt hatte, fing Gordon an, den Andächtigen zu spielen, brachte eine von einer zahllosen Menge

Denkſten unterſchiedene Täuſchung zuſammen, und wollte damit das Parlament zur Unterdrückung der ſathanaſchen Religion zwingen. Allein es blieb nicht blos bei einem ſolchen Vorſatz, der Pöbel ward unter d. a. dring in London und andern Städten des Reichs die arbeitsloſen Ausſchweifenden, wurden beſonders groß die Verſammlungen der Katholiken, und konnte nur mit der größten Mühe von der königlichen Polizeiwache zur Ruhe gebracht werden. Gorgias wurde als Hauptankläger dieſer Unruhen geſänglich eingeſetzt, aber im Jahre 1743 wieder freigelaffen. Der Verſaß hatte ihn jedoch nicht ſparen gemacht; er verſiel in neue Irthümer und Abirrungen, wurde deswegen vom Hofe entfernt, und ließ ſich, nachdem es ihm bei keiner chriſtlichen Partei mehr gefallen wollte, 1746 zu Thymabam unter die Juden aufnehmen. Wegen eines Criminal-Proceſſes, in welchem er verwickelt war, wurde er bald darauf nach London zur Haft gebracht, und brachte Paris gegen ſeine ehemaligen chriſtlichen Widersacher den lebhaftesten Widerwillen. Das Gericht erkannte ihm fünfjährige Gefangenſchaft und noch überdieß eine anſehnliche Geldbuße zu. Gorgias erregt alles mit der größten Verlaſſenheit. Herr de Basquille auf die Abgigen von Frankreich, den König von England u. (er war nicht ohne Weis) und kehrte nach Abſtandenen Zeiten zu ſeinen neuen Glaubensgründen zurück, nachdem er vergebens verſucht hatte, durch eine 1749 dem franzöſiſchen National-Convent, dem er zur erzwungenen Freiheit 1748 wüſchte, übergebene Verſchrift, ſich für ihn zu verwenden, ſeiner Gefangenſchaft ſtandes entledigt zu werden. Er ſtarb den 1. Dec. 1753.

Gorgias, von Leonium in Sicilien gebürtig, lebte um die 4te Olympiade und war einer der größten Sophiſten und Redner des Alterthums. Empedocles war ſein Lehrer in der Philoſophie und Poetik. Als er von ſeiner Vaterſtadt nach Athen geſandt worden, um die Athener um Verſtand zu bitten, ergriffte er ſeine Zuhörer durch ſeine kunſtreiche Rede in dem Maße, daß ſie nicht nur alles bewilligten, ſondern auch ihn einluden, ſich bei ihnen niederzuſetzen. Scherzweils ſtrömten ihm Schüler zu, die Tage, an denen er öffentlich auftrat, wählte man Feſttag; man beweihte, ihn mit Ehrendemuthen zu überdecken. Bei den Olympiſchen Spielen beſchloß man, ihm eine goldene Buldiale zu errichten, und dieſer einſtändige Entſchluß ward in ſeiner Gegenwart im Tempel des Apollo vollzogen. Aber Gorgias überlebte dieſen glänzenden Erfolg, wemg ihm alles Huldigung und Bewunderung galt. Man ſag es zu ſehen, daß das Kommiſſarie ſeiner Ehrerde Dürftigkeit ſeiner Gedanken noch deutlicher zu einem Alter von 107 oder 108 Jahren. Als ſeine Sophiſtik auf die ſtephaniſchen Lehrſätze ſich ging aber darin weiter als jene, indem er den die Leben hinweg, die Anwendung deſſelben a und auf eine den Reich verwirrende Weiſe zu dem Lichte erdienen ließ. In ſeinem Werke folgende drei Sätze zu beweifen: Es ſey nicht etwas vorhanden, ſo wäre es doch nicht erſtrand erkennbar, ſo wäre die Erkenntniß doch nicht unmoͤglich.

Gorgonen, drei Töchter des Phorkeus oder Gorgo und der Ceto, welche Eurypyl, Erichon und Meduſa hießen. Die erſten beiden waren hoſtlich und mit ewiger Jugend geſchmückt; Meduſa allein gebar zu den Erdblichen. Sie wohnten im äußerſten Norden am Ocean, in der Nachbarſchaft der Nycten und der Hesperiden, doch auch auf der Gorgadiſchen Inſel im Aegeiſchen

Meere. Sie werden gestreckt und um Haupt und Hüften mit Schlangen gegürtet abgebildet. Jeder, dem ihr Blick traf, wurde in Stein verwandelt. Hesiod beschreibt sie in folgenden Versen:

Längs dem Garten herunter
Ehlangelten sich zwei Drachen mit aufgekümmerten
Hauptern;
Jene ehlangelten beide, und knirschten vor Wuth mit
den Zähnen,
Grausam rollend den Blick. Auch ob den entsetzlichen
Hauptern
Zummelte Orann der Gorgonen, ein Furchbares. —

Und Arschylus spricht von ihnen folgendermaßen:

Ohafern sind ihre Schwestern, drei geflügelte,
Die drachenköpfigen Gorgonen, menschenfeind,
Die sehend nie ein Sterblicher den Blick behält.

Perseus erlöste die jüngste von ihnen, die Medusa, deren schreckliches Haupt auf dem Schilde der Minerva sich befindet.

Oberlen, eine der ansehnlichsten, schönsten Städte im dem preussischen Theil der Oberlausitz und ehemalige Hauptstadt des Oberrheinischen Haupt-Kreises, an dem linken Ufer der Weisse gelegen, mit 8000 Einwohnern. Sie hat eine sehr große, schöne Hauptkirche mit einer trefflichen Orgel, ein Gymnasium, verschiedene bedeutende Bibliotheken, auch beträchtliche (wenn gleich nicht in dem blühenden Zustande, wie sonst dinstliche) Tuchmanufakturen — man rechnet jährlich auf 10,000 Stück Tuch, welche hier gefertigt wurden, so wie denn auch die Ausfuhr aller Lächer und Leinwände im Jahr 1776 gegen 250,000 Thaler betrug — nicht minder Leinwand-, Band-, Tüchmanufakturen, auch starken Linnenhandel. In der Nähe dieser Stadt ist der berühmte Berg, Landstrone, (1504 Pariser Fuß hoch), welcher eine treffliche Aussicht gewährt. Vor dem Nikolaithor ist auf einem Berge, bei der kleinen Kirche zum heiligen Kreuz, das heilige Grab, welches Georg Emmerich, ein Bürgermeister der Stadt, nach dem Vorbild des heiligen Grabes zu Jerusalem, wo er in den Jahren 1468 und 1476 gewesen war, 1468 erbauen ließ.

Mars. (Reichert Georg Heinrich v.), Sohn des Domherrn und Vizekanzlers des Fürstenthums Halberstadt und Reichsritterschaft, Philipp Friedrich, aus der Familie, genannt von Mars, stand eigenmächtig und Hofmarschall in den Diensten des Herzogs Holstein, gefiel aber dem König der Schweden nicht so sehr, einen Kenner des Französischen, des Lateinischen als Griechischen, und mit vielen Kenntnissen in Wissenschaft und unermüdete Thätigkeit verband, zu suchen. In der That waren beide ganz zu gemacht, denn was Karl an der Spitze seiner Kabinets, unternehmend, kühn, keine Befehle unternehmend, und voller Gewandtheit zu helfen. Zweimal wurde er verhaftet, er aus der Mitte von 6 Cavalieren entflohen, wo er daran arbeitete, England zu einem Kriegszustand zu bringen. Jedoch setzte man ihn

nach wenig Monaten wieder in Freiheit. Nach dem Unglück, welches Karl in der Schlacht bei Pultawa und während seines seltsamen fünfjährigen Aufenthalts in der Türkei betroffen hatte, bot der Minister Öbrz alles auf, was zur Rettung für seinen König irgend dienen konnte. Sein Plan war, alle nur denkbaren Hilfsquellen zu öffnen, um durch thätige Fortsetzung des Krieges einen erträglichen Frieden zu erhalten. Wer konnte es also in der damaligen Lage tadeln, wenn statt der Münze Münzzeichen gemacht wurden, die zu seiner Zeit redlich wieder eingelöst werden sollten? Friede also und nicht Krieg war Öbrzens Plan, und dies zeugen auch seine mit Rußland eingeleiteten Unterhandlungen wegen des Friedens, die bereits einem glücklichen Ende nahe waren, als Karl, durch die neu eröffneten Hilfsquellen und glücklichen Hoffnungen muthiger, in Norwegen von neuem einbrach. Bei allem Aufwand seiner seltenen Kraft und Thätigkeit und bei dem besten Willen konnte der Ausländer Öbrz nicht verhindern, daß nicht alle großen und kleinen Schwedischen Herren mit aller Kraft und List ihm heimlich entgegen gearbeitet hätten, und es ist wohl ein sicherer Beweis seines außerordentlichen Genies, daß er doch viel Jahre lang die Ausführung seines Planes fortrieb. Kaum aber war Karl vor Friedrichshall (11. Dec. 1718.) gefallen, als die lange verhaltene Wuth gegen ihn losbrach, der er als Opfer fallen mußte. Man verhaftete ihn, klagte ihn an, er habe dem König Karl seine Unterthanen, den Senat, alle Collegien verhaftet gemacht, ihn zu gewagten und verderblichen Unternehmungen verleitet, besonders zu dem letzten unglücklichen Zuge nach Norwegen, habe schlechte Münze eingeführt und die ihm anvertrauten Summen schlecht verwaltet. Ohne auf seine Entgegnungen zu achten, ward er verurtheilt, aller angebornen und erlangten Würden verlustig, auf dem gewöhnlichen Richtplatz enthauptet zu werden, und dieses Urtheil ward den 28. Febr. 1719. an ihm vollzogen. Er versorgte sich selbst die Grabschrift: Mors Regis, Fides in Regem, est mors mea (des Königs Tod, Treue gegen den König, ist Mein Tod.), und gieng, unter Bezeugung seiner Unschuld, mit der Standhaftigkeit eines Helden dem Tod entgegen. Man kann wohl kaum zweifeln, daß nicht Karls Ermordung und Öbrzens Ermordung das Werk einer und derselben Partei war, und das war dieselbe, die sich sogleich der ganzen Regierung bemächtigte und durch ein unkluges Spiel auswärtiger Politik das ungeheure Elend, unter dem das Land seufzte, noch vermehrte.

Gorschi, Persische Reiter, die beständig im Felde unter Zelten liegen und ein von den übrigen Persern verschiedenes, durch seine Tapferkeit berühmtes Volk ausmachen. Sie werden von dem Schach gebraucht, wenn er eine Execution mit einem vornehmen Beamten anstellen will.

Gosten, **Gosi**, Russische Hoffaktore, oder Kaufleute, die bloß für den Hof handeln, und besonders nach Deutschland, der Türkei, Persien und China.

Goslar, eine Stadt von 1000 Häusern mit 8000 Einwohnern; liegt am Fuße des nördlichen Harzgebirges in Niedersachsen an der Gose, einem Nebenflusse der Oker. Die Stadt bildet ein sehr unregelmäßiges Ganzes. Das Kaiserhaus, ein Ueberbleibsel des ehemaligen Königshofes der alten teutschen Könige, ist jetzt ein Magazin. Die Einwohner treiben Korn- und Fruchthandel, und das hier gebraute Bier, die Gose, ist sehr berühmt und wird weit verkauft. Auf dem Rammelsberge bei der Stadt wird Bergbau getrieben, und man

Andet Bitriolhöfe, Rollenbleifabriken, Draht- und Hammerschmiederey, Messingwerke, Schergruben in der Nähe. Ehemals war Goslar eine freie Reichsstadt, die auf dem Reichstag die 7te Stelle auf der rheinischen Bank, und bei dem niedersächsischen Kreis die 2te unter denselben Reichstädten einnahm. Durch den Reichsdeputationshauptschluss vom 25. Febr. 1803 wurden 42 Reichsstädte erblichen Oberherren zuerkannt, und Goslar kam, so wie Mühlhausen und Nordhausen, an Preußen, von welchem es, zufolge des Eilsiter Friedens, an das neue Königreich Westphalen abgetreten wurde, in welchem es zu dem Departement der Oker gehörte, bis es in Folge der Siege über Frankreich i. J. 1813 wieder an Preußen zurückfiel, welches aber, nach dem 27. Artikel des Wiener Congreßinstrumentes die Stadt sammt ihrem Gebiete an Hannover abtrat.

Gossec (François Joseph) Mitglied des Instituts und der Ehrenlegion, einer der drei Inspectoren und Professor der Composition beim Conservatorium, wurde 1753 zu Bergnies geboren. In seinem siebenten Jahre ging er nach Antwerpen und blieb acht Jahre Chorknabe an der Domkirche dieser Stadt. Gossec hat sich ganz durch sich selbst gebildet und keinen andern Lehrer gehabt als die Natur. Das Studium der Partituren der größten Meister hat nachher sein Talent vollkommener ausgebildet. Gleich dem großen Haydn, hat er es beklagt, daß er nicht Italien und die verschiedenen Schulen dieses Landes besuchen können. Im J. 1752 kam er nach Paris, wo er seinen ununterbrochenen Aufenthalt nahm. Er trat zuerst in die Dienste des Herrn de la Popelinière, und leitete das Orchester desselben unter den Augen des großen Rameau. Nachher trat er in derselben Eigenschaft in das Orchester des Prinzen Condé, für den er mehrere Opern componirte. Im J. 1770 stiftete er das Liebhaberconcert, in welchem der Chevalier de St. Georges die erste Violine spielte, und welches zehn Jahre hindurch den größten Erfolg hatte. Im J. 1773 übernahm er das Concert spirituel gemeinschaftlich mit Gaviniés und Le Duc dem Ältern, bis es ihm 1777 durch eine Intrigue, welche Legros begünstigte, entzogen ward. Im J. 1784 wurde er zum Vorsteher der Gesangsschule ernannt, welche der Baron von Breteuil errichtet hatte. Zur Zeit der Revolution wurde er Musikmeister der Nationalgarde und als im J. 1795 ein Gesetz die Organisation des musikalischen Conservatoriums definitiv bestimmte, ward Gossec nebst Mehul und Cherubini zum Oberauffseher dieser Anstalt und Professor der Composition ernannt. Catel, sein vorzüglichster Schüler, ward zu gleicher Zeit als Professor der Harmonie angestellt. Gossecs Schüler haben größtentheils den ersten Preis davon getragen. Der berühmteste unter denselben ist gegenwärtig der junge Gasse, der sich als erster Violinist bei dem Theater von Neapel befindet. Gossec hat in seinem hohen Alter, sowohl im Gespräch als in seinen Compositionen, alle Lebhaftigkeit der Jugend behalten. Er arbeitete in seinem 78. Jahre an einem Oratorium, um sich über den Verlust eines früher verfertigten zu trösten, das eine große Celebrität erlangt hatte. Wir begnügen uns von seinen zahlreichen Werken nur seine Opern anzuführen. Diese sind: Sabinus, Alexis et Daphne, Phlémon et Baucis, Hylas et Sylvie, La fête de village, Thésée, Rosine, La reprise de Toulon, Le faux Lord, Les Pêcheurs, le double déguisement, Toison et Toisonette und einige andere.

Goslar, ein sächsisches Fürstenthum auf der Nordseite des Thüringerwaldes, von der Gera, Meissa, Werra, Unstrut und Elm durchströmt, erzeugt gute Sandsteine, Getreide, Flach, Obst, Pferde und

Waldprei. Der Infelsberg und Schneekopf sind seine bedeutendsten Berge. Die Besitzungen des Herzoges von Sachsen-Gotha bestehen in dem Fürstenthum Gotha und dem größten Theile des Fürstenthums Altenburg und betragen zusammen 52 Q. M. mit 170,000 Einwohnern, wovon auf Gotha 25 Q. M. mit 82,000 Einwohnern kommen. Die Einkünfte können gegen eine Million Thaler betragen. Die Einwohner verdanken unter einer milden und väterlichen Regierung ihren Wohlstand besonders dem Ackerbau, der Viehzucht und den beträchtlichen Holznutzungen im Thüringer Walde. Nachdem Kurfürst Johann Friedrich aus der Ernestinischen Linie in der unglücklichen Schlacht bei Mählberg von Kaiser Carl V. gefangen, der Kurwürde beraubt und selbige der Albertinischen Linie zugetheilt worden, erhielt dieser Fürst, vermöge der Wittenberger Capitulation von 1547 und des Vertrags zu Naumburg von 1554 mehrere Aemter, Schlösser und Städte größtentheils im südlichen Thüringen zum Erbtheil. Er hinterließ drei Söhne, von denen der mittlere, ebenfalls Johann Friedrich mit Namen, der erste war, der seinen Sitz in der Stadt Gotha nahm. Hier auf dem Schlosse Grimmenstein entwarf er gemeinschaftlich mit Wilhelm von Grumbach die auf die Wiedererlangung der Kurwürde gerichteten Plane, welche die Vollziehung der Reichsexecution gegen den Herzog, dessen lebenslängliche Gefangenschaft in den Oesterreichischen Staaten, die Hinrichtung Grumbachs und anderer Theilnehmer und die Zerstörung des Schlosses Grimmenstein zur Folge hatten. Dieses unglücklichen Fürsten Söhne und die Söhne seines Bruders Johann Wilhelms, welcher seinem Hause in Gemeinschaft mit seinen Brüdern durch Erbverbrüderung die Erbfolge in die gräflich Hennebergischen Lande eröffnet hatte, bildeten durch Theilungen vier Linien, welche in Coburg, Eisenach, Altenburg und Weimar residirten. Die beiden erstern Linien erloschen mit ihren Stiftern und ihre Länder fielen im J. 1638 an Altenburg und Weimar. Damals theilten die drei, von der zahlreichen Nachkommenschaft des Herzogs Johann von der Weimarischen Linie noch übrigen Prinzen, Wilhelm, Albrecht und Ernst ihre sämtlichen Länder, und Ernst erhielt denjenigen Theil, in welchem Gotha der Hauptort war, und welchen er im J. 1672 nach dem Aussterben der Altenburgischen Linie in der Person des jungen Herzogs Friedrich Wilhelms III. noch beträchtlich vermehrte; denn als nächster Agnat nahm er nach den Grundsätzen des Sächsischen Privatrechts sämtliche Altenburgische Lande in Anspruch und nöthigte die Weimarische Linie, welche gleiche Rechte zu haben behauptete, gegen einige Abtretungen zu einem Vergleich. So ward Herzog Ernst I. mit dem Weimarern der Fromme, Stifter des Gothaischen Gesammthauses. Zwar hatte er verordnet, daß seine Lande nicht getheilt, sondern gemeinschaftlich von seinen sieben Söhnen regirt werden sollten; allein nach seinem 1675 erfolgten Tode theilten diese dennoch das Land, und so entstanden sieben Zweige des Gothaischen Gesammthauses; Gotha, Coburg, Meiningen, Römheld, Eisenberg, Hildburghausen und Saalfeld, von denen aber Coburg, Eisenberg und Römheld in ihren Stiftern wieder ausstarben. Bei dieser Theilung nun erhielt Herzog Ernsts ältester Sohn Friedrich I. das Fürstenthum Gotha und den größten Theil von Altenburg. Er ist auf diese Weise der Stifter des heutigen Particularhauses Gotha und führte das Recht der Erstgeburt unter seinen Nachkommen ein. Nach seinem 1691 erfolgten Tode regirte sein Sohn Friedrich II. bis 1732 und nach diesem dessen Sohn Friedrich III. bis 1772, der auch unter den Drangsalen des siebenjähri-

gen Krieges den Wohlstand seines Landes zu erhalten mußte. Ihm folgte der weise, gerechte und menschenfreundliche Herzog Ernst II. bis 1804. (siehe diesen Art.) Jetzt regiert sein Sohn Herzog (Emil Leopold) August, geb. den 23. Nov. 1772 und zum zweiten Male vermählt den 24. April 1802 mit Caroline Amalie, Tochter Wilhelms IX., Kurfürsten von Hessen, geb. den 11. Juli 1771. Seine erste Gemahlin war Luise Charlotte, Herzogs Friedrich Franz zu Mecklenburg-Schwerin Tochter. Aus dieser ersten Ehe ward am 21. Dec. 1800 eine Prinzessin geboren. Nach den Siegen, welche Napoleon 1806 über die Preußen erfochten hatte, sah sich der Herzog von Gotha, so wie die übrigen Sächsischen Herzoge genöthigt, dem Rheinischen Bunde beizutreten. Nach dem glücklichen Umschwunge der Dinge im J. 1813 aber schloß er sich an die große Coalition an, und trat dann, als souveräner Regent, dem deutschen Bunde bei.

G o t h a die Haupt- und Residenzstadt des Herzogthums Gotha, liegt an einer Anhöhe an der Leine in einer schönen Gegend und zählt ungefähr 12000 Einwohner. Zu den Merkwürdigkeiten der Stadt gehören das Schloß Friedenstein mit seinen angenehmen Anlagen, das treffliche Münzkabinet, eines der vollständigsten in Europa, nebst einer schönen numismatischen Bibliothek, die Kunst- und Naturalienkammer und die herzogliche Bibliothek, die sehr reich an Manuscripten ist. Billig erwähnen wir hier noch der bei Gotha gelegenen, von Herzog Ernst II. erbauten Sternwarte, für welche dieser edle Fürst ein Capital von 40,000 Thalern aussetzte. Dies Institut gehöret unter des berühmten Obersten von Zach Aufsicht in Deutschland zu den vorzüglichsten dieser Art.

G ö t h e, (Johann Wolfgang von) wurde geboren den 28. August 1749 zu Frankfurt a. M., wo sein Vater, Dr. der Rechte und kaiserl. Rath, in angesehenen Verhältnissen, obschon ohne öffentliches Amt, nicht in ungünstigem Glückszustande lebte. Wenn es wahr ist, daß wir Deutschen oft undankbar gegen unsre großen Geister, besonders gegen unsre großen Dichter seyen, so ist Göthe einer von denen, der sich am wenigsten über diesen Undank dürfte zu beschweren haben. Enthusiastische Verehrung empfing ihn, als sein erstes Werk im Publicum erschien; und jetzt, nach vierzig Jahren, ist diese weit entfernt, lauer geworden zu seyn. Geliebt von vielen, bewundert von allen, vergöttert sogar von einigen, ward er freilich von Einzelnen auch beneidet, angefeindet und mit Schmähungen verfolgt, aber theilte damit nur das Loos der ausgezeichneten Menschen aller Zeiten und Völker: denn immer suchte die Mittelmäßigkeit das Große herabzuziehen und sich näher zu bringen, ohne daß sie ihm dadurch seinen unwandelbaren Werth hätte rauben können. Gestand man auch nicht zu, was seine Vergötterer in ihrem Enthusiasmus verlangten, und Göthe selbst nie sich angemast hat, daß er unser einziger Dichter sey, so fand man doch gerecht, ihn einen unserer größten, ja in gewisser Hinsicht den Größten und Ersten selbst zu nennen. Um sich ein richtiges Urtheil über ihn zu bilden, muß man sich zuvörderst alles dessen erinnern, was seine Poesie und seine Laune seit dem achten Jahrzehnd, des vorigen Jahrhunderts geliefert und geleistet hat. Lyrische Gedichte der verschiedensten Art, naive, sentimentale und wisige oder schäfernde Epigramme; Lieder der leichteren fröhlichen Gattung, andre, die einem Herzen voll Gefühl entsprossen; noch andre, die den sinnigen Ernst unter leichter Hülle verbergen; Elegien im Sinne der Alten und Neuen; Oden, die man wenigstens zum Theil den Erhabensten zählen muß;

Romanzen und Balladen, bald lieblich heiter, bald schaurig, bald furchtbar; außerdem noch eine Menge lyrischer Gedichte, die kaum unter die gangbaren Titel einer Poetik würden zu bringen seyn; Idyllen voll zarter Anmuth und Jungigkeit des Gefühls; drei Romane, jeden von anderem Ton, Geist und Styl, Werther sentimental-lyrisch, Wilhelm Meister naïv-episch, die Wahlverwandtschaften tragisch; Tragedien, in deren jeder ein anderer Geist weht, und deren jede von der andern so verschieden ist, daß man kaum denselben Meister und Urheber vermuthen sollte, Götz von Berlichingen voll treuherziger altdentscher Einfachheit, aber auch altdentscher Kraft und Kernhaftigkeit, eine Shakespearsche Composition, etwas wild wie die des Deutschen Reichs, aber voll Einheit wie die Riesenmassen des Straßburgischen Münsters; Egmont, mehr den Süden athmend, daß er, bei aller Wahrheit und Naturtreue, selbst ins Phantastische überspielt; Clavigo in seiner bürgerlichen Sphäre ans Französische tragische Theater erinnernd; Iphigenia, voll Griechischer Idealität, Tasso voll Italienischer Milde und Wärme, beide voll Zartheit und Anmuth, und doch nicht von Kraft und Würde leer; Eugenie mit ihrer Politur, der Großcorhtha, diese psychologische Entfaltung, und Faust, gegen den keine Nation etwas Gleiches stellen kann: wie verrathen diese wohl durch sich einen und denselben Meister! Nicht minder verschieden sind die Lustspiele und Dramen, die Mitschuldigen, die Laune des Verliebten, der Französischen komischen Bühne getreu, Stella, mit ihrer Glut des Südens, die Geschwister mit ihrer Deutschen Innigkeit, Erwin und Elmire mit ihrer romantischen Schwärmerei, der Jahrmarkt von Mundersweilern, der Triumph der Empfindsamkeit, mit ihrer barocken Laune und doch wunderbaren Kraft der Wahrheit, im Komischen das, was im Tragischen Faust; wer fände auch hier wohl eine Familien-Ähnlichkeit aus? Vergesse man aber ja nicht, die Singspiele und Dramolets mit in Anschlag zu bringen, die phantastische Lila, die seltsame Claudine von Villa Bella, die idyllische Jerry und Bäteln, Künstlers Erdwallen und Apotheose so anspruchslos und doch so gehaltvoll und tief, Paläophron und Neotherpe, Was wir bringen u. a. m. Des Dramatischen ist, wie man sieht, am meisten gegeben, und man könnte daraus vielleicht schließen, des Dichters Genius habe sich hierin vorzüglich bewährt. Man schließe aber nicht zu rasch, denn sieht man auf das, was er als Epiker geleistet, so findet man ihn in dieser Gattung nicht unbedeutender, mag man nun seine schon genannten drei Romane, oder sein homerisch-plastisches Epos Herrmann und Dorothea, oder das Fragment der Achilleis, oder seinen im homerischen Geist nachgebildeten Keinecke Fuchs, oder sein Fragment eines romantischen Epos, die Weisagungen, oder seine kleineren poetischen Erzählungen und Schildereien, z. B. Hans Sachsens Sendung, so ganz in Geist und Manier des wackern Meistersängers, betrachten. Damit aber kein Feld der Poesie von ihm unangebaut bliebe, stellt er als didaktischer Dichter sich durch seine Episteln dem Horaz an die Seite. So viel und so vielerlei lieferte Goethe als Dichter; was hat er aber nicht auch als Kunstfreund und Kunstkenner, früher in einzelnen zerstreuten Aufsätzen, unter denen der über Deutsche Baukunst in Herders fliegenden Blättern über Deutsche Art und Kunst Auszeichnung verdient, späterhin in den Propyläen, in Programmen der Jenaischen Literaturzeitung, in Recensionen für dieselbe (z. B. der Gedichte von Voß, Gräbel, Hebel u. a.), in dem Anhang zur Uebersetzung der Biographie Benvenuto Cellini's, Racine's Neffen von Diderot, in Winkelmann und seinem Jahr-

hundert, in seinen Briefen aus Italien, und in Gemeinschaft mit Meyer, unter dem Namen der Weimarischen Kunstfreunde (W. K. F.) geliefert! Aber auch in ganz heterogen scheinenden Gebieten treffen wir ihn. Er schrieb ein treffliches Werk über die Metamorphose der Pflanzen, und zwei beherzigenswerthe über Optik und Farbenlehre. Daß er über einen juridischen Gegenstand schrieb, wird von dem Doctor der Rechte nicht befremden, wohl befremden aber könnten seine Briefe über die Offenbarung und andere theologische Gegenstände, die man flüchtig ungenannt lassen könnte, wenn nicht in der letzteren Zeit auch Göthe's religiöse Ansichten wären in Anspruch genommen; und der Hang einer gewissen ästhetischen Schule zum Katholizismus als von ihm ausgehend wäre betrachtet worden; ein Umstand, der wichtig genug ist, um auch diese Seite an Göthe mehr herauszuheben. Es drängt sich aber hier überhaupt die Betrachtung auf, daß Göthe fast mit allem, was er leistete, und nicht selten auch mit dem, was er war, einen großen, bedeutenden Einfluß auf die Literatur und Kultur seines Zeitalters gewann, und so gewissermaßen unter den Deutschen als der Centralpunkt zu betrachten ist, von welchem aus seit vier Decennien die verschiedene Gestaltung unsers ästhetischen und sittlichen Wesens ihre Richtung genommen hat. Seine frühesten, der herkömmlichen Regeln damals geltender Kunsttheorien spottenden, Producte führten eine Genieperiode herbei, die man nach einem Schauspiel des gleichzeitigen Klinger die Sturm- und Drangperiode genannt hat, und wohl mit Recht als einen Sturm auf den damaligen Deutschen Parnass und seine französische Verzünung betrachten mag. Werther führte die empfindsame Periode, Götter den Tumult der Ritterschauspiele und Romane herbei und stellte Chafespear als Muster für unsre dramatischen Dichter hin. Die Aesthetik wurde in jener Zeit durchaus revolutionair, und man frage nicht, ob es die Sitten nicht auch wurden, denn man denke nur an die, denen Werther die Pistole in die Hand gab, woran freilich der Dichter sehr unschuldig war, an die Epidemie der Empfindsamer, an die Verbtheit des Tons und die Freiheit der Sitten, nachdem Göthe durch Laune, Satire und komischen Witz seine früheren Einflüsse selbst weggelacht, gescherzt und gespottet hatte. Wie durch einen Zauberschlag verwandelt erschien er auf einmal im neunten Jahrzehnd, denn seine Iphigenia, sein Tasso treten einher in der höheren Glorie Griechischer Idealität, die selbst in seinem, obschon dem Chafespear näheren, Egmont nicht zu verkennen ist. Im Faust, der alles in sich vereinigt, was Göthe's Genie Großes und Herrliches vermag, hatte er den Gipfel seiner Vollendung erreicht. Es darf nicht verwundern, von diesen Werken keine schnelle Wirkung zu sehen; aber sie blieb nicht aus, und wurzelte tief, denn in Aesthetik und Sitten fing man nachher an, auf Idealität zu dringen; der Schmetterling brach aus der Raupe hervor. Wie Wilhelm Meister im letzten Jahrzehnd des verfloffenen Jahrhunderts wirkte, ist uns allen noch im frischen Gedächtniß. Nicht blos Künstlerromane folgten in großer Anzahl, sondern Künstlerleben galt als das eigentlich wahre, als das einzig würdige Leben. Wie nach Werthers Zeit im blauen Frack und Paille-Beinkleidern gehen mußte, wer auf Genialität Anspruch machte, so jetzt mit der Palette und Guitarre, wenn er nicht die Bühne betreten konnte. Kunst ist der Gipfel des Lebens, sie lehrt ein ideales Leben im wirklichen Leben: dieses Prinzip trat immer deutlicher und lauter hervor, und eine Aesthetik entstand, wie sie die Vorzeit, bisweilen zwar geahndet, nie aber noch ausgebildet hatte. Die Aesthetik erschien in

der größten denkbaren Würde als Vollenderin des Lebens und der Philosophie. Die Moral erhielt eine bloß untergeordnete Rolle, die Religion aber, eine Zeulung der Moral nur dienlich, erhob sich über sie, indem sie mit der Kunst sich nicht bloß verschwägerte, sondern Eins ward. Aus der Heldenthat griff man demnach auch die Religion, ja man konnte nicht erlaube kon, ohne ähberisch zu seyn, und eine solche Erste sich nur in dieser ähberisch-erhabenen Inverlichkeit bewähren. Wer sieht es nicht, daß dem Protestantismus hiemit der Grund gebrochen war! Sondernar genau sieht man hier an einen Roman, der wohl freimodig so etwas beabzuchtete, bedeutende Umwandlungen in der Menschheit nicht bloß, sondern auch in der Philosophie und Religion geknüpft, und Stützen auf diese Weise weder an der Ecke seines Zeitalters und einer neuen Generation. Was Wunder, wenn er, da das neue Jahrhundert erblühte, als eine Art von phäntem Wesen unter und dahind! Unter seinen Einflüssen waren alle Tugenden aufgewacht, so und in ihm hatten wir uns bilden und versuchen gelernt, viele der schändlichen, edelsten Bedürfnisse unsers Lebens danken wir ihm, und jetzt gab es keinen bedeutenden Moment des Lebens, nichts Hohes und Tiefes, wobei wir nicht auf ihn verwiesen wurden. So hies er weniger der Mann als der Gott des neuen Jahrhunderts, und seine Ausprüche galten für Orakelworte. Nur was von Mäthe kam, was das Rechte

Einen zu bezeichnen unter allen

Wußte eine Mäthezeit vergehen!

So nun das Mäthe unter und gewieft, und so wirkt keine Frage, ein Geist, der solche Leistungen herbe war, muß ein ungewöhnlich selbener, ausgeprägteter Mensch sein, wozu es gelingen, daß durch Kunst der Begabter Mann über die Häupter der andern emporsteigt, ähber sich, und er erhebt dann, was er ist. Nicht der nicht bloß von der Zeit emporsteigt, sondern über die Jahrhunderte liegen die Nachkommenden Erben der Vergessenen beisammen, die Mäthe's als Wunderer man noch heute und erfreut sich ihrer wie den Erbschmerz; die Perioden, in welchen Mäthe, Werth eigentlich Mäthe waren, sind vorüber, allein Mäthe, Werth, Mäthe haben dadurch nicht verloren. Beweis ist genug, daß sie nicht allein durch den zweideutigen Reiz der Neugier erhellten, sondern durch innern neuen Gehalt, durch eigene Fortschrittlichkeit, durch das, was allen gebildeten Zeiten und Völkern gilt, und was auch nach Jahrhunderten noch neu und jung erblet. Mäthe mag man auch mit in Einklang bringen, daß nicht bloß das eigene Vaterland, sondern auch das Ausland mehrere dieser Werke mit Eifer aufnahm. Im Jahr und an der Rhein, an der Seine und der Neva, an der Elbe und an der Oder war nur ein Mäthe dabei, und wir blühen deshalb mit Recht auf Mäthe als auf Einen, auf den wir stolz zu seyn gerechte Ursache haben. Zu Ewig nennt man ihn den Vater, und erkennen wir Dank, und vergleichen wir seine, was er uns war und leistete. Es ist darum nicht nöthig, daß seine Vorzüge und blind oder gar ungerichtet gegen die Vorzüge anderer machen, daß man Andere in Schatten stelle, nur ihn desto mehr zu erheben, ein Verfahren, das allmählich einem Kunststück ähnlich sieht, und doch den kaum ehret, den man dadurch zu ehren gedachte. Solche Parteiliebe ist vandy und verderblich, und wurde Mäthe selbst, wenn er im früheren Jahren gehabt hätte, gehindert haben, Mäthe zu werden. Demnach also mit dieser armüthigen

Parteilichste! Betrachtet Götze wie er wirklich ist und wie er wurde, seht, was er als Götze geleistet hat, und scheut euch als Redliche auch vor der Prüfung nicht, ob er denn nun als solcher auch stets das Rechte und Einzigwahre geleistet hat. Wenn wir aber fragen, wie Götze wurde, so wollen wir damit nicht etwas von seinen Naturanlagen erfahren, welche zuvörderst vorausgesetzt, nachher aber aus ihren Wirkungen bestimmter bezeichnet werden, sondern wir wollen erfahren, wie es kam, daß Götze, den die Muse sich bei der Geburt geweiht hatte, eben solche Richtungen nahm, wir wollen ihn im Zusammenhange mit seiner Zeit sehen, den Sohn derselben und zugleich den Schöpfer einer neuen. Hört man hin und wieder von Götze sprechen, so sollte man meinen, es sey die Rede von einer lustigen Abstraction, von einem Wesen, das mit den menschlichen Zuständen nichts gemein habe, von den Einwirkungen der Welt und des Lebens nicht berührt werde. Dieses Phantom, das man uns, wie dem Jriion, eine Wolke

vorher. Dann treten die Kräfte wieder ein, und bilden nicht nur die Vorführung von dem, was die Welt alles hervorbringt, was sie bedarf, und was die Bevölkerung ihrer verschiedenen Theile gegen einander auszuwechseln, sondern brachte auch manche symbolische, das Uebersinnliche gleichsam hervorzuhebende Erscheinungen mit, die man sich nicht konnte erklären lassen, ohne in vergangenem Jahrhunderte wieder zurückgeführt zu werden, ohne sich nach Euren, Bedeutungen und Meinungen unserer Vorfahren zu erkundigen. Konnte das Interesse dabei noch durch etwas erregt werden, so war es durch eine Rede, die selbst, die denn auch nicht ausblieb. Tausende sind wieder in Frankfurt gekommen und stehen, und keine Abreise ge worden; sehen wir deshalb, wie das, was die Natur in ihm angelegt hatte, durch Erziehung und Erziehung weiter ausgebildet wird. Durch schnelles Erziehen, Uebersetzen und Festhalten erwachte er für sich dem Unterrichte, über diesen Art, so wie aber die Klasse seiner Zeitler man von selbst übernahm. Das Alter von Kinderfrankfurt dient nicht wenig, um diese Klasse vorarbeiten zu helfen, indem es den Hohn des Andern zum Nachdenken veranlaßt. Damit zeigte sich auch in schärfster Feindschaft. Da der kirchliche Prozeßausbruch, den man den Kindern überließ, nur eine Art trockener Moral, und an einem geistlichen Vortrag nicht gedacht war, der Anabe aber von gar mancherlei Abweichungen von der gemeinlichen Kirche, den Exoristern, Pindisten, Herrschern, den Feinden im Lande u. s. w., deren Einnahme durch Orientalität, Herabsetzung, Verdammung und Beschuldigung angeht, unerschütterlich auf ihn, er findet sich zu ähnlichen Meinungen anzuregen, und kam auf den Gedanken, sich dem Wort der Natur auf eine eigene Weise zu nähern, die zwar wunderbar genug, aber nicht eben unaußerordentlich war. Unter solchen Umständen hatte er 1756 sein achttes Jahr angetreten, als der siebenjährige Krieg ausbrach, der seine weitere Ausbildung auf mancherlei Weise förderte, besonders als einige Jahre darauf die Franzosen Frankfurt besetzten. Insbesondere übte ihn die kindliche Unterwerfung und Beschuldigung mit dem, wieder auf die Bahn gebracht, Passenweise der Woche auf sehr mannigfaltige Weise das Erhabene und Darstellungsvermögen, die Einbildungskraft auf eine Weise, wie es sonst nicht auf keinem andern Wege zu so geschickten kommen. Wichtiges für Poësie war es auch. Lektüre des Graf von Thoren, seine Wohnung im Innern nahm, indem der Graf als Freund und Bekannter des Frankfurter Meier und Pörlay von Darmstadt zu welchem Verlus Pörlay's Buchhändler in ein U. angewandelt wurde. Da er alle diese Vorfälle von seiner frühern Jugend an gekannt, und sie oft in ihren Wirkungen beizugehört, auch der Graf ihn gern um sich leiden mochte, so war er bei den Aufgaben, Vorträgen, Besichtigungen und Kulturwegen gegenwärtig, und erregte auch wohl, wenn Ehre und Entwürfe eingebracht wurden, seine Meinung. Unter andern verfertigte er einen wunderlichen Aufsatz, worin er so Bilder beibrachte, welche die Welt die Jünglinge darstellen sollten; einige davon wurden ausgeführt. Liebt er auf diese Weise Kunst und Kunstvermögen, so war es seine sein gerades Verlangen für ihn, das Französische praktisch zu erlernen, und wirklich beizugehen (da man ein franz. Idiom in Frankfurt hatte) wurde zu einer Dramaturgie auf einem Wege zu gelangen, der für ihn erlernbar leicht war, als jeder andre. Man muß nicht bei ihm selbst sehen,

einige Jahre
Zeit hätte
der Schwere
seiner Ueb-
amüßlichen
beizugehen,
und Arbeit

wie er dazu kam, den ganzen dramaturgischen Plunder jener Zeit entschieden von sich zu werfen. Endlich kam der Friede heran, und Goethe der angehende Jüngling machte immer schnellere Fortschritte in seiner Bildung. Zeichnung, Musik, Untersuchung natürlicher Gegenstände, die Anfangsgründe der Jurisprudenz und Sprachkunde beschäftigten ihn abwechselnd. Zum Behuf der letztern ersann er ein eigenes Mittel, er erfand nämlich einen Roman von sechs bis sieben Geschwistern, die sich in eben so vielen Sprachen Nachricht von ihren Zuständen und Empfindungen mittheilten. Das gebrauchte Judendeutsch des Jüngsten führte ihn auf Erlernung des Hebräischen, worin er es zwar nicht sonderlich weit brachte, das aber den Vortheil hatte, daß, bei aller sonstigen Zerstreuung, sein Geist und seine Gefühle sich in dem morgenländischen Gegenden des ersten Buchs Moses auf Einen Punkt zu einer stillen Wirkung versammelten. Er ging daher bald an ein Ausmalen biblischer, nur im Umriss angegebener Charactere und Begebenheiten, und die Geschichte Josefs war sein erstes großes poetisches Werk. Er vergegenwärtigte sich alle Begebenheiten bis ins kleinste Detail, und erzählte sie sich der Reihe nach auf das genaueste. Da er Gelegenheit hatte, alles dieß zu diktiren (eine Methode, die er noch jetzt liebt und übt, wie man auch seinen Perioden ansieht), so wuchs mit der Leichtigkeit des Auffassens und Aufbewahrens seine Erfindungs- und Nachahmungsgabe. Erfahrung, die ihm freilich jetzt noch abgehen mußte, fand er indeß Gelegenheit theils im Umgange mit mehreren bedeutenden Männern, theils in Besorgung mancher Geschäfte für seinen Vater sich zu erwerben. „Ich gelangte dadurch,“ sagt er, „fast in alle Werkstätte, und da es mir angeboren war, mich in die Zustände Anderer zu finden, eine jede besondere Art des menschlichen Daseyns zu fühlen und mit Gefallen daran Theil zu nehmen, so brachte ich manche vergnügliche Stunde durch Anlaß solcher Aufträge zu, lernte eines Jeden Verfahrensart kennen, und was die unerlässlichen Bedingungen dieser und jener Lebensweise für Freude, Leid, Beschwerliches und Mühseliges hmit sich führen. Das Familienwesen eines jeden Handwerks, das Gestalt und Farbe von der Beschäftigung erhielt, war gleichfalls der Gegenstand meiner stillen Aufmerksamkeit; und so entwickelte, so bestärkte sich in mir das Gefühl der Gleichheit wo nicht aller Menschen, doch aller menschlichen Zustände, indem mir das nackte Daseyn als die Hauptbedingung, das übrige alles aber als gleichgiltig und zufällig erschien.“ Konnte nun noch irgend Etwas Poesie in das Leben des jungen Dichters bringen, so war es die Liebe, die aber ebenfalls ihre Wirkungen an ihm bewähren sollte. „Die ersten Liebesneigungen einer unverdorbenen Jugend,“ sagt er selbst, „nehmen durchaus eine geistige Wendung. Die Natur scheint zu wollen, daß ein Geschlecht in dem andern das Gute und Schöne sinnlich gewahr werde. Und so war auch mir durch den Anblick dieses Mädchens, durch meine Neigung zu ihr, eine neue Welt des Schönen und Vortrefflichen aufgegangen.“ Leider sollte die Rosenzeit seiner unschuldigen Liebe sehr schnell vorübergehen, ja durch Nebenumstände auf eine höchst unangenehme Weise enden: allein der Eindruck derselben ist dem Dichter geblieben, und hat nicht unbedeutend auf seine Schilderungen der Weiblichkeit gewirkt. Besonders scheint ihm die Gestalt der Geliebten bei Egmonts, Elärchen vorgeschwebt zu haben; und im Faust hat er sie bis auf den Namen verherrlicht und verewigt — Gretchen. Die wenigen seligen Stunden, die er in ihrem Umgang genossen, mußte er theuer bezahlen, indem der Sturm der ersten Leidenschaft mit aller Heftigkeit in ihm

losbrach, und ihn um Schlaf, Ruhe und Gesundheit brachte. Eins indes hatte er nach seiner Wiedergenesung doch gewonnen, höhere Selbstständigkeit. Mit größerem Eifer bereitete er sich nun auf die Akademie vor, ohne jedoch Poesie und Kunst zu vernachlässigen. Nach dem Plane seines Vaters ging er nach Leipzig, wo Gottsched noch lebte, Ernesti aber und Sellert seine Blicke vorzüglich auf sich zogen. Bald war aber hier von einem Studienplan nicht die Rede. Mit der Philosophie hatte er schon früher, da er sich mit der Geschichte derselben beschäftigt hatte, nicht einig werden können, jetzt kam es ihm in der Logik wunderbarlich vor, daß er die Geistesoperationen, die er von Jugend auf mit der größten Bequemlichkeit verrichtet, so aus einander zerren, vereinzeln und gleichsam zerstören sollte, um den rechten Gebrauch derselben einzusehen. Von dem Dinge, von der Welt, von Gott glaubte er ungefähr eben so viel zu wissen als der Lehrer selbst, und es schien ihm an mehr als einer Stelle gewaltig zu haben. Mit den juristischen Collegien ging es bald eben so, und so gewann er schon damals die Ansicht, die er nachher in einer Scene des Faust so meisterhaft geschildert hat. Selbst die Poesie würde ihm, wegen großer Widersprüche in den Geschmacksurtheilen, verleidet worden seyn, wenn er dieser anders als mit sich selbst hätte entsagen können. Die damalige literarische Epoche entwickelte sich aus der vorhergehenden durch Widerspruch. Im Theoretischen der Poesie tappte man noch gar sehr im Finstern und hielt sich meist an Nebendinge, im Praktischen sah es schon besser aus, denn der Deutsche Frei- und Frohsinn regte sich, und geniale Werke entsprangen. Um die Deutschen aus der wägrigen weitschweifigen Epoche herauszuretten, sahen sie kein anderes Mittel, als Bestimmtheit, Präcision und Kürze (wobei die Muster Englands, welche jetzt statt der Französischen galten) nicht wenig beitrugen. Göthe lernte, unter solchen Umständen, das Bedeutende des Stoffs und das Concise der Behandlung, mehr und mehr schätzen, ohne sich jedoch klar machen zu können, wo jenes zu suchen, und wie dieses zu erreichen sey. Bei der großen Beschränktheit seines Zustandes aber sah er sich genöthigt, wenn er zu seinen Gedichten eine wahre Unterlage, Empfindung oder Reflexion verlangte, in seinen eigenen Busen zu greifen. Foderte er zu poetischer Darstellung eine unmittelbare Anschauung des Gegenstandes, der Gegenheit, so durfte er nicht aus dem Kreise heraustreten, der ihn berührte, und ihm ein Interesse einzuflößen geeignet war. Und so begann diejenige Richtung, von der er sein ganzes Leben über nicht abweichen konnte, dasjenige nämlich, was ihn erfreute oder quälte, oder sonst beschäftigte, in ein Bild, ein Gedicht zu verwandeln, und darüber mit sich selbst abzuschließen, um sowohl seine Begriffe von den äußern Dingen zu berichtigen, als sich im Innern deshalb zu beruhigen. Die Gabe hierzu war Niemand nöthiger, als ihm, den seine Natur immerfort aus einem Extrem ins andere warf. Alles, was daher von ihm bekannt geworden, sind nur Bruchstücke einer großen Confession, welche seine Biographie vollständig macht. In jener Zeit entstanden auf solche Weise die Laune des Verliebten, an dessen unschuldigem Wesen man zugleich den Drang einer siedenden Leidenschaft gewahr wird. Allein früher schon hatte ihn eine tiefe, bedeutende, drangvolle Welt angesprochen. Bei seiner Geschichte mit Gretchen und an den Folgen derselben hatte er zeitig in die seltsamen Irrgänge geklickt, mit welchen die bürgerliche Societät unterminirt ist. Religion, Sitt, Gesetz, Stand, Verhältnisse, Gewohnheit, alles beherrscht nur die Oberfläche des städtischen Daseyns; im Außern alles reinlich und

inständig genug, im Innern öfters desto wilder. Um sich Herüberlust zu verschaffen, entwarf er mehrere Schauspiele, und schrieb die Expositionen von den meisten. Da aber die Verwicklungen jederzeit unglücklich werden mußten, und fast alle diese Stücke mit einem tragischen Ende drohten, ließ er eins nach dem andern fallen. Die Mittheuldigen sind das einzig fertiggewordene, dessen heiteres und bu-

auf dem düstern Familiengrunde beruht, so daß es bei der Vorstelln Einzelnen ergötzt. Die hartlungen verletzen das ästhetische sowie das Sittlic auf dem Deut-
" Unter jenen ersten, für eihährungen, entwickelte sich aber er sich dem Augenblick überlegen sondern sie vielmehr muthwillchen Humor angewiesen gewesen erst später. Immer erschienen is die wichtigsten, und er ermüigen, Wandelbarkeit des menschen und über das Hohe und Tiefe unserer Natur als das Räthsel ank. Bei allem diesem wurde lbe Mann, der bereits auf Winfluß gehabt, hatte ihn auch auf

Göthe — Oester. Durch ihn wurde Göthe zur Kunstgeschichte angeeignet. D'Argenville, Caslus, Ehrst, Lippert, besonders aber Winckelmann, wurden emsig studirt, und die Sammlungen von Huber, Kreuzhauf, Winkler und Richter übten das Verständniß im Anschauen, welches nachher in Dresden, wohin Göthe ausdrücklich deshalb reiste, auf eine noch vollkommnere Weise geschah. Ubrigens versuchte sich Göthe auch im Kupferstechen, und war bald dahin gelangt, daß er seinem Meister Stoll in manchen Dingen beistehen konnte. Da er sich aber beim Kochen nicht mit der nöthigen Vorsicht gegen die schädlichen Dünste verwahrt hatte, so trug dies, neben mancher diätetischen Unbesonnenheit, mit bei, ihm eine gefährliche Krankheit zuzuziehen, von welcher er kaum genesen, als er 1768 Leipzig verließ, wo er zwar sein Studium der Rechte verläumt, aber in der Folge so sehr sich auf eines Lebens finden sollte. Dielerlichen Hause nicht sobald bedeutende Folgen bleiben, welche Lettenberg herbeigeführt wurde und Briesen die Bekenntnisse von im Wilhelm Meißner ein ähnlich zu dieser frommen, das Studium der mystisch-theophrastus Paracelsus, Baret aurea catena Homeri, und zu eigenen chemischen Verbesserfennlichen Dinge eingestößt wichtigerer Weise, indem er bei Historie auf die Idee gerieth, Der neue Platonismus lag zum Grunde; das Hermeneutische, Mystische und Kabbalistische gab auch seinen Beitrag her, und so erbaute er sich

eine Welt, die feltfam genug ausfab. Nach diesem allen ist es nun gar nicht zu verwundern, wenn er in Straßburg, wohin er, um seine juristischen Studien zu beendigen und zu promoviren, gegangen war, der Jurisprudenz wieder nicht sehr getreu blieb, sondern Chemie und Anatomie studirte, und selbst das Klinikum mit besuchte. Aber auch für die Kunst sollte sein Aufenthalt in Straßburg nicht unfruchtbar bleiben, denn bei Gelegenheit der Ankunft der neuermählten Königin Marie Antoinette sah er die Raffaelischen Tapeten, und die Wunderserscheinung des Münsters hatte er täglich. Natürlich, daß diese ihm anders ansprach, als gewöhnliche Kopfe. Das bedeutendste Ereigniß aber, das die wichtigsten Folgen für ihn haben sollte, war die Bekanntschaft und die daran sich knäpfende nähere Verbindung mit Herder, der sich damals schon durch seine Fragmente, die kritischen Wälder und anderes unmittelbar an die Seite der vorzüglichsten Männer gesetzt hatte. Durch alles dieses, so wie durch seine schüden und großen Eigenschaften, seine ausgebreiteten Kenntnisse und tiefen Einsichten, gewann er eine so große Superiorität über Obiße, daß dieser selbst gesteht, alles, was von Selbstgefälligkeit, Bespiegelungslust, Eitelkeit, Stolz und Hochmuth in ihm geruht, sey durch Herder einer sehr harten Prüfung ausgesetzt worden. Durch Herder hing er an in den höhern Sinn der Italienschen Schule einzudringen, und ward mit der Poesie von einer ganz andern Seite und in einem ganz andern Sinne bekannt, als vorher, und zwar in einem solchen, der ihm nicht zusagte. Die Hebräische Poesie, die Volkspoesie, deren Uebersetzungen im Elsaß aufzufuchen Herder antrieb, die ältesten Urkunden als Poeme, gaben das Zeugniß, daß die Dichtkunst überhaupt eine Welt- und Volkergabe sey, nicht ein Privaterbtheil einiger feiner und gebildeten Männer. Ueberdies wurde Obiße durch Herder mit allem neuen Streben, und mit allen den Richtungen bekannt, welche dasselbe zu nehmen schienen. Da jedoch Herder manches mit Spott verfolgte, was Obiße nicht gern aufgeben mochte, so ward dieser karger in seinen Ratheslungen, und verbarg ihm sündigen, die sich bei ihm poetischen Gestalten ausbild Am meisten aber verbarg er, daß er sich noch heimlich bei man sie ihm überliefert hat kung von Göthe's Aufenb der Grenze von Frankreich wurde. Ihre Lebensweise ist zu bestimmt und vornehm; ihre Philosophen abstrus und Punkte standen, sich der geben, wenn sie nicht ein heren, freieren und eben fe Geistesgenüssen vorbereiter Ich brauche kaum zu sagen Jemand unmittelbar erfahren, was damals in dieser lebendigen Gesellschaft gedacht, gesprochen und verhandelt worden, der lese den Auffatz Herders über Shakespeare in dem Hefte von deutscher Art und Kunst, und Lessings Anmerkungen übers Theater. — Nach seiner Promotion am 6. Aug. 1771 hielt sich Obiße nur noch kurze Zeit im Elsaß auf, und kam, nachdem er aus dem Antikenaal zu Mannheim noch Einbrüche mitgenommen, die in der Folge sehr wirksam wurden, gesunder

Segen-
nach zu
' Faust,
ie, mit
en, als
e Wier
hier an
nd ledig
Benossen
achtend,
auf dem
e hinzu
t zu hö
sten und
ht hätte.
v. Will

und froher als das erste Mal ins Vaterhaus zurück. Bald fand sich auch hier ein Kreis von Gleichgesinnten um ihn, wozu man auch Herdern rechnen mag, der in Bücheburg angestellt wurde. Der merkwürdigste aus diesem Kreise ist jedoch der Kriegs Rath Merk in Darmstadt, der auf Göthe's Leben den größten Einfluß gehabt hat, welcher in der Schilderung seines Lebens immer mehr hervortreten wird. Durch das wechselseitige Nehmen und Geben, das Scherzen, welches mit freier Brust, ohne irgend einen theoretischen Leitstern, von so viel Jünglingen, nach eines jeden angeborenem Charakter, ohne Rücksichten getrieben wurde, entsprang die berühmte, berufene und oft verrufene Literar-epoche der damals sogenannten Kraftmänner. Eine Zeitlang trennte sich Göthe aus diesem Kreise, indem er nach Weimar ging, wo ihm nichts von großer Bedeutung begegnete, wenn man außer der Bekanntschaft mit Gotter, der ihn mit Boie und dessen Göttinger Freunden in einige Berührung brachte, die Anlässe zu Werther abrechnet, die er hier in seiner eignen Liebe zu einer Verlobten und dem Schicksale des jungen Jerusalem fand. Nach seiner Rückkunft nach Frankfurt gab er ungenannt einige kleine Flugschriften heraus, auch erschienen mehrere seiner kleinen Gedichte in Almanachen und Journalen, allein die Aufmerksamkeit von ganz Deutschland lenkte er auf sich, als sein Götz (1773) und sein Werther (1774) erschienen. Unter denen, deren Aufmerksamkeit der Genius des Dichters auf sich gezogen hatte, befand sich auch der damalige Erbprinz von Weimar, und auf einer Reise, die dieser durch Frankfurt machte, vermittelte der Herr von Knebel die Bekanntschaft zwischen beiden, welche für Göthe's Leben und Wirken so entscheidend geworden ist. Denn als der Erbprinz die Regierung angetreten hatte, lud er Göthen an seinen Hof ein. Dieser folgte dem Ruf, ward 1776 Weimarischer Legationsrath mit Sitz und Stimme im Geheimraths-Collegium, und 1779 wirklicher geheimer Rath. Im selbigen Jahre machte er in Gesellschaft seines Fürsten eine zweite Reise nach der Schweiz. 1782 wurde er Kammerpräsident und geadelt. 1786 machte er eine Reise nach Italien, wo er 2 Jahre blieb, alle Gegenden, auch Sicilien, besuchte, am längsten aber in Rom verweilte. Jetzt ist er erster Minister, und erhielt 1807 von Alexander den Alexander-Newsky-Orden, von Napoleon das Großkreuz der Ehrenlegion. Man halte diese Anzeige nicht für überflüssig, denn bei den künftigen biographischen Bekenntnissen des Dichters wird sich zeigen, daß die Perioden seines äußeren Lebens mit den Perioden seines Dichterlebens aufs innigste zusammenhängen. Daß man aber im letzteren mehrere Perioden werde unterscheiden müssen, ist schon aus dem Wenigen ersichtlich, was oben über seine Schriften gesagt ist. Man unterscheidet deren nämlich drei, die man, wenn man sie mit eignen Namen bezeichnen sollte, die sentimentale Kraftperiode, die ideale, und die elegante würde nennen können. Wodurch die erste Periode bei ihm bedingt war, haben wir gesehen. Zu jeder Zeit würde er als eine ungemeine Erscheinung in der poetischen Welt aufgetreten seyn, weil die Natur ihm die höchste Dichterweihe ertheilt hatte; durch jene Einwirkungen erschien er auf eine besondere Weise ungemein. Götz und Werther waren es, welche in dieser Periode theils allgemeines Staunen, theils allgemeine Bewunderung erregten. In beiden hatte er seine liebsten Neigungen befriedigen können, seine, mit ihm aufgewachsene, Neigung zur Deutschen Vorwelt und zu Darstellungen dessen, was als allgemein Menschliches seine Brust in Schmerz und Freude bewegte. „Was einer nicht selbst geliebt oder gelebt hat,“ sagte Göthe selbst in jener Periode, „das kann

er auch nicht darstellen." Wie glücklich war also Er, von seinem Genius geleitet, auf Gegenstände gestoßen, in denen sich gleichsam sein ganzes bisheriges Leben concentrirte! Daher diese Wahrheit, diese Frischeit, dieß Leben, diese Natur, diese Kraft und Fülle und Innigkeit! Poetische Erzeugnisse, voll so innerer organischer Nothwendigkeit und Lebenskraft, daß sie wie von selbst entstanden schienen, hatte Deutschland noch kaum. Kennen wir nicht die, dieser Periode vorangegangene Lebens- und Bildungsgeschichte des Dichters, so müßte es uns fast unbegreiflich seyn, wie er mit zwei von einander so verschiedenen, und doch jedes in seiner Art so vollkommenen, Werken zu einer und derselben Zeit hätte auftreten können. Und auch jetzt noch bleibt es höchst bewundernswürdig, und zeugt von einem Reichthum und einer bildenden Kraft, wie sie kaum bei einer andern Nation ein fünf und zwanzigjähriger Jüngling gezeigt hat. Es kann hier nicht unsre Absicht seyn, den eigenthümlichen Geist und Gehalt dieser Werke, über die schon so vieles gesagt ist, entwickeln zu wollen: es sey aber vergönnt, einige, auch jetzt noch nicht unnöthige, Bemerkungen zu machen, die zur näheren Kenntniß des Dichters führen können. Es ist unläugbar, daß der Dichter bei Werther und Götz etwas vor sich hatte, woran er sich hielt, dort das Schicksal des jungen Jerusalem, hier die Selbstbiographie des männlichen Götz, von welcher wir sogar ganze Stellen in Götze's Drama wieder finden. „Diese Lebensbeschreibung,“ sagt Götze selbst, „hatte mich im Innersten ergriffen. Die Gestalt eines rohen, wohlmeinenden Selbsthelfers in wilder anarchischer Zeit erregte meinen tiefsten Antheil.“ Eben so ging es ihm mit Jerusalem's Schicksal, und — um hier gleich alles zusammen zu fassen — späterhin mit andern. In seinem Clavigo finden sich ganze Stellen aus des Beaumarchais Memoiren, bei dem Tasso sind die Biographie, Gedichte und Briefe desselben, im Faust die Sage des Volks, in der Iphigenia, dem Egmont, dem Großophtha die Geschichte benutzt u. s. w. Man hat hiedurch die Originalität der Erfindungsgabe bei Götze verdächtig machen zu können geglaubt. Als ob nicht auch der gefundene Stoff noch immer der poetischen Erfindung bedürfte! Diese nun aber zeigt sich bei Götze schon im Werther und Götz auf eine merkwürdige Weise. Man kann oben so wenig eine, bis in die feinsten Nebenzüge treffende, ästhetische Charakteristik der Personen verkennen, als eine selbst das Detail beachtende Entfaltung der Begebenheiten, und eine solche Anordnung derselben, daß es scheint, alles sey aus unmittelbarer Anschauung oder Empfindung in Einem Gusse hingeströmt, mehr ein Naturgewächs als ein Werk der Kunst. Daher so durchaus keine Uebertreibung, keine üppi-gen Ranken. Die Kraftfülle Götze's, von welcher manche Lobredner gesprochen haben, muß daher wohl in etwas Anderem bestehen, als in sprudelndem Erguß einer Uebersfülle oft nur poetischen Wildwassers. Vielmehr muß man einen, bei tiefer Innigkeit des Gefühls, ruhig bildenden Geist, eine weniger glühende, feurig und schnell auflodernde, als höchst rege, bewegliche, intensiv kräftige Einbildungskraft annehmen, um jene Erscheinung zu erklären. Eine solche Einbildungskraft vergegenwärtigt dem Dichter jede Scene bis zur Täuschung, erregt keine so stürmische Bewegung, daß er nicht ruhig jedes Einzelne sich ansmalen und entfalten könnte, und ist jener hohen Besonnenheit des Genies, welche bei jedem Einzelnen stets den Zusammenhang des Ganzen im Auge hat, ungemein günstig. Indem sich der Dichter auf solche Weise gewissermaßen an seinen Gegenstand verliert, erhält seine Darstellung reine Objektivität, und erhebt sich zum Styl, der nur bei der Objektivität möglich ist.

Dies bezeugt vornehmlich Otho in seiner ungemeynen Mannigfaltigkeit von Personen und Scenen auf eine glänzende Weise. Bei Werther, diesem Vorläufer des Faust, war er in dem Fall, Empfindung

zen herrschte zuerst wieder der verklungene Volkston. Nicht aus einer Studirstube in die andere wurde hier, wie sonst, hinübergesungen, sondern in aller Eigenheit des Volks (nicht des Pöbels) lösten sich diese Gesänge leicht und frei von der Brust, und lebten darum auch und lebten im Munde des Gesanges, ein Eigenthum des Volks, sein Tiefstes anregend und ansprechend, sein Gewöhnliches erhöhend und veredelnd. Wahrlich, Keins der geringsten von Goethe's Verdiensten! Betrachtet man aber alles von Goethe in dieser Periode Geleistete genauer, so sieht man, es ist alles volksmäßiger, es ist voll Deutschtum, für welche Lesung bereits männlich gekämpft hatte, und welche Goethe glücklicher erreichte, als die um jene Zeit auch auflebenden modernen Barden. Dieses Volksmäßige, diese Deutschtum konnte aber nur als Opposition gegen das Herkömmliche durchgeführt werden; und wer war geeigneter dazu, eine Oppositionspartei anzuführen, als eben Goethe, er, dessen Bildung in eine Periode gefallen war, die sich durch Kampf entwickelt, der alle gleichzeitige Kritik ansich, alle Regeln unhaltbar gefunden, Kritiker und Publikum verachtete, und seinem eignen Genius folgend, die mächtigsten Wirkungen und Erschütterungen herbeigebracht hatte! Kein Wunder, wenn sich jetzt jener verwegene Humor, der sich dem Augenblick überlegen fühlt, besonders kräftig meldete. Bekanntlich ging es nicht ohne einigen Eonismus ab, und das Natürlichkeitsprincip wurde ziemlich weit ausgedehnt. Man verfloß zwölf Jahre, ohne daß man von Goethe viel Neues und Bedeutendes vernommen hätte. Desto größer war aber die Ueberraschung, als er wieder erschien; denn wie erschien er wieder! So reich und mannigfaltig, so gediegen und vollendet! Nicht als wären alle Werke, mit denen er jetzt hervortrat, von gleichem Gehalt und gleicher Vorzrefflichkeit gewesen, aber selbst in denen, die nur eine fröhliche Laune, eine lustige Stunde geboren, erkaunte man den Stempel des Genies, das eben nur hatte spielen wollen. Andere trugen das Siegel der Vollendung an der Stirn. Man muß indeß nicht glauben, als ob alle Werke, die um diese Zeit erschienen, auch Werke dieser Periode wären. Beobachtung der Chronologie ist hier sehr nöthig, und wird zeigen, daß zwischen dieser und der ersten Periode ein Mittelzustand Statt gefunden, in welchem der Dichter durch Ironie sich selbst reinigte, und die streitenden Kräfte seines entzweiten Wesens mildernd zur Harmonie stimmte. In diesem Zwischenzustand gehören unstreitig mehrere komische und satyrische Produkte, z. B. der Triumph der Empfindsamkeit u. a. Mit ihnen trat er heraus aus der Befangenheit des vorigen Zeitalters, und erhob sich auf einen höhern Standpunkt. Spielend in freundlicher Gemüthlichkeit ergoßte er sich da oft noch an dem Leben und Treiben unter ihm, z. B. im Jahrmarkt zu Plundersweilern, worin er dem Leben die heitere Seite abgewann. Näher und immer näher trat er hiemit dem Gebiet der reinen Schönheit, die ihm den duftigsten ihrer Kränze um die Schläfe schlang, als er die Iphigenia auf ihren Altar niederlegte. Will man erfahren, wie reich an Erfindung, wie lebenswürdig an Motiven, wie zart und edel an Gesinnungen, wie vollkommen in Charakterzeichnung, in Anlegung der Situationen, Entwicklung der Gesinnungen und Leidenschaften, wie methodisch im Ausdruck, wie vollendet in der Kunst unser Dichter sey, so vergleiche man seine Iphigenia mit der des Euripides. Wie weit steht die Griechische hinter der Deutschen! Mit Recht nennt man sie daher keine Nachahmung des Euripides, sondern lieber, mit A. W. Schlegel, einen Nachgesang der Griechen. Ohne Nachkünstelung veraltet, uns für immer fremder, Fortmen ist

hier ein von Griechischem Geist durchdrungenes Werk. Hier ist kein blendendes, obwohl ein liebliches, Kolorit, aber ein milder Zauber der Schönheit über das Ganze ergossen, der bei jeder neuen Betrachtung das Gemüth immer fester anzieht, ganz wie in einem Gemälde — Raffael's. Und mit wem wäre Goethe wohl mehr zu vergleichen, als mit diesem? Erfreulich schließt sich an Iphigenia Tasso an, der jener vielleicht nur als Composition nachsteht, denn nachtheilig bleibt es immer, daß zur Beruhigung die Reflexion aufgefördert wird. Mag nun aber Tasso auch kein Drama im strengen Sinne der Theorie seyn, so bleibt er doch bewundernswürdig als Charaktergemälde, als ein Gedicht über den Dichter und sein Werk, das wir gern mit Müller das für Verständniß der Poesie lehrreichste und tiefsinnigste nennen. Nur ein Goethe konnte es wagen, diesen Tasso darzustellen, und selbst Goethe konnte es nur in dieser Periode ganz gelingen. Hier aber vereinigte sich auch alles dazu. Das Interesse für diesen Dichter hatte er gleichsam geerbt von seinem Vater, den Dichter konnte nur der Dichter so verstehen, und den Dichter in solcher Umgebung nur der Dichter, der in einer ähnlichen sich bewegte. Was hat das Haus Esse voraus vor dem Haus Weimar, seit Amalia, Karl August und Louise den Thron schmückten? Sammelte sich doch kaum in den größten Hauptstädten eine Summe so ausgezeichneter Geister, als in dem kleinen Weimar, das die Kunst zu einem freundlichen Paradies umschuf. Jene schönen Tage in Ettersburg, in Tiefurt, in Belvedere, in Wilhelmsthal, in Jlmeneau, wo ein versammelter Hof im schönen Naturgenuß nicht bloß die Musen freundlich willkommen hieß, sondern selbst Theil an den Festen nahm, welche sie anordneten, werden unvergänglich seyn in der Geschichte unserer Poesie und Kultur. Hier fand Goethe den Stoff zu seinen Umgebungen des Tasso, und lernte eben den Ton treffen, der solchen Umgebungen eignete. Muß man demnach aber nicht fragen: ob nicht Goethe der Hof- und Staatsmann einen wesentlichen Einfluß auf Goethe den Dichter hatte? Uns dünkt, gar sehr, und zwar einen sehr günstigen. Schon durch das Zusammengenommene, Gehaltene, was seine Lage erforderte (die übrigens nicht selten Veranlassung gegeben hat, ihn auch als Menschen sehr zu verkennen oder doch falsch zu beurtheilen), wurde er dem Idealen näher zugeführt, denn ein Goethe konnte unmöglich, wie ein gemeiner Höfling, bloß zu der Leerheit des äußern Anstandes kommen. Nächst diesem seinem Hofleben, und zwar in Weimar, hatte nichts größern Einfluß auf seine Verwandlung als sein Aufenthalt in Italien. Während seiner ersten Periode neigte er in der bildenden Kunst besonders auf die Seite der Niederländer, gegen die er auch nachher nie ungerecht geworden ist, so wie er auch nie aufgehört hat als Dichter von Zeit zu Zeit wenigstens Niederländische Scenen zu liefern; allein Italien öffnete ihm das Auge über das Höhere der Kunst, und sein reiches Gemüth, welches zugleich das Hohe und Kindlich Liebliche umfaßt, sein zarter und zugleich tiefer Sinn für Natur und Kunst, neigte sich jetzt mit Liebe zu dem Edleren und Höheren hin. An die Stelle seines sonstigen Natürlichkeitsprinzips trat jetzt Idealität; nicht jenes Wolfengebilde gewisser Aesthetiker, das sie bei ihren Mißgeburten zu Pathen nehmen, sondern jene echte, welche die Natur durch die Einbildungskraft in das Reich der Ideen und der reinen Schönheit trägt. Von drei Hauptwerken, die noch in diese Periode fallen, Wilhelm Meister, Faust, und Hermann und Dorothea, trägt das letztere den Stempel dieser Idealität am reinsten ausgeprägt. A. W. Schlegel und W. von Humboldt haben dieses Epos von allen Seiten so

deklariert, daß jedes Wort darüber überflüssig scheint. Wilhelm Meister würde ihm ganz an die Seite gesetzt werden können, wenn er nicht unbefriedigend als Ganzes wäre. Was Goethe eigentlich damit gewollt, bleibt immer ungewiß und räthselhaft, und nur die Eine tritt mit obli-
quater Gewißheit hervor, daß Meister noch kein Meister geworden ist. Willkürlich muß man also annehmen, daß er dies noch werden sollte. Und hat nicht Goethe bereits Proben von Meisters Wanderschaften ge-
liehert? Und sollten auf diese nicht die Meisterjahre folgen? Ueber die
Eindeutigkeit und Manichtheit der Lehriahre können wir also jetzt eigentlich kein
zureichendes Urtheil fällen. Indes trotz aller verletzten Eindeutigkeit bleibt
Meister eins der vorzüglichsten Goetheschen Werke, denn in ihm und im
Faust vereinigt sich die ganze Universalität des Goetheschen Geistes. Man
trachte man den Meister von Seiten der Erfindung oder der Ausfüh-
rung, der Fülle oder der Entfaltung, der Charakterzeichnung oder der
Erzählung, so findet man überall den Meister. Wie rein, wie klar,
wie mild, und doch wie tief! Und diese Form, die wie ein schöner
Strom in ruhiger Klarheit und der schallenden Bewegung sich erhebt,
dieser Ausstrahl, der sich wie ein schöner Körper an die ganze Seele an-
schmiegt, so einfach ohne Nachhaken, so gerlich ohne Kostbar, so wahr ohne
gesuchte, so beredt ohne rhetorisch zu seyn, — wo findet sie ihres Gleichen?
Selbst die Grammatiker finden hier, was sie der Goethe schon
kennend, und beweisen mit Recht, Verwissen, Korrektheit. Vergleiche
man, in Beziehung auf den Dichter, den Meister mit Goethe, so liebt
man, wie in diesem der Dichter noch mit reden und Eufidial rügt,
im Meister aber sie berügt hat, und alles Heil in einer harmlo-
schen Bildung fand, die man auch als Tendenz des Meisters be-
trachten muß. Durch seine leidenschaftlose, ruhige, wahrhaft objektive
Anschauung der Welt und des Lebens hatte sich eine Weltanschauung im
Stille gebildet, die, gleich entfernt von einseitiger Beschränktheit als vor-
gesetzter Meinung, von jedes als zweckmäßig an seiner Stelle, das Ein-
zelne im Zusammenwirken mit dem Ganzen, und im menschlichen Zu-
den das Sittliche und Thun als die Hauptsache betrachteten ließ. Nicht-
wendig warf die auch ein milderes Licht auf jenen dunkeln Punkt im
Menschlichen, wo die Tüden desselben an ein unergundliches Schicksal
gekettet sind. Das erob den, der im Werther einst an eben dieser
Stelle so betrogen gewesen war, jetzt zur Idee hinter Thendicee, und
diese sehr ich im Faust, denn ich mußte mich sehr irren, wenn Faust
nicht gerettet werden, der Himmel aber die Hölle nicht den Eng da-

ses Drama, sondern ein
didaktisches Drama. Das
wendige, was eine mensche-
igt, durchdrungen von der
, und man fühlt sich da-
griffen. Darüber ist auch
und zu fühlen fähig sind,
Ganzen (leider ist es erk-
lösen. Und gleichwohl ist
an sie nun aus dem Ge-
fällt, oder des Suxers be-
nicht bleibe, was es ist.
en, daß nicht alle Szenen
man als Niederländische
Höllen-Breughel dem Dich-
so notwendig sind, als die,

die uns an *Goethe* erinnern: Das *Flache* und *Müßliche* mußte hier eben sowohl als das *Würdige* und *Erhabene* seine Stelle finden, und es ist für den *Faust* ein Glück, was für den *Meister* ein Unglück hätte werden können, daß beide Perioden des Dichters sich daran berühren. Auch gehört er beiden an. Schon aus seiner *Strasburger* Zeit schreibt *Göthe*: „die bedeutende Puppenspielfabel des *Faust* klang und summt gar vielköpfig in mir wieder. Auch ich hatte mich in allem Wissen umhergerieben, und war früh genug auf die Einzelheit desselben hingewiesen worden. Ich hatte es auch im Leben auf allerlei Weise versucht, und war immer unzufriedener und gequälter zurückgekommen.“ Man sieht hieraus, wie *Faust* und *Werther* in der Seele des Dichters neben einander bestanden. Wie glücklich, daß die Idee *Fausts* in seiner Befangenheit, in dieser Periode geboren, erst in der folgenden ihre völlige Ausbildung erhielt! Nun stand der Dichter, der sich im *Faust* wie im *Werther* spiegelt, über der Befangenheit. Von vielem, was über *Faust* zu bemerken wäre, nur noch Eins. Man sehe, wie der Dichter selbst im Phantastischen noch der Natur treu bleibt. Selbst sein Teufel ist von unserm Fleisch und Bein, wie ihm denn wirklich ein — *Baron* (oder *Werk?*) zum Vorbild gedient haben soll. *Göthe*, durchaus ein plastischer Dichter, wie er seinen objektiven Ansichten, und — setze man immer hinzu — seinem Naturstudium nach seyn mußte, konnte nie und nirgends in jenem Nebeln und Schwebeln sich verirren, das uns hier und da als *Ideales* hat geboten werden sollen. Er selbst sagt auch offen:

Wär't ihr, Schwärmer, im Stande, die Ideale zu fassen,
 O! so verehrt ihr auch, wie sich's gebührt, die Natur.

Was soll man nun zu jenem transcendentalen, hyper-metaphysischen Idealismus sagen, den man *Göthen* als Princip seines Dichtens untergelegt hat? Unstreitig rascht worden ist, hat. Hier kommt ein philosophisch-erhöhtes Compliment für von Jena ausgegangen, was sich *Göthe* man stellte ihm nicht überhaupt, ja in die dicke, und wer weiß was und Großes, nicht *Göthe* hätte zu dem Andern. Wir denken sollen, daß gesagt ward, vielleicht. Man hätte sich all dies Namen zu unterscheiden. Für man aufstellte; für Philosophie, Physik, P nahe genug zusammen auch von Andern get

über-
 glaubt
 te die
 g die
 erhöht-
 lich
 : ge-
 schab,
 betitelt
 Die
 o Hei-
 , was
 in wie
 in be-
 er ihn
 theil
 sey,
 es zu
 , was
 die
 ichen
 sind
 [nach

Wort in den Propyläen und über das Sonett), was etc. Manches mochte ihn äßiren, manches hat er, wie in vielem unleugbaren Un- t könnten wir dies auf die bei einem so objectiven Dicht- so etwas in eigener Person t hatte, denn beides ist hier r nicht in Abrede seyn, daß beschleichen können, und Universität zu Jena, die r Jenaischen Literatur-Zei- in zu Jena, also nicht un- igen. Gewiß sehr unschul- Verdacht gekommen, als sey us in einer neuen philoso- die Erkennen haben wir oft us erzählen hören, und das r, gerade als wäre von Za- zar, wie wir ihn kennen, ; wie er es selbst von Wino- er Römischen Elegieen ziem-

te. Wenigstens war er, der das alte Testament schon in der Jugend dem neuen vorzog, in seinem Christenthum bald sehr indifferent, bald sehr schwankend. Das konnte ihn freilich auch dahin bringen, dem Catholicismus die — poetische Seite abzugewinnen. Aber sonderbar genug, während man im Publikum ihn beschuldigte, dem Catholicismus Vorschub zu thun, tadeln gerade die religiössten Aesthetiker, wenn nicht einzig, doch am stärksten an ihm seinen — Mangel an Christenthum. Ob sie es auch nach Erscheinung seiner Biographie thun werden, wissen wir nicht; nur das wissen wir, daß in ihr zuerst Göthe dem Catholici- cismus das Wort zu reden scheint. Vielleicht hat also doch das, was von ihm ausgegangen seyn sollte, wenigstens auf ihn zurückgewirkt, und an Empfänglichkeit für manches Schwärmerische und Sonderbare hat es ihm freilich nie gefehlt. Daß er in seiner letzten Periode sich auch als Dichter nicht frei von den Einflüssen der Zeit erhalten hat, liegt unverkennbar zu Tage. Nachdem sich zu Ende seiner zweiten Periode noch einmal jener dem Augenblick überl- — — — — — in Wien gezeigt, und er damit eigentlich die Kraftperiode gegeben hatte, schien die produktiv- mach zu versiegen. Und wahr ist es, seitdem und Lanceret übersetzt hatte, hat er, wenn man manen ausnimmt, nichts geliefert, was an die le reichte, nichts, worin er nicht befangen in se seiner Eugenie war es auf eine Trilogie wie hi abgesehen, allein entweder war das Publikum ; lor sonst die Lust, genug es blieb beim ersten d es Göthe gewesen, der die Lust verloren hatte, ein Kritiker, der uns bewies, der Anfang sey u bedürfe keines Mittels und Endes. Wir alle hi Kritiker bedauert, denn man sieht es dem Bei- ihm geworden ist. Doch selbst dieser Beweis wirkte nicht, was er soll- te; das Publikum interessirte sich auch für das Ganze nicht, wie eho-

malz für das Fragment des Faust. Gleichwohl darf man die Eugenia in gewisser Hinsicht das vollendetste Product des Dichters nennen; kein anderes ist so gefeilt, so geglättet. Huber sagte; „freilich marmorglatt, aber auch marmor kalt!“ Und sollte das nicht wenigstens zum Theil an der neuen Aesthetik liegen, die den Dichter dabei leitete? Alles ist

ist am strengsten verfahren ist, wird sie am liebsten auf O'hen angewendet, was er selbst von seinem Fürsten sagt:

Aber so wende auch innen, so wende auch außen
die Strafe

Sebet: da wär' es als Joh. Deutscher mit Dico
schen zu sehn. ad.

Gothen, Gothische Völkerstamm. Die Gothen (Gothonen bei Tacitus, Guttones bei Plinius; nicht aber die Gothi und Gothi oder Kottini des Dio, welche Gallischer Abkunft sind) waren ein Germanischer Stamm, der seinen Sitz an der Baltischen Küste zwischen der Weichsel und Oder, folglich in Polen oder Polnisch Preußen, hatte. Ihre Sprache kommt der alten Fränkischen sehr nahe. Die alte Teuthe, hatten sie ihr gelbes Haar lang wachsen, hatten Väter und freien Völk; gegen die Caste anderer Deutschen aber hatten sie erbliche Sklavensurde. Unter dem Namen der Gothen erschienen sie zuerst im Jahr 253; bald darauf folgten sie die mächtigste Rolle in der Weltgeschichte, und erröckten über ein halbes Tausend durch Caros mit dem Ruf ihrer Taten. Ihre Wohnunge an der Oder, in der Nähe der Oder und Weichsel verlassend, zogen sie sich in die Gegenden des Schwarzen Meeres; eine Menge anderer Stämme versamelte in den übrigen, und so entstand durch ununterbrochene Züge und Eroberungen unter Ermanarik um 350 das große Reich der Aeth, das vom Don, der Europa von Asien trennte, bis zur Tiber, die sich an Ungarns Ufer in die Donau ergießt, und Ostien bis zur Tiber, Wien, (Serbien und Ungarn, den Danubius, die Moldau bis an den Rhein), rufen umfaßte, und im Norden in sich aufnahm, in von Westen her mit dem großen Römischen Reich, von Osten her mit dem Byzantinischen Reich in viertelte Theile, und die Geschichte ist voll von Kriegen, welche dies Volk bald nach der einen, bald nach der andern Seite hin zu betreiben hatte, und oft glänzend bestand. Zwei Kaiser stiegen in den Schwaben mit ihnen, und Rom und Byzanz wurden erobert, ihren Taten zu jähren. Sie waren das erste Volk, zu welchem über die Donau um die genannte Zeit das Christenthum drang; Niklas, der Bischof der Gothi-Gothen (d. h. des in Rippen wohnenden Gothischen Stammes), ward schon um das Jahr 350 Erzbischof einer Deutschen Kirche und Uebersetzer des neuen Testaments in die Gothische Sprache. Ob dies schon einen bedeutenden Grad von Cultur voraussetzte, bedarf keiner Vernehmung: allein freilich gleichen nicht alle Völker den Weisen, die denen durch die Rede und den Verkehr mit Griechenlands die Cultur einen großen Vorsprung gewonnen hatte. Durch innere Revolution ergriff sich gegen das Jahr 369 das große Reich der Aeth, und theilte sich fortan in zwei Staaten, in das Reich der Ostgothen (Austrogothen, Staat der Greutungen) am Schwarzen Meer, vom Don bis zum Dniepr, und in das Reich der Westgothen (Staat der Thervingen) in Dacien, vom Dniepr bis zur Donau. Bald folgte der inneren Revolution eine äußere, welche die Macht der Gothen in diesen Gegenden kurzte. Um das Jahr 375 drangen die Schwärme der Hunnen, und der von ihnen bezeugenen Völkern aus Asien über den Don herüber, und drängten die Ostgothen nach

ließ er zu Rom verschiedene öffentliche Gebäude wieder erneuern, sondern auch andere Städte mit neuen verzieren. Doch haben wir über ihre Cultur nur spärliche Nachrichten. Sonderbar genug hat sich der Name der Gothen am längsten in der Baukunst erhalten, aber freilich auf eine Weise, welche von der Cultur, wenigstens von dem Geschmack der Gothen kein günstiges Zeugniß ablegen würde, wenn alles wahr seyn hülte, was man von ihm gesagt hat. Wie wahr schrieb Obthe darüber bereits im Jahr 1773: „Unter die Rubrik Gothisch, gleich dem Artikel eines Wörterbuchs, häufte ich alle synonymische Wappenthiere, die mir von Unbestimmtem, Ungeordnetem, Unnatürlichem, Zusammengefloppeltem, Aufgeschicktem, Ueberladenen, jemals durch den Kopf gegangen waren. Nicht geschiedter als ein Volk, das die ganze fremde Welt barbarisch nennt, hieß alles Gothisch, was nicht in mein System paßte, von dem gedrechelten, bunten Puppen- und Vildwerk an, womit unsre bürgerlichen Edelleute ihre Häuser schmückten, bis zu den ersten Resten der ältern Deutschen Baukunst, über die ich, auf Anlaß einiger abenteuerlichen Schnitzel in den allgemeinen Gesang einstimmte: „Ganz von Sierrath erdrü!“ und so graute mir im Gele vom Anblick eines mißgeformten, kruzhorfigen Ungeheuers.“ Zweierlei versuchte Obthe damals zuerst, einmal die sogenannte Gothische Baukunst den Deutschen zuzueignen, und dann sie von den Vorwürfen des Ungeschmacks zu retten, die ihr so allgemein gemacht wurden. Sein ausgestreutes Samenkorn hat hundertfältige Frucht getragen. Jener erste Punkt war noch ziemlich unbestimmt, denn Gothische Baukunst, auch wenn sie wirklich von den Gothen stammen sollte, wäre ja doch Deutschen Ursprung. Es wird sich daher fragen, ob diese Baukunst eben von dem Germanischen Stamme herkommt, welcher den Namen der Gothen trug? Der Scheidepunkt zwischen alter und neuer Kunst fällt in die Zeiten, wo das neue Ost- und Westgothische Reich sich bildeten, auch an die Stelle der alten klassischen Baukunst sehen wir mehr und mehr eine neue treten, die sich so weit erstreckt, als die Eroberungen der Gothen, durch Italien, Frankreich, Spanien,

anien,
n, daß
is meh-
u läng-
at alle
n (563).
dachte
hieran
in, und
den Go-
indem
erschied,
en aus-
en oder
eilfren
auskunft
schwarz
e, daß
en mit
de mit
r Friede
r Blick.

aber auch ihre Klugheit
 die zwischen ihr und der
 Natur das Zeit, in der
 bud, und darum in d
 in der Neugothischen in
 ihres als D-er. Einige
 Paulus liest von der
 das Freund dieser Pal
 verbeurteilen. Das die i

wurde, mit der Sprache des Normandischen Erderung zusammenfällt,
 würde dieser Vermuthung noch günstiger seyn wenn man nicht in Eng-
 land selbst von dieser Zeit an mehrere Proben der Baukunst findet, die
 man zu dem Kom, was man Neugothische Bauart nennt (early Gothic
 and pure Gothic). Man hat demnach schon Recht, wenn man
 diese sogenannte Neugothische Baukunst für Das ist die eine Art von
 Stil, und zwar ihre Ursache von der Errichtung des Elysbürger Quaa
 Stils (1065) beginnt, wenn ihre wahrnehmlich auch die Irrenwörter
 zusammenhängt. Es ist es doch auch ein Deutscher Bauwerk, die
 den bewundernswürdigem Tempel in Orléans aufwies. Das schon früher die
 Deutschen hierzu nach eigentümlichen Stile gelangten, beweist die schöne
 Kirche einer Kirche zu Osnabrück an der Hofm. aus der Zeit Hein-
 richs I. im ersten Jahrhundert, die man schon im Jahre 1325 noch
 bewahren hat, ohne merklich vorher Abtheilung von ihr zu nehmen.
 Das waren hier die Hauptproben noch geblieben, die Pöden aber, welche
 die das Ende der Kirche von den Lapins haben, sind es nicht, die
 man hier, Gothisch. Der Gebrauch von kleinen Fenstern und einem
 modalen glockenartigen einzelnen Theile verbeurteilt sich überhaupt erst
 im dreizehnten Jahrhundert. Der Gedanke an die Weichen fällt also
 auch hier weg. Was den Werth dieser Bauart betrifft, so kann dazu
 über die der Erscheinung von Richards Prachtwerk über die Kirche zu
 Salisbury in Portugal (1160), Elevations, Sections and Views of the
 Church of Salisbury, in which is prefixed an introductory Discourse
 on the Principles of Gothic Architecture by James Moyle, London,
 1793 No. 1, nur eine Stimme seyn. Es ist schon Zweifel mehr darüber
 worden, daß die Bauart, welche jene Werke aufwies, in Zeichnung
 erwehrt seyn wollen, und die Forderungen der Kunst eben so gut er-
 füllten, als die vorerwähnten Abtheilungen. Die Arbeit der Arbeit und
 Festigkeit verstanden sie in einem überaus hohen Grade; sie hätten sie
 auch sonst so bewundernswürdig feste und dauerhafte Bauwerke haben em-
 porgebracht und freie aufwies, mit so bewundernswürdigen und hohen Be-
 weisern den ungeheuren Raum zwischen ihnen so sicher bedeckten, und
 so prächtige und schöne Säulen den größten Säulen auf Erden auf die
 den im Jahrzehende lang haben, unermessenen Höhen. In diesem Bau-
 werk ist die Ursache von der Formbarkeit des Baues ab, und geht
 damit, daß diese Baukunst sich auch auf richtige Grundzüge stütze und
 mehr, wenn es irgend ein Werkwerk dieser Art betrachtet hat, wird es
 waren, vor demselben Werth ausgesprochen. Ein Werk des Werth
 von Malereien, zum Theil des Fortschritts haben sich und auf
 diesen Werken an, und damit kein diege Schänder bei den andern
 Werken uns betraue, ist durch gewisse, oder vornehmlich, Ornamente
 jedoch das eigentliche Manier in den Stilen der Arbeit geblieben wor-
 den. Wenn man an diesen dieser Baukunst tadelt, daß sie nicht die
 den Fülle und gleichsam prächtiger Formen, daß sie zu sehr, zu
 ge Formen aufwies, so kann man doch auch den Einen großen Ba-

te bald auch bedeutende Unterschiede
 findet. Immer erkennt man in
 Neugothischen den Stil als die
 Paulus liest das merkwürdig,
 hoch, und durchaus etwas Ein-
 den Wirkung der Neugothischen
 ableiten wollen, die nur die Zeit
 ig waren, und ihre Herrschaft weit
 e Bauart in England einwärts

druck von Kühn und leicht-emporkrebender Höhe nicht leugnen, und fühlte sich im Innersten von dem Areseneseit ergriffen, der darin walzt, und an das Unermessliche des Weltalls erinnert. „Die Griechische Baukunst, sagt Georg Forster, ist unfreilig der Inbegriff des Vollendeten, Uebereinstimmenden, Beziehungsvollen, Erlicienen, mit einem Worte, des Schönen. Hier indeffen an den Gottdischen Säulen, die, einzeln genommen, wie Kobdalone schwanken würden, und nur in großer Anzahl zu einem Schafte vereinigt, Masse machen und ihren geraden Wuchs behalten können, unter ihren Bögen, die gleichsam auf nichts ruhen, lustig schweben, wie die schattenreichen Wipfelgewölbe des Waldes, hier schwebt der Sinn im Uebermuth des künstlerischen Beginners. Jene Griechisches alles anzuschließen, was da ist, an alles, sehen wie Erscheinungen aus einer andern um Zeugniß zu geben von der schöferischen einen isolierten Gedanken des auf das Neueste Erhabene selbst auf einem excentrischen Wege

Gothenburg (Göteborg), eine hante See- und Handelsstadt in Westgothli Goth. Elbe in die Nordsee, nach Stockholm wohlhabendste Stadt in ganz Schweden. Landeshauptmann und Oberkommandant, ein ficationbrigade, ein Manufaktur- und H unter dessen Aufsicht des Gymnasium nebst Bibliothek steht. Die Manufakturen von Se so wie die Zuckerraffinerien, sind von Bed man auch seidene Zeuge, Strümpfe, Fände bak. Die Schleuse von Trollhätta erleichtert Gotheibe nach dem Benersee den Verkehr in Friedenszeiten besuchen jährlich über 2000 Schwedische und andere Fahrzeuge den Hafen, der gut und sicher, aber nur für kleinere Fahr zeuge brauchbar ist; größere landen in einiger Entfernung. Die seit 1732 gestiftete Ostindische Compagnie gewährt bedeutende Vortheile, beschränkt sich aber meistens auf den Handel mit China. Ein besonders wichtiger Zweig des dasigen Handels ist die lebhaft getriebene Heringsfischerel. Die Einwohnerzahl beläuft sich auf 20,000. Uebrigens hat die Stadt mehrmals, und zuletzt noch 1802 und 1804 durch große Feuersbrünste sehr gelitten.

Gott und Sittner. Unter Gott denkt sich die gereifte Vernunft das nothwendige, von der Welt verschiedene Wesen, dessen unendlicher Bestand und heiliger Wille der Grund von dem Daseyn der Welt und ihrer Einrichtung und von dem Wirklichwerden des höchsten Gutes ist, dessen Erwartung die Vernunft nicht aufgeben kann, ohne mit sich selbst in Widerstreit zu geraten. So muß Gott gedacht werden, wenn der Glaube an ihn die Bedürfnisse der Vernunft befriedigen soll. Als ein nothwendiges d. h. als ein solches Wesen, welches den Grund seines Daseyns in sich selbst trägt, muß er gedacht werden, weil nur ein solches Wesen das Daseyn der Welt erklärbar macht; unendlichen Bestand muß man bei ihm voraussetzen, weil nur durch ein Wesen von dieser Beschaffenheit die alle menschliche Einsicht und Fohunasstrafe darsteigende Weltanrichtung begrifflich wird, und heiligen Willen muß man Gott zuschreiben, weil nur unter dieser Voraussetzung von ihm erwartet werden kann, daß er die vernünftigen Naturen zu höherer freyer Reife führen und Beschäftigten und Leiden nach Maßgabe der

schuld und des Verdienstes austheilen werde. Die Idee Gottes, des Schöpfers der Welt, des Gesetzgebers der vernünftigen Wesen und des

ernunfte
n Hoff-
system,
s, das
Spi-
id Welt
ernunft
enannt.
Leib-
enannte
ationen
ren sich
je ober
n, die
u seyn
d die
abwei-
gen ge-
rlose
liche,
; alles
gründer
d seines
rhande-
tes oh-
n; das

festen des zureichenden Grundes nöthiget sie, jede Wirkung auf eine Ursache zurückzuführen. Indem nun die Vernunft von einer Erscheinung zu der andern, von einem Grunde zu dem andern zurückgeht, gelangt sie zu der Idee eines Urgrundes, welche gleichsam der Träger der Dinge sey, zu der Idee eines absoluten und nothwendigen Wesens, d. h. zu der Idee eines Wesens, welches in keiner andern Ursache bedingt und gegründet ist, den Grund seines Daseyns in sich selbst trägt, und als der letzte Grund aller Erscheinungen, als der Punkt, in welchem alle Reihfolgen der Erscheinungen ausgehen, zu betrachten ist. Der physikotheologische Beweis beruhet auf der in der Natur wahrnehmbaren Ordnung und Zweckmäßigkeit. Da nämlich, wenn Zweckmäßigkeit wahrgenommen wird, muß man ein Handeln nach dem voraussetzen und darum annehmen, daß der Grund der Welt, weil in ihren Einrichtungen Plan und Absicht sich offenbart, in einem höchsten Ideen, nach der Vorstellung von Mitteln und Zweck handelnden Wesen enthalten sey. Dergleichen Einrichtungen der Natur aber, in denen Regelmäßigkeit und Zweckmäßigkeit auf die unverkennbarste Weise sich ankündigt, sind die Aebewegung der Sonne, die Kreis- und Aebewegungen der Planeten und die dadurch bewirkte Entstehung des Lichts und der Wärme, der Tages- und der Jahreszeiten, die kugelförmige Figur der Erde, ohne welche alles Land um den Aequator überweunne und alles Land an den Polen dürre seyn würde, das Gleichgewicht der Südsee mit der Nordsee, des stillen Meeres mit dem arktischen, des festen Landes der neuen Welt mit dem festen Lande der alten Welt, die gleichmäßige Vertheilung der Erde und des Wassers, und andere Einrichtungen des Erdplaneten, ferner die wechselseitige

Erleuchtung der geistigen Vermögen des Menschen zu einander, die Homogenität zwischen dem Geistigen und Sinnlichen stand höchst und die Organisation des menschlichen Leibes, dessen Thätigkeit alle mit dem Zweck der Erhaltung zusammenhängen, die Mittel der naturgewährten Erhaltung der Lebenden jeder Gattung, das ziemlich gleiche Verfahren der Pflanzlicher und eine Menge anderer Erscheinungen, mit deren Erwidmung und anderer Erscheinung ist viele physischeologische Erörterungen, unter denen besonders die von Derham, Trembley, Bonnet, Reimarus und Lauder gerühmt werden, sich beschäftigen. Diese und andere Erscheinungen nun verbinden den Menschen, damit er nicht die in der Natur nachsichtbare Ordnung und Zweckmäßigkeit auf sich selbst beziehen lassen will, einen Weltweber von unendlicher Macht und Weisheit anzunehmen, da sich, auch bei der Voraussetzung einer ewigen Materie, doch die Entstehung der Formen der Dinge ohne ein Handeln nach Ideen nicht erklären läßt. Die Natur ist der Spiegel und der Udgang Gottes und darum führt die Naturbetrachtung den Menschen, der das Verlangen nach dem Höhern und Ewighen im Herzen trägt, zu Gott, und wenn er auf Erscheinungen trifft, in denen er keine Spuren von Ewigkeit und Ewigkeit entdeckt, so erwidert er, daß er nur einen kleinen Theil des großen Ganzen übersehe, daß, wenn das gegenwärtige Leben ein Zustand der Jugendübung sein soll, die vernünftigen Wesen in einem Systeme von Kräften sich behaupten müssen, welche ihren Neigungen entgegenwirken und Neigungen zur Ewigkeit enthalten, und daß es vernünftig sey, da können Theil Ordnung und Zweckmäßigkeit zu bekennen nicht Mächtern voraussetzen. Wenn ich, und da, wo ich es verstehe, vernünftige Dinge habe, so nehme ich an, daß der Herr wo ich ihn nicht sehe, mit Nachdenken an habe. Soll aber die Naturbetrachtung den W so muß in seinem Gemüthe schon das Verlangen wache seyn, denn eine apostrophische Bewand, denn, bei welcher das Gegenheil der angenommenen Ueberzeugung unbedenklich wird, gewährt weder der physische noch der kosmologische Beweis, und beide Beweise können durch Sophismen entkräftet werden. Dieses Verlangen nun ist in der hitzigen Natur des Menschen geändert und darum trägt ein unruhig und lebendiger Glaube an Gottes Daseyn und Regierung voraus, daß die hitzigen Kräfte des Menschen sich entwickeln haben und er seiner höhern Bestimmung sich bewußt geworden sey. Die Fortbildung des Zusammenwachsens des Glaubens an Gott mit diesen Beständen des menschlichen Gemüths wird der moralische Beweis für das zweite Gottes genannt, welchen besonders Kant und dessen Schüler hervorgehoben und näher entwickelt haben. Es beruht aber dieser Beweis auf folgenden Momenten: der Mensch ist ein hitziges Wesen und aus seiner hitzigen Natur geht die Idee des höchsten Gutes, d. h. die Idee einer unendlichen Fortschreitenden sich selbst Vervollkommnung und einer gütigen Ueberbestimmung zwischen Tugend und Glückseligkeit hervor. Er kann diese Idee nicht als wahr und Thätigkeit erklären, ohne den Glauben an seine hitzige Natur und Bestimmung aufzugeben, und muß, um es zu seyn und sich selbst, das Glückseligkeit des höchsten Gutes zu werden. Wird um ihn der Erhebung der Fortbildung, und die Natur selbst Freude und Glück selig sein nicht dem Gläubigen der Würdigkeit des Empfängers aus. Um daher das Glückseligkeit des höchsten Gutes zu

warten zu können, ist er genöthiget, das Daseyn einer von der Natur unterschiedenen Ursache der gesammten Natur anzunehmen, welche den Grund der Erhaltung seines Wesens und eine vereinstige Uebereinstimmung zwischen Tugend und Glückseligkeit enthalte. Diese oberste Ursache der Natur muß eine der moralischen Gesetzgebung gemäße Causalität haben; muß das Sittengesetz sich vorstellen (Intelligenz, vernünftiges Wesen seyn) und der Vorstellung dieses Gesetzes gemäß wirken (muß Willen besitzen). Es muß also die oberste Ursache der Natur ein Wesen seyn, welches durch Verstand und Willen die Ursache der Natur ist, und ein solches Wesen wird Gott genannt. Zu der hier entwickelten Idee der Gottheit aber kann nur die gereifte Vernunft sich erheben, und ohne die Dazwischenkunft der Offenbarung würde sie vielleicht nie allgemein Glaube geworden seyn. Ehe der Mensch zu der Idee Gottes sich erhebt, glaubt er an Götter, von deren Wesen und Wirksamkeit die Völker höchst verschiedene Vorstellungen gehegt haben. Die unvollkommensten Götter sind die Fetische d. h. leblose Körper oder Thiere, denen der Mensch, weil er sie als Ursache seines Wohles und Wehes betrachtet, Verehrung erweist. Der Thierdienst der Aegyptier war eine besondere Art des Fetischismus und noch wird bei vielen Afrikanischen Völkern der Fetischendienst gefunden. Auf einer höhern Stufe der Cultur standen die Völker, welche der Sonne und den Gestirnen Einfluß auf die menschlichen Schicksale zuschrieben und diese Himmelskörper verehrten, welche Art des Gottesdienstes Sabäismus genannt wird. Noch weiter waren die Völker fortgeschritten, welche ihre Helden und Könige, die Erfinder nützlicher Künste und merkwürdige Fremdlinge als fortlebend nach dem Tode sich dachten und ihnen übermenschliche Kraft und Einfluß auf ihre Schicksale zuschrieben, oder sich Kräfte der Natur als wirkliche Wesen, als Personen, mit Verstand und Willen begabt, vorstellten; auf welche Weise die Religion der Griechen und Römer entstanden war. Der Glaube an mehrere, die Schicksale der Völker und einzelner Menschen regierende Wesen, welche zwar eine übermenschliche Macht besitzen, doch aber menschlich fühlen und begehren und nicht frei sind von menschlicher Beschränkung, nennt man Polytheismus. Der Polytheismus ist nichts anders, als Vergötterung der Natur, da hingegen der Theismus über die Natur sich erhebt und über ihr das Göttliche findet. Auch die gebildetsten Völker der alten Welt, die Griechen und die Römer, waren Polytheisten und nur wenige Weise der vorchristlichen Zeit, wie Anaxagoras, Sokrates, Plato, hatten sich zu würdigen Vorstellungen von Gott und seiner Regierung erhoben. Indem der Polytheismus in der ganzen alten Welt herrschte, ward bei einem für unbedeutend gehaltenen, von den gebildeten Nationen des Alterthums wenig gekannten, Volke die allgemeine Verbreitung des vernunftgemäßen Glaubens an Gott und seine Regierung verbreitet. Zwar dachten sich die Juden, eben so wie andere Völker der vorchristlichen Zeit, Jehova nur als ein vernunftig-sinnliches Wesen von großer Macht und Hoheit. Da sie aber nur einen Gott verehrten, so konnten hier die religiösen Vorstellungen weit leichter veredelt und endlich bis zu den Bedürfnissen der gereiften Vernunft genügenden, Idee Gottes ausgebildet werden, und darum war der Monotheismus der Juden, ihr Glaube an einen Gott von so großer Wichtigkeit, daß es höchst glaublich ist, daß Gott selbst für die Erhaltung dieses Glaubens gesorgt habe. Nach einer allmähligen, durch mehrere Jahrhunderte fortlaufenden Vorbereitung gelang es dem großen Stifter des Christenthums,

an den Monotheismus seines Volkes den völlig vernunftgemäßen, alle Bedürfnisse des Verstandes und des Herzens befriedigenden Glauben an Gott und seine Regierung zu gründen, welcher durch die Ausbreitung der Kirche auf einen großen Theil des Menschengeschlechtes übergieng. Aus dem Judenthume und Christenthume schöpfte Mahomed seine, wenn auch nicht vollkommen reine, doch weit über die Vorstellungen der polytheistischen Völker erhabenen religiösen Begriffe und so ward auch durch den Islamismus der Glaube an einen Gott in einem großen Theile der Welt verbreitet.

N.
Götter (Friedrich Wilhelm) wurde den 3. Sept. 1746 zu Gotha geboren. Sein Vater, der in ansehnlichen Aemtern stand und 1772 als Geheimers-Assistenzrath starb, ließ seinem Sohne die sorgfältigste moralische und wissenschaftliche Bildung geben. Ertelene Fähigkeiten zeichneten schon den Knaben aus, der sich zuerst in kleinen dramatischen Stücken in Französischer Sprache versuchte, denn diese Sprache hatte einen besondern Reiz für ihn. Sein Unterricht wurde Privatlehrern anvertraut; er lernte die Abmischen Schriftsteller, besonders die Dichter kennen; mit den Griechen hingegen befreundete er sich nicht, da er in ihrer Sprache nur langsame und unbedeutende Fortschritte machte. Mit dem Italienischen hatte er sich ebenfalls bekannt gemacht. Im J. 1763 bezog er die Universität Göttingen, um die Rechte zu studiren. Aber er wurde dadurch von der Dichtkunst nicht abgezogen, sondern übte sich im Stillen in poetischen Arbeiten mancherlei Art. Die Ackermannsche Schauspielergesellschaft befand sich damals in Göttingen, und schon hier machte er Bekanntschaft mit Eckhof, errichtete nach dem Weggange dieser Truppe ein Gesellschaftstheater und entwickelte so sein bewundernswürdiges Talent der theatralischen Darstellung. Im J. 1766 verließ er Göttingen und trat zu Gotha als zweiter geheimer Archivar in herzogliche Dienste. 1767 begleitete er den Freiherrn von Gemmingen als Legationssekretär nach Weklar, folgte aber im nächsten Jahre der Einladung, zwei junge Edelleute auf die Universität Göttingen zu führen. Auch diesen zweiten Aufenthalt benutzte er aufthätigste und zog bereits die Aufmerksamkeit seiner Zeitgenossen auf sich. Damals unternahm er mit Boje die Herausgabe des Göttingischen Musenalmanachs, dem der Französische Almanac des Muses zum Muster diente, und empfahl sich durch verschiedene lyrische Stücke sehr vortheilhaft. Im J. 1769 kehrte er wieder nach Gotha zurück, und 1770 ging er auf seinen vorigen Posten nach Weklar, wo er zwei Jahre blieb, nach welchen er in Gotha bei der geheimen Kanzlei angestellt wurde. Weklar war für die Fortbildung seines Geistes sehr vortheilhaft. Er fand nicht nur die Ackermannsche Gesellschaft daselbst wieder, sondern auch einen Zirkel junger Männer, die mit ihm an Cultur und Talent wetteiferten; Götthe und der junge Jerusalem waren darunter. Götter schloß sich als ein würdiges Mitglied an jenen schönen Verein trefflicher Talente an, durch deren Arbeiten die Deutsche Sprache aus der Versunkenheit zu einem neuen Leben emporgehoben wurde. Während sein Geist so gefällige Blüthen trug, wurde sein Körper immer schwächer, weshalb er im J. 1774 eine Reise nach Lyon unternahm. Hier lernte er das Französische Theater, für das er von jeher eine große Vorliebe gehegt hatte, näher kennen, und wurde seitdem immer thätiger für die Bühne, so daß die nächsten zwölf Jahre nach seiner Rückkehr als die Periode anzusehen sind, in welcher seine vorzüglichsten dramatischen Arbeiten entstanden. Lessings, Weisze's und Anderer Vorgang, deren Bemühen die Deutsche Schaubühne umwan-

delte, und die treffliche Schauspielergesellschaft, welche Gotha vor allen Städten Deutschlands damals besaß, befeuert seine Liebe für die dramatische Kunst. Schon vor der Errichtung des Hoftheaters in Gotha hatte er auch hier auf einer Privatbühne sein treffliches Spiel gezeigt und seine Freunde mit diesem Gefühl des Richtigen belebt. Die Mannuth und Vollkommenheit seiner Declamation war unübertrefflich, zumal in versifizirten Stücken. Außerdem besaß er das Talent des Improvisirens in einem seltenen Grade, und in kleinen extemporirten Schauspielen sprach er bisweilen mit einer unbeschreiblichen Leichtigkeit

reflexlich und vollkommen gerundet aus. Er verheirathete sich 1780 in Gotha und rechnet, beständig in seiner Vaterstadt, Dienstgeschäften, der Erziehung seiner ten theilte und den 28. März 1797 starb. Obgleich Götter die schönste Lyrik und Italiener kannte, so sagten keinen Natur doch am meisten die Werke nach denen er sich bildete, deren geist auf das Mechanische der Poesie, das er, zu eigen machte. Die Stoffe und sammelte er auf fremdem Boden, Bewegung mit freier Willkür. Er versuchte malischen Kunst, im Trauerspiel, Lustspiele. Seine übrigen Poesien im Fach Abhängung und Elegie zeichnen sich durch zarter und edler Gefühle, schalkhafte Philosophie aus. In allen seinen Werken wahren Meister in der Versification. Reinheit der Reime haben es ihm noch fast keiner zuvor gethan.

Logie.

war in der Mythologie der Orisalsamerischer Saft, der in der seligen

Insel des Oceanus quoll, und den Göttern zur Erhaltung der Unsterblichkeit, gewöhnlich als Speise, aber auch als Trank und als Salbe diente. Menschen, denen davon mitgetheilt wurde, erhielten dadurch Schönheit, Stärke, Behendigkeit, kurz etwas von Göttlichkeit. Die neuere Botanik bezeichnet mit diesem Namen fünf Gattungen von Gewächsen, welche sich sämmtlich dadurch auszeichnen, daß ihre Blüten zusammengefaßt und halbgetreuten Geschlechts sind.

Gottesdienst und gottesdienstliche Gebräuche. — Unter dem Gottesdienste, welcher richtiger Gottesverehrung genannt wird, versteht man alle die Handlungen, welche entweder religiöse Gefühle ausdrücken oder die Hervorbringung derselben bezwecken. Der Ausdruck des religiösen Gefühls durch Worte heißt Gebet, und solche Religionshandlungen, welche entweder durch die Vorschrift eines Religionsstifters, oder durch die Sitte, oder durch die Uebereinkunft einer kirchlichen Gesellschaft eingeführt worden sind und regelmäßig wiederholt zu werden pflegen, werden gottesdienstliche und heilige Gebräuche genannt. Der Gottesdienst kann entweder ein besonderer oder ein öffentlicher seyn, und da die Menschen nur zu leicht das Göttliche vergessen, da Vereinigung vieler zu Einem Zweck das Gemüth stärker ergreift, und viele Religionshandlungen nur da Statt finden können, wo Viele sich versammeln, so hat ein gottesdienst

sig eingerichteter öffentlicher Gottesdienst, wo die Rede des Predigers und der Gesang der Gemeinde das religiöse Gefühl auf eine würdige Weise ausspricht und anregt; auch die Musik und die bildenden Künste das Göttliche darstellen, einen hohen Werth. Die Verschiedenheit der Gottesdienste, mit denen uns die Religionsgeschichte bekannt macht, hat ihren hauptsächlichsten Grund in der Verschiedenheit der religiösen Vorstellungen, obgleich auch die Verschiedenheit in den Charakteren der Völker, in ihren Verfassungen und in den Erzeugnissen ihrer Länder und ihres Kunstfleisses, und zufällige Umstände beigetragen haben, dem Cultus jedes Volks ein eigenthümliches Gepräge zu geben. Der unvollkommenste, des Namens kaum werthe Gottesdienst ist der, welcher sich auf äußere Objecte, die als Ursachen des Wohls und des Uebels betrachtet werden, bezieht, und es drückt dieser Fetischendienst nur Begierden und Verabscheuen, Furcht und Hoffnung aus, und kann auf die Sittlichkeit gar keinen Einfluß äußern. Eine vollkommene Art des Gottesdienstes ist die, welche auf menschenähnliche Wesen bezogen wird, und da diesen Göttern, so unvollkommen man sie sich auch vorstellen mag, doch moralische Eigenschaften zugeschrieben werden, so kann er nicht ohne allen Einfluß auf die Sitten der Völker bleiben. Es besteht diese Art des Gottesdienstes hauptsächlich in Opfern, Reini- gungen, Gelübden und Büßungen, und da man sich die Götter meist als unsichtbar zu denken pflegt, so wird er zunächst auf die Symbole der Götter bezogen, und ist daher mit dem Bilderdienste verbunden. Der edelste und würdigste Gottesdienst aber ist der, welcher sich auf den Glauben an einen allmächtigen und heiligen, über alle menschliche Beschränkung erhabenen Weltregierer gründet, auf den Glauben an Gott und seine Regierung, welchen das Christenthum in der Welt ausgebreitet hat, der Gottesdienst, welcher durch die christliche Kirche in einem großen Theile der Erde eingeführt worden ist. Unverkennbar war der Gottesdienst der Christen im apostolischen Zeitalter ein sittlich-religiöses Institut, ganz darauf berechnet, durch Ermahnung, durch das Vorlesen der heiligen Bücher, durch gemeinschaftlichen Gesang und durch das bei brüderlichen Mahlen verordnete Andenken an Jesus Christum den Glauben zu stärken und fromme Gefühle zu nähren. Und ward auch der christliche Religionscultus in der Folgezeit auf mannigfaltige Weise, und namentlich durch die Einmischung von Gebräuchen, welche die zum Christenthum bekehrten heidnischen Völker in die Kirche hinüber brachten, entstellt, so blieb er doch immer unendlich edler und würdiger, als der Cultus der vorchristlichen Welt, und hörte nie auf, wohlthätig auf die Sitten der Völker zu wirken. Durch die Reformation wurden die meisten dieser Mißbräuche verdrängt, die Predigt und der Gesang ward die Hauptsache bei dem Gottesdienste der Protestanten, und unläugbar ist ein solcher Cultus die trefflichste Schule der Volksbildung, und das wirksamste Mittel, religiöse Kenntniß und Gesinnung unter den Menschen zu erhalten. Daß der protestantische Gottesdienst durch manche Gebräuche bereichert, und mehr noch, als an den meisten Orten der Fall ist, durch die Kunst verschönert werden könnte, läßt sich nicht bezweifeln. Doch darf man diesen Mangel an Ceremonien, und die Seltenheit von Kunstwerken in den protestantischen Kirchen keineswegs so hoch anschlagen, als von denen zu geschehen pflegt, welche in unsern Tagen den Katholicismus auf Kosten des Protestantismus erheben; das Wort bleibt immer die Hauptsache, und wenn nur dafür gesorgt wird, daß es der protestantischen Kirche nicht

n ausgezeichneten Königsrednern fette und überall gute Besuche gesucht werden, so wird ihr Kultus seinen Zweck erreichen. H.

Gottesfride. Trango del. (Lange oder Tromm von dem russischen Worte Trun, Tren) hieß im Mittelalter ein Ausrufwort, welches die Kirche, als Stellvertreterin der göttlichen Vollgewalt, gebot. Solche Gottesfride traten einige Zeit in jeder Kirche, die Abend- und Morgen, und die hohen Feste mit ihren Mägen und Wägen in Lärmstücken, wo alle Fritten zu dem Anruf, sie wurden zuerst 1033 in Constantin (wo ein Fickel den Fickel das u vom Himmel erdauen zu haben vorgab), alsdann in Frankreich und Burgund vorkam; 1038 kamen sie schon auf dem Reichstage zu Poitiers für Deutschland in Anwendung; unter Heinrich dem Dritten wurden sie in England, 1091 in den Niederlanden eingeführt, wo die Pöbelheit mehr durch diese Einführung von Fickel gewöhnlich in den barbarischen Fickelgeist seiner Zeit an.

Gottesurtheil, (Orbalein).

Gottfried von Bouillon, geboren um die Mitte des elften Jahrhunderts zu Paris im Laikischen Pradon, von Orléans zu Toulon, war der Sohn Erichs II, Herzogs von Flandern und Graf, und folgte im J 1066 seinem Onkel, Gottfried dem Bastarden, Herzog von Niederlothringen, in dem Heerzuge nach Jerusalem mit eben so viel Eifer als Tapferkeit dem Kaiser Heinrich IV. in Deutschland und Italien. Ihm verdankte dieser Kaiser einen großen Theil des Erfolgs über den Herzog Rudolph von Schwaben, und auch bei der Eroberung Roms that er sich heldenmüthig hervor. Der Ruf des Tapferen, den seine Thaten ihm erworben, ließ ihn im J 1076 zu einem der Hauptanführer der Kreuzzüge erwählen, welche Kaiser Urban II. und die übrigen Fürsten der Christenheit zur Eroberung des gelobten Landes anordneten. Im Frühjahre 1076 trat er ins Joch in Protection seiner Brüder Erich und Gaudoin an. Die Griechen widerstehen sich vergebens ihrem Durchzuge. Gottfried mang den Kaiser Alexis Comnenus, um die Krone nach dem Orient zu führen und seine größten Siege zu verdienen. So folgte der Kaiser, die er mit diesem Fürsten schloß, sollte er bei beiden der Schlacht des Reichs übersehen, die er den Ungläubigen entgegen würde, sogar sich verpflichten, die Krone mit Lebenswacht und Bewachung zu versehen. Aber Alexis fürchtete vor seine eigenen Länder, und unglücklich, daß die Kreuzfahrer die Umordnungen von Constantinopel gestört hätten, hielt er nicht von seinen Verpflichtungen. Gottfried belagerte Nicaea, eroberte es, und nahm, indem er einen Lauf verriete, einen großen Theil der Stadt in Besitz. Die Krone der Kreuzfahrer bestand damals aus 10000 Mannern und

10000 Mann
zum Auf
und eine
dieser
Erich einige
welche die
ohne Fickel
zu Fickel
welche die
eines Prot
früherung
Wach die

10000 Mann, welche in sechs
Fickel verlassen hatten,
Polakien den Heerführer
Juni 1076 ward Nicaea
eine unbedeutende Krone,
früher belagert. So sie
helt, Pferde und Kamme
wurden sie durch die we
reit, die auf die Krone
wurde, welcher eine
Begebenheit belebte den
in Nachdruck die Türken

zurückschlugen und einen glänzenden Sieg über sie erfochten. Im folgenden Jahre am 19. Juli ward nach einer fünfwochenlichen Belagerung die Stadt Jerusalem angenommen. Alle Ungläubigen wurden niedergemetzelt, alles schwamm in Blut, und die Sieger selbst, des Mordens müde, fühlten sich von Entsetzen durchdrungen. Gottfried, dessen Sanftmuth seiner Tapferkeit gleich war, befand sich gewiß unter denen, welche der Wuth-Einhalt zu thun suchten. Acht Tage nach der Eroberung Jerusalems erwählten ihn die Häupter des Heeres zum König der Stadt und des Landes; aber der fromme Gottfried wollte nie an dem Orte eine Krone tragen, wo Christus mit Dornen gekrönt worden; eben so lehnte er den Königstitel ab und begnügte sich mit dem Titel eines Herzogs und Sachwalters des heiligen Grabes. Der Sultan von Aegypten, welcher wahrnahm, daß die Christen nach so großem Vortheilen gleichwohl nicht in sein Land eindringen, und daß von 300,000 Mann, die Antiochien erobert hatten, nur noch 20,000 übrig seyen, schickte ein Heer von 400,000 Soldaten

setzte ihnen eine Schlacht, worin er sie in

ablen soll. Dieser
 rei Plagen, in den
 ifried, weniger darau
 n und zu organisiren.
 rkapitel, eins in der
 lkirche, und erbaute
 er seinen neuen Untertanen ein Gesetzbuch,
 Juli 1100., gerade ein Jahr nach der Eroberung
 asso's schönes Epos preist auf eine würdige
 en und Feldherrn, den un- die Geschichte als
 leit, Tapferkeit und aller Herrschertugenden

Gottfried lie-
 g brachte und
 hn, mit Aus-
 angen gelobten
 itaaten zu er-
 einen Patriar-
 . St. Sulpice,
 in dem Thale

(Sankt), ein hohes Bergthal in der Kette der
 der Südgränze des Cantons Uri. In der
 Kapuzinerhospitium nebst einem Spital und
 Punkte rechnet man die Erhebung über der
 oder nach der Weisfischen Charte 4566 Fuß.
 noch höhere Bergspitzen empor, welche man
 ie Straße über den Gotthard von der Schweiz
 ind Sommer zu passiren, und wird ununter-
 die Hauptverbindung zwischen beiden Ländern
 weder ohne Beschwerden noch selbst ohne Ge-
 lunden vorher muß man durch das Urnerland
 h welche die Neuf sich drängt, über mehrere

schwindelnde Brücken, namentlich über die Teufelsbrücke und durch das,
 durch den Felsen gebrochene Urnerloch wandern. Noch gefährlicher ist
 das schnelle und steile Absteigen des St. Gotthards nach Airolo, dem
 nächsten Orte im Lwinerthal. Die Waaren werden auf Saumrossen
 hindübergeschafft.

Göttingen, eine in einem fruchtbaren und angenehmen Thale
 in dem zum Königreich Hannover gehörigen Fürstenthum Calenberg, an
 der Leine, gelegene Stadt, die gegenwärtig über 10,000 Einwohner
 zählt und zu den schönsten Städten von Niedersachsen gehört. Hier
 stiftete im Jahr 1734 König Georg II. die berühmte Universität, Geor-
 gia Augusta, welche am 17. Sept. 1737 feierlich eingeweiht wurde,
 und sich bald zu einem der vorzüglichsten gelehrten Institute Europa's
 erhob. Mit einem ungemessenen Kostenaufwand vereinigte die Regie-

zung die ersten vaterländischen Gelehrten hier, und gründete, neben vielen andern zweckmäßigen Anstalten, eine Bibliothek, welche für die neuere Literatur die reichste in Deutschland ist, und gegen 200,000 Bände zählt. Im Jahr 1752 wurde die Königl. Societät der Wissenschaften errichtet, und erhielt im Jahr 1770 eine neue und zweckmäßigere Einrichtung. Sie besteht aus der mathematischen, physikalischen und historischen Klasse, hat ordentliche und außerordentliche, einheimische und auswärtige Mitglieder, und hält monatlich eine Sitzung. Die einzelnen Klassen setzen abwechselnd einen Preis von 50 Ducaten auf die

Schandtharen begehrt.

N.

Gottorp f. Holstein.

Gottsched (Johann Christoph), war den 2. Febr. 1700 zu Judtenkirch bei Königsberg in Preußen geboren, empfing von seinem Vater, welcher Prediger daselbst war, den ersten Unterricht in Sprache und Wissenschaften, und bezog schon 1714 die Universität Königsberg. Seine Neigung zog ihn bald von der Theologie, für welche ihn sein Vater bestimmt hatte, zu dem Studium der Philosophie, der schönen Wissenschaften und Sprachen. Er ließ bereits hier einige akademische Abhandlungen philosophischen Inhalts und Gedichte drucken, ward 1723 Magister, und begab sich, um dem Militärzwang zu entgehen, im folgenden Jahre nach Leipzig, wo ihn der Königsberger Magistrat mit einem Stipendium unterstützte. Hier gewann er die Zuneigung des berühmten Volghistorikers Johann Burkhard Menke, der ihm seiner Kinder anvertraute. Er fing an, Vorlesungen über Wissenschaften zu halten, und bekämpfte darin auf eine beliebige Weise den damaligen verderbten Geschmack und die Schwulst, wogegen er die Alten und deren vermeintliche Nachkommen anwies. Im Jahr 1726 erwählte ihn die dortige Gesellschaft in Leipzig zu ihrem Senior. Schon des Jahres bildete er dieselbe in die noch bestehende Leipziger

sche Gesellschaft um, und brachte sie in einen blühenden Zustand. So wenig diese Gesellschaft auch gegenwärtig sich rühmen darf, auf die Deutsche Literatur einzuwirken, so bedeutend war doch unlängbar ihr damaliger Einfluß. Zwar hat sie, wie sie sich wohl einbildete, auch damals weder gute Dichter hervorgebracht noch den guten Geschmack wirklich gebildet; ungreitig aber verdanken wir es ihren Bemühungen und Untersuchungen, daß die Liebe für unsere vernachlässigte und herabgewürdigte Sprache, und die Begierde, sie rein und zierlich zu schreiben, wieder erwachte. In der Folge entsagte aber Gottsched dieser Gesellschaft, und stiftete eine neue, welche sich die Gesellschaft der freien Künste nannte. Im J. 1728 gab er den ersten Entwurf seiner nachher weiter ausgeführten Redekunst, und 1729 zum ersten

1. Beide Werke unterschieden sich von den Werken jener Zeit, in so fern die Sprache durch den Gebrauch in der Poesie herrschend in demselben Jahre besuchte ihn kennen lernte: Im J. 1730 der Philosophie und Dichtkunstlichen Historie der Deutschen und fing seine unerspriessliche an. Im J. 1734 wurde er als solcher seine heraus; ward hierauf Des Fakultät und des großen rer gelehrten Gesellschaften 67ten Jahre seines Alters. des Beispiel da, zu welcher in Bestreben und manchem d Pedantismus herabstufen verschuldet, daß man gewisse von Hochmuth aufgekletterte Weisheit verbindet, der nicht genugsam geschwätzt wurde und Verehrer, die ihn Verhersteller der Dichtkunst ausgegeben hatten, wurden und Andere zum Schweigen und gründlichen Demonstrationen begegnete, daß er einer So ward noch bei seinen, wiewohl die selbstgefällige Unschicklichkeit den glücklichen der kritisch-poetisch-rhetorisch-schwelt noch vereinst ihn als Nutes gewirkt, ist eben so rheiten und Verkehrtigkeiten. die der Deutschen Sprache, er auch nicht Talent genug nstlich sind ferner seine Bed die Geschichte der Deutschen Beachtung mehr werth sind. ch würde er sich auch hieren behaupten können, hätte

sen, in sich selbst ein Muster der Dichtkunst Reformator der Deutschen Bühne machen zu die Haupt- und Staatsactionen durch regel- ersuchen, wollte er auch die Oper und Operette rsinnig austrotten, die Comedie aber dadurch ß er den Hanswurst, den ergötzlichen Liebling yne vertrieb. Ja er war grausam genug, in auspieldirectrice Neuber den ehrlichen Gesellen ind feierlich zu begraben. Dabei war alles, ne lieferte, aber alle Mäßen frostig, steif und ßliche und verkehrte Bemühungen lieferten ihn willigen Gegner, deren Uebergewicht über ihn), je mehr der unbeholfene pedantische Mann

sich ereiferte und mit didaktorischem Tone sie niederschlagen wollte.

Gottsched (Luise Adelgunde Viktorie), Gattin des im vorigen Artikel geschilderten Professors, Tochter des Polnischen Leibarztes Submus, war der Mutter die sie Unterri- ch- tungs- n der Folge ward si n der durch die Letz- nder s- und Geschmaack; e chichte ausgebreitete, seltsame Fertigkeiten. e kün- und Beredsam- st- und Gottsched, den Mit seitdem einen el- t sic- im Jahr 1732- t ihm halb ihrem Ni- sch, als Schriftstell- selbst ringste ihrer h- te ge- tigkeite aber zu- Ebd- Leipzig den 26- rb zu schied war eine- Gott- neuen Kennni- it sel- chen Tugender- veibli- Liebe und Frei- l für die Achtung, i- Recht geschickter als- te sie übertraf. In- xistent- Uebersetzungen- d ihre- gen aber gewä- dages- und zeigen sie als- stäre, zärtliche Tochter, tugendhafte Gattin, gute Hausfrau, treue Freundin und Vertraute der Musen allenthalben in dem vortheil- haften Lichte.

Gd 2 (Johann Nikolas), einer der angenehmsten und gefälligsten Dichter des 18. Jahrhunderts, war den 9. Juli 1721 zu Worms geboren, und bezog 1739 die Universität Halle, um Theologie zu studiren. Hier führte ihn die gleiche Neigung mit H- und Gleim zusammen, und besonders mit ersterem übte er sich in poetischen Arbeiten. Im J. 1742 ward er Hauslehrer und Hausprediger bei dem Freiherrn v. Kalkreuter, Obersten und Kommandanten von Emden, kehrte aber, nachdem er noch Holland besucht hatte, in sein Vaterland zurück, da das rauhe Klima Ostfrieslands ihm nicht zusagte. Zwei Jahre darauf verließ ihn

die vermittelte Bräun von Strahlentheim zum Hofprediger nach Forbach in Lothringen; und zuletzt zum Hofmeister ihrer Enkel. Diese waren Officiere bei dem Regimente ihres Oheims, des Französischen Feldmarschalls, Grafen von Sarris; er befand sich mit ihnen abwechselnd in Carlouis, Metz und Strassburg, bekehrte sie 1726 auf die Akademie in Lüneville, und ward 1727 Feldprediger bei dem Regiment Royal Allemand, welches bald zu Toul, bald in Nancy stand, und dem er nach Flandern und Brabant, und von da wieder zurück nach dem Elfaß und nach Lothringen folgte. Hierauf ward er Pfarrer zu Hornbach im Zweibrückischen, wo er sich mit einer jungen Wittwe verheirathete, 1754 Oberpfarrer und Inspector in Weiskirchen, 1751 Pfarrer und Consistorialrath in Winterburg, und endlich 1766 Baden-Durlachischer Superintendent der evangelisch-lutherischen Kirchen und Schulen der Ämter Winterburg und Spremlingen, als welcher er den 6. November 1781 im 61sten Lebensjahre starb. Am vortheilhaftesten zeigt sich Stg in dem herzlichsten und empfindungsvollen Liebe, das menschliche Freuden und Leiden schildert; auch verdient er Beifall in der Ode, Elegie und Idylle, in der poetischen Erzählung und selbst in dem Epigramm. Bis auf wenige Ausnahmen empfinden sich alle durch Feinheit, Leichtigkeit, Zierlichkeit und sanftes Gefühl. Er vertritt darin mit einem Chaulieu, Derot und ähnlichen Franzosen, übertrifft viele aber bei weitem an Einfachheit und Gemüthlichkeit. Dem ausdrücklichen Willen des Dichters gemäß ward sein sämmtlicher poetischer Nachlaß von ihm unter dem Titel: „Vermischte Gedichte“ in 3 Bänden herausgab, sich aber wahrscheinlich erlaubt, die wohl nicht alle eines gleich

entstand göttlicher Verehrung von dem Stande her, der diesen Gegenstand einer solchen Verehrung

Es nennen wir, die wir an einen Gott nicht diesen einen Gott, sondern entweder irgend etwas der Phantasie andeten, Ehrendiener, und die gewöhnliche Meinung aus, welche wir von Göttern haben. Selbst nicht göttliche, oder dinge nennen wir Göttern, wenn sie das höchste und Besten eines Menschen werden, der sich vernünftige Menschen für schätzenswerth und . Ruhm, Wohlust sind solche Göttern. Im ersten durch Göttern die Bilder der Götter, welche gestellt, und denen Ehrenbezeugungen erwiesen

wurden. Daher kann man die Statuen der heidnischen Götter, welche in den Sammlungen von Alcegaemern und Kunstwerken aufbewahrt werden, Göttern nennen, in Rücksicht auf das, was sie in den Tempeln der Heiden waren. Der Mensch muß schon eine hohe Stufe geistiger Bildung erhalten haben, wenn er aufdrehen soll, sich seinen Göttern durch ein Bild sichtbar zu machen. Schon das eine Verbot: du sollst dir kein Bild noch Gleichniß von Gott machen, spricht daher für eine sehr hohe Ausbildung dessen, der es zuerst unternahm, einen Götterdienst ohne Gottesbild bei einem ganzen Volk einzuführen; es war bekanntlich Moses; und die Geschichte der häufigen Rückfälle seines Volks in die verbotene Bilderanbetung ist ein Beweis, wie schwer es halten mußte, den Menschen bei einer bloß geistigen Gottesverehrung fest zu halten. Wie in der Gottesverehrung überhaupt, so ganz besonders in den Bildern der Götter, oder in den Göttern das sich die Götter,

Schäpfung, der Charakter, die Eultur der verschiedenen Völker auf das deutlichste ausgedrückt. Von dem rohen, nur wenig behauenen Klotz und Stein, z. B. der Ephele bis zum Jupiter Olympius und der Minerva des Phidias (beide waren kolossale Statuen von Elfenbein mit Gold ausgeleat), welche eine wunderbare Reihe von Bildern des Göttlichen. Die abscheulichsten, abscheulichsten Mißgestalten, die ungeheuersten Zusammenstellungen von Thieren, und selbst von Thier und Mensch behaupteten eben so gut ihre Plätze auf den Altären und in Heiligthümern, als die unübertroffensten Ideale der Phantasie und der Kunst. Leicht zu begreifen ist es, wie gebildete Völker ihre Götter nicht würdiger im Wilde darstellen zu können glaubten, als durch kolossale und idealisch schöne Nachahmung der Menschengestalt; desto schwerer aber fällt es, eine genügende Erklärung davon zu geben, wie es selbst bei der unvollkommensten Vorstellung von dem Göttlichen möglich gewesen ist, einen würdigen Ausdruck desselben in Caricaturen, und noch mehr in den Indischen schrecklichen Schreckgestalten zu finden, die man zum Theil nicht ohne Schauder erblicken kann.

N.
 Eine Stadt in Südholland mit 4000 Häusern am Rokinkanale Suweste gelegen, ist ihrer Lage durch die umliegende Gegend in wenig werden kann. Auch für den Handel sind und gewöhren der Stadt beträchtlichen

recker, Leckermaul, ein feiner Epicuräer, Genuss in den Tafelstuden sucht: in feiner, zumal, wenn er es dahin gebracht Zunge mit den Seelengüssen in schön leht. Ein echter Gourmand hat nur eine gleich zu ergötzen, ohne dem Magen und n. Wenig und gut ist ihm dabei lieber, id er verlange heitere Umgebung zu seinen is mehr am Herzen liegt, als die. seinem te der Seele und der Kugel des Gaumens r Spannung zu erhalten, damit die befe n gehörigen Schwüngen hin und her en der Wis des Deferts und die Feinheit darum muß die Tischnachbarschaft raffi

nirt eingerichtet werden u. s. w., wie über dies alles der berühmte Almanac des Gourmands in seinen 8 Jahrgängen eine eben so wichtige als amuthige Anweisung gibt.

A.
 Gouyon St. Cyr, französischer Reichsmarschall, Staatsrath,ormaliger Botschafter zu Madrid, Generaloberster der Kürassiere, Grokofficier der Ehrenlegion u. s. w., hatte sich schon in den Italienischen Feldzügen von 1793 und 1794 ausgezeichnet. Als ein Aufstand der Armee 1798 Massena nöthigte, Rom zu verlassen, übernahm Gouyon das Kommando und stellte durch zweckmäßige Maßregeln die Ordnung wieder her. Seine einfache Lebensart in dem Kommando war bemerkenswerth. Das Direktorium setzte ihn zwar 1799 ab, doch kam er durch den ersten Consul sogleich wieder in Thätigkeit. Gegen Ende des J. 1801 wurde er in den Staatsrath für das Kriegsdepartement berufen, erhielt im Mai 1803 von neuem das Kommando der Französischen Armee in Italien, und stand bis zum September 1805 in den Neapolitanischen Staaten, zu welcher Zeit Frankreich den Neutralitätsvertrag mit Neapel abschloß. Zu Ende des Jahres 1805 kommandirte er unter,

Massena, trug zur Niederlage der Generale Jellachich und Koban bei, und wurde zu Anfang des Jahrs 1806 in das südliche Italien zur Einnahme des Königreichs Neapel beordert. Darauf ward er Oberbefehlshaber des Lagers von Boulogne, kommandirte sodann eine Division in Spanien, befand sich 1812 bei der Armee in Rußland, wo er dem Fürsten Wittgenstein gegenüberstand, war nachher bei den Ueberresten des Heeres unter dem Vicekönig von Italien, und befehligte in dem letzten Napoleonischen Feldzug von 1813 das 24te französische Armeekorps, mit welchem er nach dem Waffenstillstand im Lager bei Königstein stand, und zu verschiedenen Zügen gegen Böhmen gebraucht ward. Als am 8. Oct. Napoleon seine Hauptarmee in die Gegend von Leipzig führte, blieb St. Cyr als Gouverneur in Dresden, welches er den 12. Nov. an den österreichischen General Grafen Klenau durch Capitulation übergab. Da der letztere aber ohne Rathhabition der allirten Mächte gehandelt hatte, so ward St. Cyr, weil die Capitulation nicht genehmigt wurde, freigestellt, ob er wieder in die Festung zurück, oder als Gefangener nach Böhmen gehen wolle. Er wählte das Letztere. Nach dem Frieden ging er wieder nach Frankreich zurück. Im Anfange des J. 1816 erhielt er die Gouverneursstelle der 5ten Militär-Division in Strasburg.

Edze (Johann Melchior), ein durch seine Streitsucht den meisten seiner Zeitgenossen verhaßt gewordener Theologe. Er ward 1717 gebo-

Dies bemerkte man an ihm außer einer glüklichen Beurtheilungsfreud und einem äußerst treuen Gedächtniß, eine unermessliche Selbstlosigkeit des Herzes, bei welcher es ihm unendlich ward, sich von einer einmal aufgefassen Idee zu trennen, oder einen angefangenen Plan unvollendet zu lassen. Außer einigen gelehrten Werken, die seinen Namen bei der Nachwelt sichern, hat er in einer Reihe von Volksschriften, die unter dem Namen des unglüklichen Allerlei's, Cornelius, Natur, Menschenleben und Vorsehung bekannt genug sind, unermüdet das meiste dazu beigetragen, daß der Glaube an übernatürliche Ereignisse in der Erziehung, und verkehrte Vorurtheile im Reiche der Natur immer mehr verschwanden.

Goyt (Graf Carlo) war ein Bruder des ebenfalls als Christkaiser berühmten Gasparo Goyt, und ordnete in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts mit glücklichem Erfolg für die lombische Pädagogie seines Vaterlandes. Durch Schillers nach der letzten bearbeiteten Ausgabe ist er auch unserm Publikum näher gerückt worden. Eine sehr interessante Bekanntschaft mit ihm kann man durch die von ihm herausgegebenen *Memorie Inutili della Vita di Carlo Goyt, scritte da lui medesimo, e pubblicate per un altro* erhalten, welche, da sie durch die Originalität seines Charakters und seiner Darstellung gleich anziehend sind, auch in einer abseitigen Uebersetzung bei uns ihr Glück machen werden. Er begann seine Laufbahn in

den venezianischen Truppen, und brachte sein ganzes Adven-
turoses Leben in Venedig zu, ohne Amt und unerschrocken, bloß seinen
seinen angenehmen Studien lebend. Seine Poesie in Ital-
oamer Song, sein Enthusiasmus und Enthusiasmus brachte
in den Verdacht, er sey ein juristischer, nicht un-
schuldig auch schlimmer Mensch. Viele, die ihn haben, mochte
überlesen eben den Wort eines Feindes, während er sein
goldgrüner Vogel zusammenzufliegen. Ohne reich zu
seyn er doch seine zahlreichen Schwestern an Theater und
weil er sich dadurch unabhängiger glaubte. Alle seine
mit seinem Geiste geschrieben, und griffen immer die Vor-
sicht mit Carver an. Das Menschenleben kam ihm immer
recht gelungene Komödie vor, aber bei er nur lachen konnte
ist man denn auch seinen Komödien an. Nur denken von
einer oder zweyten und 6 Tragedien, von denen aber
einer Spanischen Meisters gearbeitet sind. Auch hat er mehr
und lyrische Gedichte, und einige sehr ergötliche Novellen
seiner sämtlichen Werke sind unter anderm bei Zaria
8 Oktavbänden erschienen. R. V. Scherl charakteris-

Der hier also: Belmont war fast im ausschließlichen Besitz
der lombischen Pädagogie, in
abgeschmackten und unwürdigen
helt) abgerichtet war, wo nicht ge-
und zu unterrichten, als Goyt in
Facht in Venedig, welche zu die-
Wasserkomödie annehmen, und im
auftrat. Es sind dramatische Ju-
den wunderbaren verurtheilt in
Masken anbrachte, und ihnen die
Fucht auf den Kopf, wenn es
Anlage, noch mehr phantastisch a-
den Italienschen Lustspielgebern

den er sich
er sich selbst
zu bekränzen
an die Truppe
ente besaß, der
seiner Eracht
er oder neben
e sämtlichen
ließ. Es sind
at, von jeder
er zuerst unter
the geht. Da

Ausführung ist keineswegs sorgfältig und künstlerisch ausgebildet, sondern nach Art einer Skizze hingeworfen. Er ist bei aller grillenhaften Kühnheit sehr volksthümlich, und folgt dem Geschmack seiner Landsleute in robusten Situationen. Weniger zu loben sind seine Nachahmungen Spanischer Schauspiele, besonders von Calderon. Die ätherische, in Morgenroth getauchte Poesie des Spaniers wird von ihm durchgängig vergröbert und greller gefärbt; das Gewicht seiner Masken zieht das lustige Gewebe zum Boden herunter. Dem abenteuerlichen Wunderbaren der Feenmärchen hingegen diente die eben so stark aufgetragene Wunderlichkeit der Maskenrollen vortrefflich zum Gegensatz. Die Willkür der Darstellung ging in dem ernsthaften Theile, wie im beigefügten Scherz gleich weit über die natürliche Wahrheit hinaus. Gozzi hatte hierin fast zufällig einen Fund gethan, dessen tiefere Bedeutung er vielleicht selbst nicht einsah; die prosaischen, meistens aus dem Stegreif spielenden Masken bilden einen trefflichen Gegensatz des poetischen Theils, und sind gleichsam ein in die Darstellung selbst hineingelegtes mehr oder weniger leise angedeutetes Eingeständniß der übertreibenden Einseitigkeit desselben in dem Antheil der Phantasie und Empfindung, wodurch das Gleichgewicht wieder hergestellt wird.

Grabmahl s. Denkmahl.

Gracchen (Unruhen der). In einem Zeitraume von 620 Jahren hatte sich Rom, nachdem es die Oberherrschaft von Italien mehrere Jahrhunderte hindurch mühsam erkämpft, schnell nach Carthagos Besiegung zur Schiedsrichterin der Welt erhoben. Die Gleichheit des Stände, des Erbadeis (der Patricier) und des Bürgerstandes (der Plebejer) war nach langwierigen Zwistigkeiten endlich in allen wichtigen Punkten gesetzlich geworden, und so heftig im Laufe derselben sich auch oft Senat und Volk widerstrebt hatten, so nahe oft die Republik ihrer Auflösung geschienen hatte, war doch kein Bürgerblut vergossen, kein Auswärtiger in den Streit gezogen worden. Aber die Zeit sollte sich jetzt nahen, wo die Zwistigkeiten der Stände in bürgerliche Unruhen, diese in die blutigsten Bürgerkriege übergingen, welche den mit Blut überschwemmten Römischen Weltstaat zur Ruhe (endlich zur Auflösung) unter dem Despotismus eines Einzigen führten. Es waren die beiden Brüder Tiberius und Caius Gracchus, welche durch ihre Gesetzesvorschläge diese Catastrophe herbeiführten, nicht mit Absicht; aber was sie zur Reorganisation der Republik und zur Befestigung einer dauernden Unabhängigkeit und Glückseligkeit des Römischen Volks unternahmen, wurde in dem verderbten, ihren Verbesserungsplänen widerstrebenden Geiste des Zeitalters, Anlaß der unglücklichen Ereignisse, die darauf erfolgten. Tiberius Sempronius Gracchus, etwa 9 Jahr älter als sein Bruder, war ein Mann von großen Talenten und schätzbaren Eigenschaften. Er sowohl als sein Bruder erhielten von ihrer vortrefflichen Mutter — frühe verloren sie ihren Vater — Cornelia, Tochter des großen ältern Scipio, der Hannibal besiegte, eine ausgezeichnete Erziehung; in spätern Jahren hatte griechische Philosophie ihren Geist gebildet und veredelt. Ihre Familie gehörte zu den edelsten und vornehmsten Roms. Tiberius hatte sich schon früher als Krieger ausgezeichnet; unter Anführung seines Schwagers, des jüngern Scipio, war er bei der Belagerung Carthago's, und der Erste auf der Mauern der brennenden Stadt. Schon als Jüngling ward er in das Collegium der Augurn aufgenommen, eine Würde, die gewöhnlich nur verdiente Staatsmänner belohnte. Er ward hierauf Quästor (General-Intendant der Armee) des Consuls Mancinus, der damals das kleine

aber tapfere und fröhlichende Volk der Römanner in Spanien be-
 fruchtete. Die Römanner, auf das ungerechteste von den Römern an-
 gegriffen, waren so glücklich, das ganze Römische Heer in eine Lage
 zu bringen, wo es nur zwischen Tod und Sklaverei wählen konnte; und
 schon hieß es von den Römern geduldet, schon hieß sein Vortelo-
 weg getroffen werden zu können. Da riefen des jungen Marius bo-
 hes Muth, in dem er sich bei diesen Feinden Roms fand, durch
 einen Vertrag, der, ohne weiter schuldig zu sein, den Römern
 nur ihre Knabensdienste zuwendete, viele Führer; so sie haben dem
 Quästor seine mit der Bagarre verlorren Rechnungen und Papiere mit
 fürrenben Rhetorikbelegungen zurück. Aber der Abenteur Senat er-
 fire diesen Vertrag und beschloß, nur durch treulose Verleumdung des
 Volkerrathes einzuschleichen zu rechtfertigen, alle diejenigen, welche
 geküßten hatten, den Römern auszuliefern; auch ward der jün-
 gere Cato mit einem neuen Heere abgeschickt, um Numantia wieder
 anzugreifen. Zwar rettete die große Popularität, deren Cato sich schon
 damals genoss, ihn von einer so schändlichen Behandlung, und am
 Ende ward nur Manlius, den aber die Römanner ungekränkt ent-
 liehen, ausgeliefert, aber dieser Vorfall wirkte wohl keinen politischen
 Leben eine bestimmte Richtung geben, ähnlich als Caesar des Senats
 für das Volk zu handeln. Cato ward er sich auch um die Würde
 eines Volksoberknecht (Tribunus Plebis), die seine Person, während
 er dieselbe bekleidete, unverletzt machte, und ihn in den Stand setz-
 te, seine großen Entwürfe zum Besten des Volks auf gegen sein Ver-
 ge auszuführen; auch kam er nicht, sobald er zu dieser Stelle kam
 großem Verfall des Volks) erwiderte war, dieselben auszuführen. Das
 eine Kind des großen Theils des souverainen Römischen Volks, das
 er besonders bei seiner letzten Reise von der Provinz nach der Kaiser-
 lade bemerkt hatte, führte ihn auf den Gedanken, die Anzahl der
 Grundbesitzer in Italien zu vermehren, wodurch auf einmal der
 Reichthum des großen Staats, so wie den meisten Völkern, an denen die
 Republik krankte, überholten sein würde. Da die Römern eigentliche
 Steuern nicht liebten, suchte er dies durch die Erhebung einer
 Steuer, schon vor als Jodrus geschahen, aber lange vergeblichen Bekleid
 zu bewirken. Damals hatte nämlich ein Volkserath, Lucius Cato,
 nach heftigen Streitigkeiten, das Gesetz durchgetrieben: „daß niemand
 über 500 Acker (Jugera zu 10000 Quadrat. Fuß) von dem gemeinen
 Lande (der Staatsdomäne, Terra Publica) besessen sollte, das Uebrige
 sollte unter die Plebejer gleichmäßig vertheilt werden.“ Dieser Gesetz
 schied das Patrimoniale, oder hereditäre
 Erbe, erwarre er, fuere oder mehr. Als
 ja. Wie aber den Plan dieses Gesetzes, so wie
 die Ausführung desselben zu Lucius Cato und
 desselben Erben fand, klar einzusehen, muß
 ich den Begriffen der actualischen Besitzung
 Staat aus, alle auch wie denselben ver-
 theilten also auch die Römern, wenn sie ein
 hatten, diesem waren ansehnlichen Theil her-
 en, und haben es nach für eine Nothwendig-
 keit Uebrigem unvollständig überlassen; und so beto-
 nte Lucius Cato (im J. R. 53) sehr große
 von diesem Lande nun wurde ein Theil, und
 andererseits werden, in kleineren Parzellen
 unter die Plebejer. Der andere Theil, der

zwar größer, aber gewöhnlich aus den durch den Krieg verödeten Landstrichen bestand, ward, wiewohl unter der Oberlehnsherrschaft der Republik, und unter dem Namen von Gemeinland, Eigenthum des herrschenden Standes, damals der Patricier. Diese benutzten das Weideland gemeinschaftlich (für das Vieh ward ein Gravgeld bezahlt), das Ackerland aber ward von Einzelnen dieses Standes nach gewissen Formen occupirt (wie man es nannte), und nun als Eigenthum derselben betrachtet; es konnte verkauft, vererbt, verschenkt u. s. w. werden; nur mußten die Besitzer den zehnten Scheffel, und von Bäumplantagen und Weinbergen ein Fünftel des Ertrags abgeben, welche Quote alle 5 Jahr von den Censoren an die Meistbietenden (die Finanzpächter, Publicani) zum Vortheil der Republik verpachtet wurde. Dabei aber behielt sich der Staat immer vor, alle diese Ländereien nach Gutdünken einzuziehen und damit auf anderweitige Weise zu verfahren. Zu Licinius Zeiten war es nun viel leichter, diesen Besitz zu beschränken. Sein Gesetz ging mit dahin, vornehmern Plebejern Antheil an dem Rechte zu verschaffen, das Gemeinland zu benutzen; alle Plebeier, Vornehme und Geringe, Arme und Reiche, unterstützten ihn; Roms Eroberungen waren damals noch nicht so groß, daß viele Patricier hätten mehr Land besitzen sollen, als dies Gesetz vorschrieb. Was aber im 4ten Jahrhundert Roms möglich und unschwer auszuführen gewesen war, das mußte im 7ten, unter ganz veränderten Umständen, zu Gracchus Zeiten fast unübersteigliche Hindernisse finden. Im Laufe dieser Zeit hatten sich nämlich einzelne Plebejische Familien, indem fast ausschließlich aus ihnen die großen Magistrate besetzt wurden, so emporgeschwungen, daß sie eigentlich, und nicht mehr die Patricier, der herrschende Stand in Rom waren; ihr Mittelpunkt war der Senat, die eigentliche Regierung der Republik. Ferner war in diesem Zeitraum die ganze Italische Halbinsel unterjocht worden, und wenigstens ein Drittel derselben war Gemeinland, und befand sich in den Händen dieser regierenden Plebejischen Familien, die sich selbst Edle (Nobiles) nannten. Gracchus also konnte sich nicht wie Licinius an die Spitze des gesammten Plebejischen Standes stellen, sondern nur des größern, aber ärmern Theils desselben. Das Volk im Ganzen war weit ärmer und besitzloser zu seiner Zeit, als zu Licinius Zeiten, denn im Laufe der langen und verheerenden Kriege hatten sich die meisten ärmern Plebejer genöthigt gesehen, ihr Eigenthum, jene eigentlichen Plebejischen Allodialhufen, zu veräußern, welche denn die großen Grundbesitzer (der Domaine) zu dem Ubrigen geschlagen hatten. Auch war es früher, durch das Herkommen so wie durch das Bedürfniß politischen Ansehens, geheiligte Sitte gewesen, daß die Besitzer des Gemeinlandes (anfänglich die Patricier, später, wie gesagt, die Plebejischen Nobiles) kleinere Theile ihrer Ländereien an ärmere Bürger gegen Frohdienste und andere Verpflichtungen überließen; allein zu den Zeiten des Gracchus fanden es die großen Grundbesitzer zuträglicher, ihre Aecker theils in Weide zu verwandeln, theils durch Sklaven bebauen zu lassen; und so verloren jene armen Klienten nach und nach ihre kleinen Besitzungen. Das Gesetz des Licinius war nach einigen Jahrzehenden in Vergessenheit gekommen, und obwohl der Staat von seinem unstreitigen Rechte, das Gemeinland einzuziehen, einige Mal im Kleinen Gebrauch gemacht hatte, fiel es doch wohl Niemanden im Zeitalter des Gracchus ein, zu glauben, daß je ein solcher Versuch im Großen gemacht werden könne. Der Landbesitz von 500 Jugern (etwa 490 Magdeburger Morgen), der zu Licinius armen und harten Zeiten das Maximum

gewesen war, das höchstens einige Wenige besaßen, war für die vornehmen Plebeischen Familien in Gracchus schon luxuriösem Zeitalter etwas Geringes; daß sie ihres größtentheils wohlervorbenen Besitzes plötzlich verlustig gehen, von Reichtum und Ansehen zu einer bloßen Mittelmäßigkeit herabstürzen sollten, darin lag allerdings etwas sehr hartes. Zwar milderte Tiberius durch einige Modifikationen die Härte des Licinischen Gesetzes; für die aufgeführten Gebäude und andere Verbesserungen sollten die Besitzer entschädigt werden; jeder nicht emancipirte (aus der väterlichen Gewalt entlassene) Sohn sollte die Hälfte (150 Jugern) besitzen dürfen (der emancipirte konnte als Bürger und Hausvater das Ganze besitzen); aber diese Milderungen mußten dennoch sehr unzulänglich scheinen, und der heftigste Widerstand der herrschenden Partei (der Nobiles oder Optimaten) konnte erwartet werden. Aber nicht diese allein, auch die besiegten Italischen Völker, die seit ihrer Unterwerfung unter dem Namen „Bundesgenossen des Römischen Volks“ durch Geldbeisteuern und Truppencontingente eigentlich die Römische Macht so gehoben hatten, wurden durch dieses Gesetz gekränkt; auch sie hatten unter verschiedenem Namen und Titel manche Strecken des Römischen Gemeinlandes an sich gebracht. Gracchus sah wohl ein, daß wenn seine Gegner diese Völker in ihr Interesse zögen, dadurch ein sehr großes Gewicht in die Waagschale gelegt würde, und es ist wahrscheinlich, daß er mehreren unter ihnen, besonders den Latinen, zur Entschädigung das Römische Bürgerrecht (wodurch sie also an den Wohlthaten seines Gesetzes Theil nehmen konnten), allen aber mehr Schutz gegen den Uebermuth und die Erpressungen einzelner Römischer Magistratspersonen (besonders bei Reisen und Durchmärschen) versprach. Es mußte aber jedem, der den damaligen Zustand der Republik kannte, höchst gefährlich scheinen, diesen Völkern im Ganzen die Aussicht zu zeigen, das Römische Bürgerrecht zu erlangen, und sie überhaupt auf irgend eine Weise in die innern Angelegenheiten des Staats einzuflechten. Die Protestation (das Veto) eines einzigen Volkstribuns (das ganze Collegium bestand aus 10) konnte nach der Verfassung die Schritte jedes andern, so wie des ganzen Collegiums, unwirksam machen. Der Senat gewann einen derselben, Marcus Octavius, einen jungen, reichen und kühnen Mann; und als Tiberius, nachdem er, dem Herkommen gemäß, sein Gesetz 19 Tage hindurch öffentlich ausgestellt hatte, es der versammelten Bürgerschaft zum Abstimmen vorlegen wollte, legte dieser dagegen sein Veto ein, wodurch das ganze Unternehmen auf einmal gescheitert schien. Tiberius machte zwar jetzt von seiner ganzen Machtfülle Gebrauch, versiegelte die Schatzkammer, und verbot allen Magistraten ihre Funktionen, aber er sah, daß er dadurch nicht viel weiter kam. Unzugänglich gegen Cabalen und Dolche, die man in Bewegung setzte, wagte er jetzt einen neuen und bisher in der Römischen Geschichte unerhörten Schritt. In der nächsten Volksversammlung trug er auf die Absetzung des Octavius als eines ungetreuen Volksvorstehers an. Von den 35 Tribus (Zünften, in die das Römische Volk getheilt war) hatten schon 17 für die Absetzung gestimmt; jetzt trat Tiberius zu Octavius (er war sein Jugendfreund gewesen), und bat und beschwor ihn, das Veto zurückzunehmen. Dieser hieß ihn die Abstimmung fortsetzen, und kaum war durch die nächste Tribus die Majorität für die Absetzung entschieden, so warf sich der wüthende Pöbel — was Octavius unerschütterliche Seele wohl vorausgesehen hatte — auf ihn, da er mit seiner Würde zugleich seine Unverletzlichkeit verloren hatte; und nur durch die Bemühungen Ti-

bers, der alles anwandte, das Volk zur Mäßigung zurückzuführen, durch die Treue eines Sklaven, der sich für ihn aufopferte, und die Anstrengungen der Aristokraten, rettete er sein Leben. Uebrigens war nun das größte Hinderniß des Gesetzes gehoben, und noch in derselben Volksversammlung ward es vom Volk angenommen, auch sogleich 3 Commissarien, die es in Vollzug setzen sollten, in der Person des Tribers selbst, seines jüngern Bruder Cajus, und seines Schwiegervaters Appius Claudius ernannt. Jetzt aber zeigten sich erst alle Schwierigkeiten, die der Ausführung des Gesetzes im Wege standen, in ihrem vollen Lichte; schon die unumgänglich nöthige Vorarbeit, die Untersuchung: „was Gemeinland und Privatacker sey,“ hatte deren in vollent Maß; die Klagen und Beschwerden aus allen Gegenden Italiens häuften sich, und Tiberius Popularität fing an zu sinken, wozu die Vorstellungen seiner Gegner, die sein Benehmen gegen seinen Collegem Octavius und seine Besprechungen an die Bundesgenossen — als Aufwiegungen gegen das souveraine Volk — in das schwärzeste Licht stellten, nicht wenig beitrugen. Indessen kam der August des Jahres 620, wo die Tribunen für das folgende Jahr gewählt wurden, heran, und Gracchus, der indessen durch neue Vorschläge seine Popularität wieder zu heben versucht hatte, bewarb sich von neuem um diese Würde. Da im Gegentheil die Aristokraten alles aufboten, dies zu verhindern, stieg die Gährung in Rom auf das höchste. Ohne zu einer Wahl zu kommen, die Cabalen verhinderten es, ging ein Wahltag vorüber. Am folgenden besetzten zahlreiche Volkshaufen das Forum (den Markt); der Senat versammelte sich in dem nahe gelegenen Tempel der Treue (Fides). Vergebens versuchte Tiber zu dem tobenden Volkshaufen zu reden; um anzudeuten, sein Leben sey in Gefahr, zeigte er auf seinen Kopf. Einige Aufpaffer, immer umgaben ihn seine Feinde damit, eilten sogleich in den Senat, dies zu berichten; sofort schrieten seine Feinde, er habe das Diadem gefodert. Grundlos, fast lächerlich war diese Anschuldigung; aber was glaubt die Leidenschaft, oder ergreift sie wenigstens nicht, wenn von dem verhaßten Feinde die Rede ist? Scivio Nasica, aus einer der vornehmsten Familien, gewesener Consul, großer Grundbesitzer, und daher leidenschaftlicher Aristokrat, erhob sich, von den Consuln fordernd: „daß sie Gewalt brauchen möchten;“ und als diese mit weiser Mäßigung es ablehnten, rief er, zur Wuth erhitzt: „wer die Republik lieb hat, folge mir nach,“ und verließ mit seinen Anhängern in stürmischer Eile die Curie. Der ganze Haufen, mehrentheils Senatoren und gewesene Magistrate, bewaffnet sich mit Stöcken, Keulen und dergl., und thut einen Angriff auf das Volk, das mehr aus Achtung für die hohe Würde dieser Männer, als aus Furcht, ihnen weichend Platz macht; einige wenige setzten sich zur Wehre. So entsteht ein Handgemenge, wo Tiber selbst mit 300 seiner Anhänger erschlagen wird. Der Leichnam des unglücklichen Tribun ward durch die Straßen geschleift und in die Tiber gestürzt; einzelne seiner Freunde, die dem Verderben entgingen, wurden durch blutige Inquisitionen verfolgt. Aber mit diesem ersten Bürgerblute, das jetzt in den Straßen Roms geflossen war, konnte die einmal erregte Gährung unmbalich gestillt werden; sie ward vielmehr um so heftiger. Denn es bildete sich eine demokratische Faction, als Gegnerin des Senats, die sich ebenfalls mit schonungsloser Heftigkeit zu verfahren berechtigt hielt. Die kühnsten Wortführer derselben drängten sich zum Tribunat, mit Gracchus ehrwürdigem Namen ihre ehrgeizigen Entwürfe bedeckend. So erschütterte der Volkstribun Carbo 2 Jahre nach Tiber's Tode durch neue Vor-

schläge die Ruhe des Staats. Scipio Nasica, vom allgemeinen Willen der Volkspartei bedroht, hatte unter dem Namen eines Gesandten, den ihm der Senat gab, sein Vaterland verlassen müssen, aber eine stärkere Stütze statt seiner erhielt jetzt der Senat an dem jüngern Scipio Africanus, der nach Numantia's Eroberung nach Rom zurückkehrte. Trotz seiner Verschwägerung mit der Familie des Gracchus erklärte er sich mit Hefigkeit gegen dessen Entwürfe, wohl nicht aus Eizung des

als
ren, an
er ganzen
und dem
ar widera
on, ihn.
ett, eines
in seinem
ne Mas
n; wenn
lin Geme
, zu wer
ie Neuge
og, Fik
französisch
n Posten
Verspre
Gallien
die Hun
ieburd er
Ausschü
einesweg
re Stelle
Schwieger
beten die
, die zur
n sich die
ere Grac

630) die
politische Bühne betrat, indem er sich um das Tribunat bewarb, und es mit den größten Erwartungen des Volks erhielt. Mit vielseitigern Fähigkeiten und glänzendern Talenten, als sein Bruder, verband er eine sturmische, den Zuhörer fortreisende, Beredsamkeit. Nach den Begriffen der Alten war es für ihn Ehren- und Gewissenssache, als Rächer seines Bruders aufzutreten, auch war er persönlich vom Senate, während er das geringere Amt der Quästur bekleidete — in welcher er sich übrigens auf das ehrenvollste auszeichnete — auf eine unwürdige Weise beleidigt und geneckt worden. Als Tribun erneuerte er zuvörderst das Gesetz seines Bruders, und schärfte es vielleicht noch, denn der von Liber zugestandenen Modificationen geschieht keine Erwähnung; er rächte sein Andenken, indem er mehrere der heftigsten Gegner desselben aus der Stadt vertrieb. Zugleich trieb er das Gesetz durch, „daß den Dürftigen in Rom ein gewisses Quantum an Getreide monatlich vertheilt werden solle;“ und durch ein anderes Gesetz erleichterte er den Dienft und sicherte den Soldaten außer dem Sold auch Kleidung. Zugleich ließ er mehrere Heerstraßen durch Italien ziehen; Werke, die mit Ab-

welcher Amnestie unter Gracchus einsichtsvoller Aufsicht ausgeführt (der bei dieser Gelegenheit bewundernswürdige Talente und eine seltene Thätigkeit entwickelte), vielen Jahrhunderten getrost haben. Das Volk faßte einen gränzenlosen Enthusiasmus für seinen Liebling, seine Gegner waren geschreckt und betäubt, — so wurde es ihm leicht, die Erneuerung seiner Würde für das folgende Jahr zu erhalten. Ein Demagog muß durch immer neue Entwürfe und Vorschläge seine Partei in Spannung erhalten, Stillstand ist sein Verderben, das wußte Gracchus, und schritt daher auf seiner Bahn unaufhaltsam vorwärts; konnte er in den Senat selbst, das Centrum seiner Feinde, eine Anzahl seiner Anhänger bringen, so war seine persönliche Sicherheit, so wie die Ruhe des Staats auf lange Zeit befestigt. Zu diesem Ende that er einen wichtigen Schritt, indem er vorschlug, 300 Ritter in den Senat aufzunehmen; (die Ritter waren der ansehnlichste Theil der nicht edeln [Mobiles] unter den Plebejern, aus ihnen ward die Cavallerie der Legionen genommen, weil dieser Dienst der kostspieligste und zugleich angesehenste war); allein der Widerstand des Senats vereitelte diesen Entwurf. Daher gab Gracchus jetzt ein neues Gesetz und trieb es auch durch: „daß nämlich den Senatoren die Gerichte genommen, und dem Ritterstand übertragen werden sollten (die Senatoren waren nämlich damals im Besiz des Rechts, als Geschworne, die von dem Prator, „dem Chef des Justizwesens“ aufgerufen wurden, ihr Schuldig oder Unschuldig zu sprechen), und da die Senatoren sich gerade damals durch mehrere ungerechte Urtheilssprüche verhaßt gemacht hatten, wagten sie es nicht, diesem Gesetze zu widersprechen. So entstand ein neuer politischer Stand im Römischen Staate, der, zwischen Senat und Volk in der Mitte stehend, auf die folgende Geschichte den wichtigsten Einfluß gehabt hat. Der Senat griff jetzt zu einem neuen, aber sichern Mittel, Gracchus zu stürzen; ein von ihm gewonnener Tribun, Livius Drusus, wußte durch noch größere Versprechungen das Volk von Caius abwendig zu machen, und sich und dem Senat noch größere Popularität zu verschaffen. Auch scheiterte Caius an derselben Klippe, wie sein Bruder, nämlich durch seine Versprechungen an die Latinen und Italischen Bundesgenossen, welchen erstern er, allen aber sein Freund Flavius Placcus das Römische Bürgerrecht versprach; was dem souverainen Volk in Rom höchst unangenehm, aber für Gracchus nothwendig war, wenn er nicht wollte, daß der Einfluß dieser Völker seinen Gegnern zu Gebote stehen sollte. Daher geschah es, daß Gracchus das dritte Tribunat nicht erhielt (obwohl das Geschrei allgemein war, daß die Stimmen verfälscht seyen), dagegen einer seiner heftigsten Feinde Opimius zum Consul erwählt ward. Ein Tumult, in welchem ein Lictor (Dienstknecht) des Consuls erschlagen ward, gab dem Senate Gelegenheit, die Consuln zu autorisiren, mit gewaffneter Hand zu verfahren. Der Antrag, den Opimius an das Volk thun wollte, ein Gesetz des Gracchus aufzuheben (es betraf nur eine von ihm decretirte Colonie, aber man betrachtete es als Vorspiel der Aufhebung aller von den Gracchen gegebenen Gesetze), gab der Gährung neue Nahrung. Gracchus, der sich den Armen seiner Gattin mit Mühe entrisen hatte, erschien auf dem Forum; Placcus hatte seine Anhänger bewaffnet. Da that Opimius, den man durch Unterhandlungen vergebens zu mildern Besinnungen zu bringen gesucht hatte, mit einer wohlbewaffneten Schaar disciplinirter Krieger einen Angriff auf das Volk. An 300 wurden erschlagen, und Gracchus selbst, von treuen Freunden tapfer vertheidigt, fiel als ein Opfer der Wuth seiner Feinde. Das Ackergesetz ward zwar

späterhin wirklich aufgehoben, aber die Achtung für den Senat war dahin, und die einmal erregte Gährung brachte bald die im Eingang angedeuteten unglücklichen Ereignisse hervor. ee.

Gradation, Steigerung, ist in der Redekunst das successive Fortschreiten von einem schwächeren zu einem stärkeren Gedanken, vom dem Allgemeinen zu dem Speciellen, wodurch allein die Aufmerksamkeit des Hörers in steter Spannung erhalten werden kann. In den bildenden Künsten zeigt sich die Gradation in der Anordnung, in den Formen, in den Charakteren, in den Ausdrücken, Bewegungen, Falten der Bekleidung und in dem Colorit; da eine bemerkbare Lücke in der Folge der Gegenstände in allen diesen Theilen der Kunst ein unangenehmes Gefühl erweckt. Die Gradation in der Anordnung der Gegenstände ist das, was des Künstlers erste und vorzüglichste Sorgfalt erfordert, um von Stufe zu Stufe das Auge des Beschauers von den untergeordneten Figuren auf die Hauptfigur, und von dieser wieder auf jene zurückzuführen. Nur durch die richtige Gradation bekommt ein Kunstwerk Einheit und jeder Theil desselben seine volle Bedeutung.

Grade nennt man in vielen Fällen die gleichen Theile, in welche irgend ein Ganzes abgetheilt wird. In der Mathematik wird jeder Kreis in 360 gleiche Theile oder Grade eingetheilt. Die Größe eines Grades hängt demnach von der Größe des Kreises ab, und kann also nur in Beziehung auf diesen bestimmt werden. Da man die Winkel nach Kreisbogen mißt, welche aus der Spitze von einem Schenkel zum andern beschrieben werden; so gibt man die Größe der Winkel ebenfalls nach Grad an. So hat ein rechter Winkel 90 Grade, d. h. seine beiden Schenkel umfassen den vierten Theil eines aus seiner Spitze beschriebenen Kreises. Jeder Grad wird weiter in 60 Sekunden und jede Sekunde in 60 Terzien getheilt, wofür man sich folgender Zeichen bedient: Grad °, Minute', Sekunde'', Terzie'''. Alle mathematischen und astronomischen Instrumente, mit welchen Winkel gemessen werden, wie das Astrolabium, der Quadrant, Sextant, haben diese Eintheilungen. Denn alle Kreise, welche man in der Vorstellung um die Himmelskugel und um die Erde zieht, z. B. der Aequator, die Mittagskreise, die Ekliptik, die Parallelkreise, die Scheitelkreise, der Horizont u. s. w. werden auf gleiche Weise in Grade, Minuten und Sekunden getheilt. Etwas anderes ist die Abtheilung in Grade bei physikalischen Instrumenten, z. B. bei Barometern, Thermometern u. s. w., wobei man allemal von einem festen Punkt ausgehen muß, z. B. beim Thermometer vom Eispunkt, indem man die Grade über und unter demselben zählt, je nachdem die Kälte größer oder geringer ist, als dieser feste Punkt anzeigt. In der Genealogie bedeutet Grad die Entfernung eines oder mehrerer Descendenten von den gemeinschaftlichen Aeltern. In gleichem Grade mit einander verwandt seyn, heißt demnach, von den gemeinschaftlichen Aeltern in Ansehung der Abstammung gleich weit entfernt seyn, wie dies mit Geschwistern, ersten, zweiten und dritten Geschwisterkindern u. s. w. der Fall ist. Im Gegentheil sagt man, im ungleichen Grade verwandt seyn, wenn der eine Theil den gemeinschaftlichen Aeltern näher ist, als der andere. Geschwister sind nach dem canonischen Recht im ersten Grade verwandt oder machen den ersten Grad aus: nach dem Römischen Civilrecht aber sind sie im zweiten Grade verwandt.

Gradiren (Salzwerke) heißt, die unendlich kleinen, in dem Salzwasser oder in der Soole aufgelösten, Salztheilchen einander näher bringen (veredeln) oder concentriren und sie von einem Theil ihres über-

flüssigen Wassers befreien, damit dadurch der Aufwand beim Salzsieden vermindert werde. Dieses läßt sich nun hauptsächlich auf eine dreifache Art bewirken: 1) daß man die Soole durch Beimischung mehrerer Salztheile verstärkt, wie z. B. auf dem Baierschen Salzwerk Reichenhall, dem Norwegischen zu Walløe &c.; 2) daß man die in der Soole befindlichen Salztheilchen vermittelt der Kälte (Eisgradirung) nöthigt, näher zusammenzutreten; 3) daß man die wässrigen Theile der Soole verflüchtigt, die Salztheilchen aber zurückhält. Dieses letztere Verfahren ist die allgemeinste und wichtigste Gradirungsart, und man betreibt sie auf vierfache Weise: a) daß man die Soole in großen Behältern ganz ruhig, nur der Sonnenwärme ausgesetzt, stehen läßt (Sonnengradirung.) Gehört nur fürs südliche Europa. b) Daß man die Soole über große schiefliegende, der Luft und Sonnenwärme ausgesetzte Flächen langsam hinfließen läßt. (Pritschen- oder Tafelgradirung, Dachgradirung.) Herr Hollenberg machte diese Pritschengradirung zuerst im Stitting. Magaz. Jahrg. 1. St. 5. bekannt. Sie ist die unzweckmäßigste unter allen. c) Daß man die Soole aus hochgestellten Behältern durch gehörig dazu eingerichtete und der freien von Morgen nach Abend oder umgekehrt streichenden Luft ausgesetzte Wände herabtröpfeln läßt. (Erbspfelgradirung oder die sogenannten Leckwerke, die beste unter allen.) d) Daß man endlich die Soole in Pfannen der Hitze des Feuers aussetzt. (Die kostspieligste und unanwendbarste unter allen, wenn die Soole nicht wenigstens neungrädig und das Feuermateriale noch obendrein wohlfeil ist.) Die Erbspfelgradirung, als die allgemeinste, geschieht in den von Deutschen erfundenen Gradirhäusern, welches länglich viereckige bedachte und unbedachte aus Holz erbaute Gebäude sind, deren Giebel nach Mittag und Mitternacht stehen müssen, die im obersten Theile die Sooltröpfkästen und an den Seiten derselben die hölzernen Hähne und Rinnen mit Einschnitten versehen haben, aus denen die Soole abtröpfelt, in dem mittlern Theile die Wände, durch welche die Soole fällt, und im untern Theile einen großen Sool-Behälter oder Bassin enthalten, in welchem die Soole gesammelt wird. Für den Erfinder der Gradirhäuser hält man einen Arzt aus Langensalza im Herzogthum Sachsen, Matthäus Meth, der das erste zu Nauheim in der Grafschaft Hanau 1579 mit Wänden aus Stroh und das andere 1599 zu Köhschau im Kbnigreich Sachsen erbauet hat. Allein die heutigen Dornwände, die aus Schwarzdorn oder Schlehdorn (*Prunus spinosa*) und nur im Nothfalle aus Weißdorn (*Crataegus Oxyacantha*) bestehen müssen, hat Joachim Friedrich, Freiherr von Beust, 1726 auf der Saline Wilhelms Glücksbrunn bei Creusburg an der Werra zuerst eingeführt. Die Veranstellung nun, worin das Gradiren der Soole vom Anfange an, bis zu ihrer Sare oder Grädigkeit (Löthigkeit) zum Versieden gebracht wird, nennt man überhaupt ein Gradirwerk. X.

Graf war im ältesten Deutschland eine Art von Unterrichter, wozu das Volk, denn dieses wählte ihn, einen Mann auswählte, der in Geschäften grau worden, und daher Grau, Grave hieß, woraus unser heutiges Graf entstand (s. Gau). Man hat behaupten wollen, die Franken hätten Grafen als Nachahmung der Römer eingeführt, wahrscheinlich weil Graf im Lateinischen comes (Begleiter) heißt. Hadrian hatte stets einige Senatoren um sich, die überall mit ihm umherreisten, und diese Suite hieß Comitatus Caesaris, die vornehmsten darunter Comites. Aus ihnen besetzte der Kaiser verschiedene Stellen an seinem Hofe, und schickte sie als Gouverneurs in Provinzen und Städ-

te. Es manches Aehnliche nun darin mit den Deutschen Grafen ist, so haben diese doch den Römern nicht nachgeahmt seyn, weil sie erweislich älter sind als die Comites bei diesen. Ehe die Franken die herrschende Nation wurden, hatte Deutschland schon keine Grafen, bei den Franken erhielten sie nur eine etwas veränderte Bestimmung. Nicht mehr von dem Volk, sondern, wie die Herzöge, von den Königen gewählt und eingesetzt, wurden sie Richter über die Gaus, und übten Regierungsrechte, nicht in eigenem, sondern in des Königs Namen. Sie waren königliche Beamte, und man sieht aus der ihnen mitgegebenen Instruktion, die uns Markulf aufbewahrt hat, daß ihr Amt in Verwaltung der Justiz, Polizei und königl. Befälle bestand. Die Grafschaften waren demnach Ämter, und wurden deshalb auch nicht nach einem Ort oder Bezirk, sondern von dem Namen der Grafen selbst benannt, z. B. die Grafschaft des Karacher, u. s. w. Nach den Zeiten der Karolinger blieben Amt und Namen, man fing aber an, verschiedene Klassen derselben zu unterscheiden. Vorzüglich zeichneten sich aus die Pfalzgrafen (von Pfalz, Hof), welche bei Hof zu Gericht saßen, und bei denen jeder Rechtshandel, ehe er vor den König kommen konnte, angebracht werden mußte, um zu sehen, ob es notwendig sey, daß der König darüber entscheide; Markgrafen, Grenzvorsteher (von Mark, Gränze); Landgrafen (später als die vorigen, kommen erst im zehnten Jahrhundert vor) im Gegensatz der vorigen, Beamte des Innenlandes; Burggrafen, die nur über eine Burg und das zugehörige Gebiet gesetzt waren. Außerdem kommen aber noch vor Centgrafen, wahrscheinlich von der Zahl 100 (centum), weil sie, die selbst unter den Grafen standen, anfänglich (denn späterhin waren sie bedeutender) über so viele Personen gesetzt waren; Dinggrafen, von Ding, Gericht, Gerichtshof, also Gerichtsbeamte; Holzgrafen, eine Art von Oberforstmeister, wie die Stallgrafen Oberkallmeister; Lehw., Salz-, Reichgrafen erklären sich von selbst; Wiegrafen hatten ihren Namen von Vic (vicus), Dorf. Um widerrechtlichen Anmaßungen oder Unterschleifen dieser Reichsbeamten vorzubeugen, hielten die Könige und Kaiser oft selbst Gericht in den Provinzen, oder schickten Sendgrafen dahin. Karls Capitularien enthalten fast auf allen Blättern genaue Vorschriften, wie diese dabei zu Ver-

ne oder Regalien, weil sie vordem im Namen der Könige ausgeübt wurden), der Zoll und das Geleit gehören. Durch alles dieses wurde der Grund zur Landeshoheit der Grafen gelegt. Als die Vasallen und Beamten diese endlich ganz von den Kaisern ertrugt und erlitten hatten (s. Fürsten), gab es daher regierende Grafen, Markgrafen, Landgrafen, von denen mehrere späterhin zu herzoglicher, kurfürstlicher und königlicher Würde aufstiegen. Die nicht mit Landeshoheit versehenen Grafen gehörten, nachdem eine Organisation des Deutschen Reiches zusammengebracht war, zum hohen Adel (von denen viele späterhin auch in den Fürstenstand erhoben wurden), und als Reichsgrafen nahmen sie Theil am Reichstage und hatten Stimmen im Fürstenrath. Sie hatten aber nur Curiat-, nicht Viril Stimmen, d. h. eine ganze Corporation zählte für Eine Stimme. Bis zum Westphälischen Frieden gab es zwei Grafenbänke, die der Wetterauischen und Schwäbischen Grafen, die also für zwei Stimmen zählten; nach jenem Frieden kamen, wegen der Religionsverschiedenheit, noch zwei Grafenbänke, die Fränkische und Westphälische, hinzu, so daß von da an die Grafen vier Curiatstimmen im Fürstenrath hatten.

G r a f f, (Anton), königl. Sächsischer Hofmaler, geboren zu Wittenberg 1736. Aus angeborener Neigung widmete er sich der Malerei, vornehmlich aber dem Portraitmalen, worin Joh. Ulrich Schellenberg sein Lehrer war, und erwarb sich einen Platz unter den ersten Portraitmalern seiner Zeit. Nachdem er acht Jahre in Augsburg verlebte und dort seinen Ruf zu gründen angefangen hatte, bekam er 1766 eine Einladung nach Dresden, der er folgte. Hier in einer würdigen Umgebung und einem angemessenen Wirkungskreis bildete er sein Talent vollkommen aus. Zeichnung, Charakter und Colorit sind an seinen Gemälden gleich lobenswerth und befriedigen die strengen Forderungen des Kenners. Die Zahl seiner Portraits und Familiengemälde belief sich schon 1796 auf mehr als eilfhundert; darunter ist auch ein eigenhändiges Bildniß des Künstlers selbst, welches im J. 1795 die Dresdner Ausstellung zierte und nachher in den Besitz des Herrn Appellationsraths Körner kam. Graff starb zu Dresden im J. 1813.

G r a f f i g n y (Françoise d'Issembourg d'Happoncourt, Frau von) geboren zu Nancy gegen das Ende des 17ten Jahrhunderts, war die Tochter eines Majors der Gensdarmrie des Herzogs von Lothringen; ihr Großonkel war der berühmte Callot. Sie wurde mit François Hugot de Graffigny, Kammerherrn des Herzogs von Lothringen, einem so jähornigen Manne vermählt, daß sie sich mehrmals durch ihn in Lebensgefahr befand. Nach mehreren Jahren einer heldenmüthigen Geduld ward sie gerichtlich von ihm getrennt. Ihr unwürdiger Gemahl endigte sein Leben im Gefängniß, in welches ihn sein heftiger Charakter und sein übles Betragen geführt hatten. Frau von Graffigny, befreit von seinen Ketten, kam nebst der Prinzessin von Guise, die dem Marschall von Richelieu bestimmt war, nach Paris. Sie ahndete nicht, welchen Ruhm sie in der Hauptstadt erwerben sollte. Mehrere geistreiche Männer, die sich zu einer Gesellschaft verbunden und auch ihr den Zutritt verstattet hatten, erkannten bald ihre Verdienste und nöthigten sie zu einem Beitrag für ihre Sammlung. Die Spanische Novelle, *Le mauvais exemple produit autant de vices que de vertus*, ist von ihr. Dieses kleine Werk ward streng beurtheilt. Frau von Graffigny lieferte statt der Antwort ihre *Lettres d'une Peruvienne*, welche den größten Beifall fanden. Man fand darin schöne Details, lebendi-

ge Bilder, jarte, naive, lyrische Gefühle. Man war gerührt von der
 Kunstreichen, klugen und interessanten Seele, wo die Peruanerin mehr
 als je zwischen ihrem theuern Hrn und dem geschätztesten Wohlthäter
 in Verwirrung geräth. Neben diesen Schilderungen erkennt man aber
 auch den Witz. Die Aufzählung beschränkt nicht. Der lustige und zitzige
 Brief sind fast; der Styl ist oft geschraubt. Die Verfasserin offerirt
 einen metaphysischen, in der Liebe durchaus kalten Ton. Man hat ihr
 überdies vorgeworfen, mehrere Situationen und Ideen aus der Pamela,
 den Lettres persannes und den Amusemens sérieux et comiques
 von Dufresnes entlehnt zu haben. Fast ein gleiches Urtheil fällt zwar
 über Célie, ein profanisches Stück in fünf Acten. Es gehet zu dem
 kleinen dialogirten Romanen, welche die Franzosen Comédies la-
 moyennes (Zwischenstücke) nennen, und ist mit Zartheit geschrieben, voll
 feiner Züge und schöner Entwürfungen. Doch ist die Nachahmung der
 Gouvernante von La Chaussee unerkennbar. Man findet in dem Ersche-
 de des Lettern nicht Kennenß des Charakters, besser verknüpfte Szenen
 und einen nachrückern Styl; dagegen in dem Werke der Graßin mehr
 Geist und Ideen, gehaltenere Charaktere und zu Anfang des fünften
 Acts eine Scene, der in jenem Werke nichts gleich kommt. Die Fille
 d'Arctide, ein anderes Stück in fünf Acten, ist derselben Gattung wie

zu Albat. Frau von Steffens, die lange Zeit am
 oft gelebt hatte, ward derselbst dem Kaiser bekannt,
 in er die Lettres persannes mit Vergnügen gelesen
 en ließ, einige Comédien zu schreiben, die von dem
 n des Hofes und den Damen der Kaiserin gespielt wer-
 ran von Preußen verfaßt zu dem Ende fünf oder sechs
 welche zu Wien am Hofe mit Vergnügen gesehen wur-

den, und erhielt zur Belohnung dafür einen Pensionsbrief von 1500 Th-
 dres, doch durfte sie diese für den kaiserlichen Hof geschriebenen Stücke
 weder drucken lassen, noch irgend einem Theater aufhellen. Sie starb
 zu Paris im Jahr 1758 in ihrem 65ten Lebensjahre. Unter ihrem nach-
 gelassenen Papieren fand sich nichts der Belohnung würdiges.
 Die Akademie zu Florenz hatte sie zu ihrem Qualificirten aufgenommen.
 Um den lebendigen und flüchtigen Charakter ihrer Nation zu charakte-
 riren, läßt sie sehr nureich dieselbe in dem Augenblicke den Händen
 des Schöpfers entschöpfen, wo er zur Organisation des Menschen erst
 das Feuer und die Luft vermischt hatte.

Grammatik heißt bei und der Janbegriff der Regeln, nach wel-
 schrieben wird, die Sprache
 unvoll; alle aber umfasst die
 welche ohne Rücksicht auf
 n des Denkens und den Be-
 n ideales Sprachgebilde auf-
 mehr oder weniger, den Ken-
 nicht werden kann. (Vergl.
 n Wort Grammatik wo-
 andern Sinn. Sie nennen
 er Sprachkunde, sondern auch
 , Geschichte, und selbst in
 , insofern sie bei jenen an-
 ler solche Lehren, welche
 theilten. Die Kunst aber,
 eiben, also nur einen Theil
 ist, und die Lehrer der-

selben Grammatisten. Mit dieser Wissenschaft wurde beim Unterricht der Jugend der Anfang gemacht. Unter den griechischen Grammatikern waren die sogenannten Scholiasten die wichtigsten; bei den Römern hießen sie auch Professores, Literati und Literatores. Späterhin waren sie fast ausschließlich im Besitz der Gelehrsamkeit, die durch ihre unnützen Spitzfindigkeiten und Erübeleien immer mehr ausartete und verfiel.

Gramme, die Einheit des Gewichts in Frankreich, welches die ehemaligen Gros oder Quentchen ersetzt. Es wurden daraus durch Multiplication oder Division alle größere oder kleinere Gewichte gemacht. So ist z. B. das Decigramme, ein Gewicht von 10 Grammen, soviel als $2\frac{2}{3}$ Quentchen; das Hectogramme, ein Gewicht von 100 Grammen, macht $1\frac{1}{4}$ Unze; das Kilogramme oder Kilogramme, ein Gewicht von 1000 Grammen, 2 Pfund und fast 6 Quentchen; das Myriagramme, ein Gewicht von 10,000 Grammen, beinahe $20\frac{1}{2}$ Pfund; es hieß anfangs Centibar. Das Decigramme ist ein Zehntheil des Grammes, beinahe 2 Grän schwer; Centigramme, ein Hunderttheil des Grammes, beinahe ein Fünftheil Grän; Milligramme, ein Tausendtheil des Grammes, beinahe $\frac{1}{50}$ Grän; es tritt an die Stelle des ehemaligen Karats.

Grammont (Philibert, Graf von), ein Sohn Anton II., Grafen von Grammont, zeichnete sich frühzeitig als Militär aus, und war im Gefolge Ludwigs XIV. im J. 1668 bei der Eroberung der Franche Comté und im J. 1672 bei der Eroberung von Holland. Er zeichnete sich bei verschiedenen Gelegenheiten aus und erlangte mehrere Gunstbezeugungen, das blaue Band, die Verwaltung der Landschaft Aunis und die Generalkommandantur von Béarn. Er starb den 20. Januar 1707 in einem Alter von 86 Jahren. Vermählt hatte er sich mit Mademoiselle Hamilton. Seine Kenntnisse, sein Wisz und seine Anmuth gefielen Ludwig XIV. sehr. Man führt mehrere seiner sinnreichen Einfälle an. Ein Marquis von neuem Adel, der dem Grafen von Grammont am Hofe begegnete, sagte mit einer sehr übersichtlichen Miene zu ihm, Guten Tag, alter Graf. Guten Tag, junger Marquis, antwortete ihm auf der Stelle Grammont. Grammont war im siebzehnten Jahrhundert, was Richelieu im achtzehnten. Man hat sie beide mit einander verglichen und gefunden, daß beide ihre Nebenbuhler am Hofe und in der Stadt zu beseitigen wußten, beide Helden an der Spitze der Damen und zuweilen auf dem Schlachtfelde waren, und sich durch gleiche Vorzüge, gleiche Mängel, gleichen Geist und gleiches Glück auszeichneten.

Gran, ein Goldgewicht, so viel als ein halbes Loth; desgleichen ein Apothekergewicht, der 60ste Theil eines Quentchens. **Grän** oder **Græn**, ein kleines Goldgewicht, der dritte Theil eines Grans, oder das Zwölftel eines Karats; beim Silber der 18te Theil eines Loths, oder der 24ste Theil eines Pfenniggewichts; überhaupt der 288ste Theil einer Mark.

Granada, eine Provinz oder ein Königreich in Spanien, westlich von Sevilla, nördlich von Jaen und Cordova, östlich von Murcia und südlich von dem Mittelländischen Meere begrenzt. Das Land ist meistens von steilen Bergen durchzogen, aber dabei fruchtbar an Wein, Del, Flachs und Hanf, Feigen, Mandeln und andern Südfrüchten. Auch wird Zuckerrohr und viel Seide gebaut. Die Berge liefern Marmor, Mineralien und Erz. Granada, welches im dreizehnten Jahrhundert ein besonderes Königreich der Araber wurde, war der letzte

Theil von Coeniten, den sie im Berg hatten, bis sie im Jahr 1767
 hier vertrieben wurden. Damals war es sehr bestritten; im J. 1787
 zählte man 6,000 Einwohner. Die Hauptstadt Oranada am Flusse
 Kemil, unter einem sehr anmuthigen und gerundten Himmelstrich, zählt
 über 30,000 Einwohner. In der prächtigen Domkirche sind die Fresko-
 maler Herdmanns des Katholischen und der Abtign Jabala, welche
 das Abgessen eroberten. Neugranada oder das goldene Land
 heißt eine Südamerikanische Landschaft, reich an Gold und Edel-
 steinen, wie an Lebensmitteln und Arzneipflanzen. Die Bevölkerung
 steigt mit der Industrie der Einwohner. Die Hauptstadt ist St. Jo-
 seph. Das Spanische Viceroyenthum Neugranada, umfasst außer
 dieser Provinz noch Tierra-Firme, das spanische Guiana
 und die Provinz Quita.

Granat ist eine zum Kieselgesteigerte gedrigte Gattung, die ih-
 ren Namen vom latin. Worte Granum erhält, weil sie gewöhnlich im
 runden Körnern vorkommt, nicht aber von seiner granatähnlichen
 hohen Farbe. Es gibt zwei Arten desselben, den edeln und gemei-
 nen Granat. Der edle Granat besteht aus Goldaderen und
 Edelsteinhändlern auch Korfuakel, Böhmischer, Morgenlan-
 discher, Orientalischer, und Sirischer Granat, von ei-
 ner verstorbenen Stadt Carlan in Fegy. Er ist gewöhnlich blau-
 gelblich und dunkelviolettroth, kleiner körnig, oberhalb solen-
 hochroth und dunkelroth, welche letztere Farbe oft schon ins Rötlich-
 braune übergeht, und seine dunkelrothen Kerne fallen gemeinlich
 schon mehr oder weniger ins Schwarze und haben viel Eisen in ihrer
 Mischung, dahingegen die hochrothen sehr viel Gold enthalten. Er
 kommt freistehend vor in runden Körnern, in Stücken und Por-
 zellen, durchsichtig, aber auch nur an den Rändern durchscheinend und
 ist viel härter als der Quarz. Man findet ihn zumalen groß, öfters
 aber nur von mittlerer Größe und am gewöhnlichsten klein. Den blau-
 rothen Granat nennt man gewöhnlich *Carolaner*, den hochrothen
 und solenhochrothen die mehr bläu-
 Orientalischen Granat, er
 Der edle Granat wird vorzüglich
 gefast; in Brasilien, Fegy, St.
 Bala, in Persien am Ziblik z
 merk, Ethena, Schweiz u. Di
 nanen werden wie andere Edelsteine
 ge, wo sie dann gewöhnlich eine E

berm Schmutz gefast. Auch werden sie mit Diamanten durchbohrt,
 alsdann facettirt, auf Schindeln gesetzt, zu Lampen verfertigt und
 als Hals- und Brustschmuck getragen. Die ganz kleinen Granaten end-
 lich werden als Zusatz theils in die Apotheken zum Löthen, theils
 zu Porzellanverzierungen, theils verfesten andern des Schmiegels zum
 Schmelzen mehrerer Steine stückweise verkauft. Unedle Granaten, die
 aber nur von Feinern unterschieden werden können, macht man einwe-
 der aus 2 Pf. Flaschgl., 1 Pf. Esstglas, 1 Drachm Braunstein und
 1 Drachm Goldpurpur; oder 2 Pfund Flaschgl., 2 Pfund Esstglas
 und 2 Drachmen Braunstein. Der gemeine Granat hingegen
 kommt am gewöhnlichsten von sibir. - russ. - poln. - schweiz. - und span-
 gelgrün und leber- rothlich- und gelblichbrauner Farbe in Böhmen,
 Sachsen, Salzburg, Bannat, Schweden u. vor. Er ist am meisten
 nur durchscheinend, kann halbdurchsichtig, und der grüne wird be-
 sonders als Zuschlag beim Eisenarbeiten gebraucht; und wo, der ge-

en, den hochrothen
 haben, allgemein
 er sein, wo er viel
 braun und Wäde-
 ng; in Böhmen aus
 Lärchen, Streich-
 durchsichtigen Gra-
 anit und in Böh-
 , so wie auch zu an-

meine Granat häufig bricht, macht man auch eine Art Schmirgel zum Schleifen daraus.

X.

Granatbaum, ein in beiden Indien, im Morgenland und in Süd-Europa wachsender Baum mit länglichen, schmalen, dicken, glänzend grünen Blättern und sehr schönen hochrothen, viele kurze Staubfäden und einen Griffel, der sich mit einem kropfsichten Staubwege endet, enthaltenden Blüten, deren es einfache und gefüllte gibt und derenwegen man ihn auch nur in nördlichen Gegenden zieht, wo die wohl schmeckenden Früchte desselben, welche Granatäpfel heißen, nicht zur Reife kommen.

Granaten oder Granaden sind mit Kernpulver angefüllte, hohle, eiserne Kugeln mit einer Brandröhre, kleiner als die Bomben, übrigens diesen völlig ähnlich, werden aber nicht, wie die Bomben, aus Mörsern, sondern aus Haubizen geschossen. Ehedem waren auch kleinere Granaten üblich, welche mit der Hand geworfen wurden und daher Handgranaten hießen. Von diesen bekamen die Soldaten, welche sie warfen, den Namen Granadier oder Grenadier. Ludwig XIV. brachte sie im Jahr 1667 zuerst auf. Gegenwärtig, wo das Werfen der Handgranaten nicht mehr üblich ist, haben die Grenadiere diese Bestimmung verloren und sind den übrigen Linientruppen gleich. Sie bilden jetzt den Kern einer Armee, und unterscheiden sich hauptsächlich durch ihre Mützen, die aber als unbequem und unzweckmäßig gegenwärtig entweder abgeschafft sind oder im Felddienste mit Hüten vertauscht werden. Sonst fanden sie nur bei der Infanterie Statt, aber bei der französischen Armee hat auch jedes Cavallerie-Regiment eine Grenadier-Compagnie. Die Grenadiere der französischen Infanterie unterscheiden sich durch rothe Federbüschel, die Grenadiere der Cavallerie aber durch Bärentüsen.

Grandes. Im Castilischen Reiche gab es, wie in dem benachbarten Aragon, eine Stufenfolge unter den Edeln des Landes, die theils zum hohen, theils zum niedern Adel gehörten. Jenen bildeten die sogenannten Ricos Hombrés (wörtlich: reiche Männer), diesen die Ritter (Cavalleros) und die Edelbürtigen (Hidalgos). In der Entstehungsart der neuchristlichen Städte, welche im fortdauernden Kampfe gegen die Araber sich bildeten und vergrößerten, war es gegründet, daß der hohe Adel, die Abkömmlinge der Männer, die den ersten Waffendunb zur Befreiung des Vaterlandes geschlossen hatten, einen bedeutenden Antheil an den öffentlichen Angelegenheiten erhielt. Der König war durch sie beschränkt in seiner Gewalt, sie standen ihm als geborene Rathgeber zur Seite und hatten die ersten Ansprüche auf die höchsten Staatsämter. Schon im 13ten Jahrhunderte ward dieser Anspruch denjenigen Adelsgeschlechtern, die sich durch Reichthum und alten Besitz der Fürstengunst vor Andern die Achtung des Volkes erworben hatten, gesetzlich zuerkannt, und selbst der Name Grandes kommt um diese Zeit schon in dem Gesetzbuche (Las siete partidas) vor, welches Alfons X. dem Castilischen Reiche gab. Jene Auszeichnung gebührte nur den Ersten unter dem hohen Adel, denn viele wurden zu diesem gerechnet, die nicht Grandes hießen; aber keiner ward Grande genannt, der nicht Rico Hombre war, das ist, aus einem angesehenen altadeligen Geschlechte stammte. Grandes hießen theils die Verwandten des königlichen Hauses, theils diejenigen, durch Güterreichthum ausgezeichneten, Männer aus dem hohen Lehnadel, welchen der König durch Ertheilung des Banners das Recht gegeben hatte, Kriegsvölker als ihre Soldner zu werben, und dies gab ihnen einen

Vorrang vor den *Ricos Hombrés*, der in der Regel auf ihre Nachkommen forterbte. Sie theilten, als *Ricos Hombrés*, alle Vorrechte des hohen Adels; sie besaßen, wie dieser, gewisse Goldgüter (*Reynigle hane*, Herrenlehne genannt), für deren Einkünfte sie dem Könige mit einer verhältnißmäßigen Anzahl von Lanzen (deren jede aus einem Ritter mit vier bis fünf gerüsteten Leuten bestand) dienen mußten, und konnten diese Lehne nur in gewissen gesetzlich bestimmten Fällen verlieren; sie waren, da sie dem König im Kriege mit Hab' und Lebern dienten, frei von Steuern; sie durften, ohne besondern Auftrag des Königs, vor keinen bürgerlichen oder peinlichen Richter gefordert werden, und konnten während der Anarchie des Mittelalters, sammt ihren Vasallen ungehindert das Reich verlassen und dem vaterländischen Gesetz und der Lehnspflicht sich entziehen, um einem andern Fürsten, selbst gegen ihren vorigen Gebieter, zu dienen, ohne daß es ihnen als Hochverrath zugerechnet ward. Außer diesen allgemeinen Vorrechten des hohen Adels und dem Anspruch auf die ersten Staatswürden, standen den *Grandes* noch einige Auszeichnungen zu, worunter besonders das Recht gehörte, bei allen öffentlichen Handlungen in Gegenwart des Königs das Haupt zu bedecken; ein altes Vorrecht in Spanien, das aus dem Geiste einer beschränkten Feudal-Monarchie hervorging, aber auch den Adelswürden, den sogenannten *Titulos* (Betitelten; d. i. Herzogen, Grafen), zustand. Der König nannte sie: mein Vetter (*my primo*), während er die übrigen Besitzer hoher Adelswürden nur: mein Verwandter (*my pariente*) nannte. Auf den Reichstagen saßen sie unmittelbar nach den Prälaten vor den *Titulos*. Sie hatten freien Zutritt in den Palast und die Gemächer des Königs, und bei feierlichen Handlungen in der königlichen Kapelle saßen sie zunächst am Altare. Ihre Gemahlinnen theilten die äußeren Vorzüge der männlichen Würde, die Königin stand vor ihnen von ihrem Sitz auf, sie zu empfangen, und es wurden Kissen für sie auf den erhöhten Polstersitz (*estrado*) gelegt. Seit Ferdinand und Isabella, durch den kraftvollen Zimenez geleitet und unterstützt, die Macht des Lehnadels gebrochen hatten, wurden die alten Vorrechte des hohen Adels geschmälert und am Ende des 15ten Jahrhunderts verlor sich der Name *Ricos Hombrés* mit ihren Vorrechten. So wenig Ferdinands Nachfolger Carl V. (in Spanien I.), im Allgemeinen die Regierungsgrundsätze seines Vorgängers verließ und das Streben nach unbeschränkter Königsgewalt aufgab, so fand er doch während seiner Regierung manche Veranlassungen, die ihn vermochten, Einige von den Großen des Reichs zu verblinden, und Andre für die wichtigen Dienste, welche sie ihm bei der Unterdrückung des Aufstandes der Stadtgemeinden geleistet hatten, zu belohnen. Was alter Gebrauch schon eingeführt und in der Achtung des Volks sich befestigt hatte, ward von ihm auch durch den Ramon Grande auszeichnet, und zu einer besondern Adelswürde erhoben, deren Vorrechte bestimmt wurden, aber meist nur in äußeren Auszeichnungen bestanden. Denn die Macht, welche der Lehnadel in frühern Zeiten besaßen, sollte er freilich nicht wieder erhalten, und was unter Ferdinand und Isabella schlau begonnen war, sollte standhaft durchgeführt werden, aus dem unabhängigen Lehnadel einen abhängigen Hofadel zu machen. Zu jenen Auszeichnungen gehörte vorzüglich das alte Recht, sich vor dem Könige zu bedecken, das auch diejenigen besaßen, welche die *Grandes* nicht erblich, sondern nur auf Lebenszeit erhielten. Nicht eher aber durfte der *Grande* sich bedecken, bis der König es ihm geheißen, obgleich es kein Beispiel gab, daß einem *Grande*, dessen Geschlecht im Besitze dieses

Vorrechte war, nicht wäre befohlen worden, es auszuüben. Die Art, wie der König diesen Befehl ertheilte, bezeichnete einen dreifachen Rangunterschied der *Grandes*, welcher auf den Besitzstand und den Umfang der Verdienste ihrer Geschlechter gegründet war. Einigen befahl der König, sich zu bedecken, ehe sie ihn angeredet hatten; dies waren die *Grandes* der ersten Klasse: Andere erhielten den Befehl, sobald sie geredet hatten, und sie hörten seine Antwort mit bedecktem Haupte, die *Grandes* der zweiten Klasse: und wieder Andre empfingen des Königs Befehl erst nach seiner Antwort, die *Grandes* der dritten Klasse *). In neuern Zeiten war dieser Rangunterschied zwar veraltet, aber es gab doch noch drei Klassen von *Grandes*, welche freilich nur sehr unwesentlich unterschieden waren. Alle *Grandes*, von welcher Klasse sie auch seyn mochten, genossen bis auf die neueste Staatsveränderung, außer dem angegebenen Vorrechte, noch die Vorzüge, daß sie den *Exzellenz*-Titel führten, und daß, wenn sie durch den Saal der Garden im königlichen Palaste gingen, mit dem Fuße gepocht ward, um den Schildwachen ein Zeichen zu geben, das Gewehr vor ihnen zu präsentiren. Andre Auszeichnungen hatten sie nicht vor dem übrigen hohen Adel. Sie bildeten keinen besondern Verein, wie ehemals die Herzoge und Pairs in Frankreich, und keine hohe Würde war ihnen ausschließend bestimmt, ausgenommen höchstens die Würde eines Oberkammermeisters, eines Oberkammerherrn und eines Hauptmanns der *Sellebardirer-Garde*, aber selbst bei der Ernennung zu diesen Hofämtern war des Königs Willkühr im Grunde gar nicht beschränkt. Selten wurden *Grandes* von spanischer Abkunft zur Verwaltung öffentlicher Aemter außerhalb des Reiches berufen, und es schien Grundsatz der Regierung geworden zu seyn, den *Grandes* nie Aemter, mit großer Macht verbunden, zu verleihen. Es ist fast ohne Beispiel, daß ein *Grande* eine von den *Vizekönigswürden* in den Amerikanischen Besitzungen erhalten hätte, Würden, die in Rücksicht auf Prachtaufwand, auf Ehrenbezeugungen und auf die Leichtigkeit, sich durch rechtliche und unrechtliche Mittel zu bereichern, wenigstens mit einer vorübergehenden Herrscherhoheit umgeben waren. Nur diejenigen *Grandes*, welche ein Hofamt besaßen, oder eine der höchsten Staatswürden bekleideten, waren um den König. Die übrigen lebten meist in Madrid, und entfernten sich nur selten, um ihre Güter zu besuchen. Einige wohnten in den Hauptstädten der Provinzen, aber es gab unter ihnen keine, die für immer auf ihren Gütern lebten, was überhaupt unter dem reichen spanischen Adel, zum Nachtheil der Landeskultur, nicht Sitte ist. Bald nach der Thronbesteigung der neuen Französischen Dynastie ward die alte *Grandeswürde* aufgehoben, und keine Adelswürde war gültig, die sich nicht auf eine Verleihung oder Bestätigung des neuen Herrschers gründete. Nach der Wiederherstellung der Bourbons auf den spanischen Thron ist aber auch in dieser Beziehung alles wieder auf den alten Fuß gesetzt worden.

R.

*) Ueber Alles, was oben berührt worden ist, so wie überhaupt über die gesellschaftlichen Verhältnisse in den spanischen Reichen während des Mittelalters findet man ausführliche Erörterungen in dem Aufsatz: Die Cortes: Beiträge zur Geschichte der gesellschaftlichen Verhältnisse und der Staatsverfassungen in Spanien; welcher im ersten Theile der Darstellungen aus der Geschichte von Spanien, von W. A. Lindau (Götting 1812, 8.) steht.

Granit. Diese harte Gebirgsart, aus welcher die Argebirge und überhaupt die größten und höchsten Bergketten bestehen, macht eine Hauptmasse unserer Erdoberfläche aus. An der Luft verwittert sie mit der Zeit und löst sich zu einem Sande auf, aus welchem vermittlest bindender Feuchtigkeit unter gewissen Umständen wiederum neuer Granit gebildet wird. Der Granit gehört zu den gemengten Gebirgsarten und zwar sind die ihn bildenden Stoffe ursprünglich in einander gewachsen; diese sind Quarz, Feldspath und Glimmer, oft auch andere Mineralien. Nach Verschiedenheit seiner Bestandtheile und ihrer Mischung ist auch seine Farbe verschieden. Man unterscheidet mehrere Hauptarten: 1) den eigentlichen Granit, der bloß aus den angezeigten drei Gebirgsarten besteht; 2) Austergranit, welcher z. B. statt des Glimmers Hornblende enthält; 3) Uebermengter Granit, in welchem zu den drei eigentlichen Substanzen noch Hornblende gemischt ist; 4) Halbgranit, der nur aus Hornblende und Feldspath, oder auch aus Feldspath und Glimmer besteht.

Gränze des menschlichen Geistes ist bestimmt durch die Gesetze, an welche das gesammte Vermögen des menschlichen Geistes bei seiner Wirksamkeit gebunden ist. Da indessen der menschliche Geist eher ins Unendliche fortschreitenden Vervollkommnung fähig ist, so kann jene Gränze nicht als eine für alle Zeiten unveränderlich bestimmte, sondern nur als eine solche angesehen werden, die für die jedesmalige Form und Sphäre seiner Existenz gültig ist. So hat das Erkenntnisvermögen unsers Geistes in der gegenwärtigen Periode unsers Daseyns allerdings seine Gränze, so daß, wenn wir uns nicht innerhalb dieser Gränze halten wollen, nur eine eingebildete oder angemachte (transcendente) Erkenntnis daraus entstehen kann. Aber daraus folgt nicht, daß unser Erkenntnisvermögen immer nur innerhalb dieser Gränze wirksam seyn könne. Vielmehr läßt sich mit Wahrscheinlichkeit annehmen, daß sich diese Gränze immer mehr erweitern werde, wenn auch der menschliche Geist wegen seiner Endlichkeit immerfort irgendwo eine Gränze seiner Wirksamkeit finden muß. Nur der unendliche Geist wird als ein solcher gedacht, dem keine Gränze seiner Wirksamkeit gesetzt ist, ob wir uns gleich eben darum keine Vorstellung von seiner Wirksamkeit machen können.

D.

Graphit ist theils ein Geschlecht, theils ein Gattungsname. Man bezeichnet damit gewisse Mineralien, welche zu den brennlichen gehören. Graphit als Geschlecht betrachtet enthält zwei Gattungen, wovon die eine Kohlenblende, die andere Reißbley genannt wird.

Gras. Mit diesem im gemeinen Leben unbestimmten Worte benennt man in der Botanik ein solches Gewächs, das einen hohlen mit Knoten und Gelenken versehenen Stengel hat, der hier Halm heißt. Die Blätter sind lang, schmal und gestreift; sie sitzen nicht, wie andre Pflanzenblätter, auf Stielen, sondern endigen sich unten in einer Scheide, die den Halm umschließt. Die Blüten sind klein, meist grünlich von Farbe und haben Spelzen; sie bringen nur einzelne Saamenkörner. Die Knoten der Gräser schlagen, wenn sie mit Erde bedeckt werden, wieder Wurzeln, und hierauf gründet sich die künstliche Vermehrung des Getreides, von denen viele Arten zu den Gräsern gehören. Demnach sind die Gräser ein Hauptnahrungsmittel der Menschen und Thiere.

Grassl. Director der Kunstakademie zu Dresden, bei der er 1800 als Professor angestellt wurde, nachdem er vorher zu Wien gearbeitet hatte. Er hat sich besonders unter den Portraitmalern einen vorzüglichen Rang erworben. Meisterhaft schöne Behandlung ver-

bunden mit täuschender Ähnlichkeit zeichnen seine Bilder auf das Vortheilhafteste aus.

Grassini (Madame), vormalige Kammerfängerin des Kaisers Napoleon singt einen Contract von seltener Schönheit mit einer noch seltenern Gewandtheit.

Grauin Grau, Monochromata, Französisch Camayeur, sind Malereien von einerlei Farbe, diese mag seyn, welche sie will.

Graubündlerland, einer der größten von den 22 Helvetischen Cantonen, sonst aus drei Bünden bestehend, dem grauen Bunde, dem Gotteshausbunde und dem Bunde der zehn Gerichte, welche eine unter die zugewandten Orte der Eidgenossenschaft gehörende Republik bildeten. Das Land ist 118 Quadratmeilen groß, gebirgig, aber von schönen Thälern durchschnitten, und zählt gegen 80,000 theils reformirte, theils katholische Einwohner, deren Hauptnahrungszweig die Viehzucht ist. Getreide hingegen muß vom Auslande her eingeführt werden. Die Verfassung Graubündens hat durch die nähere Verknüpfung an die Helvetische Republik keine weitere Abänderung erlitten, als daß das Contingent des Cantons zur Schweizer Armee auf 1200 Mann festgesetzt ist und daß er 12,000 Franken bezahlt, wenn die Schweizer Staatsausgaben 490,507 Franken betragen. Die gesetzgebende Macht hat wie vormalig die Landesgemeinde, den Vorschlag zu Gesetzen aber der Cantonsrath von 63 Mitgliedern, welche jedes Hochgericht nach den alten Verhältnissen wählt. Die vollziehende Gewalt besitzt der kleine, aus der ganzen Gemeinde frei gewählte Rath; die richterliche Gewalt ist ganz von der Staatsverwaltung getrennt. Die Landeshoheit des Cantons wird durch die allgemeinen Versammlungen oder Bundestage repräsentirt, welche wechselseitig zu Glanz im grauen Bunde, zur Ehre im Bunde des Hauses Gottes und zu Davos im Bunde der zehn Gerichte gehalten werden. Als Staat hat Graubünden keine öffentlichen Ausgaben, und kein Einwohner hat etwas an den Staat zu entrichten. Alle Ämter werden unentgeltlich verwaltet. Der Adel lebt einzeln in den Dörfern zerstreut, und kennt den Wettstreit im Luxus nicht. Die einfache, kostlose Entscheidung der wichtigsten Prozesse ist beneidenswerth; sie geschieht durch ein auf Verlangen des Klägers zusammenberufenes Gericht von 12 Personen, wobei sich die Kosten auf eine Kanne Wein und einen kleinen Laib Brot für jeden Beisitzer beschränkt; Anwälde kennt man nicht; höchstens nimmt der Bauer einen verständigen Mann mit sich vor Gericht.

Graun (Carl Heinrich), Capellmeister Friedrichs II., ward 1701 zu Wahrenbruck in Sachsen geboren, woselbst sein Vater Accis-Einnehmer war. Er war von drei Brüdern der jüngste. Sein Vater schickte ihn im Jahr 1713 mit seinem zweiten Bruder Johann Gottlieb in die Kreuzschule nach Dresden. Seine schöne Stimme erwarb ihm kurze Zeit darauf die Stelle als Rathscantor in dieser Stadt. Der Cantor Grundig unterrichtete ihn in der Vocalmusik und der Organist Pezold lehrte ihn das Clavier. Unter andern übte er sich für sich selbst durch das Studium der Cantaten von Kaiser, welche den Titel führen: Die musikalische Landlust. Er lernte sie fast auswendig, und seine Compositionen sind in dem Charakter derselben. Als seine Stimme zum Tenor übergegangen war, fing er an, die Composition unter der Anleitung des Capellmeisters Schmidt in Dresden zu studiren. Während er das Studium des Contrapunkts verfolgte, war er zugleich bemüht, seine Einbildungskraft zu begaben und seinen Geschmack als Sänger zu bilden. Dazu dienten ihm die Opern von Lotti und Heinichen, welche

eine erlesene Operistengesellschaft damals in Dresden gab. Im Jahr 1720 verließ er die Kreuzschule und begann für die Kirche zu componiren. Seine Verbindung mit Pisendel und dem berühmten Lautenspieler Weiß, und die Hilfe des Doctor Lösscher, des Architekten Karger und des Ceremonienmeisters und Hofpoeten König waren ihm dabei von dem größten Nutzen; aber besonders war es die Empfehlung des letztern, welche ihm den Weg zum Glück öffnete, indem sie ihm die durch Haffse's Abgang erledigte Stelle eines Tenoristen zu Braunschweig verschaffte. Braun erhielt sogleich eine Rolle in der Oper, welche während des Carnevals gegeben werden sollte, und reiste zu Neujahr 1725 nach Braunschweig ab. Da die Arien in seiner Rolle, wie Schurmann sie componirt hatte, nicht nach seinem Geschmack waren, verfertigte er eine andere Musik für selbige, und sang sie zur großen Zufriedenheit des Hofes. Dieser Versuch seines Talents verschaffte ihm den Auftrag, die Oper, welche nächsten Sommer gegeben werden sollte, in Musik zu setzen, und zugleich den Posten eines Vice-Capellmeisters. Unterdeß fuhr er fort, in jeder Oper bald seine eigenen, bald fremde Compositionen zu singen. So verlebte er, allgemein geachtet, mehrere Jahre, bis der Kronprinz von Preußen ihn sich vom Herzog Ferdinand Albrecht erbat, um ihn als Kammer Sänger bei seiner Capelle zu Reinsberg anzustellen. Der Herzog kündigte ihm selbst dieses glückliche Ereigniß an und ertheilte ihm seine Entlassung. Braun ging im J. 1735 zu seiner neuen Bestimmung ab. Die Beschäftigungen seines neuen Amtes bestanden in der Abfassung von Cantaten für die Concerte des Prinzen, welche er zugleich als Sänger vorzutragen hatte. Als der Prinz 1740 den Thron bestieg, ernannte er ihn zu seinem Capellmeister, und schickte ihn nach Italien, um für die neu zu errichtende Oper die nöthigen Sänger und Sängerinnen zu engagiren. Braun ließ sich auf dieser Reise hören, indem er seine eigenen Compositionen sang, und ward allgemein mit Beifall aufgenommen, selbst von dem berühmten Bernachi. Nach seiner Rückkehr vermehrte der König seinen Gehalt auf 2000 Thaler, und Braun beschäftigte sich seitdem ununterbrochen mit Compositionen für die Oper, bis er am 8. August 1759 starb. Sein Haupttalent als Sänger bestand in der Ausführung des Adagio, wiewohl er auch kräftige Partien mit Geschmack und Leichtigkeit vortrug. Seine Stimme war ein hoher Tenor, dem es wohl an Nachdruck, aber nicht an Anmuth gebrach. Der König vergoß Thränen, als er den Tod Brauns zu Dresden erfuhr. Man zählt ihn zu den besten klassischen Musikern wegen seiner schönen Erfindung, des Charakters und Ausdrucks seiner Compositionen, seiner schönen Melodie, seiner reinen Harmonie, und der geschickten Anwendung, die er von den Hilfsmitteln des Contrapunkts macht. Die ersten Compositionen, welche man von ihm kennt, sind die Motetten, welche er in Dresden für die Kreuzschule componirte. Später componirte er für den Cantor Reinholdt eine große Menge Kirchenstücke. Die Zahl seiner Werke, die er in Braunschweig, Reinsberg und Berlin verfertigte, ist sehr groß; es sind darunter mehr als dreißig Opern. Seine Musik zu dem Kammlerschen Tod Jesu wird insgemein für sein Meisterwerk angesehen. Der Capellmeister Hiller hat Braun's Leben geschrieben, aus welchem dieser Artikel gezogen ist.

Grave zeigt in der Musik eine langsame, ernste Bewegung an. Soll diese in der Ausführung gehörig charakterisirt werden können, so müssen die Tonstücke gewisse dem gemäß Einrichtungen haben: es würden z. B. lange Reihen gleiche Geltung habender Noten, stackirte oder rollende Passagen als Hauptfiguren hier am unrechten Orte stehen. Wen-

nigstens müssen, wenn man diese Fälle annehmen, und sich solche in vollkommnen Constücken denken will, andere Stimmen den Charakter des Grave durch abstechende Notengattungen behaupten und fühlbar machen. Punktirte Noten, Bindungen u. dgl. scheinen im Grave vorzugsweise zu passen, und müssen hier mit gewissenhafterer Präcision vorgetragen werden, als sonst bei langsamen und sangbaren Sätzen zu geschehen pflegt.

Graveswein, eine gute Sorte Bordeauxwein. Es gibt weißen und rothen. Die rothen Gravesweine wachsen, wie die weißen, auf einem mehr oder weniger steinigem Boden. Sie haben wenigen oder gar keinen Söhr, aber viel Blume (bouquet). Man theilt sie in vier Qualitäten ein, deren Preise zwischen 350 und 150 Livres variiren. Am vorzüglichsten ist der Haut-Brion. Zu dem Graves rechnet man auch den schönen St. Emillion, an der Dordogne, nahe bei Libourne; er geht größtentheils nach dem Norden. Sonst verschickte man die Gravesweine fast nach allen Ländern, weil sie sich sehr gut auf langen Seereisen halten.

Graviren heißt Figuren einschneiden, es sey in Holz, Metall oder Stein. Von der Kunst, in Holz zu graviren, wird unter Holzschneidekunst; von der Kunst, in Metall zu graviren, unter Kupferstecherkunst und ihren verschiedenen Arten, wie auch unter Stempelschneidekunst; von der Kunst, in Stein zu graviren endlich, wird unter Steinschneidekunst ausführlicher die Rede seyn.

Gravitation, Schwerkraft oder allgemeine Schwere, nennen wir die in der Körperwelt als allgemein wahrgenommene Erscheinung, daß alle Körper ohne eine äußere Ursache sich einander zu nähern oder selbst in der Entfernung anzuziehen streben. Dies findet nicht nur bei allen auf der Erde befindlichen Körpern, sondern auch bei den Himmelskörpern Statt. Erde und Mond, die Sonne und die umkreisenden Planeten ziehen einander gegenseitig an. Die Gravitation ist der Grund, daß ein frei gelassener Stein gegen die Erde lothrecht hinabfällt, sie ist aber auch der Grund, daß große Gebirgsmassen leicht fallende Körper von ihrer lothrechten Richtung merklich ablenken und zu sich hinziehen. Die Atomisten, nach deren Lehre nur von außenher eine Kraft auf die an sich feste Materie wirken kann, vermögen die Ursache der Gravitation nicht zu erklären. Nach der dynamistischen Lehrart beruht sie auf den anziehenden Kräften, die der Materie wesentlich angehören, und womit die Körper in allen Entfernungen, und selbst durch den leeren Raum auf einander wirken. Nach diesem Systeme liegt der Grund der allgemeinen Schwere in der Materie selbst, und die allgemeine Erfahrung stimmt damit überein. Schon Anaxagoras kannte sie, und Lucrez lehrt uns, daß sie ein Cas des epicureischen Systems war. Als man bei den Fortschritten der Astronomie die Gewißheit erlangte, daß die Himmelskörper von Kugelähnlicher Gestalt seyen, und nach der Ursache dieser Gestalt forschte, fand man keine andere, als die Schwere nach welcher die Materie ein Bestreben habe, sich zu vereinigen und nach einem gemeinschaftlichen Punkte zu drängen. Aber das Gesetz, nach welchem die Gravitation wirke, entdeckte Newton. Er fand, daß jedes materielle Element alle Körper in geradem Verhältniß und im umgekehrten der Quadratzahl seiner Entfernung von denselben anziehe. Aus diesem Gesetze lassen sich alle die Erscheinungen herleiten, welche unser Sonnensystem verbindet, nämlich die Bewegungen der Planeten um die Sonne, die Ungleichheiten des Mondlaufes, die Ungleichheit der Kometenbahnen, das Vorrücken der Nachtgleichen, die

Schwankung der Erdoberfläche, die Erhebungen, welche die Planeten durch gegenseitige Anziehungen auf einander in ihren Bahnen leiden, die abgeplattete Gestalt der Erde, des Jansens u. s. w.

Ordo (Johann Georg), ein
 ter, war im J. 1685 zu Raumburg in
 sänge zu Leipzig die Rechte, vornehmlich
 nach Leiden, wo er zwei Jahre Professor
 nachdem er sich als Professor der Rechts-
 und 1688 zu Leiden angestellt gewesen
 fühl der Herdiansten, Prorektor und
 fra. Hier lebte er mit Auszeichnung,
 starb den 22. Januar 1702. Aber er
 sich um das Griechische und Römische
 Verdienste. Seine Aufgaben des Seno-
 dial. Prose, John, Lucian u. s. w. sind
 wichtigsten jedoch sind keine beiden große
 von antiquariorum romanorum, und der in
 befragte Thesaurus antiquariorum et in

ig und Kritik
 , führte aus
 g, ging dem
 f, und ward,
 zu Duisburg
 auf den Leber
 Herde beru-
 . Schließ und
 Her erward er
 entscheidend
 i, Catull, Ho-
 rache. Ein
 der Thoma-
 von Barman
 s etc.

Ordo (Johann) war die Enkelin Marins, der Schwester Hein-
 richs VIII. und Maria's Silberer, des Sohns Johns Dabry's,
 Herzogs von Northumberland. Nachdem Maria von König Ludwig
 XII. Wittwe und kinderlos geblieben war, hatte sie sich mit Brandon,
 Herzog von Suffolk, dem Vater Johannens, vermählt. Der Herzog von
 Northumberland, welcher dem Herzog von Comberley in der Haut
 Edwards VI. gefolgt war, fürchtete, dieser Juch möchte in kurzem die
 Schwärze seiner Konstitution unterlegen, und fand kein anderes
 Mittel, sein Vaters zu bedauern, als die Prinzessinnen Maria und Elie-
 sabeth vom Thron zu entfernen, und Johannem, seine Schwägerin,
 ter, eine erlich herrliche, lebendwürdige und jugendhafte Fürstin, als
 Königin proklamieren zu lassen. Edward VI., ein starrer Protestant, ging
 in die Bauken seines Vaters ein, änderte die von Heinrich VIII.
 festgesetzte Ordnung in der Thronfolge, und versuchte, daß ihm die
 Kaiserin Heinrich's Greg's, von deren Johanna die dritte war, in der
 Regierung folgen sollten. Sie wurde auch wirklich in London als Kö-
 nigin ausgerufen, aber Marins Ludwig und Reich trugen den Sieg dar-
 von. Betrachtend begab sich Johanna der Würde, die man ihr ertheilt
 hatte, und die sie nur durch das Heiligkeit's Maria ließ die unglück-
 liche Nebenbuhlerin, nicht Elisabeth, welche nachher regierte, in den Zoo-
 wter von London setzen. Man machte ihr den Prose, und ihr Schwie-
 gervater und ihr Gemahl wurden mit ihr im J. 1554 enthauptet. Ihr
 Gemahl hatte die Erlaubnis erhalten, ihr das letzte Lebensodl sagen zu
 dürfen, aber sie verweigerte es, aus Furcht, eine Schwärze zu erden-
 ren. Jeder beklagte das Loos Johannens, welche in einem Alter von
 17 Jahren als das schuldlose Opfer der Herrsch. ihres Schwieger-
 vaters starb, und die dritte Königin war, die in England ihr Leben auf
 dem Holzgerüste endete. Sie war eine gelehrte Juch u. und hat selbst
 den Platin. Die Griechische Sprache war ihr so geläufig, daß an dem
 Morgen ihres Sterbetages sie einen Griechischen Brief an ihre Schwie-
 ger, die Gräfin Pembroke, schrieb. Eine Uebersetzung desselben findet
 sich in Lort's Geschichte von England.

Ordo, Thomas, den die Deutschen ihren Pindar zu nennen pflegen,
 ist auch und Deutschen durch seine latine Poesie, geschrieben auf einem
 Dorfschloß, wenigstens in den Uebersetzungen von Horst, Löffler
 und Ceum, rühmlich bekannt. Er wurde geboren zu London den 18.

Dec. 1716, studierte zu Cambridge, und begab sich hierauf nach London, um mit seinem geliebten West in dem Inn-Temple dem Studium der Rechte obzuliegen. Bald war ihm dieses lästig, und da sein zweiter Jugendfreund, Horazio Walpole, ihn zu Begleitung auf seinen Reisen ins Ausland einlud, nahm er diese Einladung mit Freuden an. Die Reise ging durch Frankreich und Italien, wo sie beide, durch Walpoles's Schuld, zerfielen. Gray mußte nun seine Reise allein fortsetzen,

1741 traf er wieder in England ein, alger als vielversprechend waren. Er

Abridge, wo er si

iner von den selte

eigenen geistigen!

Brod und Ehren,

ist beides hätte W

ueta Sprachen und

er schön so geschw

n, die er salarirte,

771. Dryden, Collins und Gray gel-

stärksten Lyriker. Uebertrafen jene ihn

rung, so übertraf er sie wieder weit an

Colorits und Harmonie des Versbaues.

sind wenige; aber jedes trägt das Sie-

! Schönsten Künsten überhaupt diejenigen

! Gegenstand einen wohlgefälligen Ein-

macht. Wir haben dafür die Wörter

reiz, Holdseligkeit, als eine Stufenfolge

pfündungen, deren die eine sich über die

is Allgemeine zu setzen; die übrigen be-

en. Nur das Schöne kann reizend

! es nicht bloß das Vergnügen der Be-

trachtung erregt, sondern zugleich eine schwärmerische Begierde, sich in-
 nig mit ihm zu vereinigen, es seiner Phantasie zu fortwährendem Ge-
 nuße zu übergeben. Anmuth und Lieblichkeit sind von Liebreiz und
 Holdseligkeit dadurch unterschieden, daß jene auch von leblosen und
 thierischen Wesen; diese bloß von Menschen und höheren Wesen ge-
 braucht werden können; jene ein durch die Auffassung einer Form er-
 regtes angenehmes Lebensgefühl, diese ein höheres, mit der Sittlichkeit
 nahe verwandtes Gefühl ausdrücken; jene in Werken der Kunst in der
 Anordnung und Manier, diese im Ausdruck ihren Grund haben.
 Liebreiz ist das echte Deutsche Wort für Grazie. Er ist nur dem Ge-
 schlechte eigen, welches wir das schöne nennen, und auch diesem nur in
 der Blüthe des Lebens. Liebreiz begleitet bei dem weiblichen Geschlechte
 den Ausdruck der Liebe, und athmet aus jenen zauberischen Mienen
 und Bewegungen, in welchen der Ausdruck der Liebe mit dem Aus-
 druck einer unschuldsvollen Begier, die Liebe zu verbergen, frei und
 natürlich verknüpft ist. Ihn seinen Werken einzuhauchen, wird dem
 Künstler nur in dem Moment der reinsten Begeisterung gelingen. Hold-
 seligkeit aber ist nur überirdischen, idealischen weiblichen Gestalten ei-
 gen; sie ist der Ausdruck vollendeter Reinheit der Seele, erhabener, all-
 umfassender Liebe und Sympathie gegen niedere Wesen, bei welchen man
 sich zugleich bestimmt fühlt, sich vertrauensvoll anzunähern und dem-
 thig zurückzutreten.

Grazien oder Charitinnen, die Göttinnen der Amuth, der schönen Sitte, von welchen, wie Pindar singt, den Sterblichen alles Schöne und Angenehme kommt, durch welche allein der Mensch weise, schön oder glänzenden Ruhmes ist. Die Dichtungen der Alten davor sind sehr verschieden. Nach Hesiodus und den meisten Dichtern und Mythographen war Jupiter ihr Vater; in Ansehung ihrer mütterlichen Abstammung aber weichen die Angaben sehr von einander ab. Phuruthus allein läßt sie aus einer rechtmäßigen Ehe entstehen. Bei Hesiodus heißt die Mutter Eurynome; und mit ihm stimmen die meisten Alten überein, Orpheus nennt sie Eunomia, Andere Eurydomene und Eurymedusa, ein Epigramm auf die Grazien Harmonia und die Scholien des Lucatius Hermone oder Harmonia. Wahrscheinlich aber sind dies alles Verstimmlungen des Namens Eurynome. Antimachus, ein Zeitgenosse Plato's, nennt sie Töchter des Helios und der Aegle, Cerebus Töchter des Bacchus und der Venus, und Nonus, des Bacchus und der Nymphe Koronis. Eben so verschieden werden ihre Anzahl und ihre Namen angegeben. Die Lacedämonier und Athener kan-

nen Namen Phaenna (die Schimmerndie aber die Namen Hegemone (die Herrin) gaben. König Ericoles führte 3 dreier Grazien ein, und Hesiodus nannte Aglaja (Glanz), Thalia (die Freiheit). Homer erwähnt ihrer in der Odyssee aber als Dienerrinnen und schmücken läßt. Er dachte dieser Göttinnen, bestimmt, die Tugenden Hesiods Dichtung komme der Homersie, wie sich schon aus den Namen von der höchsten Anlage zu gefallen, irdliche Vergnügen zu befördern und zu thun. Die spätern Dichter entfernten und machten aus ihnen allegorische Erscheinungen die Grazien (und eben diese nicht als herrschende, sondern als der Schimmernden, aber Venus schimmert durch sie gewinnt Venus die Herzen. Liebe und gesellschaftlicher Freuden ist eifrigste Genüsse und Annehmlichkeiten, andere Künste verschönern sie durch die Ausübung des Wohlthuns und der Tugenden. In ältern Zeiten bildete man die Grazien als ihre goldenen Bildsäulen des Marmors des Sokrates vor dem Eingange eben so im Tempel zu Elis, wo die Grazien und Weine von weißem Marmor, die durch sie von ihnen hielt eine Rose, die Anzeiger der Schönheit und Liebe), die in der Hand. In der Jugend) in der Hand. In der Hand. Ihr Dienst war in Griechenland daselbst eine große Anzahl von andern Gottheiten gemeinschaftlich, und dem Amor, Merkur und Apollon wurden mit Tanz gefeiert. Uebrigens

Schwur man bei den Chariten und wusch ihnen bei Tafel den ersten Becher.

Grätz, die Hauptstadt des Herzogthums Steyermark an der Mur, hat 4,600 Häuser, und unter diesen mehrere Paläste. Einwohner zählt man 40,000, von denen an 12,000 durch die Zick- und Kattun-Fabriken beschäftigt werden. Der Ort ist sehr wohlhabend, und das Gewerbe wird noch durch jährliche Messen befördert. Unter den wissenschaftlichen Anstalten verdienen eine Sternwarte mit einer Naturaliensammlung, und dann besonders das von dem Erzherzoge Johann gestiftete Museum, von seinem Gründer Johanneum genannt, bemerkt zu werden, diese ausgezeichnete wissenschaftliche Anstalt enthält nämlich reiche Sammlungen von Büchern, Kunstsachen, Instrumenten, Alterthümern, Urkunden zur vaterländischen Geschichte, Fabrik- und Landesproducten, welche sich auch durch patriotische Beiträge von Privatleuten immer vermehren. Mehrere Lesezimmer stehen für Gelehrte, Geschäftsmänner und Studierende offen. Auch werden Vorlesungen über Mineralogie, Chemie, Geschichte und Statistik, Astronomie, Technologie u. gehalten und fleißig besucht.

Grécourt (Jean Baptiste Joseph Villart de), wurde im Jahr 1683 zu Grätz geboren. Er studirte in Paris, erwarb den Grad eines Bacheliers an der Universität St. Martin in seiner Vaterstadt, und wurde durch seine Predigten bekannt, die mehrere Menschen zum Glauben brachten. Er erlaubte sich darin, die Sitten der Stadt, welche nicht besser waren, als die seiner Vaterstadt, zu kritisiren, und lebhaften Geist zu zeigen. Er wurde als witziger Kopf Eingang in die Gesellschaft der Academie zu Paris gefunden. Er änderte vorzüglich die Kunst der Satyre. Dieser nahm ihn in die Academie auf, einem Orte, den Grécourt nicht verlassen wollte, weil er hier alles fand, was er suchte. Seine ausschweifende Fantasie und seine ungeheuerliche Einbildungskraft hielten ihn ab; seine ganze Beschäftigung bestand in dem Schreiben von Romanen und andere kleine Gedichte zu verfertigen, und seinen Freunden mit der ihm eigenthümlichen Manier vorzulesen. In dieser Kunst war er ein solcher Meister, daß die ganze Feinheit seiner Poesien sich erst durch seinen Vortrag fühlbar machte: Dieses Talent, seine Lustigkeit und seine Einfälle machten ihn sehr angenehm; aber seine Neigung zur Satyre zog ihm auch manchen Feind zu. Er wollte gelehrt seyn, und hatte die Römischen Autoren ziemlich wohl inne; aber er gab sich das Ansehen, als ob er noch ungleich besser die Griechen verstünde, die ihm durchaus fremd waren. Die Schalkhaftigkeit seiner Freunde setzte ihn in dieser Rücksicht oft in Verlegenheiten, aus denen er sich jedoch durch Unerschämtheit zu ziehen suchte. Er starb zu Tours den 2. April 1745. Seine sämmtlichen Gedichte sind nach seinem Tod oft gedruckt worden. Sie enthalten außer mehreren mittelmäßigen Fabeln, Epigrammen, Liedern und andern kleinen Gedichten, 92 poetische Erzählungen und ein in Lateinischer Sprache abgefaßtes und wider den Jesuitenorden gerichtetes Gedicht Philotanus. Seine Poesien haben ganz den Charakter ihres Verfassers; sie sind lebhaft und witzig, aber auch unendlich muthwillig und ausgelassen.

Greenwich, eine schöne Stadt in England, in der Provinz Kent, an der Themse, mit einem königlichen Palast und einem Park. Berühmt ist das hiesige Observatorium, von dem Astronomen Flamsteed, der hier wohnte, auch Flamsteedhouse genannt, von welchem die Englischen Geographen und Seefahrer den ersten Meridian rechnen, der von Ferro $17^{\circ} 40'$ entfernt ist. Ferner ist hier das prächtige, von Wilhelm III. gestiftete und von seiner Nachfolgerin Anna obllig zu Stande gebrachte Hospital, worin über 2000 alte oder dienstunfähige Seeleute bis an ihr Lebensende verpflegt, und ausserdem 100 Knaben, Söhne von Seeleuten, in den Erwissenschaften unterrichtet und zum Dienst der Flotte erzogen werden. Zwei andere Orte dieses Namens liegen in dem Nordamerikanischen Freistaate New-Jersey.

Gregoire (G.), geboren zu Lüneville im J. 1750, ward Pfarrer zu Enovermesnil, hierauf Deputirter der Geistlichkeit von Nancy bei der General-Ständeversammlung. Er war einer der ersten Geistlichen, der zum dritten Stande übertrat, von welchem er mit lautem Beifall aufgenommen ward. Den 8. Juli 1789 widersetzte er sich der Annäherung der Truppen, welche der König nach Paris beschied. Gregoire war der erste Geistliche, der den constitutionellen Eid leistete, und wurde zum Bischof von Blois gewählt. Als die Flucht Ludwigs XVI. die Frage von der Unverletzlichkeit der königlichen Person zur Sprache brachte, erklärte sich Gregoire mit Nachdruck gegen den Monarchen, und verlangte, daß er von einem Convente gerichtet werde. Sinegen weigerte er sich, dem Beispiele Gobels, constitutionellen Bischofs von Paris, zu folgen, welcher am 7. November vor den Schranken erschien, und die katholische Religion nebst den bischöflichen Amtsverrichtungen abschwor. Er war selbst kühn genug, das Benehmen desselben zu mißbilligen. Im J. 1794 arbeitete er viel in dem Ausschusse für den öffentlichen Unterricht, und erstattete mehrere Berichte über den unersetzlichen Schaden, den der Terrorismus den Künsten und Wissenschaften zugefügt habe. Im September 1795 trat er in den Rath der Fünfhundert, und nach dem 18. Brumaire kam er von neuem in den gesetzgebenden Körper. Im Februar 1800 wurde er zum Präsidenten ernannt, und den 23. December 1801 auf die wiederholte Präsentation des gesetzgebenden Körpers zum Mitgliede des Erhaltungssenats gewählt. Ueberdies ist er Commandant der Ehrenlegion. Vor der Revolution war er Mitglied der Akademie von Metz, und wurde es nachher von dem Nationalinstitute und der Pariser Gesellschaft des Ackerbaues. Ihm verdankt Frankreich die Errichtung des Bureau der Längenmessungen und des Conservatoriums der Künste und Handwerke. Eben so machte er sich um die Wissenschaften verdient. Er ist Verfasser mehrerer Schriften, von denen die meisten ins Englische übersetzt worden sind. Im J. 1803 machte er eine Reise nach England und Deutschland. 1816 wurde er seiner Stelle als Mitglied der Akademie entsetzt.

Gregor VII., ehe er zum Pontificate gelangte, Hildebrand genannt, war einer der merkwürdigsten Päpste. Seine Jugendgeschichte ist wenig bekannt, selbst das Jahr und der Ort seiner Geburt ist ungewiß, indem einige Siena, andere Saona im Toskanischen und noch andere Rom als seinen Geburtsort nennen. So viel indeß ist gewiß, daß er seine Kindheit in Rom verlebte, als ein junger Mann eine Reise nach Frankreich machte, und hier mit dem Kloster zu Clugny in Verbindung kam, um das J. 1045 nach Rom zurückkehrte und hier eine Laufbahn sich eröffnete, welche ihn zu einem großen Ziele führen sollte.

Bekannter und zugleich wertwürdiger wird seine Geschichte von der Zeit an, wo er sich wieder in dem Kloster zu Clugny eine Zeit lang eingeschlossen hatte, und hier dem Papst Leo IX., nachdem er auf einer zu Worms gehaltenen Synode zum Pontificat ernannt worden war, auf seiner Reise durch Frankreich nach Rom bekannt ward. Er begleitete ihn nach Rom, und spielte von dieser Zeit an, obgleich im Verborgenen, eine bedeutende Rolle, indem er, vermöge der Herrschaft, welche große Geister über gewöhnliche Menschen ausüben, die Schritte dieses und mehrerer nachfolgender Päpste leitete. Erst nach dem Tode Alexanders II. im J. 1073 gefiel es dem Cardinal Hildebrand, den päpstlichen Stuhl zu bestiegen, auf welchen er sich, wenn es sein Wille gewesen wäre, weit früher hätte schwingen können. Was er längst schon durch mehrere Maßregeln, zu denen er den vorhergehenden Päpsten gerathen hatte, vorzubereiten bemüht gewesen, das suchte er nun selbst mit dem rastlosesten Eifer auszuführen. Es war sein Entwurf, dem Römischen Stuhl nicht bloß die höchste Gewalt in der Kirche und über die Kirche zu verschaffen, und die ganze Fülle der geistlichen Gewalt in die Hände des Papstes zu bringen, sondern auch die Kirche von der Gewalt des Staats gänzlich unabhängig zu machen, und den Königen und Fürsten den Einfluß abzuschneiden, den sie bisher noch in mannigfaltigen Beziehungen zu behaupten gewußt hatten. Er wollte gleichsam eine Theokratie stiften, in welcher der Papst der Statthalter Gottes, der höchste Regent in politischen eben so wohl als in kirchlichen Angelegenheiten seyn sollte. Das Meiste für die Ausführung seines Plans ver-

sprach er sich
Rechte der Für-
welche die Für-
her ließ er im
dige Dekret an
ihrer Aemter o
Amt aus der
bei Strafe des
zu ertheilen.

namentlich der
Investiturrecht
mit dem Kaiser
de sich so weni
Aufopferung d
zum Kriege mi
der Kaiser, du
tet, während d
und menschlich
Krieg eben ni
Freunde im Re
Suspensionsur
ter von dem K
kaiserliche Käti
ben sollten, uni
schiffe sich ann
bekannt, in we
schonen und 1

solle. Der unbedächtige Kaiser versammelte unverzüglich eine Synode zu Worms, und ließ das Absetzungsurtheil gegen den Papst aussprechen, wodurch denn dieser bewogen ward, auch seinerseits zum Ausrück-

ken zu schreiten, den Kaiser in den Bann zu thun, und alle seine Unterthanen und Vasallen von dem Eid der Treue zu entbinden. Bald sah der Kaiser ganz Oberdeutschland gegen sich aufstehen, zu eben der Zeit, da die Sachsen in Niederdeutschland den Krieg gegen ihn erneuerten, und als die sammelten Fürsten den Schluß faßten, daß zu einer ar geschritten werden sollte, ergab er sich ihnen fast auf mußte sich vorschreiben lassen, daß er den Papst, den würden, in das Reich zu Rommen, als Richter über ne excommunicirten Rätbe entlassen, und sich als r Regierung betrachten wolle. Beihülft von diesem nrich auf den Gedanken nach Rom zu eilen, und pste die Losprechung von dem Banne zu erbetteln. I, fast ohne Befolge, reiste der Kaiser nach Rom, und kaum seinen Augen, als er ihn so tief gesunken sah. dem Gebiete der Markgräfin Mathildis, traf der Kaiser den Papst, welcher darauf drang, daß sich der Kaiser einer kirchlichen Buße unterziehen müsse, und ihn deshalb 3 Tage lang in dem Aufzuge eines Büßenden in dem Hofe zu Canossa warten ließ. Bald aber bereute der Kaiser diesen Schritt, und es sammelten sich wieder mehrere seiner Freunde um ihn, und nach einem mit abwechselndem Glücke geführten Kriege trug er den Sieg über den ihm entgegengesetzten Gegenkaiser, Rudolph von Schwaben, davon.

den einen
enthro-
lichtete,
Inglück
n wer-
bert,
Roberts
elassen.
im J.
Edli-
wingen
Stans
i woll-
i, ihre
Kein
n, als
nt un-
Be-
s Gein-
ausge-
ondern
bloßes
jewesen
seinem
Nichter,
ti, für
ich der
of und
einem
besetzt
el mit

weißen Federn; Ctesias gibt ihm blaue, glänzende Nackensehern, einen Adlerschnabel und feurige Augen. Spätere Schriftsteller setzen noch manches hinzu. Nach dem Verfasser des Buchs: *De rerum natura*, ist er größer, als ein Adler, hat an den Vorderfüßen große Adlersklauen, an den Hinterfüßen Löwenklauen, legt in sein Nest einen Achat; aus den Klauen macht man Trinkgefäße. Er ist so stark, sagt Ctesias, daß er im Kampf mit allen Thieren Sieger bleibt, den Löwen und Elephanten ausgenommen. Man gab Indien für sein Vaterland aus, und glaubte, daß er auf hohen Bergen niste; nie erwachsen, wohl aber

Diese Hindernisse überwunden, so ist man aber auch für alle vorhergegangene Beschwerlichkeit des Wegs durch den Anblick der ungeheuren Granitmassen, die wie Betten übereinander geschichtet sind, und oft nur von einem kleinen Klumpen gehalten, den Einsturz zu drohen scheinen, hinlänglich belohnt. Wilde Gesträuche und kleine Fichten drängen sich aus den Spalten der Felsenwände hervor, und erhöhen den schönen romantischen Anblick. In den Felsenhölen nisten zuweilen Raubvögel, die mit fürchterlichem Geschrey die Gegend umkreisen, wenn sie irgend etwas in ihrer Ruhe stört. Eine Bergstraße führt aus dem Städtchen Thum hinauf auf den Freywald, zieht sich nur kurze Zeit auf dem Wege nach Stollberg hin, und verliert sich endlich in mehrere Holzwege und unwegsame Bergpfade. Hier und da stehen am Wege einzelne Kauen, aus denen die Schläge des Häufels dumpf heraufschallen. Der einzige der Felsen, den man bequem besteigen kann, ist durch eine hölzerne Treppe auf Befehl des jetzigen Königs, als damaligen Kurfürsten, bei seiner Anwesenheit noch zugänglicher gemacht worden. Zwar ist jene erste Treppe durch die Einwirkung der Witterung längst vernichtet, allein sie ist so wie das obere um den Vorsprung des Felsens geführte Geländer erst jüngst noch erneuert worden. Hat man nun den Felsen erstiegen, so findet man sich durch die herrliche Aussicht, die sich unsern Blicken in die weite Gegend öffnet, für die Beschwerlichkeit des Aufsteigens reichlich belohnt. Die romantischen Gegenden des obern, und die mahlerischen, lachenden Thäler des niedern Erzgebirges liegen als ein lebendiges Panorama vor unsern Blicken ausgebreitet. Nach Norden zu überseht das Auge die Gegenden bis über den Rochlitzer Berg hinab und verliert sich in den weiten Ebenen des Niederlandes, Westwärts ist die Stadt Altenburg mit ihren Thürmen, und vor ihr das Bergstädtchen Hohenstein mit seinen freundlichen Häusern sichtbar. Südlich nach Böhmen zu sind die Ansichten weniger lachend, sondern mehr düster und romantisch, und schauerlich die tiefen Klüfte zwischen Schlettau und Annaberg. Hoch erheben sich die sonderbar gebildeten Bergmassen des Pil-Scheiben und Hagberges, und des Bärensteins, und gleichsam als Staffage liegt die Stadt Annaberg auf dem ebenen Abhange des Pilberges, mit ihren schwarzen Schieferdächern und ihrer majestätischen Hauptkirche. Den Horizont füllt an dieser Seite der Keil- und Fichtelsberg mit ihren himmelanstrebenden Scheiteln. Natürlich mußten diese Felsenmassen schon in den frühern Zeiten dem Aberglauben reichen Stoff liefern, daher die Sagen von Kobolten und Berggeistern. Gewiß ist es aber, daß man zu verschiedenen Zeiten Pfeilspitzen, Sporen, Scherben, Schlüssel, und Eisen von mancherlei Form in den Gegenden um und an dem Greifenstein gefunden, woraus erhellet, daß die frühere Geschichte desselben in tiefes Dunkel verhüllt ist.

Grell. Dieses Wort wird in der Malerei auf den Ton der Farbe, auf die Farbe selbst, und auf Licht und Schatten angewendet. Ein greller Farbenton ist derjenige, der sich nicht durch einen sanften Uebergang in den ihm zunächst stehenden verliert und mit demselben verschmilzt; eine grelle Farbe ist eine schreiende, unharmoonische, der gebrochenen entgegengesetzte Farbe; ein grelles Licht, ein greller Schatten entsteht dann, wenn sie in großen Massen zu plötzlich mit einander abwechseln.

Grenoble, die Hauptstadt in der Dauphiné (Depart. Isère) an der Isère, ist eine alte, große und ansehnliche Stadt mit 24,000 Einwohnern, welche gute Handschuhe, Hüte, Tuch, Leinwand und Me-

21
22
23
24

25
26

Handel damit treiben. Es
 ein Kunstmuseum, Lyceum,
 die Bergschloß, das Zeug-
 die Parlamentshaus, die Ca-
 Spaziergänge.
 ord) Staatssekretär des In-
 gelegenheiten, zweiter Sohn
 Ministers zu Anfang der schin-
 gen Regierung, ward geboren den 25. October 1759. Bei seinem Ein-
 tritt in das Parlament schlug er sich zu Pitts Partei, und wurde zum
 Sprecher des Unterhauses ernannt. Im Mai 1791 übertrug der Kö-
 nig ihm das Departement der auswärtigen Angelegenheiten, nachdem
 er früher schon im Departement des Innern gearbeitet hatte. Im De-
 cember 1792 und Januar 1793 antwortete er auf die verschiedenen No-
 gen Chauvelins, der als Französischer Minister anerkannt seyn wollte,
 und deutete ihm an, daß England fortfahren würde, die Maßregeln,
 welche die Zeitumstände nothwendig machten, zu verfolgen, und daß
 man ihn in keinem öffentlichen Charakter anerkennen könne. Eben so
 kündigte er ihm an, Se. Großbritannische Majestät würden nie zuwe-
 den, daß diejenigen, welche sich eines Verbrechens gegen Ludwig XVI.
 schuldig machten, je einen Zufluchtsort in Großbritannien finden dürf-
 ten. Den 11. und 12. Februar desselben Jahres meldete er beiden Hän-
 fern des Parlaments die Kriegserklärung ^{Frankreichs gegen England und}
 Holland, und schloß seine Rede mit ei-
 Englischen Regierung. Den 17. Juni
 Hause der Pairs der Verteidigung des
 in Holland, an, dem man Schuld
 Feindseligkeiten veranlaßt zu haben. Im
 nicht geringerer Wärme das Benehmen d-
 hauptsächlich den 17. Februar über die V-
 gen Frankreich; den 30. April für die
 lianz; den 5. Mai über die Errichtung
 corps; den 22. desselben Monats über
 Habeas corpus Acte, die er als eine un-
 hütung innerer Unruhen, welche England
 des Benehmens, das England bei den
 lungen zu Lille zu beobachten hätte, nur
 rath zu London gehalten, dem Grenville bewohnte, und wo er der Mei-
 nung war, ernstlich an den Frieden zu denken; doch gewann seine Mei-
 nung nicht die Oberhand. Er war damals von allen Ministern der
 jenige, welcher bei der Opposi-
 Im J. 1799 sprach er für die
 als zu Ende des Jahres die erste
 fer Würde, an den König von
 densvorschlüge zu thun, answori-
 fer, daß die Wiedereinsetzung d-
 inungen des Vertrags seyn m-
 den. soßem mit Frankreich, beide
 Frieden wiederkehren zu sehen.
 lassung bei dem Departement d-
 darauf widersetzte er sich im O-
 eines Ausschusses zur Untersuchung des National-Eratts, welchen Lord
 Darnley in Vorschlag gebracht hatte, und rechtfertigte das vorige Mi-
 nisterium. Bei Wiedereröffnung des Parlaments im November 1802

größten Kunst stand.
 ds mit England, und
 nach Annahme die-
 ren hatte, um Frie-
 le, damaliger Mini-
 eine der ersten Be-
 bestritt er das Frie-
 eigenen Wunsch, dem
 nahm er seine Ent-
 angelegenheiten. Kurz
 arztigkeit der Bildung
 National-Eratts, welchen Lord
 Darnley in Vorschlag gebracht hatte, und rechtfertigte das vorige Mi-
 nisterium. Bei Wiedereröffnung des Parlaments im November 1802

sprach er lebhaft gegen das Ministerium, das den Frieden mit Frankreich geschlossen hatte; sagte, daß nur Maßregeln der größten Anstrengung die Britische Macht vom Untergange retten könnten, und daß diese Maßregeln genommen werden müßten, nicht aber von den gegenwärtigen Ministern, sondern von dem Manne (auf Pitt deutend), den England als seinen Retter ansehe und erwarte. Er berief sich hauptsächlich auf die außerordentliche Macht Frankreichs und dessen Vergrößerungen, und beklagte sich, daß man in dem Vertrage von Amiens die treuesten Allirten Englands, den Statthalter und den König von Savonien aufgeopfert habe. Im Januar 1806 trat er an Pitts Stelle und wurde zum Premierminister und Kanzler der Schatzkammer ernannt, welche Stellen aber im März 1807 an seiner Statt Canning und Percival erhielten.

Gresset (Jean-Baptiste-Louis), St. Michaels-Ritter, Historiograph des St. Lazarusordens, und Mitglied der Akademie française war 1709 zu Amiens geboren, trat in seinem 16. Jahr in den Jesuitenorden, und verließ ihn 10 Jahre nachher wegen des Aufsehens, welches sein Gedicht Vert-Vert machte. Angekündigt in Paris durch die Stimme des Rufs, wußte er denselben zu behaupten und zu vermehren, und ward im J. 1748 in die Französische Akademie aufgenommen. Er lebte zu Amiens, wo er eine treffliche Finanzstelle verwaltete und eine reiche Frau geheirathet hatte. Die ländliche Natur, aus der er fast alle seine Bilder entlehnte, wurde sein Lieblingsaufenthalt. Glücklich pries er, wie Horaz, ein genügsames und unbekanntes Leben im Schooße der mütterlichen Natur. Nach dem Tode Ludwigs XV. kam er nach Paris, und wurde gewählt, um Ludwig XVI. im Namen der Akademie zu seiner Thronbesteigung Glück zu wünschen. Hof und Stadt wünschte den Mann zu sehen, der sie so treffend geschildert hatte. Aber er schien denen, die ihn gekannt hatten, nicht mehr der nämliche, und die Meinung, welche seine ersten Hervorbringungen erweckt hatten, wurde ungemein geschwächt durch seinen Discours, worin er einen frühern von Suard beantwortete. Er machte darü seiner Entrüstung Luft über die Laster und Lasterlichkeiten der Hauptstadt: man wollte den Verfasser des Méchant nicht darin erkennen. Seine Gemälde schienen nicht natürlich, sondern Caricaturen. Man suchte vergebens, den Druck des Werks zu hintertreiben. Nach seiner Rückkehr nach Amiens ließ er es vielmehr neu auflegen, mit einem aus Prosa und Versen gemischten Briefe vermehrt, worin er seiner Feder einen noch freiern Lauf verstattet. Er überlebte seine Rückkehr in sein Vaterland nicht lange, und starb den 16. Juni 1777, ohne Kinder zu hinterlassen. Die Annehmlichkeit seines Umgangs, die Unwandelbarkeit seiner Grundsätze, die Redlichkeit seines Charakters gewannen ihm ausgezeichnete Freunde und die Gunst des Hofes. Ludwig XVI. erhob ihn im J. 1775 in den Adelsstand. Sein Vert-Vert ist ein durch Wis, Leichtigkeit und Anmuth ausgezeichnetes Werk, dessen Werth um so größer erscheint, als der Stoff selbst wenig Hülfsmittel darbot. „Dieses Gedicht,“ sagt d’Alembert, „würde unter den Händen eines andern eine fade und abgeschmackte Posse geworden seyn; und in dem Bezirk des Klosters, wo es erzeugt wurde, sein Grab gefunden haben. Gresset besaß in seiner Eingezogenheit die Kunst, das rechte Maß des Scherzes zu treffen, das einen so unbedeutenden Gegenstand in den Augen der feinen Welt anziehend machen konnte.“ Er hatte es noch mit einem Gesange, *Pouvoir des nones* überschrieben, vermehrt, welcher, wie man sagt,züge seines Talents enthielt: aber er verbrannte ihn in,

seiner letzten Krankheit. Dennoch ist die Hoffnung, daß er sich erhal-
 ten habe, nicht ganz verschwunden, da man weiß, daß er ihn an Fran-
 drich II. geschickt hat. Auf Vert-Vert folgte La Chartreuse. Diese
 Epistel verräth einen originellen Charakter, eine milde Philosophie:
 man findet darin Harmonie, und eine an Heppigkeit gränzende Fülle
 des Ausdrucks. Von geringem Worth nach Louis Racine an dem Marquis
 Bougeant und Les Ombres. D
 ß in langen und schlappenden V
 und sorgfältiger gearbeitet ist sein
 Genesung. Gretry wollte von der
 leben, aber sein Edward III.
 wieder auf dem Theater erschie
 Stolz noch kälter. In dem S.
 wurde, ist die Intrigue schwach
 finden sich schöne Verse darin.
 Erfolg gegeben wurde, ist wegen i
 schönen Versification, wegen der
 der Wahrheit der Charaktere eine
 Sie wäre vollkommen, wenn ei
 schönen Eigenschaften kränzte. U
 Uebersetzung der Elogen Virgils in
 seinen Papieren haben sich unter andern zwei bis jetzt noch ungedruckte Oe-
 dichte gefunden: *Le Gasotin* und *Le parrain magnifique*. 64.

Gretry (Andre-Ernest-Modeste), Mitglied der Ehrenlegion und
 des Instituts, ist geboren zu Lüttich den 21. Februar 1721. Sein Ge-
 fühl für den musikalischen Akordmus äußerte sich schon mit dem vier-
 ten Jahr, und hätte ihm fast das Leben gekostet. Er war allein; das
 Wallen siedenden Wassers in einem eisernen Loof fesselte seine Auf-
 merksamkeit; er sang an, nach diesem trommelähnlichen Geräusch zu
 tanzen: darauf wollte er auch sehen, wie sich dieses periodische Wogen
 in dem Gefäß bilde, und gab es in ein sehr glühendes Steinkohlens-
 feuer aus. Die Explosion war so heftig, daß er vom Dampf blühte,
 und fast am ganzen Körper verbrannt zur Erde fiel. Dieses Ereigniß
 zog ihm eine langwierige Krankheit zu, und schwächte seine Kräfte für
 immer. Im J. 1759 verließ Gretry sein Vaterland, um sich in Rom
 in der Musik zu vervollkommen. Er genoss hier den Unterricht meh-
 rerer Lehrer, aber Casali ist der einzige, den er anerkennt. Er hatte
 schon in Rom einige Italienische Scenen und einige Symphonien ab-
 geben lassen, als er von den Unternehmern des Theaters Alberti beauf-
 tragt wurde, 2 Intermesos in Musik zu setzen. Sein erster Schritt
 auf dieser Laufbahn sollte mit einem glücklichen Erfolge besetzt seyn:
 er gewann einen Beifall, der ihm ein glückliches Vorzeichen für die
 Zukunft ward. Am schmeichelhaftesten war ihm das Urtheil Metta-
 ni's, der öffentlich sein Werk gebilligt hatte, besonders, weil es
 nicht dem gewöhnlichen Wege folgte. Wohl aufmerksam
 und verehrt in der Hauptstadt Italiens, setzte Gretry daselbst seine
 Arbeiten und Studien fort, als Melon, Mitglied der Französischen
 Gesandtschaft zu Rom, ihm eine Partitur von Ross et Golan zeigte,
 welche den Wunsch in ihm erweckte, sich in Paris bekannt zu ma-
 chen. Auf dem Wege nach Frankreich verweilte er zu Genf. Er ließ sich bei
 Voltaire einführen, von dem er wohl aufgenommen ward, und er wußte
 es, denselben um ein Gedicht zu bitten. Voltaire sagte es ihm zu,
 und schickte es ihm nach Paris. Es kam jedoch nicht zur Ausführung.
 Gretry verließ Genf nicht, ohne sich vorher bekannt gemacht zu haben.

Er setzte die Oper *Isabelle und Gertrud* in Musik, welche in Paris gegeben worden war, und deren Musik etwas schwach geschienen. Der Beifall, den die seinige erhielt, bestimmte ihn, nach Paris zu gehen, um dort ein Theater und Schauspieler zu finden, die seiner würdiger wären. Länger als 2 Jahre hatte er, wie so viele andere, jene hundertköpfige Hyder zu bekämpfen, die einem bescheidenen, verständigen, sie zu besiegen ausgerüsteten Künstler nur zu oft in den Weg tritt. Nach vielen leeren Versprechungen und getäuschten Hoffnungen erhielt er von Marmontel den *Huron*, dessen Text und Musik in 6 Wochen vollendet wurde, und dessen Aufführung im J. 1769 den entschiedensten Erfolg hatte. Mit noch größerem Enthusiasmus ward bald darauf der *Lucile*, eine Comödie in einem Akt, aufgenommen. Er widmete sich von nun an ausschließlich dem Theater, und schrieb im Laufe der Zeit gegen 40 Opern, deren Aufzählung wir um so eher ersparen können, da sie zum Theil sehr bekannt sind. Gretry hat wie Pergolesi die Declamation zum Typus des musikalischen Ausdrucks genommen, und die Fehler, die er zuweilen gegen die Harmonie begangen hat, sind diesem Bestreben zuzuschreiben und mit Bewußtseyn von ihm begangen worden. Im J. 1790 gab er seine *Mémoires ou Essais sur la musique* heraus, welche 1793 in einer neuen Auflage von 3 Bänden erschienen. Der erste Band enthält das künstlerische Leben des Verfassers und Bemerkungen über seine Opern: die beiden andern sind moralischen und metaphysischen Inhalts; auch hat Gretry ein politisches Werk 1801 unter dem Titel *De la vérité*, und das Jahr darauf eine einfache Methode, um präcludiren zu lernen, herausgegeben. Eines seiner letzten Werke sind seine *Réflexions d'un solitaire*. Seine Statue, von de Livry ausgeführt, ziert den Eingang des Theatre de l'Opera comique. Er starb im J. 1813 zu Paris, und ward aufs feierlichste beerdigt.

Grenze, ein geistreicher Maler, geboren zu Tournus bei Macon im J. 1725. Nachdem er zu Rom studirt und die Werke der größten Meister kennen gelernt hatte, kehrte er in sein Vaterland zurück, und erwarb sich durch sein herrliches Talent eben so viele Bewunderer als Meider. Originell in der Wahl seiner Gegenstände und in der Composition, ist er es eben so sehr in Colorit und Zeichnung. Charakteristisch ist der moralische Zweck, auf den alle seine Gemälde hindeuten. Vorwerfen kann man ihm vielleicht etwas Affektation und Theatralisches; auch ist die Nachlässigkeit, mit der er absichtlich seine Draperien behandelte, mit Recht zu tadeln. Seine Köpfe und halben Figuren sind in allen Cabinetern Europa's verbreitet, und haben sowohl in Colorit und Beleuchtung, als in geistreicher lebendiger Zeichnung einen hohen Grad der Wahrheit. Er hat deren eine große Anzahl geliefert; viele davon sind gestochen und zieren die Zimmer der Reichen und Armen. Sein Gemälde: *La petite fille au chien*, gilt für sein Meisterwerk. Er starb zu Paris 1805, 79 Jahre alt, und hinterließ 2 Töchter, deren eine, Anna mit Namen, das Talent ihres Vaters geerbt hat.

Greny, Mitglied des Unterhauses im Englischen Parlament, ist eines der vorzüglichsten Oppositionsglieder dieser Kammer. Er begnügte sich nicht, fortwährend für den Frieden mit Frankreich zu sprechen, sondern erhob sich mit Kraft am 2. Febr. 1801 gegen den Krieg, den das Ministerium Schweden und Dänemark erklärt hatte. Die Kaufleute von Stockholm ließen dafür eine Medaille auf ihn prägen, welche sein Bildniß mit der Umschrift enthält: „Dem braven Weltbürger, der die Rechte der Nationen vor der Versammlung des Britischen“

Volks vertheidiger.“ Er hat seitdem fortgelehrt, eine der kräftigsten Stimmen der Opposition zu seyn. Bei der Erhebung des Wankertums, welche im Februar 1806 nach Vind Tod erfolgte, wurde er zum ersten Vize-Admiral und zum Staatssecretär ernannt, und erhielt den Titel eines Viscounten; aber im Mai 1807, bei der neuen Veränderung des Ministeriums, verlor er diesen Posten wieder, und Langens trat an seine Stelle.

Griechenland. Die Namen Griechen und Griechenland waren bei den Eingebornen nicht einheimisch, sondern entstanden in Asien, wahrscheinlich durch die aus Epirus dahin gewanderten Pelasgischen Colonien, welche, indem sie, sich nach Strabo, dem Sohne ihres Stammvaters Iphialus, Griechen nannten, Veranlassung gaben, daß dieser Name auf alle die Völker übertragen wurde, welche dieser Sprache mit ihnen redeten. Bei den Eingebornen selbst hieß Griechenland in den frühesten Zeiten, z. B. bei Homer, Ionia oder Ionia; nachher bekam es den Namen Hellas, und nach der Eroberung durch die Achaer den Namen Ithaca, unter dem jedoch Macedonia und Epirus nicht mitbegriffen war. Die Griechischen Nationen aber waren so weit zerstreut, daß es dadurch schwierig wird, genau zu bestimmen, was zu Griechenland gehört und was nicht. Bald nachher man Griechenland nur im engeren Sinne, wie es auf drei Seiten vom mitteländischen Meer umflossen, im Norden durch die Thonischen Gebirge von Macedonia getrennt, etwa 2000 Quadratmeilen enthält, bald in einem weitem Sinne, der Macedonia mit einschließt, das Hellespontische, das Ionische und Aeolische Meer ihm zu Gränzen gibt und die Inseln dieser Meere mit umfaßt. Demnach bestand Griechenland theils aus freiem Lande, theils aus Inselgruppen. Das freie Land theilte man in Nordgriechenland, Mittelgriechenland, oder Hellas, Ionia und den Peloponnes. I. Nord-

griechenland
größten und si
bewässert, der
mächtigen Gasi
Vindus erhebt
Porsalus und
nächst Ithalia
uralte Zeusort.

1. Nordgriechenland (jetzt Ithalia) sind die
aller Griechischen Länder, von dem Vened
liegende Thal Lampe stehend, in den Eder
Die geirrenen Berge Olympus, Ossa und
und unter den Städten sind Larissa,
berühmt. b) Epirus (jetzt Albanien),
Landschaft Griechenlands. Hier war das
Hauptstadt Amphibia. c) Macedonia

nien (jetzt Macedonia oder Ithalia Thalien), erst seit Philipps und Alexander zu Griechenland gerechnet, welche gleichsam ein Mitglied zwischen Griechenland und Thracien; dem Nordlande, im Sinne der Griechen, welchem Macedonia selbst früher beizurechnen wurde. II. Mittelgriechenland oder Hellas (jetzt Ithalien) enthält sehr Landschaften: a) Aegaeonien, mit dem Hauptort Argos-Amythodien, dort rohe und kriegerische Einwohner, keine bedeutenden Flüsse und Berge. b) Aegaeonien, mit den Flüssen Aegaeon und Eurus, und den Städten Kalypso, Chalkis und Thermus. Gebirge und unfruchtbar. c) Doris oder Doris Tetrapolis (edemals Dreyort), mit den Städten Vindus, Erinus, Poion und Argimon. d) Laconien, mit dem berühmten Berg von Thermopylae, von drei Völkern bewohnt, den Coenischen, Epionischen und Argonischen Lakonen. Hier waren die Städte Spas, Naupolis, Argolis und Argimon. e) Phocis, vom Egeischen bewässert. Hier erhebt sich der Parnassus, unter welchem Delphi, berühmt durch Apollons Orakel, lag. Außerdem sind Krissa und Amphi hier zu bemerken. f) Euboea,

was voll dicker, neblichter Luft, aber trefflicher Viehweiden, außer vielen kleineren Flüssen, von dem Asopus und Ismenus durchströmt und reich bewässert, zählte viele blühende Städte, Thebe, Oropus, Plataea, Leuctra, Choesia, Chäronea, Orchomenos u. a. Berühmt sind hier die Berge Helicon und Cithäron. g) Attica, eine schmale Landzunge, felsigt, trocken, meist unfruchtbar, eben deshalb aber der früheste und nachmals der schönste Sitz hellenischer Cultur. Hier hatte Athen die Gesetzgeber, Helden, Dichter und Künstler, die noch jetzt die Bewunderung der gebildeten Welt sind. Unter den übrigen Ortschaften Attica's zeichneten sich Marathon, Decelia, Rhamnus und Laurion aus. h) Megaris, mit der Stadt Megara, die kleinste aller Griechischen Landschaften. III. Die Halbinsel des Peloponnes (Morea), zu welcher durch Megaris der Corinthische Isthmus führt, umfaßte acht Landschaften: a) Das Gebiet von Corinth, mit der gleichnamigen, früher Ephyre genannten Stadt, berühmt durch Handel und Reichthum. b) Das kleine Gebiet von Sikyon, mit der alten Stadt gleiches Namens. c) Achaja, zuerst Aegialos, dann Jonia genannt, hatte in seiner Ausdehnung längs des Corinthischen Meerbusens bis zum Flusse Melas zwölf Städte, unter denen Dyme, Patra und Pellene die beträchtlichsten waren. d) Elis, von dem Alpheus, der mehrere kleinere Flüsse aufnimmt, durchströmt, erstreckte sich von Achaja südwestlich an der Meeresküste hin. Vor Elis und Kollene ist hier Olympia wegen der hier gefeierten Spiele berühmt. e) Messenia, unterhalb Elis an der Meeresküste bis zur Landspitze hinreichend, mit der Stadt Messene und den Gränzfestungen Ithome und Ira. f) Laconia, Laconica, Lacedämon, ein Gebirgsland, vom Eurotas durchströmt, wird von dem Messenischen, Laconischen und Argolischen Meerbusen von drei Seiten bespült. Berühmt ist seine Hauptstadt Sparta und unter seinen Bergen der Taygetos. g) Argolis, mit den Städten Argos, Mycenä, Epidaurus, Trözene, Nemea, Lerina und Tiryns, von dem Inachos bewässert, bildet eine kleine Halbinsel zwischen der Laconischen und Articanischen. h) Arcadien, in der Mitte der Halbinsel gelegen, reich an Flüssen, Quellen und Triften, und vom Alpheus durchströmt, mit den Städten Mantinea, Tegea, Megalopolis und den Bergen Skyllene, Erymanthus, Stymphalus und Mänalus. — Die zu Griechenland gehörigen Inseln lagen I. im Jonischen Meere, an der West- und Südseite des festen Landes. 1) Corcyra (Corfu), 2) Cephalonia, 3) Asteris, 4) Ithaca (Val de Combare); 5) Zakynthos (Zante), 6) Strophades, zwei kleine Inseln, 7) Ephacteria, Ephagia, drei Inseln, 8) Kranas, 9) Cythera (Ce-rigo); 10) die Inselgruppe des Argolischen Meerbusens, Irene, Ephyra, Liporenos, Colonis, Trikrana, Aperopia, Hydrea, Helinsa, Pythiussa, Aristeras; 11) die Pelopsinseln beim Gebiet von Trözen, unweit derselben Sphäria, Calauria (Poros); 12) Aegina, früher Dennon; 13) Salamis (Coluri), früher Nychrea, und mehrere umherliegende, die Pharmakussischen, die vier Methurischen, Psittalia, Atalanta; 14) Creta (Candia). II. Im Aegäischen Meere an der Süd- und Nordseite des festen Landes, im sogenannten Archipelagus lagen: 1) Carpathos (Scarpento) und Casos, nordöstlich über Creta, 2) Rhodus, 3) Cyprus, 4) die Cycladen, d. i. Delos umliegende Inseln, die westlichen, und 5) die Sporaden, d. i. zerstreut liegende, die östlichen des Archipelagus. Zu den Cycladen gehören Delos (Sdilli), Rhenea, Mikonos, Tenos (Tine), Andros, Spartos, Keos, (Zia), Syros, Kythnos (Thermia), Seriphos, Siphnos, ehemals Merope, Kimolis, (Argentire)

Welos (Milo), Thera, (Santorin), Anaphe, Astypalea (Stamvolia),

sus und bald nachher auch des Cyrus gekommen, und selbst Aegypten
 chenland wurde von Persiens übermüthigen Beherrschern, Darius und
 Xerxes, mit gleicher Knechtschaft bedroht. Da aber erwachte der Hel-
 denmuth der freiheitliebenden Griechen und zeigte sich in seinem hert-
 lichsten Glanze. Athen und Sparta, mit einander verbunden, wider-
 standen fast ganz allein den ungeheuern Heeren der Perser, und die
 Schlachten bei Marathon, Thermopylä und Plataea, so wie die See-
 treffen bei Artemisium, Salamis und Mycale lehrten die Perser, daß
 Griechenland nie zu ihren Eroberungen gehören werde. Dieser glorreiche
 Kampf bereicherte es mit einer unermesslichen Beute und führte die
 höchste Stufe der Macht und des Wohlstandes herbei. Vor allen an-
 dern Griechischen Staaten aber erreichte Athen die höchste Blüthe und
 das entschiedenste Uebergewicht. Das Oberkommando, welches bisher
 Sparta geführt hatte, kam an Athen, dessen Feldherr Cimon die Per-
 ser zum Frieden und zur Anerkennung der Freiheit der Kleinasien
 zwang. Zugleich ward Athen der Mittelpunkt der Künste und Wissen-
 schaften. Jetzt brach der Peloponnesische Krieg aus, veranlaßt durch
 Athens übermäßigen Stolz, den Sparta nicht länger ertragen konnte.
 Dieser verderbliche Krieg, der Griechenlands Inneres verheerte, demü-
 thigte Athen, bis Thrasybul es wieder befreite; dagegen mußte sich
 Sparta auf kurze Zeit unter Thebens allgewaltigen Epaminondas und
 Pelopidas beugen. Aller dieser Unruhen ungeachtet blieb die Cultur in
 Griechenland noch im Steigen. Jetzt blühten neben den Dichtern Künst-
 ler, Staatsmänner und Philosophen; der Handel war im größten Flor,
 und Sitten und Lebensart waren aufs höchste verfeinert. Nun aber
 trat die unglückliche Periode ein, wo mit dem Ende der politischen
 Freiheit Griechenlands auch die Cultur desselben zu sinken anfing, ohne
 daß sie sich je wieder auf die ehemalige Stufe emporheben konnte. Im
 Norden von Griechenland hatte sich ein mächtiger erobernder Staat ge-
 bildet, dessen Beherrscher Philipp, unter Epaminondas und Pelopidas
 zum Feldherrn gebildet, Tapferkeit mit schlauer Politik verband. Die
 Uneinigkeit unter den Griechischen Staaten bot ihm Gelegenheit, sein
 herrschsüchtigen Plane auszuführen, und die Schlacht bei Chäronea gab
 Macedonien die Oberherrschaft über ganz Griechenland. Vergebens
 hoffte dasselbe nach seinem Tode sich wieder frei zu machen. Thebens
 schreckliche Zerstörung foderte Unterwerfung unter den mächtigen Genius
 des jungen Alexander. Während er als erster Feldherr der Griechen
 über die Perser die glänzenden Siege ersocht, veranlaßte eine falsche
 Nachricht von seinem Tod einen nochmaligen Versuch, die Freiheit wie-
 der zu gewinnen, den jedoch Antipater vereitelte. Eben so unglücklich
 endigte der Lamische Krieg nach dem Tod Alexanders. Griechenland
 war jetzt fast zu einer Macedonischen Provinz herabgesunken und hatte
 nur noch einen Schein von Freiheit. Berweichlicher Luxus hatte die
 alte Tapferkeit und Energie verzehrt. Endlich schlossen die meisten Staa-
 ten des südlichen Griechenlands, Sparta und Aetolien ausgenommen,
 den berühmten Achäischen Bund zur Behauptung ihrer Freiheit gegen
 Macedonien. Als dieser Bund sich aber mit Sparta entzweite, suchte
 er Macedoniens Hilfe und war durch dieselbe siegreich. Allein diese
 Freundschaft ward bald für Griechenland verderblich, denn sie verwickel-
 te dasselbe in die Handel Philipps mit den Römern, welche zwar an-
 fänglich großmüthig gehug waren, die Freiheit der Griechischen Städte
 zu bestätigen, während sie in dem Kriege gegen Antiochus Aetolien und
 bald darauf auch Macedonien in eine Römische Provinz ver wandelten;
 allein später fiengen sie an, den Achäischen Bund unter sich zu ent-

die innern Streitigkeiten der Griechen lezten schwachen Versuch, ihre . Der Ausgang eines so ungleichen entschieden seyn; die Eroberung Äthiopen Herrschaft. Während der Zeit des Ptolema bis zur Eroberung Ägypten und Wissenschaften unter ist unter Alexander ihr goldenes rchischen Colonien in einem noch id, besonders ward seit Alexandria seit. Da sie ebenfalls nach und ter kamen, wurden auch sie, wie er wieder, der Römer, zu denen überwanderten. Unter August endochatten ihrer bisherigen Frachtigkeit zu seyn, obgleich ihre Sprachen, Künste und Geschma übererren. Der Charakter der Nation mer einen Griechen in der Regel schloß verachteten. Asiatischer Lu malige Eitelkeit von Freiheit und

Selbstständigkeit war erforden und niedriger Eclavenstamm an seine Stelle getreten. Die Nation ward immer ausschweifender, ärmer, verächtlicher, unbedeutender; und zu Aurelians Zeiten, gegen den Anfang des vierten Jahrhunderts, war kaum noch eine Spur von derselben vorhanden, da zugleich die barbarischen Völker recht anfangen ihre verderbenden Verwüstungen auch in Griechenland auszubreiten. Von den Sitten und der Denkweise der Griechen hat man im Allgemeinen folgende Schilderung entworfen. Die Hauptzüge im dem Charakter derselben waren von jeher eine gewisse Einfachheit und Ehrlichkeit. Von seinem frühesten Taseyn an war der Grieche sein eigener Lehrer, und wenn er von Andern lernte, geschah es mit Freiheit und Selbstständigkeit. Das große Vorbild seiner Empfindungen war die Natur, die in seinem Vaterland alle Reize in sich vereinigte. Der noch ungebildete Grieche war männlich und stolz, edel und unternehmend, eben so ausschweifend in seinem Haffe wie in seiner Liebe. Er schätzte und übte Gastfreundschaft gegen Fremde und Landsleute. Diese Grundlage des Charakters des Griechen hatte auf ihre religiösen, politischen, juristischen und philosophischen Meinungen einen großen Einfluß. Griechenlands Götter waren nicht, wie in Aſien, in ein heiliges Dunkel gestellt; sie waren in ihren Fehlern und Tugenden menschlich, standen aber höher, als die Menschen. Sie gingen mit denselben vertraut um; Gutes und Böses kam aus ihren Händen; alle körperlichen und geistigen Gaben waren ihr Geschenk. Eben so menschlich, wie die Aſien Götter Griechenlands, war auch die Moral der Aſien Griechen. Sie befahl, die Götter durch genaue Beobachtung der Bedräuche zu ehren, die Gastfreundschaft heilig zu halten, selbst Werdner zu schonen, wenn sie zu den Oberten ihre Zuflucht nahmen, das Blut des Verwandten an dessen Werdner zu rächen. Gegen den Feind war List und Rache erlaubt. Kein Gesetz befahl die Keuschheit. Nur die Gewalt des Vaters, Ehemannes oder Bruders beschützte die Ehre des weiblichen Geschlechts, welches daher auch in beständiger Abhängigkeit lebte. Verlorne Unschuld wurde zwar streng bestraft, aber der Verführer freute sich seines Sieges ohne das Gefühl eines begangenen Mordes, und brachte den Göttern

eben so wohl Opfer und Geschenke, als ob er die rühmlichste Handlung begangen hätte. Die Sicherheit des häuslichen Lebens beruhte einzig auf dem Hausvater. Aus diesen Grundzügen der ältesten Sitten der Griechen entsprang in der Folge die Eigenthümlichkeit ihrer religiösen Gesinnungen, ihre Liebe zur Freiheit und Thätigkeit, ihre Vorliebe für Schönheit, ihr Großsinn und die Einfachheit in ihrem häuslichen und bürgerlichen Leben. Die Religion der Griechen war zwar, besonders in den ältesten Zeiten, voller Aberglauben, doch nicht in dem Grade wie die Religion der Römer; so kannte z. B. der Grieche das Auguralwesen nicht. Er neigte sich, wie allenthalben, so auch in der Religion, mehr zur Fröhlichkeit, und diente den Göttern weniger durch Gesinnungen als durch äußere Ceremonien. Auf die Sittenlehre, den Glauben und den Unterricht des Geistes hatte die Religion wenig Einfluß. Nur den Glauben an die Götter und eine Fortdauer nach dem Tode forderte sie, ferner Enthaltung von den größten Verbrechen und Beobachtung der vorgeschriebenen Gebräuche. Gute Sitten und wahre Religiosität zu befördern, wirkten anfangs bei den Griechen die Einfachheit ihrer Lebensart und gewisse dunkle Vorstellungen von einer alles regierenden, das Gute liebenden und belohnenden, das Böse aber hassenden und bestrafenden Gottheit, späterhin aber eine durch Dichtkunst und Philosophie erzeugte Aufklärung, welche von den Gebildeten sich auch dem großen Haufen mittheilte. Man hatte in der schönsten Blüthe der Griechischen Cultur sehr geläuterte Begriffe von einer einzigen Gottheit, ihrer Allwissenheit, Allgegenwart, Heiligkeit, Güte, Gerechtigkeit, und von einer würdigen Verehrung derselben durch Tugend und Reinigkeit des Herzens. Eben so lauter war die Sittenlehre der Griechen. Man trug sie anfangs in sinnreichen Sprüchen vor; dahin gehören die bekannten Sprüche der sogen. sieben Weisen. Nachher traten Sokrates und dessen Nachfolger auf und verbreiteten gereinigte Grundsätze. Die Freiheitsliebe der Griechen hatte ihren Grund in dem glücklichen Schicksale, von jeher ohne Druck und ohne Furcht vor andern Völkern gelebt zu haben, verbunden mit einer angeborenen Lebhaftigkeit des Geistes. Sie war es, welche kleine Heere unüberwindlich machte und einen Timoleon, Solon und Lykurg Kronen entsagen ließ. Die Freiheit der Griechen war ein Werk der Natur und Folge ihrer ersten patriarchalischen Lebensart. Die ersten Könige wurden als Hausväter betrachtet, denen man freiwillig und zu seinem eigenen Vortheil gehorchte. Wichtigste Angelegenheiten entschied die Volksversammlung. In seinem Hause war jeder Herr; Abgaben wurden nicht bezahlt. Als aber die Könige ihre Gewalt mehr und mehr ausdehnten, war man darauf bedacht, ihre Würde ganz abzuschaffen, und es entstanden Freistaaten, die sich mehr oder weniger zur Aristokratie oder Demokratie hinneigten, oder auch aus beiden gemischt waren; die Bürger liebten den Staat, weil nicht Willkühr, sondern weise Gesetze ihn regierten. Diese edle Liebe für das freie Vaterland war es, welche Leonidas dem Perserkönige sagen ließ, er wolle lieber sterben, als über Griechenland herrschen, welche den Solon, Themistokles, Demosthenes, Phocion begeisterte, daß sie, ungeachtet des Andanks ihrer Landsleute, lieber dem Staat und den Gesetzen als ihrem eigenen Vortheil dienen möchten. Von der Thätigkeit der Griechen zeugt der Anbau ihres nicht sehr fruchtbaren Landes, das durch den Fleiß seiner Bewohner viele Millionen nährte. Gleichen Eifer nehmen wir in den Colonien wahr; allenthalben blühten Handel, Schifffahrt und Gewerbe; Kenntnisse aller Art wurden eingesammelt; der Geist der Erfindung war rastlos geschäftig; man lernte die Freuden

eines geselligen, aber auch allmählig eines geräuschvollen und stüppigen Lebens kennen. Aus eben dieser Quelle der Thätigkeit entsprang auch die Liebe zu wahrhaft großen Handlungen und Unternehmungen, wovon die Griechische Geschichte so viele und außerordentliche Beispiele aufstellt. Noch ein charakteristischer Zug des Griechen war sein Sinn für Schönheit, sowohl geistige als körperliche. Dieser Sinn, durch die Natur geweckt und gebildet, schuf aus sich selbst ein Ideal von Schönheit, das ihr zum Maßstab ward für alle Erzeugnisse der Kunst, und dessen Wahrheit sich ewig bewähren wird. Es ging über auf alle seine Umgebungen, und ist in edler Einfachheit allem aufgeprägt, was von ihm ausging. Er machte die Griechen zu Lehrern aller Zeiten und Geschlechter.

Griechische Arzneikunde. E. Arzneikunst und Griechische Literatur.

Griechische Kirche heißt derjenige Theil der Christenheit, welcher in seinen Glaubenslehren, Gebräuchen und kirchlichen Einrichtungen der im ehemaligen Griechischen Kaiserthume gegründeten, und vom 5. Jahrhundert an unter den Patriarchen von Constantinopel, Alexandrien, Antiochien und Jerusalem eigenthümlich ausgebildeten Ansicht und Ausübung des Christenthums folgt. Die im 3. und 4. Jahrhunderte durch allgemeine Kirchenversammlungen und fleißigen Verkehr der Gemeinden mit einander erst mühsam zur Uebereinstimmung gebrachte Christenheit trug gleichwohl wegen ihrer, den ganzen Orient und Occident des Römischen Reichs umfassenden, Ausdehnung und der Verschiedenheit der ihr zugehörigen Völker an Sprache, Denkart und Sitten schon den Keim einer künftigen Scheidung in sich. Die Gründung des neuen Roms in Constantinopel, die politische Trennung des Römischen Kaiserthums in das Orientalische oder Griechische und Occidentalische oder Lateinische, die auf den Kirchenversammlungen zu Constantinopel 381 und zu Chalcedon 451 durchgesetzte Erhebung des Bischofs zu Constantinopel zum zweiten Patriarchen der Christenheit nach dem Römischen, die Eifersucht des letztern gegen die anwachsende Macht des erstern, dies alles waren Umstände, bei denen es nur der Zweideutigkeit des vom Griechischen Kaiser Zeno 482 promulgirten, und den Lateinern wegen des Scheines einer Abweichung von den Beschlüssen der Chalcedonischen Kirchenversammlung anstößigen, Edictes, bekannt unter dem Namen des Henotikon, bedurfte, um eine förmliche Spaltung in der christlichen Kirche herbeizuführen. Der Patriarch Felix II. zu Rom sprach über die Patriarchen zu Constantinopel und Alexandrien, welche die vornehmsten Werkzeuge des Henotikons gewesen waren, 484 den Bannfluch aus, und hob dadurch die Kirchengemeinschaft sämmtlicher Morgenländischer, diesen Patriarchen abhängigen Gemeinden mit den Abendländischen auf. Zwar vermochte der Römische Patriarch Hormisdas bei veränderten Gesinnungen des kaiserlichen Hofes 519 die Wiedervereinigung der Griechischen Kirche mit der Lateinischen zu erzwingen; allein diese ohnehin nicht ernstlich gemeinte und nur lose angeknüpfte Verbindung wurde durch Hartnäckigkeit von beiden Seiten und Römische Bannflüche gegen die Bilderverstürmer unter den Griechen 733 und gegen den Patriarchen Photius zu Constantinopel 862 wieder aufgelöst. Die Vermehrung des Griechischen Kirchengebiets durch neubekehrte Völker, z. B. die Bulgaren, erweckte um diese Zeit die Eifersucht des Papstes aufs neue, und er verfuhr um so übermüthiger gegen die Griechen, da er sich von der Oberherrschaft der Griechischen Kaiser losgemacht, und an dem neu entstandenen Fränkisch-Römischen Kaiserthum einen sichern Schutz ge-

gen sie hatte. Photius dagegen machte den Lateinern die Willkühr zum Vorwurfe, mit der sie einen schriftwidrigen Zusatz in das Symbolum vom Ausgange des heiligen Geistes eingeschaltet, und manchen Gebrauch der alten rechtgläubigen Kirche geändert hätten, z. B. daß sie den Priestern die Ehe verboten, das Chrisma wiederholten und Sonnabends als am Jüdischen Sabbath fasteten; besonders aber beschwerte er sich mit Recht über die Anmaßung des Papstes, der sich zum Oberherrn über die ganze Christenheit aufwerfen, und auch die Griechischen Patriarchen als seine Untergebenen behandeln wollte. Die zweimal vom Papst errungene Absetzung dieses Patriarchen stellte dennoch die Kirchengemeinschaft der Griechen mit den Lateinern nicht völlig wieder her, und da der Constantinopolsche Patriarch Michael Cerularius 1054 die Lateiner, außer den von Photius gerügten Punkten, auch wegen des Gebrauchs ungesäuerter Brote beim Abendmahl, wegen des Genusses vom Blut ersticker Thiere und der Sittenlosigkeit des Lateinischen Klerus überhaupt anfs neue verketzte, Papst Leo IX. ihn dagegen auf die übermüthigste Weise excommunicirte, so kam es zu einer völligen Trennung der Griechischen Kirche von der Lateinischen. Stolz, Rechthaberei und hierarchischer Eigennus vereitelten seit dieser Zeit alle Versuche, welche theils die Päpste, um den Orient in ihr Kirchengebiet zu ziehen, theils die von Kreuzfahrern und Muhamedanern gleich bedrängten Griechischen Kaiser, um sich des Beistandes Abendländischer Fürsten zu versichern, zur Vereinigung der getrennten Kirchen machten. Keine von beiden wollte in den oben behrührten freitigen Punkten der andern nachgeben. Während der Katholicismus sich nun durch das hierarchische System Gregors VI., und durch die scholastische Philosophie immer vollkommener und eigenthümlicher ausbildete, blieb die Griechische Kirche bei dem von Johannes dem Damascener schon 730 geordneten Lehrbegriffe und ihrer alten Kirchenverfassung stehn. Die Eroberung von Constantinopel durch Französische Kreuzfahrer und Venetianer 1204, und die harten Bedrückungen, welche die Griechen von diesen Lateinern und dem päpstlichen Legaten erdulden mußten, konnten ihre Erbitterung nur vermehren, und obgleich der Griechische Kaiser Michael II. Paläologus, der 1261 Constantinopel wieder erobert hatte, den Primat des Papstes anerkennen wollte, und durch seine Gesandten und einige seiner Creaturen aus dem Griechischen Klerus das Schisma auf der Kirchenversammlung zu Lyon 1274 abschwören ließ, auch 1277 zur Befestigung des Vereins mit den Lateinern eine Synode zu Constantinopel gehalten ward; so widersetzte sich doch die Masse des Griechischen Klerus diesem Schritte, und da Papst Martin IV. 1281 selbst den Kaiser Michael aus politischen Beweggründen in den Bann gethan, stellten die 1283 und 1285 zu Constantinopel von den Griechischen Bischöffen gehaltenen Synoden ihre alte Lehre und die völlige Absonderung von den Lateinern wieder her. Den letzten Versuch machte endlich der von den Türken aufs äußerste bedrängte Griechische Kaiser Johannes VII. Paläologus nebst seinem Patriarchen Joseph auf der 1438 erst zu Ferrara und im folgenden Jahre zu Florenz unter dem Vorsitze des Papstes Eugen IV. gehaltenen Kirchenversammlung; allein die daselbst getroffene Vereinigung hatte eher das Ansehen einer Unterwerfung der Griechen unter den Römischen Stuhl, und wurde von dem Griechischen Klerus und Volke durchaus verworfen, so daß es in der That bei der noch jetzt fortwährenden Trennung beider Kirchen blieb. Die Einmischung der Griechischen Kaiser, welche immer

is meiste Interesse bei diesen Vereinigungsversuchen gehabt hatten, ste mit dem Sturz ihres Kaiserthums und der Eroberung von Constantinopel durch die Türken 1453 von selbst auf, und die Bemühungen der Römisch-Katholischen, sich die Grichische Kirche zu unterwerfen, konnten seitdem nur den Erfolg haben, einzelne Gemeinden in Italien, wohin sich viele Griechen vor den Türken geflüchtet hatten, in Ungarn, Galizien, Polen und Litthauen unter die Hoheit des Papstes zu bringen, welche jetzt unter dem Namen unirte Griechen bekannt sind. Zum Gebiete der Grichischen Kirche gehörten bis in das 7. Jahrhundert außer Ofsirgien, dem eigentlichen Griechenland mit Thessalien und dem Archipelagus, Kleinasien, Syrien mit Palästina, Arabien, Armenien in Mesopotamien und Persien: allein durch die Eroberungen des Mahomeds und seiner Nachfolger verlor sie seit dem 7. Jahrhundert in Asien und Afrika, und selbst in Europa allmählig Anhänger durch die Invasion der Türken im 15. Jahrhundert allmählig ab. Auf der andern Seite fehlten ihr die Abkömmlinge der slavischen Völker, welche durch die Missionen der Römisch-Katholischen Missionen abgeworben wurden. In dem 17. Jahrhundert wurde durch die Missionen der Römisch-Katholischen Missionen abgeworben wurden. In dem 17. Jahrhundert wurde durch die Missionen der Römisch-Katholischen Missionen abgeworben wurden.

.....
 iten Constantinopelischen, der
 Grichischen allgemeinen Kirchen
 Constantinopel gehaltenen Trullanischen
 Synoden allein Autorität in Glaubenssachen
 Patriarch Cyrillus Lucaris zu Constantinopel
 in der Nähe von Konstantinopel merkbare Annäherung an
 im Leben geblüht hatte, wurde 1642 von Peter Mogilas, Metropolit
 von Kiew, eine Darstellung des Glaubens der Russen
 in Grichischer Sprache abgefaßt, unter dem stolzeren Titel: Ortho-

.....
 die Russen zu,
 zur Annahme des
 römischen Glaubens
 welches nebst den
 ersten, zweiten und
 dritten Concilien
 von Chalcedon
 die Grichischen
 nach dem der gelehrte
 die in seinem Glaubensbekenntnis
 1629 mit
 Peter Mogilas, Metropolit
 von Kiew, eine Darstellung des Glaubens der Russen
 in Grichischer Sprache abgefaßt, unter dem stolzeren Titel: Ortho-
 doxe Grichischer Kirche und apostolischen Patriarchen der Grichischen
 Kirche zu Moskau
 und sanctionirt, 1662 Grichischer
 Patriarchen Mettrarius von
 dem letzten Russischen Patriarchen
 Befehl Peter des Großen von
 dem es vorher 1672 auf einer Synode
 von Peter des Großen
 der Grichischen Kirche erklärt
 worden, wie die katholische, eine
 und Tradition, an, unter
 die die Apostel bloß mündlich
 überliefert, besonders Johannes vom
 ersten allgemeinen Kirchenversammlungen
 in der Römisch-Katholischen
 Kirche kennt sie nicht an, untersagt
 neue Dogmen aufzustellen; ihre
 Irrthümer und so notwendig aus, daß
 sie abläugnen könne. Ganz
 entgegengesetzte Ansicht nur vom
 Römisch-Katholischen und Protestantischen,
 welche den heiligen Geistes vom Vater
 Sie zählt, wie die Katholiken,

Sieben Sacramente: Taufe, Chrisma, Abendmahl mit vorhergehender Oprenbichte, Buße, Prieſterthum, Ehe und heiliges Oel, hat aber dabei das Eigene, daß ſie 1) bei der Taufe das dreimalige Eintauchen des ganzen Körpers ins Waſſer, wogegen nun Kinder oder erwachſene Profelyten getauft werden, zur völligen Reinigung von der Erbfünde für nothwendig hält, und das Chrisma (Firmelung) als die Vollendung der Taufe gleich mit dieſer Ceremonie verbindet; 2) beim heiligen Abendmahle, zwar die Tranſubſtantiation, auch die katholiſche Anſicht des Wirtſchafts annimmt, aber doch vorchreibt, daß das Brot geſäuert, der Wein nach Orientaliſcher Weiſe mit Waſſer vermiſcht und beide Geſalten jedermann, auch den Kindern, noch ehe ſie recht wiſſen, was Sünde iſt, in dem Maße gereicht werde, daß der Communi- cant das Brot gebrochen in einem mit dem conſecrirten Weine gefüllten Löffel erhält; 3) bei dem Prieſterthum allen Geiſtlichen, ausgenommen den Kloſtergeiſtlichen und der aus ihnen zu wählenden höheren Geiſtlichkeit bis zum Biſchoff herab, die Ehe mit einer Jungfrau gebietet, mit einer Wittwe aber und eine zweite Ehe un- terſagt, und daher vermittelte Geiſtlichen ihre Pfarrämter nicht beibehalten, ſondern in ein Kloſter gehen läßt, wo ſie Hieromonaſch heißen. Nur ſelten verſtatten die Biſchöffe einem Wittwer, ſein Pfarramt beizubehalten, und von dem Grundſatze, daß ſich für die höhere Geiſtlichkeit die Ehe überhaupt, und für die niedere wenigſtens die zweite Ehe nicht ſchicke, gibt es keine Ausnahme. Der Ehe der Laien hält die Griechiſche Kirche nicht für unauflöslich, und verſtattet häufig Eheſcheidungen, aber mit den verbotnen Graden der Verwandſchaft, beſonders der geiſtlichen Verwandſchaft zwiſchen Patern und Gevattern, nimmt ſie es eben ſo genau, wie die katholiſche Kirche, und erlaubt auch den Laien die vierte Ehe nicht. Von dieſer letztern Kirche unterſcheidet ſie ſich auch dadurch, daß ſie mit dem heiligen Oele nicht nur Sterbende, ſondern auch Kranke überhaupt zur Wiederherſtellung der Geſundheit, zur Vergebung der Sünden und zur Heiligung der Seele ſalben läßt, daß ſie das Fegfeuer nicht annimmt, auch von Prädeſtination, überverdienſtlichen Werken, Indulgenzen und Ablaß nichts weiß, und weder den Primat des Papſtes, noch irgend einen ſichtbaren Stellvertreter Chriſti auf Erden anerkennt. Ferner duldet ſie keine geſchnittne

Begenſtän-
 1 und der
 de der re-
 und allen
 n Kirchen
 7 Anru-
 die Grie-
 Gräber
 ngen im
 bel. Von
 bei dem
 Sie ſo-
 n überdieß
 Oſtern,
 tergeb-
 iſſen

*) Bei den neuern Griechen iſt es ſpeichwürdig: man darf ſie kein Bild anbeten, deſſen Nase ſich zwiſchen zwei Fingern faſſen laſſe.

vom 25. bis 26. November, außerdem noch am Tage der Enthauptung Johannis und Kreuzerhöhung. Der Gottesdienst der Griechischen Kirche bleibt fast ganz beim äußern Cerimoniel stehen: Predigen und Katecheten machen den geringsten Theil davon aus, und im 17. Jahrhundert unter dem Zaar Alexei war das Predigen im Ausland sogar schon verboten, damit nicht neue Lehren dadurch verbreitet würden. In der Kirche predigen meist nur die höhern Geistlichen, weil diese allein im Rang einer Bildung sind. Jede Gemeinde hat ihr bestimmtes Chor von Sängern, welche Homarien und Psalmen singen, die Gemeinden selbst aber hören nicht nur bei und aus Psalmen, sondern auch die Instrumentalmusik ist ganz vom Griechischen Gottesdienst ausgeschlossen. Die Liturgie besteht übrigens außer der Messe, welche als die Hauptsache betrachtet wird, im Vorklesen von Gebetsstücken, Gebeten und Heiligenlegenden, und im Herlesen von Glaubensbekenntnissen oder Eordänen, welche der Liturg oder Priester anbringt und das Volk im Chor fortsetzt und beendet. Die Äbter folgen ebenfalls der strengen Regel des heil. Basilus. Der Griechische Abt heißt Higuменов, die Äbtissin Higuменов. Der Abt eines Griechischen Klosters, unter dessen Aufsicht mehrere andere stehen, heißt Wasswandrit, und hat den Rang gleich nach den Bischöfen. Die niedere Geistlichkeit in der Griechischen Kirche besteht übrigens aus Liturgien, als: Vorklesern, Sängern, Exodiatoren und Diakonen, und aus Priestern, als: Popen und Protopopen oder Exypriestern, welches die ersten Prediger an Haupt- und Kirchhöfen sind. Meist als zum Protopopen können es Liturgen und Priester nicht bringen, denn die Bischöfe werden aus den Klerikalischen gewählt, und aus den Bischöfen die Exyrischen, Metropolitnen und Vasropolitnen. Die Griechische Kirche unter Türkischer Hoheit ist wohl es der Druck, unter dem sie lebt, erlaubt, ganz der ältesten Verfassung getreu geblieben. In Warden der Patriarchen zu Konstantinopel, Alexandria, Antiochien und Jerusalem bestehn noch, doch

als alte Kaiser der ehemaligen Bischöfe von als ökumenischer Patriarch auf der aus den 4 Päpsten Metropolitnen und Bischöfen, und so vornehmlich in der heiligen Synode zu Konstantinopel. In sie im ganzen Türkischen Reiche die obere Gerichtsbarkeit über die Griechen aus, und wird auch von den in Malizien, in der Bukowina, in Elben Inseln als das Oberhaupt der Griechischen Kirchen in Ägypten & Patriarchen haben, da sich in ihrem zum Nubensdamianus bekennt, auch sehr gerühmt in Alexandrien das nur 2 Kirchen zu Laus in dabei meist von der Gnade des Konstantinopel römische Einkünfte, muß aber demobis die Hälfte des Grobheeren abgeben, der die Kirchen zwar doch immer sehr nieder hält. Es dürfen keine neuen die Erlaubnis, aber auszubessern, wecheln Thürme und Glocken an ihren Kirchen setzen, undung nicht tragen, meist nur bei Nacht den Pöbel hören nur des Nachts Messe lesen, und müssen epistole errichten, von denen die Türken frei sind, Jahr an wünschlich eine starke Korruption, um Lösung vom Kopfodschneiden, an den davon nur das weibliche Geschlecht frei ist. Kon

Wunder, daß unter den Griechen in der That eine alte Beifügung im Umlauf ist, von Rußland werde einß Hilfe und Rettung für sie kommen. Sollte dies je geschehen, und der Eifer, mit dem die Russische Regierung sich der Volksaufklärung annimmt, anhaltend und mit glücklichem Erfolg begrünet seyn; so könnte die Griechische Kirche vielleicht auch noch aus den allgemeinen Fortschritten der Volksbildung in Europa, von denen sie bis jetzt wenig Nutzen genommen hat, manchen Vortheil ziehen und Veränderungen erfahren, die ihren Cultus belebender und erbaulicher, und ihre Befenner geistiger machen würden. Bis jetzt hat aber die starke Unabhängigkeit dieser Kirche am Alten, ihre Bigotterie und die Abneigung ihrer meisten Befenner jedem Verbesserungsversuch im Wege gestanden.

Griechische Kunst. Wo der Griechischen Kunst gedacht wird, denkt man gewöhnlich nur an die schöne Kunst, und im noch engerm Sinne an die schöne bildende Kunst Griechenlands, häufig aber so, daß dadurch etwas Vollkommenes, Vollendetes bezeichnet werden soll, weil man dann weniger an das Land, als an den Genius der Bewohner dieses Landes denkt. Unter Genius der Griechen verstehen wir aber eine geistige Naturart, durch die es möglich ward, daß der Bewohner Griechenlands jenen fernem Sinn und heißen Geist, jene selbst Phantasie, jenen Jacten und reinen Geschmack, jenen richtigen Verstand und tiefen Forschungsgeist bekam, wodurch die Werke ihrer Dichter, Philosophen, Redner, Geschichtschreiber und Künstler sich auszeichneten, und Jahrtausende lang die Bewunderung und Muster aller gebildeten Nationen wurden. Was, in Sachen des Geistes und Geschmacks, solche Eigenschaften vereinigt, pflegt man als Griechisch zu preisen; und wer schloße nun nicht hieraus, wenn nicht auf den höchsten, doch auf einen sehr hohen Grad von Vollkommenheit in der Griechischen Kunst? Auch hat sie diesen in der That erreicht. Erreichte aber sagen wir absichtlich, damit Niemand wähne, sie habe in Griechenland von jeher und zu aller Zeit auf diesem Gipfel der Vollendung gestanden. Alles in der Natur, und Menschenwelt entwickelte sich im stetigen Fortschreiten, und die Griechische Kunst macht hiervon keine Ausnahme. Auch sie hat eine Zeit der Entwicklung, der Vollkommenheit des Entrens. Hierdurch aber verliert sie nichts, denn es bleibt immer eine höchst werthwürdige Erscheinung, wie si dieser hohen Vollkommenheit jeig der verlor, als die Zeit der schönsten für schöne Kunst überhaupt interessanteres Studium, als die Unterscheidet in ihr vier Hauptzeiten und (schönen, 3) des reigende dauer der ersten Epoche, der gegen das Ende der Persischen Epoche, in welcher Pyidias, Peras geborn, erstreckt sich bis i Herrschaft; die dritte, in welcher vorragten, bis auf den Tod Alles der Abmer herren. Das in die verstrebt sich von selbst, denn nur Schandhaudgefühl war in dem 3 stum. und Permen, unsterbliche des Anfänge der Bildnerer. Wo kunstfertigen Bildern in Ebenhol

Die Füße nur durch einen Mittelschnitt angedeutet, Augen und Mund nur durch einen Schlig bezeichnet waren, und später noch folgten die Dädalischen Figuren, ganz gegliedert und mit den Füßen in fortschreitender Bewegung (s. Dädalos, Dädalien). Künstler wie Dädalos in Kreta, Dipdnos und Skyllis zu Sikyon, Rhodios und dessen Sohn Eteodoros und Telekles zu Samos, Kalon und Onatas aus Megara, Bavalos und Anthermos aus Chios, Periklos zu Agrigent, Agelades zu Athen u. a., deren Pausanias gedenkt, bildeten ohne Zwei-

zweifel sie aber gleich die Natur getreuer nach, schab es doch mit zu viel ängstlicher Sorgfalt,igkeit in Nebendingen wurde die Darstellung h anders seyn, zu einer Zeit, wo man die ndlung noch nicht besiegt, den Stoff dem orfen hatte! „Wahrscheinlich, sagt Weyer, ziemlich lange Zeit; denn aus einer Menge, inern Ueberbleibsel desselben läßt sich schließen, bestreben vieler Generationen nöthig war, um Ausarbeitung, und einige Leichtigkeit, Zier t verschaffen. Die bildende Kunst hatte also de mehr den mechanischen als den geisti- ingefangen. Indem man aber mehr darauf wie, als was man arbeitete, so wurde das und ängstlich, die Leichtigkeit wurde mager, Richtigkeit entstand Härte, Wamier und d alle Figuren auf eben dieselbe Weise gebil-

det, und ohne einen merklichen Unterschied des Alters, der Würde und Berrichtung bloß durch die ihnen beigelegten Zeichen kennbar. Merkur wäre ohne Schlangensab dem Herkules ähnlich, und dieser dem Apoll, wenn man ihm die Löwenhaut nähme. Juno und Venus, Diana und Pallas sind ebenfalls einander gleich.“ Wie die Sculptur, so die Malerei, die ohne Zweifel jüngern Ursprungs ist, als jene. Von den Versuchen, einen Schatten auf einer Fläche zu umschreiben, fing sie an, gab diesen Umrissen von innen noch einige andeutende Striche, gliederte sie und zeichnete sie aus. Levesque in seiner Abhandlung von den Fortschritten der Griechischen Malerei (Mém. de l'Institut. nation., Littor. et beaux Arts t. 389 fgg.) nimmt hierzu 5 verschiedene Epochen an.

1. Er nannte, kam man zu den re jene Umriss mit einer einzl- ther Kleophrantos als Erfinder sich zu dieser Färbung bediente. nius, daß sie die ersten gewesen, bliche Figuren von einander un- it nicht auf die Zeichnung, son- cht. Wahrscheinlich schritt man bigen Gemälden fort, die aber dbeßer Versuche stehen blieben. l von der Sculptur gesagt ist. im Dienste der Religion geübt is auf die Zeit der Persischen poesie, vornehmlich des Homer n, welche den Darstellungen der) ward. Aus ihrem Stamms- :nschliches Göttergeschlecht he Bilder, der religiöse Anthro-

Polytheismus, durch die Poesie zu einem höchst charakteristischen Polytheismus ausgebildet, gab Gelegenheit, die Idee der Gottheit in der Gestalt der Menschheit, nach den verschiedenen Charakteren derselben, auf mannigfaltige Weise auszuprägen. In den eigenthümlichsten menschlichen Charakteren und in herrlichen Gestalten lebten diese Götter in den Gefängen, aber nur dem Auge der Phantasie anschaubar: konnte, durfte der bildende Künstler hinter dem Dichter zurückbleiben? Mußte er nicht wetteifern mit dem Dichter, jene poetischen Gestalten, die sich der Phantasie der Nation tief eingepägt hatten, auch der äußeren Anschauung darzustellen? Dies war unter den gegebenen Umständen die notwendige Aufgabe der bildenden Kunst, und aus dem Streben der Künstler, sie zu lösen, ging nun jener ewig bewunderte Typus der Griechischen Göttergestalten hervor, worin das Ueberirdische in plastischer Anschauungsform, d. h. in schöner Aeußerlichkeit, nicht, wie im Orient, in mystischer Innerlichkeit aufgefaßt ist. Die intellektuelle Idee eines Gottes wurde zur individuellen Gestalt mit den objektiv bestimmtesten Umrissen, die also dargestellte Individualität aber keine beschränkte, persönliche, nicht die Copie eines wirklichen menschlichen Individuums, sondern der Typus einer ganzen Klasse von menschlichen Individuen gewisser Art. Hiemit nahm die Kunst eine Richtung zum Idealen, sie schuf Götterideale, und es begreift sich nun, wie auf jenen alten Styl der hohe folgen konnte. „Mit beharrlicher Mühe,“ sagt Meyer, „Unerdroffenheit und Anstrengung mußten Schwierigkeiten überwunden, Versuche angestellt, und Entdeckungen gemacht werden, bis man das Vermögen erwarb, die Formen der Natur nachzuahmen, auf Begriffe zu bringen, und zuletzt ihren Geist zu ergreifen. Allein die Künstler wurden noch immer von dem Gewicht der Materie niedergedrückt, und die Schwierigkeiten der Ausführung beschäftigten sie noch viel zu sehr, als daß sie sich zu Gedanken erheben, und dem Fluge ihrer Einbildungskraft frei überlassen konnten. Nachdem sie aber endlich Raum und Freiheit gewannen, sich von der Kleinlichkeit und Gebundenheit des alten Styls loszumachen, da erhoben sich ihre entfesselten Kräfte mit einem kühnern Schwung, und der hohe Styl nahm seinen Anfang: die herrlichste Kraftäußerung des menschlichen Geistes, durch die er sich ein unergängliches Denkmal errichtete.“ Hiezu gab es aber keinen günstigeren Zeitpunkt, als den unmittelbar nach dem Persischen Kriege, theils weil die Nation selbst von einem höhern Geiste belebt, theils weil größeres Reichthum in Griechenland zusammengefloßen war, um die Künstler mehr beschäftigen zu können. An Tempel und öffentliche Gebäude blieb auch jetzt die bildende Kunst gebunden, und da alle Gebäude dieser Art, welche nachmals Griechenland verherrlichten, Theater, Odeon, Hallen und Gymnasien, selbst die vorzüglichsten Tempel, erst nach dem Perserkrieg errichtet wurden, so fand sich jetzt nicht nur mehr Gelegenheit, die Kunst zu üben, sondern auch größere Aufforderung, sie zu höherer Vollkommenheit zu bringen, wenn sie anders hinter der sehr vervollkommeneten Baukunst nicht zurückstehen wollte. Sehr gegründet ist gewiß auch Böttigers Vermuthung, daß eine häufige Wechselwirkung der Bühne auf die bildende Kunst und dieser auf jene Statt gefunden habe. (Andeutungen 1, 81. Vgl. Schlegel über Dramat. Lit. und Kunst 1, 67.) Der Fortschritt zu höherer Vollkommenheit ging aber auch hier durch Mittelstufen. An den Statuen, die man zuerst in diese Epoche setzen kann, bemerkt man schönere Züge, edlere Formen und Verhältnisse, die Lehre von den Proportionen aber war noch zu unvollkommen, als daß man fähig gewesen wäre, ihnen

einen wahrhaft göttlichen, über alle menschliche Dürftigkeit und Schwäche erhabenen Charakter zu geben. Bei aller Großheit, Höheit und Vortrefflichkeit dieser Werke mangelt denselben noch eine gewisse Freiheit und Leichtigkeit der Bewegung und der Behandlung. Das Erhabene daran nähert sich dem Ungeheuern, und steht in alzu ungleichem Verhältniß mit unsrer Natur; weshalb sie geschickter sind, die Sinne zu überraschen, als das Herz zu rühren. (S. Meyers Ideen zu einer künftigen Geschichte der Kunst in den Horen.) Als Kennzeichen dieser Zeit bemerkt man drathartige Haare, einen Saum um die Lippen, scharf angedeutete Augenknochen, und überhaupt Strenge des Contours. Je weiter ein Werk in diese Periode hereingeht, desto mehr bricht ein Schimmer von Eleganz, vom Zärtlichen und Gefälligen hindurch, und mit dem Ernst verbindet sich zugleich die Absicht zu ergötzen. Werke dieser Art gränzen jedoch schon an die dritte Kunst-epoche; Ernst und Höheit, die nur zu rühren, nicht zu gefallen suchen, und den Reiz verschmähten, sind der Charakter der zweiten. Als ausgezeichnete Meister in derselben nennt uns die Geschichte den Phidias, von welchem besonders berühmt sind die Minerva im Parthenon zu Athen und der olympische Jupiter, und seine Schüler Alkamenes aus Athen und Agorakritos aus Paros, jener berühmt durch seine Venus in den Gärten, dieser durch seine Demesis; ferner Polykletos aus Syon, der in seiner kolossalen Juno zu Argos ein würdiges Seitenstück zum olympischen Jupiter, und in seinem Doryphoros ein Musterbild des Ebenmaßes (deshalb auch als Kanon genannt) lieferte. Uebrigens vervollkommnete er die technische Behandlung der Erzbildnerei. Ihn übertraf Myron aus Eleuthera in Böotien, der berühmte Bildner der ehernen Kuh, durch Mannigfaltigkeit der Gegenstände, Neuheit der Compositionen und gewagte Stellungen, ward aber von den beiden Pythagoras durch das Seelenvolle des Ausdrucks übertroffen. Was die Malerei betrifft, so ist wohl, wie Böttiger (Archäol. der Mal. 2, 241.) bemerkt, unmöglich, daß sie in allem, was Korrektheit und Adel der Zeichnung, Lebendigkeit des Ausdrucks, Mannigfaltigkeit der Gruppirung und Compositionen betrifft, hinter den Bildnern in Bronze und Marmor zurückbleiben konnte. Aber die schnellen Fortschritte der Malerei, die zugleich in der kunstgerechten Farbenbehandlung besteht, waren noch immer sehr aufgehalten; die großen alten Meister herrschten von dieser Seite noch nicht technisch über den Stoff, und es fehlte wahrscheinlich auch lange noch an den zweckmäßigsten Farben und Werkzeugen zu ihrer Behandlung. Merkwürdig sind aber aus dieser Periode Panätios, der Simabue der ältern Athenischen Malerschule, Mikon, vornehmlich berühmt als Kosmaler, und Polygnotos, der in die alte Steifheit und Unbeweglichkeit in den Gesichtern Bewegung und Leben, Ausdruck und Seele brachte, der Bekleidung mehr Mannigfaltigkeit, und überhaupt der Griechischen Malerei zuerst Selbstständigkeit gab. Seine vorzüglichsten Werke befanden sich in der Pökilē zu Athen und einer Lesche zu Delphi. Apollodoros aus Athen vertheilte zuerst Licht und Schatten in seiner Farbengebung, worin ihn aber Zeuxis eben sowohl, als in größerer Naturtreue übertraf. Mit ihm wetteiferte Parrhasios, der an Richtigkeit des Ebenmaßes, Ausdruck und Reinheit der Zeichnung, die Vorigen hinter sich zurückließ. Was die Kunst an Größe und Erhabenheit erreichen konnte, scheint sie in dieser Periode erreicht zu haben. Gegen das Ende derselben nahm der Geschmack eine andere Richtung, theils weil die Griechen zur Zeit Alexanders nicht mehr jene Sieger bei Marathon und Plataea waren, theils weil die Kunst mehr

und mehr auch den Privatbedürfnissen dienstbar wurde, wobei es ohne Zweifel kommt, daß wir jetzt weit mehr Sujets bearbeitet finden, welche mit dem Leben in näherer Beziehung stehen. In solchem Behuf und unter solchen Umständen mußte sich nothwendig ein andrer Styl bilden, und das Gefällige, das Reizende statt des Erhabenen vorwaltend werden. So wurden nach und nach Werke vorbereitet, welche, um mit Meyer zu reden, die Blume der Kunst und der Triumph der gefälligen Grazien sind; wo das Erhabene, ja die Schönheit selbst, dem Lieblichen untergeordnet, und nur in soweit angewandt ist, als der Zweck des Reizes und der Anmuth dadurch befördert werden konnte. Von der zartesten Empfindung erzeugt, und mit dem feinsten Verstand ausgebildet, sprechen diese Werke unmittelbar zum Herzen, und legen sich gleichsam warm und schmeichelnd an den Busen. Von Bildhauern gehören in diese Periode Skopas, vornehmlich wegen seiner geistreichen Gruppierungen gepriesen; Praxiteles, durch seinen Amor zu Thespiä, seinen Satyr zu Athen, seine Venus zu Kos und Knidos berühmt; Lysippos, der Meister der veredelten Porträtbildung; von Malern Apelles, vornehmlich berühmt durch seine Venus Anadyomene; Protogenes, Asklepiodoros, Meister der Symmetrie, Aristides, stark im Charakterausdruck. Lysippos wird als Meister der höchsten Grazie in Bronze, Praxiteles in Marmor, Apelles in der Malerei genannt. Als Werke, die aus dieser Kunstperiode noch übrig sind, nennt Meyer den Ludovisischen Bacchus, den stehenden Hermaphrodit, den Flötenspieler und die Bacchantin in der Villa Borghese, das Kind mit dem Vogel in der nun in Paris befindlichen Borghesischen Kunstsammlung, und Gagnomed im Elementinischen Museum. Bescheiden und weise hat sich in denselben die Kunst zu verstecken bemüht, damit der Verstand auf keinen einzelnen Theil geheftet, der Genuß durch keinen Begriff gestört, und die liebliche Einheit des Ganzen ungeschwächt und rein zu dem Gefühl sprechen möchte. Von diesem Punkt aus ging dann aber der Geist der Kunst zu Ueppigkeit und Weichheit über, und verirrete sich auf mancherlei Abwege in der letzten Kunstperiode, der der Entartung, von welcher wir am schicklichsten bei Gelegenheit der Kunst unter den Römern sprechen. Das Höchste in jeder Art war erreicht, man konnte fast nur wiederholen und variiren. Glücklich genug, so lange nur dies geschah, und das war fast immer der Fall, so lange irgendwo noch keiner Kunstgeschmack herrschte. Wurde statt dessen der Reiz der Neuheit vorwaltend, so waren Uebertreibungen unvermeidlich, und diese gingen von der einen Seite ins Kolossale und Ueberladene, von der andern ins Ueppige und Weichliche aus. In der That kann nur ernstes Studium der klassischen Meisterwerke vor diesen Abwegen warnen. Wie unermesslich reich aber Griechenland an Schätzen dieser Art war, kann man aus der Rede von Jacobs sehen: Ueber den Reichthum Griechenlands an plastischen Kunstwerken und die Ursachen derselben. München, 1816. Und um wie viel größer erscheint er dann, wenn man auch noch die Werke der übrigen bildenden Künste, der Malerei, Steinschneidekunst, Formschneidekunst u. s. w. berücksichtigt. Niemand wird eine solche Aufzeichnung hier erwarten, wo es nur um einen allgemeinen Ueberblick zu thun war. dl.

Griechische Literatur. In ein kaum erhellbares Dunkel verlieren sich, aus leicht begreiflichen Gründen, die Anfänge der Griechischen Literatur, d. h. der Bildung der Griechen durch Werke der Sprache und Schrift. Schon der Umstand der spät entstandenen eigentlichen Schriftstellerei unter den Griechen bezeugt, daß die Cultur

der Griechen durch Literatur erst späterhin befördert wurde. Gab es aber gleich in frühern Zeiten keine eigentliche Literatur in Griechenland, so mangelte es doch keineswegs an Instituten, die deren Stelle vertraten, und von denen auch das ausgieng, was man nicht mit Unrecht literarische Bildung nennen kann, wofern man sich nur von dem Vorurtheil entwohnt hat, daß in geschriebenen Buchstaben allein das Palladium der Menschheit bestehe. Die erste Periode Griechischer Cultur, welche wir bis zum Einfall der Herakliden und Dorier in den Peloponnes, und die dadurch bewirkten bedeutenden Veränderungen, also bis 80 Jahre nach dem Troischen Kriege setzen, und mit dem Namen der Vor-Homerischen Periode bezeichnen können, ermangelt also der Literatur gänzlich; es fragt sich aber: ob auch aller literarischen Bildung? Es ist frech, und verräth Unwissenheit und Mangel an historisch-literarischem Sinn, jene Frage durchaus verneinen zu wollen; denn auch dem Falschen, was aus dieser Periode erzählt wird, liegt noch Wahres zum Grunde, das man nur richtig verstehen muß. Unter den literarischen Culturbeförderern dieser Periode hat man drei Klassen zu unterscheiden: 1) solche, von denen man keine Schriften kennt, die aber als Erfinder, Dichter, Weise genannt werden: Amphion, Demodokos, Melampus, Olen, Phemios, Prometheus; 2) solche, denen man nicht mehr vorhandene Schriften fälschlich beilegt: Abaris, Aristaeas, Cheiron, Epimenides, Eumolpos, Korinnos, Linos, Palamedes; 3) solche, von denen man noch Schriften hat, die ihnen aber in späteren Zeiten untergeschoben sind: Dares, Diktys, Herapollon, Musaios, Orpheus, die Urheber der sibyllinischen Orakel. Es ist hier der Ort nicht, zu untersuchen, ob und wie viel Echtes sich in diesen untergeschobenen Schriften finde, genug, daß schon der Gedanke des Unterschlebens selbst ein früher vorhanden gewesenes bezeugt. Und wie wäre es auch möglich gewesen, daß die folgende Periode wie aus dem Nichts, ohne alle Vorbereitung, hervorgegangen wäre! Fassen wir nun alles zusammen, was gewesen seyn mußte, wenn das Folgende sollte werden können; so ergibt sich aus den mancherlei Sagen von der Vorhomerischen Periode, daß es in ihr Institute gab, welche durch Religion, Poesie, Orakel, Mystereien, zur Entwilderung der Nation, zur Beförderung der Cultur, wohl meist auf Orientalische Weise, und vielleicht vom Orient selbst ausgegangen, nicht unkräftig wirkten, daß diese Institute vornemlich in den nördlichen Theilen von Griechenland, Thracien, Macedonien ihren Sitz hatten, und daß sie meistens priesterliche Institute waren. Bemerken muß man hiebei, daß die Cultur in Griechenland weder auf einmal gedieh, noch bei allen Stämmen zugleich sich zeigte, daß Griechen nur im Verfolg der Zeit zu Griechen wurden, und einzelne Stämme sich hierin früher als andere hervorthaten. Etwa 80 Jahre nach dem Troischen Kriege begann in den Gränzen Griechenlands ein neues Drängen und Umherziehen, ein Theil der Einwohner wanderte aus dem Mutterlande nach den Inseln und Kleinasien aus, eine Verpflanzung, welche für den Griechischen Genius äußerst heilsam war, denn auf dieser havenreichen Küste und den benachbarten Inseln, von der Natur zu Handel und Betriebsamkeit bestimmt, fand man nicht nur ein ruhigeres Leben, sondern auch größere Mittel zur Cultur, durch welche in diesem Klima eine neue Lebensweise entstand. Die Alten legten den Colonien in Jonien und Kleinasien den Charakter der Heppigkeit und des Lebensgenusses bei; ein süßes Nichtsthun war Hauptzug in der Lebensweise der glückseligen

Bewohner dieser Gegenden. Annehmlichkeit und Vergnügen waren die Hauptzwecke ihres Lebens. Sanfte Umrisse, blaues Meer, reiner Himmel, schmeichelnde Luft, die feinsten Früchte und schwachhaftesten Kräuter im Ueberflus, alle Erfordernisse des Luxus, erfreuende Thäler und wechselnde Berge sagten ungemein jener schönen Sinnlichkeit zu, und blieben nicht ohne Einwirkung auf den Geist. Dichtkunst und Philosophie, Malerei und Bildhauerei erreichten hier ihre schönste Blüthe; man mochte aber große und heldenmüthige Thaten lieber erzählen, als ausführen. In der Nähe der Hauptscenen des ersten wirklichen National-Unternehmens der Griechen, des Troischen Krieges, war es wohl kein Wunder, wenn die Theilnahme daran hier größer, die Phantasie davon mächtiger aufgeregter wurde, und so fand hier die Poesie einen Stoff, durch dessen Darstellung sie selbst einen Charakter annehmen mußte, ganz verschieden von dem in der vorigen Periode. Bei allen Nationen blühte mit dem Heldenthum zugleich die Poesie auf; hier folgte den Heroen der erzählende Sänger, und es bildete sich das Epos. Wir nennen deshalb diese zweite Periode das epische Zeitalter der Griechen. Der Sänger (Abdos) erscheint nun getrennt von dem Priester, jedoch als hochgeehrte Person, vornemlich auch darum, weil die Erinnerung der Helden in seinem Gesange lebte, und Poesie die Aufbewahrerin aller Kenntniß von der Vorzeit war, so lange man noch keine Sagenschreibung hatte. Das Epos kann seiner Natur nach nicht anders als historisch (im weiteren Sinne) seyn. Unter solchen Umständen ist es nicht zu verwundern, wenn sich förmliche Sängerschulen bildeten, denn an der Phantasie des ersten Dichters entzündete sich die Phantasie Anderer, und man glaubte vielleicht Poesie lernen zu können, wie man andere Künste lernte, ein Glaube, zu welchem unstreitig die Priesterschulen nicht wenig beitrugen, nach denen die Sängerschulen sich wohl bilden mochten. Sänger gab es aber in eigentlicher Bedeutung, denn die Sage wurde gesungen, und der erzählende Dichter begleitete selbst seine Töne mit einem Instrument. Bei keiner wichtigen Angelegenheit fehlten die Sänger, die man unter besonderem Einfluß der Götter dachte, vornemlich der gesangliebenden Musen, die das Jetztige, Vergangene und Zukünftige kennen. So stand der Sänger mit dem Seher auf dem Gipfel der Menschheit. Aus mehreren aber, welche jenes Zeitalter unstreitig hatte, ragt wie ein Kiese der einzige Homeros hervor, unter dessen Namen wir noch zwei große epische Gedichte, Ilias und Odyssee, ein komisches episches Gedicht, die Batrachomyomachie (Frosch- und Mäusekrieg), mehrere Hymnen und Epigrammen besitzen. Nach seinem Namen nennt man eine Ionische Sängerschule die Homeriden, welche wahrscheinlich, anfangs zu Chios, eine besondere Rhapsodenfamilie bildeten, bei denen sich die alte homerische und epische Weise, Geist und Klang der homerischen Poesie erhielt. Vieles, was man dem Homer zuschreibt, dürfte wohl ihnen angehören, und eine ähnliche Behandniß mag es mit dem, dem Homer auch zugeschriebenen epischen Kyklos haben, welcher uns auf die Kykliker (Kykliker) hinweist, deren Gedichte jedoch bedeutend von dem Ionischen Epos abzuweichen anfangen, indem in ihnen mehr und mehr das historische Element statt des poetischen überwiegt. Man versteht hier unter Kyklos den Sagen- und Fabelkreis nicht bloß der Troischen Begebenheiten; die kyklische Poesie schlang sich um den ganzen Mythenstamm, und man kann unterscheiden: 1) einen kosmogonischen, 2) genealogischen, und 3) Heroen-Kyklos, in welchem sich 2 Perioden unterscheiden lassen, a) der Heroen vor, und b) nach

dem Argonautenzuge. In die erste Klasse gehören die Titanen- und Gigantenkämpfern, in die andere die Thea- und Heroen. In die dritte Klasse gehören zur ersten Periode die Eurypia, mehrere Perakia und Diapitala, mehrere Epeiden, die Oedipodia u. a. Von Stammesstaaten vornehmlich Argos, Minois, Korinth der Korinther und Lokaiern der den Doriern; Phoronis, Danaos bei den Argivern; Adesios, Amazonika bei den Aetolern, und endlich mehrere Argonaute

Periode wählte diese Poesie sich vornehmlich aus; einzelne Dichter behandelten die Ursache,

Unter den ersten sind die dem Strabon zugeschriebenen besonders berühmt, unter den letzteren

des Artinos Archipolis und Alions Zerkodugias u. a. Nostot, d. i. Abschluß der Heiligen Kreis aber scheint geschlossen zu haben die

von Kyrene. Die Naupaktika und Eoemilien. Die frühesten dieser epiischen Dichter

Olympiaden auf. An eine Bezeichnung der sie ist darum nicht zu denken, weil wir nur

allgemeinen Nachrichten über sie besitzen zu ihnen wissen, berechtigt uns zu dem Schlusse

in historischen Dichtern und den Jonischen zu setzen eine gelegentlich, welches gleichsam

Nach finden wir dies in der That in einer wahrheitsgemäß gegen Kon vor Ede. Sed im

id bildete, in der Edoisch-Astraischen Eänmen von Astra in Boonien hat, dem Aufente,

der an der Spitze derselben stand, und durch aus Kleinasien, denn er stammte aus Kumb

aus Griechische Weiterland einwanderer. Nach

seine Werke wurden anfangs durch Acharfoden fortgesetzt, sodann durch erst künstlich zusammengesezt und zum Theil mit fremden Stücken vermischt, weshalb denn auch die Echtheit in ihrer jetzigen Gestalt so zweifelhaft ist, als bei Homer. Von 26 Werken, die ihm Joh. Lykes zuschreibt, sind auf uns gekommen die Iphigonia, der Schild des Herakles (Bruchstück aus einem größeren Gedichte) und Werke und Tage ein didaktisches Gedicht über die Landwirtschaft, Tageswahl, untermischt mit Vorschriften der Lebensregeln, Erziehung u. s. w. Durch den Inhalt und den Geist aller dieser Werke, besonders der Homerschen und Hesiodischen, welche ein kanonisches Ansehen erhielten, und gewissermaßen die Grundlage der Jugendbildung ausmachten, erhielt der Charakter der Griechen jene bestimmte Richtung, die von nachher so sehr auszeichnete, und die sich am deutlichsten in ihrer Religion zu erkennen gibt, welche bei dem Mangel einer ordnenden Autorität, besonders einer Priesterkaste, so zwanglos, und eben dadurch so geistesreich wurde.

Die Mythe der ersten Periode war dadurch merklich verdrängt worden, und in dem neuen Griechischen Eposgeschlecht (denn das ein neues Epossystem entstanden war, kann nicht bezweifelt werden) sah man nichts als die Blüthe der Menschheit. Sobald Sinnlichkeit wurde daher der Charakter auch der Griechischen Helden bei welcher keine andere Moral Statt finden konnte, als eine solche, die das Leben zwar zu genießen, aber mit Weisheit zu genießen lehrte. Poesie war bisher die einzige Lehrerin und Erzieherin der Griechischen Welt gewesen, und sie blieb es auch fernher noch, als sie eine andere

Richtung nahm.
 der der Lyri-
 kische, mit
 der den Anfang
 entstand eine
 Griechische
 dion, die sich
 endlich Republik
 mentäns bei
 einem Gengen.
 nachmalig die
 wurde, und bis
 menschen erreichte.

... ..
 den geistig wurden, was das Vaterland mit seinen Helden ein Haupt-
 gegenstand dieser Poesie. Die äußern Umstände scheinen nicht wenig
 auf den Charakter derselben gewirkt zu haben. Die Gemüthskräfte
 waren durch die Verhältnisse des Vaterlandes mehr aufgeregt; durch
 die häufigen Kriege und Kämpfe, Liebe des Vaterlandes und der Frei-
 heit, Haß der Feinde und Tyrannen erzeugte sich die heroische Ode.
 Das Leben aber wurde doch zugleich mehr von seiner irden Seite an-
 gesehen und schmerzlicher empfunden; daher mehr Gemüthsang von
 Sentimentalität in der Elegie; von der andern Seite aber auch seltne
 Gegenwirkung durch Spott in dem Jambus
 niger Satire zum Selbstvertrauen, Satiren u
 wünschtem Zustande. Die goldene Zeit ist
 der Poesie war, jene, die der Staat in de
 Werk seiner freien Kraft spon. Die der
 Menschheit mündig, und in den Zustand der
 Poesie der zum Bedürfnis wird, die denn auch immer mehr und
 mehr sich entwickelt. Jauch sprach sie sich jene in Festen und Gese-
 men, in Fabeln, munter auch in bogwortigem Lehrvertrau aus.
 Bei dem Genuß von Rede untrast die lyrische Poesie aber auch die
 Kriegen der Erde, den Genuß des Lebens und die daraus entstehenden
 den Gefühle, wobei sich trauer seine Poesie, jenes Jambos immer deut-
 licher ausstrecken, durch welche das Leben reizender, der Genuß des
 selben bereichert wurden, durch welche das Leben reizender, der Genuß des
 selben bereichert wurden, und die Darstellungen davon eine eigenscha-
 liche Grazie erzielten, so wie sie bei der herrschenden Moral durch
 eine eigene Natur sich auszeichneten. Von denen, welche durch dies
 alles, so wie durch Ausbildung der Kunst und durch Erfindung
 verschiedener Formen dieser lyrischen Poesie, sich ausgezeichnet haben,
 hat uns die Geschichte folgende Namen erhalten: Archilochos von Par-
 ros, Erfinder des Jambos; Pindaros aus Milet, Sänger der Kriegs-
 lieder; Kallinos aus Korinth, Erfinder des elegischen Epigramms;
 Alkman der Lydier; Simon und Korymbos, welcher den Dichtpro-
 bos ausbildert; Zeryander aus Korinth, Erfinder des Barbaren; die
 jüdische Poesie aus Mithene, ihr Landmann Alkios, hohes Preis-
 gnosian Erinnos; Alkmanos aus Polosdon, der Aikrospliter; Sertis-
 choros aus Sparta; Iphios aus Megara, Erfinder der Komik;
 Anakreon aus Teos; Simonides aus Keos; Hipponas aus Ephesus;
 Anakreon aus Rhodos; Laos aus Hermione; Korinna aus Tana-
 gro, die Freuden und Leiden Pindars. Diese heißen vor, sogenannte
 Lyriker, als Epigrammiker werden genannt Solon, Theognis, Pse-
 phides, Pothagoras; als Fabeldichter Kallipos. Erweise andern
 der Zeitrechnung nach in der folgenden Periode, des Zusammengehens

dem Gelehr-
 und Philo-
 erachtet ande-
 h vor Ubr Pind
 n in den kleinen
 kämpfender Pae-
 s. erhaben sich
 Nationalismus
 wigen Poesie zu
 beflügelte vor-
 trete zur Kunst
 edere Volkswis-
 rken mit Hym-
 abem trüb-
 n eines ero-
 n Pindars
 it, soll das
 in wird die
 in Philo-

wegen sehen sie am häufigsten hier. Petra dieses Zeitalters, so findet man sie vorzüglich, weil von diesem alles ausgeht und auf mußte demnach früher eine Philosophie des Iben, Philosophie mußte eher eine Weisheitslehre. In diesem Sinne muß man die sogenannten Heilands (Herlander, late heißen Ander oder Wäson nennen, Pittakos, Ibales, Solobulos) betrachten, von denen sechs ihren Nation, sondern durch reifere Erfahrung, durch Lebensweisheit, ihre Weltflughen und Verrätschlichkeiten und Strengeit in Geschäften die Künsten verdienet. Ihre Sprache sind von Handeln erzeugt, oft nur Ausdruck des gegader Wissen doch die Basis der Weisheit ist, rem forschen doch auch auf das Wissen hi auch die theoretische Philosophie wenigstens wurde der Stifter der Ionischen Philoann aber an dem bedeutendsten Grenzpunkte geschichte Griechenlands, wo die Poesie an Wissenswürdigem, die einzige Lehrerin und E hatte sie zugleich auch das Amt der Gesch Religion verwaltet; was man auf die Nach von Lebensweisheit und Kenntnissen wuzustgen einzuführen hatte, geschah in ihrer gem darum, weil sie gemessen war, dem Gedä prägte. Dies sollte fortan anders werden. : gers mußte auch auf die Sprache einen b Öffentliche Verhandlungen, an denen er I die Sprache des gemeinen Lebens für den di ter zu machen. Dieses, und die nun in E dende Buchstabenschrift, nebst dem eingeführten Papyrus, bereiteten die Bildung der aber hatte wesentlichen Einfluß auf den Z aus der epischen Poesie ging nun allmählig i dorischen Lebensweisheit die speculative Philosophie hervor. Die bisherige Einheit in der Ansicht geht dadurch verloren, wir müssen noch wendig den Blick nach verschiedenen Seiten kehren, und in unserer Dar stellung von nun an den einzelnen Wissenschaften folgen. Es versteht sich übrigens fast von selbst, daß diese Trennung des Erkennens und Wissens mehrere andere nach sich ziehen mußte, denn der reflektirende Verstand und die räsonnirende Vernunft, welche jetzt statt der Ein bildungskraft in Thätigkeit gesetzt wurden, entdeckten immer mehr der Untersuchung Bedürftiges, und so traten jeder dieser Hauptwissen schaften mehrere Neben- und Hilfswissenschaften zur Seite, wodurch der Raum des Erkenntnisses in immer mehrere Zweige auskluß. Je der reigte die Forschbegier, und überall ward ein wissenschaftliches Erreben rege. Deshalb künzte man die vierte, nun folgende Pe riodo die der Wissenschaftlichkeit nennen. Sie erstreckt sich bis ans Ende aller Griechischen Literatur, zertheilt sich aber nach Aufgabe des verschiedenen Geistes, der sich darin offenbart, und des Vornahmens dieser oder jener Wissenschaft, in mehrere Epochen. Wie rechnen die erste von Solon bis Alexander 394 — 336 vor Ehr. Vch. In der Philosophie zeigt sich hier zuerst an d dylisch specuo

laster Geist, denn sie ging wohl zunächst von Religion aus; alle Religion aber beruht auf Vorstellungen von der Gottheit, welche in so früher Zeit von der Natur nicht unterschieden wurde. Da nun die Religionsbegriffe nichts enthielten als Dichtungen von der Entstehung der vornehmsten Naturtheile, d. i. der Gottheiten, so wurde nothwendig die älteste Philosophie Naturphilosophie, in welcher der menschliche Geist die bisher beobachteten Sinnenerscheinungen weiter zu zergliedern, befriedigender zu erklären, und als Ein Ganzes zu umfassen strebt. Natürlich ist es, daß sich, aus Mangel an hinreichenden Beobachtungen und Versuchen in der Naturkenntniß, in das Geschäft des reflektirenden Verstandes und der rasonnirenden Vernunft öfters die dichtende Einbildungskraft mischt, wodurch denn diese philosophisch-physischen Speculationen mit poetischen Ideen durchweht erscheinen. So zeigt sich die Ionische Philosophie, deren Stifter Thales, die Italische, deren Stifter Pythagoras, und die älteste und spätere Eleatische Philosophie. Zu der Ionischen Schule gehörten Pherecides, Anaximander, Anaximenes, Anaxagoras, Diogenes aus Areta, Anaxarchos und Archelaos; die vornehmsten Pythagoräer waren Alkmaeon, Timaios von Lokris, Ocellus Lucanus, Epicharmos, Theages, Archytas, Philolaos und Eudoros; zu der ältesten Eleatischen Schule gehören Xenophanes, Parmenides, He-

racles Empedokles, Demokrit, Zeno, Mes-
 ar bis um die große Olympiade waren die
 durch alle Griechischen Städte zerstreut
 Athen ihr Hauptst, und dies trug nicht
 ie einen andern Geist einzuhauchen, indem
 er derselben wurden. Gorgias aus Leontini,
 aus Abdera, Hippias aus Elis, Prodikos
 , Zias sind die berühmtesten, deren Na-
 . Ihr Name schon bezeichnet sie als
 ;ft, und wirklich waren sie die Encyclo-
 die Gedanken und Erfindungen der vorigen
 ren ihrigen bereichert hatten. Besonders
 torik und Politik, diese zwei in demokra-
 rein wichtigen Wissenschaften; allein hie-
 sie auch Naturwissenschaft, Mathematik,
 id Philosophie vor. In der letzteren nun
 um Wahrheit; sondern nur um Glanz zu
 diesem Zweck bildeten sie vornehmlich die
 us, d. i. Beweis- und Disputirkunst,
 lektik genannt hat, wobei es ihnen daro-
 n. Hiezu erfannen sie eigene Trugschlüsse,
 Sophistereien helfen, und suchten den
 el zu verwirren. Daß dies der Philoso-
 gen konnte, springt in die Augen; allein
 eite gewiß, daß das Schwankende, Un-
 widersprechende in den Behauptungen ihrer
 war, den Gedanken zu erzeugen, als sey
 ein Luxus der Geister. Man wird so-
 frivoles Zeitalter eignen solchen Gedanken
 it Recht. Desto glücklicher aber war es,
 Sokrates auftrat, nicht nur ein kräftiger
 sondern der Philosophie selbst eine neue
 von ihm gerühmt, er habe die Philosophie

vom Himmel auf die Erde herabgezogen, und man hat es von ihm mit

machte, die wichtigsten Länder der damals bekannten Erde zu bereisen, anen zu lernen, die schöpfen, und selbst leit, die ihm unsere htung gewinnt, er ach Plan und Aus h finden, die 9 Bū bezeichnet zu sehen, und seine 8 Bū ges zeigen uns den für alle folgenden. l Dunkel, so herrscht wurde das Muster Sterne der ersten dieser Periode her. i verdienen Attias, och durch rhetori-

rende Völkern sich bereits von der echten Geschichtsdarstellung entfernten. In der Poesie entwickelte sich während dieser Periode eine ganz neue Gattung; aus den Lustbarkeiten der Tanzfeste nämlich, welche das Landvolf nach der Beigabe dem Freudenweber mit wildem Gesang und Hebräentanz feierte, entstanden, vorzüglich in Attica, die Schauspiele. Einreiche Dorfbräute gaben den allmählig ernsthafteren Chorgesängern oder Dithyramben beim Vorkoster Dionysosfesten und rothe Kunst, indem ein Zwischenredner Volkstafeln erzählte, und der Chor das ewige Lob des Bacchus durch Entenledern, wie die Erzählung sie darbot, abwechselte. Ihr Lob, wenn sie gesungen, war ein Ged. Andere bildeten aus dem Groben die leichtfertigeren Reisen außer dem Oester, mit den Schalkstücken des Festes und allem, was Lachen erregt, untermischt. Bald wurden diese Spiele des Reiterfestes auch an andern Tagen wiederholt. Nach einigen Vorgängern gab Solon Zeitgenoss, Theophrast, der seine Schauspieler gleich Reiteren mit Weinlecken, oder eigentlich mit Trübsinn, schmückte, an den Scherdenwegen und in Dörfern, auf beweglichen Bühnen, bald ernsthaftere Gedichten mit feierlichen Eblen, bald lustigere mit Reigen, worin Satire und andere Spasmacher Belächter erregten. Ihre Vorstellungen hießen Tragödien, d. i. Vorkosterfeste; Tragödien, Reiter- und Vorkosterfeste; Comödien, Lustreigen, und Satyrhandlungen (Drama satyricum). Endlich erdubten sich diese Spiele veredelt in prächtvoller Zurückung auf Schaubühnen der Städte, und unterschieden sich immer mehr durch eigenen Ton und Einlichkeit. Statt eines Zwischenredners, der die Geschichte aus dem Loose vortrug, stellte Aeschylus zuerst handelnde Personen auf, die je zwei nach erlernten Rollen sich besprachen, und wurde der eigentliche Schöpfer der dramatischen Kunst. Schwall erbob sich auch diese zum Gipfel der Vollendung, die Tragödie durch Aeschylus, Sophokles, Euripides, die Comödie durch Kratinos, Eupolis, Aratos, vornehmlich aber Kriophanes. Unter der Regierung des so Tyrannen wurde die Lizenz der Comödie, lebende Personen dem Belächter Preis zu geben, beschränkt, und dadurch bildete sich allmählig die mittlere Comödie aus, wo der Chor abgeschafft wurde, und mit den allgemeineren Charakterbildungen auch die Charakter-Bezeichnungen sich darin aus. Dies ist eine eigene die Mimen des Dialogen in rhytmischer Prosa, mehrere Epiker und Lyriker in schienen als didaktische Dichter, und als Epiker waren berühmt allein, und Aristarchos durch er immer historischer, und ver- Neben die Poetik trat in dieser die Vereinfachung, in form Bedürfnis war, und nicht zur Schönheit ebenfalls von, Herkules, Androsides, so Aeschylus werden als Meister. Als eigene Schulen gekiffet mutigen wie noch die bewunderten waren war, selbst über die Poetik es ist keine Frage, daß sie auch en Einfluß hatte. Als Neben s die Philosophie die Mathe-

math, für die Geschichte die Geographie aus. Die Astronomie verdankt der Ionischen, die Arithmetik der Italischen, die Geometrie der Akademischen Schule manche Entdeckung. Als Mathematiker waren berühmt Theodoros von Kyrene, Meton, Euklemon, Archytas von Tarent, Eudoxos von Knidos. Die Geographie wurde vornehmlich durch Entdeckungsreisen bereichert, welche der Handel veranlaßte, und in dieser Hinsicht verdienen Erwähnung Hanno's Fahrt um die Westküste von Afrika, des Skylax Periplus, Beschreibung der Küsten des Mittelmeers, und des Pytheas von Massilien Entdeckungen im nordwestlichen Europa. Die Naturforschung fiel ebenfalls den Philosophen anheim, die Arzneikunst aber, von den Asklepiaden bisher in Tempeln geübt, bildete sich als ein abgeonderter Zweig davon aus, und Hippokrates wurde der Schöpfer der wissenschaftlichen Medicin. Der Tag nach einem Sieg ist auch noch ein schöner Tag. Dies gilt von der nun folgenden Periode, welche man im Allgemeinen die Alexandrinische nennen, und als die systematisirende oder kritische charakterisiren könnte. Zwar hörte auch jetzt Athen nicht auf, seinen alten Ruhm zu behaupten, Alexandrien aber wurde doch eigentlich die tonangebende Stadt. Hiedurch mußte nothwendig der Geist der Griechischen Literatur eine andere Richtung nehmen, und es springt besonders in die Augen, daß bei dem Gebrauch einer ungeheuern Bibliothek die eigentliche Gelehrsamkeit und Polyhistorie über das frühere freie Geistesstreben siegen mußte, welches jedoch nicht sogleich erstickt werden konnte. Philosophie. Die sokratische Philosophie erzeugt noch einige neue Zweige in der stoischen Schule, deren Stifter Zenon aus Citium von Cyprus war, und der Epikurischen, von Epikuros aus Sargettus in Attica gestiftet. Nach ihnen erschien Platons scharfsinniger und gelehrter Schüler Aristoteles als Stifter der peripatetischen Schule, welche durch Erweiterung des Gebiets der Philosophie und systematischen Geist sich auszeichnet. Er trennte Logik und Rhetorik, Moral und Politik, Physik und Metaphysik (welchen letztern Namen er veranlaßte), fügte mehrere angewandte philosophische Wissenschaften hinzu, Oekonomie, Pädagogik, Poetik, Physiognomik, erfand die philosophischen Kunstausdrücke, und gab durch dies alles der Philosophie die Gestalt, welche sich Jahrtausende herab erhalten hat. Auf seinem Wege in Forschung der Philosophie und Naturgeschichte schritt sein Schüler Theophrastos fort. Je dogmatischer die Philosophie aber durch Aristoteles wurde, desto mehr war den philosophischen Forschern Behutsamkeit nöthig, und der Geist des Zweifels war ein sehr heilsamer Geist. Er zeigte sich vornehmlich in dem Scepticismus, der von Pyrrhon aus Elis ausging. Ein wenigstens ähnlicher Geist lebte auch in der mitäleren und neueren Akademie, von Arkesilaos und Carneades gestiftet. Mathematik und Astronomie machten die bedeutendsten Fortschritte in den Schulen zu Alexandria, Rhodus und Pergamus; und wem sind die Namen Euklides, Archimedes, Eratosthenes und Hipparchos unbekannt? Der Geschichte gaben die Züge und Thaten Alexanders Stoff genug, allein im Ganzen gewann sie doch nur an äußerem Umfang, nicht an innerem Gehalt, denn ein Streben nach dem Wunderbaren und Abenteuerlichen ward nun in ihr herrschend. Desto erfreulicher ist gegen das Ende dieser Periode die Erscheinung des Polybios aus Megalopolis, den man als den Urheber der pragmatischen Geschichtsdarstellung zu betrachten hat, wodurch die Universalgeschichte einen philosophischen Geist und würdigen Zweck erhielt. Vielfache Be-

Verfasserung erhielt die Geographie, welche Eratosthenes in Athen
 sich bearbeitet, und Hieronymos mit der Vorrede auch seine
 Verbindung hatte. In Länder- und Völkerkunde gewann man durch
 die Nachrichten des Hieronymos und Eusebios, und die eben
 so wie er erhielt einen bedeutenden Gewinn durch den Parischen Maron.
 In Folge auf Poets konnte manche merkwürdige Veränderung
 vor. In Athen sang, nicht ohne Einwirkung politischer Ursachen, o-
 der mehreren Ländern die neue hervor, welche sich dadurch, daß
 die stürmische Verfassungen zum Gegenstande ihrer Darstellungen wußte
 dem modernen Schauder nähert. Unter den 30 Dichtern dieser Zei-
 tung zeichnen sich besonders Menander, Diphilos und Diphilos an
 aus den Dichtern gingen die Zepher hervor, in deren Dichtung, na-
 dem Vorgang des Euripides, Sophokles, Kleopides u. A. bewußte
 Theophrastos, Eikon und Nektarios sich auszeichnen. Auch die übrigen
 Dichtungsarten blieben nicht unbearbeitet, allein alle diese Arbeiten,
 wie die Kritik über Poets und schönste Kunst, welche aus Alexander
 kam, und deshalb schweigen wir hier von ihnen. Vielleicht ist es
 überhaupt gut, diesen stundenlangen Artikel eben hier abzubrechen
 am Ende dieser Periode hören in die Griechen auf, selbstständig
 fern, und das weltverherrlichende Rom gewann auch das letzte Einfluß
 Was sehr deshalb die Fortsetzung des vier Abdruckens unter d
 Artikel Alexandrinisches Zeitalter und Admische Lit-
 eratur.

Griechische Sprache und Schrift. Nicht von jeder wo-
 de in Griechenland gesprochen, was wir Griechische Sprache nennt
 denn Griechenland war früher von Pelasgern als von Hellenen od-
 Griechen bewohnt. Die alte Sprache der Pelasger
 schon zur Zeit Herodots nicht mehr, der diese für
 der Hellenischen als verschieden ansieht, und
 wahrscheinlich, daß die Hellenen ihre ursprüngliche d
 haben haben (s. S.). Woher oder welche Sprache
 Ursprünge gehabt, denn einige wollen sie aus dem
 aus dem Griechischen ableiten; zwei Ursprünge, welche
 genealogische Gründe vielleicht verknüpfen liegen. Es
 wurde sie in einem großen Theile von Kleinasien, den
 und Italien gesprochen, und in andern Gegenden, o-
 der Colonien verbreitet hatten. Bei der Menge d
 Sprachen eines Hauptstammes läßt sich erwarten, d
 Mundarten (Dialekte) welche gegeben haben. In
 der Griechischen Sprache um so notwendiger, da die Schriftlichkeit
 dieses Stammes die Eigenschaften der verschiedenen Mundarten im
 Sprach einzeln Puncten, Worten, Wortformen, Ausdrücken im
 Ausdruck in die Schriftsprache übertragen, und zwar nicht die
 im Munde eines Sprechenden oder in Charakteren, sondern aus
 dem sie in eigener Person schreiben. Gewöhnlich nennt man, na-
 den 4 Hauptstämme der Griechen, 4 Hauptdialekte an, den Aeol-
 ischen, Dorischen, Ionischen und Attischen, außer dem
 aber noch mehrere Neben- oder Mundarten. Selbst die 4 Hauptdialekte aber so
 fern sich am Ende auf 2 zurückführen, den Hellenisch-Dorischen
 und den Ionisch-Attischen. Unter wor der letzte, wie der
 überhaupt durch das Dorische das Wort bezeichnet wurde. Die drei
 Dorische Mundart zeigt sich jedoch im Aeolischen Dialekt, aus welcher
 auch die Latente Sprache abgeleitet wird. Der Dorische Dialekt
 war hart und rau, der Ionische der weichste. Der Aeolische Dialekt

derselben historisch verfolgen, u
Gründe legen, sondern sich über alle
verbreiten müsse; eine Mühe, welche
se so reiche, und eben deshalb so an
im Klange so liebliche, in der Beweg
matischen Formen und ganzem Bau
und reichlich lohnt. Wenn man an
Schrift zu bezeichnen, darüber be
 können. Der gewöhnlichen Meinung
 nach die Buchstabenschrift zu die
 phabet bestand aber nur aus 16 Q
 soll Palamedes noch 4 (Ϟ ϙ Ϟ ϙ), und eben so viele nachher Si-

Griechisches Feuer I. Feuer.

Griesbach (Johann Jakob), geboren den 21. März 1712 als geheimer Kirchenrath und erster Professor der Theologie, hat sich theils um die Kritik des Neuen Testaments, theils um die Bildung vieler tausend Junglinge die blühendsten Verdienste erworben. Zu Bunsdorf im Hessendarmstädtischen den 4. Jan. 1743 geboren, kam er als jartes Kind nach Frankfurt am Main, wo sein Vater 1777 als Prediger und Confessorialrath starb. Auf dem Frankfurter Gymnasium erhielt er seine erste Bildung, und bezog 1752 die Universität Lädinger, wo er, außer Meyers Privatunterricht, Keusch, Lotza und Corrocius hörte, von denen der erstere bereits die praktische Seite der Theologie aufzufassen lehrte, und in Griesbachs Seele ein Samenfeld bewirkte, das nach Jahren in dessen populärer Dogmatik hundertfältige Früchte trug. Im J. 1754 ging er nach Halle, wo Segner, Meier, J. B. Eberhard, Eichrig, Schulze, vor allem aber Semler, dessen vertrauter Schüler er ward, ihm die Weisheit für das akademische Leben gaben. Auf den Rath des Letzteren hörte er noch ein Jahr in Leipzig theils bei Ernesti, Wernsd, Schrob, Sellert, theils bei Keiske alles, was der Hermeneutik und Bibelpolologie dienen konnte. Christliche Kirchen- und Religionsgeschichte wurde das Ziel seiner Studien, wobei ihn Ernesti mit Nach und Nachem treulich unterrichtet, begann er große Vorstudien zur 1. und für die Dogmengeschichte, und schrieb seinen Probefchriften über die historische Philo- die aus dem Papp Leo dem Großen über 1. entschlossen, sich ganz der Kritik des neuen Testaments zu widmen, unternahm er eine glückliche Reise nach England und Frankreich. Nachdem er 1. Umerssäcken des süd- und nordwestlichen ging er zu Ende Septembers 1760 über 1. wurde hier die literarische Ernte zu 2. bridge, und ging im Juni 1760 mit fern 1. Paris. Den darauf folgenden Winter widmete er in seiner Vaterstadt der Verarbeitung des gewonnenen Stoffes, und trat 1772 in Halle durch die berühmte Abhandlung von den Accusationen der Evangelien vom Origines zuerst als akademischer Lehrer mit so vielem Beifall auf, daß er schon 2 Jahre darauf von Berlin aus zum Professor ernannt wurde. Wie unermüdlichem Fleiße verfolgte er jetzt den Gedanken einer neuen Ausgabe des Neuen Testaments, und legte schon damals, weil er immer lebend arbeitete, und selten vor 2 Uhr früh zu Bette ging, den Grund zu der nachherigen Schwäche der Fuste und zu dem Querschnitt, die ihm im Alter so große Leiden verursachten. Eine Kritik des Neuen Testaments war aber damals zugleich ein nicht geringes Wagniß; diese Rücksicht bewog Griesbach, der nach Danovs unglücklichem Tode den Ruf zu einer ordentlichen Professur der Theologie in Jena erhalten hatte, sich nicht nur besondere Lehrfreudigkeit anzubedingen, sondern auch zu bedeußen nur mit seiner Epinosis der Evangelien die Stimmung zu prüfen. Bald aber folgte die erste Ausgabe des ganzen Testaments, da es sich deutlich zeigte, daß man etwas noch weit Bistertres vertrauen könne. Das Eigenthümliche der Griesbachischen Textbearbeitung, welche sich bekanntlich von allen frühern unterscheidet, ist, daß bei ihr nicht bloß von aufgenommenen und verworfenen Lesarten die Rede ist, sondern auch die verschiedenen Grade der Wahrscheinlichkeit, wie sie nach Autorität und nach innern Gründen sich ergeben, bestimmt, und

durch leicht verständliche Zeichen unter dem Text aufgeführt werden. Es kann hier nicht der Ort seyn, zu zeigen, wie dieser erfindliche Künstler sich endlich die ganze Domäne der Arithmetik des Neuen Testaments so aneignete, daß seine Ausgaben von der letzten Hand nur noch eine sehr leichte Nachlese gelieten. Zu bedauern ist, daß er die wohlverdiente Ausgabe, die 1798 begann, und zu Halle und London zugleich erschien, nicht so vollenden konnte, wie er es gedachte hatte. Er war indeß bis zu seinem Tod unablässig damit beschäftigt, und erlebte wenigstens die Freude, die bei Mithras herausgekommene Prachtausgabe vollendet zu sehen. Die Pflicht des Lehrers war Friedbach die erste und heiligste. Selbst unter den drückendsten Körperleiden bestieg er den Lehrstuhl, und beharrte oft neubelebt davon zurück. Neben der Kirchengeschichte und Erregese, und den dazu gehörigen Hilfswissenschaften leistete er auch durch seine populäre Doctrinalien um so bleibendern Nutzen, als er darin, angedeutet, selbst überaus gute Sachverständiger des alten Glaubenssohrens, der Neuerungssucht mit weiser Mäßigung Schranken zu setzen wußte. Aber noch viele andere Geschäfte wurden dem Fleißigen zu Theil. Seit 1783 zum bedeutlichen Deputirten der Pöblatur der Jesuitischen Landschaft ernannt, mußte er als Vorsitzender tief in das werthvolle E

ten nicht
Jahre zu
kurzlebens
befreunde
Er
der, mit
Zeitraum
sonen des
eember
scher Bu

arm waren, und in der Dunkelheit lebten, gaben sie ihrem Sohne dennoch eine anständige und sorgfältige Erziehung, welche derselbe so wohl benutzte, daß er mit dieser einzigen Ausbattung sich einen Rang in der Gesellschaft zu erwerben wußte. Nachdem er seine Studien beendigt, und in Deutschland für sein Trauerspiel Banise Svott und Tadel im reichem Maße inscerirt hatte, begleitete er die Schwägerin des Grafen von Schandara, Cadmerstammherr des Kaisers von Polen, nach Paris, und fuhr daselbst fort, sich mit Eifer den Wissenschaften zu widmen. Er war Barister des Herzogs von Sachsen-Gotha, als J. J. Rousseau sein Freund ward. Beide begegneten sich in der entscheidenden Ausgang zur Musik. Rousseau führte ihn bei Diderot, dem Baron Haldach u. a. durch Heiß und Geburt ausgezeichneten Personen um, und erwarb sich dadurch ein großes Verdienst um ihn, dem bald darauf ein Ebenbürtiger der seltsamsten Art begegnete. Jung und keurig verließ er sich in eine Orenfängerin, Namens Fel, wurde aber, trotz seiner glühenden Leidenschaft, von keiner grausamen Skizze nicht erhört, und verfiel darüber in eine Art von Starrsinn, die mehrere Zeit währte. Er lag auf seinem Bette, mit offenen Augen vor sich hinstarrend, die Glieder kold, ohne zu sprechen, ohne zu essen, ohne ein Zeichen der Empfindung zu geben. Seine Freunde hielten ihn für todt; Kaval und Rousseau wachten unablässig bei ihm. Aber der Arzte Ernos, der seinen Puls untersuchte, gab ihnen lächelnd Trost, und wirklich stand eines Morgens Primus ganz unerwartet vom Bette auf, kleidete sich an und gedachte seiner Lucinda nicht mehr. Diese Unwissenheit wurde bekannt, und wack

, Baron von), der als ein geistreich
in ausgerüsteter Mann, einen langen
e, und mit den ausgezeichnetesten Pers
Verbindung stand, wor den 29. Dec
n, und starb als Kaiserlich. Russi
7 zu Gotha. Obwohl keine Aeltern

einem großen Theil seiner Zeit Arbeit
eines Gelehrten fremd sind. Viele
Theil an der akademischen Litera-
rthschädigt, und Verruch, dem er

fant; er
ber, und
moiselle F
ings über
er sich
achte ihn
telkeit ist
as in Bai
e, erklär
der Spitze
er Franz
dieser G

Geist, Salz und Geschmack, und

Bosmischbroda, und als die Gegner darauf zu antworten versuchten, schlug er sie durch seine *Letras sur la musique française* völlig aus dem Felde. Aber dieser Brief gab ein so gewaltiges Aergerniß, daß Anfangs von Verbannung und Bastille die Rede war, bis endlich die Wuth sich legte, und dem Verfasser statt dessen der Beifall aller Freunde der neuen Musik und der Italienischen Truppe zu Theil ward. Die Verbindungen Grimms mit den Unternehmern der Encyclopädie, seine Verhältnisse mit den Großen Frankreichs, seine Kenntnisse, so wie die Geschmeidigkeit seines Geistes öffneten ihm bald eine glänzende Laufbahn: Mehrere Jahre war er Secretär des Herzogs von Orleans. Damals fing er an, seine literarischen *Bulletins* für mehrere Deutsche Fürsten, namentlich für den Herzog von Gotha, zu schreiben, welche unter dem Namen *feuilles de Grimm* vielleicht in 20 Abschriften circulirten, und

den jätlichsten und leidensamen beriferen sich, ihn für zu halten. Dürfen wir beklagen hatte, und seiner en von ihm verdrängt sah, klack prahlerisch, stolz und zweifeln. Als die Ankunft enner und Freunde der Ru- imm auf das entschiedenste, de la reine, während die Rusik den *Coln du roi* bildete eine kleine Broschüre voll tel: *Le petit prophète de*

Es finden sich darunter Memoiren über die Geschichte seiner Zeit vom höchsten Interesse, deren Nichtbekanntmachung ein wahrhafter Verlust ist. Dagegen ist nach seinem Tod ein Auszug aus den erwähnten literarischen Vollenius unter dem Titel Correspondance litteraire erschienen, ein Werk, das die ansehnlichsten Details über einen wichtigen Zeitraum der Französischen gelehrten und gebildeten Welt und ihre innern Verhältnisse und Beziehungen enthält.

Griphi nannten die Griechen im Allgemeinen alles das, was wir unter Räthsel, Logogriphen, Akrostichen u. s. w. verstehen. Eigentlich bedeutet das Wort Griphus ein Netz, und man benannte damit die nach der Abendmahlzeit zum Scherz aufgeworfenen Fragen und Aufgaben, weil ihre Auflösung die Gäste oft in Verlegenheit setzte. Wer sie nicht beantworten konnte, unterwarf sich einer Strafe, die in einem mit Salz vermischten Getränke bestand, welches in einem Zuge austrinken werden mußte; dagegen bekam derselbe einen Kranz zur Belohnung, der die Auflösung gefunden hatte.

Griffaille bedeutet eine eigene Art der Malerei, welche die Italiener Chiaroscuro, die Deutschen aber grau in grau nennen; es wird bei derselben, ohne Rücksicht auf Farbengebung, bloß Licht und Schatten mit weißer und grauer Farbe dargestellt. Man verfiel darauf, als man den Mangel der Basreliefs durch Malerei ersetzen wollte.

Grönland gehört zu den zum Theil noch unbekanntem Nordländern zwischen Island und einem Theil von Nordamerika; ob es mit diesem zusammenhängt, oder eine Insel ist, weiß man nicht, da die Ost- und Nordseite wegen des vielen Eises unzugänglich ist, doch vermuthet man, daß es mit dem festen Lande von Nordamerika verbunden sey. So weit das Land jetzt entdeckt ist, erstreckt es sich vom 59. bis 80. Gr. N. B. und vom 327. bis 360. Gr. O. L. von Ferro. Es gehört der Krone Dänemark. Man hat hier nur 2 Jahreszeiten: der Sommer fängt vom Juni an und dauert bis in die Mitte des Septembers, worauf sogleich der Winter mit vieler Strenge eintritt. Vom Juni bis in den August geht die Sonne nicht unter, dagegen ist sie im Winter kaum ein wenig sichtbar. Die vielen Gebirge des Landes sind mit ewigem Schnee bedeckt; man findet wenig Bäume, und die Früchte werden selten reif: der oft versuchte Getraidebau hat nie gelingen wollen, da die Sonne auch im Sommer den Boden nicht tief genug zu erwärmen vermag. Bären, Rennthiere, Füchse, Strandvögel und die Seehunde längs der Küste sind der einzige Gegenstand des Handels, welcher von Dänemark aus nach den Westküsten Grönlands getrieben wird. Die Grönländer sind klein, und leben von Fischfang und Jagd. In Ansehung der Sprache, Kleidung und Lebensart sind sie den Eskimos in der Terra Labrador ähnlich. Es wurden von Zeit zu Zeit Colonien daselbst angelegt, auch in der Folge 4 Missionarien zur Verbreitung des Christenthums dahin geschickt. Die Herrenbuter Gemeinde hat ebenfalls 2 Colonien gegründet. Im J. 1789 zählte man in allen diesen Anlagen 5122, und 1802 schon 5621 Einwohner. Ob übrigens das jetzige Grönland mit einem schon früher unter diesem Namen bekannten Lande eines und dasselbe sey, oder nicht, ist vielfältig bestritten worden.

Grönlandsfahrer heißen die Schiffer, welche von Europa aus auf den Wallfischfang nach Grönland fahren, worunter sie jedoch nicht die bewohnte Westküste Grönlands (welche sie die Straße Davis nennen), sondern die über Lappland zwischen dem 75. und 80. Grad lie-

genden Inseln Spitzbergen, nebst der gegenüber gelegenen unbewohnten Ostseite von Stenland versehen.

Gronov, der Name mehrerer berühmter Kritiker und Philologen. Johann Friedrich Gronov war im J. 1612 zu Hamburg geboren, studierte zu Altdorf die Rechte, hielt sich darauf einige Zeit in Holland und England auf, bereiste Frankreich und Italien, ward sodann Professor der Geschichte und Beredsamkeit zu Deventer, und ging 1653 an Vorhorns Stelle nach Leyden, wo er 1671 starb. Seine Hebräischkenntnis setzte ihn in den Rang der ersten Alterthumsforscher; zugleich verband er mit seinen ausgebreiteten Kenntnissen unermüdeten Fleiß und liebenswürdige Leutseligkeit. Seine Ausgaben des Livius, Seneca, Gallus, Plinius, Plautus u. a., so wie seine Observationes sind voll der scharfsinnigsten und richtigsten Bemerkungen und Verbesserungen, sein Commentarius deFastis enthält die gründlichste Kenntniß der Römischen Sprache und Alterthümer, und seine Ausgabe von Hugo Grotius Buche de Jure belli et pacis wird wegen der hinzu gefügten Anmerkungen mit Recht geschätzt. — Sein Sohn Jacob Gronov war 1645 zu Deventer geboren, studierte hier und zu Leyden, hielt sich dann einige Monate zu Oxford und Cambridge auf, bereiste Frankreich, Spanien und Italien, wo der Großherzog von Toskana ihm eine Lehrstühle in Pisa übertrug, die er jedoch 1679 wieder verließ, und dagesegen Professor der schönen Wissenschaften zu Leyden und 1702 Proctaph der Universität war (starb daselbst 1716). Er war ebenfalls ein gelehrter und fleißiger Kritiker, gab den Tacitus, Polybius, Herodot, Pomponius Mela, Cicero, Ammianus Marcellianus u. a. heraus, und sammelte den schätzbaren Thesaurus antiquitatum graecarum, allein er gab in diesen Werken auch manche Blößen, und ließ es sich in seinem Dun-

kel beifommen, vicus Stephani anzugreifen und mußte. — Eieren, hat sich Tacitus und E und starb daselbst

ten Verdiensten, wie Henmasius, Voehart, Grävius b selbst am meisten schaden v, zu Leyden 1691 geborn, des Pomponius Mela, guten Philologen gezeigt, im J. 1775.

Grosche

gronus, die, erhielt; man nannte sie aber dicke Münze im Gegensatz der dünnen Blechmünzen. Die kleinsten bis jetzt bekannten Groschen sind diejenigen, welche unter Ludwig IX, Philipp dem Kühnen und Carl IX. zu Tours geprägt, und daher Tournosen oder Tournos-Groschen genannt wurden. Die kleinen Groschlein aber wurden zuerst 1578 geschlagen.

Groß heißt jedes Ding, dem eine gewisse Größe zukommt. Die Größe aber wird einem Dinge entweder an und für sich betrachtet, oder im Verhältnisse zu einem andern, das als kleiner erscheint, beigelegt. Die Größe der letztern Art sollte man Großheit nennen, weil ihr die Kleinheit entgegen steht. Groß in dieser Bedeutung heißt dann dasjenige, was in Ansehung seiner Größe bey gewöhnlichen Maßstab der Dinge überschreitet, so daß andere Dinge in Vergleichung mit ihm als klein erscheinen. Scheint sich die Größe eines Dinges bis zum Unendlichen zu erweitern, so heißt es erhaben, weil es sich über alles erhebt, was im Augenblick der Vorstellung mit ihm verglichen wird, z. B. ein hohes, bis in die Wolken sich aufstürmendes Gebirge, das Weltmeer, der Sternendimmel u. s. w. Die Größe in Beziehung auf den Menschen ist entweder körperlich oder geistig, und in der letzten Hin-

sicht entweder intellektual oder moralisch. So wie nun die Größe des Geistes in den Augen der Vernunft mehr Werth hat, als die des Körpers, so wird die Größe des Verstandes (der Erkenntnißkraft oder des Talents überhaupt) von der des Herzens (der Willenskraft oder der Gesinnung) überwogen, wenn man auf die wahre Bestimmung des Menschen reflektirt. Man findet aber oft bei Menschen von sehr großen Talenten eine Kleinheit der Gesinnung, die ans Schlechte und Nichtswürdige gränzt. Die Geschichtschreiber haben gewöhnlich nur auf jene Größe Rücksicht genommen, und daher oft das Beiwort des Großen an Menschen verschwendet, die, nach dem Maßstabe der Vernunft gemessen, vielmehr den Beinamen: des Kleinen, führen sollten. D.

Großadmiral ist in England eine der 9 höchsten Reichswürden, welche jedoch mit Prinz Georg von Dänemark ausgestorben und seitdem nicht wieder besetzt worden ist, sondern durch Commissarien oder vielmehr durch das Admiraltätsgericht repräsentirt wird; in Frankreich war es unter Napoleon ebenfalls eine der 8 großen Reichswürden. — Großfürst war vormals der Titel der Russischen Regenten; auch schrieb sich König Kasimir von Polen im Jahre 1457 einen Großfürsten in Litthauen, in Rußen und Preußen. Gegenwärtig werden in Rußland die Thronfolger und Brüder des Kaisers Großfürsten genannt. Seit 1765 hat Siebenbürgen den Titel eines Großfürstenthums. — Großherr ist der Titel des Türkischen Kaisers, weil er über mehrere kleine Herrn gebietet (Großsultan). — Großherzog war sonst der Titel der Beherrscher von Toskana; im Rheinbund führten ihn mehrere Fürsten; er ist mit königlichem Range verbunden. Als diese Fürsten in den deutschen Bund traten, behielten sie nicht nur diesen Titel bei, sondern er wurde auch von einigen erst angenommen, z. B. von Mecklenburg, Oldenburg, Sachsen-Weimar, Hessen-Cassel wegen Fulda &c. — GroÙhundert sind 120 Stück, so wie GroÙtausend, 1200 Stück. — GroÙkreuz bei Ritterorden ist die erste Klasse der Ritter, welche unmittelbar auf den GroÙmeister, das Oberhaupt des Ordens, folgt. — GroÙvezier (Wesir äthsem) ist der Generalstatthalter des Türkischen Reichs, welcher unter der Autorität des Sultans dem ganzen Staate vorsteht. Das Reichssiegel ist das Zeichen seiner Würde, welches er deshalb beständig am Halse trägt. Unter Beidrückung desselben fertigt er Befehle ohne weitere Anfragen für das ganze Reich aus.

Großbritannien heißen die vereinigten Reiche England und Schottland, seitdem die Königin Anna im J. 1707 ihre obllige Vereinigung durch Aufnahme des Schottischen Parlaments in das Englische zu Stande brachte. England, zwischen dem 50. und 56. Gr. N. Br., und zwischen dem 11. und 19. Gr. O. L. von Ferro gelegen, ist auf 3 Seiten vom Meer, im Norden aber von Schottland begränzt, und enthält 2916 Quadratmeilen. Das Klima ist, der Lage zufolge, gemäßigt, und die Atmosphäre, wiewohl neblig, doch durch die Seeluft gesund. Man unterscheidet vom eigentlichen England Wales, den westlichsten gebirgigen Theil des sonst meist ebenen Englands. Von Hauptflüssen fließen die Themse, die den Medway, und der Humber, der den Trent aufnimmt, in die Nordsee, die Severn in das Irische Meer. Zahlreiche Buchten bilden an den Küsten treffliche Häfen, als Portsmouth, Plymouth, Falmouth am Kanal Frankreich gegenüber, Newcastle, Hull, Yarmouth, Colchester an der Nordsee, Liverpool und Bristol am Irischen Meere. Produkte des im Ganzen sehr fruchtbaren Landes sind besonders treffliche Pferde, Rinder, Scha-

im in vorzüglicher Gatte und Menge, Kalkerde, Marmor und Bruchsteine, mineralische Wasser da, und die Steinsolzes, so wie unter den Erzeugnissen welchem Most bereitet wird, den Wein, je Boden vortreflich. **Schottland**, N. B. und 22. und 25. Gr. D. L. ma und geringere Fruchtbarkeit. Der das Hochland genannt, wo außer et- deicht, hat dagegen Ueberfluß an Bau- Metallen, auch findet man Edelsteine, und erzeugt Getreide aller Arten, Hanf salzquellen, daher man aus Seewasser iche diesen Artikel. England ist in 40, 2 Shires oder Grafschaften getheilt, Stewarties, Kirkubright und Orkney Iney - und die Schottlandsinseln begreift. 803. 8,332,434, in Wales 542,546, in

Schottland 2,599,068 Menschen mit Ausschluß der See- und Land- macht. England hat nebst Wales 29 große, 707 kleine Städte, 227 Flecken, 9293 Kirchspiele. Die Engländer sind ein Gemisch von Brit- ten, Sachsen, Dänen und Franzosen. Das Schottische Hochland wird von Abkömmlingen der alten Galen, der ältesten Urbewohner Britan- niens, bewohnt. Noch haben sie ihre alten Sitten bewahrt, und ihre Sprache, in der Ossian sang. Ihre mehr mit Engländern vermischten Brüder im Niederland reden Englisch. In Wales leben die Urenkel der von den Sachsen aus England verdrängten Kymren oder Britten. Das Englische Volk zerfällt in den Adel und das eigentliche Volk. Eigentlich kennt man in England nur einen hohen Adel (Nobility.) Dieser besteht aus den Lords oder Peers (Peers), d. i. denjenigen, die ein persönliches erbliches Sitz- und Stimmrecht im Parlament ha-

aufser den Bürgern in den
 iberien in den Händen gro-
 1 mei nur Pächter derselbe
 alle so (Farmers); dagegen
 ind vergl., sondern genirten
 nicht wenige, die ente
 , Freeholders), oder auch
 rsholders (Copyholders). Die
 iberfassung sind wenige,
 dgesetze. Dahin gehören: 1)
 Magna Charta), zu wel-
 Stephan und Heinrich II.
 at Charter), dem König Jo-
 hann 1215 von den Baronen abgezwungen. 3) Die Petition of rights,
 eine an Carl I. 1628 gerichtete Adresse, deren Inhalt dieser wider Wil-
 helm gestrichen mußte. 4) Die Declaration of rights, gleichsam die Cap-
 titulation, unter der Wilhelm III. 1689 die Krone zu Theil ward.
 5) Die Successionsacten von 1701 und 1705. 6) Die Unionsacte von
 Schottland von 1707. 7) Die von Irland von 1799. Die Britische
 Konstitution rühmt Montesquieu hauptsächlich wegen der musterhaften
 Trennung und verhältnismäßigen Abwägung der 3 Staatsgewalten,
 der gesetzgebenden Macht nämlich, der vollziehenden und der richterli-
 chen. Die gesetzgebende Gewalt nebst dem Selbstbesteuerungs-
 recht übt das Volk durch seine Repräsentanten aus. Diese bilden das
 Parlament, bestehend aus dem Hause der Gemeinen (House,
 Chamber of Commons), von uns gewöhnlich Unterhaus genannt, in
 welchem die Deputirten der Shires und Städte (513 aus England
 und Wales, 45 aus Schottland und 100 aus Irland) Sitz und
 Stimme haben, und dem Hause der Lords (Chamber of Peers),
 Oberhaus genannt, in welchem die erste und am mindesten zahlrei-
 che Klasse des Volks ihre Verathschlagungen besonders hält, und außer
 die geistlichen, die Erzbischöf-
 aben. Das Parlament ist nicht
 für gegen oblige Ausartung),
 permanenten, Gewalt, liegt das
 . Weder dieses noch jenes darf
 geschieht durch briefliche Ein-
 Befehle an die Grafschaften
 len. Das Recht, in den Wahl-
 Städten jeder Bürger, in den
 jilling jährliche Einkünfte hat,
 einen freien Gütern jährlich 500
 der Jahrgeld von der Krone ge-
 s Volks, unabhängig von dem
 Parlament ausschreiben, wohin
 ten königlichen Palast zu Besi-
 n besonders Saal hat. Die er-
 , der dann gekrönt und könig-
 e vom Thron im Oberhause er-
 n einer schriftlichen Dankadresse
 mentglieder den Kircheneld
 'II, eingeführt, durch welchen
 Kirche anerkannt wird, und den
 dem Hause Stuart und der sa-

tholischen Religion abgesetzt wird) die Mitglieder des Unterhauses überdem noch den Unterthaneideid (oath of Allegiance) geschworen haben, wähle das Unterhaus seinen Sprecher (Speaker), so wie eine Committee von 5 Personen (von denen einer die Rechte des Hauses, einer die Beschwerden des Volks, einer die streitigen Wahlen, einer das Handlungswesen und einer die kirchlichen Angelegenheiten besonders zu beachten hat), worauf die Beratungen beginnen. Im Oberhause führt der Lordkanzler das Wort, der, wie die übrigen Minister, auf einem Wollfackel sitzt. Jedes Parlamentsglied hat aber das Recht, etwas vorzutragen. Ein Vorschlag zu einem Gesetz heißt eine Bill, und muß dreimal, an 3 verschiedenen Tagen verlesen seyn, ehe darüber abgestimmt werden kann. Wer nicht zugegen ist, verliert seine Stimme; die Lords können jedoch durch Bevollmächtigte (Proxies) stimmen. Ist der Vorschlag von dem Hause, worin er gethan, angenommen (passed), so wird die Bill dem andern Hause zur Be-

da durch, dem Könige zur Bestätigung gern kann. Der König hat also bei der Bill, als das Veto. Die Bestätigung geschah noch von Wilhelm dem Eroberer her üblich bei einer Bill, die öffentliche Angelegenheiten betraf: *le Roi le veut*; bei einer Privatbill: *solt fait comme il est désiré*; bei von Steuern und Taxen oder Anleihen: *ol remercia ses loyaux sujets, accepto*
 zent Genehmigung, *et ainsi le veut*. Die übliche Formel der verweiger-
 gerten Bestätigung ist: *le Roi s'avisoira*. Durch die königliche Bestä-
 tigung erhält die Bill Gesetzeskraft, und heißt
 a etc. Inhaber der vollziehenden Gewalt
 ne Rechte werden unter dem Namen: the Kin-
 gen. Er befehlt alle Staats-, Kriegs-, Hof- und
 und kann Standeserhöhungen vornehmen. Er führt
 Frieden, und die Flotte des Reichs wird als sein
 tet. Er schickt Gesandte und schließt Verträge
 ihm gefällt. Er hat das Recht, Verbrecher zu
 behalt des Königs und seines Hofstaats hat die
 villige. Außer diesen
 weiß man in Englan
 als Privatbesitzungen
 che der Erstgeburt,
 n und seine Erben, in Ermangelung eines
 Tochter und ihre Erben, und erst in Er-
 n auf die Seitenverwandten fällt. In So-
 es denn geschehen, daß nach dem Ver-
 enten, der keinen Sohn hat, dessen Prin-
 lich mit dem Herzoge Leopold von Coburg
 besteigen wird. Diese Successionsordnung
 auf das Königreich Hannover Statt, son-
 männliche Geschlecht, nach der Ordnung der
 angegebenen Fälle die Hannoveranische Krone
 fallen wird. Die Volljährigkeit des Kö-
 nige Heinrich VIII. mit dem 18. Jahre
 id der Minderjährigkeit ordnet der König
 wenn er es nicht gethan, das Parla-
 ment Eduard III. gebornen Herzog von York

walk, und wird seit Edwards I. Eroberung von Wales zum Prinzen von Wales durch einen offenen Brief erklärt. Die Krönung geschieht in der Westminsterabtei durch den Erzbischoff von Canterbury; die Gemahlin des Königs krönt der Erzbischoff von York. Hohe Reichsämter, die alle, bis auf 2 erbliche, vom König besetzt werden, gab es ehemals 9, einige werden aber nicht mehr verliehen, wie gleich 1) das höchste des Großrichters (Lord high Steward, magnus Seneschallus Angliae). Seit Richard II. schon wird dieser nur auf kurze Zeit ernannt, entweder des Pomps bei der Königskrönung wegen, oder um den Vorsitz eines Blutgerichts über einen Lord zu führen. Daher ist der erste der permanenten Reichsbeamten 2) der Großkanzler (Lord high Chancellor), zugleich Großsigelbewahrer (Keeper of the great Seal). 3) Der Großschatzmeister (Lord high Treasurer), Präsident der Schatzkammer. Dieses Amt wird seit Georg I. von 5 Commissarien verwaltet, deren erster Premierminister heißt, oder erster Lord der Schatzkammer. 4) Der Präsident des Staats- oder geheimen Rathes (Lord President of the privy Council). 5) Der geheime Siegelbewahrer (Lord privy Seal) drückt das geheime Siegel des Königs auf dessen Urkunden, die hernach erst, da nöthig, mit dem großen versehen werden. 6) Der Großkammerer (Lord high Chamberlain), dessen Würde erblich, selbst auf weibliche Descendenten, den Herzogen von Lancaster zugehört. 7) Des Lord high Constable) Würde ist, seit dem ersten Groß-Connetable Herzog von Buckingham. 8) Der Groß-Marschall (Lord High Marshal in Geschlechtsachen. Sein Amt gewöhnlich in Norfolk zu, die es, weil sie katholisch nicht versehen lassen. 9) Der Großadmiral oder Oberrichter in allen Fällen, die auf den See betreffen. Dieses Amt wird in der Regel nicht commissariaten verwaltet, deren Vorsitzender erster Lord heißt. In Schottland waren vor dem Könige 4 hohe: der Großkanzler, der Großsigelbewahrer, der Staatssecretär; und 4 niedere: der Lord Register, der Oberanwalt (Lord Advocate), der Schatzmeister (Lord Treasurer Deputie), und der Lord Justice Clerk). Seit der Vereinigung mit Irland sind die vollziehende Gewalt ferner durch den Geheimen Rath (the privy Council) besetzt. Die Mitglieder dieses Rathes sind die 12 geheimen Räthen des Königs, welche dieser erneuert, und eine Liste von ihnen gefertigt, und werbet durch ihr Verbleiben auf, geheimer Rath zu seyn. Die Mitglieder dieses Rathes sind durch eine eidliche Verschwiegenheit, und daß sie nach dem Rathen wollen, angeloben. Ihre Zahl ist seit dem Könige sieben mit die 3 Staatssecretäre besetzt die auswärtigen Angelegenheiten des Königs; die zweite die des Nordens; die einheimischen Angelegenheiten; die dritte Staatssecretär ist bloß für Amerika. Die Besorgung des Staatsarchivs (Paper office) ist ein besonderes Amt. Machebefehle des Königs über die Prærogative seiner Verfügung vorbehalten sind, heißen Geheimrathsverordnungen, unrichtig Cabinetsbefehle. Die Schatzkammer ist das Collegium für die Fin-

nanzsachen. Außer dem Lordkanzler, dem ersten Lord der Schatzkammer und der Admiralität, dem Präsidenten des geheimen Rathes, und dem geheimen Siegelbewahrer gehören zum Ministerium noch der Kanzler der Schatzkammer, der Kriegsminister, der Feldzeugmeister, der Minister des Innern und der auswärtigen Angelegenheiten. Diese Minister werden vom Könige nicht auf Zeit, sondern auf unbestimmte Zeit ernannt und abgedankt, sobald es ihm gefällt. Auf der andern Seite sind sie für alle ihre Maßregeln und Handlungen der Nation verantwortlich, dahingegen der König, als geheiligte Person, nie zur Rechenschaft gezogen werden kann. Die richterliche Gewalt wird im ganzen Reich im Namen des Königs verwaltet, und Patrimonialgerichtsbarkeit ist unbekannt, außer daß der Besitzer eines sogenannten adelichen Guts (Lord of the manor) die Cognition über gewisse kleine Vergehungen hat, wozu er die Gerichtsbank mit den Freeholders besetzt. Die erste gerichtliche Instanz bilden die Friedensrichter (Justices of Peace), deren der König in jeder Shire eine beliebige Anzahl ernennt. Ihre fortdauernde Gewalt ist aber mehr polizeilich als richterlich; sie wachen über die öffentliche Ruhe, nehmen Klagen an, verhaften die Missethäter, und vernehmen sie vorläufig und summarisch. Ihre Gerichts- oder Polizeibedienten heißen Constables. Der eigentlichen Gerichtsbarkeit pflegen die Quarter Sessions oder Great Inquests. Vierteljährlich versammeln sich nämlich die Friedensrichter jeder Grafschaft, und rufen die Geschwornen (the Jury) zusammen, die dann über die bei den Friedensrichtern angebrachten bürgerlichen und peinlichen Sachen richten. Ein Angeklagter oder die Parteien haben das Recht, gegen die Geschwornen zu protestiren, worauf andere ernannt werden müssen. Nach geendeter Sitzung löst sich das Gericht auf, und ist nicht mehr. Fortdauernd ist aber in jeder Grafschaft das Amt des Sheriffs. Er ernennt die Geschwornen und vollzieht ihre Urtheile. Die Obrigkeiten der Städte bestehen aus einem Mayor, hin und wieder auch Bailif genannt, und 12 Aldermen. (Der Mayor von London ist allezeit Lord.) Von diesen niedern Gerichten gehen die Berufungen in England in bürgerlichen Sachen an den Gerichtshof der gemeinen Rechtshändel (Court of common pleas) in peinlichen an die königliche Bank (Kings bench), so genannt, weil ehemals der König darin auf einer erhöhten Bank den Vorsitz führte, in Finanzsachen an das Schatzkammergericht (Court of the Exchequer), welches verschieden ist von der Schatzkammer, die nicht zugleich Richter und Partei seyn darf. Alle 3 sprechen jedoch in gewissen Fällen auch in erster Instanz, und von dem ersten kann noch an die Kings Bench appellirt werden. Ein jedes dieser Gerichte ist mit 4 Richtern besetzt, die zusammen die 12 Richter von England heißen. Der älteste und vorsitzende heißt in dem ersten Lord Chief Justice of the common Pleas, im zweiten Lord Chief Justice of England, im dritten Lord Chief Baron, so wie die übrigen Beisitzer des Schatzkammergerichts Barons of the Exchequer heißen, weil sie ehemals Freiherrn seyn mußten. Aber auch diese hohen Richter richten nicht selbst. Sie reisen jährlich zweimal, wie die alten Fränkischen Sendgrafen, im Reiche umher, nämlich 2 in einem der 6 Gerichtskreise (Circuits), in die das eigentliche England eingetheilt ist, und halten mit Zuziehung von 12 Geschwornen die Gerichtssitzungen (the Assizes), in welchen entschieden wird, was innerhalb 6 Monaten bei ihnen angebracht worden. In die 2 Circuits von Wales reisen nicht die Richter selbst, sondern 4 dazu beauftragte Advocaten. Neben

Diesen 3 hohen Gerichtshöfen steht das Kanzleigericht (Court of Chancery), welches Beschwerden gegen jene untersucht und das einzige ist, welches fortdauernd in voller Wirksamkeit besteht, und ohne Geschworne richtet, wie auch das einzige, welches die Strenge der Geseze, die sonst überall buchstäblich ausgelegt werden, nach der Billigkeit mäßigen darf. Noch gehören vor das Kanzleigericht alle Erbtheilungssachen; auch hat es die Gerichtsbarkeit über sein eigenes Personale. Es besteht dieses außer dem Großkanzler, als Vorsizer, aus 12 Beisizern (Masters of Chancery), die Doctoren der Rechte sind, 6 Secretären (Clerks) und vielen Subalternen. Das Oberadmiralitätsgericht spricht in Schiffahrts-Haverei-, Bodmerei und dergl. Sachen, das Obermarschallgericht in genealogischen und heraldischen Streitigkeiten. In Schottland sind ebenfalls 3 hohe Gerichte: das bürgerliche (Session or College of Justice) mit einem Präsiden-

geborenen des Staats, natürlich, weil er
 Prinzip gebildet, sondern nach und na-
 gegenfeitiges Beschränken der einzelnen |
 Unbestimmtheit der Gränzen dieser Gew-
 Oberhauses, wie weit die des Unterhan-
 riven des Königs gehen, ist nicht genau
 den häufig Zweifel, ob eine Sache E-
 derordnung oder einer Parlamentsacte
 schilderten Zustand des Parlaments ist
 Ministern günstig. So ist zwar die
 Volks ein Schattensbild; aber eines ist
 heit zu sprechen und zu schreiben, und
 mag, und vielleicht, in so bedrängniß-
 heischenden Zeiten, gerade genug; denn
 Opposition ist dem Despoten die-ffent-
 der Urtheile der Einzelnen. Wie wenig
 über diese wegsehen dürfe, haben die E-
 fahren. Außer diesem unschönen U-
 Wohlthaten einer Gerichtsverfassung, w-
 steht die persönliche Freiheit des Ger-
 nach welchem keiner unversehrt in Haft
 geüdet sich sowohl auf die erwähnte
 durch Karls II. Willkürlichkeiten als
 von ihren Anfangsworten die Haben.
 Staatsreligion ist in Großbritannien
 zu der sich jeder öffentliche Beamte |
 muß; denn Katholicismus wurde sonst
 arts für Anerkennung gehalten. Daher die
 (etwa 60,000) Englischen Katholiken t-
 tische Kirche hat auch in der äußern F-
 genommen, und heißt Presbyteria-
 es viele, doch in ihren Grundsätzen
 Presbyterianer (Puritaner, Nonconfor-
 vors genannt). Die herrschende Englische Kirche aber hat, da von dem
 Bischöfen die Reformation in England ausgegangen ist, die katholische
 Hierarchie beibehalten. Ihre 25 Bischöfe stehen unter dem Erzbischofse-
 fen von Canterbury und York, und zwar unter jenem 20, unter die-
 sem 4. Jener hat den Rang vor, dieser gleich nach dem Lordkanzler.
 Die Bischöfe haben als geistliche Lords den Rang über die weltlichen.
 Sie werden, wie in den katholischen Stiftern, von den Kapiteln ge-
 wählt, und haben als Gehilfen, statt der katholischen Weihbischöffe,
 Archidiacons und Ruraldecons. Pfarren sind in England 9293. Der
 geistliche Inhaber einer Pfarre mit dem großen Zehnten heißt Rector.
 Oft wird aber eine solche einer weltlichen Person ertheilt, die das Amt
 dann durch einen gemehrten Theologen (Vicar) versieht. Der Engli-
 sche Nationalreichthum beruht theils auf den Erzeugnissen des
 Bodens, theils und hauptsächlich auf Gewerbfleiß und Handel. Der
 Ackerbau, der, fleißig betrieben, dem ergiebigen Boden Englands
 hinlängliche Nahrung für alle seine Bewohner leicht abgewinnen könn-
 te, ist zwar durch Preise aufgemuntert, durch einsichtsvolle Landwirthe
 höher als in irgend einem Lande ausgebildet; aber zu viel Hände ent-
 ziehen ihm jetzt die Manufakturen und Fabriken, zu viel Land die
 Flucht und die Jagdliebhabelei der großen Güterbesitzer, zu viel Ka-
 pital der Speculationsgeist der Reichen, als daß man einer jährlichen

Einfuhr von für $7\frac{1}{2}$ Million Pf. St. Getreide entbehren könnte, anstatt daß vor 50 Jahren England $\frac{1}{16}$ seines Getreides ausführte. Man rechnet in England und Wales von 40 Millionen Acres 8 Millionen wüsten und 14 Millionen nicht gehörig benutzten Landes. Dennoch leidet England durch diese Getreideeinfuhr nicht wahren Verluſt, da durch den Fabrikleiß und Handel für den Nationalreichthum dreimal so viel, als durch den Landbau gewonnen wird. Was der Britische Manufakturleiß, der jetzt die meisten Hände beschäftigt, und allein neben dem ungeheuern London die Existenz eines Birmingham, Leeds, Manchester &c. möglich macht, in Wollen- und Baumwollen-, in Stahl- und Thonwaaren &c. leiſte, ist weltkundig. — Der Englische Handel, allein zur großen Hälfte die Basis des allgemein verbreiteten Wohlstandes, ist in den neuesten Zeiten zu einer Blüthe und einem Umfang gekiegen, die nur durch das Monopol, das der Krieg sichert, erklärlich werden; wie sehr auch Englands insularische

permanente, die ein für allemal bewilligt sind. Jene waren sonst die Malzsteuer und die Landsteuer oder Grundsteuer. Diese ist aber nun von Pitt im J. 1798 auf 20 Jahr permanent gemacht, oder vielmehr voraus verkauft und anticipirt. Wenn sie für England 1,997,763 Pf. beträgt, gibt Schottland 48,000 Pf. Die alten permanenten Steuern sind die Zölle, die Accise, das Stempelpapier, die Fenstersteuer, die Rietzfußschentsteuer und die Pensionsteuer. Unter den neuen Steuern, die der Krieg hervorgebracht, ist die vorzüglichste die Einkommen- oder jetzt sogenannte Eigenthumssteuer, bestehend in 20 Procent von jedem jährlichen Einkommen über 200 Pf. und einer geringen Abgabe von jedem über 160 Pfund. Diese Steuer ist aber, nach hergestelltem allgemeinem Frieden, in dem am 2. Febr. 1802 eröffneten Parlamente, von dem Unterhause nicht mehr bewilligt

worden. Jetzt kommt eine unählbare Menge Lizenzen auf alle erfindliche Gegenstände des Luxus und der Consumtion. — Das im Jul. 1814 zu London erschienene Werk, über die Staatskräfte Großbritanniens von Esq. u. h. o. n., enthält sehr genaue Notizen zur neuesten Statistik dieses Reichs. Nach demselben beträgt die Volksmenge des Britischen Gebiets in allen Welttheilen 59,855,725 Seelen, wovon auf Großbritannien und Irland nur 18,456,300, auf die Stadt London aber 1,650,000 fallen. Vom Jahre 1801 bis 1811 nahm die Volksmenge in der Hauptstadt um 150,000 und in England und Schottland um 1,484,255 zu. Negerclaven sind in allen Colonien 1,147,348. Die Häuserzahl zu London beträgt 146,309 ohne 3121 im Anbau begriffene. Das productive Eigenthum wird im J. 1812 in Großbritannien und Irland auf 2250, das unproductive auf 397, das öffentliche auf 89 Millionen Pf. St. angeschlagen; der jährliche Werth der selbst verbrauchten britischen Manufacturwaaren auf 26, der ausgeführten auf 40 Mill. Pf. St. Alles britische Eigenthum im Ostindien wird auf 1072 Mill. berechnet, wobei jenes der Compagnie mit 31 Mill. in Anschlag gebracht ist. Das Gesamtcapital von 5 Ozeanbanken und 666 Privatbanken beträgt 40,700,000 Pf. St., wovon 35 Mill. auf die Bank von England, die reichste Corporation in der Welt, kommen. Das gesammte Arbeitsproduct des Jahres 1813 wird zu 430,521,372 Pf. St. geschätzt; hiervon lieferte der Landbau über 218 Mill. und beschäftigte $5\frac{1}{2}$ Mill. Menschen in allen seinen Zweigen. Die Manufacturen trugen 214 Mill. und nährten 3 Mill. Einwohner. Der innere Verkehr gab $31\frac{1}{2}$ Mill. Pf. St. und Arbeit für $4\frac{1}{6}$ Mill. Einwohner. Aeußerer Handel und Schifffahrt gewährten 48 Mill. Pf. St., nährten 408,350 Menschen, und setzten in Bewegung 28,081 Schiffe, mit einem Cubiegehalt von Mann besetzt. Der einheimische und das Jahresproduct der noch Mill. Pf. St. gewesen seyn. —

neuesten Zeiten eine ungeheure 2808 aus 2108 Kriegsschiffen, 700 Menscheniffe, und 258 Fregatten; der Anzahl der Kanonen, welche und zwar von 100 bis 20 Kanonenbatterien und Cutters. Der Herzog von Wellington zur See. Unter ihm waren 80 Contreadmirale, 2 von verschiedener Flagge und von in die rothe, weiße und blaue gesehen die Marineoldaten, in Die Ostindische Compagnie unter kein Linienschiff ist. In Kriegszeiten empfängt der Admiral von der rothen Flagge täglich 5 Pf., jeder andere Admiral 3 Pf. 10 Schill., ein Viceadmiral 2 Pf. 10 Schill., ein Contreadmiral 2 Pf. 16 Schill., jeder Matrose aber monatlich 4 Pf. — Die Landarmee bestand im J. 1808 aus 204,825 Mann regulärer Truppen, ohne 24,781 Mann Artillerie, 25,023 Mann Volontairs Cavallerie, 261,821 Mann Volontairs Infanterie, 9825 Mann Volontairs Artillerie, und 77,164 M. Miliz; es ist aber unterdessen die Zahl des Linien-Militärs um sehr Mill vermehrt worden, so daß darüber in den letzten Parliamentsverhandlungen (1816) sehr laute Klagen geführt, und dessen Reducirung dringend verlangt worden. Die Cavallerie besteht gegenwärtig aus 10

Garde, und 24 Dragoner-Regimentern, welche zusammen 170 Escadronen Garde des zu 10 Veteranen- und des Illions; 4 Inseln im Schwarze, Regimenten Durban, 2 Wallis, 2 Bles oder Bengaren Kraft vorale, 220 e Artillerie nebst Detachement, welche (18ter) ist. Bombay Seapoys) die. Da ion nicht ordentlich General heidigung ene Meer- Freiheit Kraftvoll ndeutung Großbri- eser Wo- ar in ei- fen, be- de. Die ad entge- r Friede, de, sehr Floris a, St. Eene- sondern ind- und en Com- s wachen bis auf im Ja- die aus- atams d Reich- ngalen machte. Compagne; aber

Die eigenmächtige, tyrannische Regierung der letztern, die Habgucht und die Grausamkeit ihrer Beamten, und die 1770 hinzukommende Hungersnoth, brachte das Land in einen solchen Verfall, daß die Regierung 1773 genöthigt war, der Compagnie Unterstützungen und Vorschüsse zu leisten, und ihre Administrationsweise durch Gesetze zu bestimmen. Zu der nämlichen Zeit erhoben sich welt ansehende Zwistigkeiten zwischen dem Mutterlande und den Nordamerikanischen

man hatten sich (1766) der ihnen angebotenen dem Zwecke der Verminderung der Nationalität, glücklich erwehrt. Nun wurde von ihnen eine Abgabe vom Thee gefordert, und ihnen aufgedrungen. Die Sache fand allgemeinen Beifall, aber wurden die Schiffe von verkappten 327 Kisten Thee ins Meer geworfen. Man besetzte die Stadt durch Sperrung ihres Hafens, und durch 8. Diese nicht mit hinreichender Macht vollzogene Lösung zum Ausbruche der Empörung. Es folgten, mit Ausnahme von Canada, New York, welches letztere jedoch bald auch beitrug, im Jahr (5. Sept. 1774) der sogleich alle Einfuhr aller Ausfuhr nach England verbot; der Verbot den von den Provinzialen gesammelten Kriegskassen aufzuheben, veranlaßte den ersten Ausbruch der Feindseligkeiten, (19. April 1775); Georg Washington ward von den Colonisten an die Spitze ihrer bewaffneten Macht gestellt; überall wurden die englischen Gouverneure und Besatzungen vertrieben; am 4. Jul. 1776 kündigten die Colonien dem Mutterlande förmlich den Gehorsam auf und erklärten sich für unabhängig, die Befangennahme

ne, sammt seinem ganzen Corps, bei Saratoga (17. Okt. 1777) gab ihren kriegerischen Unternehmungen ein Ende, das bisher schon den Amerikanern alle Aussicht hatte, nahm nun keinen Anstand mehr, sich zu erklären, (26. Jan. 1778) und mit ihm verbanden Jahre auch Spanien gegen England. Die Vereinigten Staaten in einen schweren Krieg verwickelt, da sie zu gleicher Zeit mit drohenden Kriegen mit einem gefährlichen Auftritte in Louisiana, und da sie später auch mit den Holländern sich nun gleichfalls zu ihren Feinden gesellte, auf beiden Hemisphären gefährdet. Auf dem Festlande waren die Erfolge meistens den Republikanern zu Segenden aber erklärte sich der Sieg am 17. Sept. Sie eroberten Philadelphia, (26. Sept. 1777) und die Provinz Pennsylvania (1779); St. Louis (1781) Negapatun (Jan. 1782), und die Insel Ceylon; in der Nacht vom 20. April 1782 dem Admiral Rodney die ersten sechs feindlichen Schiffe in die Hände; obwohl die Kriege seit dem Jahr 1782 lange unentschieden verblieben, so wurde die Erschöpfung und die

die
e der
era
781)
die
weh
Do
umst
anzu
lande
: Re
foer

r Aufregungen. den, erst die Prä- n. 1783) zu Na- nabhängigkeit der innt; an Spa- nd Ostflorida ab- wieder, sondern ete um Pondiche- on Fontainebleau, igten Niederlande atnam. Bis auf Id in diesem Krie- britannien keinem i mehr scheinbar, ordamerikanischen vermeidlichen Er- l eine Friedensspe- die großen Züge während zu die- iste Überlegenheit b sich das Reich se glückliche Zeit Die englische Re- ren Ordnung der rden sollte; und fischen Gesandten s erklärte ihr der frengung, womit s allgemeine Er-

saunen. Es wurden ansehnliche Truppenwaffen auf das feste Land ge- schickt, oder daselbst in Gold genommen; die englische Seemacht ver- breitete sich über den ganzen Ocean, und wirkte in beiden Indien, im Canal und im Mittelländischen Meere; man zahlte Subsidien an Sgr- dinien, Preußen, Hessen-Cassel, Oesterreich, Portugall, Rußland und an die französischen Emigranten; und man verstärkte diese Aufregun- gen als später die Holländer und Spanien die Parthe der Fran- zosen gegen ihre Feinde ergriffen. Die Resultate des Landkrieges wa- ren für die Coalition meistens unglücklich; der Seekrieg dagegen ge- währte den Briten überall nichts als Gewinn. Die Eroberung von Poulon und Corsika in dem ersten Feldzuge (1793) gab ihren Waffen einen großen Glanz, nur daß weder das eine noch das andere behauptet werden konnte. Dagegen wurden von ihnen nach und nach die meisten französischen und holländischen Besitzungen in beiden In- dien und in Afrika hinweg genommen; Howe's Sieg über die Bre- iter Flotte (1. Jun. 1794) dann die Niederlage der spanischen Flotte bei dem Vorgebirge St. Vincent (14. Febr. 1797) und der hol- ländischen bei Egmond (21. Okt. 1797) setzten die englische Tasse- fen im schärfsten Lichte; überall waren die Briten im Besitze der Me- rerschafft zur See; die feindlichen Häfen und Häfen wurden von ih- nen blockirt, der feindliche Seehandel allenthalben gestört, die fran- zösische Seemacht äußerst geschwächt, und die holländische Flotte sogar nach England abgeführt, (1799) nachdem zuvor noch, durch den herrlichen Sieg bei Abuquis (8. Aug. 1798) die Unternehmung auf Egypten vereitelt, und der Grund zum Entstehen einer neuen Coalition

gestalt war. In gleicher Zeit erhielt die ungetreue Summe, indem sie ihren in Großbritannien, den größten Theil seines Jahres Einkommens verzinste, und in Unterdeffen durch die Engländer durch sich gegen die Schiffahrt der Neutralen vorzuziehende Eingriffe in das Gebiet der Opfer, das allgemeine Wohl vergnügen erreichte. Dadurch veranlaßten sie die Nordische Coalition

(Schweden, Dänemark, Sachsen und Preußen schloßen sich), um die Rechte der Neutralen mit geschützter Macht. Dieser Anstalt legte die Englische Regierung ein entgegen. Aber schnell erheuerte sich hier der Haupt des nordischen Bundes, der Kaiser Paul, durch des (22. März 1801), und Dänemark ward durch in Kopenhagen (6. April) gezwungen, wieder eine anzunehmen. So übte sich die Coalition auf, was weiter, ohne den Hauptzweck des Bündnisses zu erledigen, zu klümmen Hannover wurde, das sie befehl hatten — sich Frankreich, seine Siege glücklich benutzend, mit allen dem Continent vertheidigt; auf England stand noch im Jähling ihm gegenüber. Aber die Ereignisse, welche den war so laut und ungeschwächt, daß sich die Regierung zu konnte, ihr nachzugeben. Die Staatsschuld hatte 450 Millionen Pf. St. erreicht. Abnutzung und die Volk in Verzweiflung. Der Friede des Krieges die der Begehung, erwidern als absolute Handlungsweise, in sich zu dem Vertrage von Amiens (22. März solchen Anstrengungen und noch solcher Überlegenheit kaum die erwarteten Vortheile nicht geschaffte, indem in bloß in der Insel Kopenhagen, im Holländischen Ion, und in dem freien Einlaufen in den Hafen des vollen Vertrag war unter der Leitung des neuen Ministers worden, an dessen Spitze Heinrich Addington aber konnte den friedlichen Sinn, den es dadurch be- t lange behaupten. Die Nation war unzufrieden mit des Friedens, und Napoleon fuhr fort, den deutschen e Angriffe und Anmaßungen zu treiben. So kam es 1803 (18. Mai 1803). Die Franzosen nahmen das

in Besitz, gaben ihrem Imperium gegen England die größte Ausdehnung, schloßen Bundesverträge mit Holland, der Italienischen Republik und schloßen mit Spanien, und sammelten ein großes Heer an den Küsten des Ozeans, mit dem erklärten Zweck einer Landung. Pitt, der wieder in das Ministerium gerufen war, zerstreute die Hoffnungen der letztern, indem er einen neuen Krieg auf dem festen Lande erreichte (1805). Zwar führte derselbe Napoleon nur zu neuen Siegen und Eroberungen: dagegen bedauerten die Deutschen auf allen Örtern die Herrschaft, und durch die Entscheidung bei dem Cap Trafalgar (21. Oct. 1805), in der jedoch Nelson sich vermerkte die Reide ihrer großen Tugenden. Dem bewundern Erden folgte Pitt bald im Tode nach (22. Januar 1806). Das neue Ministerium — Grenville, Addington, Fox — war sehr geneigt für den Frieden, aber nach den Eroberungen, die Napoleon in dem russisch-russischen Krieg gemacht hatte, konnte man sich nicht mit ihm verfahren, ohne seine Herr-

Ostindien durch überhöfliche Forderungen eingedringt zu haben. Diese mit der Schiene erbeuteten, hängsten, die sie und durch über das

schick über den Continent anzuerkennen; man richtete deshalb alles Besprechen darauf, die erworbene Macht zur See zu behaupten und immer mehr zu erweitern. Dadurch erregte man allenthalben viel Mißvergnügen; das Bombardement von Copenhagen und die Hinwegführung der Kriegsflotte (Sept. 1807) empörte die ganze Teutonsche Nation; die Feinde Englands wehrten sich, selbst Rußland brach alle seine Verbindungen ab; die von dem Kaiser von Rußland und Frankreich von Erfurt aus an den König erlassene Einladung zum Frieden wurde verworfen, und mit erneuerter Thätigkeit der Krieg fortgesetzt. Eine nach Portugal gesandte englische Armee zwang den französischen General Junot und die im Lago liegende russische Flotte zur Capitulation (31. Aug. 3. Sept. 1807). Die Escadre, die gegen Frankreich aufgezogen waren, wurden mit Orléans, Martinique und St. Dominge und die Jonischen Inseln bis auf Corfu und St. Maura wurden erobert, und eine Expedition gegen Island und Flandern unternommen, die aber mißlung (1809); wogegen im folgenden Jahre Guadeloupe, St. Vincent, St. Eustach, Antigua, Bourbon und Isle de France sich unter die Macht der Britischen Waffen beugten. Bald nachher machte die wiederkehrende Gemüthskrankheit des Königs eine Regentschaft notwendig, welche das Parlament dem Prinzen von Wales übertrug. — Für den von der engl. Koal. Regierung nie aus dem Auge verlorenen Wunsch, daß mit Frankreich nicht Frieden gemacht werden könne, es wäre denn in seine alten Grenzen zurück, und baldige wieder seiner alten Donau, eröffnete der Feldzug von 1812, in dem Napoleons Heeresmacht zu Grunde ging, neue Hoffnungen. Bald war England die Seele der Coalition, die sich auf dem Continente bildete;

überall hin ergoß es seine heldische Macht brachte es auf die junkende Seite des neuen Krieg, in dem es mit den Nordstaaten verwickelt, der aber auch bald wieder es nicht, alle seine Kräfte auf die Engländer verwenden. Die glanzvollsten Erfolge krönten. Indem die Verbündeten in Paris eintrafen, nachdem er Spanien von den Franzosen besetzt vereinigte englisch-spanisch-portugiesischen und drang bis Bordeaux und Toulouse thronung Napoleons, die Wiederherstellung der Ordnung auch auf die Grundlagen des Rechts ge-

bauten allgemeinen Staatensystem, und der höchste Ruhm, den diese großen Victorien gewährt, ward der englischen Regierung, durch ihre unerschütterliche Standhaftigkeit und durch ihre unübertrefflichen Anstrengungen, zu Theil. Sie gab im Frieden alle ihre Eroberungen wieder an Frankreich zurück, nur mit Ausnahme von Cadago, St. Lucia und Isle de France. Da sie aber zugleich auch von den holländischen Eroberungen das Vorgebirge der guten Hoffnung, Damarara, Essaquedo und Verdice, so wie Helgoland und Malta behielt, und die Protection über die Jonischen Inseln übernahm, so war ihr Gewinn in Hinsicht auf Landbesitz und politischen Vortheil sehr bedeutend, zumal da zu dieser Zeit sich ihr Ostindisches Reich auch noch durch die Eroberung der Besitzungen des Ahwas von Candy erweiterte, so daß nun ganz Asien unter ihres Krönigthum steht. Auch Hannover erhielt beträchtliche Erweiterungen, und zur ihnen die Benennung eines Königreichs. — Wapp

Leon's Rückkunft änderte nicht an diesem mannichfaltigen Erwerb, dagegen verdarb sie den britischen Klaffen in der Schlacht bei La Belle Alliance zu neuem Ruhme, und lieferte den Mann, vor dem so lange die Welt gezittert hatte, in dem Gewand der Engländer. Es endigte dieser Staat einen spanisch-französischen Krieg, den er fröhlich und siegreicher als irgend einen zuvor geführt, in dem er die unbeschränkte Herrschaft des Ozeans erworben, die Vortheile aller seiner Feinde behude gänzlich vernichtet, und seine eigene Seemacht auf einen Grad erhoben hat, auf dem sie nicht mit Unrecht die Vorherrschaft aller Völker erregt. Zwar ist dabei auch die Staatschuld auf die ungeheure Summe von 700 Millionen Pf. St. angewachsen. Aber der englische Rationalist wird, wenn eine auch nur kurze Periode des Friedens die Früchte der bisherigen Anstrengungen ernten läßt, um Mittel, dieses Uebel zu beschneiden, nicht verlegen seyn, und für immer wird die Geschichte der vorigen Regierung eine der glänzendsten Partien in den Annalen von Großbritannen bleiben.

Orbte, scheinbare. Die scheinbare Orbte eines Körpers ist die scheinbare Entfernung seiner äußersten Theile von einander. Sie wird durch den optischen Winkel bestimmt, dieser aber durch wahrermonische Instrumente, wie alle andere Winkel gemessen werden. Als durch die werden die scheinbaren Durchmesser der Sonne und des Mondes sowohl am Rande des Horizontes als im Zenith $31'$ $20''$ man wird keine Unterschiede in Ansehung der Orbte nehmen, als nur in sofern die optischen Winkel ob und unter sich auf gewöhnlichen, unwillkürlich Seele über das Reichthum einzumischen, so verwengetliche Darstellung mit dem darüber gezeigten Urtheile gesehenen Gegenstände sogleich eine wahre Größe zu in anderer Bedeutung, als die rein optische, auch genannt wird. Es kommt bei dieser nicht allein auf sel an, sondern zugleich auf die Umstände, auf dem darüber gezeigten Urtheile Rücksicht nimmt. Die dieser Bedeutung ist nichts anders als Vorstellung e die in und vermöge des Augenmaßes nach gemessen aus mancherlei mit einander verglichenen Umständen sind vorzüglich die durch Erwärmungen erlangte Erkenntnis der wahren Orbte und die scheinbare Entfernung des Gegenstandes von unserm Auge. Der erstere leitet uns meistens bei unserm Urtheilen über die Orbte näher und auf der Erde bedächtlicher, der zweite bei entferntern und am Himmel sich darstellenden Gegenständen. Kennen wir die wahre Größe eines in der Entfernung gelegenen Gegenstandes schon aus Erfahrung, so richten wir darnach unsere Vorstellung ein, und streben in der Bestimmung der scheinbaren Größe nicht leicht.

Großgriechenland heißt bei mehreren römischen Schriftstellern der untere von Griechischen Colonien bewohnte Theil Italions. Dionysius de rest das ganze sithliche Italien darunter, und läßt es abendlich vom Flusse Elyas oder Eolo, der sich in den Golf von Tarentum ergießt, begränzen; aber es scheint natürlicher, auch Campanien dazu zu rechnen, und an der einen Seite den Volturnus, wo das Erdreich von Tama endigte, und an der andern den Tarento oder Jotiore, der Spun linn begränzt und sich ins Adriatische Meer ergießt, zur Begränze anzunehmen, weil die Griechischen Colonien die dazwischen gehen. Die römischen Völkerstämme nämlich, welche in den frühesten Zeiten von Norden des Jachens angewandert waren, bewohnten zwar ganz Italien aber ihre

mer zwischen den Apenninen und in dem Innern des Landes eingeschlossen. Als nun mehrere Jahrtausende später die Griechen aus den Inseln des Archipelagus, theils weil sie hier keinen Raum mehr fanden, theils weil sie sich von diesem so schönen und nahe gelegenen Lande ge-

h unbefestigten Küsten und nach mit diese Griechischen Zerstörung. Athes ch Dionysius von n verschiedene Ge zogen an die bele it Gtite oder Geo Abmer Colonien Recht der Erober und aller Griechi : mehr Griechisch, h die Griechischen h noch legt diese gehdrigen Land en und das Land t Tarent, Syba

ten 30. Nov. 1748 Armuth vollendete rieb, und wurde anzig, Herrn von Nach seiner Ent Berlin, und bes Lessings Umgang zufällige Veran das Trauerspiel : traf er auf einen ihm Engagement, teler Gelegenheit, in der schwiert d. Nach einigen um die Direction

des Hoftheaters zu Bonn zu übernehmen. Hier handelte und wirkte er unablässig für die Bühne. Im J. 1783 übernahm er die Direction der Schaubühne zu Mainz und Frankfurt, und überließ die Direction des Bonner Theaters seiner Gattin, die aber bald darauf starb, worauf er sich zum zweiten Male verheirathete. In Frankfurt verlor er bei einem Brande des Theaters sein ganzes Vermögen, worauf er die Direction der Bühnen von Hannover, Bremen und Pormont übernahm. Statt durch eine gute Wirtschaft hier seinen Verlust wieder gut zu machen, stürzte er sich durch einen übertriebenen Aufwand in Schulden; besonders aber schadete er sich durch die unbefonnene Art, wie er der Französischen Revolution seinen Beifall gab. Nach der Aufführung einer von ihm selbst geschriebenen Farce (Wer wird sie bekommen?), in welche er eine Menge Persönlichkeiten und Anzüglichkeiten aus dem Stregreif gemischt hatte, ward er arretirt. Erst nach 6 Monaten erhielt er seine Freiheit wieder, doch durfte er nie mehr die Bühne betreten. Unmäßigkeit im Trinken und Nachtwachen hatten schon früher seine Gesundheit untergraben; aber diese Demüthigung brachte

In ihm eine an Wahnsinn gränzende Ueberspannung hervor; Sie ging in ein schleichendes ausgehendes Fieber über, an welchem er den 20 März 1756, 50 Jahre alt, starb. Er hatte viele Verdienste um die mechanische und ökonomische Einrichtung der Schaubühnen, denen er vorstand, und gehörte als Schauspieler zu den gebildetsten und vorzüglichsten, welche Deutschland aufzuweisen hat. Als Schauspieldichter ist sein Verdienst minder bedeutend, doch verrathen seine Stücke Beobachtung und Menschenkenntniß, und sind reich an komischem Witz. Als Schauspieler spielte er am glücklichsten komische Rollen, Hausväter und Alte. In dem Hofrath in den sechs Schüsseln hat er sich selbst gegeben.

.. Großbüschel, f. L. 288.

mer zwischen den Alpen und in dem Innern des Landes ein-
 sen. Als nun mehrere Jahrtausende später die Griechen an-
 felen des Archipelagus, theils weil sie hier keinen Raum dem
 theils weil sie sich von diesem so schönen und nahe geleg-

man
 versage
 nen, und
 er den Ge-
 meinste Ach-
 reden zurück
 achen bedeutend
 todt, und man
 rar, aus demselb-
 ausgezeichneten
 seiner Königin
 hielt ihn endlich,
 turn nach Rom
 farb daselbst den
 seltensten Kennt-
 Talenten, des ge-
 e und ausgebreit-
 trefflicher Erget
 und ein mit den
 Schriften haben
 itung einer auf-
 gelegenheiten er-
 thren geistvollen
 th bei allen Ver-
 er den Genies
 n kurz und treff-
 ne metrischen Wer-
 rtigt; unter den
 Stellen ein. Phil-
 ber das Natur-,
 Gestalt, gewonnen,
 J. 1625 erschien,
 und sich bis jetzt,
 taturrecht, erwie-
 übrigen sehr zahl-
 erden. Eine poet-
 liefert. 8. Berlin

berühmte Besthabenheit wegen, dem Beschauer
 teresse gewö-
 henheit dur-
 hendes für
 man eine I-
 sucht. Bei
 freiwillig ge-
 herrschenden
 Eckmepel de-
 ihre Schöp-
 lieh, ist es
 nachlässig l-

ihret oft bewun-
 t und Abgeschie-
 ren etwas Anzie-
 ren, bei welchen
 nachzubilden ge-
 z von der Natur
 cht nur mit dem
 ondern auch den
 e Bildnerin als
 was unvollendet
 dne jedoch ihren
 Dies wird oft

nicht bewirkt. Soll die Grotte der Aufenthalt einer bestimmten Göttergöttheit seyn, so muß sie auch dem gemäß ausgeschmückt seyn. Sehr abweichend von diesen der Natur nachgebildeten Grotten sind die mit architektonischem Fleiß abgezierten Gebäude, womit die Italiener ihre Gärten verzierten, und welche sie ebenfalls Grotten nannten. Bei diesen bot die Kunst alles auf, um die Sinne zu betören. Man denke sich einen mit Säulen unterstützten, zuweilen mit gewölbten Bögen, zwischen welchem eine große Nische oder ein in der wiederum kleinere Bögenstellungen und Nischen, Springbrunnen, mannichfaltige Wasserkünsteleien, Gemälde, eine Menge Seemuscheln, Schneckengehäuse, Korallen, Edelsteine, Bergstufen, Krystallen, gefärbte Gläser, Moos, Flechten, Moos u. dgl., so in ein Ganzes geordnet, alle Verzierungen, sowohl der Architektur als der Phantasie des Künstlers als zweckmäßig darzubringen, hervorgebracht worden; Orgeln, deren durch fallendes Wasser die Walzen nicht nur regelmäßige Stücke spielen, sondern auch den Gesang und das Gezwitscher der Vögel nachahmen; belebte Figuren, welche Instrumente spielen, Wasser nach verschiedenen Gegenständen spritzen oder auf irgend eine Art verschütten u. s. w.; alles in einem rauhen Styl, doch nicht ohne Pracht erbaut, und man hat den Begriff einer solchen Italienischen Grotte. Der Reiz, den ein Werk der Art den Sinnen darbot, verbreitete diese Grotten bald durch ganz Europa. Besonders wetteiferten die Franzosen mit den Italienern, bis der zum Einfachen und zur Natur zurückkehrende Geschmack diese Kunstwerke in Vergessenheit brachte.

Grottest. Grottesten. — Grottesten, als Werke der Malerei, werden häufig mit Arabesken verwechselt, und man nennt alle Verzierungen, die aus Menschen, Thieren, Blumen, Pflanzen n. a. m. auf eine phantastische, abenteuerliche Weise zusammengesetzt sind, bald Arabesken, bald Grottesten, allein mit Unrecht. Arabesken sind Blumenstücke von allerhand wirklichem und erdichtetem Laub- und Blumenwerk, und haben ihren Namen von den Arabern, welche, weil sie keine Thiere und Menschen abbilden durften, diese Art von Verzierungen wählten. Da auch die Mauren sich derselben bedienten, so werden sie öfters auch Morenken genannt. Die Römer brachten in ihren Zimmern ähnliche Verzierungen an, an denen man aber, außer den Vegetabilien, noch Genien, Menschen, Thiere, Gebäude u. a. findet, wie es die Phantasie dem Künstler eingab. Diese Verzierungen nun heißen eigentlich Grottesten, weil sie in den Zimmern der verschütteten Gebäude der alten Römer und in Gewölben unter der Erde, die man Grotten nannte, gefunden wurden. Den Ursprung solcher Compositionen leitet Böttiger aus den mit allen Fabelthieren der orientalischen Märchenwelt verzierten Indischen und Persischen Teppichen ab. In den Bädern des Titus und der Livia zu Rom, in der Villa Hadriani zu Capri, in den Zimmern der Gebäude von Herculaneum und Pompeii und an andern Orten haben sich deren erhalten, bisweilen zu voll und zu reich verziert, aber in der Anordnung und Ausführung doch meist sehr schön. Das anerkannte Rafael sehr wohl, der in seinen Stanzungen unstreitig die lieblichste, gefälligste Nachahmung derselben geliefert hat. Auch er bediente sich ihrer, wie die Alten, zu Einfassungen, Bordüren. Ungeachtet der Lieblichkeit aber, die ihnen, wenn sie gut sind, nicht abzuspreehen ist, sind sie doch oft sehr hart verurtheilt worden. Dies geschah von solchen, deren Verstand nur strenge Wirklich-

feltis-Forderungen machte, und denen daher das Phantastische der Wahr-
 heitwelt anlehnte. Diese stießen sich an den dargestellten Gegenstand
 selbst, während Andere sich mehr an die Darstellung stießen, vielleicht
 weil sie gerade Ueberladenes, allzubunt und verwirrt durch einander Ge-
 worfenes dieser Art im Sinne hatten. Diesem gemäß hat sich der
 Kunstausdruck *Stotesk* oder *Grotesk* gebildet, welcher auch in
 andere Künste übergegangen ist, um eine Art von Caricatur, das Nür-
 risch-Seltene, nämlich, das Widersinnige einer zuchtlosen Phantasie,
 dadurch zu bezeichnen. Wiefern so etwas mit Lust und Freiheit in
 der Kunst dargestellt wird, gehört es zu der Gattung des Lächerli-
 chen, und daher ist es gekommen, daß man endlich mit *Grotesk* eine
 Art des niedern Komischen bezeichnet hat. Man nennt diese Art auch
 das *Grotesk-Kowische*, welches sich vornehmlich in der theatrale-
 schen Tanzkunst und der dramatischen Komik zeigt, wo es mit der Bouf-
 fonerie zusammenhängt. Wenn man es als Uedles und Abgeschmack-
 tes geradezu hat verwerfen wollen, so hat man nur den rechten ästhetis-
 schen Gesichtspunkt dafür noch nicht gefunden, den eines umgekehrten
 Ideals. Von dieser Seite betrachtet, erscheint es, wo es nur sonst mit
 Geist und Witz behandelt ist, als ungemein schätzbar, denn die Satyre
 reicht der Komik Schwesterlich die Hand, um durch das umgekehrte Ideal,
 für das Ideale zu wirken.

Männer und Frauen, Eltern und Kinder, Meister, Gesellen und Lehrbursche, Nachbarn, Nachbarinnen, Vettern und Schwägern, so wie des Dienstmägde, der Dirnen, in Gesprächen oder Erzählungen auf das lebhafteste und anmuthigste vor Augen zu stellen. Manchmal ergötzt er sich an mehr oder minder bekannten *Madame-Mademoiselle*-Geschichten, bei welchen aber durchgängig die Ausführung des Details im Hinführen zu der letzten Pointe als das Vorzüglichste und Eigenthümliche anzusehen ist. Andere Gedichte, wo er sein persönliches Behagen bei diesem und jenem Genus ausdrückt, sind höchst angenehm, und sehr gefällig ist es, daß der Dichter mit dem besten Humor, sowohl in eigener als dritter Person, sich öfters zum Besen gibt. Daß ein so geradschender, wohlbedenkender Mann auch in das, was die nächsten Stände über ihm vor-

ten gleiche Schwärze, Wankelmuth und Unbeständigkeit, und der wahrscheinlich für die Zukunft noch größere Triumphe genießt damit.

Grund. Präparaten. Grundieren. Den Ausdruck Grund gebraucht man bei den zeichnenden Künsten in mannigfaltiger Bedeutung. Er bezeichnet, 1) die Matrix, worauf eine Zeichnung oder ein Gemälde verfertigt ist; 2) die Zubereitung dieser Matrix, und die über dieselbe verordnete erste Farbentlage, worauf das Gemälde sodann gefertigt wird; 3) denen ein Farbenauszug, vor welchem man die Gegenstände des Gemäldes erlischt; 4) die Fläche überhaupt, auf welche die Gegenstände gestellt sind. Ueber die erste dieser Bedeutungen ist nichts besonders anzumerken, außer was die Kupferstecherkunst betrifft. Hier nennt man den Grund, mit welchem eine polirte Platte überzogen wird, um sie zum Zeichnen tauglich zu machen, den Grund, und dieses ganze Verfahren das Präpariren, von welchem zum großen Theil die Vollkommenheit des Ferns abhängt. In diesem Grund wird die Zeichnung mit einer Nadel gemacht, und dann Kupferlöcher angezogen, welches gleich im dem mit der Nadel gemachten Umrisen und Strichen entspricht. Man hat mehrere Arten von Grund, den harten und weichen. Mehrere Künstler übergründen die Platte bisweilen noch, d. h. sie überstreichen sie mit einer Platte, an welchen das Scheidewasser hinlänglich zu dem Kern, damit es gleich zu den übrigen noch weicher wird.

Was die zweite Bedeutung des Ausdrucks Grund bemerken, daß jede Matrix, worauf gemalt werden soll, damit das Gemälde schnell haltbarer werde. Holz überstreicht man mit Leim, gru die o, streicht dasselbe, und streicht es dann an; Kupfer ist besonders zubereitet werden; Zinnblech wäscht man erst mit Wasser, reibt sie dann mit Weinsäure erhaltene Farbe auf, worauf, wenn diese trocken geworden noch ein Mal mit Campher geöltet wird.

ebenfalls Grundieren oder Grundieren, gebraucht den aber auch von der ersten aufgezogenen Farbentlage insbesondere zu verstehen ist, daß die Wahl dieser Grundfarbe für die Frischeit, und Dauer desselben davon abhängt — Ein Grund in der dritten Bedeutung (als bloß als Hintergrund des Gemäldes) hat den Künstler wohl zu bedenken, daß gewisse Farben einander zerstören, andere einander haben. Gleichfarbte wird nicht auf einem rothen Grunde, gleich sehr erhellte lebhaft und lebhaft auf einem gelben Grunde. Man muß also den für die vorgeschickten Gegenstände vortheilhaftesten Grund, nach dem Verhältniß der Harmonie und des Contrastes auswählen. Ob der Grund der Grund die allgemeine Wirkung der Scene, unterwirft die Massen, macht die Figuren in den Distanz lebend, belebt oder jährt den Ausdruck. Von Grund in der vierten Bedeutung ist zu bemerken, daß von der Landschafts- und historischen Gemälden den Grund nach dem Grad der Nähe und Entfernung in den Vor-, Mittel- und Hintergrund enthält. Der Vor- oder Vordergrund ist der vornehmste Theil desselben, welcher die nächsten Gegenstände vorstellt; der mittlere Theil, welcher die entfernteren Gegenstände vorstellt, wird der Hintergrund oder die Ferne genannt. Das allgemeine Gesicht für solche Zusammenstellungen ist: die Erhebungen dieser Theile sollen nicht leicht unmittelbar über einander zu setzen kommen, sondern durch Abwechslung einander abgewogen ausreichen. Es gilt hier eine genaue Beobachtung sowohl der Farben- oder Luft-, als der Wirkmächtigen Verhältnisse. In

entfernteren Gegenstände werden verkleinert, mit wenigerer Deutlichkeit und schwächeren Tönen gezeichnet, und der ferne Farbenton darf gegen die jedesmalige Farbe der Luft und des Himmels nur wenig abstechen. Wo Entfernung nicht durch Succession der Gegenstände ausgedrückt ist, da muß es durch einen luftigen Grund geschehen. Ein Grund ist frisch, wenn er den Ton der Morgenluft darstellt; warm, wenn der Untergang der Sonne ihm eine brennende Farbe gibt; malerisch, bei einer sinnreichen Auswahl des durch Farbenspiel und Beleuchtung Befälligen; reich, wenn er viele, überladen, wenn er zu viele, arm und Farg, wenn er wenige oder zu wenige Gegenstände enthält. Diese Eigenschaften der Gründe hängen von der ausgedrückten Haupt-Idee des Künstlers ab.

Grund und Folge. So nennt man zwei Gedanken, oder Urtheile, die so zusammenhängen, daß das Eine das Andere in Ansehung seiner Gültigkeit bestimmt. Den Grund nennt man auch die Bedingung, und die Folge das Bedingte. Wenn in der Natur zwei Dinge oder Erscheinungen in einem solchen Verhältnisse stehen, daß Eins auf das Andre nothwendig folgt, so nennt man sie auch Ursache und Wirkung. Man nennt daher Ursachen und Wirkungen auch reale Gründe und Folgen, um sie von den idealen (oder logischen) Gründen und Folgen, die bloße Gedanken sind, zu unterscheiden.

D.

bei dieser Abschätzung auf das genaueste die Verschiedenheit des Bodens oder seine innere Beschaffenheit und Ertragsfähigkeit zu berücksichtigen und danach die Grundstücke eines Gutes in verschiedene Klassen zu bringen. Hat man dieses bewirkt, so muß bei Berechnung ihres Capitalwerths auch noch 3) ihre verschiedene Lage beachtet werden, weil ein gleich großes Feld von einerlei Bodenklasse dadurch einen verschiedenen Capitalwerth erhält. 4) Muß man untersuchen, ob der Grund und Boden zu seiner Bearbeitung viele, oder wenige Arbeitskosten verursacht? 5) Wird dabei auch darauf gesehen, welche Produkte mit dem größten Vortheile in dem Boden seiner Lage nach, und nach seiner Entfernung von dem Verkaufsorte erbauet werden können. 6) Endlich kann als leitendes Hilfsmittel bei Berechnung des Capitalwerths der bisherige Ertrag nach einem 25jährigen Durchschnitte mit benutzt werden: denn 6 und 25jährige Durchschnitte lassen hier kein Bedenken, weil

In solchen Fällen ist kein sehr merkliches Hauptveränderungen, die
gewissen schenkt sind. Es sind haben können.

Grundriss, Fundamentgrundsatz, wenn man die drei Fundamente
beide ist der Tonart, den Grundton und seinen Ober- und Unter-Ton
hinunter, auf welche sich alle in der Harmonie enthaltenen Accorde des
genen bilden, wenn das Tonstück einem der Natur der Tonart ange-
hörigen Zusammenhang haben soll.

Grundriss ist man diejenigen Punkte, welche
als solcher wesentlich zu bestimmen, und ohne welche nicht
werden kann. Dabei gehört die durch die Klavierwelt
welcher sich alle Klavier bilden in allen Richtungen
nungen unter einander anzuzeigen. Der Grundriss ist
nung nur aus dem Punkte her, wenn sie letzten Ton wissen sie
weder Fortschreitendes anzudeuten. Die Tonnamen dagegen legen des
Platzes zur Zeit und der Lage anzuzeigen als wenn sie oder im
darüber Grundriss hat, ohne welche keine Klavier gedacht werden kann.

Grundriss ist eine von den Arten der geschriebenen Kunst von
einem auszuweisen oder anzuzeigenden Gedächtnis. Mehrere Arten von
Klaviern werden ebenfalls erfordert, um sich eine Vorstellung von dem ganz-
gen Fall machen und den Weg wirklich noch den Klaviern auszuweisen zu
können, denn nach einander kann man nur die Länge und Tiefe, nicht
oder die Höhe der Klaviern erweisen. Dabei sind Haupt-Grund-
riss, Triton, Durchschlag, perspectivischer und Decken-
Riss. Der Grundriss ist ein nach verdrängtem Maßstab gemachtes Ein-
punkt aller Horizontalitäten, worauf die aufzuführenden Punkte und
Schwaben zu setzen kommen. C. primus Riss.

Grundriss der schönen Kunst nennt man in der Theorie
Kunst zum einen Fall, welcher den gemischten Charakter aller
Kunst zu sein, und somit das höchste Prinzip der schönen Kunst sein
sollte, denn die Bestimmungen, die ein Kunst vermischt sein
sollte, soll es haben. Jedes Fall ist aber nicht so gemein, als
es den schönen Künsten willkürliche Punkte haben anzuzeigen
den, sondern es geht nur auf ihren notwendigen Zweck, und
was sie auch von selbst wollen. Was alle schön-
Kunst von sich will, das soll sie auch, das ist die
Kunst, und die Erziehung derselben macht ein Kunst-
Kunst. Zum Nachweis für die Theorie setzen der
aber respektieren, einen notwendigen Rücksichtpunkt. Die
weilher haben von dem Begriffe des Kunstwerks
Charakter des Schönen in demselben, worauf es
ankommt, wie nachher, Nachahmung der
Kunst der schönen Kunst anzuzeigen. Nachahmung
ist noch ein Vorsatzpunkt Punkt, denn der Begriff
Kunst ist. Die Natur nachahmen, kann eben
die Natur wirklich dargestellt hat, durch die Kunst
Natur nachahmen, denn: bei keiner Kunstdarstellung
gibt es, wie die Natur. Indem man die Nachahmung
in Kunst anzuzeigen, denn man einen Grundriss nach
normal auf alle schönen Künste anzuzeigen war, denn
nicht auf die Kunst, und der dann überdes der
Kunst gab und ihm Punkte vertragen. Jede man
in dem zweiten Fall auf, so kann nicht anders
als: alle Kunstwerke hat es in sich zusammenhangen

gebendes Ganzes seyn, nach notwendigen Gesetzen und zu einem nothwendigen Zwecke gebildet. Daß sich hienit die Kunst schon weit besser beuge, ist keine Frage, allein es ist auch gewiß, daß wir damit nicht über das Kunstwerk hinauskommen. Ein sogenanntes mechanisches Kunstwerk ist ja an dieselben Bedingungen gebunden. Endlich erkannte man, daß diesem Grundsatz das hauptsächlichste in der Bestimmung fehle, die nothwendige Rücksicht auf das Schöne, und suchte ihn nach

indem man Nachahmung der schönen Natur für den Künstler aufstellte. Hierbei ward denn des Spiel gezogen, der aus den mannigfaltigen Gegenständen nur die als Schön beurtheilten auswählen und in der Kunst aufnehmen sollte. Statt dem Ziele näherte dieser Grundsatz vielmehr davon ab, indem er zu einem Zusammenstoßen Veranlassung gab. Was man je an einzelnen schönen Formen gewinnt, geht wieder im Zusammenhang und der Ganzheit verloren, und ein Werk werde dadurch vielleicht zum Werke der Natur aber nicht zum schönen Werke der schönen Kunst werden, muß der freie Geist seine Herrschaft über sich und ihm seinen Stempel aufgedruckt haben. In dem man sich hievon überzeuge, sah man ein, die Kunst erschaffe eigentlich eine ganz neue Welt dadurch, daß sie die wirkliche darstellt, mit dem Geistesstempel des Künstlers bezeichnet. Hievon ausgehend, reflektirte man nun weniger auf den Stoff, als auf die Form des Kunstwerks, weniger auf den wirklichen Gegenstand, als auf die Idee des Künstlers. Hatte man vorher einen materiellen Grundsatz aufgestellt, so stellte man jetzt einen formalen auf; war man vorher von der Realität ausgegangen, so ging man jetzt von der Idealität aus, und stellte nun einen Grundsatz für die schönen Künste auf, bald mit bloßer Rücksicht auf den einen dieser Punkte, bald mit Rücksicht auf

in
stellung
ange
gen
letztes
rgnügen
ge
antwortet
) vollständig
ft jener bei
ich jetzt noch
ch genöthigt
b kann man
irklich geizig
ervorzubrin
e, aus wela
n ästhetis
würde man
Darstell
em äthe
ie Wahrheit
den, gibt
bers gelangt
, daß auch
itenden Ein
und den
s denn auch

er, wo er nach Verdienst auf
um Staatsrath und Gesand-
te. Diese Wahl mißfiel dem
zurückkehren sah, dem man
enthalt in Frankreich versage
ren Minister ernennen, und

Hier verwaltete er den Ge-
schick sich die allgemeinste Ach-
tung nach Schweden zurück-
zuführen die Sachen bedeutend
Feinde war todt, und man
aterlandes war, aus demsel-
sterdam den ausgezeichnetem
Schweden von seiner Königin
Abschied, erhielt ihn endlich,
s ihn ein Sturm nach Pome-
ranen an, und starb daselbst den
in sich die seltensten Kennt-

Mit den Talenten, des ge-
heben so tiefe und ausgebreit-
et Theolog, trefflicher Erge-
nd Jurist, und ein mit dem
er. Seine Schriften haben
auf Verbreitung einer auf-
sässlichen Angelegenheiten, ein-
wippen durch ihren geistvollen
t hohen Werth bei allen Ver-
philolog sagt er den Genies
erläutert ihn kurz und treff-
lich; seine metrischen Ue-
rgerkeit verfertigt; unter den
: der ersten Stellen ein. Whi-
ne Werke über das Natur-,
veränderte G
s zuerst im

hat den Grund zu jeder neuen Wissenschaft gelegt, u
obwohl größere und vollkommnere Werke aber das N
men sind; in Ansehen und Achtung erhalten. Seine i
reichen Werke können hier nicht namhaft gemacht we
Höchliche Biographie von Grotius hat H. Luden gel
1788.

Grotte. Da die natürlichen Grotten theils, ihrer oft bewun-
derungswürdigen Beschaffenheit wegen, dem Beschauer ein vielfaches In-
teresse gewähren, theils auch als Plätze der Einsamkeit und Abgeschie-
denheit durch den Contrast mit dem geräuschvollen Leben etwas Anzie-
hendes für uns haben, so hat man sie in Gartenanlagen, bei welchen
man eine Nachahmung der Natur beabsichtigt, häufig nachzubilden ge-
sucht. Wenn aber eine künstlich angelegte Grotte einem von der Natur
freiwillig geschaffenen Werke gleichen soll, so muß sie nicht nur mit dem
herrschenden Charakter der Landschaft übereinstimmen, sondern auch den
Stempel der Einsamkeit an sich tragen, womit diese große Bildnerin alle
ihre Schöpfungen bezeichnet. Nur da, wo dieselbe etwas unvollendet
ließ, ist es erlaubt, zu mildern oder nachzubilden, ohne jedoch ihren
nachlässig hingeworfenen Schönheiten Gewalt anzuthun. Dies wird oft

sehr leicht bewirkt. Soll die Grotte der Aufenthalt einer bestimmten Person oder Gottheit seyn, so muß sie auch dem gemäß ausgeschmückt werden. Sehr abweichend von diesen der Natur nachgebildeten Grotten sind jene mit architektonischem Fleiß abgeziirkelten Gebäude, womit zuerst die Italiener ihre Gärten verzierten, und welche sie ebenfalls Grotten nannten. Bei diesen bot die Kunst alles auf, um die Sinne zu bezaubern. Man denke sich einen mit Säulen unterstützten, zuweilen felsartig bekleideten Bogen, zwischen welchem eine große Nische oder Hall erbaut ist, in der wiederum kleinere Bogenstellungen und Nischen, Wasserbetten, Springbrunnen, mannichfaltige Wasserkünsteleien, Gemälde, Spiegel, Statuen, eine Menge Seemuscheln, Schneckengehäuse, Fossilien, farbige Steine, Bergstufen, Krystallen, gefärbte Gläser, Versteinerungen, Baumrinden, Moos u. dgl., so in ein Ganzes gebracht worden sind, daß alle Verzierungen, sowohl der Architektur als auch solche, die sich der Phantasie des Künstlers als zweckmäßig darbieten, mit derselben hervorgebracht worden; Orgeln, deren durch fallendes Wasser getriebene Walzen nicht nur regelmäßige Stücke spielen, sondern auch den Gesang und das Gezwitscher der Vögel nachahmen; belebte Figuren, welche Instrumente spielen, Wasser nach verschiedenen Gegenständen spritzen oder auf irgend eine Art verschütten u. s. w.; alles in einem rauhen Styl, doch nicht ohne Pracht erbaut, und man hat den Begriff einer solchen Italienischen Grotte. Der Reiz, den ein Werk der Art den Sinnen darbot, verbreitete diese Grotten bald durch ganz Europa. Besonders wetteiferten die Franzosen mit den Italienern, bis der zum Einfachen und zur Natur zurückkehrende Geschmack diese Künsteleien in Vergessenheit brachte.

Grottesk. Grottesken. — Grottesken, als Werke der Malerei, werden häufig mit Arabesken verwechselt, und man nennt alle Verzierungen, die aus Menschen, Thieren, Blumen, Pflanzen n. a. m. auf eine phantastische, abenteuerliche Weise zusammengesetzt sind, bald Arabesken, bald Grottesken, allein mit Unrecht. Arabesken sind Blumenzweige von allerhand wirklichem und erdichtetem Laub und Blumenwerk, und haben ihren Namen von den Arabern, welche, weil sie keine Thiere und Menschen abbilden durften, diese Art von Verzierungen wählten. Da auch die Mauren sich derselben bedienten, so werden sie öfters auch **Moresken** genannt. Die Römer brachten in ihren Zimmern ähnliche Verzierungen an, an denen man aber, außer den Vegetabilien, noch Genien, Menschen, Thiere, Gebäude u. a. findet, wie es die Phantasie dem Künstler eingab. Diese Verzierungen nun heißen eigentlich **Grottesken**, weil sie in den Zimmern der verschütteten Gebäude der alten Römer und in Gewölben unter der Erde, die man **Grotten** nannte, gefunden wurden. Den Ursprung solcher Compositionen leitet Böttiger aus den mit allen Fabelthieren der orientalischen Märchenwelt verzierten Indischen und Persischen Teppichen ab. In den Bädern des Titus und der Livia zu Rom, in der Villa Hadriani zu Tivoli, in den Zimmern der Gebäude von Herculaneum und Pompeji und an andern Orten haben sich deren erhalten, bisweilen zu voll und zu reich verziert, aber in der Anordnung und Ausführung doch meist sehr schön. Das anerkannte Rafael sehr wohl, der in seinen Stenzen unstreitig die lieblichste, gefälligste Nachahmung derselben geliefert hat. Auch er bediente sich ihrer, wie die Alten, zu Einfassungen, Bordüren. Ungeachtet der Lieblichkeit aber, die ihnen, wenn sie gut sind, nicht abzuspreehen ist, sind sie doch oft sehr hart verurtheilt worden. Dies geschah von solchen, deren Verstand nur strenge Wirklich-

Zeits-Forderungen machte, und denen daher das Phantastische der Wahr-
chenwelt anerkte. Diese stießen sich an den dargestellten Gegenstand

ten gleiche Schwäche, Dunkelheit und Vordelt verlohnd, und der wahrscheinlich für die Zukunft noch größere Platz gefaßt hat.

Grund. Grundan, Grundiren. Der Ausdruck Grund gebraucht man bei den zeichnenden Künsten in mannigfaltiger Bedeutung. Er bezeichnet: 1) die Materie, worauf eine Zeichnung oder ein Gemälde verfertigt ist; 2) die Zubereitung dieser Materie, und die über dieselbe verbrannte erste Farbenlage, worauf das Gemälde sodann gezeichnet wird; 3) denjenigen Farbenaustrog, vor welchem man die Gegenstände des Gemäldes erlichtet; 4) die Fläche überhaut, auf welche die Gegenstände gestellt sind. Ueber die erste dieser Bedeutungen ist nichts besonders anzumerken, außer was die Kupferstecherkunst betrifft. Hier nennt man den Grund, mit welchem eine solche Platte überzogen wird, um sie zum Ziehen tauglich zu machen, den Grund, und dieses ganze Verfahren das Grundiren, von welchem zum großen Theil die Vollkommenheit des Zeichens abhängt. In diesem Grund wird die Zeichnung mit einer Nadel gemacht, und dann Kupfer aufgesetzt, welches blos in den

geraden Linien und Strichen ruht. Man hat im Grund, den hartn und weichen. Neuere Künstler in die Platte bisweilen noch, d. h. sie überstreichen der Platte, an welchem das Schmelzwasser dergestalt einem Runz, damit es blos an den Strichen noch weiche. Was die zweite Bedeutung des Ausdrucks Grund bemerken, daß jede Materie, worauf gemalt werden sollte, damit das Gemälde theils haltbar dazey werde. Holz überstreicht man mit Leim, wie die er, streicht dasselbe, und streicht es dann an; Mauerwerk besonders zubereitet werden; Leinwand spannt man, tränkt sie mit Feinwasser, reibt sie dann mit Feinseife erlichte Farbe auf, worauf, wenn diese trocken geworden noch ein Mal mit Eimstein geglättet wird. In ebenfals Grundan oder Grundiren, gebraucht dem aber auch von der ersten aufgetragenem Farbenlage in zu erdigen ist, daß die Wahl dieser Grundfarbe für nicht gleichgültig sey, indem ein großer Theil der Kunst davon abhängt. — Der Grund in der Zeichnung (als Hintergrund des Gemäldes) hat den Zweck, daß gewisse Farben einander zerstören, andere gleichfarbig wird blos auf einem solchen Grunde, blos dann und dann auf einem gelben Grunde. Man muß

also den für die dargestellten Gegenstände vortheilhaften Grund nach den Regeln der Harmonie und des Contrastes auswählen. Oft bezieht der Grund die allgemeine Wirkung der Scene, unterhält die Aufmerksamkeit der Zuschauer in den Details gehend, belebt oder zerstört den Ausdruck. Von Grund in der vierten Bedeutung ist zu bemerken, daß von der Landschafts- und historischen Gemälden der Grund nach dem Grad der Nähe und Entfernung in den Vor-, Mittel- und Hintergrund eintheilt. Der Vor- oder Vordergrund ist der nächste Theil desselben, welcher die nächsten Gegenstände vorstellt; der mittlere Theil, welcher die entfernteren Gegenstände vorstellt, wird der Hintergrund oder die Ferne genannt. Das allgemeine Gesetz für solche Theilungen ist: die Erhebungen dieser Theile sollen nicht leicht unmittelbar über einander zu sehen kommen, sondern durch Abwechslung einander ungewungen ausweichen. Es gilt hier eine genaue Beobachtung sowohl der Farben- oder Luft-, als der mathematischen Perspektive. In

entfernteren Gegenstände werden verkleinert, mit wenigerer Deutlichkeit und schwächeren Tönen gezeichnet, und der ferne Farbton darf gegen die jedesmalige Farbe der Luft und des Himmels nur wenig abstechen. Wo Entfernung nicht durch Succession der Gegenstände auszudrücken ist, da muß es durch einen luftigen Grund geschehen. Ein Grund ist frisch, wenn er den Ton der Morgenluft darstellt; warm, wenn der Untergang der Sonne ihm eine brennende Farbe gibt; malerisch, bei einer sinnreichen Auswahl des durch Farbenspiel und Beleuchtung Gefälligen; reich, wenn er viele, überladen, wenn er zu viele, arm und karg, wenn er wenige oder zu wenige Gegenstände enthält. Diese Eigenschaften der Gründe hängen von der ausdruckstendenden Hauptidee des Künstlers ab.

Grund und Folge. So nennt man zwei Gedanken, oder Urtheile, die so zusammenhängen, daß das Eine das Andere in Ansehung seiner Gültigkeit bestimmt. Den Grund nennt man auch die Bedingung, und die Folge das Bedingte. Wenn in der Natur zwei Dinge oder Erscheinungen in einem solchen Verhältnisse stehen, daß das Eine auf das Andre notwendig folgt, so nennt man sie auch Ursache und Wirkung. Man nennt daher Ursachen und Wirkungen auch reale Gründe und Folgen, um sie von den idealen (oberlogischen) Gründen und Folgen, die bloße Gedanken sind, zu unterscheiden.

D.

Grundanschlag
 Capitalwerth aller Grundstücke
 richtigen Grundanschlag
 Gegenstände Rücksicht
 genauer Vermessung in
 oder Aekern und Ruthen
 selben nach Schritten
 falsch, als die Bestimmung
 Hinters, Messen u. s. u.
 schätzung kann sich nur
 Zeit nähern; aber der
 a) der eine Boden von
 erfordert, als der andere
 Änderung in der Ausfi
 Größe des Saatkorns
 verursacht; d) endlich
 oder geringere Menge a
 bei dieser Abschätzung
 dens oder seine innere
 Lichtigen und danach di
 fen zu bringen. Hat m
 Capitalwerth auch noc
 ein gleich großes Feld i
 nen Capitalwerth erhält

und Boden zu seiner Bearbeitung viele, oder wenige Arbeitskosten verursacht? 5) Wird dabei auch darauf gesehen, welche Produkte mit dem größten Vortheile in dem Boden seiner Lage nach, und nach seiner Entfernung von dem Verkaufsorte erbauet werden können. 6) Endlich kann als leitendes Hilfsmittel bei Berechnung des Capitalwerth des bisherigen Ertrag nach einem 25jährigen Durchschnitt mit benutzt werden; denn 6 und 25jährige Durchschnitte leisten hier kein Genüge, weil

gundes Ganzes seyn, nach' notwendigen Befehlen und zu einem nothwendigen Zwecke gebildet. Daß sich hiemit die Kunst schon weit besser stehe, ist keine Frage, allein es ist auch gewiß, daß wir damit nichts über das Kunstwerk hinauskommen. Ein sogenanntes mechanisches Kunstwerk ist ja an dieselben Bedingungen gebunden. Endlich erkannte

Hier wieder auf eine Nachbildung der Natur zurück, aber freilich nicht nach der Wirklichkeit, sondern nach dem idealen Vorbild der dichtenden Einbildungskraft, wobei nun wenigstens von keiner Nachahmung der gemeinen Natur mehr die Rede seyn kann, außer wo dem Gemeinen selbst ein ästhetisches Interesse gegeben werden sollte. dd.

Grundsteuer (Landtaxe, Abgabe von Grund und Boden, Abgabe von der Land- oder Bodenrente, Französ. Taille, Impot unique, Engl. Land-Tax) ist eine vom reinen Einkommen der Landgüter mit allen ihren Zuehörungen und der Häuser zu entrichtende direkte Abgabe, welche die angezessenen Staatsbürger dem Regenten zu bezahlen haben, um ihn in den Stand zu setzen, den zur Erreichung des Staatszweckes erforderlichen Staatsaufwand fortdauernd zu bestreiten. Wenn von jedem Grundstücke die einmal festgesetzte Summe für immer als Grundsteuer entrichtet wird, so ist sie eine un ver ä n d e r l i c h e, die aber durch die Länge der Zeit drückende Ungleichheiten hervorbringt; steigt und fällt hingegen die Grundsteuer in Zeiträumen von 30. bis 50. Jahren, so ist sie eine ver ä n d e r l i c h e, bei welcher jene Ungleichheiten nicht vorkommen. Die Grundsteuer ward bisher zu Folge des einseitigen Grundsatzes der Besteuerung nach der taxirten möglichen, anstatt der wirklich vorhandenen reinen Ertragsfähigkeit angelegt, und daher jedes Grundstück in gewisse Klassen nach der Güte des Bodens gebracht, und nach diesen Klassen besteuert. Allein wie sehr irrt man sich, wenn man glaubt, durch diese Klassifizierung den Zweck der Besteuerung nach dem wirklichen reinen Einkommen zu erreichen. Denn will man das reine Einkommen oder den Gewinn aus einem Stücke Feldes im Verhältniß gegen das andere richtig bestimmen, so muß man folgende Gegenstände in reine Klarheit bringen können. 1) Wie der Boden eines Feldstückes in Ansehung seiner fruchtbringenden Stoffe gegen das andere beschaffen sey, und mehr oder bessere Produkte zu bringen; und folglich auch höher oder niedriger besteuert zu werden. Allein es ist unter erfahrenen Landwirthen eine längst ausgemachte Sache, daß sich die Güte des Bodens nie richtig bestimmen lasse, weil für das eine Gewächs dieser für das andere jener Boden der beste ist, weil in trockenen Jahrgängen der eine, in nassen der andere fruchtbarer seyn wird u. s. w., und weil überhaupt weder vom Ansehen noch durch Proben sich genaue Angaben über die Mischung der Bestandtheile des Bodens geben, welche vielmehr bloß durch auffallende Unterschiede bemerklich ist. 2) Mit welcher Pflanz das Feldstück angebauet sey. 3) Was aus den erbaueten Produkten erkobtet werde. Denn gesetzt, es würden auch auf gleichen Feldern eine gleiche Menge gleich guter Produkte erbauet, so ist deswegen der Gewinn von beiden doch nicht der nämliche, weil der eine Erbauer größere Transportkosten und schlechtere Marktplätze als der andere haben kann, der eine aus Geldmangel sofort verkaufen muß, der andere aber bessere Preise abzumarten im Stande ist. Und wer traut sich überhaupt zu, auszumitteln, wie hoch jeder seine Produkte absetzen werde? 4) Wie weit ein Gut schuldensrey sey. 5) Wie hoch sich die Culturkosten belaufen. 6) In wie fern die Größe des einen Guts beträchtlicher sey, als die des andern. Die Verschiedenheit der Flächengröße eines Guts entscheidet sehr viel in Beziehung auf seinen Ertrag; weil hier derselbe Fall eintritt, wie bei den andern städtischen Gewerben, wo ein und ebendasselbe im Kleinen von gleich geschickten, erfahrenen und fleißigen Arbeitern verrichtet, den Gewinn nicht abwe-

fen kann als wenn es im Großen betrieben wird. 7) Wie der
 Werth des Geldes in der einen Provinz gegen den Werth
 desselben in der andern beschaffen sey. Denn von derselben
 Landesmünze kann der Thaler in der einen Provinz so viel Werth ha-
 ben, als zwei Thaler in einer andern. 8) In wie fern ein Grund-
 stück näher oder entfernter vom Wohnorte des Besitzers
 liege; weil entferntere Grundstücke weniger reinen Ertrag bringen
 wegen des größern Zeit- und Culturaufwandes. 9) In wie fern
 die Beschaffenheit eines Grundstückes jährlich sich än-
 dert, je nachdem der Besitzer fleißig oder träge ist, mehr oder weni-
 ger nicht von ihm abhängende Naturunfälle hat. Da aber die dadurch
 nothwendig werdende jährliche Bestimmung der Grundsteuer einen un-
 geheuern Zeit- und Geldaufwand erfordern würde, so setzt man zur Er-
 sparung desselben und zur Schonung des Fleißes der Besitzer mit Recht
 die Klassificirung der Güterstücke auf Perioden von 30 oder 50 Jahren
 fest. Um nun bei Anlegung der Grundsteuer nach der wirklichen rei-
 nen Ertragsfähigkeit die letztere, so viel als möglich, zu erreichen, trägt
 der hiezu beauftragte Steuerbeamte alle Grundbesitzer nebst der Be-
 schreibung ihrer gemessenen Güter in das Grundsteuerbuch ein. Drei
 der Feldmarkung kundige, unparteiische vereidigte Gerichtspersonen oder
 andere Sachkundige der Gemarkung schätzen jeder für sich jedes Gut
 oder jede Lage der Gemarkung nach dem mittlern Verkaufs-
 preise ab, den man erhalten würde, wenn man das Gut verkaufen
 wollte. Aus diesen einzelnen Anschlägen jeder Gerichtsperson macht
 endlich der Steuerbeamte einen Durchschnitt, und dieser ist der
 Preisatz. Die Summe aller Güterpreise einer ganzen Ort-
 schaft wird hierauf der obersten Steuerbehörde berichtet, welche dadurch
 eine Uebersicht des Güteranschlages aller Ortschaften im Lande erhält,
 nach welcher endlich die Vertheilung der ganzen Grundsteuersumme ge-
 macht wird. Bei Entscheidung der Frage: welche Gebäude und
 nach welchem Maßstabe sie besteuert werden sollen? kann
 man diese Steuer entweder als eine Einkommensteuer oder als
 eine Vermögensteuer betrachten. Betrachtet man die Grund-
 steuer von Gebäuden als eine Einkommensteuer, so dürfen nur die-
 jenigen Gebäude besteuert werden, welche entweder ein Privatein-
 kommen durch Hausmieten oder Hausrenten, oder ein Nationales
 Einkommen durch Benutzung für produktive Beschäftigungen, z. B.
 Fabrik- und Manufakturgebäude u. s. w. abwerfen. Allein weit besser
 betrachtet man die Grundsteuer von Häusern als eine Vermögen-
 steuer, theils, weil dadurch diese Steuer allgemeiner wird, indem
 sie auf alle Gebäude ohne Unterschied fällt, wodurch, indem alle Bür-
 ger in Häusern, sey es eigenthümlich oder eingemietet, wohnen, diese
 Steuerlast mehr auf alle Bürger vertheilt wird, theils weil, wenn die
 Häusersteuer als Einkommensteuer behandelt würde, gerade die reich-
 sten Personen frei ausgingen, da diese ihre Häuser gewöhnlich allein be-
 wohnen, indem sie auf den Bezug einer Hausrente gar nicht zu sehen
 haben. Der Maßstab einer Grundsteuer von Häusern muß zusammen-
 gesetzt seyn: 1) Aus dem Mittelanschlage des Hauses. Je
 höher dieser ist, desto höher sey es besteuert. Häuser, die unter ei-
 nem gewissen Mittelanschlage stehen, könnte man frei ausgehen lassen,
 wodurch vorzüglich die Hütten des ärmern Landvolks der Besteuerung
 entgingen; wenigstens müßte der Ansat für die unterste Klasse sehr
 gering seyn. Uebrigens bleiben alle zum Betriebe der ländlichen Grund-
 stücke, weil diese schon besteuert sind, erforderlichen Häuser ebenfalls

n dieser Steuer befreit. 2) Aus der Beschaffenheit der
 auses; indem bei steinernen oder aus Erde erbauten Häusern denz
 efiger wegen der dadurch bewirkten Holzverschwendung und Verminderung
 versgefahr ein gewisses Procent nach dem Mittelanschlag seines Hau-
 von der Steuer abgerechnet werden muß. 3) Aus der Zahl der
 tockwerke. Bei meh
 es solche weitere Sto
 ch dem Mittelanschlage
 rden, um dadurch für
 t. Denn je größer näm
 enschen Vermögen ein Hau
 g; desto weniger von
 so mehr von derselben
 affliche Produktion, un
 Die Besteuerung g
 Gebäude, die noch ein G
 ie mehr als noch ein G
 che also mehr im gemei
 ch die Hausgrundsteuer
 il die Gebäude, wie di
 Privatmannes sind. Ein dauernder Tarif bestimmt die Steuer für
 e Anschlagklasse der Gebäude. Uebrigens versteht es sich von selbst,
 f neben der Grundsteuer alle andere Steuern, als Siebelschoß,
 Erdgeld, Fenstergeld, Rauchfanggeld u. wegfallen müssen, indem
 re Unzweckmäßigkeit längst von allen Schriftstellern gezeigt und et
 efen worden ist.

Grünspan, auch Spa
 s Kupfer, nennt man ein
 verfalltes Kupfer (Kost vor
 uechtigkeiten, sondern auch
 er salzige Substanzen und S
 f, und bringen bei der Zerse
 lande. Merkwürdig ist bei di
 ß sie in der Kälte besser von
 Siedhine greifen selbst Sä
 t, dasselbe wenig an. Der ve
 ig gewonnen, welcher unter
 n nützlich und ausgebreitet de
 b Färben ist, so gefährlich i
 pferne Gefäße können nur bei
 ne Nachtheil gebraucht werden.

Gruppe. Gruppiren. Das Wort G
 nischen Sprache entlehnt von grapps, und be
 mung mehrerer Körper durch mannigfaltige n
 einem einzigen Ganzen für das Auge. D
 falten, nach den Verhältnissen ihrer Erbthe,
 b ihrer übrigen Erscheinungen zu einander, i
 hwendig verknüpftes Ganzes ausmachen sollen
 re oder mehrere so verbundener Gruppen, ri
 n, nicht nothwendig zu demselben Ganzen
 hieden, machen das Bild im Sinne der rei
 drige Anordnung und Behandlung der Grup
 appirens, ist daher für diese Künste von i
 gibt dafür ästhetische und artistische Geset

in Besitz der
 cent von der
 ter abgerechnet
 iehr zu erhal
 t, desto mehr
 luser sind ab
 ird überbaut;
 x, landwirth
 r die Nation.
 zwar so, daß
 als andere,
 fassen; sie ge
 ehältnisse. 5)
 unveränderlich

Spekulation
 Ein dauernder Tarif bestimmt die Steuer für
 e Anschlagklasse der Gebäude. Uebrigens versteht es sich von selbst,
 f neben der Grundsteuer alle andere Steuern, als Siebelschoß,
 Erdgeld, Fenstergeld, Rauchfanggeld u. wegfallen müssen, indem
 re Unzweckmäßigkeit längst von allen Schriftstellern gezeigt und et
 efen worden ist.

X

der Aufmerksamkeit an eine Gruppe lassen sich auf Eindeutigkeit des Interesse zurückföhren, bei welcher die Mannigfaltigkeit des Ausdrucks keinesweges aufgehoben ist. In historischen Gemälden erhalten alle Figuren dadurch Beziehung auf die Hauptfigur, auf welche nun die Aufmerksamkeit vorzüglich gerichtet wird. Die artistischen Gesetze haben zur Absicht, die in diesem Geiste erfundenen Gruppen dem Sinne faßlich und angenehm zu machen, welches durch die Form und die Beleuchtung bewirkt wird. Als Musterform der Gruppe hat man die Weintraube, den Kegel, die Piramide genannt. Die Traube nannte Litzian als Musterform, weil sie nach Unten und Oberfläche eine Einheit in der angenehmsten Abwechslung, und alle nöthigen Modifikationen von Licht und Schatten, Halbschatten und Widerscheinern zeigt. Bei den letzteren Musterformen hat man auf das Verhältniß der schmälern Höhe gegen die breitere Grundfläche gesehen. Wenig verlangt, daß man die größeren Massen in die Mitte, die kleineren an den Rand bringe, weil das die Gruppe angenehmer und leichter mache, daß man die Figuren nicht nach der Reihe stelle, nicht viele ähnlere Theile in geraden, horizontalen, senkrechten oder schiefen Linien anbringe, die geo-

Geschichte der vaterländischen Poesie verdient Gryphius als Vater des Deutschen Drama's die ehrenvollste Erwähnung. Zu einer Zeit, wo wir außer den Fastnachtsspielen und den Stücken der Meistersänger nur die geistlichen Trauerspiele des Joh. Claius und die Dido eines Unge- nannten besaßen, trat Gryph, der die Alten, so wie die Natur und das menschliche Herz kannte, mit Trauerspielen auf, die weit über das Vorhandene in edler und würdevoller Sprache, in regelmäßiger Anord- nung des gut gewählten Stoffs und in richtiger Charakterzeichnung her- vorragen. An Theaterereinsicht aber fehlt es ihm sehr, auch ist das Syl- benmaß in seinen Schauspielen schon der Alexandriner, allein die Form noch nicht so enge wie die nachherige Französische; der Schau- platz wechselt zuweilen, und die musikalischen, zum Theil allegorischen Zwischenakte, Reiden genannt, haben einige Aehnlichkeit mit den Englischen Masken. Seine sehr ergötliche Posse, Peter Squenz, eine Erweiterung des burlesken Trauerspiels Pyramus und Thisbe, in Shakespeare's Sommernachtstraum, ist mit Witz und Laune geschrieben. Auch unter seinen vielen Kirchhofsgedanken, Begräbniß- und Hochzeit- gedichten, so wie unter seinen Oden, geistlichen Liedern und Sonetten ist manches Gelungene.

Guadeloupe, eine wichtige Insel in Westindien, welche ihren Namen von Columbo erhielt, wegen der Aehnlichkeit ihrer Berge mit denen in Spanien gleiches Namens an der Gränze von Neucasti- lien und Estremadura. Sie macht eigentlich zwei Inseln aus, die durch einen schmalen Canal getrennt sind. Die eine heißt Grande- Terre und die andere eigentlich Guadeloupe oder Basse- Terre, wel- chen Namen auch die gut befestigte Hauptstadt führt. Die Franzosen legten schon 1635 daselbst eine Colonie an, die aber lange in schlech- tem Zustande blieb, bis 1674 der König die Insel von der Westindi- schen Compagnie übernahm. Im J. 1788 zählte man auf beiden Thei- len der Insel 13,466 Weiße, 3244 farbige Freie und 85,461 Neger- sclaven. Die Hauptprodukte der Insel sind Zucker, Kaffee, Indigo, Kakao, Kokou und Baumwolle; die Ausfuhr davon nach Frankreich betrug im J. 1788 über 15 Millionen Franken, die Ausfuhr der nahe- gelegenen kleinen Inseln Marie- Galante, Desfrade und Saintes mit- gerechnet. Die Angriffe der Engländer in den Jahren 1691 u. 1703 schlugen fehl; aber 1759 fiel sie, nach einer tapfern Gegenwehr, in ihre Gewalt, und kam erst im Frieden 1763 wieder an Frankreich. Im J. 1793 nahmen sie die Engländer abermals weg, wurden aber im folgenden Jahre wieder vertrieben und verloren dabei 1100 Mann an Gefangenen. Seitdem behaupteten sich die Franzosen, bis in den letzten Tagen des Januars 1810 eine überlegene Englische Macht un- ter den Generalen Beckwith und Harcourth erschien, welche der Ad- miral Cochrane mit einer Escadre unterstützte, und nach einem lebhaf- ten Treffen am 3. Febr. den General- Capitain Ernouf nöthigte, sich mit der Besatzung kriegsgefangen zu ergeben, wodurch sie Herren dieser Insel wurden, die ihnen durch Capereien bedeutenden Schaden zuge- fügt hatte. In dem den 3. März 1813 zwischen England und Schweden zu Stockholm abgeschlossenen Vertrage wurde diese Insel an Schweden abgetreten, das dieselbe aber im Pariser Frieden, gegen ander- wärts zu erhaltende Entschädigung, an Frankreich wieder zurückgab.

Quarinti (Giovanni Battista) im J. 1557 zu Ferrara geboren, stammte aus einer um das Wiederaufblühen der Wissenschaften und der Dichtkunst verdienten adlichen Familie. Nachdem er in seiner Va- terstadt, zu Pisa und Padua studirt, und am erstern Orte über die

Erdt des Aristoteles öffentliche Vorlesungen gehalten, trat er in die Dienste Herzogs Alfons II., der seine trefflichen Talente schätzte, ihn zum Cavaliere machte und als seinen Gesandten an die Republik Venedig, an Eranuel Filibert, Herzog von Savoyen, an Gregor XIII., an Maximilian II., an den zum Könige von Polen erwählten Hein-

den
ab
Wiß
auf
Füß
nden
Is in
n in
neue
Die
t sei
is ge
1597
ana
erzog
atera
und
bino
nach
n die
id zu
Abge
Blück
treff
seine
sein
t für
zum
erzog
haus
urde
dass
weil
und
in sie
auch

eina
a J.
h zur
selbst
wel
An
Tuch
Ihre
orge
4 178

dem Maler an, aber er zog es vor, ein Zimmer in dem Palais des Herzogs von Modena anzunehmen. Von Charakter war er sanft, auf-eichlig, höflich, und wohlthätig; seine Kunstgenossen unterstützte er nicht nur mit seinem Rath, sondern auch mit seinem Kredit und seinem Gelde. Er starb im J. 1667. Seine vorzüglichsten Arbeiten befinden

Jaseln Aldernap und Serze.

Gueselin (Bertrand du), Connetable von Frankreich, vereinigete sich durch seinen mit gemessener Klugheit verbundenen Heldemuth. Er war in Bretagne 1320 geboren. Seine Aeltern vernachlässigten seine Erziehung so sehr, daß er, nach dem Muster der meisten Edelknechte damaliger Zeit, niemals weder schreiben noch lesen lernte. Von sehr unruhiger Kindheit an athmete er nur Krieg und Dampf. Er hatte ein Regiment aus seinen Altersgenossen gebildet, sich zu ihrem General

gemacht, und lehrte sie, indem er sie in Compagnien theilte, die Kunst, sich in Schlachtordnung zu stellen. „Es gibt keinen bößern Jungen auf der Welt,“ pflegte seine Mutter zu sagen, „immer ist er verwundet und sein Gesicht zerfetzt, immer schlägt er oder wird geschlagen.“ Den aufbehaltenen Nachrichten zu Folge war er stark von Wuchs, mit breiten Schultern und nervichten Armen. Seine Augen waren klein, lebhaft und voll Feuer. Seine Physiognomie hatte nichts angenehmes. „Ich bin sehr häßlich, sagte er als Jüngling, „den Frauen werde ich nie gefallen; aber ich werde mich wenigstens den Feinden meines Königs fürchtbar zu machen wissen.“ Ganz durch eigene Kraft schwang er sich empor. Siebzehn Jahre alt gewann er den Dank in einem Turnier zu Rennes. Er war unbekannt und wider den Willen seines Vaters dahin gegangen. Seitdem führte er unablässig die Waffen, und stets mit Erfolg. Nach dem unglücklichen Tage von Poitiers im J. 1356 kam er, während der Gefangenschaft des Königs Johann, dessen ältestem Sohne Carl, der die Regierung verwaltete, zu Hilfe. Melun ergab sich, die Seine wurde befreit und mehrere Plätze unterwarfen sich ihm. Carl V., der im J. 1364 seinem Vater gefolgt war, belohnte seine Verdienste nach Gebühr. In demselben Jahre trug du Guesclin, dem der König den Oberbefehl über seine Armeen anvertraut hatte, den Sieg bei Cocherel über den König von Navarra davon. Seine Erfolge beschleunigten den Frieden. Dann unterstützte er Heinrich, der den Titel eines Königs von Castilien angenommen hatte, gegen seinen Bruder, Peter den Grausamen, entriß diesem die Krone und sicherte sie Heinrichen, der ihn dafür mit einer großen Geldsumme belohnte und zum Connetable von Castilien ernannte. Bertrand kehrte bald nach Frankreich zurück, um sein Vaterland gegen England zu vertheidigen. Die bisher in allen Gefechten siegreichen Engländer wurden überall geschlagen. Zum Connetable von Frankreich erhoben, überfiel er sie in Maine und Anjou, und nahm selbst ihren Anführer Grandson gefangen. Er brachte Poitou und Saintonge unter die Herrschaft Frankreichs, so daß den Engländern nichts übrig blieb, als Bordeaux, Calais, Cherbourg, Brest und Bayonne. Mitten unter seinen Triumphen ereilte ihn der Tod vor Château-neuf-de-Randon, den 13. Juli 1380. Sein Leichnam ward mit königlichen Ehren neben dem Grabmale beerdigt, das Carl V. für sich bestimmt hatte. Nach ihm hat Frankreich unter seinen vielen großen Feldherren nur Einen gehabt, der mit ihm verglichen werden kann, Sürenne. Zwischen beiden findet sich eine merkwürdige Aehnlichkeit. Beide waren gleich tapfer, gleich bescheiden, gleich großmüthig. Du Guesclin war zwei Mal vermählt; hinterließ aber keine Kinder, außer einem natürlichen Sohne, Michel du Guesclin.

Guglielmi (Pietro) war geboren zu Massa di Carrara, wo selbst sein Vater, Giacopo Guglielmi, Capellmeister des Herzogs von Modena war. Er studirte bis zu seinem achtzehnten Jahre die Musik unter seinem Vater; darauf ging er nach Neapel in das Conservatorio di Loreto, welches der berühmte Durante dirigitte. Guglielmi verrieth nicht große Anlagen zur Musik, aber Durante hielt ihn zu den trockensten Studien des Contrapunkts und der Composition an. Er trat mit dem 20sten Jahre aus der Anstalt, und fing sogleich an, für die Italienschen Theater komische und heroische Opern zu componiren. In beiden Gattungen arbeitete er mit gleichem Glück. Er wurde nach Wien, Madrid und London berufen, und kehrte in einem Alter von ungefähr fünfzig Jahren nach Neapel zurück. Hier zeigte sich sein Talent am glänzendsten. Zwei Meister hatten das große Theater von Neapel

sel eingenommen, und stritten um die Palme, Cimarosa und Paisiello. Er nahm die edelste Rache an letzterem, über den er sich zu beklagen hatte. Jedem Werke seines Gegners stellte er ein anderes entgegen, und besiegte ihn unablässig. Im J. 1798 ernannte ihn der Papst Pius VI. zum Capellmeister von St. Peter. Dieser Posten, den er noch in seinem 65ten Jahre antrat, gab ihm Gelegenheit, sich in der Kirchenmusik auszuzeichnen. Man zählt von ihm über 200 Werke, welche sich durch einfachen und lieblichen Gesang, durch eine klare vollendende Harmonie, und durch Begeisterung und Originalität auszeichnen. Er starb den 19. Nov. 1804 in seinem 77ten Jahre. Sein Sohn, Pietro Carlo, ist ebenfalls ein ausgezeichnete Componist; er hat die ersten Proben seines Talents in Neapel und Rom abgelegt, und befindet sich gegenwärtig zu London. Er hat viele komische Opern componirt; als sein vorzüglichstes Werk werden *I duo gemelli* genannt.

Gaubert (François Apolline Graf von) wurde den 12. Novbr. 1743 zu Montauban geboren, woselbst sein Vater, ein Mann von ausgezeichneten militärischen Kenntnissen und dem trefflichsten Herzen, in dem Regiment *Auvergne* diente; später wurde derselbe Gouverneur der wurde zu Paris in einem Institut er- von 13 Jahren seinem Vater in den chland, wo er dreien Feldzügen als wergne beizohnte, und eben so vielen bei der sein Vater damals als Maré- es ihm eben so wenig an Gelegenheit, rweitern, als sich auszuzeichnen. Im J. 1761 hatte er die besonnene Ver- :l der Umstände unpassend gewordene dem Bedirfniß gemäß abzuändern, idgang desselben wesentlich beizrug. Er in dem Kriege von 1766, und besand on Ponte - Nuovo, welche Frankreich setzte. Der Anführer dieser Expedi- er so rühmlich, daß er vom Könige if als Oberster das Commando der neu elt. Er war damals 24 Jahre alt. istellerischen Arbeiten, und sein Essai un discours sur l'état de la politique

et de la science militaire en Europe (Londres, 1772), vermuthlich schon während der Deutschen Feldzüge geschrieben, erregte um so mehr allgemeines Aufsehen, als man bei den meisten Heeren damals mit bedeutenden Reformen beschäftigt war. Hierauf machte er eine militärische Reise durch Preußen, Sachsen, Oestreich, durch Ungarn und Kroa- ten zurück nach Breslau, wo er der Revue beizohnte, von da nach Wien, München, Schaffhausen und Frankreich. Sein während der Reise geführtes Journal, in welchem er, oft nur mit wenigen Worten, seine Beobachtungen aufzeichnete, ist in dieser Gestalt unter dem Titel erschienen: *Journal d'un voyage en Allemagne, fait en 1775, ouvrage posthume de Gaubert, publié par la veuve et précédé d'une notice historique sur la vie de l'auteur par Toulangeon*, avec fig. 1803. So unvollkommen auch dieser bloß für den Verfasser selbst bestimmte Entwurf erscheint, so wird er doch interessant durch viele Schilderungen und Anekdoten von berühmten Männern, besonders auch von Friedrich II., dessen große Eigenschaften er leidenschaftlich bewundert. Noch vor seiner Abreise aus Frankreich hatte sich Gaubert durch die drei

Eräuerspiele: Le Connatable de Bourbon, die Gracchen und Anna Boleyn auch als dramatischen Dichter gezeigt; doch haben diese Stücke kein dauerndes Ansehn behaupten können, da Styl und Composition zu mangelhaft sind. Im J. 1776 wurde Guleciardini Inhaber des Regiments Neufstrsen. Während er sich mit der Bildung desselben nach dem neuen System beschäftigte, schrieb er zu seiner Erholung die Lobrede auf Cassinat und auf den Kanzler l'Hospital. Im Jahr 1779 erschien seine *Defense du systeme de guerre moderne*. Eine Streitigkeit über Gegenstände der Taktik, in die er sich um diese Zeit verwickelt sah, und wobei er sich gegen den Marschall von Broglie erklärte, der das auf den Küsten der Normandie zusammengezogene Uebungslager befehligte, veranlaßte ihn zu mehreren Schriften, unter andern zu der *Refutation*

ter und Bürger, nachdem er sich nicht unrdhmlich auf der öffentlichen Laufbahn gezeigt hatte. Erst zwanzig Jahre nach seinem Tode erschien seine noch jetzt als ein klassisches Werk geschätzte *istoria d'Italia*, welche den kurzen, aber thatenreichen Zeitraum vom J. 1494 bis 1532 in 20 Bänden umfaßt. Ihre Vorzüge sind Wahrheitsliebe, Genauigkeit, glückliche Entwicklung der erzählten, von ihm selbst erlebten Begebenheiten, Scharfsinn und Tiefblick in ihrer Beurtheilung, und eine correcte Schreibart, einfach, aber nicht ohne Eleganz.

Guido Kent, s. Kent.

Gaignes (Joseph de), geboren zu Pontoise den 19. Oct. 1721,

lungen in den Memoiren der Akademie und verschiedene Beiträge zu
den Notices et extraits de la bibliothèque royale.

gleich die meistens von den Portugiesen besetzten Küstenländer, vom Äquator bis zum Wendezirkel des Steinbocks, nämlich die kleinen Reiche Loango, Cacongo, Congo, Angola und Benguela. Zum Unterschiede nennt man sie Nieder-Guinea.

G u i n e e, eine englische Goldmünze, 6 Eblr. 7 Gr. in Louisdor. Die ersten dieser Münzen wurden unter Carl II. aus dem Golde geprägt, welches die Engländer aus Guinea in Afrika holten; daher der Name.

(Carl Gottlieb). Dieser unter den Namen **Quin-** kannte Liebling Friedrichs II. war im J. 1724 zu n, studirte zu Hall nd Leg- le Literatur und L at aber ch in Sachsen-L rdiensle, anderthalb Jahre m 1757 r alliirten Armee. ihn feun- ihn 1758 als Haup nd legte Quintus Jellius bei rtaillons wohnte er den Feldzügen von 1759 u die ihm ertheilten Aufträge so geschickt aus, l pzig ein Freiregiment von drei Bataillonen un b, noch sieben andere Freibataillone zu errichten. In den Feldzügen der Jah-

eine bleibende Narbe auf seinem Gesichte zurükbleiben (Genarbe) genannt. Auf eine ausgezeichnete Weise wurde im J. 1553 zu Reg., das er gegen Carl glücklich behauptete, obgleich derselbe geschworen zu umkommen, als unverrichteter Sache abziehen sollte. Von Kent, den 23. August 1554, that er Wund Mehrere andere Vortheile erfocht er in Flandern und große Thaten ward er zum Lieutenant-général übermessen ernannt. Das Unglück Frankreichs milderete der Spitze der Truppen stand. In acht Tagen ne das ganze dazu gehörige Gebiet, mitten im Winter Stadt für immer den Engländern, welche sie nicht ten. Bald darauf eroberte er Thionville von den wies, daß das Glück oder Unglück ganzer Staaten oft von einem einzigen Manne abhängt. Unter Heinrich II., mit dessen Schwester er sich verheiratet hatte, noch mehr aber unter Franz II., war er Herr von Frankreich. Die Verschwörung von Amboise, welche im J. 1560 von den Protestanten angesponnen wurde, um ihn zu stürzen, hatte den entgegengesetzten Erfolg. Das Parlament gab ihm den Titel eines Retters des Vaterlandes. Erst nach dem Tode Franz II. verminderte sich sein Ansehen, ohne jedoch sich ganz zu verlieren. Seit jener Zeit bildeten sich die Parteien der Conds und Guisen. Auf der Seite von diesen standen der Connétable von Montmorency, der Herzog von Guise, ein eiferiger Protestant, beschloß, sie mit ihm zu verfolgen. Nachdem er den 2. März 1562 in die Pagnen gegangen war, fand er die Protestanten von Martinière sangen ward handgemein, und fast 60 bis 200 verwundet. Dieses unerwartete Krieg im ganzen Königreich. Er Bourges und gewann die Schlacht von Dreux den 19. Decbr. 1562. Am Abende nach diesem Siege blieb er ohne alles Aufsehen in demselben Zelte mit dem Prinzen von Conds, theilte mit demselben sein Bett und schlief ruhig an der Seite seines Gegners, in welchem er jetzt nichts mehr als einen Verwandten und Freund erblickte. Damals war der Herzog auf dem Gipfel seines Glücks; er war der Erste im Staat. Er rückte sich zur Belagerung von Orleans, welches der Mittelpunkt der protestantischen Partei und ihr Waffenplatz war, als ein Pistolenschuß von Voltrout de Vercy, einem hugenottischen Edelmann, ihn am 24. Febr. 1563 tötete.

Guisé (Heinrich von Lothringen, Herzog von), ältester Sohn des vorgezeichneten, war den 31. Dec. 1560 geboren. Seinen Ruhm bewies er zuerst in der Schlacht von Jarnac im J. 1569. Da seine edle und schöne Gestalt ihm alle Herzen gewann, so säumte er nicht, sich die Vortheile zu verschaffen, welche die allgemeine Gunst ihm darbot. Er stellte sich an die Spitze einer Armee unter dem Vorwande, den katholischen Glauben gegen die Protestanten zu verteidigen, und rieth zu dem grausamen Blutbade in der St. Bartholomäusnacht. Um sich persönlich zu rächen, wollte er selbst die Ermordung Coligni's auf sich nehmen, den er den Mörder seines Vaters nannte. Das war der Anfang der Ligue, einer zuerst von seinem Oheim, dem Cardinal von Lothringen, entworfenen Verbindung. Man legte zu dem Ende den eifrigen

fen Bürgern von Paris den Plan zu einem Bündnisse vor, das angeblich die Vertheidigung der Religion, des Königs und der Freiheit des Staats zum Zweck haben sollte, wirklich aber die Unterdrückung des Königs und des Staats beabsichtigte. Der Herzog von Guise, der sich auf Frankreichs Trümmern erheben wollte, entflammte die Auführer, erfocht mehrere Siege über die Calvinisten, und sah sich bald im Stande, seinen Fürsten selbst Befehle vorzuschreiben. Er zwang Heinrich III. alle Privilegien der Hugonotten zu vernichten, und ging in seinen gehietrischen Forderungen so weit, daß der König ihm endlich verbot, nach Paris zu kommen. Dennoch erschien er daselbst 1558, und zwang den König, die Stadt zu verlassen und Frieden mit ihm zu schließen. Aber berauscht von diesem Triumph, folgte er nicht mehr der Klugheit, sondern ließ nur zu deutlich wahrnehmen, daß er nach der höchsten Gewalt strebte. Der König, durch wiederholte Warnungen auf die herrschsüchtigen Pläne des Herzogs aufmerksam gemacht, berieth sich mit D'Aumont, Rambouillet und Beauvais-Nangis, und alle drei waren der Meinung, daß, da man ihm einen förmlichen Proceß nicht machen könne, man ihn heimlich aus dem Wege räumen müsse, und daß diese Maßregel durch so offenbare Majestätsverbrechen gerechtfertigt werde. Der tapfere Crillon weigerte sich, die Ausführung zu übernehmen. Man übertrug sie daher Cognac, erstem Kammerherrn des Königs und Hauptmann der 45 Gascognischen Edelleute der neuen königlichen Garde. Dieser wählte neun der Entschlossensten aus und verbarg sie in dem Cabinet des Königs. Der Herzog wurde zwar gewarnt, und sein Bruder, der Cardinal, rief ihm nach Paris zu gehen; allein auf den Rath des Erzbischofs von Lyon, der ihm vorstellte, daß seine Freunde den Muth verlieren müßten, wenn er die Staaten von Blois in einem so günstigen Augenblicke verliesse, beschloß er, das äußerste zu wagen und zu bleiben. Den folgenden Tag, am 23. Decbr. 1588, ging er zum König. Er war ein wenig betroffen, die Wachen verstärkt zu sehen. Sobald er in den ersten Saal getreten war, verschloß man die Thür. Dennoch behielt er seine äußere Freundlichkeit, und grüßte die Umstehenden wie gewöhnlich. Als er aber in das Cabinet treten wollte, ward er von mehreren Dolchstichen durchbohrt, ehe er noch den Degen ziehen konnte, und mit den Worten: „Gott, hab Mitleid mit mir,“ sank er sterbend zu Boden. Er war 38 Jahre alt. Am andern Tage ward auch der Cardinal umgebracht. Aber das Feuer des Bürgerkriegs war durch diesen doppelten Mord nicht gelöscht, der den Haß der Katholiken gegen den König nur vermehren mußte. Der großmüthige Heinrich von Navarra (Heinrich IV.) sagte, als er die That vernahm: „Wäre Guise in meine Hände gefallen, ich würde ihn anders behandelt haben. Warum, setzte er noch hinzu, hat er sich nicht mit mir verbunden; ganz Italien würden wir vereinigt erobert haben.“

Guitarre. Dieses, in unserer Zeit wieder Mode gewordene, der Laute sehr nahe kommende, Instrument ist zwar nicht zu den Hauptinstrumenten zu rechnen, zur Begleitung kleiner Gesänge und Lieder aber vorzüglich passend. Es hat 6 Saiten, welche in die Töne G, A, d g h e gestimmt, und theils mit den Fingern gerissen, theils mit dem Daumen gestrichen werden. (J. L. Lehmanns neue Gitarrenschule.) Ein Deutscher Künstler zu London bereicherte die Guitarre an dem untern rechten Backen der Resonanzdecke mit einer Claviatur von 8 Tasten, deren Tangenten bei Berührung der Tasten aus dem Schalloch hervortreten, und die Saiten berühren, wie die Hämmer eines

Guldenorte. Daher hat die Art den Namen der Guldenortigkeit erhalten.

Gulden, eine Deutsche Silbermünze, welche überaus häufig 16 Groschen oder 60 Kreuzer gilt. Es führen aber noch andere Münzen von verschiedenem Werthe in und außer Deutschland diesen Namen, und sind theils Rechnungsmünzen, theils wirkliche. So ist ein Gulden zu Augsburg eine Rechnungsmünze von 30 Gr. 4 Pf.; in Basel 14 Gr. 9 Pf.; ein Gulden Wechselgeld in Basel 16 Gr. 8 Pf.; in Zürich 15 Gr. 6 Pf.; ein Gulden Wechselgeld ebendafelbst 17 Gr., Münze aber 14 Gr. 4 Pf.; ein Gulden zu St. Gallen Rechnungsmünze von 12 Gr.; ein Gulden in Genf 2 Gr.; in Prag 11 Gr. 2 Pf.; ein Gulden Wechselgeld, ebendafelbst, 13 Gr.; in Holland 13 Gr.; in Lüttich 8 Gr.; in Ostpreußen 6 Gr.; in Danzig 6 Gr.; ein Gulden Pruthen ein Polnischer Gulden 4 Gr. (seit ein Preussischer Gulden 8 Gr. (seit ein Gulden in Riga 8 Gr.; in 2 Gulden Goldmünzen, die zuerst 1 wurden, und ungetrodt so viel als es noch jetzt alte Ländliche Gulden, die gleichen Münze waren die Abwärts hin prägte man kleinere Goldmünzen... ..a bezeugen und dritten Theil ihrer ausmachen, und nannte sie kleine Gulden. Die kleinen Gulden prägte man nachher aus Silber, und ließ ihnen den Namen, den sie bis jetzt noch führen. Die goldene Gulden nannte man nunmehr zum Unterscheide Goldgulden oder Goldgalden.

Galden, ehemals so viel als Gulden. In Weissen, Thüringen und Francken aber belegte man mit diesem Namen eine andere Rechnungsmünze, indem ein Galden Weiskupfer oder ein guter Weiskupfer Gulden 21 Gr., ein Galden in Francken aber 20 Gr. gilt. In Sachsen wird eine Münze, 2 Gr. 2 1/2 Pf. an Werth, ein Galden genannt.

Galdens Zahl wird in der Chronologie diejenige Zahl genannt, welche andeutet, das wievielmals ein Jahr im Mondjahr ist, und dient zur Berechnung des Osterfestes (= Mondjahr und Osterfest). Der Name soll schon von den Ägyptern herkommen, welche den Einfluss von 19 Jahren, den Meton erfand, um das Sonnen- und Mondjahr in Uebereinkunftung zu bringen, der aber doch noch einen Fehler von 6 Stunden hatte, so hoch schätzten, daß sie ihn mit goldenen Ziffern an einem öffentlichen Stadtschilde anschreiben ließen.

Gummi nannte man sonst sowohl die klebrigsten als auch die hartesten Säfte, welche von klobig oder durch Einschnitt aus den Pflanzeln stamen und an der Luft erhärten, daher die Ausdrücke Gummi Arab., Gummi guaiac. u. s. w., die gegenwärtig trockenen Pflanzenwurzeln diesen Namen beilegt, den sollten. Obgleich der Pflanzenwurzeln einen so Pflanzeln ausmacht; so läßt er sich doch nicht auslösen. Einige Pflanzen und gewisse Thiere verhalten sich, als andere. Ganz rein ist das Gummi nie vorfindlich, ohne Geruch und Geschmack, im kalten Zust. Durch Erwärmung verliert es nicht, werft Blasen und dampft; endlich wird es kohllich brennt.

Gundling (Jakob Paul, Friedrich von), geb. 1673 zu Barchin, wo sein Vater Prediger war, studierte zu Altorf, Helmstedt und

Zena, reiste dann nach Holland und England, und wurde nach seiner Rückkehr Professor der Ritterakademie zu Berlin. Bald darauf spielte er eine wenig ehrenvolle Rolle an dem Hofe König Friedrich Wilhelms I. v. Preußen. Dieser Monarch, der weder Gelehrte noch Gelehrsamkeit sonderlich schätzte, hörte von Gundlings gründlichen historischen Kenntnissen, die derselbe in mehreren Schriften bewährt hatte, und glaubte in ihm einen brauchbaren Zeitungsreferenten und Historiographen zu finden, zu welchen Würden er ihn ernannte. Auch war Gundling dazu allerdings hinlänglich geschickt; allein sein Stolz, seine Pedanterie und linksche Steifheit machten ihn bald zum Gespötte des ganzen Hofes. Seine übertriebene Neigung zum Trunk und sein albernes zänkisches Betragen im Zustande der Trunkenheit machten ihn noch lächerlicher, und er sank bald zum Hofnarren herab, ohne den Titel zu führen und ohne selbst den geringsten Witz zu besitzen. Vornehme und niedere Hofleute erlaubten sich die plumptesten und entehrendsten Scherze mit ihm, welche der König zu belachen sich herabließ. Nur zum Spött erhielt er eine Menge Titel der höchsten Staats- und Hofämter; und er war einfältig genug, den Spott nicht zu fühlen und nur noch stolzer zu werden. Gundling, der zuletzt selten nüchtern ward, starb 1731 zu Potsdam, und wurde zu Bornstädt in einem Weinfasse begraben. Nicht zu verwechseln ist mit ihm sein Bruder Nikolaus Hieron. Gundling (geb. 1671. gest. 1729.), der geh. Rath und Professor zu Halle, ein seltener Polyhistor, der zu seiner Zeit zu dem Ruhme der Universität Halle nicht wenig beitrug. Seine zahlreichen Schriften tragen zwar fast alle die Spuren der Eilfertigkeit an sich, waren aber doch für ihre Zeit nicht unwirksam. Man sehe über ihn Schröckhs Lebensbeschreibung ber. Gelehrten Bd. 2.

Güßefeld (Franz Ludwig). Dieser um! die Geographie durch seine Karten vielfach verdiente Mann war den 6. Decbr. 1744 zu Osterburg in der Altmark geboren, wo sein Vater Stadtrichter und Gesammtrichter der von Jagowschen Familiengüter war. Schon frühzeitig äußerte er eine starke Neigung zum Zeichnen und große Liebhaberei für Landkarten, die er nur höchst nothdürftig befriedigen konnte. Zufällige Aufnahme der Osterburger Gegend durch einen Ingenieur (im 15ten Jahre seines Alters), nachdem er bereits seinen Vater verloren hatte, und das Lesen einiger mathematischen Schriften brachte ihn auf die Idee, ein Ingenieur zu werden. Bald darauf wurde er bei einem Baumeister untergebracht, unter welchem er nach dem Hubertsburger Frieden bei der Urbarmachung der Nek- und Warte-Brüche Beschäftigung fand. Nach mehreren andern Geschäften in der Mark, ging er nach Weimar, wo er angestellt wurde, und sich, außer ökonomischen Messungen, hydrographischen und topographischen Aufnahmen, unausgesetzt mit Kartenzeichnen beschäftigte. Er starb daselbst als Forstrath den 17. Juni 1808 im 64ten Lebensjahre.

Gustav I., König von Schweden, bekannt unter dem Namen Gustav Wasa, geb. 1496, war ein Sohn Herzogs Erich Wasa von Gripsholm, und ein Sprößling der alten königlichen Familie. Er gehörte zu jenen großen Seelen, welche die Natur so selten hervorbringt, die sie aber mit allen Eigenschaften ausstattet, ein Volk zu beherrschen. Schon sein schöner Wuchs und sein edles Aeußere gewann ihm die Herzen. Seine kunstlose Beredsamkeit riß unwiderstehlich dahin; sein Genie entwarf verwegene Pläne, aber sein unbesiegbarer Muth wußte sie glücklich zum Ziele zu führen. Er war unerschrocken mit Besonnenheit, voll Sanftmuth in einem noch rohen Zeitalter, und so tugend-

last, wie das Oberhaupt einer Partei seyn kann. Als der tyrannische Christian II. von Dänemark in Gemäßheit der Calmarischen Union sich des Schwedischen Throns zu bemächtigen strebte, faßte Gustav den Entschluß, sein Vaterland aus dem Unglück und der Erniedrigung zu retten, aber die Ausführung seiner Pläne wurde für einige Zeit unterbrochen, da Christian sich seiner Person bemächtigte, und ihn nebst sechs andern vornehmen Schweden als Geiseln in Copenhagen gefangen hielt. Als er aber zu Ende des Jahres 1520 die Erfolge Christians vernahm, der die Unterwerfung Schwedens fast vollendet hatte, da faßte ihn auch im Gefängniß der Gedanke, sein Vaterland zu befreien. Er entfloß in Bauernkleidung. Zwölf Meilen ging er am ersten Tage in einem unbekanntem Lande; in Flensburg traf er Jütländische Ochsenhändler; um sich sicherer zu verbergen, nahm er Dienste bei ihnen, und kam glücklich in Lübeck an. Hier wurde er zwar erkannt, aber vom dem Senat in Schutz genommen; ja man versprach ihm sogar Unterstützung zu seinem Vorhaben, das er nicht mehr verheimlichte. Darauf schiffte er sich ein und landete zu Calmar. Die Besatzung, der er sich entdeckte, weigerte sich, die Partei eines Flüchtlings zu ergreifen. Bedrückt von Christian, verfolgt von den Soldaten des Tyrannen, zurückgestoßen von Freunden und Verwandten, wendet er sich nach Dalecarlien, bei den kräftigen Bewohnern dieser Provinz Hülfe zu suchen. Nur mit Mühe den ihn rings umgebenden Gefahren entgangen, findet er Aufnahme bei einem Pfarrer, der ihn mit seinem Ansehen, seinem Geld und seinem Rath unterstützt. Nachdem man die Gemüther vorbereitet, benutzte man ein Fest, zu welchem sich die Bauern des Cantons versammelt hatten. Gustav erschien unter ihnen. Seine edle, zuversichtliche Miene, sein Unglück, und der Abscheu gegen Christian, der eben den Antritt seiner Regierung durch ein schreckliches Blutbad in Stockholm bezeichnet hatte, alles ließ seinen Worten eine siegende Kraft; Ausrufungen der Wuth unterbrechen ihn; man läuft zu den Waffen; das Schloß des Gouverneurs wird erstürmt. Muthig

Dalecarlier in
benutzt und sie
waren Gustavs
sige eines selbst-
d vollendete die
die Stände den
lamirten sie ihn
mit Mühe den
Ordnung aber
in Religion und
Er fühlte, daß
kische; aber er
m herbeigeführt
m, sich der lu-
en. Gustav ge-
r durch die Ne-
. Während er
ertheilte er sei-
dem Vorwand,
1 Unterhalt der
7 verlangte und
legien der Bi-

schiffe. Die Lehre Luthers verbreitete sich indes mit Schnelligkeit. Gu-

Gustav kam den Unruhen zuvor, oder unterdrückte sie; er hielt die Unzu-
 friedenen im Zaume, schmeichelte den Ehrächtigen, gewann die Schwä-
 chen, und trat endlich öffentlich zu einer Religionsparthei über, zu der
 sich bereits die Mehrzahl seiner Untertanen bekannte. Im J. 1630
 nahm ein Nationalconcillium die Augsburgische Confession als Glau-
 bensnorm an. Nachdem Gustav, wie er sagte, sein Reich auf diese
 Weise zum zweiten Mal erobert hatte, blieb ihm noch übrig, seinen
 Kindern die Nachfolge zu sichern. Auch dies Verlangen bewilligten die
 Stände, indem sie 1542 das Wahlrecht abschafften, und das Gesetz der
 Erbfolge feststellten. Obgleich Schweden eine sehr beschränkte Monar-
 chie war, so übte doch Gustav eine fast unbeschränkte Gewalt aus;
 aber dies war ihm vergönnt, weil er sie nur ausübte, um Schweden

Ratholischen und Protestanten. Er, der der lutherischen Lehre mit wahrer Frömmigkeit zugethan war, sah mit der Deutschen Freiheit zugleich die Religion in der größten Gefahr, und beschloß, beide zu retten. Nachdem er den Reichskönigen in einer kraftvollen Rede seinen Entschluß vorgetragen, mit Thränen in den Augen ihnen seine Tochter Christina, in dem Vorgefühl, daß er sein Vaterland nicht wieder sehen würde, als Kronerbin vorgestellt, und die Regierung, mit Ausschließung seiner übrigen jätlich von ihm geliebten Gemahlin, einem Ausschusse von regierenden Reichsräthen anvertraut hatte, brach er 1630 nach Deutschland auf, und landete mit einem Heere von 30 000 Mann an den Küsten von Pommern. Welche Schwierigkeiten ihm zum Theil selbst Fürsten entgegensetzten, für deren Sache er recht eigentlich gekommen war; wie seine Klugheit, Edelmuth und seine Ausdauer über Bankelmuth, Mißtrauen und Schwäche siegen, welche Heldenthaten er in seinem Heeres verrichtete, und wie er als ein unbefiegter Feldherr in der Schlacht bei Lützen, die er am 6. Nov. 1632 lieferte, unfern von dem bekannten großen Steine fiel, ist in dem Artikel vom dreißigjährigen Krieg erzählt. Die Umstände seines Todes sind dunkel und ungewiß, auf eine sehr verschiedene und widersprechende Art, welche die Wahrheit noch ungegründet ist. Wer die Angewandten inbezug, der lese die Schlacht bei Breitenfeld, die Schlacht bei Lützen von K. Erths (Leipzig 4) S. 76. fgg. Des Königs blutiges Koller ward nach

Wien gebracht, wo es noch aufbewahrt wird, den Leichnam aber führte der edle Bernhard, Herzog von Weimar, nach Weissenfels, um ihn dort der Königin zu überliefern. Das Herz ward hier beigesezt, und blieb in dem Lande, für das es geblutet, der Körper aber ward Schweden wieder gegeben, das ihn hervorgebracht. — Heilig sey uns Deutschen das Andenken Gustav Adolfs, der für unseres Vaterlandes Freiheit kämpfte und starb, groß als König, unüberwunden als Held, edel und menschenfreundlich.

Gustav
nigs von Sc
Geschichte ein
teste Sohn
Holstein-
und Ulrike
dem vom für
tragen war,
auf seine für
Ehrgeiz des
tung für die
der Graf Sch
destoweniger
die Kräfte im
begierde und
fühle seines
schen offen en
fällige Sitten
gen den imm
Scheine des
schaften und
und eine mit

gungen zu seyn, und keine andern Vorstellungen und Bestrebungen ihm lebhaft werden zu lassen. Schweden war damals der Schauplatz mehrerer Faktionen, unter denen die Parteien der Mägen und Hüte, f und durch welche Rußland und Frankreich sich entgegen wirkten, bekanntesten und zugleich wichtigsten waren. Aber wie sie auch einander bekämpften, so waren sie doch darin einverstanden, die königliche Macht zu einem Schatten herabzumwürdigen. Gustavs Vater, ein verdienstlicher, das Gute erkennender und wohlwollender Fürst, empfand zwar Unannehmlichkeiten seiner Lage, aber es fehlte ihm an Energie und Charakterstärke, sein Mißfallen, statt der Klagen, durch Handlungen zu heben. Desto thätiger arbeitete der kühne Geist seines Sohnes im Verborgenen und kaum war er, nach seines Vaters Tod (d. 12. Febr. 1771) zur Regierung gelangt, als er seinem Ziel mit bewundernswürdiger Kunst entgegen schritt. Er hatte damit angefangen, einige unternehmende Militärs näher mit sich zu verbinden und mit seinen Absichten bekannt zu machen. Diese bildeten nach und nach eine Verbindung, besonders der jüngern Officiere, zu Gunsten des Königs. Vorzüglich thätig war in der Hauptstadt der Oberst Springporten; ein gleiches thaten Officiere bei den Regimentern in den Provinzen. Indessen näherte sich der Augenblick der Ausführung. Einige bedeutende Männer — unter andern die Grafen Hermanson und Scheffer — hatten sich mit dem König vereinigt; eine neue Constitution war entworfen und die Stimmen so vertheilt worden, daß die Brüder des Königs die Revolution in den Provinzen leiten sollten, während er selbst sie in der Hauptstadt leiten würde. Die Unternehmungen gingen, dem entworfenen Plane gemäß, auf folgende Weise an. Der Commandant von Christianstadt, Hauptmann Helligius, einer der treuesten und kühnsten Anhänger des Königs, ließ am 12. August die Stadthore schließen, alle Zugänge besetzen, und in seinem und der Besatzung Namen ein Manifest publiciren, worin die Ständen wegen ihrer Gewalthandlungen der Gehorsam aufgekündigt wurde. Der Prinz Karl erschien vor Christianstadt, und da seine Ausrückung, den Platz zu übergeben, fruchtlos blieb, begann eine scheinbare Belagerung und Vertheidigung, wobei niemanden etwas zu Leide geschah. Dies alles geschah vielleicht nur, um der öffentlichen Aufmerksamkeit eine unschädliche Richtung zu geben. Der König spielte in der Hauptstadt die Rolle des Gleichgiltigen und Untheilnehmenden, täuschend, daß er den anfänglich entstandenen Argwohn des geheimen Ständeausschusses völlig zerstreute. Der Ausschuss hatte verfügt, daß die Bürgerreiterei in der Hauptstadt patrouilliren sollte; bei diesen Patrouillen fand sich der König häufig ein, und wußte durch Freundlichkeit den Kern dieser Mannschaft für sich zu gewinnen. Eben so benutzte er diese Gelegenheit, sich immer mehr Officiere zu eigen zu machen. Während er so den entscheidenden Moment vorbereitete, zeigte er eine heitere unbefangene Stirn, und gab noch am Abend vor dem zur Ausführung bestimmten Tag ein glänzendes Hoffest, bei dem er durch seine frohe Laune alle Anwesenden belebte. Am folgenden Tage, den 1. August 1771, begab sich der König nach einem Spazierritt in den Reichsrath aufs Schloß, wo es zum ersten Mal zwischen ihm und einigen Reichsräthen zu einem lebhaften Wortwechsel kam. Von hier aus rückte er sich zu Pferde nach dem Arsenal, wo er die dort aufziehende Wachtparade manöviriren ließ. Während dessen versammelten sich, Folge eines geheimen Befehls, die Officiere um ihn, auf die er rechnen zu können glaubte, und begleiteten ihn nach dem Schlosse, wo eben die Garde die Wache wechselte, und sowohl die abgehende als die auf-

stehende gegenwärtig war. Mit dem Eintritt des Königs in das Schloß begann die Revolution. Der König versammelte in der Wachstube die Officiere um sich, eröffnete ihnen seinen Plan und foderte sie zur Unterstützung auf. Die meisten waren Jünglinge und durch den Gehorsam an die Rettung des Vaterlandes augenblicklich gewonnen. Des drei ältern, die sich weigerten, ließ der König, ohne seine Fassung zu verlieren, den Degen abfordern. Alle übrige leisteten den Eid der Treue und des Gehorsams, und indem ihnen der König seine ferneren Befehle gab, band er ein weißes Tuch um den linken Arm, und bestimmte dies als das Zeichen, woson er seine Freunde erkennen würde. Des Königs Anrede an die Soldaten wurde von diesen mit beifälligem Zuruf erwidert. Hieranf ließ er die Zugänge zu dem Versammlungssaal des Reichsraths besetzen, und denselben ruhiges Verhalten befehlen, begab sich sodann unter dem Zujuchzen des Volks nach dem Arsenal, wo er sich des Artillerieregiments versicherte, und ließ durch öffentlichen Ausruf die Einwohner Stockholms zur Ruhe ermahnen, und anweisen, keinem andern als des Königs Befehle zu gehorchen. Es wurden Kanonen aufgeführt, Wachen vertheilt und mehrere Personen aus Vorsicht verhaftet. Es war der entscheidende Schlag ohne gewaltsame Maßregeln geschehen, und der König begab sich nach dem Schlosse zurück, wo er die Glückwünsche der fremden Gesandten empfing, die er zur Tafel hatte einladen lassen. Am folgenden Tage leistete der Stadtmagistrat, unter dem allgemeinen Zuruf des Volks, auf dem großen Markte den Eid der Treue. Aber auch die Stände mußten die Revolution genehmigen und die neue Constitution anerkennen, durch welche die königliche Macht nicht sowohl auf Kosten der Stände als nur des Reichsraths wuchs. Sie wurden zu dem Ende auf den nächsten Tag zu einer allgemeinen Versammlung auf das Schloß beschieden, wo sie sich einzeln und ohne Erfolg einfanden. Der Schloßhof war mit zahlreichem Militär besetzt, gegen den Versammlungssaal Kanonen aufgestellt, und zu jeder Kanone ein Artillerist, mit einer brennenden Lunze in der Hand, gestellt. Der König erschien mit einer zahlreichen Gefolge von Officieren und in ungewöhnlichem Pomp, schilderte in einer kraftvollen Rede die Lage des Reichs, die Nothwendigkeit einer Reform, erklärte seine gemäßigten Absichten, und ließ die neue Constitution verlesen, die

mäß; Rußland anzugreifen, von dessen Monarchin er sich für beleidigt hielt. Der Krieg ward erklärt, und eine beträchtliche Macht nach Finnland in Bewegung gesetzt. Als nun aber der König durch einen Angriff auf die Festung Friedrichsham seine Unternehmungen anfangern wollte, mußte er die unerwartete Kränkung erfahren, sich plötzlich vor einem großen Theile seines Heeres verlassen zu sehen, welcher sich jedem Angriffskriege abgeneigt erklärte. Der König begab sich nach Haga, und von hier, Hilfe suchend, zu den Dalecarliern. Bald stand ein achtbares Heer freiwilliger Vaterlandsvertheidiger da, mit denen der König das von den Dänen bedrängte Gothenburg rettete, indes der Aufstand bei der Finnländischen Armee, die mit den Russen einen Waffenstillstand geschlossen hatte, fort dauerte. Die dringende Lage des Reichs forderte die Zusammenberufung der Reichsstände. Um den Widersetzlichkeiten des Adels zu begegnen, ließ er einen geheimen Ausschuss erwählen, zu welchem der Adel 12, jeder der übrigen, dem Könige ergebenen, Stände 6 Mitglieder ernannte. Der Adel gab es darum nicht auf, dem Könige zu trohen, der endlich, von den übrigen Ständen zur Anwendung aller ihm dienlich scheinenden Maßregeln aufgefordert, einen entscheidenden Schritt wagte, die Häupter des widersetzlichen Adels verhaften ließ, und die Annahme einer neuen Vereinigungs- und Sicherheitsakte erzwang, die ihm noch ausgedehntere Rechte, als bisher, einräumte. Nunmehr ward der Krieg mit höchster Anstrengung und wechselndem Glücke fortgesetzt. Blutige Schlachten wurden, besonders zur See, gewonnen und verloren; aber wie ritterlich auch Gustav die Uebermacht bekämpfte, so machte ihn doch die bedrängte Lage seines Reichs zum Frieden geneigt, der in der Ebene von Werelä am 14. August 1790 abgeschlossen ward. Statt die durch so vielfaches Unglück empfangene Lehre für die Zukunft zu benutzen, faßte er nur noch riesenhaftere Pläne. In den Gang der Französischen Revolution beschloß er einzugreifen, und Ludwig XVI. gegen den Willen seiner Nation wieder auf den Thron zu setzen. Er wollte Schweden, Rußland, Preußen und Oestreich vereinigen, und sich an die Spitze dieses Bandes stellen. Zu dem Ende ging er im Frühling 1791 nach Spaa und Aachen, schloß mit Catharina einen Freundschaftsvertrag, und berief einen Reichstag in Gesse im Januar 1792, der nach 4 Wochen zur Zufriedenheit des Königs sich endigte. Aber hier war es, wo bereits ein Mordanschlag gegen ihn gefaßt und versucht worden war. Die Grafen Horn und Ribbing, die Freiherren Bielle und Pechlin, der Oberstlieutenant Liliehorn und mehrere Andere hatten sich verbunden, den König zu ermorden und die alte Aristokratie wieder herzustellen. Ankarström, der den König persönlich haßte, bot sich ihnen zum Werkzeug an. In Haga hatte ihn ein geheimes Frauen, in Gesse Mangel günstiger Gelegenheit an der Ausführung gehindert. Jetzt folgte er dem König nach Stockholm, und die Maskerade in der Nacht vom 16. auf den 17. März 1792 wird unwiderrüßlich zur Ausführung des Verbrechens bestimmt. Kurz vor Anfang des Balls erhielt der König ein mit Bleistift geschriebenes Warnungsbillet, dennoch begibt er sich um elf Uhr mit dem Grafen Essen auf die Redoute, tritt zunächst in eine Loge, und da alles ruhig bleibt, in den Saal. Hier umringt ihn plötzlich ein Gewühl von Masken, und indem ihm eine derselben (der Graf Horn) mit den Worten: „Gute Nacht, Maske!“ auf die Schulter klöpft, wird der König von Ankarström durch einen Schuß im Rücken verwundet. Mit seltener Geistesgegenwart traf er die nöthigen Verfügungen; Ankarström mit seinen Theilnehmern wurde entdeckt. Indessen zeigte sich die Wunde

bold tödtlich, und ~~er~~ verschied am 29. März, nachdem er noch mit ungetrübter Geschäftigkeit die nöthigsten Geschäfte geordnet, und den Befehl selbst unterschrieben hatte, seinen Sohn zum Könige auszurufen.

Gustav IV. Adolph, entsetzter König von Schweden, geboten am 1. Novbr. 1778. Nach dem traurigen Ende seines Vaters (Gustav III.) ward er am 29. März 1792 zum König proclamirt, und nachdem 4 1/2 Jahr lang sein Oheim und Vormund, der Herzog Carl von Södermannland (jetziger König von Schweden) die Regentenschaft geführt hatte, trat er, bei erreichter Volljährigkeit (am 1. Nov. 1796), selbst die Regierung an; aber erst am 3. April 1800 ward er zu Norwäg gekrönt und am 7. desselben Monats ihm gehuldigt. Betrachten wir die kurze Regierungsgeschichte dieses Monarchen, so drängt sich uns unwillkürlich die Bemerkung auf, welche wichtige Sache es um die Erziehung eines für den Thron bestimmten Fürsten ist, und wie bei schätzbaren Talenten, bei Verstand und Herzengüte, Vorurtheile und Leidenschaftlichkeit zum höchsten Unglücke führen. Sein Vater wollte einen beharrlichen consequenten Menschen aus ihm bilden, und man kann annehmen, daß Gustav IV. stets in dem Wahne gestanden hat, im Geiste seines Vaters zu handeln, wenn er mit eigensinniger Unbiegsamkeit alles seinem einmal angenommenen System unterordnen wollte. Er hatte zudem von seinem Vater einen Hang zum Ritterlichen geerbt, daher auch alle seine Schritte, den Anstrich des Abenteuerlichen haben. Doch sehr vieles von dem Unbegreiflichen, das er that, ist seiner Abergläubigkeit zuzuschreiben, die hinlänglichen Nahrungstoff, besonders in Junges Schriften fand. Aus jener starren Beharrlichkeit und diesem verlockenden Wahn war des Königs Gustav IV. ganzes Wesen zusammengesetzt. Eine Folge seiner sogenannten Consequenz war, daß er einst

beginnen,
der Russen
was ihm
Deutsch-
ganz un-
rdlich ge-
terung zu
für seine
des Her-
et wurde.
it Frank-
Spannung
is zurück-
seines im-
souverain.
on Bona-
das Thron
Zeit regie-
ührte sein
inländischen
Schwedens
rn. Gene-
rons trat
berlegung
Betragen.
1 von Lil-

fit gemachten
Frieden von
Hung aus. Di
verbarkeit in
Kiez, wie früh
Anhänglich keit
Krieg mit Rußland, und ward aufs neue Preußens und Dänemarks
Feind. Finnland ging verloren, und drohend stand eine Dänische Ar-
mee an der Gränze, die Norwegen von Schweden schiedet. Das Un-
glück hat auf Schweden ohne Nutzen geleitet, brachte die Gemüther

ines zündenden Funkens
Gustav selbst warf die-
renden Aufwallung seine
Beschreibung einer neuen
reize, welche ihre kost-
reihen sah. Als er end-
iner Volkheit noch geblie-
Macht selbst ihn zu ver-
voraus er auf alle Eng-
en ein allgemeines Ent-
er die Ruhe und Wohl-
izugopfern fähig sey: da
fiel in Willen und in
Ein im tiefsten Dun-
stliche Armee (nach der
Dänen die Gränze nicht
n Stockholm, wo unter
n unglücklichen Gustav's
eine Proclamation ward
e die allgemeine Stim-
Messen war die Armee

von der Hauptstadt entfernt, als Gustav ihre Annäherung erfuhr. Von
Haga aus, wo er sich mit seiner Familie befand, eilte er nach Stock-
holm, mit dem Vorsatz, sich dort gegen die „Empörer“ zu verteidigen.
Doch er änderte diesen Plan; er wollte mit den in Stockholm befind-
lichen Truppen nach Linköping gehen. Die Bank sollte die Hauptstadt
verlassen, zuvor aber zwei Millionen Thaler, oder doch den möglich-
größten Vorschuss an ihn zahlen. Die Commissarien verweigerten dies;
Gustav wollte sein königliches Ansehen, seine Gewalt geltend machen;
da ward gegen ihn Gewalt beschlossen; der Augenblick der Catastrophe
war gekommen. So standen die Sachen am 12. März 1809 Abends.
Der König arbeitete die ganze Nacht vom 12. auf den 13. März; alles
war zu seiner Abreise bereit, die am 13. früh um 10 Uhr erfolgen sollte.
Der Moment war da, wo er das Geld aus der Bank nehmen lassen
wollte; drei Thore des Schlosses waren schon gesperrt. Alle Officiere
waren, weil es gewöhnlicher Paradedag war, ohnehin bei dem Schlosse
versammelt. Noch einmal wollten der Feldmarschall Klingspor und der
General Adlerkreuz den Weg gütlicher Vorstellungen versuchen, doch
Gustav beleidigte die Sprecher in seinem höchsten Zorn auf das un-
pfindlichste. Er hatte sein Schicksal entschieden. Adlerkreuz holte den
Hofmarschall Silversparre und fünf Adjutanten, forderte dem Könige
seinen Degen ab, und erklärte ihn zum Gefangenen, im Namen der Na-
tion. Gustav wollte den Degen gegen ihn gebrauchen; dieser ward ihm
entwunden; zwei Leuchter, die er ergriff, warf er nach den Verbündeten,

und rief nach Hilfe. Da ward von einigen seiner Getreuen die verschlossene Thür erbrochen; doch von 30 hinzuströmenden andern Mitverschwornen wurden sie überwältiget. Während dieses tumultuarischen Austritts war Gustav entflohen. Doch noch auf der Treppe ward er ergriffen; einer seiner Bedienten trug ihn zurück in sein Zimmer, wo er in bewußtlose Wuth gerieth. Alle Zugänge des Schlosses wurden nun mit Wachen besetzt. Schon nach Mittag verkündigte eine Proclamation des Herzogs Carl von Südermannland, daß er die Regierung übernommen habe. Die Thronrevolution war in diesen wenigen Stunden vollendet. Jetzt zeigte Gustav eine stille Ergebung; vielleicht war auch hier seine religiöse Schwärmeret die Quelle seines Gemüthszustandes. Nachts um 1 Uhr brachte man ihn nach Drottningholm; seine Gemahlin mußte mit ihren Kindern in Haga bleiben. Am 24. März ward er nach Gripsholm, einem seiner liebsten Aufenthaltsorte versetzt. Hier stellte er am 29. März eine förmliche Entfagnungsakte aus, die endliche Bestimmung seines Schicksals von dem Reichstag erwartend, in dessen erster Sitzung (20. Mai) man ihm, als dem bisherigen Könige und Herrn, Treue und Gehorsam feierlich auftragte und sowohl ihn, als seine leiblichen, gebornen und ungeborenen Erben, der Krone und der Regierung Schwedens für jetzt und die Folgezeit verlustig erklärte. Darüber ward eine förmliche Akte ausgefertigt. In Gripsholm beschäftigte der entthronte König sich vorzüglich mit der Offenbarung Johannis; er wünschte Schweden verlassen und nach England gehen zu können. Die

Reichsstände si
XIII., Antra
von 66,666 Th
das seiner Gem
wodon die jähr
bis auf jene E
halt auf der
ging er nach L
Im Jahr 1822
des Herzogs Al
Gottorf, um
daß er sich für
ihm der König
auf eine bestimmt
willig von seine
mine von Bad
Verlangen auf
Gerücht, er si

deßhalb auch eine Ankündigung in französischer Sprache verfaßt, und darin 20 Männer als Reisegefährten eingeladen, auch Triest als den Versammlungsort bestimmt. Zwar widersprach er diesem Gerüchte in öffentlichen Blättern; dessen ungeachtet schiffte er sich, in der besagten Absicht, auf einem bewaffneten Handelsschiffe unter spanischer Flagge ein, und kam am 19. Oct. in Corfu an. Von dort begab er sich nach Prevesa, an der Küste von Albanien, der fromme Plan einer Wallfahrt nach Jerusalem wurde aber nicht ausgeführt. Denn schon am 28. Febr. 1816 kam der Reisende wieder in Ancona an. Im April erschien er zu Augsburg, von wo er seinen Weg nach Leipzig fortsetzte. Im Juli 1816 erklärte er im Journal de Francfort, daß er seinen bisher geführten Titel, als Herzog von Holstein-Gutin, ablege, und sich künftig bloß G. A. Gustafssohn unterzeichnen werde.

Zur nämlichen Zeit bezog er eine Privatwohnung zu Frankfurt am Main.

Gut, höchstes. Unter dem höchsten Gute wird ein solches verstanden, welches in Hinsicht seines Wertes über alle andere Dinge, die man etwa auch als Güter betrachten möchte, erhaben ist. Es wird also nicht als Mittel für irgend einen andern Zweck, sondern als Zweck an und für sich selbst, als das letzte Ziel alles menschlichen Strebens betrachtet, und heißt daher auch der Endzweck der Vernunft. Was nun das für ein Gut eigentlich sey, darüber ist man neueren Philosophen viel gestritten worden. Manche haben das Vergnügen oder auch die Glückseligkeit, wobei sie die Glückseligkeit des Menschen als Zweck dadurch schließen, daß es in einer solchen Verbindung der Tugend mit dem Genuß der Tugend jedem gerade so viel Glückseligkeit zukommen würde, als er verdient. Aber auch andere haben es für das höchste Gut betrachtet. So ist die Gerechtigkeit als das höchste Gut betrachtet worden, die zwar, wiefern sie als vollkommene Selbstzurechtendigkeit gedacht wird, vom dem Menschen, der sich als endliches oder beschränktes Wesen immer gewisser Unvollkommenheiten bewußt bleibt, in keinem Zeitpunkte seines Daseyns vollständig erreicht werden, der er sich aber doch immerfort mehr und mehr annähern kann, je mehr er an seiner Vervollkommnung arbeitet. Man wird also sagen müssen: Gott, das unendliche und vollkommene Wesen, ist stets im Besitze des höchsten Gutes (der Seligkeit), und eben darum heißt dieses Wesen Gott (von gut — das gute Wesen im höchsten Sinne des Wortes), der Mensch aber, als ein endliches und unvollkommenes Wesen strebt bloß immerfort nach dem Besitze des höchsten Gutes, indem er sich selbst ins Unendliche zu vervollkommen sucht. Siehe Glückseligkeit. D.

Gut und Böse. Diese beiden Ausdrücke werden in zweifacher Bedeutung gebraucht. Einmal versteht man darunter, was schlechthin oder um sein selbst willen gut und böse ist. Man nennt dies auch das absolute oder für sich selbst gute und böse. Sodann versteht man auch darunter, was bedingungsweise oder um eines andern willen gut und böse ist. Dies nennt man auch das relative oder bedingte gute und böse. Gut und Böse heißt also bald so viel als recht und unrecht, was durch das Sittengesetz geboten oder verboten ist; bald so viel als nützlich und schädlich, was irgend etwas Angenehmes oder Unangenehmes hervorbringt. Wenn daher menschliche Handlungen beurtheilt werden sollen, ob sie gut oder böse seyen, so muß vor allen Dingen bestimmt werden, in welcher Hinsicht? Denn anders muß das Urtheil ausfallen, wenn man fragt, ob eine Handlung recht oder unrecht, als wenn man fragt, ob sie nützlich oder schädlich sey. D.

Guthrie s. Geschichte.

Gutschmid (Christian Gottlieb Friedrich von) gehörte zu den kleinsten Männern, die in ihrer öffentlichen Wirksamkeit eben so ruhmwürdig und groß, als in den einfachen Verhältnissen des Privatlebens musterhaft und ehrwürdig sich zeigten. Sein Vater war Prediger in dem, nicht weit von Eortbus gelegenen, Dorfe Nahren; wo Gutschmid am 12. December 1722 geboren ward. Als er unter des

Waters Aufsicht einige Zeit von Privatlehrern war unterrichtet worden, ging er 1740 auf die Universität zu Halle, um sich der Gottesgelehrtheit zu widmen, gab eine Zeitlang Unterricht in der blühenden Lehranstalt des Hallischen Waisenhauses, bemerkte aber bald, daß das Predigeramt für ihn, seiner schwachen Brust wegen, nicht angemessen sey, und faßte daher den Entschluß, sich der Rechtswissenschaft zu widmen. Die drei großen Rechtslehrer, Just Henning Böhmer, Heineccius und Ludewig, leiteten seinen Fleiß und seine Fortschritte in diesem Gebiet. Als er seine Studien geendigt hatte, übte er sich bei dem damaligen Amtmann in Dahme in juristischen Arbeiten, und lebte dann einige Zeit im väterlichen Hause, bis er endlich im Jahre 1748 als Führer eines Sächsischen Edelmannes nach Leipzig ging. Hier ward er 1750 Advocat und Doktor der Rechte, bei welcher Gelegenheit er eine Abhandlung schrieb, worin er die Grundsätze darlegte, welche späterhin den Staatsmann in Ansehung der Handelspolitik leiteten. Er stellte darin die Behauptung auf, daß freier Handel den Wohlstand und die Bevölkerung eines Landes erhöhe und überhaupt die Staatskräfte vermehre, und daß ein Handelsstaat auch bei öffentlicher Noth sich leichter und schneller wieder aufrichten könne, als derjenige, der keinen Handel hat. Von dieser Zeit an hielt er öffentliche Vorlesungen, und ward 1756 öffentlicher Lehrer des Lehnrechts. Seine schriftstellerischen Arbeiten empfahlen ihn den obern Landesbehörden. Er kam 1758 als Hofrath und geh. Referendar nach Dresden, und wurde in den nächsten Jahren zu verward er geheimer A
rations - Com
Runden zu heilen,
gründlichen Einsicht
glücklichen Erfolg di
schwierigen Bemühu
mit dem damaligen
Fritsch zu den Fried
bald darauf gab ihn
und ihrer Achtung,
trag. Obgleich er d
er doch nur kurze Z
einen neuen einflus
ward. Kurfürst Eb
tritte den verdienten
gleich der ehrenvolle
in der Rechtslehre u
theilen. Der edle F
rig für das Wohl se
Vertrauen, daß er i
werfen. Es ist sehr
bis zu seinem Tode u
trag nicht aus den I
stimmen, wie viel vo
alle Schriften, die
heime Cabinet abgelie
an den vielen Verbes
vorgenommen wurden
ward Gutschmid Wie
wohl den Unterricht

Eintritt in seine Laufbahn blühte Sachsen an allen Wunden des Krieges, und sein sterbendes Auge sah es im blühendsten Wohlstand. Einen solchen Zustand herbeizuführen, als treuer Rathgeber und Gehilfe seines Fürsten, war seine Lebensarbeit gewesen, und dieses Verdienst sichert ihm der Nachwelt dankbares Andenken. R.

Gutenberg (Johann). Dieser berühmte Deutsche, der als der wahre Erfinder der Buchdruckerkunst anzusehen ist, hieß eigentlich

Johann von Sorgenloch, genant Hänselfleisch von Gutenbergh, war aus ritterlichem Geschlecht um das Jahr 1400 zu Mainz geboren, und starb eben daselbst 1468. Von seiner Erfindung und deren stufenweiser Ausbildung s. Buchdruckerkunst.

Naturalbuchstaben, Lehlbuchstaben, d. h. solche, die vorzüglich durch die Kehle ausgesprochen werden, z. B. h, ch, f.

Guy von Arrezzo oder Guido Arretin. So berühmter dieser Name in der Musik ist, eben so schwierig ist es doch, die Gründe dieser Berühmtheit genau zu erörtern. Wenn man der öffentlichen Stimme und den Versicherungen vieler Schriftsteller glauben darf, so ist Guido der Vater und Schöpfer der neuern Musik, erfand die Conunter, oder erweiterte sie doch, und führte die Punkte, welche noch jetzt zur Bezeichnung der Noten dienen, und die sechs Musiksilben ut, re, mi, fa, sol, la, ein, die bei dem damals eingeschränkten Gesange zur Bezeichnung der nöthigen Töne (c, d, e, f, g, a) hinreichend waren. Auch wird er als Erfinder der Musikschlüssel und des Monochords genannt. So wenig sich diese Angaben mit Gewisheit erörtern lassen, eben so liegen die Umstände seines Lebens in Dunkelheit. Wie es scheint, ward er gegen das Ende des 10. Jahrhunderts geboren, und trat früh in das Benedictinerkloster von Pomposa in Ferrara, wo er eine Musikschule errichtete, in welcher er sich der von ihm gemachten Erfindungen bediente, und in ungleich kürzerer Zeit, als es bei den bisherigen unvollkommenen Methoden möglich gewesen war, geschickte Schüler bildete. Er wurde darüber von seinen Collegen und Nebenbuhlern angefeindet, und sah sich genöthigt, in ein anderes Kloster überzugehen, lehrte jedoch vielleicht später dahin zurück. Papst Johanns XIX. (nach Andern XX.), bis zu welchem sein Ruf gebrungen war, lud ihn durch drei Abgeordnete zu sich. Guy erschien in Rom, machte seine Methode auch hier bekannt, und erwarb sich den Beifall des Papstes, so wie allgemeine Bewunderung. Seine Werke, welche ein großes Studium in der Conkunst sowohl, als auch der Werke seiner Vorfahren verrathen, sind erst nach fast 800 Jahren von dem Abt Gerbert in den Klosterbibliotheken entdeckt und bekannt gemacht worden.

Guyana
Ocean, den
thes unter
theils aber
Galiben, O
pferkeit und
ihren Anthe
ne (s. d. S
mas de Gu
dem Franzö
Forts Waka

de Cayenne, welches damals eins der 127 Departements des französischen Reichs ausmachte, von den Engländern genommen, durch den Pariser Frieden aber wieder zurückgegeben.) Das Klima des Landes ist, neueren Nachrichten zufolge, nicht so ungesund, wie man früher geglaubt hat: es soll vielmehr gesünder, als in den übrigen Westindischen Colonien seyn. Es gibt nur zwei Jahreszeiten, die trockne (vom Juny bis September) und die Regenzeit. Das Land ist sehr fruchtbar und durch Anlegung von Gräben jetzt auch in den Niederungen urbar gemacht, wozu besonders der Gouverneur, Baron Desfines, ein Denk

cher, viel Beitrag. Die bedeutendsten Produkte sind Baumwolle, Indigo, Kaffee, Zucker, Cacao, Tabak; auch gedeihen Zimmt, Gewürznelken und Ananas. Ueberdies gibt es viel Wildpret, Fische und Vögel.

S u

S y

cher, un
schin zu
niederlegt
sie dem
und als
bare Nei
dem er t
daules,
stätigt,
in einer
Habe, sei
felken ein
gen der
des Eng
gen, bal
braucht,
S y

Die Jug.

im Springen, Laufen, dem Werfen mit der Wurfscheibe und der Lanze, dem Ringen und Faustkampf oder dem sogenannten *Πένταθλον* (Pentathlon, quinquertinn) übte. Dieses Spartanische Institut wurde nachher in den meisten Städten Griechenlands und zu Rom unter dem Cäsar nachgeahmt, blieb aber nicht auf die körperlichen Übungen eingeschränkt, sondern dehnte sich auch auf die Übungen des Geistes aus, indem hier die Philosophen, Rhetoriker und Lehrer anderer Wissenschaften ihren Unterricht erteilten. In Athen waren fünf Gymnasien, unter denen die Academie, das Lyceum und Kynosarges die drei berühmtesten waren. In dem ersten lehrte Platon, in dem zweiten Aristoteles, in dem dritten Antisthenes. Diese Gymnasien waren in den ältesten Zeiten bloß freie, geübete, mit einer Umfassung eingeschlossene Plätze mit Abtheilungen für die verschiedenen Spiele. Um Schatten zu erhalten, pflanzte man Reihen von Platanen. Nachher wurden die Alleen in Säulengänge verwandelt, und unter diesen verschiedene Behältnisse angelegt; endlich wurden die Gymnasien eine Menge an einander hängender Gebäude, die geräumig genug waren, mehrere Tausende zu fassen. Von der Einrichtung und Anordnung derselben hat Vitruv in seinem Werk über die Baukunst (5, 11.) eine genaue Beschreibung gegeben. Indes enthielten manche Gymnasien bald mehr, bald weniger Theile, alle aber außerdem noch eine Menge anderer Verzierungen. Hier fand man die Statuen und Altäre des Merkur und Herkules, als der Götter, denen die Gymnasien geheiligt waren, oft auch des Theseus, als des Erfinders der Kunst zu ringen; Statuen von Helden und berühmten Männern, Gemälde und Basreliefs, Gegenstände der Religion und Geschichte darstellend. Eine gewöhnliche Verzierung der Gymnasien waren Hermen. So versammelte sich hier alles, was Jünglinge in den Künsten des Friedens und Krieges unterrichten, erheben und begeistern konnte, und der Staat, Künste und Wissenschaften erhielten sich blühend, so lange die Gymnasien gehdrig

Aufseher und Lehrer waren die Lehrer dieser Übungen. Athleten hatten, während die hießen die, welche den n. Bismeylen nennt man : eigentlich nur der Theil Athleten, d. h. zu Kämpfern, im Kämpfe geübt er Zeit, wo die Philosophen unterschied zwischen Gymnastik habe nun den Platz für den geistigen Unterricht und in neueren Zeiten die die Schüler auf die Un- Rom hatte man zur Zeit n Griechischen Gymnasien lassen sich die öffentlichen i, daß die Gymnasien in ad.

Körper nach den Regeln derhaftigkeit und Gesundheitbewegungen. Wort und Griechenland bildete man Gymnasium), Man und die kriegerische, welcher Verteidigung bezog, der Gesundheit bezweckte, allen, welche ihren Ursprung, von seiner Kraft egen. Die erste Art he- und Wagen, im Springen: zweite vereinigte mit et ad Sal

um in den öffentlichen Spielen den Sieg zu erhalten. manne man bald Athletik, weil die Übung im bald Gymnastik, Hauptgegenstand reichte man nicht aus, sondern bestra. Durch ein Ue- lern zu ihrer Eintheilung mehr gründet, und befaßt. Abgesehen in zwei Klassen: Körpers vollbrachte Bewegbares hin- ren, Laufen, Tanzen, Springen (Vollstiegen), Klettern, Werfen, Schleudern, Ringen, Fechten, Schwimmen, zu der andern Reiten und fahren. Sollen alle diese Übungen wahrhaft gesetzmäßig getrieben werden, so muß die ganze Kunst der Gymnastik von einer, in den Ge-

gehen. Um eine solche in welcher man den un-
 ebenen Übungen wie-
 pädagogischen Instituten
 Verdienste um die Theo-
 sich Guts Muths,
 pfeflung verdienen. In
 angefangen, diese Ne-
 er- öffentlichen dazu an-
 ein nachahmungswürdi-
 dd,

ges Beispiel aufgestellt. Siehe F. L. Jahn und E. Eiselen, die deutsche
 Turnkunst, zur Einrichtung der Turnplätze dargestellt. m. K. gr. 8.
 Berl. 1816.

nannten die Gi-
 rach, unbekleidet
 ir sehr unvollk-
 is Wesen der I-
 asertischen Ueb-
 u bekämpfen
 so eher in eine
 anders Gegenw-
 iefand. Die U-
 aß man viel A-

aktion. Gynäkionis). Die Griechen
 lebten mit ihren Frauen nicht nach der Weise der Neuern in einer en-
 gen freundschaftlichen Vertraulichkeit, sondern in einer gewissen Ab-
 sonderung, welche aus den frühern Zeiten der Korbheit zurückgeblieben
 war, wo die Weiber als Sklavinnen und Eigenthum der Männer
 angesehen wurden. Jene bewohnten daher auch einen abgesonderten
 Theil des Hauses, welcher Gynäceum (Frauengemach, Frauenzwinger)
 hieß, und in dem innern entlegensten Raume des Hauses, noch hinter
 dem Hofe, befindlich war.

Gyps oder schwefelsaurer Kalk und in den übrigen Erdtheilen angetro-
 25 Lachter, manchmal aber auch nur
 gebirgen aus, welche mit Flözfalk,
 wechseln; ja oft macht er sogar das
 chen nie eine beträchtliche Höhe, und
 rakteristische, daß sie Versteinerungen a-
 ten. Drogognostisch unterscheidet man
 haupt als Folge ihrer leichten Auflöslich-
 5 Arten, als: 1) erdigen Gyps,
 mehl u. s. w., von seiner bröcklichen Gestalt genannt; 2) dichten
 Gyps oder Alabaster; 3) safrigen Gyps, auch Strahl-
 gyps und Federgyps genannt; 4) edrigen Gyps, und 5)
 spätigen Gyps, auch Fraueneis und Marienglas genannt.
 Der Gyps wechselt in seinen Farben mannigfaltig ab. Die weiße Far-
 be geht durch alle Schattirungen der grauen, rothen, gelben, brau-
 nen, aschfarbigen, rauchfarbigen und grünen, so wie bisweilen wieder-
 um einige dieser Farben sich ins Weiße, oder aus dem Braunen ins
 Gelbe, Rothe u. s. w. ziehen, und oft auch mehrere dieser Farben frei-
 fen- und fleckenweise dunkel unter einander laufen. In ökonomischer Hin-
 sicht braucht man den erdigen Gyps als ein chemisches Düngemittel
 blas in seinem natürlichen Zustande; eben so auch die andern Arten

Europa
 20 bis
 3000
 in ab-
 errech-
 1 Cha-
 nthal-
 über-
 durch
 Gyps

Gyps im letztern Zustande zu Mehl gemahlen, zur Verbesserung der Felder, Wiesen und Weidplätze, wegen seiner oben gedachten leichten Auflöslichkeit. Wenn der Gyps in reinen, dichten und festen Massen schon gefärbt oder ganz weiß politurfähig vorkommt, so wird er Alabaster genannt, welches griechische Wort eigentlich eine Salbenbüchse bedeutet. Weil die alten Künstler vorzüglich aus dem weißen Gypse Salbenbüchsen dreheten, nannte man diesen Gyps selbst Alabaster. Sowohl die bessern als schlechtern Gypsarten braucht man in mehreren Gegenden als Mauersteine; allein wegen ihrer leichten Auflöslichkeit sind sie die schlechtesten Steine, die man anwenden kann. Der saftige und fbrnige Gyps werden roh pulverisirt als Streusand, zum Scheuern der messingenen und kupfernen Gefäße und zum Putzen des Silberd gebraucht, weil er den Schmutz leicht wegnimmt, ohne Risse zu verursachen. Weil der Gyps für sich unschmelzbar ist, macht man aus dem pulverisirten in Vermischung mit Formsande die zum Gießen der Metalle erforderlichen Formen daraus. Den eisenschüssigen Gyps setzt man in Glashütten der Pritze zu, um ein gelbes Glas zu erhalten, und weißen Gyps zum grünen Glase. Den weißen, ganz von Eisen theilen reinen Gyps setzt man sowohl dem Steingut als auch dem Porcelan bei, dessen Glasur vorzüglich durch Gyps bewirkt wird. Den Gypsmbriel brauche man auch noch zu Zimmerdecken, zu den Wänden, zu den Fußböden und zu Stukkaturarbeiten; verfertigt daraus künstlichen Marmor für den innern Raum trockener Gebäude, verarbeitet ihn zu Schreibtafelblättern für Bleistifte, zu Modellen der Bildhauer, zu hohlen Statuen, Vösten, Verzierungen: er macht die gewöhnliche Grundmasse der Pastelfarben aus für Porträtmalerei; bietet das schicklichste Mittel dar, um das sogenannte Meuniersche Porcelan aus Glas zu verfertigen u. s. w. Der verbrannte oder ausgeglühte Gyps ist ein mechanisches Gift für den thierischen Körper, weil er im Magen zu Stein gerinnt und zu Entzündungen der Eingeweide Gelegenheit gibt. Man hat sehr traurige Erfahrungen davon, weil man in Ebeuerungen aus Unwissenheit zuweilen Gyps unter das Mehl mischte, um den Unterhalt zu verlängern.

Gyromantie (von den and Mantia, Weissagung) - ist Kreise, welche der Wahrsager 1 und in denen er unter Herfsagung andern geheimnißvollen Gebräuche den Augen des Unerfahrenen, der geneigt ist, um so wunderbarer 1

H.

H bezeichnet im neueren Tonssystem die siebente diatonische Klangstufe, oder die zwölfte und letzte Saite der diatonisch-chromatischen Tonleiter. — Auf Französischen Münzen zeigt H die Münzstadt Rochelle an. Haag, die Residenzstadt des Königs der Niederlande, neben den Dünen der Nordsee gelegen. Die Stadt ist groß, schön, mit trefflichen Plätzen und Palästen versehen und mit Kanälen durchschauert. Die Bevölkerung, die sonst gegen 40,000 Menschen betrug, hat in den neuesten Zeiten abgenommen. Haag war vormalig nur ein unbedeutend

des Dorf, dessen Name von dem, einen Theil der Domänen der Grafen von Holland ausmachenden, Walde Haag herrühren soll; es liegt aber in kurzem zu einer großen und prächtigen Stadt empor. Hier war der Sitz des Statthalters und der Generalstaaten; das Residenzschloß enthielt unter andern ein herrliches Kunst- und Naturalienkabinett. Als Holland zu einem eigenen Königreiche constituirt worden, hatte der König von Holland seine Residenz im Haag, bis zur Vereinigung des Landes mit Frankreich. Außer sechs großen Plätzen hat die Stadt vortrefliche Promenaden und einen schönen Thiergarten. Der Hof von Holland, wo die Generalstaaten sich versammelten, ist ein obles, wegen seiner trefflichen Malereien lebenswürdiges Gebäude. In der Nähe liegen die schönen Lustschlößer und Dörfer Schoelinge, Hondslaardhof, Rodwich, Schoon im Bosch, Corgolet, St. Anne-land u. einige n.

Haare nennen wir die dünnen, fegelförmigen, mehr oder minder biegsamen und elastischen Fäden, welche dem Abroße der mehrentheils Säugthiere zur Bedeckung und zum Schutz gegen Kälte, Kälte und Verletzungen dienen, wozu sie auf das zweckmäßigste eingerichtet sind. Das Haar ähnelt gewissermaßen einem Zwiebelgewächse, und ist derartige einer zwiebelartigen Wurzel in der Haut befestigt. Der Nahrungsaft wird in derselben durch unendlich kleine, hohle Kanäle emporgeleitet; denn untersuchen wir das Haar unter dem Mikroskop, so finden wir, daß es aus drei besondern Theilen zusammengesetzt ist, nämlich aus dem äußern Ueberzuge, der innern Röhre und dem in der

Der äußere Ueberzug von Chitinhüllenart, und gibt dem Haare die große Dauerhaftigkeit und Härte, so daß es der Verwitterung trotzt. Unter diesem Ueberzuge, der weiniger durchsichtig und ungefarbt ist, liegen in dicht neben einander, welche nicht nur in die Haut in Verbindung stehen, sondern auch in weichen festen Substanz bestehendes Mark gibt dem Haare seine Farbe, diese dagegen seines Gewebe von glänzenden Fasern, Ursprung nimmt. Aber zwischen dem Ha-

ren der einzelnen Thiere findet eine außerordentliche Verschiedenheit Statt, sowohl in der Länge, der Härte, der Farbe, der Biegsamkeit und Beschmeidigkeit, als auch in der Struktur. Auch bei den Pflanzen, besonders an dem Stengel, auf den Blättern, den Kelchen, den Blumenblättern und der Frucht, finden wir gewisse, dem Haar ähnliche Fasern, an denen wir eine eben so große Verschiedenheit, wie an den Thierhaaren wahrnehmen. Einige verhärten sich zu Stacheln und gleichen den Borsten; andere sind sehr fein und weich, und noch andere gleichen der Wolle u. s. w. Auch sie sollen vermuthlich die jenseitige Oberfläche der Pflanze schützen, haben aber außerdem, wenigstens in wulstigen Fällen, noch die Bestimmung, die in der Luft enthaltenen und die Gewächse nährenden Feuchtigkeiten aufzunehmen und einzusaugen.

Haartrüben nennt man alle sehr engen und feinen Röhren, wozu der Ähnlichkeit mit den feinen Kanälchen in den Haaren der Menschen und Thiere. Die Weite derselben kann sehr verschieden seyn, und selbst ein Sechstel Zoll betragen. Man verfertigt sie zum medizinischen Gebrauch am gewöhnlichsten aus Glas. Der Erprobungsstoff, das flüchtige Silber, wenn sie in ihren Theilen schwächer zusammenhängen, als mit den Theilen eines festen Körpers, in den aus letztem

gemengten Gefäßen mit einer konkaven Fläche, oder am Rande, höher stehen, als in der Mitte, findet sich auch durch die Erscheinungen mit den Haarröhrchen bestätigt. Sie sind an beiden Enden offen; stellt man ihre untere Oeffnung in eine Flüssigkeit, die auf Glas zerfließt, so steigt dieselbe in kurzer Zeit darin in die Höhe und erhebt sich über die Oberfläche der äußern Flüssigkeit, und zwar zu einer größern oder geringern Höhe nach der Enge der Röhre und der Beschaffenheit der Flüssigkeit. Ist das Haarröhrchen aber nicht offen, so verhindert die darin eingeschlossene Luft das Aufsteigen der Flüssigkeit. Diese steht in dem Röhren an den Seiten ebenfalls höher, als in der Mitte; aber bei der geringen Weite fließt der Ring, den sie an den Seiten bildet, zusammen. Wegen der fortwirkenden Ursachen der Cohäsion steigt die

im J. 1800.

Habakuk, ein jüdischer Prophet, der im letzten Jahrhunderte des Reichs Juda um 600 vor Chr. Geb. lebte, hat ein Gedicht von hohem lyrischen Schwunge hinterlassen. Klagen über die schrecklichen

W
di
ar
be
fei
ur
K
ar
te
A
tri
ne
H

Habeas Corpus Acte. Unter die Schreckensperioden der Geschichte Englands gehört ohne Zweifel die Regierungszeit Königs Carl II., dessen willkürliche Schritte bald das Gepräge des vollendetsten Despotismus trugen, dem alles Widerstreben unterlag. Vordringlich war die persönliche Freiheit eines Jeden, der nicht das Glück hatte, dem Hofe zu gefallen, gefährdet; und wie in Paris die Lettres de cachet, so herrschten in London die königlichen Wera

haft
brauch
um die
dem A
Witt
brauch
verach
ihn u
Schil
der de
ren:
H. so
cher d
nämli
ren,
Verbl
unsch
ist er
gen E
nach
for a
ten, 1
Acte
dem I
dann
auf je
chen e
in der
barren
blicher
nes be
Datie
Corpu
und v

Wenigstens, als er, hienieden die Buchhändler, und folcher mehren die
 Wissen sich einer Erweiterung ihrer Buchhandlungen zu erfreuen.

Haberla, oder Habesh, ein Professor der Rechte zu Helm-
 stadt, war zu Helmstedt am 1. Aug. 1733 geboren, der Sohn des in
 seiner Zeit berühmten Deutschen Rechtslehrers, Herrs Franz Domi-
 nikus Haberla. Er studirte die Rechte, und bildete sich hernach
 aus als Rechtsconsulenten in der Justizkanzlei zu Magdeburg, wiewol
 wegen seiner herrlichen Verfassungskunde und unerschütterlichen Rechtskennt-
 nisse er im Parke stand, sondern auch auswärts erachteten Hofräthe,
 Von Kalkreuth ging Haberla als Professor des Deutschen Rechts
 nach Erlangen, wo er die Normen zu seinem Hauptpo-
 stum für Deutsches Staats- und Lehns-Recht auswählte,
 und als einer Litterator hieser Rechtschaffenheit seine schätzbareste Kunst
 dabei erwarb. Und darauf erzielte er den Ruf zu einer hiesigen
 Professor in Helmstedt. In seinem Fortschritte des Deutschen Staats-
 rechts verrieth er die gründliche Fertigkeit und Ausdauer des
 edler freiwillicher Fleißes, erstlich in Erlangens Justizkanzlei, und
 begründete so seinen Ruf. Er wurde als zu hiesigen Reichs-
 gebraucht, als in wichtigen Umständen, welche in sein Haupt-
 schloß, zum Reichshofe angewandt. Um herüberzuweilen war er
 die Verleumdung erwarbte, denn der verfolgte, hiesige Hofrat
 hieser durch einen Nachdruck seiner Tugend wurde er zu
 seinem Rathgeber, und hieser hieser das anvertraute in
 Verleumdung seinen hiesigen Nachbarn sagte, mit edler
 und ruhigem Sinne. Durch seine Staats-Angelegen, wo
 der Zeit nicht absondernd und wurde ihm, sondern mit
 seiner Thätigkeit trefflich hervorgehoben war, erob sich
 rühmlich noch mehr, und der Herrg Karl Wilhelm Fürst noch glück-
 te in ihm den besten Rath zu haben, den er als seinen Reichshof-
 rat bei der Anstaltdeputation zu Kalkreuth anstellen mußte Haberla,
 zum Hof Rath ernannt, verkehrte ganz dieses Vertrauen, und
 hatte schon den besten Rath den meisten Gang der Deutschen Angelegen-
 heiten so richtig gezeigt, daß er den anvertrauten Reichshof-
 rat des Fürst und Reichshofes hiesig hiesiges Reichshofrat seinem Für-
 sten mit Bestimmtheit veranlagte. Nach Errichtung des Abgesand-
 ten Scholens ward Haberla zum Reichshof und Mitglied der Reichs-
 gemeinschaft ernannt; aber diese Laufbahn war kurz. Von dem
 Reichshof ergriffen, mußte der Reichshof Mann sich von Kalkreuth nach
 Helmstedt zurückziehen, und nach wenigen Tagen nach seiner Ankunft
 (den) in der Nähe seiner Heimat, der er erst ein sehr langer hiesiger
 Hof Rath, Hof Rath und Reichshofrat gewesen. Von dem Hof Rath
 war glücklich, aber nicht angenehm, die Talente des Reichshofes
 und die Lage, welche dadurch auch nicht an sich zu ziehen können
 nicht geachtet werden konnten. Daher hat er nur ein sehr trübes Leben
 zu Ende gebracht. Als Reichshof, als Hof Rath und Reichshofrat, als Reichshof,
 das Reichshof und Hof Rath wenig bedeutend und wenig nach Reichshof
 hiesiger Reichshofrat, als Reichshofrat Reichshofrat, der nur die
 hiesige Reichshofrat, verdient Haberla einen hohen Grad von Ruhm.
 Er hatte seine Zeit überlebt und seine Fortschritte so war für Reichshof
 geachtet worden, so werden es auch bald seine weissen Reichshofrat,
 den gründlichen Reichshofrat nicht von hiesigen hiesigen Reichshofrat
 sein.

Habesh oder Habeshiten wohnt dem Fürst die hiesige Reichshof-
 abdrücker Reichshofrat, ist im Norden von Kalkreuth, im Osten von

rothen Meer, im Süden und Westen von Del, Kian und Nigritien begrenzt, und voll hoher Gebirge, auf denen der Nil entspringt. Eine Bevölkerung von 2,800,000 größtentheils Arabischen Bluts mit Juden, Türken und Negern vermischt, ein kriegerischer Geist und Reichthum an Produkten zum Handel gibt diesem alten Reiche im Mittelstriche von Afrika ein bedeutendes Gewicht. Der Handel ist in den Händen der Juden, Armenier und Türken. Die herrschende Religion ist die christliche, nach den Begriffen des Arabischen Hauptstammes der Einwohner eigenthümlich modificirt, so daß man die Habessinier als eine besondere Christensekte betrachten muß. Sie haben mehr als irgend eine andere vom Judenthume beibehalten, Knaben und Mädchen werden beschnitten, die mosaischen Verbote in Rücksicht der Speisen und Reinigungen beobachtet, der Sabbath wird gefeiert und die Kläre haben die Befehle der jüdischen Bundeslade. Im Glauben folgen die Habessinier dem Monophysitischen Lehrbegriff (s. den Art. *Monophysiten*), beim Gottesdienst brauchen sie die Bibel und auch die apokryphischen Bücher in der Chæes Sprache, welches ihre Bücher- und Urkundensprache ist, Taufe und Abendmahl verrichten sie nach Art der Griechischen Kirche, und bedienen sich nur am Gründonnerstage des ungesäuerten Brotes. Eigen ist es ihnen, daß die Vornehmern größtes Stück Brot beim Abendmahl erhalten und niemand vor dem 25ten

gelassen wird, weil sie behaupten, daß eigentliche Sünde begehen könne, und irbt. Ihre kleinen, runden, mit Kegelkirchen stehen auf Hügeln von Cedern an Wassers; inwendig hängen sie voll Kirchen muß, wie in den Griechischen, müssen vor der Thüre abgelegt und jede auch wer vorbereitet, muß absteigen

Der Gottesdienst besteht nur im Vortheilen des Abendmahls, von Predigt ist. Das Oberhaupt der Habessinier wird gewöhnlich aus Koptischen Priestern den Kopten in Kabira Gemeinschaft abblasen und Kreuzmachen, und lebt in Asien und dem Ertrage einiger Län-

derien. Unter ihm stehen Oberpriester, Lehte und Schriftgelehrte; der nächste im Range nach dem Abuna ist der *Idjega*, das Oberhaupt des Abnchsordens der heil. *Thella* außer diesem gibt es noch den Abnchsorden dessen vorzüglichstes Kloster *Mabelex* Et bestehen aus Häusern um eine Kirche her, verheiratheten Abnche mit ihren Familien, die sie als Privateigenthum besitzen. In Aethiopien hat Abnchsorden weder ausgezeichnete Privilegien; der Negus übt auch in kirchlichen Angelegenheiten die Gewalt aus. Eine so sonderbare Aufmerksamkeit des Papstes, dem die Habessinier seiner geistlichen Heere auf sich ziehen. Die suchte gab ein Krieg der Habessinier wie der gegen Helena im Namen des minderjährigen Königs bei den Portugiesen suchte. 1520 kam mit Soldaten und Geistlichen nach Habesch *Salla* (ein kriegerisches Bergvolk im E

Habsburg. An den Ufern der Aar, im Saue dieses Flusses im Helvetischen Canton Bern, erbaute Werner, Bischof von Strasburg im 11. Jahrhundert, mitten unter steilen Felsen eine starke Feste, und nannte sie Habsburg (Habichtsburg). Werner war ein Enkel von Guntram dem Reichen, Grafen von Elsaß und Breisgau, der im 10. Jahrhunderte lebte und ein Erbklina von Etdico I.,

Schwaben, Elfaß, im Aargau, und erhielt die eigentliche fürstliche Würde, als er den Titel eines Landgrafen von Oberelfaß annahm. (Diesen Titel führten alle Nachkommen Albrechts III. von der Habsburgischen und Oestreichischen Linie. Elfaß war damals in die obere und niedere Landgrafschaft getheilt; jene hieß zuweilen Sundgau, die letztere Nordgau; von dem Sundgau oder Oberelfaß waren die Habsburger Landgrafen.) Sein Sohn, Rudolph, erwarb hiezu noch die Reichsstadt Lauffenburg am Rhein und andere Strecken, denn er ward Vogt von Uri, Schwyz und Unterwalden; doch wurde ihm im Gange der politischen Ereignisse dies Vogtthum zwei Mal, theils gänzlich, theils bis auf Unterwalden entzogen, aber Kaiser Friedrich II. der ihn bestimmte, jenem Vogtthum zu entsagen, gab ihm dafür die Grafschaft Rheinfelden zur Entschädigung. Seine beiden Söhne, Albrecht und Rudolph theilten nach ihres Vaters Tode (1252) seine Güter; auf Albrechts Antheil fielen das Schloß Habsburg und Güter im Aargau und Elfaß; Rudolph erhielt die Grafschaft Nettegau, Ländereien im Breisgau und die Grafschaften Rheinfelden und Lauffenburg, in welcher letztern Stadt er residirte; er war das Haupt der Habsburg-Lauffenburgischen Linie. Beide Brüder führten den Titel Landgrafen von Elfaß; als aber Rudolph starb, ward dieser Titel ausschließliches Erbe der Nachkommen Albrechts IV. Durch seine Gemahlin, Hedwig, Tochter Ulrichs, Grafen von Kyburg, Lenzburg und Baden, der von den Herzogen von Zähringen abstammte, war Albrecht IV. auch mit Kaiser Friedrich II. verwandt. Unter diesem Kaiser focht er in Italien, und nahm endlich auch, von der allgemeinen Begeisterung für die Eroberung des heiligen Grabes ergriffen, das Kreuz, und zog gen Palästina. Seinen Bruder Rudolph setzte er zum Vormund über seine Kinder, schloß Frieden mit seinen Nachbarn, und schiffte sich, von dreißig Baronen begleitet, zu Marseille ein. „Bedenkt immer,“ sprach er beim Abschiede zu seinen Söhnen, „daß die Grafen Habsburg ihren hohen Ruhm nicht durch Betrug, Uebermuth und Selbstsucht erworben haben, sondern durch Muth und Aufopferung für das gemeine Beste. Folget ihr diesem Beispiele, so werdet ihr die Güter und Würden eurer erlauchten Ahnen erhalten, ja noch mehren!“ Als er zu Acon (St. Jean d'Acree) landete, war aber schon Waffenstillstand mit den Saracenen geschlossen, und bald nachher starb er als ein Opfer des ungesunden Klimas (1240) zu Acon. So fand er im heiligen Lande sein Grab. Drei Söhne hinterließ Albrecht, Rudolph, Albrecht und Hartmann. Albrecht, der Kanonikus zu Basel war, und Hartmann wurden von Rudolph überlebt. Diesem Rudolph aber widmen wir einen eigenen Artikel, denn Er ward der große Stifter des Oestreichischen Hauses, das jetzt noch in der Linie von Habsburg-Oestreich-Lothringen auf Oestreichs Kaisers- und Ungarns und Böhmens Königsthronen blüht. Daher verweisen wir nun auf Rudolph von Habsburg, dessen Stammhaus, die Feste Habsburg, noch fast 150 Jahre nach Rudolphs Erhebung zum Römischen Könige ein Besizthum des Hauses Oestreich blieb; als aber Herzog Friedrich v. Oestreich wegen seiner Anhänglichkeit an den Papst Johann XXIII., in Acht und Bann gethan wurde, und einen großen Theil seiner Besizungen verlor, da fiel die Feste Habsburg an den Canton Bern. Noch sieht man ihre Trümmer. (S. Coxes Reise in die Schweiz, Br. 13.)

Hackord, der äußerste oder oberste Theil am Hinterteile eines Schiffes, der gemeiniglich aus Bildhauerarbeit oder Schnitzwerk be-

steht, und besonders die sinnbildliche Figur trägt, von der das Schiff den Namen führt. Auf dem Hackbord fahren, heißt, dicht hinter einem andern Schiffe fahren.

Hackert (Philipp), geb. zu Prenzlau in der Ufermark den 15. Septbr. 1737, gest. im April 1806 zu Florenz, einer der berühmtesten Landschaftsmaler, war der Sohn und Enkel eines Malers, und diese Kunst in seiner Familie fast erblich. Auch seine jüngeren Brüder, Johann (gest. zu Bath in England 1779), Wilhelm, Schüler von Mengs, (gestorb. 1780 in Rußland), Carl (gestorb. zu Lausanne . . .) und Georg, welcher bei Berger in Berlin die Kupferstecherkunst gelernt hatte, gest. den 4. Nov. 1805 zu Florenz, zeigten nicht gemeine Talente, wenn sie gleich, einige vielleicht nur durch ihren zu frühen Tod verhindert, nicht an unsern Philipp reichten. (S. Ph. Hackert. Biogr. Skizze, meist nach dessen eigenen Aufzeichnungen entworfen von Gbthe. Lübing. 1811.) Philipps Leben war meistens glücklich, und seine außerordentliche Liebe zur Kunst durch die Umstände sehr begünstigt. Nachdem er schon als Knabe bei seinem Vater Blumenstücke nach der Natur gemalt, und seinem Vater bei kleinen Arbeiten geholfen, alsdann in Berlin bei seinem Oheim die technische Fertigkeit auf mancherlei Weise geübt hatte, entdeckte der Bildhauer Glume in ihm die Spuren eines großen Genies, und drang in ihn, seine Talente und seinen Fleiß edlern Gegenständen zu widmen. Besonders vortheilhaft für ihn war die Bekanntschaft mit Le Sueur, damaligen Direktor der Akademie in Berlin, welcher ihn, nach einigen gesehenen Proben, beredete, sich ausschließlich der Landschaftsmalerei zu widmen. Er verfertigte hierauf manche fleißige Studien und mit vielem Verdienst ausgeführte Kopien nach Claude le Lorrain, Swanesfeld, Moucheron, Berghem, Asselön u. A., bis er endlich, geleitet von seinem eigenen Genies und mit einem durch jene Originale auf die besondern Schönheiten der Natur aufmerksam gewordenen Auge, mit vollkommen geübter Hand, viel nach der Natur, wenigstens theilweise, zu zeichnen anfing, und allmählig zu eigenen Originalen hinaufstieg. Eine kleine, durch seinen Fleiß erworbene, Summe setzte ihn bald in den Stand, seine Hilfsstudien bequemer zu betreiben, und Sulzer ward ihm förderlich, seine Kunst in einer, dem Landschaftsmaler günstigeren, Gegend fortzusetzen, indem er ihn dem Baron Olhoff in Stralsund empfahl, durch welchen er, nachdem er die Insel Rügen und Kopenhagen kennen gelernt hatte, auch nach Paris gebracht wurde, wo er durch sein Talent sich bald Beifall und Gönner, und bereits im zweiten Jahre eine bequeme Existenz verschaffte. Nachdem er in einem Zeitraum von drei Jahren, hauptsächlich durch seine beliebten Souache-Landschaften, seine Glücksumstände hinlänglich verbessert hatte, trat er mit seinem Bruder Johann 1768 seine Reise nach Italien an, um seine Studien der schönen Natur in diesen reizenden Gegenden fortzusetzen, und sich in Roms lehrreichem Aufenthalt obllig auszubilden. Beides gelang vollkommen, und ein immer größerer Beifall war der Preis seiner Bemühungen. 1770 gingen beide Brüder nach Neapel. Von da nach Rom zurückgekehrt, erhielt Philipp die große Bestellung für die Russische Kaiserin Catharina (6 Gemälde, die zwei Treffen bei Tschesme vorstellend), wodurch der Grund zu seiner Celebrität und seinem nachmaligen Vermögen gelegt wurde. Damit der Künstler in den Stand gesetzt würde, den Effekt eines entzündeten und in die Luft aufsteigenden Schiffes in der Nachbildung zu erreichen, entschloß sich Graf Orlov, ihm die

wirkliche Vorstellung einer solchen Begebenheit, durch ein ähnliches Aufsteigen einer russischen Fregatte, zu geben. Das Aufsehen, welches das sonderbare, viele Monate vorher in allen Zeitungen Europas angekündigte, kostbare Modell verursachte, trug nicht wenig dazu bei, den Ruhm von dieser Arbeit Hackerts mit ungemeiner Geschwindigkeit zu verbreiten. Im J. 1775 durchreiste er einen großen Theil von Ita-

Kraft und Nuancirung der Farben weichen die Er hinter einander jurück. Uebrigens führte er den schränkter Meisterhaft, arbeitete mit Leichtigkeit u beobachtete im Malen und Vollenden eine so zu daß es ihm hiedurch möglich ward, nicht nur ein Oelgemälde, sondern auch viele Souachen, und b ptenzeichnungen zu verfertigen, welche man in Sammlungen durch ganz Europa antrifft. Nicht len, auch im Restauriren der Bilder hatte er bei dem letzten zeugt seine kleine Schrift in Form eines Sendschreibens an den Ritter Hamilton: *Salvo della Veralce nella Pittura 1788*, übersetzt von dem Gallerieinspector Kuebel in Dresden 1801. Der Aufmerksamkeit würdig waren allerdings auch seine von Sibbe mitgetheilten theoretischen Fragmente über Landschaftsmalerei.

Haddik (Andreas Graf von), kaiserl. kriegl. Feldmarschall, geboren zu Kutaf in Ungarn den 16. Oktbr. 1730, war der Sohn eines Ungarischen Ritters, studirte Anfangs die Rechte, trat aber in der Folge in Militärdienste, und zeigte seine Tapferkeit zuerst gegen die Türken, dann gegen die Franzosen im Oestreichischen Successionskriege, am meisten aber gegen die Preußen im siebenjährigen Kriege, in welchem er als Feldmarschall-Lieutenant an der Spitze eines Ungarischen Husarenregiments stand. Er focht 1757 bei Schlitz mit, wo ein Preussisches Corps zu Grunde gerichtet wurde und der General Winterfeld blieb. Bald darauf überfiel er mit 4000 Mann Berlin, drang in die Stadt, und erhob in dem einen Tage, den er dort war, 200,000 Lbaaler Brandschatzung. Im September 1758 eroberte er Pirna und die Festung Sonnenstein, wurde darauf im December zum General der Cavallerie ernannt, erhielt nach dem Kriege das Commando in Siebenbürgen und 1768 in Galizien. Die Art, mit der er sich hier sowohl im Kriege, als Civilsachen zu benehmen wußte, und die Einrichtungen, welche er in diesem eben an Oestreich gefallenem Lande getroffen, setzen seine Verdienste in das vortheilichste Licht.

Seit 1774 war er Feldpräsident, übernahm 1779 1780 seines hohen Commando über die Türken, erkrankte den 12. März 1790. Sein Sohn hat Kämpfe gegen die Franzosen bei der Deckung

bei den Abnern Decus, war des Kronst Zeus und Poseidons Bruder, dem bei der Welt anfiel. Er verfiel der Erde unter seiner Wobert Tartarus, zu n, und dessen Wichtig, schrecklich tre Gott. Sein d vor seinem Val n Höttern führt gesagen wird, u al kämpfte Herkul

Im Kampfe gegen die Titanen beschenkten ihn unsterblich machenden Helm; auch gegen die Giganten stand er dem Kroniden bei, und ließ Hiera wunderbaren Helm dem Hermes. Seine

Gemahlin ist Proserpina, die er einst, als sie auf einer Wiese in Sicilien Blumen pflichtete, raubte und in die Unterwelt entrückte. Mit ihr kraft er die Verbrecher, die andere Menschen beleidigen, durch die Erinnyen, und entscheidet über jede bekannte und verborgene That. Ihm untergeordnet waren die drei Richter Aeacus, Minos und Rhadamanth, und Charon und die Erinnyen. Der Dienst des Hades oder Pluto war bei Griechen und Römern weit verbreitet. Sühlig waren ihm die Cypresse, der Buchsbaum, die Narzisse und die Pflanze Adiantum (Frauenhaar). Alle Opfer, die gewöhnlich in Stieren und Ziegen bestanden, mußten ihm in dem Schatten der Nacht dargebracht werden. Auch die Bänder, womit der Kopf des Opfertiers geschnitten ward, waren schwarz; die Priester aber mit Cypressen bekränzt. In Abbildungen erscheint er immer mit einem dicken Bart und einer finstern Miene; oft trägt er auf seinem Haupte den ihm von den Cyclopen geschenkten unsichtbar machenden Helm, oder eine Krone von Ebenholz, oder einen Kranz von der Pflanze Adiantum, die in feuchten und tief liegenden Gegenden wächst, oder von Narzissen. In der Hand hält er den zweizackigen Scepter, oder einen Stab, oder einen Schlüssel; neben ihm ruht der Cerberus. Es sitzt entweder auf einem Throne von Ebenholz, oder fährt auf einem, mit seinen Rössen bespannten Wagen.

Hadrian (P. Aelius), Trajans Nachfolger in der Kaiserwürde. Er zeigte frühzeitig große Talente, erwarb sich in verschiedenen Künsten und Wissenschaften Fertigkeiten, und sprach schon in seinem 15ten Jahre die Griechische Sprache so vollkommen, daß man ihn nur den jungen Griechen nannte. Sein Gedächtniß soll so außerordentlich gewesen seyn, daß er ein Buch nur ein Mal zu lesen brauchte, um es auswendig zu wissen, und daß er alle seine Soldaten namentlich kannte. Dabei war er Redner, Dichter, Grammatiker, Philosoph, Mathematiker, Arzt, Maler, Musiker und sogar Astrolog. Aber diese großen Eigenschaften waren mit gleich großen Fehlern vereinigt, so daß Trajan, unter dessen Vormundschaft er nach seines Vaters frühzeitigem Tode stand, ihn nie lieb gewann. Seine Erhebung auf den Thron verdankte er eigentlich der Gemahlin Trajans, Plotina, welche aus besonderer Neigung für ihn den Tod des Kaisers so lange verheimlichte, bis sie ein erdichtetes Testament untergeschoben hatte, in welchem Hadrian vom Trajan adoptirt und zum Nachfolger ernannt wurde, und bis sie durch Bestechungen die Truppen für ihn gewonnen hatte. Erst als dies gelungen war, meldete Hadrian von Antiochien aus den Tod des Kaisers nach Rom, gab vor, daß ihm die Krone aufgedrungen worden, und versprach dem Senat eine gute Regierung, den Präterianern aber ein doppeltes Geschenk. Nachdem er so im J. der Stadt 870 den Kaiserthron bestiegen hatte, erschien er in Rom, und fing an, sich durch milde Verfügungen die Liebe des Volks zu gewinnen. Bald aber zeigte er seinen feigen, wollüstigen und mißtrauischen Charakter. Unter andern schämte er sich nicht, den in Illyrien eingefallenen Sarmaten und Roxolanern durch einen jährlichen Tribut den Frieden abzukaufen. Im J. d. St. 875 machte er die berühmte Reise durch alle Provinzen des Römischen Reichs, und zwar, wie erzählt wird, wahrscheinlich aus einer philosophischen Conderbarkeit, zu Fuß und in bloßem Kopfe. In Aegypten verlor er seinen geliebten Antinous (s. d. Art.), über dessen Tod er lange untröstlich war. Während seines Aufenthalts zu Athen, welcher zwei Jahre währte, hatte er auf der Stelle des zerstörten Jerusalems eine Colonie von Römischen Soldaten angelegt, auf der Stelle des Salomonischen Tempels aber einen Tempel des Jupiters Capitoli-

nus erbaut, worüber unter den Juden eine fürchterliche Empörung ausbrach, welche drittehalb Jahre dauerte. Athen verschönerte er ebenfalls mit vielen Gebäuden, und baute den 560 Jahre vorher angefangenen Tempel des olympischen Jupiters völlig aus. Seinen Reisen, welche 17 Jahre gedauert hatten, machten jetzt die Anzeigen einer sich nähernden Auszehrung ein Ende. Zu seinem Nachfolger bestimmte er, obgleich ihm würdigere Personen näher standen, den L. Caelonius Commodus Verus, einen wollüstigen Schwächling, der sich durch seine Schönheit bei ihm beliebt gemacht hatte, und nach dessen baldigem Tode den L. Antonius unter der Bedingung, daß dieser wider den M. Annius Verus (nachher M. Aurelius genannt) und den Sohn des oben genannten Commodus adoptiren mußte. Hadrian überließ sich indes seinem Sange zur Wollust; aber zugleich wuchs seine Grausamkeit mit seiner Krankheit, die so schmerzhaft war, daß er mehr als einmal am Selbstmorde verhindert werden mußte. Endlich machte er seinem Leben dadurch ein Ende, daß er die Vorschriften der Aerzte vorsätzlich überschritt. Er starb zu Baiä im J. der Stadt 891, im 62ten Jahre seines Alters und 21sten seiner Regierung. Hadrian gehört seiner großen Fehler ungeachtet doch nicht zu den schlechten Kaisern; besonders beförderte er die Literatur und Kunst, und stiftete auf seinen Reisen manches Gute. Sein Edictum perpetuum, seine Gesetze gegen die Verschwendung und zur Erleichterung des Clavenhandels, sein Verbot der Menschenopfer und der für Männer und Weiber gemeinschaftlichen Bäder sind alles Lobes würdig.

H a d s c h i heißt bei den Türken die, allen freien Moslemn beiderlei Geschlechts im Koran zur Pflicht gemachte, Wallfahrt nach Mekka. Sie wird jedem Mohammedaner als die heiligste aber auch verdienstlichste Handlung angerechnet, und soll wenigstens Einmal von ihm vollbracht werden. Dann aber heißt auch **H a d s c h i** derjenige, der eine solche Wallfahrt nach Mekka gemacht hat, so wie auch derjenige, der sie gegen Bezahlung für Andere macht, welche sie selbst nicht unternehmen mögen. Wegen der auf diesen Reisen gewöhnlichen Ausschweifungen stehen diese **Hadschi** selbst bei ihren Glaubensgenossen in keinem guten Rufe.

H a f f, ein veraltetes Wort, welches das Meer, wie auch einen ansehnlichen Theil desselben bedeutet, und nur noch als Eigennamen einiger großen Buchten der Ostsee vorkommt. Das große **H a f f**, in welches sich die Ostsee ergießt; das frische **H a f f**, in welches sich die Weichsel und der Pregele ergießen; das **kurische H a f f**, in welches sich der Rogat und andere Flüsse ergießen.

H a g e d o r n (Friedrich von), dieser liebenswürdige Dichter, war den 23. April 1708 zu Hamburg geboren, wo sein Vater als Dänischer Resident im Niedersächsischen Kreise lebte. Vermöge des Standes und der Glücksumstände desselben genoß er einer vortrefflichen Erziehung, die seine glücklichen Anlagen frühzeitig entwickelte. Als er aber seinen Vater im 15. Jahre durch den Tod verlor, hörte die Gemächlichkeit seiner äußern Lage auf. Dennoch war seine Mutter unablässig bemüht, die ihr noch übrigen Mittel für die Ausbildung seines Geistes und Herzens anzuwenden. Er besuchte das damals vorzüglich blühende Hamburgische Gymnasium, wo Fabricius, Wolf und Richer seine Lehrer wurden, studirte die Alten, aber auch die Neuern und Ausländer, und gewann besonders die Letztern lieb, so daß er sogar in Italienischen und Französischen Versen kleine Versuche machte. Von 1726 bis 1729 brachte er in Jena zu, um die Rechte zu studiren, und ging sodann

nach London, wo er bei dem Dänischen Königen Privatsekretär ward. Hier machte er sich mit der Sprache und Literatur des Landes bekannt, reiste 1731 durch Preußen und Holland nach Hamburg zurück, und ward endlich nach manchen drückenden Sorgen wegen seiner 1733 als Sekretär bei dem sogen. Englischen ange stellt. Diese Stelle war mit einem ansehnlichen Gehalt verbunden, und ließ ihm überdies hinlängliche Muße zur Verfertigung seiner Werke, der Literatur, der Wissenschaft und dem geselligen Umgange, und starb in seinem noch nicht vollendeten 47ten Jahre an einer vielleicht eine Folge seiner wenigern Thätigkeit im Alter. Es ward ihm verordnet sich mit Glück in der französischen Sprache zu betheiligen, so sogar mit einer Lection in der Poesie, die bis dahin gewöhnlich nur mit geringem Vortheile angenommen worden waren. Es fehlte ihm zwar nicht an Talenten, dagegen aber ward er das Fremde nicht abgewöhnt. Eine Ode, selbst nur eine längere Erzählung beweisen seine Begeisterung ist damit nicht hinreichend, im Poesie vermag er nicht zu beherrschen. Der Reiz und Bewundern seiner Sprache sind sehr zu loben, und sein befehliger begabter Sinn erregt ein angenehmes Gefühl. Nicht übergehen dürfen wir des eben genannten Venediger, Christian Ludwig vom Fagelhorn, der 1712 zu Hamburg geboren, im J. 1762 Königl. Hofrath und Lectionsrath, hernach gehheimer Legationsrath und Generaldirektor der Kunstakademien zu Dresden und Leipzig war und 1780 in Dresden starb. Sein Versuch von Charakteristischen Systemen und Lehren, die er theils aus eigener Erfindung, theils nach andern Verfassern im Kupfer gedruckt hat, beweist, daß er nicht bloß Dilettant und Kenner, sondern auch Ausbilder der schönen Künste war. Den weisern Namen aber erwarb er sich durch seine Betrachtungen über die Natur, ein klassisches Werk von unerschöpflichem Reichthum, voll Unterricht und Kunst und mannigfaltiger Wissenschaft, dessen Verfasser unter und als der Schöpfer des pictoresken Stils, als der Philosoph der Schönheit und der Prosaen betrachtet werden muß.

Fagel oder Fagelholz sind gestreute Wasserdrüsen, welche in Pflanzentheilen eingeschlossen sind und der Luft niedersinken. Die Größe der Fagel ist verschieden; man will sie von der Größe eines Hais haben. Bekanntlich fagelt es höchst selten im Winter, und es ist der Fagel mit Regen vermischet. Bei schweren und kalten auch starke Gewittern, wo wahrnehmliche Vermuthung gezogen hat, daß der Fagel die Electricität mitwirke. Ueber die Art der Fagel, und können wir sagen, daß der Fagel aus Regentropfen entsteht, denen auf irgend eine Art der Electricität beim Herabfallen aus der Luft zu werden.

Manne man in sonstigen Zeiten das sehr verdächtige und sogar mit gewissen Nachrichten verbundene eheliche Leben einer Person, welches über die in den Landesgesetzen zur Verheirathung bestimmte Zeit hinaus bis an den Tod dauerte. Ueber die Entstehung des Diamants hat man verschiedene Meinungen, unter denen folgende wohl die wahrscheinlichste ist. Dagegen wird in der alten Deutschen Sprache ein Mann einem Jüngling umgebenen Hof. Er ist aber so viel

und sogar mit gewissen Nachrichten verbundene eheliche Leben einer Person, welches über die in den Landesgesetzen zur Verheirathung bestimmte Zeit hinaus bis an den Tod dauerte. Ueber die Entstehung des Diamants hat man verschiedene Meinungen, unter denen folgende wohl die wahrscheinlichste ist. Dagegen wird in der alten Deutschen Sprache ein Mann einem Jüngling umgebenen Hof. Er ist aber so viel

der F
des F
ter,
und f
ren,
und n
der f
und f
Fagel
Länge
der M

als ein Sitz, eine Wohnung. Nach der Verfassung der alten Deutschen erbte jedesmal der älteste Sohn den Hof seines Vaters, und die übrigen Kinder erhielten nur einen geringen Theil des Nachlasses. Weil aber die Familien gern beisammen blieben, so erbauten sich die Brüder an dem Hofe ihres Vaters kleine Wohnungen, und erhielten deswegen den Namen Hagefolje. Da sie, wegen Mangels an Gütern, meistens theils im ehelosen Stande lebten, so gab man nach und nach allen ehelos bleibenden Männern diesen Namen. Schon bei den Römern, zur Zeit der Republik, war das ehelose Leben der Männer verhaßt und die Censoren pflegten von alten Hagefoljen als Strafe ein sogenanntes Weibergeld (*aes uxoriae*) einzufordern, da hingegen Verheirathete gewisse Vorzüge und Ehrenbezeichnungen genossen. Als durch bürgerliche Kriege, während des Triumvirats, die Bevölkerung Roms sehr gelitten hatte, dachte August nach Antritt seiner Regierung auf Mittel, die Ehen zu befördern, zumal da die Römer überhaupt, theils aus Liebe zu einem ausschweifenden Leben, theils wegen des Aufwandes und der Verschwendung der Weiber, theils aber auch wegen der Geschenke und Schmeicheleien, die ihnen von Erblustigen zu Theil wurden, gern ehelos blieben. Er gab deshalb im J. Roms 763 das unter dem Namen der *Lex Papia Poppaea* bekannte Gesetz, durch welches den Ehemännern und besonders den Vätern von drei bis fünf Kindern (je nachdem sie in Rom, Italien oder in den Römischen Provinzen lebten) besondere Vortheile (das sog. *ius trium liberorum*) zugesprochen, den ehelosen Männern aber verschiedene Strafen angedroht wurden, welches Gesetz auch, mit einigen Zusätzen vermehrt, bis auf die Zeiten Constantins des Großen seine Gültigkeit behielt. Bei den Deutschen, welche die Ehe liebten, bedurfte es eigentlich keiner Strafen gegen das ehelose Leben.

der Unterpfalz,
sagen. Nach
Hagefoljen dem
usste jedoch ein
nsigste) erreicht
nte. Auch er-
it nur auf das
wirklich erwor-
man dies den
Orten bestand
ne, der erst in
fordern. Nur
Ansehung un-

man zwei mit
te und wohlge-
zusammenläßt,
ren getödtet ist.
e oder festliche
orden. Aelian
wider die Per-
ar Hähnen zu-
ten gesagt, wie
ere, die weder
Blut vertheil-
in daran, ver-
werden sollten.

Unter den neuern Nationen lieben besonders die Engländer die Hahnenkämpfe.

Haimonskinder nennt man die vier Söhne Haimons (Hemmon, Hymont, Hymon) Herzogs von Dordonne, Adelhart, Ritsart, Britsart und Reinold (Alard, Richard, Guichard, Regnant, Renault, Reinhold), die in der romantischen Poesie des Mittelalters keine unbedeutende Rolle spielen. Bei Froissart (Vol. 3. ch. 18. p. 67.) kann man über das Historische von ihnen manches finden; wir lassen dieses dahin gestellt seyn, und halten uns bloß an ihr poetisches Daseyn. Die Geschichte von ihnen gehört in den Fabelkreis Carls des Großen und seiner Pairs, und ist auf dem Titel der großen Simmerer Folioausgabe von 1535 (gedruckt durch Hieronymus Ködler, Secretarius,) so bündig angegeben, daß es am besten seyn wird, diesen hier mitzutheilen. Er lautet also: „Ein schön lustig Geschicht, wie Kaysar Carle der groß vier Gebrüder, Herzog Hymont von Dordons Sune, umb das der eldest undier jenen Kennhardt genant, dem Kaysar seiner Neuen eynen, mit ennem Schachbret erschlug, sechzehnen jarlang bekrieget, Sie über vilfaltigs erbieten, zu keynen Gnaden annehmen wolt, sonder ganz Frankreich verjagt, zu lezt sie dannocht durch Krieg den Kaysar bedrangten, mit inen eynen friden anzunehmen, darum viel lustiger Henedel sich in der Zeit von beyden theylen begeben, vermeldet werden, kürzlich aus Französischer sprach in Teutsch transferiert.“ (Einen Auszug davon hat die Romanen-Bibliothek Bd. 7. S. 7. fgg.). Es ist indeß keineswegs ausgemacht, ob das Französische Original dieser Uebersetzung die einzige Quelle sey, woraus alle andere Bearbeitungen dieses Stoffes geflossen sind. Wenigstens scheint unser Deutsches Volksbuch, das den Titel führt: „Schön und lustige Historie von den vier Hymonskindern, samt ihrem Roß Bayart, was sie für ritterliche Thaten gegen die Heyden, zu Zeiten Caroli Magni begangen haben.“ (ebendessen auch zu Cöln gedruckt; s. eine Bearbeitung von Tiel in Pet. Lebrechts Volksmärchen, Berl. Bd. 2.) aus einer andern Quelle geflossen, und stimmt weit mehr mit dem auch noch gangbaren niederländischen Volksbuch von den vier Hems-Kindern (Antwerpen 1619). Die merkwürdigste Deutsche Bearbeitung existirt als Handschrift in der vatikanischen Bibliothek zu Rom (N. 399.) als ein großes Gedicht unter dem Titel: Poema regis Barleti et aliorum principum, womit uns Herr Glöckle wohl bekannter machen wird. Görres vermuthet, daß alte Fränkische Sagen und Romanzen zum Grunde liegen, und daß, als das alte Frankenreich in ein Französisches und Deutsches zerfiel, jede Nation sich die poetische Verlassenschaft auf eine eigenthümliche Weise angeeignet habe. So wurde denn auch dieser Gegenstand in Französischen und Deutschen Gedichten unabhängig bearbeitet, und durch Ausflüßungen jener Dichtungen in Prosa gingen daraus die Volksbücher hervor. Untersuchungen hierüber können dem historischen Forscher der romantischen Poesie um so weniger gleichgültig seyn, da dieser Stoff auch zum Theil in die romantisch-epische Poesie der Italiener übergegangen ist. Wer kennt nicht den Rinaldo und das Roß Bayart aus den Dichtungen Ariosto's, oder den Nachbildungen Nicolai's! ad.

Hain. Der Hain unterscheidet sich vom Walde durch geringeren Umfang und durch gestiftlich hervorgebrachte und nach einem besondern Zwecke modificirte Schönheit. Die Baumgruppen, aus welchen er zusammengesetzt ist, müssen so verbunden seyn, daß sie ein fortgehendes Ganzes bilden. Abwechslung und Mannigfaltigkeit, sowohl in Rücksicht ihrer Form, als auch in Beziehung auf ihre Stellung wird

Spiele mancher Art, die mannigfaltigste Mischung von Licht und Schatten hervorbringen. Die Gänge werden so angelegt seyn, daß der Herumwandelnde bald heitere Aussichten auf entfernte Gegenstände erblickt, bald aber wieder einen kühlen düstern Schatten genießen kann.

Halim, ein Türkischer Arzt; Halimbashi, der kaiserliche Leibarzt.

Halbe Farbe. Die Verminderungen der stärkeren Farben, die zu den Uebergängen in Licht oder Schatten nothwendig sind, werden halbe Farben, Mezzetinten, Mitteltinten oder Mittelfarben, abbrochene Farben oder Tinten genannt. Durch sie bringt der Colorist die größten Reize, Zauber und Täuschungen des Colorits in seinem Werke hervor.

Halber Mond ist ein Außenwerk an einer Festung, das aus zwei Facen besteht, die einen Winkel machen, dessen Spitze gegen das Feld geht. Man baut es auf das äußerste Ufer des Grabens, vor die Courtine, um das Thor, die Tenailen und die Brücken zu decken und zu verhindern, daß die Flanken der Bastionen nicht beschossen werden können, ehe die Belagerer den bedeckten Weg erobert haben.

Halberstadt, die Hauptstadt des preussischen Fürstenthums gleiches Namens, und während der westphälischen Herrschaft des Departements der Saale, liegt altmodisch und unregelmäßig erbauet, am Flüsschen Holzeme. Ueber die 1300 Wohngebäude und 16 Kirchen der Stadt, ragt majestätisch die, dem heiligen Stephan gewidmete Domkirche hervor. Noch in dieses Jahrhunderts Anfange fand man in der lutherischen Stadt, 3 Mönchs- und 2 Nonnenklöster, und aus den Zeiten des ehemals reichen Klosters Segens, schrieben sich noch her, die Dom-, die Martins- und die Johannischule. Die Stifter übten Gerichtsbarkeit über alle auf ihrer Freiheit stehende Häuser; sogar die dort angesiedelte französische Kolonie hatte ihren eigenen Richter. In Halberstadts älteste Geschichte gehören die Fehden seiner Bischöfe mit Herzog Heinrich dem Löwen, welcher die Stadt im J. 1179 einscherte. Doch erkand sie bald aus ihrem Schutte, wurde mit Mauern und Graben umgeben, und erhielt nach einander wegen zunehmender Bevölkerung, drei Vorstädte. Im siebenjährigen Kriege empfand sie sehr hart die französische Occupation, während welcher ihre Thore und ein Theil ihrer Mauern niedergerissen wurden. Merkwürdiger noch ist sie in der neuesten Kriegsgeschichte, durch das blutige Gefecht am 30. Julius 1809 geworden, als nämlich Wilhelm, Herzog von Braunschweig-Oels auf seinem Xenophontischen Rückzuge aus Böhmen nach der Weser-Mündung, mit der schwarzen Legion, das vom fünften Westphälischen Linienregimente unter des Grafen Wellingero de Commando vertheidigte Halberstadt erstürmte, und nach wüthendem Gemetzel in den Gassen der Stadt, mit geringerer Manneszahl, das ganze westphälische Regiment nebst dessen Obersten, zu Gefangenen machte. Hätte damals innerhalb Halberstadts Mauern noch der preussische Heldensänger gelebt; er würde durch ein hohes Kriegslied die ans Wunderbare grenzende Heldenthat des Welfen-Sohns, sicher besungen haben!

Das Fürstenthum, dessen Hauptstadt Halberstadt hieß, war aus dem ehemaligen Bisthum entstanden, im westphälischen Frieden dem Churhause Brandenburg zu Theil geworden. Ein schönes, an Getreide, Flachs und Heu fruchtbares, vortreffliche Vieh- und Schafzucht treibendes Ländchen, mit 13 Städten, 99 Flecken und Dörfern, und fast 200,000 Einwohnern. Es hat an der Bode, Ilse, Wigger,

Ne dicht auf einander passen, und woraus sodann die zwischen beiden eingeschlossene Luft mittelst der Luftpumpe herausgezogen werden kann. Otto von Guericke in Magdeburg (s. d. Art.) erfand diesen Apparat um die Mitte des 17. Jahrhunderts, und bewies damit die Gewalt des Luftdrucks. Die größten seiner Halbkugeln maßen eine Elle im Durchmesser; an der einen war ein Hahn befindlich, durch welchen die Luft ausgepumpt und hernach wieder eingelassen werden konnte. An

den, in
nder der
entum ge
iten. An
npt war,
ander zu
in Knall
trennen.
r zu 175
nn man
in leicht

, welche
in einem
en Ganz
pfer, Er
rigen, i-
rade der
daß sich
man diese

Ansprac
cht wird,

wodurch also die eigenthümliche Farbe desselben nicht in ihrem vollen Glanze erscheinen kann. Der Halbschatten liegt folglich in der Mitte zwischen dem vollen Lichte und der gänzlichen Beraubung desselben und wird auch Mittelfarbe genannt.

Halicarnass, die Hauptstadt von Karien und Residenz der Ab-
erkwürdigkeiten gehörte das berühmte
Gewahl zu Ehren erbaute Mausoleon,
puren übrig sind. Sie war auch der
nyfus (von Halicarnass) und der Cal-

der Englischen Grafschaft York am
Begend gelegen. Sie hat gegen 9000
: selbst, theils in der umliegenden Ge-
nufakturen von Wollenzegen, deren
idere Stadt gleiches Namens, die 1756
gelegt wurde, liegt in Neuschottland
000 Einwohner, meist Quäker, einen
bedeutenden Handel.

Halle, eine von den größten in Sachsen oder im Magdeburgischen,
nächst Magdeburg die größte und volkreichste Stadt im Herzogthum
Magdeburg, liegt am rechten Ufer der Saale, ist der Sitz einer berühm-
ten, von Friedrich I. von Preußen gestifteten und 1694 eingeweihten
Universität (daher nach ihrem Stifter Friedrichsuniversität ge-
nannt), und zählte im Jahr 1782 eine Volksmenge von 20149 Einwoh-

nen, worunter 820 Studenten waren. Außer der Universität, die ein treffliches theologisches Seminarium, einen von dem gelehrten Sprengel wohlengerichteten botanischen Garten, eine Sternwarte, eine bedeutende Bibliothek, die in neuern Zeiten mit ansehnlichen Fonds versehen worden, und verschiedene anatomische und naturhistorische Sammlungen hat, sind die Frankischen Stiftungen in der Vorstadt Glaucha und das königliche Pädagogium für junge Adliche und Bürgerliche ebendasselbst bemerkenswerth. Ueberdies hat die Stadt zwei Gymnasien und ein freies weltliches Fräuleinstift. Berühmt ist das hiesige Salzwerk, eines der ältesten und ergiebigsten in Deutschland, welches jährlich 7 bis 8000 Lasten Salz liefert, nöthigen Falls aber halb Deutschland versorgen könnte. Außer der Universität und dem Salzwerk besteht die Hauptnahrung der Stadt in verschiedenen Gewerben und Fabriken, unter denen sonst die Stärkefabriken beträchtlich waren. Unweit Halle liegen die Ruinen des berühmten Schlosses Siebichenstein. Nach dem unglücklichen Preussisch-Französischen Kriege im Jahr 1806 und 1807 kam Halle an Westphalen und gehörte zu dem Departement der Saale. Die Stadt hat allerdings harte Drangsale überstanden. Die Universität, welche der König von Preußen gerade in den letzten Jahren zu einem hohen Flor erhoben hatte, wurde durch Mißverständnisse gleich nach dem Einrücken der Franzosen aufgelöst. Nach dem Frieden wurde sie zwar wieder hergestellt, und in ihren Privilegien und ihrer Verfassung, soweit es die Constitution erlaubte, bestätigt, allein im Jahr 1813 durch einen Befehl des französischen Kaisers neuerdings aufgelöst. Glücklicher Weise kehrte Halle nach den Siegen über die Franzosen im J. 1813 unter Preussische Herrschaft zurück, und der um Kultur der Wissenschaften hoch verdiente König von Preußen stellte das schöne Institut wieder her. Der Wohlstand der Stadt hat durch die Abnahme der Universität sehr gelitten, und die in den letzten Jahren von dem geheimen Oberbergrath Keil angelegten und dirigirten Badeanstalten haben bisher keinen vollen Ersatz dafür gewähren können, da auch Etablissements der Art in der Gegenwart nur unvollkommen gedeihen können. Daher ist denn die Einwohnerzahl auf 18,300 herabgesunken.

Halleluja: Lobet den Herrn! Man glaubte in dieser volltönenden Hebräischen Formel etwas besonders Feierliches zu finden, und behielt sie bei den Uebersetzungen der Bibel in die Landessprachen bei, worauf in sie das gottesdienstliche Ritual der Christen überging. Das Halleluja wurde seit dem 15. Jahrhundert an allen Sonn- und Festtagen beim Gottesdienste gesungen, von der Römischen Kirche aber späterhin an den Sonntagen in den Fasten, um die heilige Trauer nicht zu unterbrechen, weggelassen, und erst Ostern als ein Gesang der Freude wieder angestimmt. Eben darum wird in einigen Gegenden Deutschlands der Buchampfer oder Guckusflee, *oxalis acetosella* L. auch Halleluja genannt, weil er um Ostern blüht, wo das Halleluja wieder in den Kirchen gesungen wird. Die Juden nennen den 113ten bis 117ten Psalm das große Halleluja, weil in diesen Psalmen besondere Wohlthaten Gottes gegen das Jüdische Volk gepriesen werden, und singen diesen Lobgesang beim Gottesdienst am Pascha- und Laubhüttenfeste.

Haller (Albrecht von), der Große genannt, wegen seiner seltenen Verdienste als Anatom, Physiolog, Botaniker und Dichter, war zu Bern den 16. Oct. 1708 geboren, und von vier Brüdern der jüngste. So reichlich ihn die Natur mit Geistesgaben ausgestattet hatte, so we-

nig hatte sie seiner Jugend Körperkraft verliehen. Als Knabe war er schwächlich und träbsinnig, aber nur desto mehr zum Lernen geneigt. Im 6. Jahre fing er das Lateinische an, im 8. und 9. das Griechische und Hebräische. Schon damals pflegte er alles, was ihm merkwürdig war, niederzuschreiben und zu sammeln. Aus Bayle's und Mereri's Wörterbüchern zog er als Kind mehr als 2000 Lebensbeschreibungen aus. Die Lateinischen Dichter meßten früh sein poetisches Talent. Nach dem Tode seines Vaters setzte er auf dem Gymnasium zu Bern seine Studien auf die ihm eigenthümliche Weise fort, und ging im seinem 14. Jahre nach Biel, um von einem dortigen Arzt in die Lateinische Philosophie eingeweiht zu werden. Nach einem Jahre wählte er, wenig schulgerecht vorbereitet, Übungen zu seinem Aufsatze, um sich hier auf eignen Antriebe der Arzneikunst zu widmen, und ging von da 1725 nach Leyden, wo Vöerhaave und Albinus seine Lehrer wurden, promovirte hier 1727, und besuchte sodann England und Frankreich, wo er die berühmtesten Aerzte und Naturforscher kennen lernte und ihrem Unterrichte genoß. Das Jahr darauf begab er sich nach Basel, und ward hier von dem großen Joh. Bernoulli in die höhere Analysis eingeweiht, deren Studium man für die Theorie der Medicin damals nothwendig glaubte. Da aber seine Gesundheit bei den ernsten und anhaltenden Studien litt, entschloß er sich, die väterländischen Alpen zu bereisen.

Joh. Seiner war sein Beleiter auf der Reise, und weckte damals in ihm die Liebe zur Pflanzenkunde. Haller sammelte schon sehr mit großem Fleiße dafür, machte mehrere neue Entdeckungen, und leitete so den Grund zu seiner nachherigen meisterhaften Beschreibung der Schweizerflora auch sein berühmtes Lehrgedicht: er blieb er noch ein Jahr lang in Basoßen Lehrgedicht unter dem Titel: Gewoben und Unglauben, und hielt in der Uebungen für Weis, der Krank war; des für seine künftigen Arbeiten samte seine Vaterstadt zurück und ließ sich er. Obwohl er glücklich war und Beistelle eines Arztes an dem Inselspitale, aus dem Grunde abgeschlaun, weil Thät beschäftigten ihn Poesie und Vorbereitung er jährlich die Alpen, und samte, eine so große Menge Pflanzen, daß vollständiges Werk über die Gemächse Winter wandte er seine Ruhe auf die 734 unentgeltlich Vorlesungen zu halten daß ein anatomisches Theater angelegt in seiner Vaterstadt erledigte Professur sich bewarb, erhielt er ebenfalls nicht;

dafür aber ward er im J. 1735 zum Aufseher der Bibliothek ernannt. Hallers Name war bereits öffentlich vortheilhaft bekannt, besonders durch treffliche botanische und anatomische Aufsätze. Er bekam daher 1736 einen Ruf als Professor der Anatomie und Botanik nach Ebdtingen, den er annahm. Siebzehn Jahre lehrte und wirkte er für Ebdtingen, und gab zugleich in diesem Zeitraume 86, mehrentheils anatomische, medicinsche und botanische Schriften heraus. Die wichtigsten darunter sind seine Flora der Schweiz (2 Bd. Fol.), in deren zweiter Auflage er 2486 Pflanzen nach seinem eignen Systeme beschrieb, seine Voerhaavischen Vorlesungen, seine anatomischen Tafeln und seine Phy-

Kologie. Auch in
 lehrten Zeitungen
 den. Der Ruf so
 verdiente. Die a
 glied; im Jahr 1
 Nachkommenschaft
 zu seinem Erwerb
 Jahr 1-45 besuch
 Auszeichnung war
 tigte, sich in seine Heimat zurückzugeben. Die Rabalen und Feinds
 seligsten seiner Kollegen vertrieben ihm den Ruf nach Bern in Solothurn.
 Nachdem er noch im J. 1-51 an der Erziehung der königlichen Gesells
 schaft der Wissenschaften den thätigsten Theil genommen, und zum
 erhabenen Präsidenten derselben ernannt worden, gab er 1-53 seine
 Entlassung, und ging nach Bern zurück, wo er zum Amman erwählt
 wurde. Er behielt zugleich seine academische Pension, seine Titel, die
 Präsidentenstelle bei der k. k. Gesellschaft der Wissenschaften, und an
 bewies fortwährend an den Solothurner gelehrten Zerstörungen, die ihm über
 20000 Accensionen verdanken. Auch seine Vaterstadt erkannte und be
 lohnte in der Folge seine Verdienste immer mehr, und gewährte ihm ein
 so ruhiges Glück, daß er alle auswärtigen Anbietungen und Einladun
 gen, so glänzend sie auch waren, ablehnte. Das Wohl seines Vater
 landes und die Gesellschaft der Wissen theilten nunmehr seine Zeit und
 Beschäftigungen. Er verbesserte die Einrichtung der Salzwerke zu
 Bern und Aargau, deren Director er war, die Anstalten der Academie

habe der Solothurner ge
 zte darauf Director derselbe
 icht durch ganz Europa
 unten ihn zu ihrem Wirt
 1. mit seiner gesammten
 id der Abzug von England
 e nahm ihn, als er sie im
 rhen Rath auf, und diese
 a ihn der Bedanke beschäf
 kausische P...verfassung, besiederte den Aargau,
 einem Waisenhause, und vermittelte die Freyung
 Fern und Wallis. Nach sein Alter brachte für
 e schönsten Früchte hervor. Es erschien jetzt seine
 e, anatomische und der Anfang seiner medicinisch
 ' . Außerdem entwarf er drei politische Romane,
 monarchische und republikanische Regierungsform,
 1 Deutscher, Latäinischer, Englischer, Französischer
 rache noch allen civilisirten Ländern von Europa.
 te ihn Kaiser Joseph II. mit einem Besuche; bald
 eine Krankheit, die am 12. Dec. 1777 seinem
 . Jahre ein Ende machte. Hallers Verdienste um
 ders die Botanik, und um die Medicin zu würdigen
 Ort nicht seyn; sie sind ausgebreitet und unvers
 dre von der Keigbarkeit ist noch sehr als
 onomischen Theorien neuerer Zeiten anzusehn. Zer
 core der Erzeugung durch die sorgfältigsten Beob
 achtungen zu gründen. Er entdeckte die erste Spur des Herzens im be
 reiteten Ei in der 5ten Stunde und in der 4ten die erste Spur des
 Blutes. Auf gleiche Weise beobachtet er die Eizugerdien. Auch als
 Dichter ragt er glänzend unter seinen Zeitgenossen hervor. Seine frü
 hern Versuche verbrannte er mit rathlicher Ertrenge gegen sich selbst.
 selbst in seinem berühmten Gedicht „die Alpen“ ist die Sprache hart
 und rauh, wie die Schuttmassen, die er schildert, doch die Ideen sind
 schön und feurig, und zeigen ein mit der Natur befreundetes Gemüth.
 Am höchsten und reinsten stehen seine elegischen Gedichte, unter denen
 vor die Elegie auf den Tod Marianens besonders auszuweisen. Finden
 sich übrigens in seinen letzten Lebensjahren Spuren von trübem Gemüth
 und schwerwüthiger Verzweiflung, so erinnert man sich, daß die höhere

schonungen zu gründen. Er entdeckte die erste Spur des Herzens im be
 reiteten Ei in der 5ten Stunde und in der 4ten die erste Spur des
 Blutes. Auf gleiche Weise beobachtet er die Eizugerdien. Auch als
 Dichter ragt er glänzend unter seinen Zeitgenossen hervor. Seine frü
 hern Versuche verbrannte er mit rathlicher Ertrenge gegen sich selbst.
 selbst in seinem berühmten Gedicht „die Alpen“ ist die Sprache hart
 und rauh, wie die Schuttmassen, die er schildert, doch die Ideen sind
 schön und feurig, und zeigen ein mit der Natur befreundetes Gemüth.
 Am höchsten und reinsten stehen seine elegischen Gedichte, unter denen
 vor die Elegie auf den Tod Marianens besonders auszuweisen. Finden
 sich übrigens in seinen letzten Lebensjahren Spuren von trübem Gemüth
 und schwerwüthiger Verzweiflung, so erinnert man sich, daß die höhere

Kraft, so oft der Schwäche gegenüber, sich sehr natürlich zuletzt in Unzufriedenheit selbst verlor und verwunde, bis sie endlich in jense Scherwuth versinkt, die wir bei Haller bemerken müssen.

Halley (Edmond) war zu London im J. 1656 geboren, widmete sich anfangs der Literatur und den Sprachen, nachher aber pänzlich der Astronomie, für welche die Natur ihn bestimmt hatte. Nachdem er in einem Alter von 19 Jahren ein sehr schwieriges Problem, durch welches er die Abstände der Planeten von der Sonne und ihre Excentricität bestimmte, aufgelöst und so einem bis dahin geführten Streik ein Ende gemacht hatte, schickte ihn die Regierung im J. 1676 nach der Insel St. Helena um die südliche Hemisphäre zu beobachten. Diese Reise wurde die Quelle mehrerer astronomischen Entdeckungen, die er in seinem *Catalogus stellarum australium* bekannt machte. Nach seiner Rückkehr nahmen die königliche Gesellschaft zu London und die Academie der Wissenschaften zu Paris dem jungen Astronomen von 22 Jahren zu ihrem Mitglied auf, und erstere machte ihn sogar zu ihrem Secretär. Er ging in Aufträgen der Gesellschaft zu Hevelius nach Danzig und von da im Jahr 1680 nach Frankreich und Italien. Zwischen Calais und Paris nahm er den berühmten Kometen wahr, der zum zweiten Mal in jenem Jahr (auf seinem Rückwege von der Sonne) sichtbar wurde. Er beobachtete ihn auf der damals neu eingerichteten königlichen Sternwarte. Im J. 1698 unternahm er eine große Seereise,

um die Theorie von der Veränderung der passierte vier Mal die Linie, und kam erst Jahre wurde er Professor der Geometrie und Astronomie zu Greenwich an Flamsteed vorzüglich die Theorie des Mondes. Er Durchgang der Venus durch die Sonne die Astronomen aufmerksam, und lehrte von verschiedenen Orten der Erde, die Die vorzüglichste Frucht seiner gelehrten 9 sche Tafeln, die jedoch erst 1749 erschienen worden war. Um die Lehre von den Kometen Synopsis astronomiae Cometarum verdien des Kometen von 1682 auf das J. 1756 ton, dessen vertrauter Freund er war, gab

Halljahr oder Jubeljahr heißt im Jahr, in welchem nach der Mosaischen W bis 13) bei den alten Juden die Sklav gelöst, die verpfändeten und verkauften über sie gehörten, zurück gegeben wurden, In einem solchen Jahre ruheten alle Felder von selbst trug, und spendete davon den verdöhnen, und um das ganze Volk, dessen Gott betrachtet wurden, auch mit Ort, priester in das Allerheiligste des Tempels, sein Gebet und Opfer Vergebung aus; den Jüdischen Lande Friede und Freude. chen Jahres wurde mit Hallposaunen od blasen und verkündigt, daher der Name J Jubeljahr.

Halloren, die Nachkommen eines alten Wendischen Stammes zu Halle, die sich bis jetzt unvermischt erhalten haben, und sich durch eigene Kleidung und Sprache unterscheiden. Sie sind als die eigentli-

chen Bewohner der Halle oder des Salzhals anzusehen, stehen nicht unter der Stadtobrigkeit, sondern haben ihr eigenes Thal- oder Gerichtshaus und einen Salzgrafen, der ihre Streitigkeiten entscheidet, und sind die Arbeiter in den Salzkoten.

Halsgerichtsordnung, heißt die vom Kaiser Carl V. mit Einstimmung der Stände auf dem Reichstage zu Regensburg 1532 publicirte, aus 222 Artikeln bestehende Ordnung, nach welcher die Criminalsachen untersucht, entschieden, und bestraft werden sollen. Die Veranlassung zur Abfassung dieses Reichsgesetzes war die Verwirrung der einheimischen und fremden Rechte, wonach man bisher die Verbrechen richtete. Carl V. legte auf dem Reichstage zu Nürnberg 1521 den Reichsständen den ersten Entwurf dazu vor, der aber verworfen wurde. Im J. 1529 kam die Sache aufs neue zur Sprache, allein da sich auch damals Hindernisse fanden, so konnte Carl V. erst 1532 seine Absichten erreichen. Es ist nicht zu läugnen, daß seine peinliche Gerichtsordnung vieles im Criminalwesen verbessert habe. Dagegen aber wäre freilich auch zu wünschen, daß die peinliche Gerichtsordnung mit größerem Fleiße und Aufmerksamkeit verfertigt und besser geordnet seyn möchte. In einigen Artikeln findet man die größte Dunkelheit, in andern aber Vermischung fremder und einheimischer Rechte. Strafen, die gar leicht hätten genau bestimmt werden können, werden nur im Allgemeinen bemerkt, da man andere Dinge bis zum Ueberfluß wiederholt. Es fehlt auch nicht an Widersprüchen. Sachen, die es nicht bedurften, erwähnt die Carolinische Halsgerichtsordnung, und übergeht dagegen vieles mit Stillschweigen, was deutlich hätte bestimmt werden sollen.

Haltung drückt in der Malerei ursprünglich diejenige Eigenschaft eines Gemäldes oder einer Zeichnung aus, vermöge welcher jeder Theil des Werkes in derselben scheinbaren Nähe oder Ferne gehalten wird, in welcher sich uns derselbe Gegenstand in der Natur darstellen würde. Ein Gegenstand hält den andern näher oder weiter von dem Auge entfernt, einer steht zu dem andern, in zeichnerischer und eigentlich malerischer Rücksicht, in dem genauesten Verhältniß und Einverständnis. Von der Malerei ist dieser Begriff auch in die Sprache anderer Künste übergetragen worden, wo er in verschiedenen Beziehungen dasselbe bedeutet. Die Haltung, in welcher das Leben und die Wahrheit eines Gemäldes bestehen, hängt von der Zeichnung ab, die den Gesetzen der Perspektive gemäß seyn muß, und von der Luftperspektive, durch welche die Abstufungen der Farben und des Lichts bestimmt werden. Außer der Malerei wird das Wort Haltung besonders in der Schauspielkunst gebraucht, und hier bezeichnet es das Verhältniß zwischen den einzelnen Theilen der Darstellung einer Rede, Rolle oder einzelner Theile derselben, vermöge dessen sie gerade dieses und kein anderes Ganze bilden. Declamation und Mimik haben kein angelegentlicheres Geschäft, als durch zweckmäßige Vertheilung der Stärke und Schwäche ihrer Züge in ihre Darstellungen diese Haltung zu bringen, und sie bewirken dies theils durch das Allgemeine ihres Tons, theils durch Modificationen desselben in besondern Fällen. Jeder Stand, jeder Charakter, jedes Alter u. s. w. hat im Allgemeinen seine Eigenthümlichkeiten, welche wieder durch die verschiedenen Situationen, in welchen sie kommen, nuancirt werden, und sich in den Bewegungen des Körpers, in Mienen, Stimme u. s. w. ausdrücken. Sie aufzufassen, bedarf es eines scharfsinnigen Beobachters, aber sie darzustellen des Genies, daher auch die echte individuelle Charakteristik, für die besonders komische Charaktere sich eignen, selten auf den Bühnen gesehen werden.

Hamadryaden, Waldnymphen, deren jede einen eignen Baum bewohnte, mit dem sie geboren ward und starb. Wer daher einen solchen Baum pflegte und erzielte, dem dankte die Nymphe ihr Leben, und erzeigte ihm Wohlthaten dafür. Erichthon dagegen, der sich durch die Bienen der Hamadryade nicht hindern ließ, den ihr zur Wohnung dienenden Baum umzubauen, mußte die Strafe erleiden, daß er aus Hunger die eigenen Glieder sich abnagte.

Hamann (Johann Georg). Dieser merkwürdige Philosoph, Bischof der Ragus aus Norden genannt, wurde den 27. August 1730 zu Ragnitberg in Preußen geboren, besuchte die dortige Domschule, wo damals unter dem sehr gelehrten Rektor Salzherr die Wissenschaften weit über die gewöhnlichen Schularänze hinaus vortragen wurden, und besog 1746 die Universität, um sich der Theologie zu widmen, die er nachher mit Jurisprudenz verarbeitete, ohne sowohl in dieser als seiner Wissenschaft ernstliche Fortschritte zu machen. Die Bekanntheit mit der schönen Literatur diente ihm jedes Probstadium verleiht. Nach dem er fünf Jahre auf der Universität zugebracht, ohne sich einen sichern Weg zu seinem Fortkommen in der Welt gebahnt zu haben, ging er nach Ausland als Leutnant in das Haus einer Baronin von Butberg, mußte sich aber, verschiedener Unvorsändnisse wegen, noch vor dem Verlauf eines halben Jahres aus demselben in die Flucht zu einigen Freunden in Riga und d. er eine Hofmeisterstelle bei dem General von 1753 verließ er dieselbe wieder, und ging nach et bei einigen Kaufleuten freundschaftliche Antheile der politischen und Handlungswissenschaften darauf zu gründen. Unterdeß folgte Einladung, in das Butbergische Haus nicht lange daselbst, denn schon 1756 eilte um den Segen seiner sterbenden Mutter zu. Jahre trat er, von einem Handelsbause in A gewöhnliche Reise an. Er besuchte Berlin, Island. In London blieb er über ein Jahr, ungeachtet dort zugebracht haben, wenn ihn hätten. Auch bestimmten ihn mancherlei Unfälle unwirksam, nach 1758 nach Riga zur 1759 blieb. Dann ging er auf seines Vaters Anstalt, und lebte dies bis 1762 im väterlichen literarischen Ruhe, die er der alten Literatur und den orientalischen Sprachen widmete und nur durch eine kurze Reise nach Kur- und Liefland unterbrach. Um sich indeß für die Zukunft seinen Unterhalt zu sichern, trat er als unbesoldeter Rost bei dem Stadtmagistrat und als Kanzlist bei der Kriegs- und Domainenkammer in Dienste, entsagte aber diesen mechanischen Beschäftigen 1764 wieder, die ihm den Verlust seiner Gesundheit und seines Trosts drohten, machte eine Reise nach Deutschland, dem Elb- und Waisel, und kehrte noch in demselben Jahre zurück. Im Jahre 1763 ging er abermals als Hofmeister nach Wien, begleitete seinen Principal auf einer Reise nach Warschau, und kam 1767 wieder nach seiner Heimath, wo er als Secretär und Translator bei der damals neu eingerichteten Provincial-Justiz und Zollverwaltung angestellt wurde. Im J. 1777 ward er Hofdozentwaller bei dem königlichen Licent, und seht wurde er mehr Ruhe für geschickte Beschäftigungen gefunden haben, wäre nicht sein Spätes durch

rgen und Anstrengungen bereits zu sehr geschwächt gewesen. Im J. 1784 ward er durch das Wohlwollen eines ihm bisher Unbekannten auf unerwartetste Weise in eine sorgenfrei Lage versetzt, und er wünschte durch eine Reise nach Deutschland seine Gesundheit wiederherzustellen. Hier lebten ihm viele theure Freunde, die er zum Theil noch persönlich kannte, und die er vor seinem Tode noch zu umarmen wünschte. Drei Jahre hielt er vergebens um Urlaub an, und erhielt endlich 1787 bei einer Accisereform seinen Abschied mit einer anständigen Pension. Nun trat er seine Reise an, lebte abwechselnd zu Münster, Düsseldorf bei Jacobi unter der beständigen Plage eines schwachen Körpers, und starb zu Münster den 21. Julius 1788. Als Schriftsteller hatte Hamann das sonderbare Schicksal, von seinen Zeitgenossen wenig beachtet zu werden. Man war so bequem, seine Schriften dunkel und unverständlich zu finden, und warf sie ungelesen auf die Seite. Der einzige Herder deutete auf ihn hin in seinen Fragmenten über Deutsche Literatur. Dort sagte er unter andern: Der Kern der Schriften enthält viele Samenkörner von großen Wahrheiten, die Beobachtungen und eine merkwürdige Belesenheit; die Schale selbst ist ein mühsames geflochtenes Gewebe von Kernaussdrücken, Wortspielen und Wortblumen u. s. w. Aber man überhörte Herders wohlvolles Wort; ein tiefsinnig edler Geist wandelte unbeachtet unter den Deutschen, und lange Zeit ruhte noch über seinem Grabe dasselbe Schweigen. Da vernahm man endlich von neuem Herders Lob, und Pauls freudiges Anerkennen und Jacobi's häufiges Hindeuten auf ihn. Man wollte jetzt selbst prüfen, aber seine Schriften waren fast verschwunden und harren noch ihrer Auferstehung in einer neuen Ausgabe, die der Wunsch aller Kundigen ist. Göthe, der im dritten Bande seiner Biographie eine treffende Schilderung Hamanns entworfen hat, hat zu Erfüllung desselben neue Hoffnung.

Hamburg. Diese reiche und große Stadt liegt an der Gränze der Holsteinischen Provinz; Stormarn an der Nordseite der Elbe, 8 Meilen von der Mündung dieses Flusses, der hier so tief und breit ist, daß Schiffe, welche 15 Fuß Wassertiefe brauchen, mit voller Ladung zur Stadt kommen können; im Hafen selbst hat das Wasser 20 Fuß Tiefe. Die Stadt hat 2 Stunden im Umfang, und war bisher hinter dem Walle durch tiefe Gräben und viele Bastionen befestigt; aber im J. 1804 ward beschlossen, alle diese Befestigungen zu demoliren. Der kleine Fluß Alster, welcher die Stadt durchschneidet und in deren Mündung sich in die Elbe ergießt, bildet östlich vor der Stadt einen See, in demselben ein Bassin, aus welchem Kanäle zwischen den Häusern der Häuser zur bequemen Entladung der Kaufmannsgüter in Speicher gezogen sind. Auch fließt ein Arm der Elbe in die Stadt, der bildet auf der Ostseite den obern Hafen für die Flußschiffe; auf der Westseite, wo er sich wieder mit dem Hauptstrome vereinigt, ist eine größere Niederhafen für die Seeschiffe, wozu noch der in neuern Zeiten angelegte Kummelhafen kommt. Die Zahl der Häuser beläuft sich auf 8000, und die Volksmenge, die sonst noch beträchtlicher war, steigt jetzt noch jetzt 100,000 Seelen. Hamburg ist zwar eine alte und regelmäßig gebaute Stadt mit meist engen Straßen und Plätzen; es hat schöne öffentliche Gebäude. Dahin gehören die Michaelische Kirche und der alte Dom, ferner das Rathhaus, die Börse, die Bank und das Zeughaus. Von öffentlichen Anstalten führen wir an: die öffentliche Stadtbibliothek, die Commerzbibliothek, das Gymnasium, das königlich eingerichtete Johanneum, das Waisenhaus und die berühm-

te Armenanstalt. Die Verfassung Hamburgs war eine glücklich combinirte repräsentative Demokratie, welche nur dadurch einen Anstrich von Aristokratie erhielt, daß der aus 24 Rathsherrn und 4 Bürgermeistern bestehende Rath durch Wahl und Loos aus der übrigen Bürgerschaft sich immer selbst ergänzte. Drei von den Bürgermeistern und eilf von den Senatoren waren graduirte Juristen (meist Licentiaten), die übrigen Kaufleute. Hiezu gehörten noch als berathende Personen vier Syndici mit eben so vielen Sekretären. Auswärtige Staatsgeschäfte besorgte ausschließlich der Rath, an den innern nahm die erbgeessene Bürgerschaft Antheil. Diese ward in 5 Kirchspiele getheilt, von denen jedes 36 Mitglieder zu seinem großen Ausschuss oder dem Collegium der Hundert und achtzig abgab. Der Ausschuss der Sechziger ward aus diesem Collegium gezogen, welcher außer den allgemeinen Geschäften die Kirchen- und Schulanangelegenheiten besorgte, auch die Stellen vergab. Ein Auszug aus den Sechzigern war das Collegium der 15 Oberalten (drei aus jedem Kirchspiel), bei welchem die Klagen gegen den Rath angebracht wurden. Nur der Rath und sie erhielten Besoldung, alle übrigen Stellen wurden als Ehrenämter unentgeltlich verwaltet. Jedes Gesetz, jede Verfügung gelangte vom Rath an dieses Collegium, und bei wichtigen Gegenständen an die ganze Bürgerschaft, deren Einfluss jedoch nur gering war. War der Vorschlag allgemein genehmigt, dann erst erwuchs er zum Rath- und Bürgerchluss. Die Justiz besorgten: das Obergericht oder der Rath, das Admiraltäts-, Nieder-Amtsgericht, und 35 Deputationen. Die öffentlichen Einkünfte waren zwar unter der Aufsicht des Raths, wurden aber von der Kammer verwaltet, welche dem Rathe Rechnung ablegte. Sie waren sehr beträchtlich; man schätzte sie auf 4 Millionen Thaler Banco. Seine Größe und seinen Wohlstand verdankt Hamburg dem Handel; nach dem Falle von Amsterdam war es die zweite Handelsstadt in Europa. Im J. 1802 liefen 2108 Schiffe nach Hamburg ein, von denen 209 der Stadt eigenthümlich gehörten. Alle auf den Handel Bezug habende Anstalten, wie die Assuranzcompagnien, die Börse, die Bank u. s. w. waren in dem glänzendsten Zustand. Auch die Fabriken waren, und sind zum Theil noch von großer Wichtigkeit; dahin gehören besonders die Zuckersiedereien, die Wachsbleichen, die Tabakfabriken, die Gerbereien, Webereien u. s. w. Was von Hamburg als ehemaliger Hansestadt hier anzuführen wäre, ist in dem Art. Hansa angedeutet worden. Als freie Reichsstadt, wofür es 1613 von der kaiserlichen Kammer erklärt wurde, erlangte es erst 1770 die ungestörte Ausübung des Sitz- und Stimmrechts auf dem Reichstage, und behauptete seine Selbstständigkeit unter manchen schwierigen Umständen, die einige Male nur durch bedeutende Geldopfer beseitigt werden konnten, selbst nach der Auflösung des Deutschen Reichsverbandes, als freie Hansestadt. Es ward jedoch nach dem Ausbruch des Preussisch-Französischen Krieges 1806 von den Franzosen zur Handhabung des Continentalsystems, das allem Handel plötzlich ein Ende machte, besetzt, bis es im J. 1810 von Napoleon dem Französischen Reich einverleibt, zum Sitz eines kaiserlichen Gerichtshofs, so wie zur Hauptstadt des Departements der Elbmündungen und zur fünften guten Stadt des Reichs gemacht wurde. Als solche theilte es die Schicksale Frankreichs und des Continents. Als aber im März 1813 bei Annäherung der Russischen Truppen die Französischen Behörden die Stadt verlassen hatten, wurde die ehemalige reichstädtische Verfassung noch vor dem Einrücken derselben, welches am 18. März unter

in General Zettenborn erfolgte, wieder hergestellt. Leider kam durch die unglückliche Wendung des Kriegs Hamburg nur zu bald wieder in unglückliche Hände, und mußte seinen deutschen Patriotismus theuer zahlen. Eine Contribution von 48 Millionen Francs ward als Strafe ausgeschrieben, und kaum war der unmenschliche Gouverneur Daoust (S. d. Art.) angekommen, so folgten Verbannungen, Einführungen, Einziehung des Vermögens der Entwichenen, Aushebung aller Geiseln zur Sicherheit für die unerschwinglichen Zahlungen, die sonnenloseste Zerstörung der Besitzungen unter dem Vorwande der Befestigungsarbeiten; eine schrecklich lange Reihe von Drangsalen, Qualen und Martern aller Art. Die Bank, deren Bestände man zwischen 8 bis 10 Millionen Mark Banco schätzte, wurde geplündert, und mitten im rauhesten Winter, stieß man Männer und Frauen, Greise und Kinder von der Heimath ihrer Väter und ihrem wirthlichen Heerde ab, selbst der Kranken und Wahnsinnigen nicht schonend. Kaum 1000 Einwohner blieben zurück, deren Leben ein Athmen unter Herrschers Hand war. Und dieser qualvolle Zustand dauerte nah an ein Jahr, als die Ereignisse von Paris auch Hamburg befreiten, die Franzosen am 3. Mai 1814 ab, und dann die Russen, unter Beningsen, einzogen. Am 26. Mai trat die alte Regierung der Stadt, der die Mächte ihre republikanische Selbstständigkeit zuerkannt hatten, die Verwaltungsgeschäfte wieder an, und die vorige treffliche Verfassung wurde, mit wenigen Modificationen, hergestellt. Mit neuem Muthe begannen die Bürger, in der Sonne des Friedens und der Freiheit, die unterbrochenen Handlungsgeschäfte, und sie betrieben sie bisher mit einem so glücklichen Erfolge, daß es scheint, daß sich Hamburg in wenigen Jahren von den so großen erlittenen Drangsalen erholen werde.

Hamilton (Anton Graf von), aus dem alten Schottischen Geschlechte dieses Namens, war in Irland geboren, und folgte Carl II. nach Frankreich, als derselbe nach dem Tode seines Vaters hier einen Zufluchtsort suchte. Nachdem dieser Fürst den Thron seiner Vorfahren wieder bestiegen, kehrte Hamilton nach England zurück. Damals erregte der Graf Grammont seine Schwester kennen, eine Dame von allen lebenswürdigsten Eigenschaften. Er gestand ihr seine Liebe und ersprach sie zu heirathen. Dennoch, entweder aus Unbeständigkeit oder aus sonst einer Ursache, reiste er von London ab, ohne sein Versprechen zu erfüllen. Hamilton entrüstet über diese Heleidigung, folgte ihm auf dem Fuß, entschlossen, ihn zum Zweikampf zu fordern, wenn er die Erfüllung seiner Verpflichtung verweigerte. Er erreichte Grammont einige Meilen von London. Nach den ersten Begrüßungen fragt er ihn, ob er nichts in der Hauptstadt vergessen habe, „Ja“ antwortet der Graf, der seine Absicht durchschaute, „ich habe vergessen, Ihre Schwester zu heirathen,“ und kehrte um, die Heirath zu vollziehen. Darauf führte er seine Gemahlin nach Frankreich, und der Graf Hamilton kam oft hinüber, sie zu besuchen. Als Jacob II. nach dem Verlust seiner Staaten sich in Frankreich niederließ, blieb auch er dort und starb zu St. Germain-en-Laye 1720, im 74sten Jahre seines Alters. Hamilton hatte viel Gewandtheit des Geistes, eine lebhaftere Phantasie, ein sicheres Urtheil und viel Geschmack. Wir besitzen von ihm verschiedene geistreiche und angenehm geschriebene Werke, unter denen die Memoiren des Grafen von Grammont vielleicht am meisten auszeichnen, durch einen lebhaften und anziehenden Stil, zugleich aber auch durch Immoralität. Seine Feenmärchen gehören zu den vorzüglichsten dieser Art.

Hamilton (Sir William). Dieser berühmte Natur- und Alterthumsforscher war 1730 geboren, und ging 1764 als Englischer Gesandter nach Neapel. Er benutzte seinen Aufenthalt daselbst, seinen Geschmack für die Wissenschaften auszubilden und seine Kenntnisse in Kunstfachen zu erweitern. Seine Ankunft in Neapel fiel mit der Entdeckung der unterirdischen Städte Herculaneum und Pompeii zusammen, zu deren zweckmäßiger Ausgrabung er viel beitrug. Besonders interessirte er sich für die Aufrollung der 800 verkohlten Papyrus-Rollen, welche man in einem unterirdischen Gange fand; er besoldete zu diesem Geschäfte eigens den Pater Antonio Piaggi. Ursprünglich hatte Hamilton nur ein mäßiges Vermögen, aber er wußte mit seiner Kunstliebe eine gewisse Industrie zu verbinden, wodurch er es ansehnlich vermehrte. Er war einer der eifrigsten Sammler von Alterthümern und Kunstfachen, und machte dabei oft großen Gewinn. Dies war besonders der Fall bei dem Verkauf seiner ersten Vasensammlung an das Britische Museum und bei dem Absatz seiner prachtvollen Campi Phlegrei. Sein Haus bildete eine lange Reihe von Jahren hindurch in Neapel den Vereinigungspunkt aller gebildeten Reisenden aus dem nördlichen Europa. Man fand daselbst köstliche archäologische und naturhistorische Sammlungen. Er bereiste den Vesuv und Aetna, und stellte die genauesten Forschungen über diese Berge an, so daß ihm die Lehre von den Vulkanen die wichtigsten Erweiterungen verdankt. Seine beiden Werke; Observations on mount Vesuvius und die Campi Phlegraei sind die rühmlichsten Denkmähler seines Forschungsgeistes. Die Kunde der alten Vasengemälde ist gleichsam von ihm geschaffen worden. Auch seinem Gesandtschaftsposten stand er mit Eifer vor. Den 12. Juli 1793 unterzeichnete er einen Allianztraktat zwischen dem Neapolitanischen und Londner Hof. Bei dem Einrücken der Franzosen in Neapel kehrte er in sein Vaterland zurück. Er nahm seine sämtlichen Kunstschätze mit sich, hatte aber das Unglück, einen Theil seiner Vasen an den Küsten Britanniens durch Schiffbruch zu verlieren. In seinem Vaterlande beschäftigte er sich unermüdet mit seinen Handschriften, deren Herausgabe nach seinem im April 1803 erfolgten Tode durch seinen Freund Charles Townley zu erwarten ist.

Hamilton (Lady), die zweite Gemahlin des Sir William Hamilton, hat sich in mehr als einer Rücksicht merkwürdig und berühmt gemacht. Unter dem Namen Miß Harto bezauberte sie als Tänzerin das Londner Publikum, und gewann die Liebe des Ritter Hamilton, als er 1784 nach zwanzigjähriger Abwesenheit sein Vaterland wieder besuchte. Er heirathete sie, und nahm sie mit sich nach Neapel, wo ihre Schönheit und Anmuth einen gleichen Enthusiasmus für sie erregten. Dem Kunstfreunde sind ihre Attitüden bekannt, durch welche sie den Ton angab zu den später Mode gewordenen mimischen Darstellungen. Aber auch in der Politik spielte sie eine nicht unwichtige Rolle. Sie unterhielt ein genaues und vertrautes Verhältniß mit Nelson, und ihrer Verwendung dankte dieser Held die eifrige Unterstützung, die er in Sicilien fand, als er die Touloner Flotte im Mittelländischen Meer aufsuchte. Nach der Schlacht bei Abukir empfing sie den Sieger in Neapel. Sie durchreisten mit einander Deutschland, wo sie besonders in Wien und Hamburg den ausgezeichnetsten Empfang fanden, und gingen nach England. In seinem Testamente vermachte ihr Nelson seinen Stern von Brillanten, als ein Pfand seiner Freundschaft, und einen silbernen Becher, den er einst von ihr erhalten hatte. Im

3. Was ward die Lady, auf einer Reife, zu Calais in so großer Eile, daß sie von eigenen Eltern nicht begraben werden konnte.

Hamilton (Alexander), erster Sekretär der Schatzkammer des Vereinigten Staates, war auf der York Pt. Croix im J. 1757

Jahre alt, nach Neu-York, und betrachtete drei Jahre von Colombia. Hier lag er Monaden, was man zu erwarten habe. Als sich die Ereignisse zu- und Amerika erhoben, vertheidigte er als einer der Colonien gegen die Ansprüche der britischen Krone, indem er so großes Talent, daß sie ihn in der ersten Zeit zu den besten Weisen unter die Briten, und that sich so rühmlich hervor, daß er bekannt wurde, der ihn zu seinem Sekretär mit seinem ganzen Vertrauen wählte. Er hatte

an mehreren der ausgezeichnetsten Orten in diesem Reiche, und nahm, 21 Jahre alt, seinen Abschied, um sich den Rechtswissenschaften zu widmen. Auch in dieser Hinsicht war er bald bekannt. Im J. 1777 ernannte ihn Neu-York zum Mitglied der Bundesversammlung, und er hatte Theil an der Constitution dieser Provinz, die jedoch nicht ganz seinen Wünschen gemäß abgefaßt wurde. Bei der Organisation der Regierung im J. 1789 stellte ihn Washington an die Spitze der Schatzkammer, in welchem Amte er die öffentliche Schuld und den Credit des Staates zu sichern suchte. Aber gegen das Ende seiner Verwaltung erhoben sich Unruhen zwischen ihm und dem Staatsvolke, die in offene Fehden ausbrachen, und eine solche Verwirrung hervorbrachten, daß Washington daran mehrmals Gedankengang empfahl. Aber es war unmöglich, sie mit einander auszuheben. In Anfang des J. 1793, als der Reich zwischen Frankreich und England den Feindschaft bekannt gemacht wurde, behauptete Hamilton, daß der Vertrag mit Frankreich seine Wichtigkeit in dem Auslande verloren, wo die öffentliche Last dieser Unionen sich verändert habe, und verließ die französische Mission nicht annehmen zu wollen. Der Staatsrat war der entgegengekehrten Meinung, und Washington trat derselben bei. Hamilton, der ein verschiedenes Kind der französischen Revolution war, nahm seine Entlassung, eine Klage wegen Veruntreuung ähnlich der Mutter wogte er zu erheben, oder es kam dadurch ein ehemaliges Verdächtniß mit der Madame Reynolds an den Tag, das für seine Ehre nicht verzeihen geduldet ward. Im J. 1793 die gebrüderlichen Forderungen Frankreichs die Aushebung einer Armee nöthig machten. Übernahm Washington auf seine Veranlassung den Oberbefehl, daß Hamilton unter ihm commandirte. Nach Beendigung der Conventionen mit Frankreich und Einleitung der Verträge kehrte Hamilton nach Neu-York zurück, wo er den Rest seiner Tage verlebte. Im Jahr 1804 ward er vom Obersten Burr, Vizepräsident des Vereinigten Staates, wegen einiger beleidigenden Reden, die er sich gegen ihn erlaube, gezwungen, und blieb in dem Duell, welches er in Hudson an demselben Orte statt fand, wo sein Pohn einige Jahre zuvor einen ähnlichen Tod gefunden hatte. Hamilton war auf dem P. Nordfeld und im Radikal gleich ausgezeichnet; seine Schriften werden die Geweise seiner großen Talente auf die Nachwelt bringen.

Hamilton. Drei Walter dieses Namens haben sich bekannt gemacht. Ferdinand und Henry lebten unter Carl VI in Kurs, und waren besonders durch ihre Thiere und Jagd — Maria Hamilton ward im Rom 1797 von Christen, als die französische Armee sich der

Stadt bemächtigte. Er hat sich durch mehrere Gemälde, welche Scenen aus der Iliade vorstellten, und von dem berühmten Cuneo zu Rom gestochen sind, vortheilhaft bekannt gemacht. Früher schon hatte er seine Schola picturae Italicae herausgegeben. Er leitete mit vielem Erfolg die Ausgrabungen der Alterthümer in Rom und den umliegenden Gegenden.

Hammerwerk heißt eine Fabrik oder Werkstätte, wo Metalle mittelst starken Feuers, und großer vom Wasser getriebenen Hämmer bearbeitet werden. Nach der Verschiedenheit der Metalle, und nach der Verschiedenheit, wie sie auf diesen Werken — entweder zu Stäben und Stangen, oder zu Blechen und Platten — geschmiedet oder geschlagen werden, führen diese Hämmer auch verschiedene Namen, als Eisenhammer, wo Eisen und Stahl verarbeitet, Kupferhammer, wo Kupfer, Messinghammer, wo Messing zu Stangen oder Platten getrieben wird, und diese Hämmer selbst sind entweder *Sain-* (Stabhämmer) oder Blechhämmer, je nachdem das Metall zu Stangen und Stäben, oder zu Blechen und Platten geschmiedet wird.

Hanaaken, ein Volk, das von dem Hana, einem kleinen Flusse in Mähren, an dessen beiden Ufern sie eigentlich ihren Sitz haben, den Namen führen soll. Sie werden für die ältesten Bewohner Mährens gehalten, und unterscheiden sich von den übrigen Einwohnern dieses Landes durch die Kleidung, durch ihre Trägheit, durch die Sprache, welche mit der Böhmischen Mundart übereinkommt, und durch ihre eignen Sitten, welche sie unverändert erhalten, da sie unvermisch bleiben und ihr Vaterland nur in Kriegsdiensten verlassen.

Hanau, an der Kinzig und am Main die Hauptstadt der Kurhessischen Grafschaft Hanau-Münzenberg, von 1809 bis Ende 1813 zum Großherzogthum Frankfurt gehörig, eine schöne volkreiche und wohlhabende Manufaktur- und Handelsstadt, mit einer regelmäßig gebauten Neustadt, einem schönen Residenzschlosse, einem Gymnasium u. s. w. Sie enthält 1200 Häuser und 12,000 Einwohner. Unter diesen sind viele Abkömmlinge von Wallonen und Niederländern, auch viele Juden. Die Hanauischen Manufakturen von wollenen Zeugen, Strümpfen, Kamelotten, Hüten, seidnen Zeugen, Handschuhen, Bijouterien u. s. w., die ansehnliche Fayencefabrik bringen, nebst dem Getraide-, Eisen- und Holzhandel auf dem Main, der Stadt ansehnlichen Vortheil. Die Tabakfabriken haben jetzt weniger Absatz, als in den ältern Zeiten. Am 30. und 31. Okt. 1813 hatten in der Umgebung von Hanau heftige Kämpfe zwischen dem Kaiser Napoleon und der vereinigten Oesterreichisch-Baierischen Armee, unter dem General Wrede statt. Die Letztre erwies dabei große Tapferkeit, ohne jedoch den Rückzug des erstern an den Rhein hindern zu können. Die Stadt hat bei dieser Gelegenheit viel gelitten.

Handel (Georg Friedrich) war zu Halle an der Saale den 24. Febr. 1684 geboren, wo sein Vater Arzt war. Dieser hatte ihn zum Rechtsgelehrten bestimmt, und begünstigte seine Neigung zur Musik nicht. Dennoch brachte er es aus eignen Triebe und ohne besondere Anweisung schon in seinem siebenten Jahre zu einer großen Fertigkeit auf dem Clavier. Damals machte er mit seinem Vater eine Reise nach Weisenfels an das herzogliche Hoflager. Hier zog er durch sein Orgelspiel die Aufmerksamkeit des Herzogs auf sich, der ihn zufällig hörte, reichlich beschenkte, und durch dringende Vorstellungen den Vater bewog, ihn ganz der Musik zu widmen. Jetzt bekam er an Zachau, dem Organisten an der Domkirche zu Halle, einen geschickten Lehrer,

und machte bewundernswürdige Fortschritte. Im neunten Jahre schon fing er an, eine vollständige Kirchenmusik mit Stimmen und Instrumenten zu componiren. Da man allgemein fand, daß er seinen Meister bereits übertroffen, ward er im J. 1698 nach Berlin gesandt, wo an dem Hofe des prachtliebenden Friedrichs I. die Oper in einem glänzenden Zustande war. Hier wurde besonders Attilio sein Lehrer. Händel erregte bald Aufsehn, nahm aber die Anerbietungen des Kurfürsten (nachmaligen Königs) nicht an, und kehrte nach Halle zurück. Da die Vermögensumstände seiner Aeltern ihm nicht die Mittel zu einer Reise nach Italien darboten, ging er zunächst nach Hamburg, wo die Oper trefflich organisirt war. Er trat ins Orchester; wurde aber bald, nach Kaisers Abgang, Direktor der Hamburger Oper, ungeachtet der Gegenwirkung eines Nebenbuhlers, dessen Nachsicht so weit ging, daß er, als sie beide zugleich aus der Oper gingen, ihm mit dem Degen einen Stoß auf die Brust gab, der glücklicher Weise von einem Notenbuche aufgefangen wurde. Händel war jetzt noch nicht 15 Jahr alt, als er als Operncomponist auftrat. Seine erste Oper war *Almeria*, die mit so großem Beifall aufgenommen wurde, daß sie 30 Abende hinter einander gegeben werden mußte. Auch zwei andere Opern, *Florinde* und *Nero*, machten kein geringes Glück. Dennoch verließ er Hamburg nach 5 Jahren, um seine musikalischen Studien in Italien zu vollenden, zu welchem Zwecke er sich eine Summe von 200 Dukaten erspart hatte. Er ging (1703) nach Florenz, wo er ein Jahr verweilte, und für den Großherzog und zu dessen Zufriedenheit die Oper *Rodrigo* componirte. Darauf begab er sich nach Venedig. Hier ließ er sich, da er eine Maskerade besuchte, auf einem Flügel hören. Der berühmte Scarletti, der zufällig dabei stand, gerieth über sein Spiel in Begeisterung, und rief aus: „Entweder ist das der Sackse oder der Teufel.“ Da man auch hier eine Oper von ihm wünschte, componirte er binnen 3 Wochen seine *Agrippina*, welche 27 Abende hinter einander gegeben wurde. Auch in Rom fand Händel die glänzendste Aufnahme. Die Großen dieser Stadt wetteiferten, ihm ihre Gunst zu bezeigen, besonders die Cardinäle Otoboni, Colonna und Pamphili. Während seines dortigen Aufenthalts setzte er ein großes Oratorium, *la resurrezione*, und viele Cantaten und Sonaten. Von Rom ward er nach Neapel eingeladen, wo er seine berühmte Serenade, *Alcide e Galatea* verfertigte. Nach 6 Jahren kehrte er in sein Vaterland zurück, und der Kurfürst von Hannover ernannte ihn zu seinem Kapellmeister. Aber schon zu Ende des Jahres 1710 ging er von neuem auf Reisen, und setzte nach England über, wo ihm in der Folge ein glänzender Schauplatz für seine Thätigkeit zu Theil ward. Auf den allgemeinen Wunsch componirte er hier seine Oper *Rinaldo*, die lange ein Lieblingsstück der Englischen Nation war. Nach Verlauf eines Jahres kam er nach Hannover zurück, aber schon 1712 ging er von neuem nach England, übernahm hier, ungedenkend seiner frühern Verpflichtungen, die Aufsicht über die Oper auf dem Hay-Market-Theater mit einem Jahrgehalt von 200 Pfund, und gab ihr einen Schwung in der Neigung des Publikums und eine Gediegenheit in der innern Zusammensetzung, wie beides in England vorher unerhört gewesen. Unterdeß starb 1714 die Königin Anna, und der bisherige Kurfürst von Hannover, der über Händels Vernachlässigung seiner Dienstverhältnisse höchst unzufrieden war, bestieg als Georg I. den Britischen Thron. Auf die Verwendung seiner Freunde ward ihm jedoch von dem Könige verziehen, und seine Pension sogar bis auf

600 Pfund erhob, wobei er den Auftrag erhielt, die Prinzessinnen in der Musik zu unterrichten. Er componirte in den Jahren 1715 bis 1720 die Opern Amadis, Theseus und il Pastor Fido. Auf dem Hay-Market-Theater wurde eine besondere Academie errichtet, wobei die Hauptabsicht war, immer eine Auswahl vorzüglicher Opern zu besetzen und möglichst vollkommen darzustellen. Händel trat an die Spitze dieses Instituts, reisete, um Sänger zu engagiren, auf das feste Land und brachte von Dresden die beiden berühmten Sänger Benesino und Durifanti mit. Nach den gehörigen Vorbereitungen führte er 1721 seine Oper Radamisto auf, die einen unglaublichen Beifall erhielt. Abgesehen dieser glänzende Erfolg reizte seine Nebenbuhler, an deren Spitze Buononcini mit seinem Anhang stand. Man kam überein, beide sollten an derselben Oper arbeiten, jeder einen Akt, und derjenige sollte im Besitz des Hauses bleiben, der den Sieg davon trüge. Die Oper hieß Ruzio Eschola. Händel setzte die Ouvertüre und den letzten Akt und gewann den Preis. Die Academie ward nun auf einen festen Fuß gesetzt, und Händel zeigte 9 Jahre hindurch, was ein großes Talent mit Beharrlichkeit auszuführen vermag. Leider entzwekte er sich nach diesem Zeitraum mit seinem ersten Sänger, Benesino, dem Liebling des Publikums. Händel, zu stolz, um nachzugeben, entließ ihn, und verscherte dadurch die Gunst des Hofes und der Menge. Er verband sich mit Heidegger, reisete nach Italien, wo er neue Sänger engagierte, mußte aber nach 3 Jahren das Hay-Market-Theater den Italienern überlassen, unter denen besonders Porpora als Componist und Farinelli als Sänger bewundert wurden. Händel nahm hierauf das Theater zu Lincolns-Innfields ein, verband sich dann mit Rich für das Theater zu Coventgarden, und gab hier 1733 seine Oper Ariadne zu derselben Zeit, wo die Ariadne Porpora's zu Hay-Market gegeben wurde. Aber wiewohl er diesem als Künstler und Componist überlegen war, so siegte doch Farinelli's bewunderte Stimme, und Händel suchte umsonst die Gunst des Publikums wieder zu gewinnen. Er belastete sich mit Schulden, und ward endlich durch die Noth zur Nachgiebigkeit gezwungen. Aber sein stets gereizter Zustand hatte so nachtheilich auf ihn gewirkt, daß nicht nur sein Körper, sondern selbst sein Geist sich in Zerrüttung befand. Der Gebrauch der Racher Bäder stellte ihn glücklich wieder her. Er kam im J. 1736 nach London zurück und führte jetzt sein Alexanders-Fest mit großem Beifall auf dem Coventgardener Theater auf. Das Glück kehrte zu ihm zurück. Lord Middlesex übernahm die Direction der durch schlechte Verwaltung gesunkenen Italienischen Oper, und stellte Händeln als Compositeur an. Er setzte zu dem Ende die beiden Opern Faramond und Alexander Severus, und erhielt dafür tausend Pfund. Einige andere Opern, die er noch im Coventgardener Theater gab, fanden weniger Beifall. Sein Wunsch war, unabhängig zu leben, und deshalb fiel er auf die Erfindung oder vielmehr weitere Ausbildung der Oratorien, die jedoch nicht als Opern — denn man hielt dies für eine Entweihung des heiligen Stoffes — sondern als Concerte gegeben wurden. Aber dieser Umstand machte, daß selbst sein im höchsten und vollendetsten Kirchenstil geschriebener Messias anfänglich nur kaltsinnig aufgenommen wurde. Einen größern Enthusiasmus erregte er in Dublin, wo er einige Vorstellungen gab, und als er nach 9 Monaten nach London zurückkehrte, ward ihm auch hier ein allgemeiner Beifall nach Verdien zu Theil. Der Messias ward das Lieblingsstück des Publikums, und Händel gab ihn jährlich ein Mal zum Besten des damals noch schlecht

undirten Fändlingshospitals. Im J. 1751 befiel ihn eine Augenkrankheit. Er unterwarf sich vergebens den schmerzhaftesten Operationen, das Uebel war unheilbar. Aber auch der Verlust des Gesichts hemmte eine Thätigkeit nicht; er setzte seine Oratorien bis acht Tage vor seinem Tode fort, welcher den 14. August 1759 erfolgte. Sein Leichnam liegt in der Westminster-Abtei, wo ein schönes Denkmahl das Gedächtniß eines der originalsten, tiefsten und gedankenvollsten musikalischen Dichter verewigt.

Handel ist im eigentlichsten Sinne eine jede thätige Veränderung und Verwechslung seines Eigenthums an einen Andern, um Gewinn zu machen. Allein beinahe noch häufiger wird es wie das Wort Handlung gebraucht, wenn mehrere Geschäfte der Verwechslung von Waaren, sowohl von einzelnen Personen, als auch in Rücksicht ganzer Länder, Provinzen und Orte, Statt finden, z. B. Englands Handel, Pommerns Handel, Hamburgs Handel u. s. w. Handeln hingegen heißt: einen Vorrath von uns selbst entbehrlichen Erzeugnissen der Natur oder Kunst anschaffen, den Werth derselben bestimmen, und sie andern entweder mit Vortheil oder nach den Zeitumständen mit Verlust wieder abtreten. Die Absicht und Hoffnung des Gewinns durch Austausch des Bedürfnisses gegen Ueberfluß muß von Seiten des Käufers und Verkäufers zum Grunde alles Handels und aller Handlung liegen, es mag dieselbe hinterher erfüllt werden oder nicht. Ueberhaupt sind die Grundsätze des Handels die einfachsten von der Welt, und in dem beiderseitigen Gewinne liegt das ganze große Geheimniß des Handelssystems. Der Handel ist eine unerschöpfliche Quelle für das Glück und die Cultur, ja selbst für die weltbürgerliche Sittlichkeit. Denn wie er von der einen Seite die Menschen alle mit einander in Verbindung und Beziehung setzt, und wie der Mensch immer gebildeter und vielseitiger zu werden vermag, in demselben Verhältnisse mit andern so ist er von der andern Seite Grund und eine Quelle zu neuen Erfindungen und Entdeckungen. Hemmung und Einschränkung nach und nach zur Freiheit ist der Zweck des Handels. Der Handel treibt den Landwirth in den Stand der Freiheit, der seines Geschmacks freier seine größte Thätigkeit widmet, und die größte Anzahl von Fabrikaturen mit einer großen Verbindung befindet. Die Freiheit ist, welche durch den Handel gesetzt werden muß. Die Freiheit in der ganzen Weltgeschichte ist die Freiheit, welche aus der Geschichte hervorgeht, und noch hervorgeht, welche alle Nationen, welche unterworfen sind, unterwerfen, und die Freiheit einer jeden Nation zu ihrem eigentlichen Stand ihrer gesammten hervorbringenden oder erzeugenden Kräfte zum Absatze darbietet, wenn der ungehinderte Umtausch derselben gestattet wird; e) daß die wesentliche Berechnung (Calculo) bei allen Handelsunternehmungen dahin gerichtet seyn solle, den Ueberfluß

einheimischer Waaren zu dem höchst möglichen Preisen abzusetzen, und die fehlenden Bedürfnisse vom Ausland auf die wohlfeilste Weise zu beziehen; d) daß endlich mit allen diesen ein wenig beschwerter Durchzug von Waaren jene Handelsvorteile noch um vieles vermehren und den Nationalreichtum bereichern hilft. Außer der nur einzig und allein wahren Gewinn hervorbringenden natürlichen, ungehinderten Handelsfreiheit befördern den Handel noch manche andere Hilfsmittel, die man in natürlichtechnische und in politische abtheilen kann. Die wesentlich notwendigen und in den Handel eingreifenden Hilfsmittel sind die natürlichtechnischen, wozu wir nachstehende rechnen: 1) Geld (s. dies. Artikel). 2) Banken (s. dies. Artikel). 3) Wechsel und Wechselhandel (s. diesen Artikel). 4) Handelsplätze und Messen. 5) Die Schifffahrt, welche sich a) in die Seefahrt nebst der mit ihr verbundenen Averej (Haverie oder Haverij, Engl. Average), Affecuranz und Bodmerej (Engl. Bottomry), b) in die Flußfahrt und c) in die Kanalfahrt oder

aufgemünzt werden, weil das Interesse des Handels eines der Hauptinteressen des Staats ist, oder wenigstens seyn soll. Von der Handlungspolizei ist genau zu unterscheiden 3) die Handelspolitik, oder die Kunst der Regierungen, durch eine derselben zweckmäßig scheinende Leitung des Handels und Gewerbetreibens ihre Macht und den Wohlstand im ganzen Staat, oder auch nur in einigen, oder einer einzigen Provinz zu befördern, zu vergrößern und zu befestigen. Hierzu gehören 4) Handelsverträge, um ein Volk mit dem andern in vorteilhafte Verbindungen zu bringen. Seit der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts ist die Handelspolitik fast immer die einzige Ursache aller Kriege, mit Ausnahme des kurzen von 1733, gewesen, so wie sie es schon in der Herrscherperiode Carthago's und Roms war. Im Ganzen ist die Handelspolitik unserer Zeit gewissermaßen als eine ganz neue Wissenschaft anzusehen, welche sich aller Kabinetter bemächtigt hat, bei welchen aber gegenwärtig leider die Han-

Weltpolitik recht eigentlich de jour à jour lebt, indem sie bloß die Vortheile des Augenblicks berechnen, und keine Rücksicht darauf nehmen, daß nichts wandelbarer sey, als das Uebergewicht, das auf die Blindheit und den Mangel an Einsicht Anderer gebaut ist, deren Erwachen aber immer schrecklich für diejenigen seyn muß, welche sich dieselben vorher zinsbar zu machen die Niederträchtigkeit hatten. Nur derjenige Handelsvortheil ist fest gegründet, dessen Dauer Rechtschaffenheit und wechselseitiges, bleibendes Interesse sichert. Dadurch werden auch allein die Colonien glücklicher und sicherer an uns gefesselt. 5) Öffentliche Handelscompagnien oder Gesellschaften, welche sich unter der Autorität und den Begünstigungen der Regenten und Obrigkeiten in der Absicht vereinigen, mit den von ihren Mitgliedern zusammengetragenen Geldkräften Handelsgeschäfte von einer bestimmten Art und Ausdehnung zu betreiben, wovon man gewöhnlich glaubt, daß sie sonst entweder gar nicht, oder doch nicht mit hinlänglich lebhaftem Betriebe von einzelnen oder wenigen sich allenfalls vereinigenden Kaufleuten in Gang gesetzt werden können. Auf diese Art sind die sonstige Ostindische Compagnie in Holland, die Englisch-Ostindische Compagnie, die Westindische Compagnie, die Gothenburgische, Indische oder eigentlich Chinesische Compagnie u. s. w. entstanden. Allein dergleichen Compagnien sind für jeden Staat nur auf eine kurze Zeit wirklich nützlich, und werden insgesammt nach und nach demselben schädlich, wozu die Geschichte aller Handelscompagnien Beweise darbietet. Den Anfang aller Handelsarten macht 1) der reine Tauschhandel oder der in neuern Zeiten sogenannte Barattohandel, in welchem der Werth und die Güte der sich einander zu überlassenden Produkte oder Waaren von jedem Theile so abgeschätzt wird, daß jeder beim weitem Vertriebe seiner eingetauschten Produkte oder Waaren zu gewinnen glaubt. Verbleiben die Gegenstände des Handels innerhalb der Grenzen des Landes, so nennt man denselben 2) inländischen Handel. Dieser kann jedoch nur Nationen, deren Landesgränzen einen weiten Umfang haben, mit größerer Sicherheit wohlhabender machen und ihren Gewerbsleiß vervielfältigen, als wenn ihr Wohlstand 3) auf dem ausländischen Handel beruhte, so große Vortheile er auch immer bringen mag. Hingegen kleine Staaten, wenn sie auch einige tausend Quadratmeilen Flächenraum hätten, können den ausländischen Handel nicht entbehren, sobald ihre Einwohner nicht bloße Ackerbauer sind. Die Art der Thätigkeit, womit diese beiden und noch mehrere andere Handelsarten betrieben werden, und nach ihrem Betriebe entweder Gewinn oder Verlust bringen, wird bei erstem 4) Actio- und bei letztem 5) Passiohandel genannt. Will man nun diesen Gewinn oder Verlust festsetzen, so muß man den Verlauf des Geldwerthes der in einem Lande aus- und eingeführten Güter berechnen, und diese Berechnung wird die Handelsbilanz oder Handelsbalanz genannt, deren Bestimmung die größten Schwierigkeiten mit sich führt. Die Zollregister geben zwar das vorzügliche, aber doch immer ungewisse Zeugniß davon. Indessen bleibt es nicht lange zweifelhaft im Ganzen, ob ein Volk in seinem Handel überhaupt, oder in einem Zweige desselben nur die Bilanz für oder wider sich habe. Das Mittel, dieselbe auszugleichen, ist die Ubersendung des baaren Geldes zu dem gewinnenden Volke. Die Wechsel dienen bloß, um den Geldgewinn, den der Handel mit einem Volke gibt, zu demjenigen übergehen zu machen, gegen welches man im Handel verliert. Es ist übrigens ein Irrthum, vor welchem man sich zu hüten hat, der aber viele Regenten und Mi-

nister zu falschen Maßregeln verführt, wenn man glaubt, daß der Activhandel immer ein Gewinnhandel, und der Passivhandel ein Verlusthandel sey. Denn es gibt der Beispiele von Völkern, die bei ihrem ganz passiven Handel sehr gewinnen, wohl so viele, als solcher, die es bei ihrem Activhandel erfahren, wenigstens in einzelnen Zweigen ihres Handels, welche sie activ betreiben. Wenn ein Volk nur mit den Erzeugnissen des Bodens, des Innern der Erde und der Gewässer handelt, so nennt man dies 6) den Productenhandel, welcher auch den Namen Coloniehandel erhält, sobald jene Erzeugnisse entweder roh oder veredelt aus einem fremden entlegenen Lande, Colonie genannt, geholt wird, das Land mag nun dem handelnden Volke selbst, oder auch einem fremden Volke angehören. Sobald aber ein Volk mit eigenen oder fremden Produkten handelt, welche sie durch Kunst verändert, und ihnen mehr Brauchbarkeit und Vollkommenheit gegeben hat, als sie von der Natur erhielten, so heißt dies 7) der Manufactur- und Fabrikhandel, wovon derjenige der vortheilhafteste ist, welcher aus lauter inländischen Erzeugnissen entsteht. Tritt hingegen der Fall ein, daß ein Volk zu seinem Handel die Producte, Manufactur- und Fabrikwaaren eines Landes ankauft und abholt, um sie einem andern Lande zu verkaufen und auch allenfalls selbst sie ihm zuzuführen, so nennt man in Deutschland diesen Handel 8) den Zwischenhandel, welchem die französischen Schriftsteller bisher den Namen Commerce d'Oconomie gaben, woraus die deutschen Uebersetzer den Namen Oeconomiehandel gemacht und lange gebraucht haben. Nur Morellet brauchte dafür den schicklichern und richtigern Namen Commerce d'entrepôt. Dieser Zwischenhandel war bereits in den ältesten Zeiten der erste Handel im Großen. Weil nun alle zum Verkaufe vorhandenen Gegenstände überhaupt als Produkte der Natur und Kunst allgemein Waare genannt werden, sobald sie ein Bedürfnis vieler sind, zur Erlangung ihrer Gestalt Mühe, Fleiß und Kunst erfordern, wirklich in Jemandes Eigenthum gestanden haben und nicht zu schnell verderben und eine gewisse Zeit gehalten werden können, so hat man den Handel mit denselben 9) allgemein Waarenhandel im Gegensatze von Geldhandel, Actienhandel u. s. w. genannt. Wenn nun aus dem Waarenhandel ein Zwischenhandel geworden ist, so mischen sich noch folgende Handelsarten ein: 10) der Propre- oder Eigene Handel mit Waaren, von welchen der Handelsmann eines jeden Ortes auf eine Zeit lang obllig Eigenthümer der Waare geworden ist, aus deren Verkauf der Gewinn entstehen soll. Im eigentlichen Sinne könnte man diese Handelsart auch bloß Zwischenhandel nennen. Nachdem zu Ende des 15ten Jahrhunderts der Landfriede entstanden, und dadurch allgemeine Sicherheit der Land- und Poststraßen, so wie auf den Gewässern hergestellt worden war, so bot diese wichtige Erleichterung des Handels dem Kaufmanne Mittel dar, seine Geschäfte in fremden Orten und Gegenden ohne persönliches Mitreisen durch seine Bekannte und Freunde in jenen Orten und Gegenden verrichten zu lassen. Der Kaufmann betrieb nun die Geschäfte seines eigenen Handels auf eine ganz veränderte Art, indem er bei jeder Handelsunternehmung für seine eigene Rechnung an fremden Orten einem daselbst wohnenden Freunde Auftrag oder Commission zu seiner eigenen Unternehmung gab, alles dasjenige bei derselben zu thun, was vormals der Kaufmann selbst verrichtete, oder durch seine in beständigem Solde stehenden Diener verrichten ließ. Diese Handelsart heißt jetzt 11) der Commissionshandel; und denjenigen, welcher ihn für die Rechnung eines Andern betreibt, nennt man den Commissionsair. Wenn

schon der **Commissionshandel** nicht eigentlich den Namen eines Handels verdient, so kommt derselbe 12) dem **Transithandel** und 13) dem **Expeditionshandel** vollends auf keine Weise zu. Denn **Transito-** oder **Transithandel** bedeutet den durch ein Land bloß durchgehenden Handel, an welchem dieses Land keinen andern Antheil hat, als daß es seine Landstraßen und Wasserfahrten demselben öffnet, dafür Abgaben erhebt und des Verdienstes genießt, welcher sich längs dieser Wasser- und Landstraßen verbreitet. Er setzt immer den **Eigenhandel** anderer Nationen voraus, und ist im eigentlichsten Verstande kein Handel, sondern nur eine besondere Benennung des **Eigenhandels** in der erwähnten Beziehung. Der **eigene Handel** (s. oben No. 10) wählt auch oft den Weg, daß ein Kaufmann in einem fremden Handelsplazze eine Handlung unter dem Betrieb eines von ihm ausgewählten und für zuverlässig gehaltenen Mannes mit seinem Gelde und für seine Rechnung errichtet; eine solche Handelsart nennt man 14) eine **Commandite**. Sobald ein Handelszweig großes Vermögen erfordert, und es vereinigen mehrere einzelne Privatpersonen dazu ihre Kräfte, so entsteht daraus 15) die **Gesellschaftshandlung** auf bestimmte oder unbestimmte Zeit. Da der Kaufmann sehr oft seine Waaren zu Wasser absenden muß, wobei er allerlei Unglücksfällen und Gefahren ausgesetzt ist, so entstand zu seiner Erleichterung 16) der **Seeversicherung-** oder **Assekuranzhandel**. S. **Assekuranz**. Es ist bekannt, daß die Waaren, welche als Gegenstände der großen Handlung von Europa in entfernte Weltgegenden versandt werden, dort noch durch viele Hände gehen, welche alle ihren Gewinn daran zu machen suchen, ehe sie an den letzten Verbraucher kommen. Siedurch wird der Preis derselben für diesen gar sehr erhöht. Es ist aber daher eine natürliche Folge, daß ein Mann, der diese Waaren in Europa kauft, mit denselben in fremde Gegenden reist und sie selbst in die Hände der Verbraucher bringt, dieselben viel wohlfeiler geben kann, und doch noch großen Gewinn dabei macht. Nun aber können die sich mit diesem Handel abgebenden Menschen, z. B. Schiffer, Matrosen u. s. w., dergleichen Geschäfte selten mit eigenem Vermögen machen, sondern müssen von Andern entweder die Waaren oder das Geld dazu borgen und dafür beträchtliche Zinsen (z. B. $\frac{1}{3}$, $\frac{1}{2}$ des Capitals) bezahlen. Der auf diese Weise betriebene Handel hat 17) den Namen **Aventura grossa**, Deutsch **Grosaventur-Handel**, erhalten; und einen Geldvorschuß dieser Art machen, heißt, sein Geld auf **Gros-Aventure** geben. In der Handlung kommen oft Zeitverhältnisse und Umstände vor, wo das Bedürfnis eines größern Vorraths von einer gewissen Waare entsteht, oder doch wahrscheinlich entstehen kann, als der Kaufmann bereits in Händen hat, jedoch aber in andern Orten dergleichen Waaren auf dem Lager liegen weiß. In diesem Falle schließt derselbe 18) einen **Handel auf Lieferung** mit dem Besitzer dieser Waaren dergestalt ab, daß ihm derselbe die behandelte Waare zu einer bestimmten Zeit an den Ort abliefern muß, welchen er demselben vorschreibt. Aus diesem Handel auf Lieferung entsteht 19) der sogenannte **Prämienhandel**, welcher sich von dem eigentlichen einfachen Handel auf Lieferung durch folgende Umstände unterscheidet: a) daß der Käufer einen bestimmten Ueberschuß über den gegenwärtigen Preis der Waare dem Verkäufer voraus bezahlt; b) daß der Käufer sich die Freiheit vorbehält, die Waare nicht zu nehmen, wenn sie zur Zeit der besprochenen Lieferung ihm keinen Vortheil verspricht, der Verkäufer aber verbunden bleibt, die Waare zur beredten Zeit zu schaffen, sie

mag alsdann so hoch gestiegen seyn, als sie wolle. Man kann diesen Handel auch so schließen, daß beide Theile frei sind, wenn zur Zeit der Lieferung der eine oder der andere seine Rechnung nicht dabei gefunden hat. In diesem Falle aber wird keine Prämie voraus gegeben, sondern ein Theil bezahlt alsdann dem andern das, was durch die veränderten Preise Gewinn für den einen und Verlust für den andern im wirklichen Handel geworden seyn würde. Bei Entstehung einer oben No. 5. genannten öffentlichen Handelscompagnie wird zur Betreibung ihrer Handelsgeschäfte ein Capital als Hauptstamm oder Fonds festgesetzt, wozu jeder Theilnehmer eine gewisse bestimmte Summe bezahlen muß, und dafür zum Beweise seines Eigenthums an dieser Summe ein schriftliches Document erhält, welches man Actie nennt (s. dies. Art.), die der Inhaber das Recht hat zu veräußern. Diese Veräußerungen der Actien hat man 20) den Actienhandel genannt, welcher theils aus Geldmangel des Inhabers derselben, theils aus dem Entschlusse, das Geld für die Actie zu einem andern Zwecke zu benutzen, theils aus der Veränderlichkeit des von diesen Papieren zu erwartenden Gewinns oder des sogenannten Dividends entstanden ist. Bei keiner Handelsart herrscht so viel Schwinderei, als bei dieser. Auch sind die Staatsschulden, worüber die Darleiher schriftliche Documente erhalten, die man Staatspapiere, in England Stocks nennt, in den letzten Jahrhunderten ein Gegenstand des Handels geworden, wenn ihr Werth eines Steigens und Fallens fähig ist, und dieser Handel wird 21) der Handel mit Staatsschulden, Staatspapieren und Stocks genannt, welcher die größte Klugheit und Vorsicht erfordert.

X.

Handelssteuer oder Alcabala wurde unter Alfons XI. 1348 zuerst in Alca Castilien, Leon und Galicien eingeführt, um neue Hilfsquellen zum Kriege gegen die Mauren zu schaffen, aber nach des Königs Zusage sollte sie nicht länger, als während der Dauer der Belagerung von Algeziras erhoben werden. Die Neuerung erweckte lebhaften Widerspruch, als ob die Verständigsten die Nachtheile geahnet hätten, die später daraus entstanden. Sieben Jahre später übernahmen auch die übrigen, zum Castilischen Reiche gehörigen, Landschaften die Alcabala durch einen Reichstagsbeschluss, und seitdem blieb diese Steuer für immer eingeführt. Die Alcabala mußte von allem, was verkauft oder vertauscht ward, von rohen Stoffen, wie von Fabrikaten, bei jedem Wechsel des Eigenthums, und zwar jedes Mal nach dem Verkaufspreise, bezahlt werden. In ältern Zeiten betrug sie den 21sten oder 20sten, später den 10ten Theil des Kaufgeldes. Seit 1785 ward sie sehr vermindert, blieb aber noch immer so schädlich, daß durch die Aufhebung derselben in den neuesten Zeiten auch eine von den vielen Hemmungen des Handels und Gewerbflusses weggeräumt ward.

R.

Handlung. In Beziehung auf Werke schöner Kunst gebraucht man dieses Wort in einem weitern und einem engerm Sinn. Im weitern Sinne nennt man eine überraschend abwechselnde Mannigfaltigkeit von Vorstellungen, ein besonders lebhaftes Spiel der Seelenkräfte, welches sich in einem Kunstwerk ausdrückt, Handlung, und legt sie selbst einer Ode, einer Elegie und ähnlichen Werken bei; im engerm Sinn aber wird sie nur Werken zugeschrieben, welche Begebenheiten in erzählender oder dramatischer Form darstellen, wie die Fabel, das Epos, der Roman, das Drama, und man versteht darunter im Allgemeinen ein Ganzes von Veränderungen eines oder mehrerer lebender Wesen.

Um aber den Stoff eines Kunstwerks abgeben zu können, muß die Handlung Einheit haben, d. h. alle ihre Veränderungen müssen aus einem gewissen Anfangspunkte bis zu einem gewissen Ziele in steter und deutlicher Folge entwickelt seyn; sie muß wahr seyn, d. h. mit den Gesetzen des Denkens und der Natur übereinstimmen, und endlich ein intellectuelles, moralisches und ästhetisches Interesse haben, d. h. dem Verstande, dem allgemeinen Sittengesetz und dem Kunstsinne genügen. — Ueber Handlung als gleichbedeutend mit Handel s. Handel.

Handwerk ist diejenige Beschäftigung, durch welche theils ganz rohe, theils halb veredelte, theils ganz veredelte Naturprodukte nach gewissen Regeln entweder um Lohn oder für den Verkauf zu Sachen verarbeitet werden, die zur Befriedigung der Nothdurft, der Bequemlichkeit, des Vergnügens und des Wohllebens gehören. Allein das Wort Handwerk bedeutet auch oft die gemeinschaftliche Verbindung der Verarbeiter jener Naturprodukte, welche den allgemeinen Namen Handwerker erhalten haben. In den ältesten Zeiten gab es gar keine besondere Klasse von Arbeiten und Arbeitern unter dem Namen Handwerke und Handwerker, sondern die Frauenspersonen überhaupt, die Weiber aber insbesondere, und Knechte machten alle die unentbehrlichsten Sachen. Als man zu einem höhern Grade von Cultur gekommen war, bildeten sich die Handwerke aus, und bis zum 10ten Jahrhundert beschäftigten, außer Frauenspersonen und Sklaven, sich mit Betreibung der Handwerke selbst noch freigeborne Herren und Damen, dann aber fast ausschließlich nur Freigelassene, die förmlich um Lohn arbeiteten, und Mönche und Nonnen in Selbstern, die für sich und zum Verkauf Sachen verfertigten. Mit der Entstehung und Vermehrung der Städte endlich bildete sich das heutige Verhältniß der Handwerke nach und nach aus. In Rücksicht auf Kunstwesen (s. dies. Art.) theilt man die Handwerke ein in zünftige, die in Innungen eingeschlossen sind, und unzünftige; ferner in gesperrte oder geschworne, die keinen Fremden ihr Handwerk lehren, z. B. in Nürnberg die Ahlenschmiede, Bleistiftmacher, Schellenmacher 2c., und ungesperrte oder freie; in geschlossene, wo die Meisterzahl festgesetzt ist, und ungeschlossene; in geschenkte, deren wandernde Gefellen ein Geschenk als Reisegeld erhalten, und ungeschenkte; in Beziehung auf die zu verarbeitenden Materialien und auf die Art ihrer Verarbeitung theilt man sie endlich ab in grobe, z. B. Schmiede, Zimmerleute 2c., und feine, z. B. Schlosser, Drechsler 2c., in Feuerarbeiter, z. B. Schmiede, Schlosser 2c. und Nichtfeuerarbeiter 2c. König Heinrich war der erste, der 1231 zu Worms einen Reichstagschluß zu Stande brachte, die Zünfte abzuschaffen, worauf bereits 1232 die ähnliche Verordnung des Kaisers Friedrich II. erfolgte. — Handwerkspolizei ist die Sorgfalt der Regierung, solche Anordnungen zu machen, daß es im Staate nicht an hinreichenden Handwerkern fehle, und Niemanden die Erlernung eines Handwerks versagt werden darf, daß das Meisterwerden als Beweis ihrer Geschicklichkeit nicht kostspielig sey, daß sie als Meister keine schlechte Waare verfertigen und verkaufen dürfen, und daß zur Verhütung schlechter Waare in jedem Handwerke Schaumeister angestellt werden. — Handwerksrecht ist der Inbegriff rechtlicher Bestimmungen, welche die Handwerker und die sie angehenden Rechtsstreitigkeiten betreffen. Die Quellen zur Erlernung desselben sind die Landesgesetze, Handwerksartikel oder Handwerksordnungen, Handwerksgebräuche, richtige Begriffe und Ansichten der Handwerksgeschäfte und die besonders einzelnen Handwerkern ertheilten Privilegien. X.

Hanf (*Cannabis sativa*). Diese nützliche Pflanze, die einzige ihres Geschlechts, stammt aus Ostindien, wo sie, wie auch in andern Theilen Aiens, wild wächst, und eine Höhe von 3 bis 10 Fuß erlangt. Die Geschlechter sind völlig getrennt, und eigentlich ist Hanf die männliche, Hanfweib aber die weibliche Pflanze. Die Landleute lehren jedoch die Namen gerade um. Jetzt wird der Hanf in vielen Europäischen Ländern, besonders in Polen und Rußland, sehr stark gebaut. Er verlangt einen fetten und etwas feuchten Boden. Die Behandlung des Hanfs ist in der Kürze folgende. Wenn die Blüthe vorbei ist, und an den männlichen Pflanzen die Büschel zu vertrocknen anfangen, so raufe man sie aus; ungefähr 6 Wochen später werden die weiblichen Pflanzen reif, welche den Saamen tragen, den man zuvörderst ausklopft. Dann werden die getrockneten Hanfstengel männlichen und weiblichen Geschlechts wie der Flachsbearbeitet. Es wird nämlich insbesondere für das Schiffswesen zu Segeln, Tauen, Seilen, Streichen, Netzen, Sack- und Packtüchern u. dergl. eine ungeheure Menge Hanf verarbeitet. Die nordischen Reiche, Preußen, Polen und Rußland, versehen fast ganz Europa damit. Das Werrig wird zum Kalfatern der Schiffe gebraucht. Den Saamen genießen viele Vögelgattungen und in Polen und Rußland auch Menschen. Das daraus gepresste Oel dient zum Brennen, auch wohl statt des Baumöls an Speisen. Die Morgenländer bereiten aus dem Kraut ein berauschesendes einschläferndes Mittel, das sie Wassergue oder Wasslach nennen.

Hangematte ist auf den Seeschiffen eine hängende, an beiden Enden oder an den vier Zipfeln aufgehängte grobe Leinwand, oder ein Segeltuch, rund herum mit Segeldrath benäht, welches den Menschen zur Bettstelle dienen muß. In warmen Ländern aber, namentlich in Ostindien und Afrika, hat man auch auf dem Land

ingerichtet sind. Man
en; dort werden sie an
r und hier an ein paar
bähren den Vortheil, da
Ungeziefer gesichert ist.
in dergleichen Hangemat
der Baukunst ein hangen

Streben, Säulen, Riegeln u. s. w., mel
den, Sälen angebracht wird, wo der un
also keine Säulen angebracht werden dür
e von oben her gehalten werden muß und
dem dabei Strebebänder unter den Balken
prengewerk; ein Hange- und Spreng
ren vereinigt sind.

des Ham
als sein B.
ihn am Al
ter zu fei
zustößen, l
tuge der E
r in einer
ibal zu feu
nibal in si
von 22 J
. Die Kri
f macht d

Proben seiner Talente und seiner Tapferkeit, daß ihm die Armee nach Hasdrubals Ermordung, im J. 221 v. Ehr., den Oberbefehl unter dem lebhaftesten Zurufungen übertrug. Treu seinem ersten Eide, ließ der abjährige Feldherr bald merken, daß er die mit Rom geschlossenen Traktate zu brechen geneigt sey, sobald sich ihm eine Gelegenheit dazu darbieten würde. Dies geschah durch die Eroberung Saguntis, die Hannibal mit Genehmigung des Carthagischen Senats, nach einer achtmonatlichen Belagerung, in welcher alle Mittel des Angriffs und der Verteidigung erschöpft worden waren, vollbrachte. Die Abner überschritten überthago, um und sie erklärten ein großes Heer, 1 übersteigen 1 für die Eid einer Armee Fußvoll, 40 vernünftig weder durch ten zu lassen er den Gipf welchem er und 6000 Menschen gl Sieg oder 2 Lebensmittel mit ihm zu seine Faber Römischen 4 rückt. Am Numidischen war verwun spaltet den E

pio vermied ein neues Gefecht, und zog sich bis über die Trebia zurück, ohne die Festung Clastidium retten zu können. Unterdeß war Sempronius mit einem zweiten Heer angelangt. Anfangs durch dasselbe in Schranken gehalten, weiß er bald den löchernen Segnet zum Kampfe zu reizen, legt einen Hinterhalt bei der Trebia, turnte das Römische Heer und vernichtet es. Die Römer verloren ihr Lager und 26,000 Mann. Als Sieger über zwei Armeen nahm Hannibal jetzt Winterquartiere bei den cisalpinischen Galliern, die seine Bundesgenossen wurden. Bei Eröffnung des neuen Feldzuges sah er sich an dem Ausgängen der Apenninen von zwei neuen Heeren erwartet. Er beschloß sie einzeln zu schlagen und Flaminius vor der Ankunft seines Mitconsuls aufzureiben, täuschte ihn durch falsche Märsche, rückte hinter den Apenninen vor und drang in mehreren Colonnen durch die Moräste von Eufium. Vier Tage und vier Nächte marschirten die Karthager durch Stämpfe. Ihr Anführer selbst, der den letzten noch übrigen Elefanten bestritten hatte, rettete sich nur mit Mühe, und verlor ein Auge durch einen Fluß, den er nicht hatte abwarten können. Kaum aber hatte er das trockene Feld wieder gewonnen, als er alle Mittel anwendete, Flaminius zu einer Schlacht zu zwingen. Er verheerte alles mit Feuer und Schwert, nahm den Schein an, als wollte er auf Rom losgehen, wandte sich aber plötzlich in ein enges,

von fast unzugänglichen Felsen im Hintergrunde geschlossenes Defilee. Flaminius folgt ihm unbesonnen nach, und wird sogleich angegriffen. Da erfolgte nah am Trasimen, jene blutige Schlacht, in welcher List und Talent über Römische Tapferkeit triumphirten. Auf allen Seiten angegriffen, wurden die Legionen der Römer niedergeschlagen, ohne sich entfalten zu können. Bereichert durch die Beute des überwundenen Feindes bewaffnete Hannibal jetzt seine Krieger nach Art der Römer, und drang in Apulien ein, allenthalben Schrecken verbreitend. Das bedängste Rom hatte sein Heil dem Dictator Fabius Maximus anvertraut, der es versuchte, durch Zaudern die Kraft der Carthager zu erschöpfen. Er bekämpfte Hannibal mit Hannibals Waffen, folgt ihm allenthalben, ohne ihn erreichen zu wollen, überzeugt, daß die Carthager ein verwüthetes Land nicht lange behaupten können. Diese werden in-

welches ihm seine Thore öffnete. Der Aufenthalt in dieser Apulischen Stadt verweichlichte seine Soldaten, jedoch verloren sie ihre Disciplin nicht. Kein Römischer Feldherr wagte seit der Schlacht bei Cannä in der Ebene vor Hannibals Heer sich zu lagern. Aber ungeachtet seiner glänzenden Siege und des hohen Ansehns seiner Partei in Carthago wußten doch Hanno und dessen Anhänger den Succurs zu verzögern,

den der Uebersinder der Römer gefordert hatte, und Hannibals Bruder, Mago, erhielt mit Wähe 22.000 Mann zu Fuß und 2500 Reiter, und mußte überdies mit dieser schwachen Uausrüstung den Weg durch Spanien nehmen. Dadurch ward Hannibal gezwungen, sich auf die Defensiv zu beschränken. Capua wurde von zwei consularischen Heeren belagert und war der Uebergabe nahe. Hannibal hoffte es durch eine kühne Unternehmung zu retten, drang gegen Rom vor, und lagerte sich im Angesichte des Capitols (im J. 217 v. Chr.); aber die Römer ließen sich nicht schrecken. Capua fiel. Dieser glückliche Erfolg gab ihnen die entscheidende Ueberlegenheit, denn fast alle Völker Italiens erklärten sich jetzt für sie. Von dem Consul Claudius Nero in sein Lager zurück geworfen, sollte Hannibal nichts versuchen, um sich mit seinem Bruder Hasdrubal zu vereinigen. Schon hatte dieser die Alpen überfliegen, als er von demselben Nero im Jahr 207 angetroffen und geschlagen wurde, welcher das blutige Haupt in das Lager des Hannibals werfen ließ. Dieser hob sein Lager auf und zog sich in das Land der Pyrenäen zurück. Hier von Hindernissen umringt, kämpfte er noch mit ungleichen Kräften gegen die feindlichen Heere und behauptete sich glücklich. Aber jetzt trug Scipio die Römischen Waffen nach Afrika und setzte Carthago in Schrecken, welches Hannibal zu seinem Schutze zurückrief. „Nicht Rom, sondern Carthago's Feind hat den Hannibal besiegt,“ rief er im tiefsten Schmerz aus, als er den Befehl sah, Italien zu verlassen. Er schickte seine Truppen ein, ließ die Bundesgenossen, die ihm zu folgen, sich weigerten, vabringen, und verließ im J. 203 das Land, das er 16 Jahre lang gegen Rom's ganze Macht behauptet hatte. Er landete in dem Hafen von Lepis, zog einen Theil der Numidier an sich, und nahm sein Quartier bei Adrumet. Scipio bewachte sich jedoch mehrerer Erdbeben, und machte d

Erlauben Sie mir zu erlauben, daß ich die einzige Rettung zu bewegen ihn, sich dafür geneigt zu erklären. So endigte dieser blutige Kampf doppelt verderblich für Carthago was seiner alten Eroberungen beraubt sah, sondern auch die Hoffnung verlor, je diesen Verlust ersetzen zu dal blieb befeunungsreicher im vollen Ansehen, und erließ über ein Heer im Innern von Afrika. Als aber die Rückberufung drang, ertheilte man ihm das Aicherraw.

nicht minder sein großes Talent entwickelte. Aber die Partei des Hannibal ließ nicht ab, ihn zu verfolgen, und plagte ihn bei den Römern an, daß er geheime Verbindung mit König Antiochus von Syrien unterhalte, um den Krieg aufs neue zu entzünden. Römische Abgeordnete erschienen in Carthago, um seine Auslieferung zu verlangen. Er rettete sich durch die Flucht, ging nach Trecina und von da nach Tarrus, wo er mit großen Ehren empfangen wurde, und begab sich in der Folge nach Epidaur, wo Antiochus seinen Hof hielt. Er bewog diesen zu

stern den Römern, den Krieg zu erklären, und zeigte ihm, daß Italien der Schauplatz desselben seyn müsse. Antiochus genehmigte die Pläne Hannibals; aber als dieser seinem Vaterland ein Bündniß anbot, ließ siegen seine Feinde im Senat und bereiteten den glücklichen Erfolg des ganzen Unternehmens. Hannibal erhielt zwar den Oberbefehl über die Syrische Flotte und griff mit derselben die Rhodier, Rom Bundesgenossen, an, sah sich aber durch die Treulosigkeit eines ihm untergeordneten Befehlshabers zum Rückzug gezwungen; und Antiochus selbst wurde durch eine Reihe von Fehlern und Unglücksfällen bewogen, mit den Römern einen schimpflichen Frieden zu unterhandeln. Hannibals Auslieferung war eine von den Bedingungen desselben; er rettete sie jedoch durch die Flucht nach Creta und Armenien, und folgte von da den Einladungen des Königs Prusias von Bithynien, der gegen die Römer Krieg und Rache athmete. Er ward die Seele eines mächtigen Bündnisses zwischen Prusias und verschiedenen benachbarten Fürsten gegen Eumenes, König von Pergamus, einen Bundesgenossen von Rom, trat an die Spitze der Kriegsmacht, und erfocht mehrere Siege zu Lande und zur See. Aber dieser Vortheile ungeachtet zittert Asien vor dem Namen Roms; und Prusias, an den der Senat Abgeordnete geschickt hatte, um die Auslieferung Hannibals zu fordern, war bereit, dem Befehl zu gehorchen; doch der unglückliche Held kam dieser Schmach durch Gift zuvor, das er stets in seinem Ringe bei sich trug. So starb er 183 Jahre vor Christus, 64 Jahre alt.

Hanno, ein Carthagischer Feldherr, der eine Reise an der westlichen Küste von Afrika machte, und davon eine Beschreibung hinterließ. Die Absicht der Reise waren Entdeckungen für den Handel und Stiftung von Colonien. An der Küste von Marokko legte er sechs Colonien an. Die äußerste von ihnen war die Insel Cerne an der Südgrenze von Marokko, von wo aus er sodann seine Entdeckungsreise noch weiter fortsetzte. Seiner Beschreibung nach kam er wahrscheinlich nicht nur bis an den Senegal und Gambia, sondern noch weiter bis an die Küste von Guinea; denn seine Schilderung von den wilden Bewohnern paßt auf die dortigen Negervölker, so wie die zwei großen Flüsse, in denen er Crocodile und Hippopotamos fand, auf den Senegal und Gambia passen. Hanno lebte wahrscheinlich 550 Jahre vor Chr. Geb. und verdient unter den Seefahrern der alten Welt einen ausgezeichneten Platz. Wir haben eine Griechische Uebersetzung seines Reiseberichts unter dem Titel: Periplus des Hanno. Außer diesem Seefahrer kennen wir noch mehrere berühmte Carthager dieses Namens. Zwei Feldherren, welche Hanno hießen, commandirten in dem ersten Punischen Kriege nach einander in Sicilien. Ein anderer Hanno war einer der Unterbefehlshaber des Hannibal in Italien, und zeichnete sich durch verschiedene glückliche Unternehmungen aus.

Hannover, ein zum deutschen Bunde gehörißes Königreich, das im Norden von Deutschland, zwischen der Elbe, der Ems und der Nordsee liegt. Es besteht aus den Ländern des ehemaligen Kurhauses Braunschweig-Lüneburg, nämlich den Fürstenthümern Kalenberg, Grubenhagen, Lüneburg, Verden, dem Herzogthum Bremen, den Grafschaften Hoya, Diepholz, Hohenstein, Bentheim &c. und dem Lande Hadeln, wozu 1802 noch das Hochstift Osnabrück, 1815 aber, vermöge der Stipulationen des Wiener Congresses, neben dem Titel eines Königreichs, die Fürstenthümer Hildesheim und Ostfriesland, die Stadt und das Gebiet von Goslar, die niedere Grafschaft Lingen und ein Theil des preussischen Fürstenthums Münster kamen, wogegen aber das Her-

zogthum Lauenburg, mit Ausnahme der auf dem linken Ufer der Elbe liegenden Meier, und einige andere Parcellen abgetreten wurden. Diese Ländermasse umschreibt 680 Quadratmeilen, auf welchen 1,120,000 Menschen wohnen. Die Hauptflüsse des Landes sind die Elbe, die Weser und die Ems, durch welche die unmittelbare Verbindung mit dem Ocean statt findet. Unter die wichtigsten Producte gehören Getraide, Taback, Hopfen, Flachs, Hanf, Rübsamen, Holz, Honig und Wachs, Salz, und dann eine Menge edler und nützlicher Metalle, die das Harzgebirge liefert. Die Zucht des Hornviehs und der Schafe ist meistens in einem sehr guten Zustande. Die wichtigsten Nahrungszweige sind Garnspinnerei und Leinwandweberei; dabei beschäftigt sich aber der Kunstfleiß zugleich mit Fertigung von Taback, Kattun, Wollen-, Baumwollen- und Seidenwaaren, Tüchern, Eisen-, Kupfer-, Stahl- und Messingwaaren, Hüten, Leder, Stärke, Papier, Papence, Spiegeln etc. Auch der Handel wird lebhaft betrieben; sehr förderlich für ihn ist die Vereinigung Ostfrieslands mit dem Königreiche. Im Jahr 1803 war das Geheime Rathscollodium zu Hannover die eigentliche Landesregierung, und behauptete, weil es den abwesenden Landesherren repräsentirte, das höchste Ansehen. Das Kirchenwesen wurde durch vier Consistorien, zu Hannover, Stade, Raseburg und Otterndorf, verwaltet, und die 750 Pfarrkirchen im ganzen Lande standen unter 7 General- und 43 Special-Superintendenten. Man zählte 7 reformirte Gemeinden, und die katholische Kirche ward gleichfalls geduldet. Zur Oberaufsicht und Beforgung der Justiz waren Justizkanzleien und Hofgerichte zu Hannover, Celle, Stade, Raseburg und Otterndorf; aus allen Provinzen gingen die Appellationen an das 1711 zu Celle errichtete Oberappellationsgerichte, von dessen Aussprüchen keine Appellation an die Reichsgerichte Statt fand. Die Einkünfte des Landes wurden sämmtlich von der kurfürstlichen Kammer verwalten, deren Präsident einer der Minister war. Keiner von den kleinen Deutschen Staaten hat in neueren Zeiten mehr für die Wissenschaften und den Volksunterricht gethan, als Hannover. Wir erinnern blos an Göttingens Universität, die Ritterakademie zu Lüneburg, das Georgianum zu Hannover, das Pädagogium zu Ifeld und das vortreffliche Schullehrerseminar zu Hannover, welches dem Lande eine Menge wohlunterrichteter, ganz für ihr Amt gebildeter Landschullehrer gegeben hat. Nicht minder verdient die Anstalt zu Kloster Loccum zur Bildung künftiger Prediger Erwähnung und dankbare Erinnerung. Der Stand des Heers sollte nach der Verfassung bestehen aus 12 Reiter- und 24 Fußgänger-Regimentern, nach den Umständen von verschiedener Stärke. Die Invaliden waren in 7 Compagnien und die Landmiliz in 31 Compagnien vertheilt. Zur Handhabung der Militärjustiz war die Kriegscanzlei bestellt, welche aus 2 Mitgliedern des geheimen Rathscollodiums und 4 geheimen Kriegsräthen bestand. Die Herrscherfamilie, welche Hannover ihr wahres, rechtmäßig ererbtes, oder durch Kauf, Tausch und Verfaß erworbenes Eigenthum nennen kann, stammt von dem mächtigen Markgrafen Azzo ab, der Mailand, Genua und viele andere herrliche Landstriche in der alten Lombardei beherrschte. Ihr näherer Ahnherr war Heinrich der Löwe, aus dem Stamme der Welfen, dessen Nachkommen, nach der unglücklichen Sitte des Mittelalters, die ererbten Länder theilten und wieder theilten, bis endlich das wohlthätige Primogeniturgesetz im Braunschweigischen Fürstenhause dem Unheil ein Ende machte. Die Söhne Herzog Ernsts, Heinrich und Wilhelm, waren die eigentlichen Stifter der beiden, in unserer Zeit noch vorhandenen Hauptlinien des Hauses Braunschweig-Lüneburg, indem Heinrich die Dan-

nenbergische (welche nachmals die Wolfenbüttelsche genannt wurde), und Wilhelm die Zellische Linie stiftete. Georg Ludwig vom Kaiser Leopold zum Kurfürsten des Deutschen erwarb darauf die Fürstenthümer Bremen und Verden, u als Georg I. den Thron von Großbritannien. (S. S. III. war nicht in Hannover geboren, und kam nie dahin punkt blieb also immer ein Engländer, und wer sollte wer dem entfernten Herrn des Deutschen Erblandes enthüllen, wer das Hannoverische Interesse ins gleiche dem Englischen Interesse stellen? Nie konnte unter Georg II., der keine Deutschen Staaten kannte und sie oft besuchte, die Aristokraten

machte diesem ein Ende. Beim Wiederausbruch des Kriegs zwischen Großbritannien und Frankreich aber erscholl das politische Todesurtheil für Hannover am 25. Mai 1803. Mortier rückte gegen Hannover vor, bis auf die Sühlinger Heide, wo es zu einem unbedeutenden Scharmügel kam. Bald nachher am 3. Juni d. J. schloß er mit den Hannöverschen Deputirten die berühmte Capitulation, deren Resultate ein fluchtähnlicher Rückzug des Hannöverschen Militärs hinter die Elbe ins Lauenburgische und des ganzen Landes Besitznahme bis zur Elbe von den Französischen Truppen war. Der dritte Coalitionkrieg gegen Frankreich führte neue Scenen herbei. Russen und Schweden besetzten das von den Franzosen unter Bernadotte geräumte Land, und besetzten Hameln, die lange erwartete Hannöversche Legion landete in der Weser, und hatte starken Zulauf; zugleich ließ Georg III. den Hannoveranern verkündigen: daß er mit königl. Huld ihre Wunden heilen, des Landes Wohlstand erneuern, und seinen Sohn, den Herzog von Cambridge, als obersten Befehlshaber des Heers senden wolle. Zuversend Hoffnungen erwachten, denen plötzlich die Schlacht von Austerlitz ein trauriges Ende machte. Hannover ward nach Uebereinkunft zwischen dem Kaiser von Frankreich und dem Könige von Preußen im Anfange des Jahres 1806 von 23 Bataillons Infanterie, 25 Eskadrons und 7 Batterien Artillerie besetzt, und am 27. Januar d. J. erschien ein königlich Preussisches Patent, wodurch den Hannoveranern angezeigt ward: der König nehme das Land in Verwahrung und Administration. Dagegen erschien am 3. Februar d. J. eine Bekanntmachung des Hannöverschen Ministers, Grafen von Münster, welche die Besitznahme Hannovers durch Preußen als widerstreitend den Rechten des Königs von England verkündete, jedoch die Unterthanen auffoderte, sich keiner Widersetzlichkeit gegen die Gewalt schuldig zu machen. Der äußerst heftigen Erklärung Georg III. gegen Preußen folgten bald offenbar feindliche Angriffe; Preußen gerieth über Hannover mit England in Krieg, und sonderbar genug war das Gerücht: die Rückgabe Hannovers an Georg III. solle des einzulitenden Friedens zwischen Frankreich und Großbritannien Basis seyn, der letzte Hebel, welcher Preußens friedliebenden Monarchen bestimmte, das Schwert gegen Napoleon zu ziehen. Die unglückliche Schlacht bei Jena veränderte nun die ganze Lage der Dinge in Norddeutschland, und der Friede von Tilsit warf einen Theil des Hannöverschen in die Masse der Länder, woraus das Königreich Westphalen gebildet ward. Das Schicksal der übrigen Provinzen blieb dunkel und ungewiß bis zum Jahr 1810. Das Land hatte durch alle diese Umstände schon unsäglich gelitten, und sank immer tiefer ins Elend; ehemals wohlhabende Familien wurden fast dem Hunger Preis gegeben, der Verzweiflung nahe kamen viele Staatsdiener, deren einzige Einkünfte die Besoldungen gewesen, und der Landmann versank, erschöpft durch den ungeheuern Druck, in fast gefühllose Dummheit. Die Volksmenge verringerte sich merklich! Da erscholl endlich das Gerücht: Hannovers Schicksal sey definitiv entschieden und wirklich verkündigte des Königs von Westphalen Proclamation vom 2. März 1810 die durch den Traktat vom 14. Januar d. J. geschehene Vereinigung des ganzen Hannöverschen Landes mit Westphalen! Nun ward das Land getheilt in drei Departements: nämlich das Nord-Departement, mit den drei Distrikten Stade, Bremervörde und Verden, enthaltend 214,180 Bewohner; das Departement der Niederelbe, mit den drei Distrikten Lauenburg, Harburg und Salzwedel, enthaltend 218,625 Bewohner, und das Allerde-

parlement, mit den 3 Distrikten von Hannover, Celle und Meiningen, enthaltend 249.158 Bewohner. Die drei Departements zusammen bildeten die vierte Militärdivision, deren Hauptplatz Hannover blieb. Das Jahr 1812 vereitelte alle Hoffnungen, die man darauf vielleicht hätte bauen können. Nur das Departement der Aller blieb bei Westphalen, die Communication mit dem Meere ward rein abgeschnitten, Hannover zerstückt. Die meisten Städte waren nur Hannover und Celle & Lüneburg wurden Franzosen. Die übrigen Städte dieses Theils der Hannoverschen Staaten gerieten in die Macht des großen Kaiser-Napoleon, zu Ende des Jahres 1813, als die Allirten in Regentenfamilie Großbritanniens, als die Allirten in der Herzog von Cumberland, wurden wieder eingesetzt wurde. Am 15. Dec. 1814 wurde die erste Versammlung der Stände des Königreichs durch den Herzog von Cambridge eröffnet, deren Zweck aber nicht Bildung einer neuen Verfassung, sondern nur Umwandlungen waren, welche Zeit und Landesbedürfnisse forderten; wie denn die Regierung von dem Grundsatz ausging, das Alte so viel möglich zu schonen, und das Neue nur aus demselben hervorgehen zu lassen. In diesem Sinne wird das Land allmählich organisiert, und manche nützliche Einrichtung getroffen, um es die überstandenen Leiden vergessen zu machen.

Hannover, die Hauptstadt des Königreichs gleichen Namens, liegt in einer angenehmen Gegend an der Leine, welche die Altstadt von der Neustadt Hannover trennt. Die Zahl der Einwohner beläuft sich auf 21,000. In der Altstadt liegt das Schloß, woran die eine Seite nach dem Brande von 1742 während der Westphälischen Zeit, wobei es sehr gelitten; es ist im Stand gesetzt. Außerdem sind die Münze, das Zeughaus, das Rathhaus mit einer schätzbaren und kostbaren Handschriften ist ein ansehnliches Gebäude auf der Seite die Fabriken von Wachstuch, so wie von Gold- und Silber Fabrice. Auch der Handel mit Wolle, ist von Bedeutung. Die Allianz von 1725 zwischen England und Hannover durch die Convention, ging, merkwürdig geworden.

Hans Folz aus Worms, lebte als Barbier in der zweiten Hälfte des 15ten Jahrhunderts, und war ein rühmlicher Meistersänger, von welchem noch mehrere große und kleinere Gedichte handschriftlich existiren. Einer der dramatischen Gattungen in die Deutsche Literatur den Fastnachtsspielen eine, so weit es unter den Umständen möglich war, vollkommene Gestalt gab. Wir besitzen solche Fastnachtsspiele, Salamon, Marcolf, ein Bauerliche Bauernheirath, der Arzt und der Krai

ist sie zu ihrer Zeit sehr beliebt seyn mußten, dient, daß sie noch zu Anfang des 15ten Jahrhunderts wiederholt gedruckt wurden. Hans als interessirte sich übrigens selbst gar sehr für die neue Erfindung der Buchdruckerkunst, und soll eine Privatdruckeret besessen haben. da.

Hans Rosenblüt (Rosenplüt), genannt der Schnepperer, d. h. der Totendichter, oder der lose Schwärzer, welchen Beinamen er ohne Zweifel von der ungezügelten Freiheit erhielt, womit sich sein Witz und Wackerheit, bisweilen nicht auf die feinste Weise, ergoß, lebte in der zweiten Hälfte des 15ten Jahrhunderts, war seines Gewerbs ein Wappensaler, berühmter jedoch als Meistersänger. Die Eigenschaften, welche seinen Beinamen veranlaßten, findet man vornehmlich in seinen Fasten- und Scherzspielen, deren 6 ganz abgedruckt, andere im Auszug mitgetheilt sind in Gottscheds nöthigem Vorrath zur Geschichte der Deutschen dramatischen Dichtkunst (Lfg. 175.

Er ist in der kräftigsten Darstellung eigentlich dramatisches Interesse locker an einander gereihten Scenen hinführen. Wie weit die Kunst zu seiner Zeit getrieben wurde, kann man lernen, als bei Rosenblüt. Er ist in andern Poesien, und muß nicht als Dichter gewürdigt werden, die seine Bildung, als einen geistreichen Meister der Sprache zeigen. Die Dichtungen, zu deren Darstellung

ch. Nur ein
rtalschrift, d
Grundr. der
es existiren
h sie jemand
Hanseatische
war die Sei
re Handel, i
blühte zwar
en Anfällen
bewaffnetem
bloß in eine

früheres Gelingen mehr empfangen. Hamburg und Lübeck, schon seit den Ottonen und Kaiser Konrad III. großem Ansehen standen, hatten damals zugleich einen großen Feind Waldemar, dem Könige der Dänen, dem sie sich aber kräftig entgegensetzten. Dieser Umstand und die Sicherstellung der den Seeräubern so sehr ausgesetzten Elbfahrt, so wie die zunehmende Unsicherheit der Landstraßen, veranlaßten zuerst 1239 zwischen Hamburg, den damaligen freien Dänemarken und den Händlern einen Vertrag, und 1241 zwischen Hamburg und Lübeck die Errichtung eines Bündnisses, wodurch sie sich gegenseitig zum Beistande gegen alle Angriffe, besonders auch gegen die Abteien, verpflichteten. Diesem Bunde trat 1247 Braun-
schweig bei, welches im vorigen Gange des Land- und Flußhandels in jenen beiden Städten als Niederlage benutzt wurde, denn während allen im Besitze des Levantischen und Indischen Handels war, hatte von da eine Handelsstraße über Deutschland, durch die Oberpfalz, an den Oberrhein, ostwärts am Harz weg über Braunschweig nach Ham-

burg gebildet, indem zugleich für einen Theil jener Waaten der Rhein benutzt wurde. So gehörte denn Braunschweig vorzugsweise in das Interesse der verbündeten Handelsstädte, denen sich bald eine große Anzahl beigesellte. Dieser Verein erhielt vorzugsweise den Namen „Hansa“, denn dieses Wort bedeutete in der damaligen Altheutschen Sprache an und für sich: einen zur wechselseitigen Beihilfe geschlossenen Bund. Diese Hansa zählte in kurzer Zeit so viele Mitglieder, daß schon 1260 der erste Bundesconvent zu Lübeck gehalten wurde, welche Stadt das Haupt des ganzen Bundes war, denn in ihr wurden die regelmäßigen Versammlungen aller vereinten Städte von drei zu drei Jahren, jedesmal um Pfingsten, wie auch die außerordentlichen Convente, gehalten; dort war das allgemeine Archiv des Bundes. Die Zahl der Hansestädte war nicht immer dieselbe; ihre höchste belief sich auf 85, deren Namen wir hier in alphabetischer Ordnung anführen, ohne uns auf eine kritische Untersuchung der Zeiten, in welchen sie zum Bunde traten oder wieder davon abgingen, einzulassen. Sie hießen: 1. Anclam in Pommern; 2. Andernach im Erzstifte Cöln; 3. Aschersleben im Stifte Halberstadt; 4. Berlin; 5. Bergen in Norwegen; 6. Bielefeld in Westphalen; 7. Bolsward in Friesland; 8. Brandenburg; 9. Braunsberg in Preußen; 10. Braunschweig; 11. Bremen; 12. Buxtehude im Stifte Bremen; 13. Campen in Oberpfalz; 14. Colberg; 15. Cöln am Rhein; 16. Coesfeld in Münster; 17. Cracau in Polen; 18. Culm in Preußen; 19. Danzig; 20. Demmin in Pommern; 21. Deventer in Oberpfalz; 22. Dorpat in Liefland; 23. Dortmund in Westphalen; 24. Duisburg in Cleve; 25. Einbeck am Harz; 26. Elbing in Preußen; 27. Elburg in Geldern; 28. Emmerich in Cleve; 29. Frankfurt an der Oder; 30. Gölnow in Pommern; 31. Goslar am Harz; 32. Göttingen; 33. Göttingen; 34. Greifswalde in Pommern; 35. Halle in Sachsen; 36. Halberstadt; 37. Hamburg; 38. Hameln im Hannoverschen; 39. Ham in Westphalen; 40. Hannover; 41. Harderwyk in Geldern; 42. Helmstädt in Braunschweig; 43. Herborn in Westphalen; 44. Hildesheim; 45. Kiel in Holstein; 46. Königsberg in Preußen; 47. Lemgow in Westphalen; 48. Lix; 49. Lübeck; 50. Lüneburg; 51. Magdeburg; 52. Minden im Hannoverschen; 53. Münster; 54. Nimwegen in Geldern; 55. Nordheim in Niedersachsen; 56. Osnabrück; 57. Osterburg in der Altmark; 58. Paderborn; 59. Quedlinburg am Harz; 60. Reval; 61. Riga; 62. Rostock; 63. Rügenwalde in Pommern; 64. Ruremonde in Geldern; 65. Salzwedel; 66. Seehausen in der Mark Brandenburg; 67. Stendal ebendasselbst; 68. Stade; 69. Stargard in Hinterpommern; 70. Stavern in Friesland; 71. Stettin; 72. Stolpe; 73. Stralsund; 74. Soest in Westphalen; 75. Thorn in Preußen; 76. Venlo in Geldern; 77. Uelken im Lüneburgischen; 78. Unna in Westphalen; 79. Warberg in Schweden; 80. Werben in der Altmark; 81. Wesel in Cleve; 82. Wisby auf Gotland; 83. Wismar in Mecklenburg; 84. Zütphen; 85. Zwoll in Geldern. Diese Städte wurden in vier Klassen eingetheilt, von denen jede eine Haupt- oder Quartierstadt hatte. Zu der ersten Klasse gehörten die Wendischen und Ueberwendischen Städte, deren Quartierstadt Lübeck war; zu der zweiten die Clevischen, Märkischen, Westphälischen und die vier in den östlichen Provinzen der nachmals vereinigten Niederlande gelegenen Städte, mit der Quartierstadt Cöln; zu der dritten Klasse die Sächsischen und Mark-Brandenburgischen Städte, deren Quartierstadt Braunschweig war; zu der vierten Klasse endlich gehörten die Preussischen und Liefländischen Städte, die Danzig zur

Quartierstadt hatten. (Zu andern Zeiten theilten sie sich auch in drei Drittel.) Zugleich wurde die Errichtung 4 großer Comptoire oder Niederlagen im Auslande beschlossen, und sie kamen auch zu London 1250, zu Brügge 1252, zu Nowogorod 1272 und zu Bergen 1273 zu Stande. Königliche und Fürstliche Privilegia gaben dem Ganzen seine eigentliche Consistenz, und im J. 1364 wurde eine förmliche schriftliche Bundesacte zu Eöln abgefaßt. Ueberhaupt erlangte der Bund im 14ten Jahrhundert eine hohe politische Wichtigkeit, denn aus und in ihm entwickelte sich zuerst die, in alle Verhältnisse eingreifende, Handelspolitik, von der kein Fürst damals eine Ahnung hatte. In seiner Organisation sprach die wahre Tendenz des Vereins sich nun reiner und bestimmter aus; sich selbst Gewerb und Handel gegen Räubereien zu schützen, den Handel der Verbündeten im Ausland zu schirmen, auszudehnen, wo möglich allen auswärtigen Handel ausschließlich an sich zu bringen, die Rechtsordnung in den einzelnen Bundesstädten zu handhaben, dem Unrecht durch Tagfahrungen, Bundestage und Schiedsrichteramt zu steuern, und endlich die von den Fürsten erhaltenen Rechte, Freiheiten und Privilegien zu behaupten, und wo möglich zu vermehren und zu erweitern. Zu der innern Organisation des Bundes gehörte auch, daß nach einem Matricularanschlag gewaffnete Mannschaft und Schiffe, oder statt dessen in gewissen Fällen baares Geld, sodann der Pfundzoll und Geldbußen entrichtet werden mußten; der Bund übte besondere Justizgewalt, er belegte mit dem größern und kleinern Bann; versiel ein Ort in denselben, so nannte man das verhanset; auf den Comptoiren herrschte eine fast klösterliche Disciplin, die selbst bis zur Ehelosigkeit der Factore, Kaufgilden-Meister und Gesellen stieg. Durch ein consequentes Festhalten dieser in jene vier Hauptzwecke sich spaltenden Tendenz und ihrer innern Organisation erlangte die Hanse, ungeachtet sie weder vom Kaiser noch Reich je förmlich anerkannt worden, ein großes Ansehen, und man kann wohl sagen, daß Könige und Fürsten mehr von dem Bunde abhängig waren, als er von ihnen, wofür in der Geschichte desselben gar viele Belege sich finden. So genossen die Städte der Hanse in England freie Ausfuhr, und in Dänemark, Schweden und Rußland freie Einfuhr; kein Bürger dieser Staaten erlangte je ein solches Vorrecht. Der große Zwischenhandel der Hanse war eine Hauptquelle ihres immer wachsenden Reichthums; es gab endlich keinen Handelspunkt in Europa mehr, der nicht in ihren Wirkungskreis nach und nach gezogen worden wäre, und so ward sie bald Herrscherin durch die Gewalt ihrer Schätze und ihrer Waffen über Kronen, Länder und Meer. Gegen die Könige Erich und Hakon in Norwegen, Waldemar den Dritten, war die Hanse siegreich; sie setzte den König Magnus von Schweden ab, und verlich seine Krone dem Herzog Albrecht von Mecklenburg; sie rüstete im Jahre 1428 eine Flotte von 248 Schiffen mit 12,000 Streikern gegen Kopenhagen aus; ein Bürgermeister zu Danzig, Namens Niederhoff, durfte dem König Christian von Dänemark den Krieg erklären; mit dieser Hanse schlossen England, Dänemark und Flandern Verträge zum bessern Gedeihen ihres Seehandels; sie übernahm die Handhabung der Polizei auf der Ost- und Nordsee, wobei sie vorzüglich die Ausrottung der berüchtigten Victualienbrüder oder Vitalianer auf jenen Meeren bezweckte, wie auch dem Strand- und Grundrührrecht vorbeugte; ihr verdankte man die Anlegung schöner Wasserstraßen und Kanäle, und die Einführung gleichen Maßes und Gewichtes im Gebiet ihrer unmittelbaren Wirksamkeit. Der blühende Zustand der Hanse war aber natürlich von der Fortdauer der Umstände abhängig;

welche ihre Errichtung veranlaßt hatten; er mußte verlassen, als nach und nach jene Umstände verschwanden. Als daher bei Land- und See-Strafen nicht mehr zu befürchten waren, die Errichtung des Landvertrags für längere Zeit vorant zu die öffentliche Sicherheit gewährte, als die Häseln die Wichtigkeit der Handelsverträge ihrer eigenen Staaten begründen lernten, und auf die Errichtung einer auf eigene Ehre gegründeten Verträge ihre Erwartung zu verwenden angingen, als die zum Lande gehörigen Handelsstädte einwogen daß die dominirenden Seestädte eigentlich sich von ihnen ganz außerordentliches Interesse erhalten hätten, und sie von Nutzen endlich mehr als Nutzen benutzt wurden; als die Seestädte übertraten, die allwärts Meister der Ozean zu seyn, und die Deutschen Jäger auf den Bedanken kamen, die einzelnen Handelsstädte sich endlich zu vereinigen, um von ihrem Handel den möglichsten Vortheil für sich selbst zu ziehen, wozu sie vorzüglich von Kaiser Carl V., der die Handlung seiner Niederlande zu haben trachtete, und dabei dem Lande nicht weniger, immer mehr getreut wurden; als die Entdeckung von Amerikahine totale Revolution im Handel veranlaßte, da man sich schon weißt der Fülle des Verkehrs und der gänzlichen Zerküftung des Landes. Im J. 1566 wurde der letzte Vertrag zu Utrecht ausgehandelt, an welchem die herrliche Lösung der einzelnen Städte vom Bund erfolgte. Nur Hamburg, Lübeck und Bremen verbanden sich auch neue, und in einzelnen Jahren trat auch Danzig hinzu, ohne jedoch unter dem Namen der Handelsstädte nicht mit begriffen zu werden, welchen Namen drei Jahrhunderte, bis am 11. Dec. 1713 sie dem französischen Reich einverleibet wurden, wodurch ihre bisherige Existenz verändertes ward. Die Städte von 1713 und 1714 traten diese Städte vom dem französischen Reich, und die Preussischen erhielten durch ihre republikanische Reichsfürstentum werden, so daß sie nun als „freie Städte“ Glieder des deutschen Bundes ausmachen.

Häseln bezeichnet die bisher vornehmlich unter den Völkern mehrere Handwerker üblich gewesenen Messer und Messer, welchen derenmal unterworfen war, bei einem Ort, wo diese Häselgebrauch herrschte zum ersten Male beschrieb. Sie bestanden in manchen Umständen und unfrischen Positionen, so wie der Name, ist von der Form herabgefallen, in deren Kontour man in alten Zeiten unter ähnlichen Umständen ausgenommen wurde. Die bei dem Konturieren der Leber durch die üblichen Messer rühren ebenfalls dabei.

Handwurst ist die Benennung eines ehemals stehenden grotesk-komischen Charakters der Deutschen Nation. Woher er seinen Namen habe, ist ungewiß, wahrscheinlich aber eine Bemerkung Adrians auf bewußten anwendbar. „Es gibt“ sagt er, „eine Art von Lustigem, deren die der Pöbel in allen Ländern bewundert, und sieht, daß er sie, nach der gemeinen Art zu red-
 Ich meine jene herumziehenden Pöbelartigen, welche herumziehen (Merche) benannt, was ihm am liebste nennt man sie Pöbelartige, in Frankreich Jean

von einer Art sehr bei einer Häseln

Man sieht leicht, wie sich Handwurst
 hoch anreicht, und kann sich deshalb zu
 allen, ohne ihn mit etwas von den in
 stehenden, haben der alten Comodie, o.

eine Nachdichtung der Italiener zu haben. Die älteste Er-
 rüthen ist in einem Werke Kaiser's von 1741 gegen den

Georg Heinrich von Braunhweig-Wilkenbühl, welches die Lieder

herem, wo ihm von mehreren Seiten her der Krieg angekündigt wurde. In Wien verdrängte ihn der neue Theaterunternehmer, Freiherr von Hendl, in Berlin Schönmann selbst, in Leipzig die Neuberin, vornehmlich durch Gottscheds Bemühungen, und nun verschwand er gänzlich von der Bühne. Viele priesen darum die Deutsche Bühne glücklich, manche nahmen sich des Vertriebenen an. Unter die letztern gehört Lessing, welcher die Geschmackreinigung des Hanswürsts vom Theater für die größte Hanswürstlade erklärte. Man vergesse bei dieser ganzen Untersuchung nicht, daß man von dem Gesichtspunkte ausgehen

Wälse, Landwirth gehört einer eigenen Pflanzung des Kommissars, der
 Oberste, an, eben so wie Hartlein und dessen Verwandte. 64

Harcourt (Henri de Courainc v) war ein Sohn Karls von La-
 Fregin, Herzogs von Elbeuf, und zeichnete sich zunächst als Feldherr
 aus. Nachdem er sich 1620 in der Schlacht von Drey versorget
 hatte, diente er als Volontair gegen die Hugenotten. Mit großem
 Ruhm commandirte er gegen die Spanier. In der Schlacht von Courts
 (Lahay) in Flandern im J. 1630, die Eroberung Turin im J. 1630
 und Courts im Jahr 1641 zeigten seine großen Feldherrntalente. Bei
 Courts siegte er mit Louis XIII gegen 20,000. Der Spanische Vize-
 royal Legation ließ ihm sagen, daß, wenn er König von Frankreich wäre,
 er ihm den Kopf abschlagen ließe, weil er mit ungleichen Kräften eine
 Schlacht gewagt hätte. „Wäre ich König von Spanien,“ antwortete
 Harcourt, so würde Legation den Kopf, weil er nur um so viel schwä-
 chern würde den Eux überlassen.“ Bei der Belagerung von Turin,
 das er durch Ausdauer zu erobern wollte, ward er selbst in seinem
 Lager belagert und litt großen Mangel, dennoch ließ er die Belagerung
 nicht auf. „Ich werde absterben,“ antwortete er auf die Artillerie,
 „wenn meine Pferde alles Grad um Turin und meine Soldaten alle
 Pferde werden aufgebracht haben.“ Seine Ausdauer führte ihn glücklich
 zum Ziele. Um ihn zu belohnen, verließ ihn der König im J. 1642
 die Erbschaft von Courainc, und wählte ihn 1643 zum Pro-
 fessoren von Frankreich. In demselben Jahre ging er nach Eng-
 land, um die abwaltenden Streitigkeiten beizulegen. Im J. 1643 ward
 er zum Vizekönig von Katalonien ernannt und schlug die Spanier bei
 Lerida. Bald darauf nahm er Balaguer und trug andere Vorteile
 davon. Aber die Belagerung von Lerida 1646 war weniger glücklich
 für ihn; er verlor dabei sein Geschütz und Gepäck. Im J. 1649 ward
 er in die Niederlande geschickt, wo er Loude, Wandring und andere
 feste Plätze eroberte. Später diente er mit vieler Treue in Flandern
 während des Bürgerkriegs, des 1651 und 1652 durch Provinz gestritten.
 Gegen das Ende seines Lebens ward er Statthalter von Cayen, und
 starb 1666 in einem Alter von 60 Jahren, wie dem Adam eines so
 sehr großmüthigen, unverwundten und glücklichen Feldherrn.

Hardenberg (Carl August Friedrich, 1772 Carl von), seit dem
 8. Jan. 1810 Königl. Preussischer Staatskanzler, gehört zu den größten
 und ausgezeichnetsten Staatsmännern der neuen Zeit, und hat auf die
 großen Ereignisse der Gegenwart sehr tiefen Einfluß ausgeübt. Geboren im
 Hannoverschen im J. 1772, trat er nach Beendigung seiner Studien
 in Leipzig und Erlangen im J. 1792 in bayerische Dienste. Der
 Kabinetkanzler, in welchem er geboren war, erlaubte ihm, sich von den Re-
 sultaten seiner Verurtheilung loszumachen, und durch Mexiko und den Uni-
 versität mannigfaltig erwerbende Kenntnisse zu
 n. wie werden ihn die Natur ausgeübt,
 verleben. Als dem Carl eine Kammer-
 droste er mehrere Jahre theils in Eng-
 land, theils in Frankreich, Holland und
 Im J. 1778 ward er geheimes Kammer-
 Privatsekretär mit einem Englischen Prinzen
 worauf ihn der letzte Herzog von Brauns-
 den Reich und Preussens in seinem Winter
 er gewann ihn bald so lieb, daß er, um
 mit ihm bei ihm niederzulegen Testament
 sandte. Er imponirt an dem Preussischen

Hofe Friedrich Wilhelms sowohl durch seine Person, als durch sein Benehmen und seine Talente, so daß der Herzog sich seiner oft bediente, um seine Angelegenheiten am Berliner Hofe zu betreiben. Im J. 1787 wurde er zum Braunschweigischen Präsidenten des Kammercollegiums erhoben. Indes hatte er bereits die Aufmerksamkeit des Preussischen Hofes auf sich gezogen, und als im J. 1790 der letzte Markgraf von Anspach und Baireuth von dem Könige von Preußen einen Minister für seine Fürstenthümer verlangte, empfahl dieser den Baron von Hardenberg zu dieser Stelle, nachdem er ihn sich von dem Herzog von Braunschweig erbeten hatte. Bekanntlich resignirte im Jahr 1791 der Markgraf von Anspach, Baireuth die Regierung, worauf diese Länder mit den Preussischen Staaten vereinigt wurden. Hardenberg, welcher schon an der Spitze der Verwaltungsangelegenheiten dieser Provinzen stand, ward nicht allein von der Preussischen Regierung für seine Wirkungskreise beibehalten, sondern auch zum geheimen Staats- und dirigirenden Minister ernannt, und nahm im J. 1792, da der König von Preußen förmlich die Regierung daselbst antrat, die Huldigung im Namen desselben an. Endlich, da die Verwaltung dieser Provinzen, wegen der mannigfaltigen auswärtigen Beziehungen, oft Verabredungen mit dem Kabinetministerium erforderlich machte, fand es der König rathsam, ihn zum Kabinetminister zu ernennen, und verlieh ihm, zum Zeichen seiner Huld, die Insignien des rothen Adlerordens. Am Ende desselben Jahres, als der Krieg gegen Frankreich begonnen hatte, berief ihn der König ins Hauptquartier nach Frankfurt am Main, wo er den nächsten Winter hindurch blieb und für die Bedürfnisse der Armee sorgen half. Dann wurde er zum königlichen Commissär in politischen Angelegenheiten ernannt, und blieb in dieser Eigenschaft auch das Jahr hindurch bei der Armee am Rhein. Das Zutrauen des Königs stieg immer höher, und im Anfange des Jahres 1795 sandte er ihn nach Basel, wo er nach dem Tode des Grafen von Holz die Friedensunterhandlungen betrieb, und durch den am 5. April 1795 abgeschlossenen Frieden dem Preussischen Staate Ruhe, sich selbst aber den Beifall seines Monarchen und zur Belohnung den schwarzen Adlerorden erwarb. Durch diese glücklichen Erfolge zu doppelter Thätigkeit befeelt, kehrte jetzt Hardenberg in die ihm untergeben gewesenen Provinzen zurück, deren Verwaltung er aufs neue übernahm. Er beschäftigte sich damit, nicht allein ihre Organisation zu vereinfachen, sondern auch vielfache Grenzstreitigkeiten mit den benachbarten Deutschen Fürsten und Reichsständen auszugleichen. Nach dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelms III. bekam sein Wirkungskreis eine veränderte Richtung. Zu Bewirkung größerer Einheit wurden das Justiz- und geistliche Fach der Fränkischen Provinzen, von denen Hardenberg auch der Chef war, dem Preussischen Justizministerium und dem Oberconsistorium untergeordnet, und das Finanzdepartement mit dem Generaldirektorium vereinigt. Der Minister blieb zwar Chef derselben, ward aber nach Berlin versetzt, wo ihm beim Kabinetministerium die Theilnahme in allen Fränkischen auswärtigen, Hoheits- und öffentlichen Angelegenheiten, und die Direction dieser Geschäfte, so wie der Lehenssachen, übertragen wurde. Hardenbergs Verdienste vergrößerten das Vertrauen des Monarchen in dem Grade gegen ihn, daß er nach dem Tode des Ministers von Werder im Jahr 1800 Chef des Magdeburg-Halberstädtischen Departements ward, und nach dem Ableben des Ministers von Heinitz einstweilen das Westphälische Departement, nebst dem von Neuschatel, und endlich für immer die Curatel der Kunst- und Bauacademie erhielt. Der Berliner Hof war

um diese Zeit soll der Witzspruch aller W
 nen Europäischen Mächte unter des Presten
 worden, der besonders für das Interesse
 Als aber dieser Throner auf seinen Thron
 von den Bischöfen bewachen und auf sein
 fen, trat mit dem vollsten Vertrauen seines
 sen Stelle, der bei einer nachlichen Vorh
 dem angebornen Landesherrn huldigt, ist
 Preussische Kabine eine überwiegende Neig
 Dies dring den Presten Hannover, seine
 men, darauf im August 1806 Hardenber
 trat. Das Bestreben des Ministers schielte
 zu sein, Preußen die Neutralität zu erhalten
 Truppen das Rheinische Gebiet verließen,
 Convention von Fontenay zwischen Rußland
 1807) ward geschlossen, und nun trat Ad
 Ausdruck jedoch durch die Bedingungen
 Preußen ward zu Unterhandlungen genöthigt, und schloß durch Haugwitz
 eine Convention mit Napoleon, vermöge welcher seiner Neutralität
 durch die promissoriale Einnahme Hannovers eine größere und festere
 Basis verliehen wurde. Eine Folge dieser Uebereinkunft war, daß Har-
 denberg seine Stelle weder an Hannover überließ, und, erst im vom
 Cabinet, durch andauernde Indignität in dem übrigen Theile seines Kaiserthums-
 freies (als Chef des Casselischen, Halberstädtischen Departements)
 den Schmerz zu unterdrücken suchte, den ihm Hannovers Verzichtnahme
 durch Preußen und dessen Entfernung aus England verursacht mußte.
 Aber auch Haugwitz sollte sich seines Amtes nicht lange freuen.
 Ereignisse, die man erwartete, weil man an das Unthätige ge-
 wöhnt war, führten Preußen noch dennoch zum Krieg. Hardenberg
 wurde zu den Conferenzen gezogen, die vor Ausbruch desselben zu Char-
 lottenburg Statt fanden, und machte einige Reisen in Auftrag des
 Hofes. Nach dem 12. Oct. begab er sich zum Könige, und übernahm
 da der General von Sacken, der an Haugwitz Stelle den ansehnlichen
 Angelegenheiten vorkam, im Anfange des Jahres 1807 seine Entlassung
 ansuchte, auf Alexanders Wunsch das Portefeuille wieder. Nach dem
 Frieden von Tilit hat er um seine Entlassung, die
 den Schatz von Rußland, und kehrte dann nach
 burg zurück, wo er auf seinem Landgute Tempelhof
 ler Hartenbergher lebte, bis ihn der König zu der
 des Staatskanzlers berief. Die Verdienste, die er
 den Staat erworb, sind zu neu, um schon jetzt einer
 gung fähig zu sein. In seinen äußern Verhältnissen
 seitdem unbeliebt mit Frankreich zu verbinden,
 entgegenrichtete Partei, als nach dem Abzuge der
 aus Rußland im J. 1813 war ein günstiger Zeitpunkt
 zu sein, und welche glückliche Resultate davon
 machten sind, ist allgemein bekannt. Im November
 Juni 1814 erhub sein König ihn und seine Nachfol-
 gerstand, und verband damit eine ansehnliche Do-
 mäne, welche nach dem kaiserlichen Verdict den
 Hardenberg erblickte. Im Herbst 1814 begab sich der Fürst nach
 Wien und wohnte dem dortigen Congresse bei. Im J. 1815 begleitete
 er den König in dem französischen Feldzuge, und wirkte dann aus
 Hauptrolle in den wichtigen Negotiationen, welche nach der Unterzeichnung

desselben in Paris Ernst hatten. Oben oben Paris ist Hardenberg ein Staatsmann von glänzenden Talenten und großen Eigenschaften, der eine hohe Idee zu fassen und zu realisiren weiß, und ohne Privatliche sichern das Beste des Monarchen redlich will, der ihn seines Vortrags gewürdigt, und sein und seiner Unterthanen Wohlthun in seine Hände gelegt hat.

Hardenberg (Friedrich von), als Schulzeller unter dem erstberühmten Namen Revolts bekannt, künftl. Edl. Calaneo alleher und designirter Amtshauptmann in Thüringen, geb. zu Weitzburg 1779 geb. 1805. Im bayerischen Arme seiner Provinz ist ward er von einem vorzüglichen Lehren in allem Schönen und Guten erzogen. Dann verlebte er als reisender Jüngling ein Jahr bei einem Herrn in Fulda bei Braunshausen, und besuchte darauf das Gymnasium in Quedlin, wo er besonders Jani's Vorlesung in den alten Sprachen denirte. In Jena studirte er unter Kantsch die Philosophie, in Leipzig und Wittenberg die Jurisprudenz. Von Wittenberg kam er nach Trausnitz, wo er zu einem juridischen Reichthumsgelehrten werden sollte. Im J. 1807, als er sich dem Calaneo zuwenden wollte, forderte seine erste Geliebte, Sophie von Lada, in der er eine Madonna verehrte. Doch erholte er sich von diesem Schmerz und identifie sich mit neuer Kraft dem Leben und den Wissenschaften. Im December 1807 ging er nach Trausnitz, wo er sich der Bergwerkskunde widmete. Hier war es, wo Julie von Ederstreu, die jetzt in Ungarn verheiratet ist, erst seine Hochachtung, dann seine Liebe gewann; er lobte, sie mit ihr durch die bedingte Forderung der Ehe zu verheirathen. Im Sommer 1809 lebte er noch zu Trausnitz jurisch, und wurde dem Directorium der Calaneo als Rathgeber beigelegt. In diesem Zeitraum gewann er die beiden Brüder Schlegel und L. Lind zu Freunden und Bekanntschaften. Bis er eben im J. 1809 die Stelle eines Amtshauptmanns in Thüringen erhalten sollte, schloß er am 25. März 1809 mit dem bairischen Kaiser zu Regensburg unter den aristokratischen Bedenken des Kaisers und in dem Arme seines Freundes H. Schlegel ein. „Im Umarmung mit Freunden, oder in großen gemischten Gesellschaften, liegt ihm vorzüglichst Freund, der Freundschaftsbande zuß in Trausnitz, war er nicht Stundenlang still, doch dabei ausnehmender Beobachter dessen, was um ihn her vorging, oder im traulichen Zerkel des Besprechers. Es war ihm überhaupt Bedürfnis, daß er sich ausdrücken konnte. Man konnte nicht man ihm zuhören, und man ward nicht müde, ihn zu hören; denn den gemeinlichen Freundschaften wachte er ein Interesse zu geben. Nach dem herbei ward da seinen Freunden der Reichthum seiner Phantasie, die Schärfe seiner Vernunft, das Jaugste seiner Gesinnungen! Widerspruch ertrug er gern, und ward nie nachlässig darauf zuhören. Er gab er sich wohl den Gedanken. Seine sein Kopf verrichtete sich, sein Wort einfach und schlicht, als wenn es ein Stück der herrlichen Welt haben, ein wahrer Dichter ist die ganze Welt und die in der herrlichen Welt eine ungeste. Man kann ihn bei einer einem geistlichen Jüngling, der bald wieder zu dem geistlichen Beruf kam, so hoch die Man-

nigfaltigsten Kenntnisse erworben, er war Jurist, hatte die Naturwissenschaft, die höhere Mathematik und Philosophie in allen ihren Zweigen ergriffen; doch herrschte bei ihm stets die Poesie vor, Phantasie und Gemüth spiegeln sich in allen seinen Werken, die leider mehr Fragmente, mehr Andeutungen dessen sind, was er gewollt hat. Alle sind von der heiligen Schönheit der christlichen Religion innig durchdrungen; dabei ist er im Geiste dieser Religion mild und tolerant, und bei der Tiefe der Gedanken zeigt sich immer eine hohe Einfachheit der Form. Es ist ein unersehlicher Verlust für unsere Literatur, daß sein Roman Heinrich von Ofterdingen, dessen originelle Größe wir nur aus den Andeutungen seines Freundes L. Tisch abhandeln können, unvollendet geblieben ist. Es war die Absicht des Dichters, nach Vollendung des Ofterdingen noch sechs Romane zu schreiben, in denen er seine Ansichten der Physik, von denen die Lehrlinge zu Sais den Anfang bilden, des bürgerlichen Lebens, der Handlung, der Geschichte, der Poetik und der Liebe niederlegen wollte. Man sieht, daß er durch alle Stände, Gewerbe, Wissenschaften, durch alle Lebensverhältnisse siegend schreiten und mit dem Geiste der Poesie die ganze Welt erobern wollte. Am herrlichsten offenbart sich sein Gemüth in den Hymnen an die Nacht, mit denen er auch in Hinsicht auf die Ausführung am meisten zufrieden war. Wessen Herz haben nicht seine geistlichen Lieder in manchen trübten Stunden angesprochen! Diese Lieder waren der Anfang eines christlichen Gesangbuchs, zu welchem der Dichter ebenfalls Predigten über die wichtigsten Ansichten des Christenthums schreiben wollte. Die größte Hälfte des zweiten Theils seiner Schriften (Berlin 1802 2 Theile) besteht aus Fragmenten, in welchen sich sein vielseitiger und tiefer Geist mit der gemüthlichsten Liebe ausdrückt. Sie sind mehr Texte zum Denken, und er hatte den Plan zu einem eige-

antiquis restituta und in seinen Prolegomenis ad censuram veterum scriptorum auszuführen wußte, was die meisten der für alt gehaltenen auch die Schriften sämmtlicher alten Abnahme der Werke des Cicero, d. Georgica Virgils und der Satyren den im 13ten Jahrhundert verfaßt; daß die Aeneide das Nachwerk, der allegorisch die Reise St. I. wolle, wohin Adrigens nach seiner

ren sey. Die eingeflochtene Erzählung von dem Trojatischen Brande zieht sich auf die Zerstörung Jerusalems und auf den Triumph des Christenthums über das Judenthum. Diese Behauptungen mußten ihn in große Streitigkeiten verwickeln; aber alle Einwürfe und Widerlegungen waren nicht vermögend, ihn von der Unstatthaflichkeit seiner Hypothese zu überzeugen. Einem Freunde, der ihm einst Vorstellungen darüber machte, und sich auf das Urtheil aller andern Gelehrten bezieht, antwortete er schnell: Glaubst du, daß ich darum mein ganzes Leben hindurch jeden Morgen um 4 Uhr aufgestanden bin, um nur zu sagen, was Andere schon vor mir gesagt haben?

Harem nennen die Mohammedaner den Theil des Hauses, wo die Frauen abgesondert von den Männern wohnen. Jeder Muselman darf vier rechtmäßige Frauen und eine willkürliche Anzahl Weischläferinnen halten, die im Hintergebäude wohnend und von hochummauerten Gärten eingeschlossen, unter Aufsicht schwarzer Verschnittener und alter Hofmeisterinnen stehen. Diese Einrichtung ist jedoch nur dem Reichen und Vornehmen möglich. Der Geringere begnügt sich in der Regel mit Einer Frau, da er mehrere nicht ernähren kann, läßt sich von ihr bei seinem Gewerbe helfen, und lebt in näherer Verbindung mit ihr. Das größte Harem ist das kaiserliche, in welchem sich 400 bis 2000 Frauen befinden. Diese sind größtentheils als Tribut oder Geschenk dem Großherrsinn gegebene Christensclavinnen. Sie treiben weibliche Beschäftigungen, aber niemand, außer den zu ihrer Bedienung bestellten Verschnittenen, darf es wagen, sich ihnen zu nähern. Nur an Fest- oder Freudentagen werden sie dem Kaiser im schönsten Schmucke vorgestellt; der Erkornen läßt er durch den Rislar-Aga seine Wahl bekannt machen, worauf sie von den übrigen gebadet, gesalbt und in das Schlafgemach des Kaisers geführt wird. Bei der großen Anzahl aber wird den wenigsten diese Ehre zu Theil. Die vornehmste ist diejenige, welche den ersten Prinzen geboren hat. Aber alle, die Mutter geworden sind, werden von den andern abgesondert und erhalten einen eigenen Hofstaat von Verschnittenen. Uebrigens ist das Harem nur ein Theil des Serails oder kaiserlichen Palastes.

Häresis (Griechisch), Ketzerei; davon Häretiker, Ketz. Vergl. diese Artikel.

Harfe, eines der ältesten Saiteninstrumente, das wahrscheinlich anfangs statt der Saiten mit Thierhaaren bezogen war. Ob sie die Sambacca oder das Trigonon der Alten sey, ist schwer zu bestimmen; ihr hohes Alter aber wird unter andern auch durch den hinter den Ruinen des Aegyptischen Thebens in den vermeinten Gräbern der Thebanischen Könige entdeckten Härfenspieler in einem Frescogemälde außer Zweifel gesetzt. Es gibt verschiedene Gattungen von Harfen, von denen wir folgende anführen: 1) die ehemals sehr gewöhnliche Spizharfe, auch Italiensche Harfe genannt. Sie ist mit zwei Reihen Drathsaiten (welche durch einen doppelten Resonanzboden getrennt sind) bezogen. Die linke Seite, welche den Bass ausmacht, pflegt gelbe, die rechte oder die Discantseite aber weiße Saiten zu haben. Dieses sehr unvollkommene Instrument ist jetzt wenig mehr im Gebrauch. Bekannter und gewöhnlicher ist 2) die Doppel- oder Davids Harfe, in Form eines Triangels, mit Darmsaiten bezogen und einem Resonanzboden versehen. Ihr Umfang ist meistens von dem großen C bis zum dreigestrichenen c oder d. Die Unbequemlichkeit, daß dieses Instrument jedes Mal nach dem Haupttone, aus welchem das vorzutragende Stück geht, eingestimmt, bei vorkommenden fremdartigen Tönen aber

während des Spiels der Wirbel, womit die Falte am Ende befestigt ist, gedreht, oder diese durch den Druck des Daumens verändert werden muß (wodurch manche Passagen durchaus unausführbar bleiben), hat zu einer eigenen sündreichen Erfindung Anlaß gegeben, nämlich 3) der Pedalharfe. Das Pedal besteht gewöhnlich aus sechs oder sieben Triten; durch jeden derselben ist man im Stande, alle Octaven eines Tones um einen halben Ton zu erhöhen, braucht folglich beim Wechsung auf keine anderen Töne, als die der gewöhnlichen Conlitter, Rücksicht zu nehmen, und kann auf jedem Ton mit gleicher Leichtigkeit spielen, ohne zum Daumen seine Zuflucht zu nehmen, und dadurch gute Lagen zu verlieren. Die Tonstücke für dieses Instrument werden wie für das Clavier im Bass-, oder Discant-, oder Violin-Schlüssel geschrieben. Einige schreiben diese glückliche Veränderung einem Deutschen, Namens Hochbrucker, zu, der in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in Donauwerth, Andere einem Ausbacher, Joh. Paul Welter, der 1730 zu Nürnberg lehrte. Später sind von Cousineau und Kramholz in Paris noch Verbesserungen daran gemacht worden, besonders in Ansehung des Forte und Piano. Auch haben die Gebrüder Erard daselbst eine neue Art Pedalharfe erfunden. Von der Korbharfe s. den eigenen Artikel.

Harlekin. Wer kennt nicht
 stens dem Namen nach! Und doch
 schwerer zu erklären, als eben sein
 er sey bei ihnen auf folgende Art
 Heinrich III. kam unter einer G-
 ler ein junger sehr munterer Mensch
 fe des Herrn Harlay de Chanvalon
 wegen von seinen Kameraden aus E-
 der kleine Harlay, genannt wurde.
 durch widerlegt, daß der Name H
 Raullin exist. ist (Raullin starb 15-
 gezogen werden, gelebt haben. Nach Andern soll der Name als Spott-
 name auf Kaiser Carl V (Charles Quint.) entstanden, nach wieder
 Andern von Franz von Harlay Chanvalon abgeleitet seyn, der als
 fünfter Erzbischof von Paris Harlay - Quinte genannt wurde. Was er
 seinen Namen, woher er wolle, haben, so ist doch wohl nicht zu läge-
 nen, daß seine Familie eine uralte sey. Vatteux scheint wenigstens in
 gewisser Hinsicht nicht Unrecht zu haben, wenn er seine Abkammung
 geradezu von den Carpes des Griechischen Carpspiels ableitet, Nic-
 coboni indeß (Besch. der Ital. Schaubühne) trifft um vieles
 näher zum Ziele. „Wenn man,“ sagt er, „deut zu Tage die Klei-
 dung des Harlekins als eine neue Erfindung untersuchen wollte, so
 würde uns ihr Erfinder der abgeschmackteste Mensch von der Welt zu
 seyn scheinen. Die Kleidung des Harlekins ist niemals Mode und nir-
 gends einer Nation eigen gewesen. Stüchlein von rothem, blauem,
 gelbem und grünem Tuche, dreieckig geschnitten und nach der Form
 eines Wamies jugendlich, ein kleiner Hut, welcher den geschornen Kopf
 kaum bedeckt; kleine Schlurfen ohne Absätze, und eine schwarze Larve,
 welche keine Augen hat, sondern bloß zwei kleine Löcher zum Durch-
 sehen; was für eine adriatische Erfindung!“ Seine Vermuthung ist,
 daß die Kleidung Harlekins keine andere sey, als jene der alten Wi-
 men, welche mit geschornem Kopfe gingen, und die man Plantipodus
 (Barfußler) nannte. In den Gründen, welche Niccoboni zur Unter-
 suchung seiner Meinung anführt, kann man noch das lächerliche Schwa-
 er wenig-
 der nicht
 ebaupten,
 Regierung
 Schauspiel
 dem Hau-
 und des-
 no, d. i.
 indeß dar-
 umt (im
 die hieher

sich bei Harlekin in eine Präfaz noch hinzu, daß Harlekin und christellern Zaoni heißen, welch einigen Saualo abstammt, von wem eine Beschreibung gibt, die, so uns paßt, daß also auch der überstammung Harlekins von jenem sich nun: was für einen Charakter des alten Harlekins, sagt Fildes (S. 38 fg.), war ein Geistesvoller, beweglicher und übertriebene körperliche Behendigkeit vor der Luft zu schweben schien, und erschämt, spöttisch, ein Schalkenmäßig in seinen Ausdrücken. Uncharakter dieser Maske. Der neue, dem vorigen Jahrhunderte noch ein Grunde einfältiger Bedienter, zu seyn, und der diese Sucht Schmarotzer, feig, treu, thätig, us in alle Arten von Schelmerei Hamälcon, das alle Farben aus dem geistreichen Mannes die Hauptstegreif ist sein Probirstein. Der alte Harlekinische Geberdenspiele und Possen, in denen Sohn in dieser Rolle sich, daß hier vornehmlich von dem Harlekin in Italien, und zwar in der Stadt Venedig ist er (Arlecchino) ganz eigentümlich zu ihm daher nur mit Genauigkeit auszusprechen, und die übrigen Harlekinen gehörig unterscheidet. Ob er zu dem Harlekin gehörige Frage. Er hat in der Beschreibung des Harlekinen gefunden, und wer sich für dessen geistreiche und gehaltvolle

Harlem, eine volkreiche und nach alter Art befestigte Stadt in der Niederländischen Provinz Südholland, mit breiten und geraden Straßen und vielen Rindlen. Bemerkenswerth sind das Rathhaus, der Prinzenhof, die Stadtbibliothek, die Anatomie, der medicinische Garten, das Haus Lorenz Küfers, den die Holländer fälschlich für den Erfinder der Buchdruckerkunst ausgeben, u. s. w. Die Blumenkultur war sonst hier in einem außerordentlichen Flor, hat sich jedoch in eben dem Grade vermindert, als die Blumenliebhaberei abgenommen hat (vergl. Blumenhandel im 2. Bd.). Vormalig waren auch die hiesigen Sammet-, Damast-, Atlas-, und Silberstickereien, so wie die Zwirn- und Zwirnbandfabriken nebst den Garn- und Leinwandwebereien in großem Auf; allein alle diese Anstalten sind immer mehr und mehr herabgesunken, und von den ehemaligen 2000 Webereistühlen sind vielleicht nicht über 100 noch vorhanden. Eben so hat die Bevölkerung abgenommen. Sie betrug um das Jahr 1740 über 40,000 Menschen, war im Jahr 1785 auf 30,000, im Jahr 1796

auf 21,000 gesunken, und hat sich seitdem noch vermindert. Es befinden sich unter den Einwohnern viel Rennoniten.

Harmonia oder Hermione, eine Tochter des Mars und der Venus, die sie in ehebrecherischer Liebe erzeugten, wobei Vulkan sie erstarbte. Nach ihrem Namen bezeichnete man in den ersten Zeiten den Jubelgriff der ganzen Musik. Sie war mit ihrem Gemahl, dem Phöniciener Cadmus, nach Griechenland gekommen, und hatte daselbst der Sage nach die Musik eingeführt. Das Fest ihres Beilagers war durch die Gegenwart der Götter verherrlicht worden, welche das junge Paar beschenkt hatten.

Harmonica,
 3/4 Zoll dicken Wal
 welcher eilfche 40 ha
 der geschoben sind,
 der andern etwas he
 nige, welche den tief
 höchsten Ton hören l
 che übrigens ganz ni
 te durchbohrt und d
 befestigt, welche in
 ein Schwungrad,
 Bewegung gesetzt wi
 nem in Wasser geta
 Anlegung der Fing
 henden Glocken die
 Instruments beträgt
 Si n als der Erfinder
 lich nur das große
 dreist einer ganz nei
 nämlich vorher ein
 zahl weiter Gläser
 zu welchem Ende si
 mit zwei an der Sp
 gelind angeschlagen
 anders als sehr ärm
 der Folge hat man
 sucht, theils um di
 eine Tastatur anzub
 dener über den Eins
 nämlich auf Versua
 den Fingern zu beid
 Tasten zu behandeln
 Köllig in Berlin,
 haben; auch Nicols
 sie Clavierharmonica
 berungen keineswegs
 schwellen und Ausb
 erstgedachten Art he
 men, daß die Harm
 das Anhaltende ihre
 doch nur ein auf san
 das eine Verbindun
 zuläßt. Als begleite
 verlieren die sie begl

nachstehen. Sie wird daher am häufigsten allein genossen, und kann unter gewissen romantischen Verhältnissen von zauberischer Wirkung seyn.

Harmonie ist in der heutigen Musik die Vereinigung mehrerer Töne, deren gemeinschaftliche Fortschritte sich auf festgesetzte und aus der Natur und den Verhältnissen der Intervallen entlehnte Regeln gründen. Vergleicht man Harmonie und Melodie, so findet sich, daß sie einander entgegengesetzt und ähnlich sind. Entgegengesetzt sind sie, weil bei der Melodie die Fortschreitung durch einzelne Intervalle, bei der Harmonie aber durch mehrere zugleich geschieht, auch weil ein einzelner angegebener Ton nicht Melodie, hingegen ein einzelner Accord Harmonie enthält. Ähnlich sind sie, weil bei der Melodie natürliche und sangbare Intervalle, bei der Harmonie richtige und zweckmäßige Uebergänge und Ausweichungen in mehr oder weniger entfernte Tonarten vorzüglich in Betracht kommen. Die Griechen, welche Harmonie im jetzigen Sinne gar nicht, sondern nur Melodie, kannten, bezeichneten mit dem Worte Harmonie die richtige Folge der Intervallen, ihre Kunst des reinen Gesanges. Nächstdem verstanden sie auch unter Harmonie eines ihrer Klanggeschlechter, nämlich das enharmonische, ferner ihre Tonarten, die Dorische, die Lydische u. s. w. auch die Verdoppelung ihrer Octaven, oder ihre Antiphonien. Marburg nimmt in Rücksicht der Fortschritte der Harmonie und ihrer allmählichen Vervollkommnung sechs Perioden an. Die Frage, ob Harmonie aus Melodie, oder Melodie aus Harmonie entspringt, und welcher von beiden der Vorzug gebühre, beantwortet sich von selbst, wenn man die Melodie als das Organ betrachtet, seine Empfindungen durch Töne zu äußern, und die Harmonie als das Mittel, diesem Organ mehr Kraft in der Wirkung zu geben. Von der Musik ist das Wort Harmonie auch auf andere Künste übergegangen, namentlich auf die Malerei. Hier findet der Begriff der Harmonie eine mehrfache Anwendung. Wenn alle Gegenstände in einem Gemälde so angeordnet sind, daß sie den Stoff von seiner lichtvollsten, wirksamsten Seite darstellen, und folglich vermittelt dieser Anordnung leicht und tief in die Seele des Betrachters eindringen, so ist die Anordnung dieses Werkes harmonisch. Die Harmonie des Ausdrucks wird erlangt, wenn die sogenannten Ausdrücke darauf hinielen, in einer leichtern Stufenleiter von den niedrigen bis zu den höhern hinauf zu leiten, wenn in der ganzen Folge dieser Ausdrücke kein einziger vorhanden ist, der die einmal angenommene leichte Reihe unterbricht, vor andern hervorschreit, oder unter ihnen zurückbleibt; wenn zwischen der Bezeichnung und dem, was bezeichnet werden soll, das innigste Einverständnis herrscht. In der Ausführung herrscht Harmonie, wenn man in allen Theilen des Gemäldes das Erzeugniß derselben Hand, desselben Geistes findet. Die Zeichnung wird dann harmonisch genannt, wenn alle Formen einer und derselben Figur sich wechselseitig mit einander vereinigen, wenn sie alle dasselbe Alter, dasselbe Temperament, dieselbe Leibesbeschaffenheit ausdrücken. Das Hell-dunkel hat Harmonie, wenn Schatten und Licht keinen allzu großen Contrast gegen einander bilden, und wohlabgestufte Mittelintinen leicht vom Hellen zum Dunkeln leiten. Wenn der Künstler endlich nur solche Farben in sein Gemälde bringt, deren Töne sich unter einander zu einem lieblichen, freudlichen Spiele so vereinigen, daß jede derselben immer in gewissem Verhältniß an der, welche ihr folgt oder vorangeht, Theil nimmt, daß selbst diejenigen, welche weit von ihr entfernt liegen, vermittelt der leichten, stufenweise gehenden Folgen mit der ersten in

einem genauen Verhältnisse des Grades der Färbung stehen, so hat seine Farbengebung Harmonie.

Harmonik. Unter diesem Namen verstand man ehemals die Lehre alles dessen, was Bezug auf Töne, Intervallen, Systeme, Klanggeschlechter, Tonarten, Mutationen und Melodie hatte. Die Griechischen Schriftsteller definiren die Harmonik als eine wohlgeordnete Folge, eine Fertigkeit, die Größe der Töne in Ansehung ihrer Höhe und Tiefe zu empfinden, als eine Wissenschaft, die Natur musikalischer Töne in Beziehung auf ihre Ausübung zu untersuchen u. s. w. Die Begriffe, die man in der heutigen Musik mit Harmonik verbindet, sind größtentheils jenen noch ähnlich, und beziehen sich auf die Theorie des Klanges, die Beschaffenheit des gegenwärtigen Systems; und die in selbigem vorkommenden Verhältnisse, den richtigen Gebrauch der Töne, Tonarten, Accorde, Dissonanzen, Consonanzen und zweckmäßiges Verfahren in der Modulation u. s. w.

Harnisch (Panzer, Panzerhemd) ist für das kleine Gewehr, für Pfeile und für alles Hieb- und Stoßgewehr eine schuß- und hiebfreie Rüstung, oder metallene Bekleidung, womit sich die alten Krieger bis zur Erfindung des Pulvers vom Kopfe bis auf die Füße bedeckten. Diese Rüstung bestand aus dem Helm oder Kopfbedeckung, aus der Rücken- und Brustbedeckung, welche letztere beide jetzt allgemein *Ruasse* genannt werden, aus der Armbedeckung oder Armschienen, und der Beinbedeckung oder Beinschienen. Solche vollständige Harnische wogen gewöhnlich mehrere hundert Pfund. Die Unterlage des Brustharnisches war entweder von Leder, oder Leinwand, oder von wollenem Filze, und die äußere Bedeckung von Metall bestand gewöhnlich aus kleinen, wie die Fischschuppen übereinander gelegten Schilderchen, und zuweilen auch aus ineinander gestochenen Ketten; allein die Brustharnische der alten Perser waren immer nur aus einem einzigen Stücke Eisen geschmiedet, wie der Rückenharnisch. Indessen verfertigte man den Harnisch nicht immer aus Metall, sondern man machte diese Rüstung auch aus flächsenem und hanfenem Garne, indem man dasselbe entweder webte, oder aus mehreren Garnfäden kleine Strickchen flocht, und diese dann mit einander mehrfach verband, oder auch die gewebte Leinwand in einer aus essigsauerem Wein und Salz bestehenden Flüssigkeit beizte, und dann aus der Leinwand einen Filz bereitete, der oft zehn Mal dicker ward, als die einfache Leinwand gewesen war. Von gleicher Beschaffenheit waren auch sowohl die glatten, als auch die geschuppten *Beinharnische*, welche die *Carier*, ein Volk in Kleinasien, erfunden haben sollen. Der Helm, oder die *Sturmhaube*, war nach Plinius eine Erfindung der Lacedämonier; nach Herodot der Aegypter, nach Diodor der Cureter in Creta. So viel ist gewiß, daß sie im hohen Alterthume gemacht worden ist. Die Helme der Alten wurden anfangs aus Leder, wie die meisten heutigen Kaskets oder Helme, und erst späterhin aus Eisen und andern Metallen verfertigt. Gewöhnlich waren sie vorn ganz geschlossen, so daß sie das Gesicht überall bedeckten, und nur für die Augen zwei kleine runde Oeffnungen hatten. In der Folge theilte man den Vorder- oder Gesichtstheil in zwei Hälften, wovon die obere, das *Visir* genannt, beweglich war, und auf- und unterwärts geschoben werden konnte. Die Helme dienten zugleich auch als Kennzeichen, wodurch sich die Krieger unterschieden. In dieser Rücksicht gab man ihnen verschiedene Gestalten, worunter die Griechischen und Römischen die geschmackvollsten sind, und schmückte sie anfangs mit Pferdehaaren und dann mit Fe-

berblischen, welche die Carier erfunden haben sollen. Gegenwärtig noch machen die Helme in der Wappenkunst oder Heraldik ein unterscheidendes Kennzeichen aus. Der Helm der Alten war übrigens von doppelter Art; der Stechhelm und der Turnierhelm, wovon jener immer geschlossen, dieser aber offen und geschlossen war. — Harnisch (Bergbau) heißt auch ein festes Saalband, oder die Ablösung des Ganges vom Gestein mit einer festen Oberfläche, und den Ueberzug von Kies oder metallischen Körpern, welche sich auf die Flächen des Gesteins legen, daß diese Flächen das Ansehen haben, als wenn sie mit metallenen Blättchen belegt wären, so wie auch der Ueberzug jener Materialien auf Holz beim Bauwesen, nennt man ebenfalls Harnisch. — In der Weberei, wo alle großkumichte oder gezogene Zeuche auf einem Stuhle gewirkt werden, der neben seinen gewöhnlichen Theilen eine Menge schwebender Schnüre hat, wovon der eine Theil mitten in dem Stuhle an den Rahmforden meistens senkrecht herunterhängt, haben diese Schnüre zusammen den Namen Harnisch. X.

Harpe (Jean François de la), Mitglied der Französischen Academie, war zu Paris den 20. Nov. 1739 geboren. Da er sehr arm war, sich aber durch Talente auszeichnete, so erhielt er eine Freistelle im College d'Harcourt; früher hatten sich die barmherzigen Schwestern seiner angenommen. Die Korrektur eines Pasquills auf einen seiner Lehrer, die er, ohne vielleicht etwas Arges dabei im Sinne zu haben, übernommen hatte, war die Ursache, daß man ihn bald nachher für den Verfasser einer andern Schmähschrift, ebenfalls auf einen seiner Lehrer, der zugleich sein Wohlthäter war, ansah. Er wurde dafür auf einige Monate in die Bastille gebracht. In der Folge erhielten mehrere seiner dichterischen Jugendversuche den Preis, und schon im J. 1762 gab er eine Sammlung von Heroiden und Gedichten heraus, die man anmuthig und elegant fand. Ein Jahr später trat er mit seinem Trauerspiel *Warwick* auf, welches mit vielem Beifall aufgenommen ward und sich auf dem Theater erhielt. Weniger Glück machten *Timoleon* und *Pharamond*. Ungefähr um diese Zeit ward Laharpe mit Voltaire bekannt, der ihm Beweise seines großmüthigen Wohlwollens gab, wofür er nicht immer dankbar gewesen seyn soll. Er fing darauf an, sich um die von der Academie ausgesetzten Preise zu bewerben, und wenige Schriftsteller sind so glücklich gewesen wie er. Unter seinen Lobreden steht die auf Heinrich IV. oben an; auch die auf Fenelon, Racine und Catinat zeichnen sich vortheilhaft aus. Nicht von gleichem Werthe sind seine Poesien, von denen das Hauptverdienst der besten eine gewisse Reinheit, Eleganz und Leichtigkeit ist. Seine Oden stehen seinen Episteln um vieles nach. Zugleich fuhr Laharpe fort, für das Theater zu arbeiten, wiewohl unter den vielen Stücken, die er lieferte, *Warwick* das einzige war, das sich eines allgemeinen und dauernden Beifalls erfreute. Im J. 1776 nahm die Academie ihn zu ihrem Mitglied auf. Laharpe fuhr ununterbrochen in seinem literarischen Fleiße fort, und gab jetzt außer verschiedenen andern Werken, sein *Lycée ou cours de littérature ancienne et moderne* heraus, auf welchen sein Ruf besonders gegründet ist. Die Veranlassung zu dieser Arbeit war die 1786 geschehene Errichtung des Lyceums zu Paris, wo Laharpe Vorlesungen über die Literatur der Griechen, Römer und Franzosen hielt. Man findet durchaus eine geschmackvolle Behandlung und ein gesundes Urtheil, dagegen darf man tiefe Speculationen über die Elemente der Aesthetik, und überhaupt neue und große Ideen nicht darin suchen. Was seine Gesinnungen betrifft, so zeigte er sich zu Anfang der Revolution als einen eifrigen Democra-

den, Andreit aber im Gefängniß, in welches ihn die amerikanische Falschmünze warf, kam (andacht, und ward ein Bedränger der Kirche und des Königthums. Erind in den ersten Sitzungen des 17ten des Aug hatte er den Muth, gegen die Lorenzen des Territoriums laut und nachdrücklich zu sprechen. Am 21. Febr. des 1798 ward er zur Deportation verurtheilt, das er jedoch so glücklich war, durch die Hilfe zu entgehen. Noch kurz vor seinem Tode lag er durch einige freie Arbeiter zu Ehren über die Verfügungen der Regierung den Anwälten des ersten Consul auf sich, und wurde noch Orleans vertrieben. Er erhielt im Jahr bald die Erlaubniß, zurückkehren zu dürfen, und starb am 12. Febr. 1801 im 68ten Jahre seines Alters nach einer langwierigen Krankheit als ein sehr würdiger Mensch.

Dorpe (Amadens Franziskus Emanuel de la) General der Französischen Republik, Herr von Verd, geboren zu Vitry im Waadtlande, im J. 1734. Als achtzehnjähriger Junge trat er in die Regimentsgarde der Holländer, und wurde Kadett bei einem Schwabregiment, nach her aber auf seines Vaters Wunsch in der Folge wieder auf und lebte bis 1791 zurückgezogen auf seinen Gütern. In Französische Revolution erweckte seinen Enthusiasmus, er suchte ihre Grundzüge unter seinen Landsleuten zu verbreiten, und sie zur Erhebung einer Freiheit und zum Fortreiß von der tyrannischen Oberherrlichkeit zu begeistern. Als es wirklich im Juli 1791 zu Unruhen kam, ergriff die Regierung von Bern strenge Maßregeln gegen die Unruher derselben. Dorpe machte sich flüchtig, ward proskribirt, und im Preis von 2000 Talern auf seinen Kopf gesetzt. Jetzt trat er als Oberst in ein Bataillon Freiwiliger in Trossen der Französischen Republik. Im J. 1792 vertheidigte er sich lange und tapfer in dem schloß Rodenbachern, bis endlich ihm die Besatzung nach Thionville zurückzuziehen. Ferner ward er Commandant zu Vercy und wohnte dem Sturm auf Lux bei. Im J. 1793 war er bei der Belagerung von Louisa und eroberte hier das Fort Pooton mit Sturm. Dier tapfere That beförderte ihn zum Brigadegeneral. In Jauer schlug er im J. 1794 die Oesterreicher in Stenpa und Gaur, wodurch er die Kommunikation mit Genes eroberte. Durch seine bei Vudo bewiesene Tapferkeit verdiente er das Commando gegen den Feind in der Provence. Nachher dieier Befehlungen suchte er von ihm Vertheidigung zu machen; aber es gelang ihm, durch eine angesehene Vertheidigung die Belagerung zu verhindern. Im J. 1795 ward er Divisionsgeneral und that sich unter Bonaparte in dem Treffen bei Montevideo hervor. Bei dem Uebergang über den Po schlug er im Aufbruch ein großes Corps in die Flucht, ward aber von einem Französischen Herrgourern, der ihn und seine Begleiter in dem Felsenthal zur Rechten lagte klopfen solad, angegriffen und niedergeworfen.

Dorpe (Friedrich Yäse La) zuerst als Director der Helvetischen Republik in den Jahrbüchern der Schweiz berühmt geworden

zum Adel des Waadtlandes gehörigen so

Echon in seiner Jugend kam er sich

in seiner Fortschreiten zur Vervollendung des

zu stellen konnte er auf einen schwachen

legen, aber sein Obm, ein weltlicher

ein unsterblicher Mannes Begehren

er ein ideale Werk, in der er in der

und da er für seine Empfindungen über

erfand, lag er sich in der Wissenschaft

Compassion zu Feldens in Waadtl.

in welches der vierzehnjährige Wolfgang trat. Jahre und Jahre sehr früh größte Edeleute, auch für das Wohl seines Vaterlandes wirkung zu thun, und schon der frühesten Jugendzeit, von Erziehung der Wissenschaften. Er kam erst 1742 nach Salzburg. In demselben Jahr er die Ehrenbürger als der erste und Ferrandus seine Lehrer. Zude an diese berühmte Stadt gegen die Rechte, und erlangte in demselben Jahr eines hohen J. Abreise in die Hauptstadt des Reichs. Er ward Rathgeber bei der Hofe so glänzend und nachher auch durch seinen Namen, so ward er ihm noch durch den kaiserlichen Befehl verleiht, der zwischen dem geringsten Feindt Bürger und einem Unterthan aus der Stadt, auch aus dem christlichen Reichem Staat fand. Er wollte daher gegen die Einleitung eines kaiserlichen Befehls, ihn durch Italien zu begleiten, sah der kaiserlichen Hofes Landes, Velle und Ca. luo, und besah sich von da, auf des Kaiserlichen Befehl nach Prag, wo er ein Jahr darauf der Kaiser des kaiserlichen Reiches und dessen Erbkönig ward. Ein so erhabener Aufgang war keine Meise und Feindt würdig; er widmete sich ihm die ganze Zeit. Larve wußte mit seinem erhabenen Rang die Tugend der Lebenden und die Weisheit der Todten, und sagte ihm, wie er in einem kaiserlichen Sinne die kaiserliche Herrschaft und Kaiserthum verfolgen sollte. Inzwischen brach die französische Revolution aus, die durch Napoleon Ladars sich mit Katholik und interessierte. Auch aus der Zeit wollte er sich die Freiheit in des Vaterlandes wirken. Er verließ seine andere eine Frau, die im Namen seiner Reichsbürger an die Kaiserliche Regierung, worin er erforderte, oder fremde eine Aufmerksamkeitsleistung der Kaiserliche Abklärung der Abklärung foderie. Hand aber brachen Kämpfe aus, und die Regierung, die auch ihn als einen Kaiserlichen betrachte, sagte ihm unter die Zahl der Reichsbürger, und worauf ihm die Macht der Kaiserliche die, so unterlagte ihm nicht doch, fortan sich in die Parolen der Kaiserliche zu setzen. Er blieb als ein Freund der Revolution verbleibe, und so gelang es seinen Feinden, die Verlobung zwischen Napoleon und Kaiserliche zu brechen. Napoleon, eine Verlobung zu fordern, das er nur um Erbkönig, zu Kapodung seine Reichsbürger noch einige Monate dienen zu dürfen, und gab nach dem ehrenvollen Abschied vom Reich, doch nicht wenig für die kaiserliche Reichsbürger, nach dem Reich. Er wollte in sein Vaterland zurückkehren, als er erfuhr, daß schon der Befehl gegeben sei, ihn in dem Augenblick zu verhaften, wo er das Reich von Reich dienen würde. Er kehrte über Wien, wie er glaubte, nicht verhalten sein, ging er im Jahr nach Paris, und überwand der Regierung ein Antwort. Versuch wurde auf des französischen Reichs Reichs Bürger in Wien alle kaiserlichen Reichsbürger gemacht, nicht mit Ausnahme derer, die durch Napoleon die Reichsbürger im Reichlande angeführt hatten; und so blieb Ladars davon ausgeschlossen. Auch diese dadurch gereizt, ließ er neue Pamphlete im Reich erscheinen, und übergab endlich 1797 dem französischen Reichsbürger eine von ihm geschriebene Petition der Reichsbürger und Reichsbürger unterzeichnet, die Reichsbürger, worin die Abklärung der im J. 1786 durch den Reichsbürger

Lansanne stipulirten Garantie von Frankreich begehrt wurde. Dem zu Folge ließ das Direktorium den verächtlichen Beschluß vom 6. Nivose ergehen, welcher die Waadtländischen, die Rechte ihres Volks reclamirenden Bürger unter Frankreichs unmittelbaren Schus stellte. Dieser Gewaltschritt rief die Revolution der Eidgenossenschaft hervor, und unter Labarpe's Mitwirkung ward die Helvetische Republik organisiert. Aber nur zu bald zeigten sich die Uebel, in welche sich die Schweiz gestürzt hatte, die unter den Bedrückungen, Plünderungen und Mißhandlungen der Französischen Commissarien erlag. Jetzt suchte Labarpe die Leiden seines Vaterlandes zu mildern, und wurde selbst der Wohlthäter seiner erklärtesten Feinde. Das bedrängte Vaterland warf seine Blicke auf ihn, und berief ihn im Juni 1798 in das Direktorium, in welchem er aber die großen Erwartungen nicht erfüllen konnte. Umsonst rief er Oestreichs Küßungen durch eine Kriegserklärung zuzukommen; erst als die Heere desselben die Schweiz betreten hatten, faßte man Beschlüsse, deren Anwendung nun nicht mehr möglich war. Die Regierung floh nun nach Bern, und ward Fremden und Feinden ein Spott. Aber

1. Namen des General-Sekretärs Rousson unterzeichneten, Brief die Hände führte, in dem von einer Verschwörung gegen den ersten Consul Bonaparte, der in Italien Melas gegenüber stand, die Rede seyn schien. Wahrscheinlich war der Brief fingirt, entweder um Lape oder die Regierung in Unannehmlichkeiten zu verwickeln; aber die Unlichkeit der Handschrift-Adulche ihn. Er übergab ihn dem Bericht, auf die gestehenden Räte Rousson's und Laharpe's Verhaftung ablen. Man versiegelte seine Papiere; er selbst wurde am 2. Jul. 1793 verhaftet, um nach Bern geführt zu werden. Diese Schwächen ihm unerträglich, und er entging ihr durch die Flucht, die er unterwegs glücklich bewerkstelligte. Bonaparte empfing ihn in Paris mit einem Ton, aus dem hervorleuchtete, wie sehr er gegen ihn eingenommen sey; seine Ideen fanden nicht Eingang. Seitdem lebte er auf seinem Landhause, Pleissis-Biquet bei Paris, machte 1801 eine Reise nach Rußland, und kehrte 1803 mit Beweisen der Achtung seines kaiserlichen Zögling zurück. Die Angelegenheiten der Schweiz betrachtete fortan zwar mit innigem Schmerz, aber ohne weiter daran Theil nehmen, und lehnte selbst die Stelle eines Mitgliedes im souveränen Rath des Cantons Waadt ab, zu der ihn das Volk berief. Im J. 1815 befand er sich als kaiserlich russischer Generallieutenant auf dem Zuge nach Wien.

Harpeggio (Arpeggio) bedeutet eine gewisse Art der Ausführung von Accorden, nach welcher die in selbigen vorkommenden Intervalle nicht zugleich, sondern von der Tiefe nach der Höhe zu, als umgekehrt bei der Harfe, sondern zu dieser Art vornehmlich die Harfe, und die des in baldigen Erweilen in einerlei Weise Harpeggio auf den bei der Tonleiter von 11. Bei Begleitung andere Vorschrift der zu füllen, theils 11. Doch darf dabei werden.

Die nächste Veranlassung gab wahrhaftigen führt, und zwar meist nothwendigem langem sich ist die Anwendung dessen Ausführung entweder des Spielenden über eilen nothwendig, ohne theils um kleine Pauses des Sängers zu befördern: Kürze nicht überschreiten.

Harpostrates, der Gott des Stillschweigens bei den Aegyptern; Sohn der Isis und des Osiris. Seine Bildsäule, die ihn mit auf dem Mund gelegtem Finger darstellt, befindet sich am Eingange des ägyptischen Tempels.

Harpan, ein, eine halbe Elle langes, dreieckiges, zackiges Eisen, das an einem Stiel steckt, und an ein 500 Ellen langes und fingerdickes Tau geknüpft ist. Mit solchen Widerhaken versehen, werden die allfische im Eisemeere gefangen. (S. Wallfischfang.) Harpan bezeichnet das Geschäft des Arbeiters, der den Harpan auf den allfisch wirft.

Harpyien, die Raubenden, Wegreißenden, daher Sturmgeblen, deren Aetern, Namen, Anzahl und Bildung von den ältern Lehrern so verschieden angegeben werden, daß sich schwer mit einiger Sicherheit etwas darüber bestimmen läßt. Bei Homer wohnen sie, bei den Erinyen, am Oceanus vor dem Schlunde des Scharrenrichs, sind Gottheiten der Stürme. War jemand so lange von seiner Heimat weg, daß man nicht wußte, was aus ihm geworden, und ihn schließlich hielt, so sagte man: die Harpyien haben ihn geraubt. Noch bei

Herkules sah sie Jungfrauen von schöner menschlicher Bildung. Die späteren Dichter und Bildner vereiserten in gräßlicher Wüthung der Harpyen. Einige bei Hugin schenken ihnen ein Hühnerhaupt, einen gefiederten Leib und Flügel, menschliche Arme mit Krallen, eine weiße Brust und menschliche Schenkel, die in Hühnerfüße auslaufen. Andere setzen auf einen Geierleib ein jungfräuliches Gesicht mit Bärenohren. Drei Abbildungen der Harpyen auf Münzen und Kunstwerken hat Spanheim, wo sie auf fralligen Vogelkränzen, die erste ein rauhschraiges Mädchenesicht, die zweite ein ganz weibliches Haupt und zwei Brüste, die dritte ein mit Haube und Krone geschmücktes Antlitz darbieten. Ähnliche Darstellungen finden sich auch anderswärts.

Harrington (James) ein berühmter politischer Schriftsteller Englands, war 1611 geboren, studierte zu Oxford, und bereiste in der Folge Frankreich, Holland, Dänemark, Deutschland und Italien. Carl I. machte ihn zu seinem geheimen Eigenschaft begleitete er den König auf Schottland. Nach dem Tode Karls schied er ein, und schrieb in dieser Zurückgezogenheit *Uranion*, welches er Cromwell, den Land, Schottland und Irland, zuerzettelte und wirkte mächtig ein auf die politischen Rechte darin in einer Allegorie da deren Güte und Dauer nach seinem Ugleichgewichte des Vermögens der Bürger waren eben nicht nach dem Sinne desselben; es erhoben sich eine Krage in wortete darauf, und diese Antworten hängt. Seine folgenden Schriften und Verhandlungen verursachten, daß er unter der Regierung Karls II. 1661 in den Tower gesetzt, und ob er gleich des Verbrechens des Hochverraths unschuldig befunden wurde, doch in der Gefangenschaft blieb, und harte Mißhandlungen erfuhr. Darüber fiel er in Wahnsinn und starb im J. 1677.

Harris (James) wurde den 20. Jul. 1709 in den, erhielt daselbst den ersten Unterricht, begab sich 1721 zu Oxford, und studierte hierauf die Rechtswissenschaften dem berühmten Rechtscollegio zu London. Nach dem Tode aber vertauschte er die juristischen Studien mit die er stets eine entschiedene Neigung gehegt hatte, in die griechischen und Römischen Literatur. Im J. 1733 erschien seines gelehrten Fleißes ward dem Titel: *Three in concerning Art, the second concerning Music, Painting and Poetry, the third concerning Happiness*, was dialogisch, jedoch mehr Abhandlung als Dialog. Im J. 1751 folgte seine berühmte philosophische Sprachlehre, das erste Werk dieser Art, unter dem Titel: *Hexameron, or a philosophical inquiry concerning universal grammar*. Harris gestand, daß ihn zuerst die Minerva des Sanctius zu der so tiefen und genauen Erforschung der Grundsätze der allgemeinen Sprachlehre gebracht habe. Neben den ersten Wissenschaften beschäftigte er sich mit Musik, einer Kunst, in der er es selbst sehr weit brachte, und für deren Aufnahme er sich in seiner Vaterstadt sehr interessierte. Unter seiner Aufsicht wurden daselbst Concerte aufgeführt, und jährlich ein musikalisches Fest begangen, zu welchem er selbst das Orchester aus italienischen und Deutschen Conserten auswählte, und denselben Sprach der Schrift oder aus Diktion unterlegte, oder sie selbst vortrug.

Im J. 1762 ward er zum Parlamentsglied für den Fächten Ehrst, Church gewählt, und behielt diese Stelle bis an seinen Tod. 1762 erhielt er den Posten eines Lords der Admiralität, und 1763 ernannte ihn der König zu einem Lord der Schatzkammer, welche letztere Stelle er bis 1765 behielt. Nun lebte er wieder eine Zeitlang ohne öffentliches Amt bis zum J. 1774, wo er Sekretär und Controlleur der Königin wurde, ein Posten, den er bis an seinen Tod behielt. Obgleich die mit dieser Stelle verbundenen Geschäfte ihn hinderten, sich, wie vormalig,

an den Wissenschaften zu widmen, so hatte er doch Muße gefunden, Arbeiten, welche eigentlich ein eriparetische Logik sind, das Philosophical Inquirer, die er über die Prosodie und 1780, 72 Jahre alt. Sein Werke seines Vaters heraus 1: Seine tiefe Kenntniß des folg auf die Erklärung der mer frühen und innigen Vo a und Geschichtschreibern in sien Schriftstellern aus dem d niemals täuschende Erbo 19 mit ihnen ward er in den heungen zu betreten, die man der seine Kenntnisse schränk-

ten sich nicht auf alte Philosophie oder philologische Gelehrsamkeit ein. Er war auch mit der neuern Geschichte bekannt, besaß einen richtigen Geschmack in allen schönen Künsten, und in einer derselben, der Musik, war er Meister. Sein seltener Fleiß machte es möglich, daß er alles das lernen konnte, ohne die Pflichten zu vernachlässigen, welche er seiner Familie, seinen Freunden und seinem Vaterlande schuldig war. Außer den Proben von Arbeitsamkeit und tieferm Nachdenken, die er öffentlich gab, hat er deren eine Menge handschriftlich hinterlassen. Er hatte sich nicht nur gewöhnt, kurze Auszüge aus verschiedenen Büchern, die er las, zu machen, und kritische Bemerkungen und Vermuthungen hinzuzufügen, sondern er pflegte auch regelmäßig alle Betrachtungen, die ihm während des Lesens befielen, zu Papiere zu bringen. Aber trotz seinen ernsten Beschäftigungen war er gemeinlich heiter und aufgeräumt, selbst bis zur Karaweil. In seinem Betragen und seiner Unterhaltung war nichts Pedantisches; er zeigte seine Kenntnisse nie mit Selbstgefälligkeit, und war als Vater, Gatte und Herr immer gütig und nachsichtig.

Harrison (John), ein berühmter Englischer Mechanikus, der Erfinder und Verfertiger der genauen Uhren, deren man sich zu den Längendestimmungen bedient. Er war 1693 zu Foulby in der Grafschaft York geboren, und wählte anfänglich das Gewerbe seines Vaters, der ein Zimmermann war. Im J. 1726 machte er die Erfindung seines Pendels, und wandte es bei zwei fast ganz aus Holz verfertigten Uhren an, welche dadurch einen solchen Grad von Vollkommenheit erhielten, daß sie in einem ganzen Monat kaum um eine Sekunde abweichen. 1728 begab sich Harrison mit den Zeichnungen zu einer Maschine, die Meerestängen zu bestimmen, nach London. Die Maschine selbst brachte er 1735 zu Stande, und vervollkommnete sie nach und nach in den Jahren 1739 und 1749. Endlich sah er durch eine neue Arbeit seine eigene Erwartung in einem Grad übertraffen, daß er sich

macht, ist seine Lehre vom Kreislauf des Blutes, wozu ihm die fleißigen Begründungen der Thiere Vorgesandtheit gaben. Eodit er auch nicht der äkterste Entdecker seyn, wie Lunge behaupten wollen, so gebührt ihm doch wenigstens das unstrittige Verdienst, daß er der erste war, welcher den Kreislauf des Blutes öfentlich und in dem sohematischen Zusammenhang bewies. 1619 gab er in seinen Vorlesungen den ersten öfentlichen Vortrag über diesen Gegenstand, und 1628 wurde sein Buch dem Titel: *Exercitatio anat. de motu cordis et sanguinis* zu Frankfurt (nicht in London, wie es den Bränden angegeben wird) dem Druck übergeben. Eine spätere Auflage davon kam 1637 in Leyden

und er späterhin: *De circulatione sanguinis*, Koenigsmanuscript seiner Vorlesungen befindet sich in dem. Diese Entdeckung vom Kreislauf des Blutes des belebten Systems, und gab, veranlaßt und Newton's Philosophem, Veranlassung ist wieder angegebenen astronomischen Cyclus war, welcher dadurch der Medizin die verschaffen gedachte. Es konnte bei dem damaligen, daß Harvey durch seine Entdeckungen sich seine Gegner und Feinde zugethan, welche sowohl ihm ist ganz außer Zweifel ist, auf alle mögliche Art unterdrücken suchten. Es gelang es ihnen, Har-

vey von den größten Theil seiner Franz zu bringen. Dennoch wurde er von Jakob I. und dessen Nachfolger, Karl I. dem Kaiser er war, mit ausgezeichnete Ehre bedacht. Nicht minder wichtig, als jene Entdeckung, ist seine Lehre von der Erzeugung organischer Körper. Harvey's Anspruch, daß alles, was lebt, aus Eiern entsteht, wird nicht als völlig unfermachtet annehmen, und somit die sogenannte *Concrevis* sequitur widerlegt, jenseit der die letzten Glieder der organischen Kette (wie z. B. Fische, Schwämme u. s. w.) noch täglich ohne Eyer, bloß durch den zufälligen Zusammenfluß gewisser Stoffe entstehen sollen. Harvey's Äußerung sich bei dieser Behauptung, so wie bei der vorigen, ganz auf seine, geprüfte Erfahrung. Er lehnt über diesen Gegenstand: *De generatione animalium Lond.* 1651 und *De ovo*. Seine vorstehenden Schriften sind 1666 II. Voll. 4. von Dr. Lowen in London zusammen herausgegeben worden. Seine Schreibart ist leicht und edel, wie sein Charakter. Er erwiderte die hässlichen Kinnungen seiner Gegner mit sanfter Ermahnung und Gelassenheit. Harvey's Leben ist beschrieben in der angeführten Ausgabe aller seiner Werke. Vryl. Haller's Biblioth. anat. Tom. I. p. 163-165 und in Evidenz. Bibl. med. pract. T. II. p. 162.

Harwich, der Hauptstadt der Englischen Provinz Essex, eine sehr gesunde, sichere und tief Bay, worin man wohl 100 Kriegsschiffe mehr vielen andern Fregatten zu gleicher Zeit stehen kann. Der Zugang ist an der Seite von South durch Landguard. Port vertheilt. Nahe bei der Stadt, auf Braun-Hill, ist ein sehr fruchtbares in einer warmen Entfernung sehr gut und, wegen der gefährlichen Höhe, von großen Nutzen. Ferner ist dies ein königliches Werk zum Bau und Ausbesserung der Kriegsschiffe. In Friedlosigkeit ist Harwich die Station der Postboten für Doverstrasse. Es treibt die folgenden Seefahrerhandel.

Harz, ein hohes Waldgebirg in Niederachsen, an der Oberflächlichen Grenze, das nördlichste in Deutschland, welches sich aus dem Saale Langensum und der Berg von Goslar, durch den östlichen

bungen des Harzes hat man von Schröder und Battered.

H a r z. Im gemeinen Leben verwechselt man diese vegetabilische Substanz sehr häufig mit den Gummiarten, mit denen sie zwar oft verbunden (Gummiharz), darum aber nicht einerlei ist. Harze nennt man solche Substanzen, die von selbst aus den Pflanzen hervorquillen, an der Luft erhärten, aber nicht, wie die Gummiarten, im Wasser, sondern nur im Weingeist sich auflösen lassen, in der Wärme zergehen

tinopel. Diese sanfte und menschlische Behandlung, die ihm von den Christen während seiner Gefangenschaft zu Theil wurde, hatte ihm die gütigsten Gefinnungen für die Franken eingebläst, die er sein ganzes Leben hindurch hegte. Sein Muth zeigte sich in der großen Schlacht von Eschisme am 5. Juli 1779, wo die Türkische Flotte von den Rus-

Punkts zu unterwerfen, die Nachtheile dieser Vernachlässigung, und
 beschloß, die
 lens gründlich
 studirte unter
 ihn zufällig in
 lente und Bes
 bot; ja die Zi
 nicht anders
 erste Gelegenhe
 Banquier ihm
 Ursache, daß
 zu sehen, wel
 werden sollte.
 wann ihm bei
 an stritten-alk
 meister an, dei
 er nach Bened
 damals in ihre
 ehrung, als
 hörte, ihm st
 Es wurde ihm
 surabill Aberly
 ausbreitete, pe
 den mit einem
 fia. Haffe nal
 an, aber da m
 bis 1740 wech
 man ihn nach
 angetragen, u
 gen Componiste
 heit, und erst
 land, wo er zu
 Artaxeres unte
 nicht lange ver
 Nebenbuhler P
 ser Umstand, e
 fand, 1740 di
 von 1745 kam
 rich der Große.
 Talente selbst k
 auf dem großen
 te den Arminia
 nem Diamantri
 tränkte ihn b
 Bücher und Sc
 ler seiner Werke geordnet waren, und die er 1760 durch das Bombardement von Dresden einbüßte. Bei den nachherigen Veränderungen des Hofes in Pension versetzt, begab er sich 1763 nach Wien, wo er außer verschiedenen andern seine letzte Oper *Ruggiero* componirte, und endlich um das Jahr 1770 mit seiner ganzen Familie nach Venedig, woselbst er seine Thätigkeit noch an verschiedenen Arbeiten bewährte und 1773 sein Leben beschloß. Noch wenige Jahre vorher hatte er für seine Begräbnung ein Requiem gesetzt, welches von der Kraft seines Geistes auch im hohen Alter zeugt. Man erkennt Haffe mit Recht für den natürl

lichsten, elegantesten und einfachvollsten Tonsetzer seiner Zeit an, bes
 besonders die Stimme als Hauptgegenstand betrachtete, und die Instru-
 mentalbegleitung, ohne daß ihm darum Kenntniß der Harmonie ge-
 mangelt hätte, so einfach wie möglich anbrachte. Als einem Schüler
 von Tro, Vinci, Porpora und Pergolese, genügte ihm das Einfache
 und Natürliche. Geschrieben hat er so viel, daß er selbst gestand, er
 würde manches seiner Stücke nicht wieder erkennen, wenn er es zu
 Ohren oder Gesicht bekäme. Von Metastasio hat er, außer dem The-
 mistokles, alle Opern, und die meisten zwei und mehrmals componirt.
 Sein Aeußeres war angenehm, und sein Herz eben so vorzüglich als
 sein Talent ausgezeichnet. — Seine Gattin, Konstantia, geboren zu
 Venedig 1700 in der Familie Bordon, verdient als eine der größten
 und schönsten Sängern des 18ten Jahrhunderts besondere Erwäh-
 nung. In ihrem sechzehnten Jahre betrat sie zuerst in ihrer Vater-
 stadt das Theater; überall, wo sie si
 reut Sirene vergeblich. In Florenz
 gebrägt, und ihr Ruf, durch ihre si
 war außerordentlich. Im J. 1724
 nach Wien, und 1726 wurde sie un-
 gen nach London berufen. In Dresd
 sang sie 1731 zum ersten Mal, u
 tin ihres Gatten. Eine vorzügliche
 hat Kochlich geliefert in seinen De-
 den Bd. I.

sie als eine
 1 Denkmünzen
 och vermehrt,
 in Kl. Gehalt
 en Bedingun-
 haffe verband,
 treue Gefähr-
 telkenen Frau
 cher Einn-

inges, die auf unser
 ichte Wirkung hervor-
 ie Form Wihvergnis-
 n Bedeutung mit uns
 ch bei Auffassung der
 uft wird, d. h. sich
 Einbildungskraft in
 verfehlt. Widrig ist
 Alle häßlich. Aber
 Beigesellung mora-
 d von Lastern macht
 end stet endlich über-
 igen ganz vertilgen.
 1 der weitläufigsten,
 1776 durch die Ba-
 eines Generalgouver-
 Er verwaltete sein
 1 besetzte die Wache
 en, was allerdings
 schehen konnte, und
 derer der Künste und
 Da mit seiner Partei
 affen Gegner bemüht,
 es Schicksal zu be-
 erufen, und sogleich
 irsehbares Labyrinth
 Die vorzüglichsten
 Sheridan und An-
 dere traten wider ihn auf, sezt entschlossen, die ganze Fülle ihrer Bes-
 serksamkeit zu seinem Verderben wirken zu lassen. Er ward beschuldigt

dere traten wider ihn auf, sezt entschlossen, die ganze Fülle ihrer Bes-
 serksamkeit zu seinem Verderben wirken zu lassen.

in Ostindien mit tyrannischer Willkür behandelt, unmaßige Geldsummen erpreßt, den Untergang mehrerer Fürsten befördert, und Räubereien und Bedrückungen aller Art ungescheut ausgeübt zu haben. Am 17 Febr. 1788 brachte Burke die Anklage gegen ihn vor das Unterhaus, und wurde darauf im Mai 1787 an das Oberhaus verwiesen. Der persönlichen Haft entsagte Hastings durch die Leistung einer ansehnlichen Caution und durch Beibringung einiger unverwerflichen Zeugen. Die Feierlichkeiten, welche die Verhandlung einer Rechtsache vor dem Oberhause erfordert, und die Langsamkeit, welcher ein jeder Proceß vor den Parlamentern um deswillen unterworfen ist, weil er nur unter beständigen Unterbrechungen fortgeführt werden kann, verzögerte das Endurtheil mehrere Jahre lang. Das Oberhaus konnte während der kurzen Dauer seiner Sitzungen in einer so weitläufigen Sache nie zum Ende kommen. Manche Anklagepunkte erforderten eine genaue Untersuchung und Kenntniß der Ostindischen Angelegenheiten; es mußten Zeugen abgehört werden, die zu dem Ende von Ostindien nach London berufen werden mußten. Die Reden der Ankläger waren so weitläufig, daß für eine einzelne oft mehrere Tage erfordert wurden. Alle diese Umstände verursachten eine so große Zögerung, daß man bereits am 15. April 1794 die 120te Sitzung im Oberhause hielt, ohne zu Ende gekommen zu seyn. Das Publikum hatte sich indes fast einstimmig für Hastings erklärt, und die Rückkehr des Lord Cornwallis aus Ostindien wirkte noch mehr zu seinen Gunsten. Dieser Mann, der in dem Lande selbst die genauesten Forschungen und Untersuchungen angestellt hatte, sprach durchaus zum Vortheil des Angeklagten, und machte auf die großen Verdienste desselben aufmerksam, Ostindien den Engländern durch seine Maßregeln zu einer Zeit erhalten zu haben, wo der Abfall der Amerikanischen Staaten für alle übrigen Colonien ein gefährliches Beispiel werden konnte. Lord Thurlow machte endlich zu Anfang des J. 1795 zur endlichen Beendigung der Sache den Vorschlag, daß jedes Mitglied des Oberhauses namentlich aufgerufen, und auf Pflicht und Gewissen sein Schuldig oder Unschuldig über Hastings aussprechen solle. Dies geschah, und so wurde Hastings am 13. April 1795 durch die Mehrheit der Stimmen von allen Anklagepunkten freigesprochen, und bloß zu den Proceßkosten verurtheilt, welche 71,080 Pfund Sterling betragen. Er hatte indes in ländlicher Einsamkeit gelebt und seine Vertheidigung geschickten Sachwaltern überlassen. Die Ostindische Compagnie entschädigte ihn durch einige ansehnliche Geschenke: die Gunst des Königs hatte er nie verloren.

Satscherif wird ein Befehl genannt, der unmittelbar vom Türkischen Kaiser kommt, und den dieser eigenhändig, gewöhnlich mit den Worten: „mein Befehl soll nach seiner Form und nach seinem Inhalt vollzogen werden,“ unterschreibt, welche Worte mit goldener Einfassung oder sonst ausgezeichnet werden. Ein also ertheilter Befehl ist unwiderrüflich.

Haubize ist ein grobes Geschütz, welches den Uebergang von Kanonen zu Mörsern macht. Aus derselben kann man nicht nur horizontal, wie mit einer Kanone, sondern auch wie mit einem Mörser im Bogen schießen, und Bomben in die Bastionen und unter die Armeen werfen. Sie hat zu dem Ende eine Kammer wie ein Mörser, nur einen etwas längern Lauf, der aber doch kürzer als bei Kammerstücken, und ungefähr nur 5 Caliber lang ist. Man wirft Kugeln von 30 Pfund, wie auch Kartätschen und Granaten daraus. Ihre Erfindung wird von Einigen den Holländern, von Andern den Engländern zuge-

schrieben; aber wahrscheinlich gehören die Häubigen zu den Deutschen Erfindungen, weil auch Ausländer ihnen denselben Namen geben, denn bei den Engländern heißt dies Geschäß *Howitzer* und bei den Franzosen *Obuse*. Die Erfindung mag übrigens nicht neu seyn, denn beim J. 1512 werden Geschätze zu Breslau genannt, worunter auch *Häubigen* vorkommen.

Haugwitz (Christian Heinrich Carl, Graf von), Königl. Preussischer erster Staats- und Cabinetsminister, wurde 1758 in Schlesien auf einem seiner väterlichen Güter geboren. Mit allen Mitteln seine geistigen und körperlichen Kräfte auszubilden, verlieh ihm die Natur eine vorzüglich empfindsame, mit einem gewissen Grad von Idealität ausgestattete Gemüthsart. Auf ein so zartes Herz machte die unbefangene stille Betriebsamkeit, die reine und offene Denkart jener frommen Brüdergemeinde in dem benachbarten Herrnhut einen tiefen Eindruck; das stille patriarchalische Leben der ehrwürdigen Vorzeit stand vor seinem Auge, und ließ ihn in den Verhältnissen der Alltagswelt nur Zerstreungen finden, welche den Menschen hindern, sich seiner bewusst, mit sich selbst vertraut zu werden. Daher die Spuren von Resignation, von stiller, einfacher, kein Aufsehn erregender Thätigkeit; daher der Hang zum unabhängigen Leben, und die Aversion von Uneigennützigkeit, von welchen Haugwitz's Leben nur ein fortschreitendes Muster aufstellt. Er besog die Universität Göttingen, und verweilte daselbst mehrere Jahre. Seine Denkweise befestigte sich, wie sein Gefühl und sein Geschmack. Er war nicht lan
 Reizung seines Herzens
 Generals von Lauenzen
 antrat. Hier weidete er
 Kunst, welche dies reich
 fesselten ihn Venedig un
 schaftliches Verhältniß u
 lich Haugwitz nach Sch
 seiner Besitzungen gefiel
 zu seyn, sich Achtung
 gaben ihm davon einen
 rat. Landschaftsdirektor
 Wirkungskreis. Nach
 besiegten. Dieser wünscht
 umfassende Plane, die
 durch den Preussischen
 den in Berlin, wo H
 fernem Eingang. Der
 und kam auf die Idee,
 mich aufmerksam zu ma
 nem Hofe zu erbitten.
 ter nach, da die Zahl
 fern ergriffen, Haugwitz
 rachte diesen sehr unerm
 zu begeben; er wandte s
 waltischen Geschäften da
 durch ausharrende We
 missfallen müsse, nahm
 doch jede Gattung der
 die Würde seines A

ren. Mit Haugwitz's Ankunft am Wiener Hofe schien Leopold seinen Zweck erreicht und einen erwünschten Vermittler zwischen sich und dem Preussischen Hofe gefunden zu haben. Es ist wahrscheinlich, daß Haugwitz, noch zu wenig geübt in der Staatskunst und zu wenig vertraut mit seinem Wirkungskreise, an einer Reihe von Unterhandlungen Theil nahm, über deren Resultate er nicht zu entscheiden vermochte und welche Preußens wahrem Interesse zuwider waren. Die Reichenbacher Convention und der Pilsner Vertrag werden als die Grundübel angesehen, durch welche Preußens Fall vorbereitet wurde. Die Folgen jener fehlerhaften Schritte sängen bereits an durch den unglücklichen Auszug aus der Champagne, den zwecklosen Kampf am Rhein und in Po-

erkannt. **Hauswitz** hatte zur Zufriedenheit seines Monarchen unterhandelt, und da sich das Berliner Cabinet wieder den Grundsätzen dieses Staatsmannes näherte, so ward ihm das vorige Vertrauen wieder zu Theil; er nahm aufs neue aus Hardenbergs Händen das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten. Während aber die Besitznahme Hannovers Preußen mit England entzweite, dem sich Frankreich um dieselbe Zeit näherte, trübten sich die Verhältnisse zwischen Frankreich und Preußen mehr als je. **Hauswitz** begab sich abermals als Vermittler nach Paris, kehrte aber unerrichteter Sache zu seinem Könige zurück, den er bereits an der Spitze seines Heeres fand. Er war Zeuge der Jenaer Schlacht, zog sich nach derselben auf seine Güter in Schlessien zurück, und ging später, um dem feindlichen Heere auszuweichen, nach Wien. Er ist seitdem aus dem Privatstande nicht wieder hervorgetreten.

Hauptbuch, auch **Capital-Extrakt-Auswahlbuch** genannt, ist das vornehmste Handelsbuch der Kaufleute, besonders beim doppelten Buchhalten, in welchem sie, weil es ein kurzer Auszug aller Bücher ist, den ganzen Zustand ihrer Handlung leicht und schnell übersehen können.

ist in einem Tonstücke diejenige musikalische Hauptempfindung des Ganzen, welche den Beinamen Führer. So wie der die Nebenideen entwickelt, auf Nebenideen u. s. w. übergeht, und sich rhetorisch Verkräftigung seines Hauptsatzes abführt der Tonleiter in Behandlung des er bearbeitet es in Absicht auf Harmonie Wiederholung u. s. w. dergestalt, und daß es immer mehr an Neuheit und anders in der musikalischen Schreibart führen und der Einheit des Ganzen

... ist eines Hauptatzes leuchtet das Geiste eines Tonkünstlers, aus der Art, selbigen zu behandeln, sein musikalischer Scharfsinn und seine Kenntniß der Harmonie. Beide müssen zu einem wahren Kunstprodukte sich vereinigen.

Hauptton oder **Grundton** heißt derjenige Ton, dessen diatonische Leiter bei Anordnung eines Tonstücks zum Grunde gelegt ist, nach welcher man die Art der Ausweichung in andere Töne, die hier Nebenwege heißen, anrichtet, d. h., selbige entweder zu harten oder weichen Tonarten macht, und endlich dessen Dreuläng sowohl am Anfange als am Ende des Tonstücks gebürt wird, oder welcher das Tonstück anfängt und schließt. Es kann jeder in das gegenwärtige System zugeführte Ton zum Grundton oder zur Tonica gemacht werden, nur müssen alsdann die Nebenwege hienach geordnet und durch Vorzeichnung in die ihnen zukommenden Verhältnisse gesetzt werden. Die Intervallen der Leiter des Grundtones entscheiden, ob man die Tonart für die Nebenwege, oder die vom ersten und zweiten Grade der Verwandtschaft u. s. w. hart oder weich zu nehmen habe. Kommt in jener Leiter die Letzte derselben groß vor, so nimmt man die Tonart hart, kommt sie als klein vor, so nimmt man sie weich. — In einem andern Sinne heißt auch derjenige Ton **Haupt- oder Grundton**, welcher in einem Accord der steifte ist, weil gleichsam die ganze Harmonie auf ihn gegründet ist, und aus ihm sich entwickelt. Gleichweilen heißt auch **Hauptton** derjenige, der als bejuffert in Tonstück

den vorkommt, zum Unterschied derjenigen Lerne oder Noten, welche man durchgehend nennt.

Haufen, Russisch Beluga, ist ein zum Störgeſchlechte gehöri-
ger Fiſch, der ſich im Mittelländiſchen, Schwarzen und Kaſpiſchen
Meer aufhält, zur Laichzeit aber in die Donau, Wolga und andere
große Flüſſe kommt. Sein Fang iſt beſonders für Rußland von Wich-
tigkeit. Das Fleiſch wird theils geſalzen, theils getrocknet geſſen,
der Kogen liefert den Caviar, und aus der Schwimmblaſe wird der
unter dem Namen Haufenblaſe bekannte Fiſchleim bereitet. Die Haut
endlich gebrauchen die gemeinen Rußen ſtatt der Fenſterſcheiben.

Hausmittel nennt man ſolche Mittel, welche meiſtens in der
Haushaltung vorrätig ſind, und ohne künstliche pharmaceutiſche Zu-
bereitung bei Kranken angewendet werden können. Der Mißbrauch,
den manche Perſonen mit dieſen Mitteln trieben, der Schaden, wel-
chen ſie durch vorreilige und unrichtige Anwendung derſelben oft ſtifteten,
hat dieſe unſchuldigen Mittel in übeln Ruf gebracht; allein es
läßt ſich nicht läugnen, daß die Vorwürfe nur die vorreilige und un-
richtige Anwendung, nicht die Mittel ſelbſt, treffen. In Huſelands
Makrobiotik iſt, nebst einem Verzeichniß von einigen Hausmitteln, auch
eine kurze Anleitung zu deren Gebrauche zu finden. H.

Haut iſt die äußere Umkleidung der thieriſchen Körper, gewiſſer-
maßen auch der Pflanzen. Sie iſt von ſehr verſchiedener Beſchaffen-
heit, und jedes Mal dem innern Baue des Thieres angepaßt. Wie
begnügen uns, hier die Haut des Menſchen etwas genauer zu beſchrei-
ben. Dieſe beſteht aus mehreren über einander gelegten Hüllen, wovon
die unterſte die eigentliche Haut heißt, und ihrer Struktur nach mit

keiten, nicht die feberhaften Ausschläge mit, z. B. die Mattern, Masern, den Scharlach u. s. w., weil hier der ganze Körper angegriffen, und, wenigstens in praktischer Hinsicht, mehr das Fieber, als der Hautauschlag, Hauptsymptom ist; sondern man versteht unter Hautkrankheiten gemeinlich bloß die sogenannten chronischen Ausschläge. Will man die Ursachen aller Hautkrankheiten in Krankheiten der Säfte suchen, und diese zur Hauptsache machen, so ist dies theils bei den meisten noch unermessen und unerweislich, theils widerspricht diesem die Erfahrung, daß manche Hautkrankheiten, wie z. B. die Krätze, bloß durch äußere Ansteckung schnell entstehen und im Anfang bloß durch äußerliche Mittel geheilt werden können. Da jedoch der organische Körper ein Ganzes bildet, und das Leiden des einen Systems sich auf das andere fortpflanzen kann, so ist nicht zu läugnen, daß die Ursache mancher Hautkrankheit in dem Leiden eines andern Systems liegen kann. Die Eintheilung der Hautkrankheiten könnte am natürlichsten nach den verschiedenen Theilganzen geschehen; aus welchen das Hautorgan besteht, also in Krankheiten der Lederhaut, des malpighischen Schleimnetzes und des Oberhäutchens; allein da die Bearbeitung dieser Krankheiten noch nicht weit genug gediehen ist, um es
 hat anzuweisen, so hat man sich
 Die Verschiedenheit und Mannig-
 ihrer äußern Erscheinungen ist sehr
 mal bei dem Mangel an getreuer

eige Ausartung der Oberhaut, als tre-
 fe Ausschmückung einer dicken Feuchti-
 bildet, z. B. der Milchgrind u. s. w.

Hautelisse ist eine Art künstlicher Gewebe oder Tapeten aus
 Seide und Wolle, welche bisweilen auch mit Gold und Silber erbbt
 sind, und allerlei Figuren von Menschen, Thieren, Landschaften u. s. w.
 vorstellen. Sie wurden in Frankreich unter Ludwig XIV. durch treff-
 liche Zeichnung veredelt, und auch in Deutschland, Rußland u. s. w.
 eingeführt. Man theilt sie in Haute-lisse und Vase-lisse ein, wovon
 der Unterschied jedoch bloß in den horizontalen oder perpendicularen
 Rahmen liegt, auf welchen sie gearbeitet werden.

Hautrelief, s. Basrelief.

Havanah (S. Christoval de la), eine große Stadt mit einem
 Hafen auf der Nordwestküste der Insel Cuba. Der Hafen, der zu den
 schönsten in der Welt gehört, faßt 1000 Schiffe, und gibt ihnen so
 vollkommenen Schutz, daß sie nicht einmal der Anker und Lano be-
 dürfen. Da der schmale Eingang nur einem einzelnen Schiff auf ein-

mal den Durchgang erlaubt, so ist es nicht nöthig, ihn mit einer Kette zu sperren. Die Gräben umgeben, el Fuerte. Der Si Puntal gedeckt. A angelegt worden. Die beiden Arme b wohner, mehrere p spital für Soldaten minkaner ist. Der men ersetzt werden. ten, die aus den zurückkehren.

so ist es nicht nöthig, ihn mit einer Kette auf der Landseite mit einem Wall und sen zu liegt das kleine aber starke Werk i Hafen ist durch die Forts Morro und in neuern Zeiten noch mehrere Caselle und regelmäßig gebaute Stadt berührt agida, und hat ungefähr 30,000 Einreich ausgeschmückte Kirchen, ein Ho- Universität, die in den Händen der Do- gutem Trinkwasser muß durch Eisen- der Sammelplatz der Spanischen Flot- n Häfen von Amerika nach Spanien

Haveret, Haverie, f. Averie.

isul, beschenkte ihn. Damals
 n September 1803 wurde
 ihn erhoben. Die verschie-
 um änderten nichts in sei-
 nie mit Pitt. Gegen Eng-
 der verschiedenen Europäi-
 tige Antwort auf die in den
 gen Frankreichs gegen das
 wurde er zum Gouverneur
 | sehr ansehnlichen Einkünf-
 und im Mai 1807 ward
 in. Vertraut mit der Ge-
 d in die Tiefen der Diplo-

mazif, hat er ausgezeichnete und umfassende Kenntnisse vom Handel
 und dem Manufakturwesen. Die Erwartungen aber, die er von sei-
 nem Rednertalent erregt hatte, sind nicht erfüllt worden.

Haydn (Joseph) war den 31. März 1732 in dem Dorfe Rob-
 tau auf der Gränze von Ungarn und Oesterreich geboren. Sein Va-
 ter, ein armer Wagner, spielte die Harfe, und machte daraus einen
 Sonntagsverdienst, indem seine Mutter dazu sang. Der fünfjährige
 Knabe nahm seinen Platz neben seinen Aeltern, und figurirte mit ei-
 nem Dreieck und einer Ruthe, als ob er die Violine spiele. Ein
 Schulmeister aus dem benachbarten Städtchen Haimburg, den der Zu-
 fall zu einem dieser Concerte führte, bemerkte, daß Joseph genau Takt
 hielt. Er erbot sich, ihn mit zu nehmen, um ihn in seiner Schule zu
 bilden. Hier lernte er
 dem Gesang, auf der
 Zwei Jahre hatte er d
 hier von Reuter, d
 zu Wien dirigirte, de
 empfahl ihm Haydn.
 ihn, und fand das Li
 acht Jahre Chorknabe
 zehn Jahre alt, als ei
 er sich in sechzehntem
 damals," sagte er in
 vier war, desto schön
 zur guten Stunde bes
 ihn unterwerfen wollt
 ten. Mit ihm verlor
 Stelle. Seine Lage
 schmach von den Sch
 und Beschützer auf sei
 spielte im Orchester mi
 muth hielt ihn von de
 rigt mit der Composition. „An meinem von Wärmern jernagten Clav
 vier," sagte er, „bemeidete ich nicht das Schicksal der Könige."
 Damals fielen ihm die sechs ersten Sonaten von Emanuel Bach in
 die Hände. „Ich stand nicht eher vom Clavier auf, bis sie von vorn
 bis hinten durchgespielt waren, und wer mich genau kennt, wird ge-
 funden haben, daß ich Emanuel Bach viel verdanke, daß ich seinen
 Eril gefaßt und mit Sorgfalt studirt habe; er selbst machte mir vor
 Reuen ein Compliment darüber." Der berühmte Metastasio wohnte in
 einem Hause mit Haydn. Er ließ eine gewisse Demoiselle Martine

bei H. vorkam. Haydn erhielt den Auftrag und auf dem Wege zu gehen, in der Werkstatt, wo er den alten Capellmeister gewann und in dem Hymnen mitfang, Compositionen und die Italienische etc. als er sein erstes Quartett componierte und den Anfang zu machen.

Den die strengen Proben der oder vielmehr Gedanken manchen Jener zu seinen Lehren. Er ließ sie jedoch reden, ohne sich daran zu setzen, denn Übertragung und Erziehung hatten ihn überzeugt, daß ein in der That, daß man zu streng und eigenmächtig dem Werke der Kunst folgen, so Geschick und Nachdruck verliere, er glaube, daß überhaupt nur das in der That vorhanden sey, was ein in der That bekundeter Herr Baron von Zinzendorf nahm ihn mit vieler Aufmerksamkeit auf. Bald darauf erhielt er die Stelle eines Organisten bei dem Carmelitern in der Kreuzschloßkirche. Er spielte die Orgel in der Kirche des Ersten Königs und sang in der Predigtkirche. Abends durchlief er ein wenig seiner Manuscripten der Kaiserin. Hier hörten sie gewöhnlich etwas von seinen Compositionen aus, und Haydn erwarb sich, gegen das Jahr 1773 ein Quartett zu diesem Zweck geübt zu haben. Ein Abends sangen sie eine Canticone zu Ehren der Maria eines bei der Geburt war behoben worden. Es hieß, Namens Kurz, obgleich bekannt unter dem Namen Bernasconi. Kurz trat heraus um zu erklären, von wem die Musik sey, und kaum hatte der erstgenannte Haydn sich zum Gehör, als Kurz ihn dringend bat, ihm eine Oper in Musik zu thun. Unions wandte der junge Componist sich an den Herrn Kurz, Kurz sprach ihm zu, und Haydn componierte wirklich den dankenden Leutzel, eine Oper, die jedoch nicht sehr den Zweck wegen nach der dritten Vorstellung verfallen wurde. Haydn war bereits so bekannt geworden, daß der Fürst Albrecht ihn an die Spitze seiner Kammermusik stellte. In diesen Jahren er bewunderte die schönen Compositionen, von Metastasio, in welcher unter allen Compositionen der erste ist, und den großen Theil seiner höchsten Quartetten. Es hat er seinen Beschäftigung in Italien so oft für das Gattion gearbeitet, wobei derselbe eine besondere Verleide hatte. Kurz componierte er auch die unter dem Namen Haydn's Klavierstück bekannte Composition, in welcher ein Instrument nach dem andern verstimmt, und jeder Musiker sobald er geendet hatte, im Licht erscheint, sein Instrument zusammenruft, und mit seinem Instrumente fertig ist. Im J. 1773 eruchte ein Canonikus von Padua, die neuen Worte des Liedes am Kreuz, zu componiren. Der Musik wies an einem Orte, das man jährlich in der Festzeit zu Gedenke während der Festen feiert, ausgesetzt werden. Die Worte war schon. Zwei neuen Worte wurden von dem Pächter in Padua zusammengebracht, und diese Worte hätten durch die Grammatiker auf eine Weise besetzt nicht erwidern. Der Kaiser von einem Canonikus nach einigen Jahren forderte, und Haydn kam ihm zu dem Ende der Worte der Festzeit. Im J. 1774 machte er eine neue Kunst, dahin. Er fand die geistliche Musik und die Unwissenheit der Welt erzielte ihm die Aufmerksamkeit. Wenn England ging der Auf Haydn aus, den 1774

seinem Vaterland erst sehr allgemein seine Verdienste nie verkannte. Inse Reisen auf die Inseln des großen Ozeans seiner Rückkehr aus England kaufte Wien ein kleines Haus mit einem Garten zu dem sehr Freunde der Kunst nicht konnte er die Schöpfung und den Gipfel des Ruhms erheben.

Harmonien ein jugendliches Feuer für undschüßigsten Jahre; die Jahreszeiten waren seine letzte Arbeit, er vollendete sie in elf Monaten. Seine zahlreichen Werke, zu denen noch ein Te Deum, ein Stabat, viele Concerte, Sonaten, Märche, Messen u. s. w. gehören, können nicht aufgezählt werden. Hayducken gilt für die Instrumentalmusik als Meister. Mit ihm begann eine neue Epoche für dieselbe. Unerforschlich im Erfinden und Ausführen, stets neu und originell, überraschend und befriedigend, weiß er mit schöpferischer Kraft den Zeitgeschmack zu beherrschen. Seine Symphonien, die ältesten wie die neuesten, tragen alle das Gepräge der Originalität. Durch seine Quartetten ward er gleichsam der zweite Schöpfer dieser Gattung; denn erst durch ihn erhielt sie jene Anmuth, jene kunstreiche Verflechtung, welche den Kenner entzückt. Einige Jahre vor dem Tode des würdigen Greises, der am 31. Mai 1809 erfolgte, schloß die Dilettanten-Gesellschaft in Wien ihre Winterconcerte mit einer glänzenden Aufführung der Schöpfung, zu welcher Hayducken eingeladen ward. Er erschien, und schon der ausgezeichnete Vortrag, der ihm zu Theil ward, machte auf den schwachen, durch die Last des Jahres gebeugten Geist den außerordentlichsten Eindruck; aber noch tiefer erschütterte ihn sein eigenes Werk, und bei der alles ergreifenden Stelle: Es ward Licht, fühlte er sich dergestalt überwältigt von der Gewalt der Harmonien, die er selbst geschaffen, daß ihm die Ohren über die Wangen rollten, und er mit emporgehobenen Armen ausrief: Nicht von mir, von dort kommt Alles! Er unterlag den ihm bekümmenden Gefühlen und mußte hinweggetragen werden. Collet hat durch ein schönes Gedicht diese

Hayducken hießen eine S die aber 1732 abgeschafft wurden.

garische Art gekleidete Trabanten

Hayley (William), ein wurde 1745 zu Evesham geboren. In der Jugend, erhielt aber von seiner Mutter ihren Sohn anfänglich aber er jedoch wegen Krankheit Eben dies veranlaßte seine Mutter

fischen Literatur unterrichten zu lassen

in Devon, wo er sich mehr durch

jüngliche Talente auszeichnete.

nach Cambridge. Eine Ode, die

von Wales verfertigte, verri

ebek mittelmäßig war. Hayley selbst überzeugte sich davon, und be

schloß jetzt, durch ein starkes Studium sich für die Dichtkunst vorzu

bereiten. Er las mit Fleiß und Eorgfalt die Dichter und Redner Grie

chenlands und Roms, so wie die Werke von Cornelle, Racine, Rouss

seau, Voltaire, Dante und Laïo, und die vornehmsten kritischen

Schriften. Zugleich machte er sich mit den Grundfagen der Bildhauerei

ward; wiewohl man

ward erst auf seinem

rkfam gemacht. Des

in der Vorrede vom

diesem Heiligthume

ng wallfahren, come

zeiten, die ihn auf

in dessen götlichen

e er in seinem Hause

er in seinem Hause

er in seinem Hause

er in seinem Hause

er in seinem Hause

er in seinem Hause

er in seinem Hause

er in seinem Hause

er in seinem Hause

er in seinem Hause

er in seinem Hause

er in seinem Hause

er in seinem Hause

er in seinem Hause

er in seinem Hause

er in seinem Hause

er in seinem Hause

er in seinem Hause

er in seinem Hause

er in seinem Hause

er in seinem Hause

er in seinem Hause

er in seinem Hause

er in seinem Hause

er in seinem Hause

er in seinem Hause

er in seinem Hause

er in seinem Hause

er in seinem Hause

er in seinem Hause

er in seinem Hause

er in seinem Hause

er in seinem Hause

er in seinem Hause

er in seinem Hause

er in seinem Hause

er in seinem Hause

er in seinem Hause

er in seinem Hause

er in seinem Hause

er in seinem Hause

er in seinem Hause

er in seinem Hause

er in seinem Hause

Frank und Malart bekannt. Im J. 1769 verheirathete er sich, woda-
 ge darauf fünf Jahre in der Hauptstadt, und begab sich dann nach
 seinem Landgute in Caffre, mit dem Vorfatz, seine Muse der Dicht-
 kunst zu widmen. Einige seiner Arbeiten hatten in London Verfall ge-
 funden, aber Schicksalsarbeit hinderte ihn, sie bekannt zu machen.
 Endlich gab er 1773 sein Essay on Policing, ein didaktisches Gedicht,
 heraus, und erstreckte damit seine schriftstellerische Laufbahn. Es fand
 vielen Beifall, weils der Casseknisse wegen, welche er darin zeigte,
 theils wegen der Klarheit und Schärfe der Verfaßung. Sein Es-
 say on history erschien 1779, und besteht aus drei an Gibbon gerichteten
 Episteln. Sonst folgten seine Triumphs of Temper und 1780
 sein Essay on Epic Poetry, welcher letztere zwar von Casseknissen
 genat, aber wegen zu unglücklicher und nachlässiger Diction geradelt ward.
 Sein letztes und bekanntes poetisches Werk ist sein Postical
 essay on Sculpture. Unbedeutend sind seine dramatischen Arbeiten und
 seine prosaischen Schriften. Unerkennbar ist Poet das Muster, dem
 sich Hayley möglichst zu nähern strebt. Aber wenn er ihm auch im
 Nachahmung der Verse nicht unwürdig nachstrebt, so ist er doch häufig
 zu weitläufig, und vernichtet dadurch nicht selten die Wirkung glück-
 licher Ideenverbindungen. Er ist elegant ohne Kraft, und angenehm
 ohne Präcision; eben so wenig zeichnet er sich durch Erfindung beson-
 ders aus. Aus dem allen geht zur Evidenz hervor, daß Hayley als
 Dichter auf keiner hohen Stufe steht, daß aber seine Werke sich zu ei-
 ner angenehmen Lectüre für geschmackvolle Leser eignen. Er lebt abrin-
 gend noch in der Einzigkeit auf seinem Güter, und hatte zuletzt
 eine Biographie des Dichters Comper herausgegeben.

Hazardspiele oder Glücksspiele sind diejenigen Spiele mit
 Würfeln, Würfeln und Nummern (sie mögen besondere Namen haben,
 welche sie wollen), bei welchen der Spieler das Spiel nicht durch über-
 nach einem auf allgemein bekannte
 'Dombre, Weiß u. s. w. mit gleich
 gleich geschickten oder gleich unger-
 wo der Ausgang des Spiels und des
 of vom Glück und Zufall, der oft
 wird, abhängt, und wobei geschick-
 er aber mathematisch gewiß, auf Spiel
 , welche aus dergleichen Spielen em-
 werden solche Spieler, die sich nicht

schämen, öffentlich das Spiel als ihren Erwerbungsweeg anzugeben, und
 guter Uebungern und Verschwendern Leute aus den höchsten, wie
 aus den niedrigsten Ständen unter sich haben, die ihre Spielische so
 gar bis in die Dorfschänken verdrängen, dem öffentlichen Staats-, wie
 dem Privatstande weit gefährlicher, als die Straßenraubere und
 Diebe. Unerschütterlich steht daher der Grundstein der Moral und
 Polizei: man muß das Hazardspiel unter allen Bedin-
 gungen verbieten, und durch Handhabung des Bew-
 bords vertilgen. Damit aber die Polizeibehörden nicht wehr eine
 Rathschlichter vorgeben könnten, so wollen wir ganz kurz die aus-
 fährbaren Mittel anzeigen, wodurch die Hazardspiele
 in jedem Staate ausgerottet werden können, wenn man
 sie nur ernsthaft befolgen will. 1) Man gebe kurz abgefaßte, deutliche
 und strenge Verbotsgeetze gegen Hazardspiele für jeden Staat ohne
 Ausnahme, jedoch ohne ein Hazardspiel mit Namen zu nennen, weil
 die Sauer sonst dem verdorbenen Spiele so gleich einen andern Namen

geben. Für den eintretenden Kriegsfall hingegen, wo die Vollziehung des Gesetzes an Unterthanen und Fremden leicht verhindert werden kann, setze man in diesen Gesetzen fest, daß an jedem Uebertreter, der Staatsunterthan ist, nach beendigtem Kriege die Untersuchung und Strafe vollzogen werden solle. Diese Verbotsgesetze muß man öffentlich bekannt machen, und alsdann aufheben. 2) Alle entdeckte Spieltische der Banquier und Croupiers werden ohne Ansehn der Person weggenommen und an den Pranger mit der Aufschrift: Hazardspieler, vorher öffentlich erhaltener körperlicher Rathenjüd Mal in ein Arbeitshaus so lange gesperrt, bis sie eines ehrlichen Gewerbes im Stande sind, sich zu setzen. Uebertretungsfälle werden sie für ehrlos erklärt lang im Arbeitshause. 4) Man dulde an keinem der aus dem Spiele seinen Erwerbweig macht, w ein für alle Mal verboten ist. 5) Die Gehilfen der junge und alte unerfahrene Leute zu den Spielbank verleiten und führen, erhalten die Bestrafung der Spieler. 6) Alle Spieler, die man bei den Banke werden verhaftet ohne Ansehn der Person, auf un-

rste Mal, in ein Arbeitshaus gehen Geld ist confiscirt. Sind die n und charakterisirte Personen, so Beamter (s. Königl. Preuss. Gesetz l. 2307), von den zweiten werden officiere und Gemeine, erhalten zur er und Brot, und die dritten ver Jeder Gasthaus, Ehenk-, Ba- andere Wirth, so wie die Haus er, wenn sie Hazardspiele dulden, s und Croupiers bestraft. 8) Je so fort anzeigen, wenn in seinem iel gespielt wird, sonst verfällt er öffentliche Orter und Häuser, wo iter No. 7. aufgeführten, so wie und zwar unvermuthet, durch die e von dem confiscirten Gelde $\frac{1}{2}$ nd das Uebrige fällt den Pils cau- darf keine Gerichtsremotion Statt alle Gerichtsbezirke, und gibt von richt. 10) Keine gemachten Spiel- werden; selbst auch nicht haates n worden ist. 11) Alle Familien- weder unter den Familiengliedern keinen Preis Hazardspiele, bei Ge- mer; spiele aus Pflicht gegen die igsten Preis dulden und erlauben, n sind, welche Gehorsam, Treue, en Familiengliedern, als auch bei i sage nicht, daß diese Gesetze zu n sitzt zu tief, und erfordert daher id aus geheilt werden soll. X. nd Mundspenlin auf dem Alpen-

pus. Sie war eine Tochter des Jupiter und der Juno, und ward von dieser dem Herkules, als Belohnung seiner tapfern Thaten, zur Gattin gegeben. In Abbildungen ist sie an der Schale kenntlich, in welcher den Nektar darreicht. Sie erscheint gewöhnlich als junges reizendes Mädchen in einem mit Rosen geschmückten Gewande, mit einem Blumenkranze. Oft steht ihr (wie auch dem Ganymedes) der Adler zur Seite, dem sie liebkoset.

Hebel, J. P., Consistorialrath und Professor zu Karlsruhe, hat sich durch seine Allemannischen Gedichte einen eigenen Platz auf dem deutschen Parnass erworben. Sein Talent, sagt Schiller, neigt sich gegen zwei entgegengesetzte Seiten. An der einen beobachtet er mit frischem, frohem Blick die Gegenstände der Natur, die in einer festen Daseyn, Wachsthum und Bewegung ihr Leben aussprechen, und die wir gewöhnlich leblos zu nennen pflegen, und nähert sich der beschreibenden Poesie; doch weiß er durch glückliche Personificationen seine Darstellungen auf eine höhere Stufe der Kunst heraufzuheben. An der andern Seite neigt er sich zum sittlich-Didaktischen und zum Allegorischen; aber auch hier kommt ihm jene Personifikation zu Hilfe, und wie er dort für seine Körper einen Geist fand, so findet er hier für seine Geister einen Körper. Wenn antike oder andre durch plastischen Kunstgeschmack gebildete Dichter das sogenannte Leblose durch idealische Figuren beleben, und höhere Naturen, als Nymphen, Dryaden u. s. w. an die Stelle der Felsen, Quellen und Bäume setzen: so verwandelt dieser Dichter hergegen diese Naturgegenstände zu Landleuten, und verbauert, auf die naivste anmuthigste Weise, durchaus das Universum; so daß die Landschaft, in der man denn doch den Landmann immer erblickt, mit ihm in unsrer erhöhten und erheiterten Phantasie nur eins auszumachen scheint. Das Local ist dem Dichter äußerst günstig. Er hält sich besonders in dem Landwinkel auf, den der bei Fasel gegen Norden sich wendende Rhein macht. Heiterkeit des Himmels, Fruchtbarkeit der Erde, Mannichfaltigkeit der Gegend, Lebendigkeit des Wassers, Behaglichkeit der Menschen, Geschwähigkeit, Darstellungsgabe, und neckische Sprachweise, so viel steht ihm zu Gebot, um das, was ihm sein Talent eingibt, auszuführen. Wenden wir von der Erde unser Auge an den Himmel, so finden wir die großen leuchtenden Körper auch als gute wohlmeinende, ehrliche Landleute. Die Sonne ruht hinter ihren Fensterläden, der Mond, ihr Mann, kommt forschend herauf, ob sie wohl schon zur Ruhe sey, daß er noch eins trinken könne; ihr Sohn der Morgenstern, steht früher auf als die Mutter, um sein Liebchen aufzusuchen. Hat der Dichter auf Erden seine Liebesleute vorzustellen, so weiß er etwas Abenteuerliches drein zu mischen. Sehr gern verweilt er bei Gewerb und häuslicher Beschäftigung, Jahres- und Tageszeiten gelingen ihm besonders. Hier kommt ihm zu gute, daß er ein vorzügliches Talent hat, die Eigenthümlichkeiten der Zustände zu fassen und zu schildern. Eine gleiche Nähe fühlt er zu Pflanzen und Thieren. Andere Gedichte leiten mit großer Anmuth der Erfindung und Ausführung auf eine heitere Weise vom Unsittlichen ab und zum Sittlichen hin. Hat uns nun dergestalt der Dichter mit Heiterkeit durch das Leben geführt, so spricht er nun auch durch die Organe der Bauern und Nachtwächter die höheren Gefühle von Tod, Vergänglichkeit des Irdischen, Dauer des Himmlischen, vom Leben jenseits, mit Ernst, ja melancholisch aus. Allen diesen innern guten Eigenschaften kommt die behagliche naive Sprache sehr zu statten, aus der er sich ei-

nen Styl gebildet hat, der zu diesem Zwecke vor unserer Völkersprache große Vorzüge hat.

Hebel. Wenn man sich an einem festen unbiegsamen Körper drei Punkte denkt, an deren einem, dem Ruhepunkte, der ganze Körper sich drehen läßt, indem an den beiden andern Punkten zwei Kräfte einander entgegen wirken, so heißt diese Verbindung ein Hebel. Ein Beispiel davon gibt der Wagebalken, dessen Ruhepunkt in der Mitte liegt, während die Gewichte in beiden Wagschalen den Balken selbst nach entgegengesetzten Richtungen umzudrehen streben. Der Hebel ist das einfachste, aber auch das erste und wichtigste Rüstzeug in der Mechanik, und seine Theorie liegt allen übrigen Maschinen zum Grunde. Bei Betrachtung des Hebels und des Gleichgewichts der Kräfte abstrahirt man von der Materie desselben und ihrem Gewicht, und denkt sich die genannten drei Punkte nur durch mathematische Linien verbunden. Diese Verbindung heißt ein mathematischer Hebel; den Ruhepunkt nennt man auch Bewegungs- oder Umdrehungspunkt, und das, worauf der Hebel liegt, die Unterlage. In manchen Fällen wird es eine Ueberlage, oder es ist eigentlich als ein Zapfen anzusehen, um den sich der Hebel dreht, ohne auf- und abwärts weichen zu können. Die Kräfte, welche an den beiden andern Punkten angebracht sind, werden nach Verschiedenheit ihrer Bestimmung Kraft und Last genannt. Wenn der Ruhepunkt zwischen Kraft und Last liegt, so ist der Hebel doppelarmig, liegen aber Kraft und Last auf Einer Seite des Ruhepunkts, so ist er einarmig. Jener wird auch Hebel der ersten Art, dieser Hebel der andern Art genannt. Der Hebel erster Art kann entweder geradlinig, oder ein Winkelhebel, und seine Arme können gleich oder ungleich lang seyn. Das Produkt, welches man erhält, wenn man die Kraft mit ihrer Entfernung vom Ruhepunkte multiplicirt, wird das Moment genannt. In geradlinigen mathematischen Hebeln stehen senkrecht wirkende Kräfte im Gleichgewicht, wenn sie sich verkehrt, wie ihre Entfernungen oder Abstände vom Ruhepunkte verhalten. Dieses Gesetz des Gleichgewichts der Kräfte am Hebel, auf dem die ganze Statik und Maschinenlehre beruhet, war schon in den ältesten Zeiten bekannt, und wird bereits aus der Lehre vom Schwerpunkt vom Archimedes bewiesen; wiewohl ein obllig scharfer Beweis für das Gesetz des Hebels erst von Kästner gegeben worden. Es gilt aber nicht bloß für den geradlinigen, sondern auch für den Winkelhebel, und sogar dann, wenn die Kräfte nicht senkrecht auf die Arme des Hebels, sondern in schräger Richtung wirken. Wenn das Gewicht des Hebels selbst mit in Betracht gezogen wird, wie dies in der Ausübung geschehen muß, so heißt der Hebel ein physischer. Man kann ihn als ein neues Gewicht betrachten, welches im Schwerpunkt des Hebels angebracht ist, dessen Moment besonders berechnet, und zu dem Momente der Seite, auf die es fällt, hinzugesetzt werden muß. Sind die Momente beider Seiten gleich, so steht der physische Hebel im Gleichgewicht. Da fast bei keinem andern Werkzeuge die Reibung so gering ist, wie bei dem Hebel, so wirkt er fast mit der nämlichen Kraft, welche die Theorie angibt. Unter den mannigfaltigen Benutzungen des Hebels für das Leben ist der Wage bereits erwähnt worden. Aber bei tausend Arbeiten ist der Hebel ein unentbehrliches Rüstzeug, zumal wo Lasten gehoben und fortgeschafft werden sollen. Der einfachste aller Hebel ist der Hebebaum, der in einer vollkommenern Gestalt Heblade heißt. Viele Instrumente, welche man, beim gemeinen Gebrauch, nicht für Hebel hält, z. B. der Geißfuß der Maurer, Ruder, Messer, Scheeren, Zangen, Hammer, Becher u. s. w. sind einfache oder

aufmerksamkeitsehebel, deren Wirkung dieses Kältezeuges beruhen. Die Muske-
len bei der Bewegung der Glieder nach
Natur bedient sich aber gewöhnlich des
zu bewegende Last weiter als die Kraft
Kraft viel stärker als die Last sey; da
es sehr geringe Bewegung der Kraft der
gegeben.

Heber ist der Name einer aus zwei Schenkeln bestehenden und
an beiden Enden offenen Röhre, mittelst welcher man flüssige Materien
aus einem Gefäße durch den Druck der Luft auslaufen lassen oder he-
ben kann. Das Sonderbare bei der Erscheinung, welche der Heber
darbietet, besteht darin, daß die Flüssigkeit in der Röhre hauptsächlich in
die Höhe steigt, um durch den andern Schenkel abzufließen, und daß
das ganze Gefäß leer wird, sobald der in demselben befindliche Arm
oder Schenkel des Hebers bis auf den Boden reicht. Der Grund da-
von liegt in dem Drucke der Luft; daher ein Heber in luftleerem Raum
nicht heben kann. Da aber die Atmosphäre mit einem Gewichte auf das
Wasser drückt, welches dem von einer 33 Fuß hohen Wassersäule gleich,
so kann das Wasser nie über diese Höhe gehoben werden. Man bedient
sich des Hebers, der auf verschiedene Art eingerichtet und verschiedene
Gestalten haben kann, um Flüssigkeiten aus einem Gefäße zu heben, in
die Höhe zu leiten u. dgl. Im Großen hat man den Heber bei dem
berühmten Kanal von Languedoc (Canal du midi) angewandt. Dieser
Kanal läuft an einigen Stellen am Abhange von Pyrenäen fort, und
muß daher alles von diesen Bergen abfließende Wasser aufheben, wo-
durch es oft Austrat und Ueberschwemmungen anrichtete. Man brachte
dies zu verhindern, große gemauerte Hebel an, deren höchster Punkt sich
zur Niveau des höchsten Standes, dem das Wasser im Kanal erreichen
sollte, befand, und deren kurzer Schenkel bis auf den Boden des Ka-
nals, der längere aber am
Heber würden, wenn sie sich e-
aufdrehen, als bis der ganze A-
Vorliche gebraucht, um kurzer
Wasserhöhe, eine Oefnung u-
fer so weit abgeföhrt haben,
ist, tritt zu dieser Oefnung
Wirkung des Hebers auf.

Hebert (Jacques René), geboren zu Alençon. Dieser Mann von
unruhigem Geist, glühender Phantasie, aber ohne Mittel, und vor al-
lem ohne Kenntniß, lebte zu Paris vor der Revolution von Intriguen.
Die Stelle eines Billerzweymachers am Taaätre des variétés verlor er
wegen Veruntreuungen. Ein Arzt nahm ihn auf. Hebert ward ange-
klagt, denselben betraute zu haben. Der Zeitpunkt von 1779 verschaffte
ihm endlich Mittel, zu leben, und sich durch das Journal, das unter
dem Titel Le père Duchesne erschien, bekannt zu machen. Die tollen
Ideen, die großen Intriguen, der freche Eonismus, die unflätigen, mit
Fluchen und Schwären unangeföhrt gemischten Ausdrücke dieses Jour-
nals entzöhnten dem Pöbel. Der Verfasser ward Mitglied der Munici-
palität, welche den Angriff des 10. Augusts anordnete, und in der Folge
zu dem in den Bezugsbüchern verübten Verbrechen betrug. Als Sub-
stitut des Procurators der Gemeinde bei dem Proceß Maria Antoinette
tend hatte er die Infamie, sie des Verbrechens der Blutschande mit ih-
rem Copie anzuklagen. Die Daignin antwortete mit ruhiger Würde

auf diese schändliche Beschuldigung: „Ich appellire an alle hier gegenwärtigen Mütter; wäre wohl eine von ihnen eines solchen Verbrechens fähig?“ Selbst Robespierre war über diese Anklage empört. Hebert entschuldigte seine Schändlichkeit, indem er sagte: „Ich sah, wie das Volk anfing, Mitleid mit ihr zu fühlen, und mußte, damit sie uns nicht entschlopfte, dieses Mitleid in Abscheu verwandeln.“ Er entging indeß dem Lohne seiner Schändlichkeit nicht. Da Danton und Robespierre sahen, daß Hebert und seine Anhänger, die man nach ihm Hebertisten nannte, die Gewalt der Gemeinde von Paris über den Consent ausdehnen wollten, verbanden sie sich, ungeachtet ihres gegenseitigen Hasses, um diese gemeinschaftlichen Feinde zu verderben. Hebert und seine Genossen Konsin, Momoro und Cloot wurden plötzlich verhaftet und am 24. März 1794 zum Tode verurtheilt. Hebert war der Hauptanstifter der unter dem Namen der Vernunftfeste bekannten Orgien, und verdient der Vergessenheit entrissen zu werden als das Haupt einer der verächtlichsten Parreien, welche Frankreich unglücklich gemacht haben, und zum Andenken an eine Zeit, wo Paris den Befehlen eines als Dieb und Gauner gebrandmarkten Logenschließers unterthänig war, und in ihm einen Vertheidiger der Freiheit verehrte. Außer dem genannten Journal schrieb er noch ein anderes unter dem Titel: *Peitit Carême de l'abbé Maury ou Sermons prêchés dans l'assemblée des entragés.*

Hebezeug (Mechanik) heißen überhaupt alle zu Hebung einer Last erfundene Instrumente, als Hebel, Heblade, Erdwinden, Flaschenzüge, Krähne, Räder an den Wellen, Haspeln, Radwinden, schiefe Ebenen mit ihren Anwendungen auf Keil und Schraube, die Schrauben ohne Ende u. s. w. (s. d. Art.). Unter den Griechen hat sich Archimedes (3770) in Erfindung der Hebezeuge am berühmtesten gemacht. Denn mit seinen Maschinen konnte er allein ein beladenes und mit Menschen besetztes Schiff bewegen. Wenn das Hebezeug nur aus dem Hebel und der Rolle besteht, heißt es ein einfaches, in der Zusammensetzung mehrerer der oben genannten Werkzeuge ein zusammengesetztes Hebezeug, welches zur Hebung der schwersten Körper und Lasten dient. Seine Wirkung erfolgt jedes Mal streng nach den Gesetzen der Bewegung in allen ihren Verhältnissen.

Hebräer, Ankömmlinge, Fremdlinge, heißen die Nachkommen Abrahams, der 2000 Jahre vor Chr. Geb. aus Mesopotamien jenseit des Euphrats nach Kanaan (Palästina) einwanderte. Sein Erbe ging auf seinen Sohn Isaak und dessen jüngern Sohn Jacob (Israel) und dessen 12 Söhne über. Jacob zog bei einer Eheuerung in Kanaan mit 70 Kindern, Enkeln und Urenkeln nach Gosen in Aegypten, wohin ihn sein am Aegyptischen Hofe mächtiger Sohn Joseph rief. Während der 430 Jahre ihres Aufenthalts in Aegypten waren die Hebräer von 70 Seelen auf drittehalb Millionen angewachsen, worunter 600,000 streitbare Männer den Auszug unter Moseh deckten, und die Nationen, an denen ihre 40jährige Reise vorüberging, bekämpften. Als die Hebräer endlich 1500 vor Chr. Geb. das Land, in dem die Gebeine ihrer Väter, die lang ersehnten Erbtheile und Berge Gottes ihrer harrten, unter Josua erreicht hatten, theilten sich 12 Stämme, nämlich: die 9 Stämme der Söhne Jacobs: Ruben, Simeon, Juda, Dan, Naphtali, Gad, Affer, Isaschar, Sebulon, die Stämme der beiden Söhne Josephs, Ephraim und Manasse, und der Stamm Benjamin in die Provinzen; der Stamm Levi, des dritten Sohnes Jacobs, blieb ohne Grundeigenthum unter den übrigen in 48 Städte vertheilt, zum Gottesdienste geweiht. Die 4 Jahrhunderte vom Einzuge in Kanaan bis 1100 v. Chr.

Geb. sind das Heldenalter der Hebräer. Samuel, der letzte und größte ihrer Richter (so hießen ihre Regenten und Anführer), gab ihnen endlich auf ihr unverständiges Begehren um 1100 vor Chr. Geb. den kranken, aber nicht geistesgroßen Saul zum Könige. Die Verfassung wurde anfangs dadurch wenig anders, der König war ohne Hofstaat und feste Residenz; kaum mehr als Heerführer, und als er sich mehrerer Mißgriffe schuldig machte und der Vormundschaft Samuels entziehen wollte, salbte dieser einen Hirtenjüngling, den mit allen Gaben des Geistes und Körpers gezierten Sohn Isais, David zum Könige. Davids glorreiche Regierung war das Blütenalter des Hebräischen Staates. Aber dieser Flor sank schon unter seinem Sohne Salomo. Seine Prachtliebe und Ueppigkeit *) vergeudete die Schätze Davids, und der weltberühmte Tempel, an den sie gewendet wurden, war kein Ersatz für die Verwöhnung und Bedrückung des Volks, das unter harten Auflagen feufzte. Mit Salomons Tode 975 vor Chr. Geb. zerfiel daher das Gebäude der Macht und des Ruhms der Hebräer, sein Sohn Rehabeam mußte die empörten Gemüther nicht zu begütigen, nur die Stämme Juda und Benjamin, aus denen das Königreich Juda entstand, blieben ihm treu, die andern 10 Stämme fielen seinem beliebtesten Bruder Jerobeam zu, und bildeten das Königreich Israel. So wurde das Reich getheilt, um sich nie wieder zu der alten Größe zu erheben. In Israel herrschte eine Reihe von 19 Königen aus verschiedenen Geschlechtern, deren wenige anders, als durch Ermordung ihrer Vorgänger auf den Thron kamen. Dies Reich, obwohl stärker bevölkert und weiter ausgedehnt, als Juda, wurde doch früher, denn dieses, ein Raub Assyrischer Eroberer. Salmanassar nahm Samaria, die Hauptstadt Israels, und verpflanzte das unterjochte Volk in die Gebirge Medien, 722 vor Chr. Geburt. Länger erhielt sich Juda; unter 20 Königen aus Davids Hause zeichnen sich Josaphat, Hiskias und Josia durch Regententugend und Eifer für den Dienst Jehovas aus, die andern wurden der Religion und Ordnung ihrer Väter mehr oder weniger ungetreu, und unfähig, den Mächten Aegyptens, Assyriens und Babylons zu widerstehen, bald dieser, bald jener zinsbar, bis endlich Nebucadnezar 588 vor Chr. Geb. Jerusalem eroberte, den Tempel plünderte und zerstörte, den letzten König Zedekia blendete, und mit dem Volke, so viel vom allgemeinen Blutbad übrig war, in die Gefangenschaft nach Babylon führte. C. den folgenden Artikel.

m. Hebräische Sprache und Literatur. Palästina, nach seinem ältesten Namen, besonders auf der Westseite des Jordans, Kanaan, nach der National Sage, daß der ruhige Besitz dieses Landes den Nachkommen Abrahams von Jehovah zugesichert worden, das gelobte Land, Land der Verheißung, nach Abraham, der von den alten Einwohnern ein Hebräer, d. i. ein Ankömmling aus dem Lande jenseit des Euphrats, genannt wurde, Land der Hebräer, nach Abrahams Enkel Jacob oder Israel, das Land Israel; nach Jacobs Sohne Juda Judäa oder Juda, nach den an der Seeküste wohnenden Philistern oder Palästinern Palästina genannt, erstreckte sich im Norden bis an Syrien und Phönizien, im Westen bis an das Mittelmeer, im Süden bis Aegypten, im Osten über den Jordan hinüber bis an das wüste Arabien. Dieses nicht unfruchtbare Felsenland ward

*) Um sich einen Begriff von dem Luxus der Hebräer zu machen, vergleiche man das eben so gründliche als geschmackvolle Werk des Prof. Hartmann: Die Hebräerin am Duxische.

von einer Volke bewohnt, das, obgleich nur landbauend, und unbedeutend in politischer und merkantillischer Hinsicht, doch mit Recht den welthistorischen Nationen gezählt wird, sobald man darunter solche versteht, welche auf Bildung und Gestaltung des Menschengeschlechts einen wesentlichen Einfluß geübt haben. Zwei Umstände sind es vornehmlich, welche verursachten, daß diese kleine, bis zur Römerzeit nicht welthistorische, Nation zur Bildung der neuen Welt so viel wirkte, als

Betrachtung derselben nie die Hauptmomente der Geschichte der Hebräer aus dem Auge zu verlieren. Deren sind, so weit wir diese Ge-

Wichte jetzt verfolgen können, sieben, nämlich, 1) das patriarchalische Zeitalter, 2) Zeitalter der Thora oder Mosaisches, 3) heroisches Zeitalter, 4) Davidisch, Salomonisches, 5) Zeitalter der Propheten, 6) des Exils und 7) das Zeitalter nach dem Exil. In der ersten Periode finden wir den Stamm der Hebräer von Ur in Chaldäa (dem nördlichen Mesopotamien) auswandernd. Tharab zuerst wanderte nach Haran (oder Eharran, vielleicht das westliche Mesopotamien), sein Sohn Abraham zog, nach dessen Tode, als Scheif einer Nomadenjuges über den Euphrat nach Kanaan. Viehzucht war die Beschäftigung dieser Nomaden, die aus ihrem ersten Vaterlande keine andern Kenntnisse mitbrachten; als Nomaden zu haben ist vorhanden, daß sie Schreibkunst ihre Sprache, die zu der Familie der Semitischen wohl weder sehr reichhaltig noch ausgebildet, sondern dem Alt-Kra- mäischen und Phönizischen in Kana- der sagt Herder von dieser Sprache: „Alles ruhe in it je mich, wirke- Mich erschufen Sinne und Leidenschaft- te Denker und Philosophen; ich bin also für den Die- löst ganz Dich- tung.“ Poesie mochte daher wohl an- tion haben, die sich jedoch am meisten dadurch auszei- Abraham neue- für die Folge sehr fruchtbare, Religionsideen aufkeimten (Jofua 24, 2). Im Anfang der zweiten Periode finden wir die Abrahamiden als Colonisten in Kanaan. Abraham selbst zog eine Zeitlang nach Aegypten, wo er die Beschneidung nicht kennen lernen (Diod. S. 1. 24.), die er nachher als religiöses Symbol bei seiner Colonie einführte. Weit größeren Einfluß aber gewann das, damals schon sehr hoch kultivirte, Aegypten auf diese Colonie durch Joseph, Abrahams Enkel, der sich hier vom Sklaven bis zum Weizer emporschwang, seine Familie (wie es scheint mit Zurücklassung der Stammescolonie in Kanaan) dahin zog, und ihr einen eignen Distrikt zur Colonisirung anwies. Nach der Meinung Einiger waren sie daselbst 225, nach Andern 430 Jahre an- fällig gewesen, und sollen sich in dieser Zeit von 700000 Männern in ein Heer von 600,000 Männern ziehe- diese so wichtige Periode so große auf die ganze Kultur des erwac- Fuß gewesen. Den wesentlichsten Wette dieser Colonie gebornen, in Geist und seine Thaten gleich au- Er, aus einem von den Aegypten neugebornes Kind schon zum Ei-

*) Die Semitischen Sprachen (von Sem, Noahs Sohn, so benannt) verbreiten sich über Mittel- und Vorderasien und einen Theil von Afrika, und es gehören dazu die Chaldäische, Hebräische, Syrische, Persische, Arabische, Phönizische, Armenische und Aethiopische, über deren Geist, Bildung und Geschichte man vornehmlich nachzusehen hat Wahl's allgem. Geschichte der morgenländ. Sprachen und Liter. Leipz. 1784; Heyl's Geschichte der Hebr. Sprache und Literatur. Halle, 1776. Michaelis, Gäre, Hezel, Pfeiffer, Jahn, Wezel, Vater, Wechertlin und Hartmann haben die besten Grammatiken von der Hebräischen Sprache geliefert, und als Lexikographen verdienen ausgezeichnet zu werden Castelli, Soccejan, Simonis, Michaelis, Schulz und Sefentus.

ist bereitet, zum Ebnen einer Pflanz, und zu den angeordneten Wurzeln erhoben. Aufgenommen in den Priesterorden Aegypcus (er war im Hieroglyphen zu On oder Heliopolis), stand er nicht bloß auf dem hohen Stole des Ranges, den man in Aegypcus hatte, sondern auch Melancholien, tiefere Blicke in die innere Oekonomie der Art, in die Staatsverhältnisse des damals staatsreichen Volkes, dessen Verfassung politische, kirchliche und bürgerliche Verfassung, und in die Art der Priester zu thun, und durch dies alles sich zum Reichthum, gründlicher und herrlicher seines Volkes zu bilden, das er, trotz Hunderten, aus der Sklaverei Aegypcus in das Land der Verbannten, zu Kreuzzug und Selbstkündigung, hiehet, indem er sich als einen Melancholien beglaubigt. Den verdienstvollen Priester, den erhabenen Religionslehrer, den fürwahr, hochberühmten Helden, den feinen Staatsmann, den weisen Rathgeber, den edlen Patrioten, den großen Mann, den hohen Lehrer, den ersten Schriftsteller der Hebräer beschreiben wir in der Periode des Moses. Wenn wir ihn oder den ersten Schöpfer der Hebräer nennen, so soll er diesem Namen wegen erklärt, unangesehen die alte Tradition ihn in der That zum Sammler Urkunden der Hebräer und zum Verfasser der vier letzten Bücher de. Um hierüber entscheiden zu können, muß man auf Sprache und Art in dieser Periode Rücksicht nehmen. Es ist allerdings zu erweisen, daß die Sprache der Abrahamiden in einem so langen Zeitraum sich mehr werde ausgebildet und erweitert haben. Verschiedene Beispiele Wörter und Redensarten darin lassen vermuthen, daß ihr Ursprung in Aegypcus und ihre vierzigjährige Wanderung durch Arabien Fuß darauf gehabt haben, wenn sich auch nicht schon aus Analogie erweisen ließe, daß beides in der Bildungsgeschichte dieser Sprache beendete Wurzeln gewesen seyn. Ungeachtet der erlangten Ausbildung aber ist doch schwerlich schon die Kultur des späteren Zeitalters gebildet. Buchstabenchrift hatten die Hebräer in dieser Periode, denn es ist gewiß, und keine Nation verstand das Hebräische, weiß aber nicht, ob Moses mit arabischer, oder Aegypcusischer, oder einer aus beiden gemischten Schrift schrieb. Das letztere ist aus mehreren Gründen, mehr als wahrnehmlich oder ist, daß man kein anderes Material hatte, als Stein. Da nun aber die Sprache des Aegypcus im Ganzen da weitem mehr Uebereinstimmung mit dem Aegypcus besonders aus Davids und der nächsten Könige Zeiten hat, man von der Entfernung so vieler Jahrhunderte erwarten darf; da nur in dem mosaischen Zeitraum keine andere Art finden, keine

wie in Stein eingegraben: so muß sich werden, Moses hat den Verfasser von Büchern zu haben. Andere Bemerkungen: 1) Es wird in diesen Werken; 2) in einem sehr langen Zeitraum nicht finden man keine Spur, daß sie die Aegypcusischen nennen, in dem Aegypcus oder bürgerlichen Aegypcus, daß die Hebräer die Aegypcusischen nicht kennen; 3) daß auf spätere Verfasser deutet. Warum unrichtig beschuldigten wir, als ob unrichtig kann man ihm bloß zum Aegypcus (s. Aegypcus); 4) die Beschreibung des Aegypcusischen Aegypcus (s. Aegypcus, 2.);

3) solche Verordnungen des Gesetzgebers, welche wahrscheinlicher Weise der unsichern Tradition nicht konnten überlassen werden (z. B. 5 Mo 27, 2.); 4) etliche Gedichte. Den Pentateuchos selbst kann man, nach den kritischen Untersuchungen unserer Zeit, für nichts anders annehmen als eine Sammlung einzelner, ursprünglich unter sich unabhängiger Aufsätze verschiedener Verfasser. Ueber die Zeit der Abfassung der einzelnen Aufsätze fehlt es uns gänzlich an äußern Daten, und die Fragdarnach läßt sich nur aus dem eigenen Charakter jedes Stückes, und immer nur negativ, beantworten. Bei einigen Stücken verräth sich das spätere Zeitalter sehr deutlich. Ueber den Urheber der Sammlung, und einem Ganzen wissen wir so wenig, als über seine Quellen, und über das bei seiner Sammlung beobachtete Verfahren. Ungewiß ist ebenfalls die Zeit, in welcher diese Sammlung zu einem Ganzen wurde; auch hier sind die Resultate nur negativ. (Michaelis Einleitung in die göttlichen Schriften des alten Bundes, Th. I. Abth. 9. 32. fgg. Astruc Conjectures sur les Mémoires originaux, dont paroit, que Moïse s'est servi pour composer le livre de Genèse, 175 Jlgens Urkunde des Jerusalemischen Tempelarchiv. Halle 1797. De Wette's Beiträge zur Kritik des Alten Test. Jena, 1804. Vater's Commentar über den Pentateuch. Halle, 1805. Außerdem sind Semler, Eichhorn, Jahn, Fulda, Nächstigall, Bauer und Augusti nachzusehen.) Nicht nur in diese Periode ist das Gedicht Hiob gesetzt, sondern auch der Moseh als Verfasser von Mehreren zugeschrieben worden, besonders weil es eine genauere Kenntniß mit Arabien und Aegypten, als mit Palästina verräth, von dessen klimatischen und nationellen Eigenthümlichkeiten keine deutliche Spur darin zu finden ist. Der geschmackvollste Uebersetzer und Beurtheiler dieses Gedichts aber, Stuhlmann (Hiob. Ein religiöses Gedicht. Hamb. 1804) gesteht, daß dieser Hypothese große Schwierigkeiten entgegenstehen, weil das Gedicht gar kein Mosaischen Ideen enthalte. Bereits Gregorius von Nazianz, nachher Luther, und in neuerer Zeit Spanheim, Reimarus, Staudlin, Richter und Rosenmüller setzten es ins Salomonische Zeitalter. Die Hauptgründe für diese Meinung sind folgende: 1) der nur in Salomonischen Schriften vorkommende Gebrauch gewisser Ausdrücke, Redensarten, Sentenzen, Bilder und Wendungen; 2) die Fragen und Untersuchungen, die im Hiob zur Sprache kommen, sind erst seit David und Salomon unter den Hebräern zur Sprache gekommen, und im Hiob werden sie so sehr fast von allen möglichen Seiten betrachtet, und mit so viel Feinheit und Kunst durchgeführt, daß man dies unmöglich für einen der ersten Versuche halten kann, sie aufzulösen. Es ist der von Salomon am meisten aufgeregte und kultivirte Geist und Ton, der in diesem Werke herrscht, und vor ihm waren die Kenntnisse, die ganze intellektuelle und ästhetische Kultur, welche dieses Buch voraussetzt, und dem Hebräischen Volke noch nicht vorhanden. Augusti erklärt Salomon selbst geradezu für den Verfasser. Man wird jetzt nicht mehr daran zweifeln, daß es ein Gedicht sey. Jlgens erklärte es für ein episches, andere für ein didaktisches; eigentlich ist es beides, episch-didaktisch. Die Vortrefflichkeit desselben hat man zu allen Zeiten anerkannt, über die Oekonomie desselben aber war die Kritik fast so uneinig, als über den Verfasser. Besonders hat sie sich über den historischen Prolog (K. 1. 2.), den Epilog (K. 42, 8.) und die Reden Elihu's (K. 2 — 37.) verbreitet, und untersucht, ob sie von dem Verfasser des Gedichts herrühren, oder ein viel später gemachter, fremdartiger Zusatz

seyen. Wie denn nun sey, so hat man doch nie bezweifelt, daß dies Gedicht, wo nicht das älteste selbst, doch ein sehr altes Produkt der Hebräischen Literatur sey. Das bleibt es aber auch, wenn man es 5 — 600 Jahre später als ein Werk des Salomonischen Zeitalters ansetzt. In der dritten Periode eroberten die Hebräer Palästina, und vertheilten das eroberte Land unter die 12 Stämme des Volks. Nur der Stamm Levi, aus welchem Moseh gewesen war, hatte kein Grundbesitzthum, sondern erhielt einzelne Städte und den Zehnten des Gewinnes, und bildete, wie die Aegyptische Priesterkaste, eine Art gelehrten Adels, aus welchem die Priester, die Richter, die Archivare und Polizeiaufseher erwählt wurden. Da sich nun hier auch eine Verfassung nach Art der Aegyptischen gebildet hatte, nämlich eine auf Alermonokratische Theokratie, deren unionalgott Jehovah war; so handelten die Levi da das Oberhaupt derselben, der Oberpriester, dem Umgang gedacht ward, so war er gleichsam unsichtbaren Regenten, und unter ihm standen, knige. Natürlich, daß sich von jetzt an die Reli t befestigte, denn sie war zugleich Staatsangele en Gesetze wurden als Religionsvorschriften sankt nun fällt eins der wichtigsten Institute für Geis n, der von oder kurz vor Samuel gestiftete Prophetenorden, oder Akademien, deren Vorsteher die hoffnungsvollsten Köpfe der Nation um sich versammelten, und aus deren

waren die Israeliten in allen übrigen Arten des Kunstlebens sehr vor-
 rüch, und Literatur war vor Samuel bei allen Nationen etwas
 Seltenes. Indes muß man Samuels Zeitraum als die Periode der
 Vorbereitung zu eigentlich schriftlichen Arbeiten ansehen. Wader-
 scheitlich beschaffte man sich erst in der etwas ruhigeren Periode nach
 Davids Tod zu den Prophetenschulen mit Redungen im Schreiben
 und mit Aufzeichnungen ebend. der durch die Tradition erhaltenen Ueber-
 reste der Vorseit, Lieder, Gesetze, Rechtschickregeln, ebend. der noch
 verfertigten Gesänge. Und hieraus folgt denn, daß die sogenannten
 Bücher Josua (Hesse's Aufsätze zu künftigen Auf-
 stellungen über das N. Test. Jena, 1778), der Richter
 (Schöpfung, Zufren ein temerärer Sprachmagistrat im Helden-
 alter der Nation, L. Ziegler's Bemerkungen über d. V. des
 Richter im Welt des Heldenalters in dessen ebend. Ab-
 handl. I, 25) und Ruth (Dereser, das Buchlein Ruth,
 ein Gemälde häuslicher Jugend. Frankfurt am Main, 1800,
 Delbergs Grundzüge der Hebräisch, S. 100), die man in
 diese Periode zu setzen pflegt, von späterer Entstehung seyn müssen. Die
 Davidsche Periode würde also wohl die erste der eigentlichen Schrift-
 steller unter den Israeliten seyn. Nicht unwahrscheinlich setzt Nach-
 gall in diese Periode der altind. grn Bildung 1) die Sammlung aller
 Lieder; 2) mehrere Davidische Psalmen, Sammlung von Liedern Ab-
 sardis, Semana, Nathana. Psal. Jeh. idus u. A.; 3) Sammlungen ein-
 iger Preise und gottesdienstlicher Anordnungen; 4) Sammlung histo-
 rischer Nachrichten, und zwar zum Theil sehr abweichender Sammlun-
 gen, welche nachmals bei den sogenannten Büchern Samuels, der Ab-
 unge und der Chronik zum Grunde gelegt wurden. Von Poetie ging
 also auch hier die Literatur und Bildung der Nation aus. Und wenn
 irgend eine Nation, so hatte die Hebräische viele Veranlassung zur Poe-
 sie. Erst in Canaan das Hirtenleben, in Aegypten Davids Preisel-
 nachder der stehende Dichterdienst, der allgemeine Ehrer für Muth, der
 Gebrauch beider bei einem stielichen Postendienst, die wundervolle Ge-
 schichte der Nation und die schöne Natur des Landes, alles dies mußte
 wichtig zusammen, den vorliegenden Entschadmus zu wecken und zu be-
 leben. Ueberdies über die Natur der ältesten Poetie können wir nicht
 nicht, wir wissen nur, daß die Poetie hier sehr alt ist. Im Heldenalter
 alter schäufte sie Heldenmuth, und brauchte Muth und Muth einander, in
 den Prophetenschulen summe der Heil, sich sanfter, doch aber immer
 kräftig, männlich, und weisend erziehen. Besonders erreichte die lyris-
 che Poetie im Zeitalter Davids ihren Höhepunkt. Gleich glücklich im Lied und Epi-
 kischen Ode zeichnete sich Ahasd aus; Ho-
 strefliches; Ermahnung und Beik. Jede
 ge mehrere ungenannten Dichter aus di-
 ders die Eempelpoetie so vorzüglich
 war vielleicht ein Grund, warum erst
 die gleiche Stufe der Vollkommenheit er-
 reichte Gedichte finden wir jetzt, nicht
 und Eangelische. Um so reichere ist die
 unsere Faust Hohraorum. Bdell. 1770.
 Poetie. Dessau, 1782. 2 Bde.) Was
 den Psalter, wie er auf uns gekommen
 seiner Periode zu halten. Es ist nicht o-
 nem Zeitalter, und man vergleicht ihn

1 Zeit-
 kultur
 2 vore
 Gedicht
 belone
 1 aber
 nicht
 kleinere
 rames
 24 do
 hebt,
 nennt
 3 and
 us Er
 6 Was

thologie. Da Psalm 90 als ein Gebet von Moseh angesehen wird, Psalm 125 aber unläugbar vom Babylonischen Exil handelt, so umfaßt diese Sammlung einen Zeitraum von beinahe 1000 Jahren. Spricht man, und mit Recht, dem Moseh jenen Psalm ab, so bleibt immer noch eine Zeit von 500 Jahren. Merkwürdig in vieler Hinsicht ist diese Sammlung doch vorzüglich durch den eigenen religiösen Sinn, der sich in ihr ausspricht, und der es verbürgt, daß wohl kaum in einer Periode für das Gesetz Jehovahs mehr gewirkt worden sey, als in dieser. David traf zugleich Anstalten, das Heiligthum der Israeliten, die Lade des Gesetzes, auf das feierlichste nach Zion zu bringen, wo er ein Gesetz für das Heiligthum aufschlagen ließ, und das ganze Volk in einem religiösen Nationalverein vereinte, der gewiß auch in politischer Hinsicht sehr wichtig war.

Handel und Wandel von seinem Vater, ihm eine besondere Aufmerksamkeit an Theil, wir in den Religionen und Wirtscholischen, alle Religionen Indifferentism selbst im späteren seinem Namen Sentenzen (Ab Prediger, We Friedländer, Hall, und B. A.); 3) Schir Haschchirim, hohes Lied, Lieder der Liebe (überl. von Döderlein, Herder, Hezel, Hufnagel, Belschusen, Ammon und Paulus, und Bemerkungen darüber noch von Seper, Aron, Stäublin u. A.). Nach den wiederholten Untersuchungen der Kritik sind sie weder von Salomoh selbst, noch aus seinem Zeitalter. Nichts desto weniger aber muß man doch zugeden, daß der oder die Verfasser sich gleich zuvorkommen haben.

Viel gegangen, wenn er Tempel eine kräftige seinen Schatz und Menge der Abgaben dnung einer Erleichterung wollte, auzig des Reichs von Salomohs. Das ist eine Errennung, die sich war, indem es durch Politik dem riode, für die Nation war deshalb auch schon Kultur sehr e gion und Literatur, durch David und e nährt worden waren.

lang bei diesem Wo

ation durch
 e zwar den
 t man von
 , Abhäng
 mehr finden
 n über Ke
 einem los
 3 entgegen,
 u religiöses
 näre, der
 rließ. Un
 , Synonen,
 kobeletch,
 velschou,
 d Mächte
 , Berg u.

1
 2
 3
 4
 5
 6
 7
 8
 9
 10
 11
 12
 13
 14
 15
 16
 17
 18
 19
 20
 21
 22
 23
 24
 25
 26
 27
 28
 29
 30
 31
 32
 33
 34
 35
 36
 37
 38
 39
 40
 41
 42
 43
 44
 45
 46
 47
 48
 49
 50
 51
 52
 53
 54
 55
 56
 57
 58
 59
 60
 61
 62
 63
 64
 65
 66
 67
 68
 69
 70
 71
 72
 73
 74
 75
 76
 77
 78
 79
 80
 81
 82
 83
 84
 85
 86
 87
 88
 89
 90
 91
 92
 93
 94
 95
 96
 97
 98
 99
 100

fung, und, bei aller Weisheit, nie der Feind auf ihrem Volk. Diese weichen und belehren nur die nicht erlöseten Propheten, aus deren Insulten in Juda und Israel (I. Prophecia) Männer hervorgegangen, mit Feind und Kraft zur Befreiung ihrer Nation gethät. Die Weisheit warnten sie vor Abgöttern, gaben den Verfall des Judenthums als Ursache von dem traurigen Zustande der Nation an und führten die Weisheitlichen Verordnungen so weit fort, daß sie bedenklich waren. Opfer und Brandopfer grüßten Gott nicht, Fesslung des Herzens, Veredlung der Denkungsart, Akzept zum Fiskus des empfindlichen Wortes vertheilten allein fruchtbar. Da aber immer der Eifer der Hochachtung der Hebräer unbekannt war, so mußten auch die frommen oder traurigen Weisheiten, welche die Weisheiten vorzeichneten, ihre Weisheiten oder Proben, immer nur auf dieses Leben beschränkt sein. Auch kein Feuerwort der patriotischen Eitelkeiten und Dichter vermochte die getrennte Nation von dem Abgrunde zurückzuführen, so daß sie gefesselt war. Unausdrückliche Künsteleistungen zwischen beiden Weisheiten bewirkten nach und nach ihren Untergang. Durch das Kriegesvieth Volk der Chaldäer war Asien ein neuer Feind eingebaut, und durch einen ihrer Könige wurden die Hebräer besiegt, und ein Theil gefangen in ihre Länder geführt. Ueberwiegend vertrieben es die Chaldäer hinüber, sich zu betreten, jedochmal mißlang der Versuch, und jedesmal wurden mehrere Hebräer nach Chaldäa oder Babylonien abgeführt. So gelang es mit Eifer und Weisheit besonders Adward aus Persien wurden als Kolonisten nach Judäa geschickt, die, von den Weisheiten unterrichtet, Samaritaner wurden. Ein Theil der Hebräer, und unter ihnen Jeremia, zogen nach Aegypten, und durch die Flüchtlinge legten den Grund zu der Colonie der sogenannten Hebräer in Aegypten, die man mit denen in Aegypten nicht verwechseln darf. So folgt denn, nach Jahre vor der, der Verfall des babylonischen Reichs, die nicht ohne bedeutenden Einfluß auf die verpflanzte Nation stehen konnte. Zunächst zeigt sie sich in verlorner Weisheit der Sprache, die weder in der Hebräerwelt ausländer der Colonien, noch weniger im Ausland selber, sich erhalten konnte; Eselbauern und andere Barbarisiren schlichen sich ein, und die Verunreinigung wuchs mehr und mehr. Wenig größer noch aber war die Verunreinigung, welche die Denkart der Nation erlitt, und wäre vielleicht noch größer gewesen, wenn nicht auch die Propheten Dionos, die uns Eil genügt wären. Die Einflüsse auf die Denkart der Nation zeigen sich vornehmlich in: 1) Unwissenlich verloren sich die Nationalwissenschaften und Judentum, und der ganze Nationalcharakter sich mit Eigenschaften der herrschenden Nation, 2) sie weichen vom alten Weisheitsstand ab, und verändern ihre Weisheiten weislichen Punkten nach der Zeit der Weisheiten, die Zeit ihres Falls in Medien blüht, und von da in den Chaldäern übergegangen war. Ihre alten Weisheiten vorwärts wandlbar, vertheilten sie nicht Eile des Lichts, denn sie sind unedliger Herr von Dichtern geben. 3) Bei Unwissenlich manches Aberglaubens über babylonischen Weisheiten oder konnten sie sich dem wahren Weisheiten menschlicher Würde erheben, so ihres Vertheilungsart immer Weisheit, welche: Dämonen zum Guten, Dämonen zum Bösen zu reden zu den Weisheiten Befehlungen des Weisheit und zu Eil

tungen entwickelte sich hier, und führte nach und nach zur Abnung der Selbstmacht, die sich unter den Gebildeten findet; 5) zuerst bildete sich hier der Glaube an Unsterblichkeit der Seele; 6) hauptsächlich aber ist es Eine Idee, die durch Nationalstolz und Nationalelend immer mehr sich erzeugte, die Idee von einem Retter aus dem Elend, einem Völkerbeherrscher, gesalbten Juden, Messias, den man als den idealisirten David leicht erkennt. Dieser sollte in politischer Hinsicht ihren Staat wieder herstellen, zu einem blühenden Zustand erheben, und von der Gottheit autorisirt in dem Einn ihr Repräsentant seyn, wie David es gewesen war, in religiöser Hinsicht aber den Fürsten der Finsterniß stürzen, sein Reich zerstören, und die Menschen von seinem Einfluß und seiner Gewalt erlösen. Zu diesem allen trugen die Propheten nicht wenig bei. Jeremias war unter den Aegyptischen, Ezechiel und Daniel waren unter den Babylonischen Exulanten. Sie erhielten die Erinnerung an die Zeiten des Nationalbestandes lebhaft, belebten immer neu den Patriotismus, erregten die Sehnsucht nach dem verlorenen Vaterland, erweckten die Hoffnung zur Rückkehr dahin, zur Wiederherstellung der alten Verfassung, lenkten den Blick aus bedrängter Gegenwart in schönere Zukunft, die sie mit blendenden Farben bis ins Detail ausmalten. Sie verkindigten den Fall ihrer Bedränger, und gaben die Mittel an, ihn zu beschleunigen. Propheten mußten allerdings dem Moseh gleich gestellt werden. Die Schriften, die wir unter ihren Namen haben (so viele davon in dieser gemachte Sammlungen ihrer Bücher) (Hartmanns allgem. Gesch. Nach 70 verfloffenen Jahren endlich und Babylonien zerstreut gewesenem Volk die Erlaubniß zur Rückkehr in die Heimat, die ihnen schon war. Meist Juden zogen an den neuen Einwohner von Palästina an. Diese erbauten einen neuen Tempel, so weit sie wichtige Stütze derselben war die Sammelratur, welche unter Esra (468 vor Chr) Collegium von 120 Gelehrten, welches alten Literatur in Jerusalem errichtete,

Nahem
oder be
blisst
senes
fällt we
ten. S
che der
normirt
kündigt
gemacht
arbeiten
Hinsicht

es dienlich schien. Anordnung und Zusammenstellung der meisten Bücher des A. T., außer dem schon geordneten Pentateuchos, gehört demnach in diese Periode, und es ist möglich, daß man manches nach dem jetzt geltenden System modificirte, indem man zur Absicht hatte, in der

der eine neue Sammlung an, richtete sie als Tempelbuch; man nicht als ein geschlossenes und Schließung desselben zwischen Verfolgungen aufhörte. Zeit vor der christlichen Epoche. Ordnung der Bücher eben so. Die große Synagoge vervollständigt in den vorigen Perioden Ueberreste der Vorwelt, verarbeitete sie deshalb im 17ten ab, und setzte hinzu, was

veranfalteten Sammlung zugleich einen Religionskanon aufzustellen. Alles dies aber konnte nicht hindern, daß nicht fortan der religiöse Charakter eine große Veränderung erlitten hätte; vielmehr war es wohl eben das Verharren der neuen Staats- und Religionsbegründer bei dem Mosaismus, welches jene Veränderung nur um so schneller herbeiführte. Vergebens hat man sich stets gegen die Gewalt des Zeitgeistes gesträubt, wenn durch alle Umstände eine Veränderung der Dinge reif war. Unter den jetzt obwaltenden Coniuncturen kam man aber weder in politischer noch in religiöser Hinsicht mit der Mosaismus aus, der jetzt
 1. mangelhaften Et
 2. und Dogmen
 3. g der Nation
 4. Folge hatt.
 5. itragie ausge
 6. seinem großen
 7. mehrere jetz
 8. werden
 9. und Frei
 10. Nachdem
 11. macht ha
 12. Reich ein
 13. fiel, ersü
 14. Beränderungen. Eine große Anzahl derselben wurde schon unter Alexander nach Alexandria gezogen, um die neue Hauptstadt schnell bevölkern zu helfen. Nach des Eroberers Tode fiel (322—167 vor Chr. Geb.) Judäa abwechselnd unter die Macedonischen Beherrscher von Aegypten und Syrien, die Ptolemäer und Seleuciden, und wurde durch seine Lage zwischen Syrien und Aegypten fast immer der Schauplatz der Kriege, die zwischen den Beherrschern beider Länder geführt wurden, bis es endlich ganz unter Syrien fiel. Da die Seleuciden die Juden in Religion und Sittlichkeit ganz glückselig machen wollten, diese aber widerstrebten, so kam es von der einen Seite zu gewaltsamen Ver-

Alexander, um seine neue Hauptstadt zu bevölkern, hatte 336 J. vor Ehr. Geb. wiederum eine große Colonie dahin gezogen; Ptolemäus Lagi führte 320 J. v. Ehr. Geb. hunderttausend gefangene Juden dahin, und ließ acht Jahre darauf noch eine ansehnliche Colonie folgen, die sich so stark vermehrte, daß unter Augusts Regierung an eine Million Juden sich in Aegypten befand. Hier nun, in Alexandria, mischte sich der Aegyptische und jüdische Nationalcharakter, und eine höhere, Aegyptisch-Griechische, Kultur begann. Hier, wo Pythagoräischer Aberglaube und Platonische Philosophie mit Orientalismus verschmolzen waren, entwickelte sich der Keim zur Schwärmerei, Mysticismus und Mönchsgeist, der in der hellenistischen Philosophie, d. i. einer Griechischen, durch Vermischung sehr verunstalteten, sich ausbildete. Aus diesen Veränderungen im Geiste der Juden erfolgte noch eine in ihrer Sprache, die durch ihre Folgen von nicht geringer Erheblichkeit ist. Die in Aegypten grüßtesten Juden entfernten sich, außer andern Punkten, von den Palästinaischen Juden auch in dem, daß sie die heiligen Schriften ihrer Nation in Griechischer Sprache, als der ihnen geläufigeren, verlangten. So entstand die Alexandrinische Uebersetzung, die Uebersetzung der 70 Dolmetscher (Septuaginta), die nicht nur in Aegypten, sondern auch in andern Provinzen und selbst in Palästina so allgemeinen Beifall fand, daß sie gewiß zur Verbreitung der Griechischen Sprache und Literatur in diesem Lande das meiste beigetragen, und am meisten gewirkt hat, den Grundtext größtentheils zu verdrängen. Zwar gab es unter den eifrigen Juden von jeher Gegner des Griechischen Gesetzes, allein ihre Sprache konnten sie nicht retten, und ihrem Kanon nicht den Vorzug sichern. Mehr und mehr hatten die Palästinaischen Juden unter den Seleuciden ihre Mundart in den Syrochaldäischen Dialekt umgebildet, so daß das alte Hebräische ganz erstarb, und man es schon geraume Zeit vor Christus als gelehrte Sprache anzusehn hatte. Der vorzulesende Text mußte Syrochaldäisch erklärt oder durch die Griechische Uebersetzung erläutert werden, und späterhin entartete die Sprache immer mehr. Nach Christus entstand das sogenannte Targum, und nach Zerstreuung der Nation das Gemisch, welches wir Rabbinisch nennen. Kein Wunder, wenn die Septuaginta auch in Palästina ihr Ansehn behauptete, und im apostolischen Zeitalter den Grundtext schon größtentheils verdrängt hatte; ein Umstand, der, so geringfügig er scheinen mag, doch für Jahrhunderte von nicht zu berechnenden Folgen gewesen ist.

dd.

Hebriden (oder Western Islands), eine an der Westseite von Schottland gelegene Gruppe von ungefähr 300 Inseln. Bewohnt sind jedoch nur etliche 40 derselben, deren gesammte Volksmenge auf 60,000 Seelen gerechnet wird. Die vornehmsten sind Sko mit 15,000, Na mit 8000 und Mull mit 5000 Einwohnern. Sie liefern Metalle, Marmor, allerlei andere Steinarten, Thon u. s. w., und sind zur Schafzucht und Fischerei bequem. Auch Vögel von mancherlei Art haben ihre Herberge in den schwer ersteiglichen Klippen der Inseln, unter welchen sich viele Adler und Solangänse finden, deren Eier und Federn von den Einwohnern mit großer Gefahr aufgesucht werden. Der Getraidebau gedeihet nur an wenig Orten, besser die Viehzucht. Aus dem See gras bereitet man viele Sode zum Gebrauch der Englischen Glasfabriken. Die Lage der Einwohner ist sehr unglücklich, denn der größte Theil des Bodens ist das Eigenthum Schottischer Stammhäupter, deren Pächter den armen Landmann auf das äußerste bedrücken. Er muß schwere Frohdienste thun, kann nach Willkühr vertrieben wer-

den, und lebt fast ohne Eigenthum mit dem menslichen Vieh, das er zum Landbau unumgänglich nöthig hat. Nur die persönliche Freiheit bleibt ihm, und diese ist von vielen Wohlhabendern zu Auswanderungen nach Amerika benutzt worden. Von einigen Gutsherren aber, welche selbst auf ihren Gütern leben, ist diese Härte gemildert worden. — Die neuen Hebriden sind eine Gruppe von 12 großen und vielen kleinen Inseln in Australien.

Hecate, eine Tochter des Tartarus, nach Andern der Nacht; noch Andere nennen Jupiter als ihren Vater, der sie bald mit der Juno, bald mit der Ceres, bald mit der Asteria, bald mit der Phoebe, einer Tochter der Erde, eine unsterbliche und der Nymphen zur Erzielung der Götterkönigin, u. Als Juno sie dafür sendete, und dann in unterirdische Höhlen Jupiters, und seitdem in andern Geschichten über die Erde und die Götter und genoss vorzüglich der Verleumdung, so wie den Bettelkämpfern, segnet den Fischer mit reichlichem Fang, den Hirten mit Heerden, und befördert das Gedeihen und Wachstum der Jugend. Alle Zauberkräfte der Natur stehen ihr zu Gebote. Späterhin ward sie das Symbol des Mondes, und war dann mit Diana verknüpft. Aber ihr Name ist als unterirdische Artemis oder Diemeter bekannt, um zu machen. Man findet sie in Megara wurde an ihren Hals u. Beziehung wurde hieß sie auch die Hecatombe, d. h. die Opfer von tausend Thieren, gehabt habe.

Hecla, ein feuer-speiender Berg auf Island. Er ist 5600 Fuß hoch, und theilt sich in drei Spitzen, von denen die mittlere die höchste ist. Die Einwohner nennen ihn in ihrer Sprache Hecla Fiell. Sein letzter Ausbruch war im J. 1766, und dauerte vom 5. April bis zum 7. September.

Hector, des Priamus und der Hecuba Sohn, der tapferste im Heere der Trojaner, dessen Oberbefehlshaber er war. Seine Gemahlin war des Eilischen Königs Hecuba Tochter, Andromache, mit der er

ine un-
no den
fächte
phänic.
Gebä-
ch Ber-
le reis
erzäh-
re sich
n Mag-
id Göt-
i Sieg-
so wie

rn auch den Laodamas und besingt Homer in der Ilias, r Griechen, und drängt siegt die Trojaner aufs neue, ns Rath empfiehlt er Ausdr. Troja ist unüberwindes Achilles Freund, erlegt nnon uneingedenk, die Wafaffen zu rächen, da erreichtk von Achilles durchbohrt dchleift, und sodann für einfeierlich bestatten ließ. Un-

freitig ist Hector der trefflichste Held in der Ilias. An Tapferkeit keinem weichend, erliegt er dem Achilles nicht, weil ihn derselbe an Muth übertrifft, sondern weil er, von langen Kämpfen und Wunden ermattet, einen Zweikampf eingeht, in welchem er des Deiphobus Hilfe vertraut, in dessen erlogener Gestalt Minerva ihn täuscht und verläßt. An Menschlichkeit aber übertrifft Hector alle; zu den schönsten Episoden der Iliade gehört sein Abschied von der Andromache, in welchem er die reinsten und schönsten Gefühle als Fürst, Gemahl und Vater ausdrückt.

Imas, nach Ander Metope. Sie Königs von Troas ar. Als sie mit Fackel zur Welt, erfragten Wahrsaa t in ihrem Schooß de. Er ward verfa lret. Hecuba gee Cassandra, dese, Antiphus, Hys ng Troja's sel die Voll Verweisa t zu sehen, reizte d ward von ihnen unter den Steinen und ward in ein vielfältig auf die n, jorliche Mute dagnis, seine ves

nen in der neuern ruppe waffen nera und auf. Waffen erhal diesel Dienste

vom Staate besoldet werden (daher Soldaten im eigentlichen Sinne); es mögen diese Truppen übrigens zum Kriegsdienste gesetzlich verpflichtet, oder nicht verpflichtet seyn, und im letztern Fall aus Inländern oder Ausländern bestehen. Stehende Heere in diesem Sinne finden wir erst in den Monarchien der neuern Zeit, als durch die Erfindung des Schießpulvers und durch den allgemeinem Gebrauch des Feuerwerks der Krieg allmählich eine ganz neue Gestalt gewann und

zu einer
persönlich
Führung
Die erst
die Feld
hand),
Kriegs
etc. 2
Der Er
bedeutet
wichtig,
siehe 2

in Kriegen von weniger die
rhandlung und mehr die
bung erworben werden muß.
, und neben ihnen dient
sie wurde auch in Deutsche
immer mehr, je mehr sich
lebenden Truppen ausgebildet
welche mit der Vermehrung
des Staats, welche nicht
dort, wo man es wollte,
e, geographische und polit
s Staats bestimmt, und

dadurch nicht immer gleich großer Theil wehrfähiger Bürger vornehmlich
warer der Wehren treuen mußte, und in Verbindung mit ihnen auf
Ketten des Staats betheilt wurde; und dieses werden im eigentlichen
Sinn die stehende Truppen genannt. Gewöhnlich vertritt man die
Entstehung der stehenden Heere unter die Regierung Karls VII., Ko
nig von Frankreich (reg. 1695 bis 1715), welcher durch dieses Institut
die seine europäische Völker im Jauwe hat, und die stehende
Macht nicht wenig vergrößerte. Schon König Philipp August strebte
zu diesem Zweck, und zum Behn der innern und äußern Landes
heit, während ein großer Theil seiner Völker sich an die Kreuzfahrten
angehoben, und dadurch die Krone hüllos gelassen hatte, um 1219
die Gemeindefreudigen (troupees des communes, communales, com
munitates parochiarum, Communiken) ein, welche aus den Gemein
den der Städte und Dörfer ausgehoben wurden, und deren Zahl
nicht über 4 bis 500 betrug. Diese dienten auf Kosten der
Städte, und nur in einer bestimmten Entfernung von ihrem Orte, an
den den Feldtruppen; durch sie wuchs die Macht der Städte, so daß
die Bürger sich neben der Ritterkastei und im Gegenseite bekriegen
je einem besonders Land, auch im Kriege geübeten, ausgebildet.
Ueberrascht wurden diese Gemeindefreudigen, wie die Feldtruppen, auf
zur Zeit der Noth aufgedrungen. Es bestanden von die Truppen Pro
vencen und seiner Nachfolger aus Feldwehren, Gemeindefreudigen, und
allerhand irregulären Truppen, welche im Feld genommen wurden (das
ist milites, militem), und gewisse Gesellschaften (compagnies) bilden
ten. Die Mangelhaftigkeit der ersten, welche sich oft gegenseitig be
feindeten und dem Lande wenig Folge leisteten, und die Abänderung
der letzten, welche dem Staat so lästig wurden, daß schon Carl V.
darauf denken mußte, sich ihrer zu entledigen, bewogen Carl VII., der
Carer einer besseren Kriegsdienst zu werden. Zu dieser Zeit ergriff er nach
seiner Verfassungen mit diesen großen französischen Reich im Jahre 1493
den Grund. Er erdachte nämlich 25 Compagnies (compagnies), deren
Zahl er, aus allen vorhandenen Truppen die besten Leute auszu
wählte, um aus ihnen eben so viele Compagnies zu bilden. Diese
Compagnies erdachten den, vielleicht schon früher zur Auszeichnung an
diger Könige den Truppen gebräuchlichen Namen compagnies d'ordonnan
ces, und sollten in Krieg- und Friedenszeiten auf Kosten der Bürger
und Pauern erhalten werden. Anfangs bestand jede dieser Compagnies
aus 600 Mann Mann (gentilshommes), die Volontaire abgeru
bet, welche sich bald in großer Menge an die Städte anschloßen, und
wurden in die Städte vertheilt. Von jetzt an kam das Ritterwehren
immer mehr in Verfall, und die Völker stellten ihre Truppen nur in
außerordentlichen Umständen zum Dienst, doch wurde die stehende

erst im 12ten Jahrhunderte von den Söldnern ganz verdrängt. Im J. 1428 errichtete er auch eine angemessene Infanterie, aus Scharfschützen (francarchers) bestehend, welche, verbunden mit erstern, bald ein ansehnliches Heer bildeten. Hier in Frankreich bildete sich also auch zuerst der Kriegsdienst und die Kriegsdisciplin aus (s. über diesen Gegenstand Daniel Histoire de la milice françoise etc.), und ging von da auf andere Länder in Europa über. Mit Vermehrung der stehenden Truppen in Frankreich und mit dem Wachsthum des Reichthums vermehrten sich auch die stehenden Heere anderer Staaten, namentlich Hollands, Englands und Deutschlands. Ist diese Vermehrung auf dem höchsten Punkt gestiegen, so daß die Entscheidung der Kriege wiederum von den Massen abhängig gemacht werden muß, so verbreitet sich die Verpflichtung zum Kriegsdienst allmählich auch über die übrigen Theile der Bürger, und es wird ein nach Culturstufe, Bevölkerung und Bedürfnis eines Staats modificirtes Conscriptiossystem eingeführt; wodurch eine nach Jahren bestimmte Klasse weisensfähiger Bürger auf eine größere oder geringere Reihe von Jahren zum Kriegsdienste gerufen werden. Dadurch werden die stehenden Heere und der Kriegerstand als ein besonderer Stand allmählich wieder aufgehoben, indem mit wenigen Ausnahmen alle weisensfähige Bürger zur Sicherheit ihres Staats zum Kriegsdienste geübt und zur Vaterlandsvertheidigung verpflichtet, die Truppenzahl selbst aber dem natürlichen Verhältnisse der Staaten gegen einander dadurch angemessen, die Kriegsdisciplin freier und edler wird.

Heerbann, das Aufgebot, welches im Mittelalter der Lehns Herr bei bevorstehendem Krieg an seine Vasallen ergehen ließ, und vermöge dessen sie sich nebst ihren Leuten bewaffnet bei ihm einfinden mußten. Die Begleitung selbst, die sie ihrem Lehns Herrn im Kriege leisten mußten, hieß die Heeresfolge. Obwohl diese Begriffe seit Einführung der stehenden Heere geruhet haben, so erinnern doch die neuesten Kriege, in denen die Verpflichtung jedes Staatseinwohners, das Vaterland zu vertheidigen, in Anspruch genommen wird, wieder daran, und wir sehen sie somit aufs neue im möglichst größten Umfang in Ausübung gebracht.

geburt setzen, fängt ihre Zeitrechnung an. Will man die Jahre der Hebräer auf die christliche Zeitrechnung genauigkeit beabsichtigt in Weise. Da das mohammedanische Jahr 33 Sonnenjahre. Man ziehe dabei in für jede 33 Jahre ein ab, und re Jahr 1000 der mohammedanische J. 1589 der anfragen. Wenn es der bediene sich der Tabellen, welche

Heidegger (Johann Jacob) gütigkeiten zu London unter der A eines Besichtigen und um das J. 1717 schickte verschweigt keine früheren er schon verderrachtet wegen einer L In der demüthigen Befalle einer Redde Europa's, und bildete auf alle Gegenstände des feinen Lebens,

als ging er nach England, wo ihm seine Gewandtheit und Sozialität in der vornehmen Welt bald Freunde erwarben. Man nannte ihn nur den Schweizerarafen. Die einsichtsvollen Bemerkungen, die er über verschiedene Mängel in der damaligen Aufführung der Opern machte, und seine Anmerkungen, um die Belustigungen auf dem königlichen Theater zu vervollkommen, brachten ihm bald in dem Ruf eines guten Kunstrichters. Sein Urtheil ward zu Rathe gezogen, und einige prächtige und geschmackvolle Decorationen, die nach seiner Angabe auf der Schaubühne angebracht wurden, gefielen dem König, der die Oper liebte, so wohl, daß er ihm bald darauf die Oberaufsicht über das Opernhaus ertheilte. Er machte sich hierauf an die Verschönerung der Maskeraden, an welchen der König nicht weniger Gefallen hatte, und führte auch über diese auf dem königlichen Theater die Aufsicht. Endlich ward er zum Oberaufseher aller öffentlichen Vergnügungen ernannt. Sein Kredit war so allgemein, daß kein glänzendes Gastmahl ohne seinen Rath und seine Anordnung gegeben wurde. Die verschiedenen Aemter verschafften ihm ein jährliches Einkommen von 5000 Pfund, die er mit einer fast beispiellosen Freigebigkeit verbrauchte, so daß er nie etwas übrig hatte. Er war wohl gewachsen, aber von einer so auffallend häßlichen Gesichtsbildung, daß er gegen den Grafen Esperfeld eine Wette gewann, daß kein häßlicheres Gesicht, als das seine, in London zu finden sey. Er starb im J. 1749 in dem hohen Alter von 90 Jahren.

Heidelberg a. eine schön gelegene Stadt am Neckar, einst die Residenz

des Großherzogs
war aber vor
1586 gestiftet
sie war über
100 Jahre, der
elche sie 1000
Gulden; die
iberaner und
philosophische
ist der Groß
he einverleibt
in und Tock

plantage verwandelt worden. Die ehemalige Heidelberger Bibliothek, welche Scaliger der Vaticanischen vorzog, wurde, nach der Eroberung Heidelbergs durch Lilly 1622, vom Herzog Maximilian von Bayern dem Papp Gregor XV, geschenkt, welcher sie im folgenden Jahre nach Rom abholen ließ, wo Urban VIII. ein eigenes großes Zimmer für dieselbe in der Vaticanischen Bibliothek anwies. Aus dieser Bibliothek hatten die Franzosen 38 griechische und lateinische Schriftsteller, in handschriftlichen Exemplaren, nach Paris geschleppt, welche der Professor Wilken, aus Auftrag der Badischen Regierung, im J. 1815. reclamirte, und auch glücklicher Weise mit zurückbrachte. Diese Reclamation veranlaßte eine zweite an den Papp, daß er auch die in der Vaticanischen Sammlung noch befindlichen 847 Manuscripte und Werke aus der Bibliotheca palatina zurückgeben möchte, und man war, durch die Verwendung des Oesterreichischen Hofes so glücklich, auch hier eine willfährige Antwort zu erhalten; Professor Wilken reiste hierauf nach Rom, und im Jul. 1816 kam er mit diesen literarischen Schätzen wieder in Heidelberg an. Es befinden sich unter denselben sehr viele schätzbare deutsche Manuscripte, unter denen man aber gerade die bedeutendsten, Oderich und die Niebelungen vermißt. Nach dem im dreißigjährigen Kriege ausgeführten Raube, wurde in Heidelberg eine neue Bibliothek angelegt, von welcher des berühmten Johann Georg Crävius Büchersammlung die Grundlage ausmacht. Sie besteht aus mehr als 30,000 Bänden. Im Jahr 1784 wurde die sogenannte Cameral hohe Schule von Lautern nebst der kurfürstlichen ökonomischen Gesellschaft hieher verlegt, und erstere gewissermaßen mit der Universität vereinigt. Die Stadt hat bedeutende Fabriken in Kattun, seidnenen Strümpfen, Papier- und Wollentapeten u. s. w. Das alte Schloß ist theils in den Jahren 1689 und 1693 von den Franzosen, theils 1764 durch den Blitzstrahl zerstört worden. Das bekannte Heidelberger Faß hält gegen 250 Fuder. Es wurde 1751 neu erbaut, ist aber wieder schadhaft.

Heiden. Ungläubige heißen in der heiligen Schrift und dem Sprachgebrauche der christlichen Kirche bis in das Mittelalter alle Menschen, die weder Juden noch Christen sind, daher zu den Zeiten der Kreuzzüge auch die Türken noch unter die Heiden gerechnet wurden; jetzt, da man den Muhamedanern die Gerechtigkeit widerfahren läßt, sie, wie die Bekenner des Christenthums und des Judenthums, zu den Verehrern des wahren, einigen Gottes zu zählen, versteht die Umgangssprache unter Heiden alle, die sich nicht zu diesen dreyn vorzüglichsten Religionen bekennen. Dieser, wie erhellt, nur negative Begriff ward von jeher unter Juden und Christen um des Gegensatzes willen häufig gebraucht; was man als gottlos, böß und lasterhaft schildern wollte, nannte man mit einem Worte heidnisch, und der heil. Augustinus will auch die Tugenden der Heiden nur für glänzende Laster gelten lassen. Uebrigens hat der Ausdruck „Heiden“ historischen Grund. Als sich das Christenthum im Römischen Reiche verbreitete, faste es zuerst in den Städten Fuß, auf dem flachen Land, in den Dörfern erhielt sich die Volksreligion der Griechen und Römer noch lange; nachdem das Christenthum im Römischen Reiche schon herrschend geworden war, daher die Verehrer der alten Götter von den christlichen Städten pagani, d. h. Landbewohner genannt wurden. Eben so verhielt es sich in Deutschland. Das Christenthum fand auch zuerst in den Städten Eingang, in Wäldern und Heiden dienten die Landbewohner (nach dem Altdutschen Ausdrucke „Heiden“) den alten Göttern.

noch lange, weshalb Heide, oder Sklaven diener bei uns gleichbedeutend ist. Unter dem Ausdrucke: Heidenthum, werden die gesammten Volksreligionen oder Völker verstanden, die es außer dem Gebiete des Christenthums, des Judenthums und des Islamismus auf Erden gibt. Heilig nennen wir, was vom Gemeinen abgesondert und dem höchsten Wesen entweder eigen oder vorzugsweise gewidmet ist. Die Ideen der Wahrheit und Tugend, die Gefühle einer reinen Liebe und Freundschaft sind heilig, denn sie erheben über das Gemeine und führen zu Gott. Der Inbegriff heiliger Gedanken und Empfindungen ist die Religion, und daher alles heilig, was durch eine ausschließlich religiöse Bestimmung ausgezeichnet und vor jeder Vermischung mit dem Gemeinen bewahrt, oder wegen seiner religiösen Bedeutung und Würde vorzüglich geehrt und für unverlethlich gehalten wird. Heiligthümer, heil. Orter, Symbole, Palladien hat jedes Volk, das der ersten Wildheit entwachsen ist; in der Achtung gegen etwas Heiliges erkennen wir die erste Spur der Menschlichkeit. Menschen, denen nichts heilig ist, haben sich entweder noch nicht über den Zustand thierischer Roheit erhoben, oder ihre Humanität durch Verwilderung und Entartung aufgegeben. Wird der Begriff des Heiligen in irgend einem Wesen personificirt gedacht, so muß er schon eine sittliche Bedeutung erhalten haben. Der Sprachgebrauch der ersten beiden Jahrhunderte zeichnete fromme Personen und insbesondere Bischöfe noch bei ihrem Leben durch den Ehrennamen Heilige aus, ohne dadurch etwas anders sagen zu wollen, als was wir unter dem Prädicat: „Ehrwürdige, dem Dienste Gottes geheiligte,“ zu verstehen pflegen. Sehr entfernt hat sich indeß von dieser einfachen Vorstellungsart der künstliche Begriff, den sich die christliche Kirche seit dem 4ten Jahrhunderte von den Heiligen gebildet und zu einer der wirksamsten Glaubenslehren gemacht hat. Und dazu trugen die in den heidnischen Volksreligionen schon vorhandenen Vorstellungen von Heroen, Halbgöttern, vergötterten Menschen und die Ideale der Philosophen von menschlicher Größe nicht wenig bei. Die Märtyrer des christlichen Glaubens, die unter den Verfolgungen der ersten Jahrhunderte Hab und Gut, Freiheit und Leben, um ihrem Bekenntnisse treu zu bleiben, heldenmüthig hingaben, wurden die Heroen der Christenheit, aber edlere, an Sinn und Wandel bei weitem reinere Heilige. Die Kirche war ihres Ruhmes voll, sie wurden bald Erabanten und Diener, bald Freunde und Vertraute Gottes, bald Beschützer des menschlichen Geschlechts genannt, an Rang nicht selten über die Engel gesetzt, und nach dem fast einstimmigen Zeugnisse der angesehensten Kirchenväter des 4ten und 5ten Jahrhunderts in öffentlichen Reden und Predigten als mächtige Fürbitter bei Gott, als Helfer in allen Nothen gepriesen und angerufen; ja von ihrem vereinigten Gebete hoffte man die Aufhebung der Sünden ganzer Völker, und von der wunderthätigen Kraft ihrer Gebeine und Gräber kamen erstaunenswürdige Erzählungen und noch stärkere Versicherungen des Schutzes in allen Gefahren, den ihre Reliquien jedem Gläubigen leisten würden, in Umlauf. Glückselig war die Gegend des Grabes eines Heiligen, ihre Bewohner konnten ihm alle ihre Angelegenheiten anvertrauen, er wurde ihr Schutzheiliger. Aber jede Provinz, jede Stadt und Gemeinde begehrte eben so ihren eigenen Schutzheiligen, wie sie im Heidenthume ihren Schutzgott gehabt. Weil es nun unter christlichen Kaisern und Königen an Gelegenheit fehlte, die Märtyrerkrone zu verdienen, wurde das im 4ten Jahrhunderte entstandene Mönchswesen die ergiebigste Pflanzschule neuer Heiligen. Eine gewaltsame An-

Verdrückung der natürlichen Triebe, ein geistliches Aufreiben und Abmergen des Körpers durch die seltsamsten Büssungen und Peinigungen, auf die nur die ausschweifendste Phantasie fallen und in deren Erduldung nur der finsterste Aberglaube ein Werk der Frömmigkeit und Gottesverehrung finden konnte, vor allen die Stiftung geistlicher Orden, deren Regel alle diese Übungen mit sich brachte, wurde nun ein sicherer Weg zu der Ehre, den älteren Märtyrern gleichgestellt und von der Kirche unter die Heiligen erhoben zu werden. Zwar wurden auch vorzügliche Verdienste um die Kirche mit dieser Auszeichnung belohnt, allein die meisten der in Calendern und Legenden prangenden Heiligen sind es entweder nicht viel mehr als dem Namen nach, oder doch nur solche, die der gemeine Sprachgebrauch die wunderlichen nennt. Es konnte auch nicht fehlen, daß mancher Unwürdige zu dieser Ehre kam, da das Recht, heilig zu sprechen, von jedem Bischof in seinem Sprengel ausgeübt und oft zu leicht genommen wurde. Die Synode zu Frankfurt am Main im Jahr 794 verbot zwar die Anrufung neuer Heiligen, und Carl der Große schärfte ihren Beschluß 805 wieder ein; aber dies heilte den Clerus und das Volk immer nicht von der einmal eingeprägten Sucht, neue Heilige zu creiren. Daher übernahm es endlich der Papst selbst, Ordnung in diese wichtige kirchliche Angelegenheit zu bringen. Johann der XV. gab 993 das erste Beispiel einer päpstlichen und darum für die ganze katholische Christenheit gültigen Heiligprechung, da es früher der Willkühr überlassen gewesen war, ob die in einem Sprengel ernannten Heiligen auch in andern verehrt werden sollten, und Alexander III. erklärte das Heiligprechen 1170 für ein ausschließliches Recht des päpstlichen Stuhles. Er nannte die Heiligprechung zuerst Canonisation, weil der Name des neuen Heiligen dabei in den Canon der Messe, d. h. in die Gebete der Abendmahlsturgie eingetragen wurde. Dieser Act erfolgte oft lange Jahre nach der Beatication, vermöge welcher die durch heiligen Wandel und gewirkte Wunder empfohlenen Frommen bald nach ihrem Tode die Anwartschaft zur Canonisation erhielten. Mancher blieb selig, ohne heilig gesprochen zu werden; daher man die Heiligen von den bloß Seligen unterscheiden muß. Laien konnten höchst selten und nur durch die ausgezeichnetste Pietät und Ergebenheit gegen die Kirche zur Ehre der Canonisation gelangen, und es darf nicht befremden, daß unter den Heiligen nur wenige Fürsten sind. Sie mußten entweder, wie Wladimir der Große (der heil. Basilus) von Rußland, Knut von Dänemark, Olav von Norwegen, Stephan von Ungarn sich durch Einführung und Beförderung des Christenthums in ihren Reichen, oder durch große Aufopferungen und Thaten, wie die Kaiser Carl der Große und Heinrich II., und ein exemplarisches Leben, wie die Prinzen Casimir von Polen und Wenzel von Böhmen, um die Kirche verdient gemacht, oder ihren Tod im Dienste derselben gefunden haben, wie Eduard I. von England und Ludwig IX. von Frankreich. Doch immer leichter, als die durch den Verkehr mit der Welt zu sehr gestörten Fürsten und Edlen, kamen ihre Frauen und Töchter in den Genuß der Heiligkeit, und selbst unter den Päpsten wurden wohl die aus den ersten Jahrhunderten als Märtyrer bekannten, aber von den durch politische und kirchliche Verdienste ausgezeichneten Nachfolgern des heil. Petrus in späteren Zeiten nur wenige, wie Leo und Gregor, die Großen, und nach einem Zwischenraume von beinahe 1000 Jahren erst wieder Pius V. 1572 heilig gesprochen, ob sie gleich alle das Prädikat Heiligkeit führen. Ueberhaupt sängen sie seit der Wiederbelebung der Wissenschaft-

durch ihn erwarret. Dabei werden die Namen der Heiligen, welche sie
 jährlich auf den Tag, der vom Papste oder dem Patriarchen zu seiner
 heiligen Vergebung angewiesen worden, im Römischen und Ruffischen
 Kalender führen, unter diesen Plauderndverwandern häufig gefunden und
 die Reue des Namentages hat für sie eine religiöse Bedeutung. Ein
 solches Festsetzungsmittel dieser vorkünftigen Verbreitung und An-
 wendung des Heiligenbildes waren die Heiligenbilder. Erst in
 den Vorhöfen und vor den Thüren der Kirchen zur Erinnerung an die
 Heiligen aufgestellt, wurden sie erst dem fünfzehnten Jahrhundert nach
 und nach in das Innere der Kirchen versetzt und aus Verwechslungsmit-
 teln bald Gegenstände der Abocht. Wie stark auch Häresen und Ket-
 tereien gegen den Bilderdienst wirkten (soergt den Art Bildes für
 wer), sie konnten nur auf kurze Zeit dem Volke schaden, was ihm
 einmal eingeprägt geworden, und die bildende Kunst ließ sich nicht von ei-
 nem Gebiete verdrängen, das seit dem Einzuge der neuen Lehre ihre ein-
 zige Zuflucht war.

Heilkunst ist die Kunst, den kranken Zustand des Menschen zu
 entfernen. Der Arzt muß sich eine Idee bilden, sowohl von dem wie
 vorher, als von dem gesunden Zustand, als von der Wichtigkeit und dem
 Nutzen, solche Idee bei dem gegenwärtigen kranken Zustande zu reali-
 sieren. Da diese Idee zuerst gebildet, und dann erst, und zwar nicht
 durch den Begriff selbst, sondern durch fremden Stoff realisiert wird,
 so tritt eben dadurch die Medizin in die Reihe der Künste, folglich auch
 der Arzt in die Reihe der Künstler (Arzt und Heilkünstler können daher
 nie synonym gehalten werden). Von der Heilkunst unterscheidet sich
 die Heilkunde oder die Krankheit, den kranken Zustand des Menschen
 zu entfernen. Beide unterscheiden sich wie der theoretische und prakti-
 sche Theil eines Wissens.

Heilmethode, auch Kurmethode genannt, heißt die Art, eine
 Kur, oder eigentlich einen Kurplan auszuführen. Kurplan ist aber
 der Plan, den der Arzt zur methodischen Ausführung des Heilungspro-
 cesses (so nennen wir die in einer gewissen Zeit, schneller oder langsa-
 mer erfolgenden Veränderungen, die die zur Bewirkung einer Kur aus-
 gewählten Heilmittel in dem kranken Körper hervorbringen) entwerft.
 Die Heilmethoden werden eingetheilt in allgemeine, generelle und spe-
 cielle, je nachdem sie sich auf einen allgemeinen, oder generellen, oder
 speciellen krankhaften Zustand des Menschen richten. Es ist die Me-
 thode gegen fieberische oder ephemerische Krankheiten überhaupt, eine ganz
 allgemeine; in letztem wie sie den verschiedenen Krankheitsformen als
 Varianten, z. B. Fiebern, Entzündungen, Ausschüden, u. d. m., wird
 sie generell; speciell aber, wenn wir sie nach einzelnen bestimmten Krank-
 heiten, z. B. dem Cholera, dem Pocken, der Hundswuth, einrichten.

Speziell
 eigene
 gleich,
 Arten von
 Krankheit
 auch bei
 der Zeit
 von den
 lebenden
 Menschlich

... jede Krankheit eines jeden Individuums aber
 indem keine Krankheit mit einer andern völlig
 ist mehreren oder wenigern Zeichen anderer Krank-
 heit ist frei von wahrer Kunst des Arztes, eine der
 endliche Heilmethode zu erfinden. Von jeder sind
 verschieden nach der Verschiedenheit der Art und
 bedeutend Heilmethoden angewendet worden, nach
 Ansichten der Ärzte und der verschiedenen Ver-
 fahrungen, die wiederum durch den Zeitgeist, und aus
 Standpunkt der Philosophie motiviert werden,
 Hippokratess konnte noch keine andere Methode als die der Beob-
 achtung und Erfahrung; und eine Sammlung von Beobachtungen und

Daraus gezogenen Regeln war sein System. Daher nennt man noch bis auf den heutigen Tag Aerzte, die mit ihm gleiches Sinnes sind, Hippocratiche Aerzte. Nach der Zeit des Hippocrates gerieth die Medicin auf eine Weile unter die Hände speculativer Philosophen, die sie mit den Kleidern ihrer Systeme herauspukten und — verunstalteten. Die Aerzte aus ihren Schulen, welche auf künstliche Abstraktionen und Speculationen künstliche Heilmethoden bauten, hießen Dogmatiker. Als man sich satt dogmatisirt hatte, erhielt die Beobachtung wieder ih-

br von
nd die
cht be-
erschuf
se Me-
nan er-
emühte
nd die
rstand,
, nach
Allein
n auch
er des-
, alles
n, und
zu et-
n Ein-
Gebäu-
last an-
t in et-
ofungs-
, Heil-

methode hervor, die, nach Harvey's Entdeckung des Blutumlaufts, den man sich nur nach hydraulischen Gesetzen erklären konnte, der me-
chanischen Platz machen mußte, deren Motus hydraulica! Aus dieser Erstarrung er-
Kunst, indem er sie von neuem mit Hippocratiche folgten Huxham und Baglivi, glücklich,
Boerhaave rächte die verschmähte Methode ward der Galen neuerer Zeit. Doch indem er
Franken Säfte! Klang es schon von der Seite i
Stahls her: seht auf die Nerven! Dies gesch
die Methode der Erregung zu Tage fördert
die Einschlüferungsmethode entbehrlich

Heil
der me-
ist ma-
am die
re. Ihre
Jedoch
t, und
auf die
's und
hrom
n durch
n. K.

Hein (Peter Petersen), von unbekannter Abkunft, schwang sich durch seine Tapferkeit zur Würde eines Holländischen Großadmirals empor. Er war im J. 1577 geboren, stieg nach und nach bis zum Vice-Admiral der Ostindischen Flotte und übernahm drei Jahre nachher den Oberbefehl. Er schlug die Spanier im J. 1626 an den Küsten von Brasilien, nahm mehrere Schiffe und führte eine reiche Beute nach Holland. Das Jahr darauf nahm er die Spanische Silberflotte, deren Werth auf 72 Millionen betrug, die kostbaren Waaren, welche sie führte, nicht mitgerechnet. Zur Belohnung so großer Thaten ward er 1629 zum Großadmiral ernannt; etliche Zeit darauf ward er

in einem Gefecht mit zweien von Dänischen ausgelassenen Schiffen getödtet.

Heineccius (Johann Gottlieb), ein berühmter humanistischer Jurist, geb. den 12. Sept. 1680 zu Eisenberg im Altenburgischen, studirte anfangs zu Goslar und Leipzig Theologie, dann in Halle die Rechte, wurde daselbst 1715 Professor der Philo-
 Rechte, ging 1723 in dieser Eigenschaft nach Braunschweig, dann nach Frankfurt an der Oder, von da ab Geheimrath und Professor der Rechte und der Pädagogik, wo er den 21. Aug. 1742 starb. Er besaß eine große Kenntniß der Rechte, in denen er sich durch ein gründliches Studium der Philosophie vorbereitet hatte, und womit er ein tiefes Verstandesvermögen der alten Sprachen und der Alterthümer verbunden. Von vorzüglicher Brauchbarkeit sind noch *antiquitates romanarum. jurispr. illustr.*; seine *notae jur. civ. rom.*, sein *Vocabularium jurid.* und verschiedene andere Schriften. Ein klassisches Ansehen behaupteten ehemals und zum Theil noch jetzt seine zahlreichen juristischen Lehrbücher, die sich unter andern durch logische Ordnung und eine reine

Christian Gotel
 Waters und einiger a
 stand lange als Prosi
 ge Jahre vor seinem
 im August 1791. —
 senberg im J. 1674
 sehen Schriften, und
 Saalkreises zu Halle.

Heinicke (Chri
 boren zu Lübeck 17
 es bereits, mußte ni
 teuch, mit dreizehn
 waren auch des neuer
 es die Hauptfragen a
 phie. Bald nachher
 Fertigkeit. Vor sein
 vorzüglichsten Fürsten
 dem Könige und den
 nisse ab. Aber bald
 es krank und starb.

einem so kurzen Aufe
 die ungewöhnliche G
 bis an seinen Tod n
 ner Familie. Martin
 herausgegeben, wor
 durch natürliche Urse

Heinicke (E
 Leipzig, dem der Ri
 allgemeine Aufmerkfa
 kummen rege gemach
 wesen zu seyn, war
 ten. Nachdem er bei
 bau getrieben hatte, l
 den, wo er sich juglei

er nachher, als er 1757 den Soldatenstand verließ, auf der Universität Jena erweutete. Hiernach war er zehn Jahre lang Hofmeister im groß. Schimmelmann'schen Hause zu Hamburg und erhielt sodann die Cantorsstelle in Eppendorf. Er hatte schon vorher über den Unterricht der Taubstummen nachgedacht, und da er in Eppendorf gerade einen solchen fand, so gab ihm dies Gelegenheit, eine bessere Methode, als man bisher angewandt hatte, in Ausübung zu bringen. Der Ruf davon verbreitete sich, man schickte ihm aus verschiedenen Gegenden dergleichen Unglückliche zu, und im J. 1778 erhielt er vom Kurfürsten von Sachsen einen Ruf, ein Taubstummeninstitut in Leipzig zu errichten. Er soll sehr glückliche Proben von seinem Talent, Taubstumme zu unterrichten, abgelegt haben; nur schien er seine Zöglinge mit zu viel Härte zu behandeln, wie denn überhaupt sein Betragen das Betragen seiner früheren Schicksale und einer erst spät erhaltenen literarischen Bildung an sich trug. Zugleich hat er sich als einen rüstigen Schriftsteller gezeigt.

Anton, Freiherr von), starb den 25. Mai des Alters als königlich preussischer geheimer wirkender Minister bei dem Generaldirektorium, rothen Adlerordens, Chef des Bergwerks- und Bergbau-Departements, Curator der Akademie der Künste u. s. w. Nachdem er mehrere Jahre bei Hofen gedient hatte, rief ihn Friedrich der Große, denen er 25 Jahre hindurch mit Ansehen geworden. Er verband mit dieser Thätigkeit die größte von Kränken, ächte Religiosität, Zärtlichkeit. Ein dankbares Andenken hat er an die Zöglinge der schlesischen Künste durch seine Werke geknüpft.

Die europäischen Staaten haben Regenten des Namens Heinrich gehabt. Deutschland hatte 7 Kaiser, Frankreich 20, England 6 Könige dieses Namens, und mehrere Fürsten und Helden aus dem Baiarischen, Braunschweigischen, Preussischen und Portugiesischen Hause haben ihn merkwürdig in der Geschichte gemacht. Heinrich der Reiche, der entweder von dem Kaiser Friedrich I. oder dessen Sohn Heinrich VI. den größten Theil des heutigen Volzlandes mit dem Rechte erhielt, dasselbe auf seine Erben zu vererben, soll zu Ehren Heinrichs VI. das Familiengeseh gegeben haben, daß seine Nachkommen für immer den einzigen Taufnamen Heinrich führen sollten; wenigstens ist dies der einzige Taufname derselben seit diesen Zeiten. S. K. u. d. — Von den wichtigsten der Heinrichs handeln die nächstfolgenden Artikel.

Heinrich I., der Vogelfi
denschaftliche Liebe zu Erziehung
Herzog der Sachsen, und seit 9
daß er die römische Kaiserkrone
ihm nach Conrads I. Tode vo
lichen Würde überbrachten, u
Mühselig stand er dem Reiche
Euche wegen des Lothringischen
gen seyn, das Joch, das die U
hatten, zu zerbrechen. Die K
re nicht anders als durch einen
von Deutschlands Bräuten abzu
IV.

antritt Heinrichs I. betrieben die Ungarn die Erneuerung des Tributs,

Erste Quedlinburg, das er erbaute, und in dem seine Tochter Mathilde die erste Abtissin war, ruht seine Asche. Unter seiner Regierung wurden die Reichskleinodien mit dem heiligen Speer, welches Heinrich nach einigen Aufopferungen vom Burgundischen Könige Rudolph überkam, vermehrt, und die Bergwerke in Deutschland eingerichtet, mit welchen zu Goslar der Anfang gemacht wurde. Gh.

Heinrich II., Großvater des vorigen, Herzog von Baiern, ein Seitenpröfling des sächsischen Kaiserhauses, wurde geboren 972. Ueber mehrere Mitbewerber um die Deutsche Kaiserkrone siegte er, obschon nicht sogleich alle Deutsche Völkerschaften ihn anerkannten, und regierte als Kaiser von 1002 — 1024. Da er sein Herzogthum Baiern dem Bruder seiner Gemahlin, Heinrich von Luxemburg überlassen hatte; so ward er mit dem Markgrafen Heinrich von Schweinfurt in Unruhen verwickelt, die beinahe seine ganze Regierung hindurch dauerten. Dies benutzte der Herzog Boleslav von Polen zu Einfällen in das nördliche Deutschland, und zur vorübergehenden Eroberung Böhmens. Der Friede von T
 erhielt Heinrich
 entgegengesetzt
 sich frei aus
 Wichtig für
 Besitz des Kä
 gen der gegen
 Nachfolger ei
 thum Bambe
 seinem unbeer
 Henri

Ende. Italien
 gegen den ihm
 1021 gegen die
 d. Abhängigkeit.
 ihm eingeleitete
 Heinrichen, we-
 026) zu seinem
 neugegründete Bis-
 te Weise. Mit
 d.

Franken, wurde geboren 1017 und erhielt nach seinem Vater, als zweiter Nachfolger Heinrichs II., die Deutsche Kaiserwürde (1039 bis 1056).

Die Natur die Talente, und die Erziehung den Charakter zu
 1 fest zusammenhaltenden Regenten gegeben. Die Kirche in
 Theilen mußte ihre Abhängigkeit von ihm erkennen. Sein
 über die Alpen (1046) setzte drei Päpste ab und einen neuen
 no II.), und gründete seine Mitwirkung zu der Wahl des
 Bischofs so fest, daß, so lang er lebte, die Römer ihren Bi-
 nur nach seinem Willen besetzten. Die übrige Geißlichkeit
 r unter seiner strengen, aber gerechten Oberaufsicht. In al-
 seines Deutschen, Italienischen und Burgundischen Reiches
 Rücksprache mit ihm kein geistliches Amt von Bedeutung
 vergeben, oder über Kirchengut eigenmächtig geschaltet werden. Dem
 weltlichen Herrenstand hielt er nicht bloß wänlich in Abhängigkeit,
 sondern sogar förmlich unterjocht. Die Herzogtümer, und Grafschaf-
 ten besetzte er und ließ sie unbesetzt, wie es ihm beliebte; nach und
 nach sollten die Deutschen von der Vorstellung entdhat werden, daß
 Herzoge zur Regierung Deutschlands nöthig wären, damit sich endlich
 ohne Anstoß das ganze Reich in eine von dem Kaiser allein abhängige
 Monarchie verwandeln ließe. Man war unzufrieden, aber schweig und
 rechnete auf günstigere Zeiten, die nur zu bald kamen. Heinrich starb
 d. 5. Okt. 1056 zu Borsfeld, nachdem er 3 Jahre vorher seinen Sohn
 zum Nachfolger hatte wählen lassen. Dieser Sohn war

Heinrich IV., in dem Zeitraume 1056 bis 1106 Kaiser der Deutschen, nach Ableben seines Vaters noch ein Kind von fünf Jahren. Er stand zuerst unter der Vormundschaft seiner Mutter Agnes, der er aber bald durch die List des Erzbischofs Hanno von Köln ent-

rissen wurde, welcher sich in Verbindung mit dem Erzbischofen von Mainz und Bremen der Reichsadministration bemächtigte. Bogtbar erklärte auf dem Reichstage zu Goslar im funfzehnten Jahre, übernahm er selbst die Regierungsgeschäfte, fiel aber in die Hände des Erzbischofs Adelbert von Bremen, der Leichsian und fangen in seine Seele pflanzte, jedoch Hanno abtreten mußte, unter dem das Die Spannung zwischen Heinrich und verschiedene ihnen von den Ottonen verfeh die kaiserliche Willkür geschätzt waren, per Widerwärtigkeiten und der tiefsten Würde. Heinrich, der damit umging, ten und die Sachsen unter das Joch einer zu bringen, baute unter dem Vorwande nehmenden Raubereien, auf allen wohlgelegenen Bergen Schloßer, in welche Garaisonen gelegt wurden. Die Sächsischen Fürsten und Bischofe hingegen, die der Absicht dieser Anstalten bald erriethen, und die Vollendung der Festungsbauten nicht abwarten wollten, griffen mit den Thüringern zu den Waffen, belagerten den Kaiser auf dem Schlosse Hartensburg, und verheerten, nachdem sie sich noch fester an einander geschlossen hatten, verschiedene kaiserliche Schloßer, auf deren einem (Ufeburg) sie sogar die Kaiserin gefangen belagerten. Ein Jahr war unter vergeblichen Traktaten zwischen beiden Theilen verstrichen, als der Kaiser die Sachsen bei Neustadt an der Unstrut in einer förmlichen Schlacht besiegte, ihr Land verheerte, und sie zur Auslieferung der Fürsten, Bischöfen und wieder Sachsen, ihr gen Cardina eine Gelegen sprach, und tert über die Worms, ai päpstlichen B Bischöfe und ihr König in dem Bann, die Untertanen von dem Eid der Treue losgesprochen, und er ist seines Throns in Deutschland und Italien verlustig erklärt. In dieser schrecklichen Verlegenheit reiste er mit seiner Gemahlin und Kindern mitten im Winter über die Alpen nach der Toscanischen Festung Canossa, wohin sich der Papst auf den Rath und in Gesellschaft seiner Geliebten, der Herzogin von Toskana, Mathilde, begeben hatte. Gregor benutzte sein jetziges großes Ueberge- nicht über dem kühnsten Kaiser, und verhielt ihm die Wiederaufnah- Kirche, wenn er in der förmlichen Gehalt eines or ihm einstellte. Nach hartem Kampfe entschloß Schritt, hielt in einem leinenen Fußgewand, er Speise und Trank zu sich zu nehmen, in g Canossa Quarantaine, und bat unter Heulen und den Papst um Verzeihung. Lange genug sem Schauspieler gewendet, als er dem Kaiser daß er keine Rache nehmen, der Reichsadmi- nachter S sich enthalten, und dem päpsti- chen Ausprüche sich unterwerfen wolle, am andern Tage durch die Auspendung v. Der allgemeine Unwille der Italiener über diese Verhandlung spaz

im Lateran
gen, und
firchlicher
Verfugung
ermacht,
gab der
Frieden, u
Verdigung
Lum zu u
und mit i
Hein

Friedrich I. und
1190
nicht,
Seine
wen (
ward
deuten
einer
Der, al
einer
von d
schen
ward

seiner eigenen Gemalin.
Heinr. VI. Nürnberg. 1193.

Heinrich VII., ein Graf von Luxemburg, wurde nach dem Tode Albrechts I. 1308, auf Empfehlung des Papstes Clemens V., zum Deutschen Kaiser erwählt. Es gelang ihm, seinen Sohn Johann mit der letzten Erbinn des mendlischen Stammes in Böhmen zu vermählen, und den Herzog Heinrich von Kärnten zu verdrängen, wodurch das Luxemburgische Haus ein blühendes und bedeutendes Königreich erwarb. Ehdürftig und mühevoll wie er war, hatte er sich in Deutschland bald genug beschäftigt, um einen Zug nach Italien unternehmen zu können, der die Anstaltung der Huldien und Huldien zum Zweck hatte. Er erhielt die lombardische zur Kaiserkrone, sah aber Deutschland nicht wieder, sondern starb d. 24. Aug. 1313, wahrscheinlich von erhaltenem Gicht, als er eben gerüstet war, dem Könige Robert von Neapel Unteritalien zu entziehen.

Heinrich I., König von Frankreich, ein Sohn Roberts, und Enkel Hugo Capets, bestieg 1021 in seinem 27. Jahre den Thron, nach dem er schon bei Lebzeiten seines Vaters zu Adelsmüdigkeit gelangt und geordnet worden. Da seine Mutter ihrem Sohne Robert die Regierung zuwenden wollte, kam es zwischen beiden Brüdern zum Streit, welcher durch Hulst Herzog Roberts von der Normandie glücklich für Heinrich beendigt wurde. Sein Bruder Robert erhielt das Herzogthum Burgund, und das Haus dieses Namens nahm mit ihm seinen Anfang. Heinrich vermählte sich mit Anna, einer Tochter des Jaroslavs, Herzogs von Russland, mit welcher er 3 Söhne zeugte, deren ältester, Philipp I. sein Nachfolger wurde. Er starb zu Paris in Charwoche, 66 Jahre alt. Ehdürftig und mühevoll wie er war, wußte er das Reich seiner Krone zu behaupten und auszuweiten, und seinen Vasallen mit Vortheil das Schwert zu halten; nur seine Unternehmungen gegen Wilhelm den Eroberer, Herzog von der Normandie, den Sohn

Partei der Kirche ihn für erwünscht kann. Dabei wurde Deutschland in Italien durch den Kampf um die Toskana los, die sie der Kirche überlassen einzurufen wollte. Endlich J. 1122 einen allgemeinen Landfrieden aller Varnen, durch die er, auf einem allgemeinen Concilium 1123 ohne männliche Nachkommen, Kaiserthum.

1165, war ein Sohn
zur die hohe Vergeßerungs- und Vereinerung
ne Tugenden hatte er von dem Vater ererbt,
er bezeichnet ein Krieg gegen Heinrich den
e willkürliche Befangenhaltung des Königs
England (s. diesen), und die Ueberrahme der
schaft. In Neapel und Sicilien verfuhr er mit
seinen Namen eben so in der Geschichte schänd
a Unterthanen gegen ihn erbitterte. Die Neapoli
sue Landreden übertrugen, deren Sohn Wilhelm
t wurde. Sein Plan, die Erblichkeit des Deut
ner Familie zu begründen, wurde vereitelt. Er
d. Sept. 1197, wahrscheinlich durch Gift von
S. Wolff. Jagers Gesch. Kaiser

Beschlagers Robert, waren seiner Ehre und seinem Interesse gleich nachtheilig. Dadurch legte er den Grund zu den blutigen Kriegen zwischen den Königen von Frankreich und den normännischen Fürsten, nachdem diese Herren von England geworden waren.

Heinrich II., König von Frankreich, ein Sohn Franz I., wurde geboren den 31. März 1519, und folgte seinem Vater auf dem Thron 1547. Ohne Genie, Charakter und Willen, der Herzogin von Valeninois fast slavisch unterthan, war er auf keine Weise den großen Ereignissen seiner Zeit gewachsen. Da seiner Maitresse die confiscirten Güter der Protestanten anheim fielen, so drang diese immer mehr auf häufige Hinrichtungen, die den König täglich verhafter machten. Dadurch entstanden Zwistigkeiten und Parteyen, und der Ehrgeiz der Günstigen war so bereit, als ihre Klugheit geschickt, sie zu benutzen. Alles kündigte die Erschütterungen an, welche der Staat bald erleiden sollte. Heinrich erlebte den Tod seines mächtigen Gegners Karls V., verstand aber auch diesen nicht zu benutzen; seine Maitresse und der Connetable verkauften im schimpflichen Frieden zu Cambray das Interesse der Nation. Im J. 1559 wurde er auf einem Turnier von dem Grafen von Montgomery verwundet, und starb an dieser Wunde. Seine Gemahlin war Katharina von Medici, die zu Frankreichs Nachtheil so großen Einfluß in die folgenden Regierungen ihrer Söhne hatte.

Heinrich III., geb. den 29. Sept. 1521, war ein Sohn des vorigen, ein schwacher, wollüstiger und bigotter Fürst. Im Jahr 1573 wurde er, vorzüglich auf Betrieb seiner Mutter, zum König von Polen gewählt, verließ aber schon 4 Monate nach seiner Krönung dieses Reich wieder, weil in Frankreich sein Bruder Karl IX. gestorben war, dem er in der Regierung folgte. Am 1. Aug. 1589 wurde er von dem Dominikanermönch Jakob Clemens zu St. Cloud ermordet. Seine weitere Geschi-

Heinrich
dome, und de
dorra, wurde
seines Großva
eine für jene
Arten von E
und stärkte di
Vaters Tode
nachsüchtigen
Bearn in ihr
Partei der Hi
in der Person
Tode wurde
Lehrer. Eilf
schen Hofe zu
einderstanden

und den jung... wollten, wurde von der schlauen Königin Elisabeth von England entdeckt und vereitelt. Noch nicht 16 Jahre alt, stellte nun die heldenmüthige Johanna ihren Sohn an die Spitze der geschlagenen Hugonottischen Armee, und der Jüngling leistete feierlich den Eid, seine Religion und die gemeinschaftliche Sache der Gewissensfreiheit bis zum letzten Blutstropfen zu verteidigen. Das dadurch ermuthigte, von Coligny befehligte Heer rief den jungen Heinrich zum Generalissimus aus, und untrachtet der neuen Niederlage bei Montcontour, erhielten die Hugo-

hatten einen vorthellhaften Frieden. Heinrich bereisete seine Staaten, unterrichtete sich von den wahren Bedürfnissen seiner Unterthanen, sah ihre Leiden in der Nähe, und faßte den edeln Vorfaß, solche mit Anstrengung aller seiner Kräfte zu mildern, um den Namen eines guten Fürsten rechtmäßig zu verdienen. Heldenmuth, großherzige, über jede kleinliche Beleidigung erhabene und von aller Rachsucht weit entfernte Besinnungen, ein sanftes theilnehmendes Herz, verbunden mit vorzüglichster Neigung zum schönen Geschlechte, und einem feurigen, doch lenkbaren

volligte Heilionswürcheil zu führen, und durch
 Kruden, unferlich geworden. (Ewig er
 jezt zu realisiren, bedurfte es vor allem solcher
 Univerfimonarchie fiedenden Oeffentlich
 Der A. l. b. gleniche Erbkastellen gab ihm
 zu. Ein weltliches Herr war auf den Feinden
 gegen die Hohen rücken, und überdies, ebe
 e Amerikaner Frankreichs seiner herrschlichen
 doch einen aus den ersten Staatsbeamten und
 diesen Rath zur Hilfe (oder eigentlich zur
 beordnete. Allein Maria ver'abart durchand
 gefandt, auch öffentlich zur Reueinigung ausget
 Ceremonie ward auf den 13. Mai 1610 an-

gefes. Heinrich schien eine Vorandung des ihm bereiten Schicksals
 zu haben, sein Vermuth nahm zu, je näher der Tag des Jhrts heran
 rückte, und gegen seine Liebliche äußerte er mehrere Male: nicht lebend
 werde er Paris verlassen. In gedachtem Tage vier Uhr Nachmittags
 fieg er in eine Karffe, um nach dem Arsenal zu fohren. In der Nähe
 de la Termonerie wurde die Karffe durch zwei in einander gefahrene
 Karren angehalten, und diesen ausendlic bewachte Kavallier, um das
 König vorbereitete ungeheure Verbrechen auszuführen, indem er in den
 Wagentrut fieg und mit einem langen zweischneidigen Desser Arary
 eben zwei Seiten ins Frey verfezte, die den besten König, welchen Frank
 reich je hatte, auf der Stelle tödten. Kavallier entloh nicht nach
 der gräßlichen That, wie er wohl gefont hätte. Man ergreif ihn, und
 das Parlament verdammt den famozlichen Mifwacht zu einer schreck
 lichen Todesstrafe: er wurde von vier Pferden, die an seine Arme und
 Feine gesponnt waren, zerissen. Seine Warte: daß Peinlich auszuweisen, daß er Unschuldige
 alle Nebenwände flor, daß der Reich vom E
 und wahrlich nicht ohne Verwundung der
 mahl des guten Heinrichs, erzählt worden war.
 eine jährliche Nachkommenschaft. Seine erste
 seine Erben gefandt, aber von Maria waren zu
 Richter vorhanden. Seine Warte: Gabrielle
 de Polignac, Madam von Entrautes, Jacqueline, Charlotte des Charis und Marie Henriette de Bourbon, Adressen von
 Charles, hatten ihm jährliche Gattfreunden gewährt. Wenn überfand
 das Französische Volk diese Schanden nicht zu schlichen Tempere
 mentis, kein edler humaner Sinn, keine edeliche Liebe gegen alle Un
 gerechten, keine wahrhaften Profikaten, kein kritisch jeder fremdlich
 gelagten Wadheit, und herraf sie auch seine eigenen Fehler, oftens
 fers, erbalten sein Andenken im Cepten del der Nation, mit die eines
 Admirs vor oder nach ihm, und sein Wohlgebruch: je vous que chaque
 poyen metto tous les dimanches une poule dans son pot, pflanzt
 sich fort auf Landesküder, die den guten König mit dankbaren Tdr
 den honoren. Selbst im Sturm der Revolution blieb dieses Gedäch
 nis der Volk, das seine ersten Freiheitstritte bei dem Standbilde des guten
 Heinrichs fette, dessen Andenken pft, bei Wiederherstellung der alten
 Herrscher Frankreichs, von neuem geiegnert wird.

Heinrich L, König von England, f. England, und die
 die Schuderung desselben von Wolimann in dessen Geschichte
 Großbritanniens Bd. I. S. 219 fgg.

Heinrich II, König von England, war ein Sohn des Königs

Gottfried Plantagenet von Anjou ricks L. früh verstarb unter dem gen Robert von Blois, seine h von der Normandie, beim Tode Anjou, Touraine und Maine und more, des Herzogthums Aquitan in Händen eine Nacht, welche seine Englands und seinen untrübsamen würde, wenn nicht ein Vertrag zu dem Stephan von Blois ihm die Krone nach seinem Tode zusicherte. Im J. 1154 kam er auf den Thron Englands, den er durch Berechtigkeits ehwürdig machte. Er vertheilte England in 6 Districte, über die er so viele Richter verordnete, welche sie zu bestimmten Zeiten durchreisen, und alle Sprüche, welche Unwissenheit oder Leidenschaft wider den Gerichten eingegeben, reformiren sollten. Er begünstigte die Städte, Kunstleiß und Handel; sein Fremden besuchte. 60,000 Mal; Carlisle, Montgomery u Britten im Lande Wales u Durham und Eborham nach Irland, ein Kampfsplatz vieler oberung. Nicht leicht würd Heinrich, wäre nicht der, vor erregte Krieg mit der Kirche, als seine Vorgänger. Ein ränkvolle und eifersüchtige nicht vergehen konnte. Woher er immerhin durch ein Gebäude mit laborantischen Säulen, welches er für die schöne Rosamunde von Clifford zu Woodstock hatte auführen lassen, seiner Geliebten Ruhestätte verlieden haben, sich vor einem Ueberfall der wüthenden Eleonore zu retten; dem konnte er nicht bezeugen, daß diese den Samen der Zwietracht in die Herzen seiner Edelm streute, und sein Leben mit Trauer überzog. Eine Verschöderung seiner Söhne kam zum Ausbruch, und die Ränke des französischen Hofes unterweilten einen abscheulichen Krieg. Dessen zwar endigte Heinrich siegreich, allein nicht lange, so brach er von neuem los, und Heinrichs ganzes Leben war fortan eine Kette von Leiden. Als er endlich erdeckte, daß auch sein einziger treu geglaubter und von ihm innig geliebter Sohn Johann aberkännig geworden, suchte er dem Tage seiner Geburt, dem Himmel, seinen Söhnen. Ein Fieber warf ihn aufs Krankenlager, von welchem er nicht wieder aufstand. Sein Sohn Matfred, Rosamundens Kind, war hier seine einzige La dung. Er starb im J. 1189.

Heinrich III., König von England, Sohn Johanns ohne Land, bestieg den Thron nach seinem Vater den 28. Oct. 1216. Um die verlorne Normandische erung der eine Summ füllte, denn doch weder in Schi brach die den König zu einer Parliamentsversammlung, wodurch endlich jener bürgerliche Krieg herbeigeführt wurde, in welchem durch die Schlacht

Matfred, der Sohn gelehrt und verständlich lagen. Er wurde Herzog und Herr der Grafschaften ne Vermählung mit Eleonore und vereinigte so in seinen Ansprüche auf die Krone nänglich unterstützt haben kommen wäre, nach wel-

Londner Messe von vielen 10,000 Reiter waren die Wirtzenburgen hielten die alten ab. Zu Exeter, Pembroke, sein ihre plötzliche Unruhe. Jede für ihn eine leichte Er glücklicher gewesen seyn als h Thomas Becket (s. diesen) er hartnäckiger führen mußte I führte seine hochfahrende, welche ihm seine Untreue

er, führte er mit Frankreich lange über ch 1259 schmählich genug mit der Ad, Mainz, Poitou und Touraine gegen Nicht glücklicher war er in England n eines Privatmanns geperrt, hatte er ug, den aufstrebenden Geist der Baro und seine leichtsinnige Verschwendung

juste Nation auf. Der Adel übergab den Bürgerliche Krieg herbeigeführt wurde, in welchem durch die Schlacht

Bei dem 1264, der König, sein Bruder Richard und der Prinz Eduard in die Gefangenschaft der Aristokraten gerietten. Indef kamen sie auf Kapitulation bald in Freiheit, und der Prinz Eduard machte der Baronenaristokratie durch die Schlacht bei Evesham 1265 ein Ende, worauf alles auf den vorigen Fuß nach dem großen Freiheitsbrief eingerichtet wurde. Heinrich starb im Frieden zu London den 25. November 1272.

Heinrich IV., Sohn Johanns von Gent, welcher Edwards Dritter Prinz gewesen war, bestieg den Thron von England den 20. Dec. 1269 nicht in dem Rechte seines Vaters; Edward Mortimer, Graf de la Marche, wäre näher gewesen; er leitete sein Recht von seiner Mutter her, welcher Sohn Königs Heinrich seyn sollte. Daraus entsprang ein Stillen gährender, bald wüthender Würger und Vork, welche durch die den unterschieden wurden, und dem hohen Adel den Untergang brachten; er lautete Verschmörungen gegen seine alle glücklich vernichtete. Er starb

1272, aus dem Hause Lancaster, Prinz große Tapferkeit, besonders in die Rebellen unter Percy Mortimer; er ging mit den liederlichsten Wagaubungsgänzlich schändenden Ausschweifung so sehr vergaß, daß der erste Richter ihn gefänglich verwahren ließ. Ein Besinnung gekommene Jüngling obag seines Vaters Tode bestieg er im Jahre eine Verwandlung mit seinem ganzen

Wesen vorgegangen zu seyn. Er entfernte alle ehemaligen Ausschweifungsgenossen, schenkte dem strengen Richter, Wilhelm Saboigne, seine ganze Achtung, und hörte fortan nur die Stimme der erfahrenen Räthe seines Vaters. Frankreich wurde damals durch die entsetzlichen Unruhen zerrüttet, einen großen Theil des Reichs hatten schon früher die Engländer erobert, und Heinrich hielt es, um auch seines in Faktionen zertheilten Volkes Aufmerksamkeit auf andere Gegenstände zu lenken, für nöthig, selbst mit einem Heer von 30,000 Mann nach Frankreich überzusetzen. Krankheiten der fürchterlichsten Art rissen jedoch unter dem Englischen Heere Berge kalt ein, daß es bis auf ein Viertel zusammenschmolz, und Heinrich zog sich in dieser traurigen Lage so eilig als möglich auf Calais zurück. Inzwischen hatte das Französische ungleich stärkere Heer dem Feind bereits den Rückzug abgeschnitten, und sich in der Ebene von Aruncourt (in der ehemaligen Normandie) dergestalt zusammengedrängt, an allen Wunden leidende Englische Armee nicht mehr zu retten, die Schlacht nicht mehr zu erwarten, und Erfah für allen Ansehen; allein die Franzosen, bedingte die Kapitulation des Reichs bedingte die Kapitulation des Reichs, und der Herzog von Burgund alle Engländer, und der Herzog von Burgund das Englische Heer so

Das es auf beiden Flanken durch Waldungen geschützt nicht umgangen werden konnte, und thaten durch ihre trefflich geübten Bogenschützen selbst den Angriff auf die Französischen Schaaeren. Diese, durch eine solche Kühnheit überrascht, und noch nicht gehörig geordnet, gerietben bald in Unordnung, der stolze Adel warf sich in der Flucht auf das Fußvolk und riß es mit fort; der größte, ja fast ein u. glaublicher Sieg ward dadurch von den Engländern in wenigen Stunden erfochten. Sie selbst hatten nur 40 Mann im Gefechte verloren, dagegen 10,000 Feinde

ern gemacht, von denen nach der bar-
ischer Theil niedergehauen wurde, weil
lien, so viele Gefangene zu bewachen,
irt (im J. 1314) führte Heinrich V.,
re, die damals auf dem Haupte des
lange gewankt hatte. Ein Vertrag,
solle Carls Tochter, Catharina, zur-
lebte, noch die königliche Würde, und
rhalten. Nach des verrückten Carls
England auf immer unter einem Scer-
h nach seinen eigenthümlichen Rechte
Nun schlug Heinrich seinen königlichen
Zeit des höchsten Glanzes der Engländer
den Catharina gebar ihrem Gemahl
lichkeit dauerte nicht lange; Heinrichs
regierung im 34sten Jahr an einem
u Bois de Vincenne 1322. Die Zeit

seiner Regierung in England ward noch dadurch ausgezeichnet, daß während derselben die Wiclefische Ketzerei, oder die Lehre der Lollards, unter dem Schutze Johann Oldcastles, feste Wurzeln schlug, und sich allen blutigen Verfolgungen zum Troste, unaufhaltsam ausbreitete.

Heinrich VI. war 9 Monate alt, als er durch den Tod seines Vaters Heinrich V. König wurde. Mit seiner Regierung eröffnete sich

Heinrich wieder auf den Thron zu bringen, durch den Herzog von Gloucester aber wurde er den 14. April 1471 ermordeet.

Heinrich VII., Stifter des Hauses Tudor, ward geboren im J. 1456. Nachdem er den Usurpator Richard III. bei Bosworth geschlagen und getödtet hatte (1485), bestieg er den Thron von England, ohne ein genealogisches Recht an denselben zu haben. Verschiedene Versuche wurden gemacht, durch falsche Eduarde und Richarde, wozu man einen Väterkungen und einen jüdischen Profelyten gebrauchte, seinen Thron wanken zu machen, allein gegen einen so planmäßigen, schlaunen und entschlossenen König als er war, konnte kein Prätendent aufkommen. Heinrich bekümmerte sich wenig um die großen Bewegungen, die während seiner Regierung auf dem festen Lande vorgiengen. Er suchte mit Schottland Frieden zu haben, und schloß sich an Spanien an, um Frankreich in Furcht zu halten; seine ganze Aufmerksamkeit ging auf die innere Regierung seines Reichs. Dieses erhielt nun Ruhe, die Sittenroheit fing sich an zu verlieren, das Parlament dachte auf Verbesserung der Geseze, das Recht der Freistätten in den Kirchen wurde beschränkt, der Ackerbau beschützt, und der Handel fing wieder an zu blühen. Noch mehr hätte geschehen können, wäre Heinrich weniger besorgt gewesen, Schätze zu sammeln. Er war der erste König von England, der eine Garde hatte. Die Britten setzen ihn in die Reihe ihrer großen Monarchen, und haben ihn den Salomo von England genannt. Er starb den 21. April 1509.

die päpstliche Unfehlbarkeit ins Gedränge bringen, noch Kaiser Carl V., Catharinens nächsten Blutsverwandten, beleidigen mochte, zauderte. Heinrich wandte sich hierauf an seinen Günstling Wolsey, dieser wollte als Cardinal den Papst nicht beleidigen, berief sich auf des päpstlichen Legaten Ausspruch, und Catharina protestirte gegen die päpstlich-königliche Untersuchungscommission. Nun griff Heinrich, der an Cranmer, Erzbischof von Canterbury, den rechten Mann gefunden hatte, durch, ließ von diesem mit Beistimmung des eingeschüchternen Parla-

Catharinen trennen, und heirathete die schöne darauf die Wdwe verjagen und die Klöster auf Pf. Sterling fielen dadurch in des Königs und e. Bald nachher erschien das verächtigte Blutnann vorgeschrieben war, was er glauben sollte, ten wurden nun gleich heftig verfolgt, überall n, und der edle Kanzler Thomas Morus, nebst Fisher, wurden enthauptet, weil sie den neuen in des Tyrannen zu fröhnen sich weigerten. Er ebten Anna überdrüssig geworden, wilde Leidens-

schaft entflammte ihn neuerdings gegen Johanna Seymour. Also wurde Anna des Ehebruchs und der Lutherischen Ketzerei angeklagt. Ihre wohlgegründete Vertheidigung hörten die bestochenen Richter nicht, sondern Anna's Haupt fiel auf dem Schaffot durch den Scharfrichter von Calais, den man wegen seiner Geschicklichkeit dazu eigends geholt hatte. Johanna Seymour wurde nun des Unmenschen dritte Gemahlin, und Annas Tochter, die nachmals hochberühmte Elisabeth, sollte nach seinem Plane für ein ehebrecherisch erzeugtes Kind vom Parlament erklärt werden. Doch dies unterblieb, und da Johanna Seymour im ersten Wochenbette starb, erhob Heinrich die Prinzessin Anna von Cleve zu seiner vierten Gemahlin. Ihrer wurde der Wollüstling gleichfalls bald überdrüssig, denn Catharina Howard hatte seine Begierden wieder entflammt. Anna von Cleve ward daher unter dem Vorwande: der König habe häßliche Leibesgebreehen an ihr entdeckt, ver-

cheuers blutiges
jeins, des Her
onwell, stürzte,
selbst des Ehe
der letztern je
en, ließ dieser
Ehe mit einer
en Todes starb.
und Grausam
iglichen Verbre
mer und höchst
türlicher Corp
te ihn während
igen Schmerzen
wüthete gegen
re Blutrurtheile,
wagte es noch
eßen. Als dies
r elende Tyrann
irp, und jeders
Gewissens ewi
n verloren, auf

trostlose Blicke flehten um Vergebung der unsäglichen Blutschuld, der Priester sicherte ihm diese zu, und so starb der elende Wüthrich im J. 1147, nachdem er 56 Jahre gelebt und 37 Jahre mit blutiger Tyrannei über sein Volk geherrscht hatte.

Heinrich der Löwe, ein Sohn Heinrichs des Großen und thigen, Herzogs der Sachsen, und mütterlicher Seits ein Enkel des Deutschen Königs Lothar, ist unstreitig der merkwürdigste Deutsche Fürst des zwölften Jahrhunderts. Sein Vater starb 1139 an beibrachtem Gift. Der unmündige 1129 geborne Sohn erbt eine Menge raubsüchtig erbitterter Stammfeinde und fast unzählige Veranlassungen zu künftigen Fehden. Während seiner Minderjährigkeit führten seine Mutter Gertrud und seine Großmutter Alkenza, das Regiment im Herzogthum Sachsen. Die Bairischen Erblehen wurden von Oheim Welf VI. verwaltet; denn Grafen und Herzoge erschienen jetzt als Fürsten. Die mächtigsten Feinde den jungen Heinrichs waren in Sachsen Albrecht der Bär, welcher auf das Herzogthum Ansprüche machte, und der Bremer Erzbischof Adelbert. Heinrich trat indessen schon im J. 1146 die Regierung selbst an; kam bald zum ungestörten Besitz des Herzogthums Sachsen, da Albrecht den Titel aufgab und sich mit der Markgrafschaft Brandenburg abfinden ließ. Auf dem Fürstentage zu Frankfurt 1147 erschien der junge Held zuerst in seiner ganzen Würde, und foderte vom Kaiser Konrad sehr ernstlich sein Bairisches Eigenthum zurück. Conrad suchte Ausflüchte, aber Heinrich stärkte seine Macht durch die Vermählung mit Elementinen, einer Tochter des mächtigen Herzogs von Fähringen, der ein Stammfeind der Hohenstaufen war, und schaffte sich früh Kriegsrühm durch glückliche Züge gegen die Wenden. Als nun Conrad seine Ansprüche auf Baiern nicht erfüllen wollte, griff er in Verbindung mit dem Oheim Welf zu den Waffen, um selbst sein Recht zu ersechten. Conrad zog nach Goslar, willens von dort aus Braunschweig zu überfallen; aber Heinrich vereitelte durch List das Unternehmen, focht auch im folgenden Jahre glücklich gegen die Wenden, bestätigte durch Gewalt der Waffen den König Knut gegen den Prätendenten Swen auf Dänemarks Thron, und erstieg nun, da sein Vetter Friedrich von Hohenstaufen als Kaiser Friedrich I., die Ansprüche auf Baiern bestätigte, die höchste Stufe der Macht, welche damals nächst dem Kaiserthron ein Deutscher Fürst erringen konnte. Von der Nord- und Ost-See bis zum Adriatischen Meer erstreckten sich seine Besitzungen. Ost- und Westphalen nebst Engern, das wahre Großerzogthum Sachsen vom Rheine bis zur Elbe, folgte seinem Heeresbann. Der größte Theil von Baiern und Oestreich war als Lehen sein Eigenthum, und für die Welfischen Stammgüter in Italien mußten die dortigen Vasallen ihm nicht nur am 24. Oktober 1154 den Lehnseid leisten, sondern auch 400 Mark Silbers zahlen. Baiern liebte Heinrich jedoch weit weniger, als sein Geburtsland Sachsen. Des erstern Verwaltung überließ er daher dem Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach, in Sachsen aber nahm er Heinrich den Sinker ganz zum Vorbilde, und dem Maßstab seiner Rechte nach der großherzogl. Gewalt, die jener Heinrich und Otto der Erlauchte ehemals handhabten. Dazu gehörte vor allem, daß der herzogliche Heerschild nicht mehr unter den bischöflichen erniedrigt wurde, und daß in den eroberten Landen die Bischöfe vor dem Herzoge sich zur Investitur mit Ring und Stab stellen mußten. Dies griff dem Pfaffenstolz ans Leben. Schwer war jedoch dem gewaltigen Manne beizukommen. In-

zwischen hatten ums Jahr 1164 des Herzogs Feinde, an deren Spitze der Bremer Erzbischof Hartwich stand, sich näher vereinigt, und schlossen im J. 1166 zu Merseburg ein Bündniß, dem viele Vasallen des Herzogs beitrugen. Bald gesellten sich auch zu ihnen die geistlichen Herren von Magdeburg, Halberstadt und Hildesheim, nebst den Markgrafen von Thüringen und Brandenburg. Heinrich, die Gefahr ersehend, kam schnell von seinem Zuge gegen die auführerischen Wenden zurück, nachdem er zur Sicherung jenes Gebiets die Feste Schwerin erbaut, und ließ nun, um seinen Feinden zu zeigen, was sie von ihm

seiner Reichswürden. Zu Selhausen ward im J. 1180 der Spruch
 bestätigt. Nun fiel alles zu, um sich die Hobe des Landes zu theilen!
 Väterlich ging zuerst verloren, dem Otto von Wittelsbach nahm es im
 Feind. Laeta ergriff Bernhard von Kärnten. Despoten erschlich
 der schlaue Erzbischof von Köln. Das eigentliche Ostphalen war aber
 Altdobum Heinrichs, und konnte ihm durch Reichsbruch nicht genom-
 men werden. Da er sah, daß Petrale mehr als Rechte galt, sendete
 nach er seine Streifen, schlug bei Hallersfelde die kölnischen Heerhöf-
 fen, trieb die Bogreiter aus Ostphalen, nahm den würdevollen Halber-
 städter Bischof Ulrich gefangen, und hätte er nicht aus Eigensinn dem
 Grafen Adolph von Holstein die bei Halberfelde gemachten Gefangen-
 en verweigert, möchte er sich freigleich aller seiner Feinde erwehrt ha-
 ben. Als aber Adolph ihn verließ, ging alles dem Archdiakon. Der
 Kaiser kam auf dem Reichsbere nach Paderborn, und den
 den Vasallen Heinrichs ward eine peremptorische Frist ge-
 wendet für die Todten des Leächters verlassen, oder selbst
 frei behandelt werden sollten. Heinrich mußte fliehen in
 Braunschweig allein hielt fest an der gelobten Treue, in
 ward es vom Kölner Erzbischof belagert. Doch sah er nun
 daß er sich demüthigen müsse, wollte er nicht alles verlieren
 schickte er im J. 1183, das zufällig den Kaiser um 1
 gewann dennoch nichts mehr, als die Zusicherung, daß se
 unangefastet bleiben sollten, würde er sich freiwillig der
 Deutschland entziehen. Er zog in der That eines Ver-
 feugl Schwiegervater nach England; dort wurde ihn
 Wilhelm, der nachmaligen Herzog von Braunschweig
 geboren. Heinrich Leo, vom Erzbischof Adolph zu
 dem Kaiser sich überworfen, zurückgekommen, erschien wieder
 scher Erde, im J. 1183, fand die ganze Verfassung geist-
 durcheinander geworfen und die Verlästerer im Kampf mit
 den Kriegen. Hätte er jene selbst wieder zu den Waffen ge-
 re alles noch kranke durch einander gezwungen. Er lebte
 Privatmann f
 wen der Louren
 nach Polstine
 den. Seine
 starb zu Braun
 daß keine Wege
 nicht angut
 kam im J. 11
 Bremer Erzbis
 kommen, und
 Schwert
 Adnen und 2
 Jaehoe wieder erobert waren, forderte er Unterwerfung von Barden-
 wick, der blühendsten Handelsstadt seiner Gegend. Aber stolz verwe-
 gerten die Bardewiker Gehorsam. Da wurden die Stadtmauern ero-
 burt, wiedergebaut die meisten Einwohner, der Erde gleich gemacht,
 bis auf den Dom, die Wohnhäuser, und an des Doms Mauern das
 schreckende Bild des stehenden Löwen mit der Inschrift: *Leo in Lo-*
*nia, gete, die noch jetzt dort zu sehen ist. Nach Bardewicks Zer-
 störung ergaben sich Lüneburg und Lüneburg, aber in der nächsten Schlacht
 gegen Adolph von Dassel, den Brandalme Folger, war
 Dassel unglücklich. Viele seiner Vasallen blieben auf dem Schlach-*

pläne, die andern verließen ihn. Die Bischöfe von Hildesheim und Halberstadt belagerten darauf in Gemeinshaft mit dem jungen König Heinrich, den Friedrich L. als Reichsverweser in Deutschland gelassen, Braunschweig, mußten aber auch dies Mal unvorbereiteter Eade abgeben. Darauf kam im J. 1190 durch Vermittelung der Erzbischofe von Mainz und Köln ein Vergleich zu Stande, worn Heinrich versprach, keine Eide, Lehen und Heinrich, dem König als Beispiel zu stellen. Allein auch dieser Vergleich dauerte nicht lange, doch ward auf andere Weise die alte Feindschaft ausgeglichen. Des Königs Sohn, Heinrich, hatte sich heimlich mit Agnes, der Erbtochter Grafen Conrad's am Rhein, verheiratet. Diese heimliche Eade eines Welfen mit einer Hohenstaufen schien endlich die alte Feinde zu enden. Heinrich überredete seinen Vater zu einer Versöhnung mit dem Kaiser. Diese erfolgte endlich, und Heinrich der Löwe, gedrückt von der Last so mancher Unglücksfälle, lebte nun ruhig in Braunschweig, bis er in einem Alter von 66 Jahren 1195 heimlich starb und im dortigen Dome, wo noch sein Grabmal zu sehen, beigesetzt wurde. Heinrich der Löwe war ein Held, tapfer, großmüthig, unermüdet thätig, aber auch sturmbauig, hochfahrenden Lebens und leidenschaftlich gekümmert; dabei fromm, aber kein Frommwoher. Durch sein ganzes Leben hatte er mit den Pfaffen, die seine erbittertesten Feinde waren, zu streiten. Weder sein Zeitalter ragt er hervor durch seine unermüdeten Bemühungen, Handel, Industrie, Kunst, Gergewalt und Wohlhabendheit in seinen Ländern zu verbreiten, Kunst zu vorzubringen und Gekerkamkeit, wie er sie kannte, zu befördern. Er unterlag wie seinem Vatern Schicksale, sondern kämpfte ohne rathlos entgegen.

Heinrich der Jüngere, Sohn Heinrich's des Ältern, Herzog von Braunschweig, geb. im J. 1195, ein Mann feurigen Willens, unruhig, herrschsüchtig, oft hinterlistig, aber von freiem männlichen Sinne, wie kein Andern, der entscheidendste Heaner der Reformation. Sein erstes merkwürdiges Krieg war die berühmte Hildesheimerische Eustafende, worin zwar Heinrich in der mörderischen Echlacht bei Soltau am 2. April 1211 nicht persönlich anwesend war, so glücklich die hildesheimerische Eurch um es gelangt vom als Edele verberrend kauften, zog Heinrich dem Landgrafen von Hessen und dem Herzog von Sachsen zu Hilfe. Bei Frankendauen wurden 1213 die Kaiserlichen in mörderischer Echlacht überwunden, und obgleich 10000 todt den Waldfeld bedeckten, ließ Heinrich doch noch fort morden, und den gefangenen E. Wagner marternvoll hinstrecken, während er ihm das katholische Glaubensbekenntnis vordrückt. Die ruhig brach er mit neuer Feinde los gegen Goslar und belagerte die Stadt, doch bald rief ihn sein Freund Carl V. ab, zur Unterstützung gegen den Papst und das stolze Venedig. Heinrich zog nach Italien mit 10000 freilich bewehrten Reitern; allein das Heer ward die Eeute anstehender Eunden, und der Herzog selbst erkrankte mit genauer Noth, als gemeiner Knecht verkleidet, den überall aufstehenden Feinden. Von seinen kaiserlichen Heeren kehrten nicht mehr als 16 nach Wolkenburg zurück. Dagegen fand er neuen Berge, weil die Kirchenstiftung

mation in seinem Erblande reißend schnelle Fortschritte gemacht. Zwar übte er auf dem Reichstage zu Augsburg 1530 der Protestantischen Glaubensbekenntnis, blieb aber dennoch der alten Lehre und des Kaisers Interesse ergeben; denn eben auf diesem Reichstage ward er nebst dem Vetter Erich feierlich mit den gewöhnlichen Pflichten belehnt. Bald nachher gelang es ihm durch zwölfsährige Gefangenschaft zu dem durch das Recht der Erstgeburt unversehrt gebliebenen Hause gefesselt eingeführt wurde. Er schloß den Bünd zu Schmalkalden nicht nur in den Gegenbund, anstand, sondern ließ sich sogar zum Oberhaupt ernennen. Beide Parteien rüsteten sich Braunschweig; diese riefen die Schwäbische Hilfe, und sie erschienen unter Anführung des Landgrafen von Hessen mit 4000 Reitern. Heinrich flüchtete vor dem Kaiser nach Wolfenbüttel wo

Heinrich 32 Fahnen Fußvolk und 3000 Reiter zusammengebracht. Dort trat er dem Feind entgegen, und beim Kloster Heddenborn kam es zum scharfen Treffen. Heinrichs Heere wurden aber von der Uebermacht umzingelt, er mußte mit seinem ältesten Sohne Victor sich zum Gefangenen ergeben. Ihn befreite die für die protestantische Partei unglückliche Schlacht bei Mühlberg (1547). Mit bitterm Groll im Herzen kam er nun in sein Erbland zurück; Braunschweig vorzüglich sollte entgelten, was es zur Unterstützung der Feinde des Herzogs gethan. Doch hatte die Belagerung der Stadt nicht den gewünschten Erfolg. Ein Vertrag wurde geschlossen, denn neue schrecklichere Feinde rief den Herzog ab, da Graf Wolradt von Mansfeld plündernd und mordend in die Wolfenbüttelschen Länder gefallen war. Heinrich zog ihm mit seinen beiden ältesten Söhnen in Verbindung mit Kurfürst Moritz von Sachsen, entgegen. Bei Sievershausen trafen am 9. Jul. 1553 die Heere auf einander, die norddeutsche Schlacht erfolgte, der Sieg war Heinrichs, aber sein

Erbne schlug Heinrich nur der Mille, verdienstliche, Julius über. Doch als Heinrich vom Kaiser ihn das Erbrecht zugesprochen. Heinrich sich auch nicht für seine Abneigung gegen ihn, auch in der Romanenzeit Trost, von der erzählt ist Heinrichs Befehl gestanden Beherrschung auf die feste Stadt mit ihr in süßer Mittel Heinrich das älteste

wird auf der verfallenen Staufenburg die Leiche des Bruders, der sie aufzusuchen gekommt den Tod fand.

Heinrich der Seefahrer, war der dritte Sohn des Königs Johann des ersten von Portugal. Schon früh gab der großherzige Jüngling glänzende Beweise seines Muthes, aber mehr, als die Waffen, liebte er die Wissenschaften, besonders Mathematik, Sternkunde und Schiffbaukunst, die er in Portugal einheimisch zu machen suchte. Bei der Eroberung von Ceuta hatte Heinrich sich sehr ausgezeichnet, und sich die Ritterwürde erworben, die sein Vater ihm ertheilte. Nach seines Vaters Tode wählte er die Stadt Tomar in Algarbien zu seinem Aufenthalt und setzte den Krieg gegen die Mauren in Afrika rüstig fort. Er beunruhigte ihre Küsten durch seine Schiffe, und seine Seeleute kamen auf diesen Zügen in Gegenden des Weltmeeres, welche die unkundigen Schiffahrer jener Zeit lange für unzugänglich gehalten hatten. Aber Heinrichs Entwürfe gingen auf etwas Erhöbertes. Die Erwartung aber, daß die Männer, in deren Händen die öffentliche Verwaltung war, seinen kühnen Unternehmungen wenig geneigt seyn, die Unzulänglichkeit der Hilfsmittel des kleinen Landes vorzuschützen würden, bewog ihn zu dem Entschlusse, seine Eroberungen auf eigene Kosten zu machen, und dazu einen Theil der Einkünfte des Christordens zu verwenden, dessen Großmeister er war. Die Entdeckung unbekannter Erdgegenden war das Ziel, wohin er strebte. Bekannt mit den Fortschritten, welche die Erdkunde bis dahin gemacht hatte, versäumte er während seiner Feldzüge in Afrika keine Gelegenheit, durch die Mauren Kenntnisse von den Ländern zu erlangen, die an Aegypten und die Arabischen Staaten gränzten, und nachzuforschen, ob man um die Westküste von Afrika einen Weg zu den Schätzen Indiens finden könnte. Die Araber, weit gekommen in der Kenntniß des innern Afrika, hatten bis zu den Entdeckungstouren der Portugiesen die einzige Kunde von diesem Erdtheile. Aus dieser Quelle schöpfte Heinrich

den glücklichen Anfang, und sandte sie im folgenden Jahre mit einem andern kühnen Seefahrer, Bartholomäus Perestrella, auf neue Entdeckungen aus. Auf dieser Fahrt wurde das große Eiland Madeira entdeckt. Heinrich's erste Sorge war nun, die neu entdeckten Eilande mit Ansiedlern zu besetzen und den üppig fruchtbaren Boden anzubauen. Auf Madeira hatten die Ansiedler, um schnell einen guten Boden für neue Anpflanzungen zu gewinnen, die dichten Wälder angezündet. Heinrich, der den künftigen Holz-mangel voraussah, gab Befehl zu neuen Waldpflanzungen, und um den Zucker nicht mehr von den Arabern kaufen zu müssen, ließ er aus Sicilien Zuckerrohr kommen, das in dem feuchten Boden bald so vortrefflich gedieh, daß ein Flächenraum von drei Meilen 60,000 Arroben eintrug. Nach Entdeckung von Madeira waren Heinrich's Gedanken auf die goldreiche Guinea-Rüste gerichtet. Nur sein beharrlicher Muth konnte die großen Schwierigkeiten überwinden, die der Unternehmung entgegen standen. Das Vorgebirge Non, sagte man, wäre das Ziel, welches Gott der Menschen kühner Ehrsucht gesetzt hätte. Heinrich hörte alle Aeußerungen der Kurzsichtigkeit, wie allen Tadel, mit ruhigem Gleichmuth an, und seine Beharrlichkeit ward dadurch nicht einen Augenblick erschüttert. Siliane, einer von seinen Seefahrern, Zeuge seiner Ungeduld, bot ihm seine Dienste an, um die Umsegelung der furchtbaren Vorgebirge und die Entdeckung von Guinea zu unternehmen. Er ging 1433 unter Segel, umschiffte glücklich das Vorgebirge Bojador, und nahm Besitz von der Küste durch Errichtung eines Kreuzes, worauf, wie gewöhnlich geschah, Heinrich's Wahlspruch: *Talent de bien faire*, geschrieben ward. Lobsprüche und Geschenke belohnten den kühnen Entdecker. Im folgenden Jahre ward ein größeres Schiff ausgesandt, das 30 Meilen über Bojador hinaus kam. Bei diesen glücklichen Erfolgen verstummte allmählich der Tadel, und Heinrich fand mehr Unterstützung. Besonders günstig war es für seine Unternehmungen, daß sein Bruder Pedro während Alfonso's V Minderjährigkeit die Regierung führte; Pedro, mit Heinrich's Entwürfen einverstanden, leistete ihm kräftigen Beistand, und bestätigte die Schenkung der Inseln Puerto Santo und Madeira, die Heinrich schon von dem verstorbenen König erhalten hatte. Der Papst, Martin V., dem Heinrich Nachricht von seinen Entdeckungen und Hoffnungen gab, bekräftigte nicht nur die Schenkung der beiden Inseln, sondern sprach zugleich den Portugiesen alle Länder, welche sie längs der Afrikanischen Küste bis Indien entdecken würden, als Eigenthum zu. Um dieselbe Zeit, 1440 kamen Antonio Gonzalez und Nuno Tristan bis zum weißen Vorgebirge, und dieser neue glückliche Erfolg machte einen günstigen Eindruck auf das Volk. Von allen Seiten eilten muthvolle Jünglinge herbei, und zeigten desto lebhaftern Eifer, an den Entdeckungsreisen Theil zu nehmen, da jetzt schon der Goldstaub auch die Hab-sucht reizen konnte. Heinrich hatte bisher alle Kosten allein bestritten, jetzt bildeten sich Gesellschaften unternehmender Männer, die unter seiner Leitung Entdeckungsreisen wagen wollten, und es wurde bald die Angelegenheit des ganzen Volkes, was bisher nur die Sache eines einzigen Mannes gewesen war. Schneller stieg nun das Entdeckungs-glück, als vereinte Kräfte das rühmliche Werk förderten. 1446 umschiffte Nuno Tristan das grüne Vorgebirg, und 2 Jahre später entdeckte Gonzalez Ballo 3 von den Azorischen Inseln, gegen 200 Meilen von der Küste entfernt. Einige ungünstige Umstände machten einen Stillstand in den Entdeckungsreisen, und lähmten zuweilen Heinrich's

thätigen Eifer. Kaum aber waren diese Störungen entfernt, als der Infant wieder rüftig an seine Lebensarbeit ging, die er bis zu seinem Tode mit aller Kraft eines, von einem großen Gedanken begeisterten, Gemüths umfaßte. Er starb 1463, 67 Jahre alt, und hatte noch die Freude, die Entdeckung der Küste Sierra Leona zu erleben, und auf dem Throne seines Vaterlandes einen Fürsten, Johann den Zweiten, zu sehen, dem es Ernst war, eifrig zu fördern, was mit so glänzenden Vorbedeutungen begonnen war. Die wichtigen Folgen, welche die Erweiterung der Schifffahrt und die dadurch vorbereitete Entdeckung des Seewegs zu Indiens Handelschätzen auf die ganze Welt hatte, sichern ihm einen unsterblichen Namen in der Geschichte, und seinen edeln Bemühungen den Ruhm, seinen bedeutungsvollen Wahlspruch würdig erfüllt zu haben.

Heinrich (Prinz) von Preußen, s. Friedrich Heinrich Ludwig.

Heinse (Wilhelm) war 1749 zu Langenwiesen, einem Dorfe bei

in und
Kunst
i treu,
er sich
fischen
Erfurt.
er Ne-
aldion,
is La-
ennen,
tar zu
Vollust
s Zbg-
eilnech-
n Be-
irt und
. Hier
n muß
, auf
insüber
dieser
seie ei-
hren."
uhiges
th und
Das er
seinem
feinen
ren Le-
r nicht
Höchst
Briefen
Namen

bei be-
Schä-
if und
1655.

Seine vielseitigen Verdienste als Philolog und Historiker, die schönen Verse, welche er in Griechischer und Lateinischer Sprache dichtete, und sein guter Geschmack erhoben ihn zu einer hohen Stufe des Ruhms. Unter den Alten hat er besonders den Horaz, den Maximus Tyrius, Terenz u. s. w. bearbeitet; auch sind seine Arbeiten für das Neue Testament schätzbar. Seine historischen Schriften, so wie die Reden, empfehlen sich durch eine vortreffliche kräftige Sprache. — Nicolaus, geboren zu Leyden im J. 1628, machte viele Reisen nach England, Frankreich, Schweden, besonders aber nach Italien, wohin ihn die Königin Christina von Schweden auf ihre Kosten sandte. In der Folge bekleidete er die Stelle eines Niederländischen Residenten zu Stockholm, brachte aber die letzten zehn Jahre seines Lebens in seinem Vaterlande zu, und starb 1681 im Haag. Er liebte vornehmlich die Römischen Dichter, und war in kritischer Behandlung derselben so glücklich, daß er der Wiederhersteller des Ovid, Silius Italicus, Valerius Flaccus u. A. genannt zu werden verdient. Außer diesen Dichtern gab er auch den Virgil, Claudian, Prudentius u. s. w. heraus. Zerstreute Anmerkungen über mehrere Römische Schriftsteller findet man in seinen Adversarien, die erst 1742 erschienen. Er war selbst ein guter Lateinischer Dichter.

Heinsius, Großpensionär von Holland, war lange das Oberhaupt und Triebrad aller wichtigen Verhandlungen der Republik. Als der Günstling und Vertraute des Prinzen Wilhelm von Oranien, folgte er demselben zwar nicht in seiner Würde, aber in seinem Ansehen. Dieser Prinz hatte ihn nach dem Nymweger Frieden nach Paris gesandt, um hier seine Rechte auf das Fürstenthum Oranien geltend zu machen. Heinsius sprach so lebhaft für das Interesse seines Herrn und für die Oranischen Calvinisten, daß Louvois sich unterfang, ihn mit der Bastille zu bedrohen. Seitdem war er Frankreichs abgesagter Feind, und gab sich besonders während des Spanischen Successionskrieges nicht vergeblich Mühe, Ludwig XIV. zu demüthigen. Aber sein Widerstand gegen die Abschließung des Friedens zog der Republik eine große Schuldenlast zu, und nachdem er 30 Jahre lang als Rathspensionär unumschränkt geherrscht hatte, verlor er seine Stelle und starb 1720 im Haag, 87 Jahre alt.

Hela, s. Nordische Mythologie.

Heldenbuch, ein berühmtes Altd deutsches Gedicht, enthaltend die Thaten und Abenteuer des Lombardischen Königs Otmit, Elberichs, Hugdietrichs, Wolfdietrichs, König Siebichs von Worms, Dietrichs von Berne, des Königs Laurin, die Geschichte von dem berühmten Rosengarten zu Worms u. s. w. Dieses Heldenlied beschäftigt ungemein die Phantasie durch Vorführung bald der abenteuerlichsten, bald der lieblichsten Erscheinungen, mit großer Naivetät erzählt, und ist sehr interessant für die Sittengeschichte des Mittelalters. Als Hauptverfasser wird Heinrich v. Osterdingen zu Eisenach im 13ten Jahrhundert genannt. Zuerst ward es 1509 gedruckt. Allein so wird es schwerlich von Osterdingen gekommen seyn, vielmehr scheint das Gedruckte nur eine freie Bearbeitung jenes alten Osterdingenschen zu seyn, von dem man bis jetzt nur Bruchstücke entdeckt hat. Zuletzt hat H. v. d. Hagen, der patriotische Beförderer unserer alten Nationalliteratur, jene Heldenlieder herausgegeben.

Heldengedicht, auch Epopöie genannt, ist eine besondere Art aus der Gattung der epischen Poesie (des Epos). So geringfügig diese Bemerkung scheint, so wichtig ist sie doch; denn hält man

Ke-macht fehl, so kann es nicht fehlen, man wird das viele Einseitige und Willkürliche, was über diese Dichtungsart bereits behauptet worden ist, nur vermehren oder bestätigen. Das Einseitige und Willkürliche dieser Behauptungen hat aber seinen Grund darin, daß man das Heldengedicht als die Gattung selbst nahm, und aus den Gedichten Homers, wie sie dem Aristoteles erschienen waren, und Virgils, als Mustern für diese Gattung, die Regeln derselben ableitete und für alle ähnliche Werke festsetzte. Indem man nun Epos und Heldengedicht nicht unterschied, drang man auch jenem die Regeln auf, welche höchstens für dieses gelten konnten. Höchstens, sage ich, denn es gab darunter auch solche, welche keineswegs in dem Wesen des Heldengedichts gegründet waren, sondern nur aus falscher Ansicht jener Muster entstanden seyn konnten. Von allem und jedem Epos verlangte man einen großen Umfang der Dichtung, in der Anlage eine tragische Verwicklung, Vollständigkeit und Abgeschlossenheit der Handlung, in den Charakteren Idealität, in Ausdruck und Vers Pracht und Würde, und vor allen Dingen in der Erfindung das heroisch Wunderbare, zu dessen Darstellung auch eine Einmischung überirdischer Wesen für nothwendig erachtet ward. Nun sehe man nur, wie besonders die moderne Praxis, durch solche Regeln verleitet, alle Kunstgriffe aufbot, den darzustellenden Gegenstand zu vergrößern, wie sie dadurch aus allem epischen Charakter obllig heraustrat, und bald durch entfremdete Mythologie, bald durch selbst erfundene kalte Allegorie alles innere Leben erkältete und allen Glauben an die Darstellung erlödtete. Selbst in den gelungensten Werken dieser Art hat man noch oft genug Ursache, diese Mißgriffe zu bedauern. Seitdem man über die Entstehung der Gedichte Homers die richtige Ansicht gewonnen hatte, mußte man nothwendig auch von jenen, auf die irrige Ansicht jener Gedichte gegründeten, theoretischen Verirrungen in Ansehn des Epos zurückkommen, und so wurden denn Wolfs kritische Untersuchungen über Homer auch für die Aesthetik fruchtbar. A. W. Schlegel war es vornehmlich, der, nach der berichtigten Ansicht von Homers Rhapsodien, eine dem Homer und der Natur gemäßere Theorie des Epos aufstellte, nachdem bereits früher mehrere Stimmen gegen die Gesetzkräftigkeit bloß temporeller und lokaler Einrichtungen sich erklärt, und also vom Zufälligen mehr auf das Wesentliche hingewiesen hatten. Besaß man nun aber gleich eine richtigere Theorie des Epos überhaupt, so hatte man darum doch noch keine eben so richtige Theorie des Heldengedichts; ja es schien, als wollte man jetzt in den entgegengesetzten Fehler verfallen, und nun dem Heldengedicht keine andern Gesetze zugestehen, als die des Epos überhaupt, und nach keinem andern Muster, als nach Homers Rhapsodien, zu welchem Behufe mitunter das Ansehn Virgils gar sehr verunglimpft wurde. Wer möchte behaupten, daß der neue Irrthum nicht auch ein Irrthum sey! Das Heldengedicht als episches wird zwar allerdings unter den Gesetzen des Epos stehen, als eine besondere Art in der Gattung, aber auch Eigenthümlichkeiten haben müssen, durch die es sich von jedem Epos, das kein Heldengedicht ist, auszeichnet. Geht man nun von dem Grundsatz aus, daß die Form eines Kunstwerks bedingt sey durch den Stoff, und daß beide mit einander in der innigsten Harmonie stehen müssen, so wird man nicht umhin können, zu gestehen, daß unter den vielen Erklärungen vom Heldengedichte die von Heydenreich gegebene noch am meisten zum Ziele treffe. Er erklärt es als die: Darstellung einer Handlung, welche durch ihre Wichtigkeit für die ganze Menschheit oder einen großen Theil derselben

finden durch die
 des Zweifels
 durch
 den man
 er den Heldengedicht
 Weisheit des Helden
 u. s. w. mit
 die das im Leben
 aber freilich auch

brauchen. Hier sehen die allerersten Weiser des Epos. Erregt das
 dagegen der Sänger eines Heldengedichtes über Eudens des Epos zu
 machen, weil er, wenn er diese verleihe, die Wirkung seines Gedichtes
 sehr vermehren würde. Als diese Wirkung nennt Herodotus das Wesen
 der Eudenen, welches jedoch nur mit Eudensfalschung daraus kann
 genommen werden. Es gibt nämlich drei verschiedene Klassen von
 Heldengedichten, und bei jeder ist die Wirkung verschieden. Diese drei
 Klassen kann man bezeichnen als das erste, das zweite und das
 dritte Heldengedicht. Was dieses von dem Heldengedicht
 überhaupt gesagt werden ist, kann man als von dem ersten gesagt an-
 nehmen. Die Wirkung dieses soll allerdings Gefühl des Eudenen
 sein, gerade die entgegengesetzte über das das zweite Heldengedicht
 zum Zweck dieses ist hervorgerufen aus der Parodie des ersten
 Heldengedichtes, d. h. aus der überhöhen Anwendung der ersten Kraft
 Reden auf einen mit ihr contrastirenden Stoff, wobei der Contrast
 hauptsächlich dient, das Gefühl des überhöhen zu erregen. Hier ist
 beinahe manches von sehr guter Wirkung, was im ersten Heldengedicht
 die geradezu keine Zweck erreicht, namentlich die ganze allegorische
 Einleitung. Das romantische Heldengedicht kann man den vorigen zu-
 genähert mit entgegenstellen, indem es erst sehr langsam bei Laß,
 Eros, Eros, Eros u. s. w. oder sonst, wie bei Eros. Da es jedoch
 mit der Zeit zu einer Mischung von Ernst und Spiel wurde, indem
 die Dichter es nicht vermeiden, daß sie mit ihrem Epos nur spielen,
 so kann man freilich das romantische Heldengedicht als eine eigene Klasse
 neben jene stellen. Der Geist einer überhöhen Pointe walte darin vor.
 Die der Eros überall wieder findet das als der Eros, so ist auch
 diese Klasse von Heldengedichten ungeduldet, und der sehr Geist des
 Eros steht zwischen ihnen mit den Regeln im Leben Eros. Hier
 steht auch nicht, wo wir von der romantischen Poesie überhaupt zu
 sprechen haben.

Helena, eine Tochter der Leda und des Spartanischen Königs
 Menelaos (der Jabel nach des Jupiters, der in der Gestalt eines
 Schwans Leda geschwängert hatte), war in ihrem achtzehnten Jahre
 von so unbeschreiblicher Schönheit, daß Menelaos, aus Kurche, Ver-
 suchte, deren Besitz in sie wurde, welche von allen andern aus dem
 verweigert werden, ließ alle Griechischen Fürsten, die sich um ihre Hand
 bewarben, einen Eid schwören ließ, durch welchen sie sich verzögern
 mit ihrer neuen Braut demjenigen beizugehen, den sie zum Gemahl
 er wählen würde, im Fall er überwegen angezogen würde. Diesen zu-
 nach lobte sie Menelaos, als sie ihm von Paris, dem Sohn
 des trojanischen Königs Priamus, entführt worden war, alle Pri-
 vaten für die Verführung dieses erhabenen Eros auf und dies
 war die Veranlassung zu dem trojanischen Kriege (S. vorher.) Aus
 dem Munde des Paris, der im trojanischen Belagerungsjahre 11, dem Priamus
 in die Hände gegen Eudens Leda, und nach Eros Eroberung

nahm sie der Letzte Gemahl Menelaus, den sie durch ihre Liebkosungen wieder zu gewinnen wußte, mit zurück nach Sparta. Hermione hieß ihre mit Menelaus erzeugte Tochter.

Helenenfeuer (auch **St. Helms-** oder **Eliasfeuer**), die Benennung einer Luftercheinung, welche von brennbaren Dünsten in der Luft herrührt, in Gestalt einer Flamme sichtbar wird, und sich oft auf Schiffen an den Masten und Rahen sehen läßt. Erscheinen zwei Flammen (**Castor** und **Pollux**), so gilt dies den Schiffern für eine gute Vorbedeutung, eine einzelne Flamme hingegen, die auch nur die **Helene** heißt, betrachten sie als ein böses Zeichen.

Helgoland, eine Insel an der Westküste von Schleswig, in der Nordsee, nördlich von den Mündungen der Elbe und der Weser, welche aus der Felseninsel und der Düne besteht. Letztere ist weiß und unbewohnt. Die Felseninsel (das Land bei den Eingebornen genannt), wird eingetheilt ins Oberland oder die Klippe und ins Unterland, das von Jahr zu Jahr anwächst. Im J. 1800 betrug der Umfang der ganzen Insel 4600 Schritte. Die höchste Höhe des Felsens rechnet man 216, die niedrigste 84 Fuß. Am Felsen befinden sich zwei Häfen, der Nord- und Südhafen. Die Düne hat eine gute Rhede für größere Schiffe. Helgoland ist für die Kaperei sehr günstig gelegen; außerdem ist der Felsen wegen des Leuchthurms von äußerster Wichtigkeit für die Schifffahrt, da das Meer umher voll gefährlicher Sandbänke und Untiefen ist. Die Einwohner leisten als Lootsen treffliche Dienste; man rechnet ihrer 350. Die gesammte Bevölkerung aber mag über 2000 Seelen betragen. Diese Insel war bisher im Dänischen Besitze; in dem Vertrage vom 14. Jan. 1814 aber hat sie der König von Dänemark an Großbritannien abgetreten.

Heliaden (**Heliadae**) waren die sieben Söhne des Sonnengottes **Helios**, welche erzeugt wurden, als **Helios** heiße Strahlen alle Feuchtigkeit auf der Insel **Rhodus** austrockneten. Ihre einzige Schwester **Electryone** starb als Jungfrau und ward von den Rhodiern als Halbgöttin verehrt. Die Brüder zeichneten sich alle durch Verstand und Kenntnisse aus, beschäftigten sich mit der Astronomie, verbesserten die Schiffbaukunst und theilten die Tage in Stunden ab. Besonders that es **Thenages** seinen Brüdern an Scharfsinn zuvor, welche ihm deshalb das Leben nahmen. Als aber diese Mordthat bekannt wurde, entflohen sie von **Rhodus** bis auf zwei, die sich nicht mit dem Blute besleckt hatten. Auch führt die Fabel **Heliaden** (**Hellades**) als Töchter des **Helios** und der Nymphe **Merope** oder **Alomene** an. Den Tod ihres Bruders **Phaëton** beweinten sie so lange an den Ufern des **Eridanus**, bis sie in Pappelbäume verwandelt wurden.

Helicon, ein berühmter Berg im Westen von **Böotien**, wohin die Griechen den Sitz der Musen verlegten. Sie hatten hier nebst dem **Apoll** Tempel und Bildsäulen. Hier waren die berühmten Musenquellen **Aganippe** und **Hippokrene**. Die Gegend umher war überaus fruchtbar, und nach der Versicherung der Landleute waren die Pflanzen so gesund, daß selbst die Schlangen nach dem Genuß derselben ihr Gift verloren.

Heliocentrisch heißt in der Astronomie, was sich auf den Mittelpunkt der Sonne bezieht, oder was, nach der Vorstellung, aus dem Mittelpunkt der Sonne betrachtet wird. So bestimmt z. B. die heliocentrische Länge und Breite eines Planeten den Ort, welchen derselbe, aus der Mitte der Sonne betrachtet, einnimmt. Der Gegensatz ist **geocentrisch**.

Heliometer, der Sonnenmesser, ein an einem Fernrohr ange-
 rachtetes Werkzeug, um den scheinbaren Durchmesser der Sonne oder
 es ~~Wunder zu messen~~

Heliops, ein von Boman erfundenes Werkzeug, die Rectestänge
 zu messen.

Heliopolis in Aegypten, s. Balbeck.

Helios, der Sonnengott in der Griechischen Mythologie, war
 ia, ein Bruder der Eos (Morgen-
 im Oceanus hinter Colchis wohnt er
 is dem Morgenthore fährt er auf der
 zu dem Abendthore, und nachdem er
 entt er in ein Hephästisches Fahrzeug
 ihn mit wunderbarer Geschwindigkeit
 Oceanus nach Colchis zurückträgt,
 badet und die Nacht bis zur Moe-
 Spätere geben ihm auch am westli-
 b und sein Gespann vor der Umschif-
 ossischer Nahrung erquickte. Aus der
 Richter an, daß er mit Neptun ein-
 et, daß er die heimliche Umarmung
), auch der Ceres den Räuber ihrer
 ihm eine Heerde Rinder heilig, wel-
 nd deren Anblick ihn erfreute, wenn
 er traf seine Rache des Ulfes be-
 achteten. Er drohte dem Jupiter, in

ein Orcus hinabzusteigen und den Todten zu leuchten, wenn er die
 Treuer nicht bestrafe, und der Donnerer verschmetterte das Schiff des
 Verbrecher, und versenkte sie in den Wellen. Da er aus dem Ge-
 schlechte der Titanen abstammte, führte er auch oft den Namen Titan.
 Sein Dienst war sehr ausgebreitet und er hatte viele Tempel und Bild-
 hulen, z. B. in Korinth, Argos, Thbyene, Elis, besonders aber auf
 Dodus, wo ihm jährlich ein Biergespann geopfert ward, das man ins
 Meer führte. Sonst opferte man ihm weiße Lämmer. Von Thieren
 waren ihm die Pferde, Wölfe, Hähne und Adler geheiligt. Abgebildet
 ward er als ein größtentheils bekleideter Jüngling, das Haupt mit Strah-
 en umgeben. Bisweilen fährt er auf seinem mit vier Rossen bespann-
 en Wagen.

Helioscop oder Sonnenglas ist ein Fernrohr, hinter welchem
 man das Bild der Sonne auf einer Ebene auffängt. Ein astronomi-
 sches oder Holländisches Fernrohr wird etwas weiter auseinander gezo-
 n, als es, um dadurch ig ist. So wird es gegen die
 wane gerichtet und dar- ehende Bild in einem dunklen
 re aufgefangen. In d- rd entweder ein Zimmer verfin-
 ort, oder man steckt das e dunkles, trichterförmiges Ge-
 Licht, dessen Boden m- er überspannt, oder mit einem
 aus geschliffenen Glase vorans sich die Sonne abbildet.
 auf diesem Papier oder in Kreis beschrieben, den das
 Sonnenbild gerade ausfl- urch fünf innere concentrische
 reise in die gewöhnlich getheilt wird. Mit einem sol-
 en Helioscop kann ma- e Sonne mit ihren Flecken, so
 e Sonnenfinsternisse, ob r die Augen beobachten. Doch
 ket jedes Stück Glas, das man über die Lampe schwarz anlaufen
 n, denselben Dienst.

Hellas, Hellenen, Hellenismus. Hellas im engeren

Sinne war Mittelgriechenland mit seinen acht Landschaften, im weitern Sinne versteht man das ganze dreifache Griechenland mit den Inseln und Colonien darunter, und befaßt unter dem Namen der Hellenen die Griechen überhaupt. Ihren Namen haben sie angeblich von Hellen, einem Sohne Deukalions, einem der Entwilderer der frühesten Bewohner Griechenlands, welche den Namen der Pelasger führten. Hellenen stehen daher auch häufig im Gegensatz von den Pelasgern, und dann versteht man unter ihnen den cultivirten Menschenstamm, der die Bewohner Griechenlands zu Griechen machte. Durch die Prometheus verbreitete sich der erste Schimmer der Cultur über die pelasgischen Wilden, und diese Cultur, die einen Theil der Pelasger hellenisirte, ging von Thessalien aus. Man darf sich daher nicht verwundern, wenn am

den Namen der Hellenen sich der Nebenbegriff von Cultur, feinerer Leben, kurz von dem anknüpfte, was wir in der Kunst den Griechischen Genius nennend vorwärtung und dort zu sehr seitabwärts an ihrer rechten Stelle, die Frage nämlich die einst so rohen Horden der Bewohner auszeichnenden Charakter der Hellenen zu haben hat man angegeben: 1) den Einfluss

In einem Lande von mannigfaltig unter einem Klima, das weder durch Kälte zusammendrückend ist, konnte sich veger entwickeln. 2) Ursprünglich glückliche. (S. Garve's Versuche über er. Bd. 2. S. 94. fgg.) 3) Dadurch

entstandene natürliche Neugier, Lebhaftigkeit und Neugier der Nation, bewegliche Phantasie, naives Gefühl, Sinn fürs Schöne und Rechte im Wissen und in der Kunst. Neugier ward die Mutter des Wissens. Bei dem Zusammenfluß so vieler Stämme, öfteren Wanderungen, Seefahrten, baldiger Verbindung mit polirten Völkern fand sich zu ihrer Befriedigung viel Gelegenheit. 4) Politische Freiheit und eigenthümliche Staatsverfassungen in dem, in viele kleine Freistaaten zerfallenen

Griechenland.
 lung jedes A
 Anlagen mög
 tion mit ande
 Herders I
 3. S. 139. fi
 ligkeit. Diese
 Druck, schwe
 despotischen I
 der Wohlhabe
 cher Lebensar.
 den Geist der
 belebte, und I
 welcher der A
 lagen allseitig
 Freiheit im
 Priesterkaste,
 che, Religion.
 weniaer Wist
 her des Phan
 ten, woraus I

daber die Griechen auch Kasländisches bekommen und aufnahmen, so wurde es doch hier zu Griechischem. Aus unformlichen Geniesden bilden die Griechen zuerst menschenähnliche Bilder, und erbielten aus ihren Stammesagen ein verwandtschaftliches Vätererbschlecht. 9) Dadurch beehrte die Richtung auf das, was den Menschen eigentlich zum Menschen macht. Zuerst entwickelte häufiger Menschenverlede eine praktische Menschenkenntnis, und diese entwickelte etwas aus den Griechen, was man bei Untersuchungen über ihre Bildung stets zu wenig in Kaschtas gebracht hat, und was doch ungemein wichtig ist, den psychologischen Beobachtungsgeist, durch welchen sich ihre Dichter, Philosophen und Redner so unabweisbar auszeichnen. Schon die frühere Form der politischen Verfassungen, wo alles öffentlich verhandelt wurde, gab ihnen viel Spielraum. Woher sonst schon in früher Zeit jene treffende Menschencharakteristik, jener Reichthum an Menschenkenntnis, jener Geist der Ideenentwicklung, jene treffende und pathetische Darstellung der Sprache? Dies ist also ein Hauptmoment für Griechische Bildung und Verfeinerung, ein Erklärungsgrund der schönsten Phänomene des Griechischen Genies, der eben in Zurückführung auf das echt Menschliche jenes richtige Maß fand, ohne welches keine Darstellung genügt. 10) Einzelne große Genies, welche durch Sturm des Schicksals in dieser Nation ausblühten. Wo freier psychologischer Beobachtungsgeist mit einem naturreichen Gefühl und reger Imagination sich vereinigt, da ist Anlage zu Poesie und Kunst der Natur den Kunstgenie, wo es dem es einen Theil sei diese Wunderschöpfung ragende Geister, es klingen sie durch ihre: ge. Unter einem so fe sich als der Griechische landes als Hellenen

dem Hellenischen an etwas in Literatur und Kunst Vorzügliches, mit jarem Schwundstimm Ausgebildetes, mit reiner Naturwahrheit Dargestelltes, kurz an etwas Klassisches denkt. Manche Künstler vornehmlich gebrauchen auch in der That den Ausdruck Hellenisch für gleichbedeutend mit Klassisch, andere mit Antik-Klassisch, und dann wohl auch mit Antik überhaupt, inwiefern man den Begriff des Klassischen schon in dem des Antiken miteinhalten denkt. Alle diese drei Bedeutungen des Hellenischen ermangeln jedoch der dringlichen Bestimmtheit, denn man kann Hellenisch eigentlich nur das nennen, was in der Darstellung nach Stoff und Form Griechischen Genies zeigt. (S. Griechische Kunst.) Wie Recht man nun habe, das Hellenische dem Modernen entgegen zu setzen, läßt sich hieraus leicht beurtheilen. Was größerem Recht setzt man den Hellenismus der Romantik entgegen, d. h. den Geist in Poesie und Kunst, wie er bei den Griechen walte, jenem, der aus der romantischen Poesie und Kunst der Modernen und anspricht.

Heldunkel. Dieses Wort, welches Hegel zuerst dem Italienischen Chiaroscuro und dem aus diesem entsprungenen Französischen Clair-obscur nachbildete, wird in den zeichnenden Künsten in einem doppelten Sinn gebraucht. Einmal bedeutet es die Haltung durch die Vertheilung des Lichts und des Schattens. Dann aber beschränkt man, da es in den zeichnenden Künsten ein eigenes Heldunkel gibt, das

ich nur durch eine besondere ng erreichen. Das poetische eine Art von Wunder, so wußtlos vorbringe. Auch nd nicht fehlen. Herodot- traten auf, und welche Vire gebracht haben, liegt am Tag lighender Umstände entwickelt Bewohner des alten Griechen- Wunder nun, wenn man bei

sen Reize uns zuerst Correggio kennen lehrte, und welches von der Theilung des Lichts und des Schattens, die von gewissen Gesetzen abhängt, sehr verschieden ist, seine Bedeutung auf diejenige Eigenschaft eines Gemäldes, wenn der Künstler mit weiser Wahl und in der Absicht, eine bessere Wirkung der in aller Wahrheit gefärbten und beleuchteten Gegenstände hervorzubringen, je nachdem es nothwendig ist, eine hellere oder dunklere willkürliche Farbe oder einen Gegenstand von hellerer oder dunklerer eigenthümlicher Farbe wählt. Dieses Helldunkel lehrte Rubens seine Schüler auch durch die Kupferstecherkunst hervorzubringen.

Helle; die Schwester des Phryxus und Tochter des Athamas und der Nephele. Um ihrer Stiefmutter Ino Haß zu entgehn, nahm sie mit ihrem Bruder die Flucht, und ein Widder mit goldenem Felle trug sie auf den Wink der Götter über Land und Meer nach dem fernem Kolchis. Aber nur Phryxus langte hier an, denn die unglückliche Helle stürzte in das Meer, welches von ihr den Namen Hellespont (Meer der Helle) erhielt.

Hellebarde oder Helleparte ist eine alte Gattung von Kriegsgewehr, ein Speiß mit einer Barte oder einem Beile, welches zum Stechen und Hauen diente. Sie war ursprünglich eine Waffe der Deutschen und Schweizer; von diesen kam sie um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts zu den Franzosen. Jetzt wird sie etwa noch von den Fußtrabanten der Fürsten geführt.

Hellespont ist die berühmte erste Meerenge zwischen Europa und Asien, welche jetzt die Straße der Dardanellen heißt. Ueber die Entstehung des Namens s. Helle. Die Ufer waren mit anmuthigen Hügeln, Städten und Dörfern besetzt. Hier sah man im Alterthum die Stadt Lampsaeus mit ihren schönen Weinbergen, die Mündung des Megos Potamos, durch Lysanders Sieg über die Athenische Flotte verewigt, und die Städte Gessos und Abydos; das erstere in Europa, das letztere in Asien, beide durch das Gedicht des Musäus von der Liebe der Hero und des Leander berühmt. Hier war die Meerenge nur sieben Stadien breit, und Herres ging an dieser Stelle auf einer doppelten Brücke aus Asien nach Griechenland über.

Helm (Technologie) Hut, Blasekopf, ist der hohe und hohle kupferne hutförmige Deckel einer Branntweinblase mit einem gewölbten Bogen oder einer gewölbten Decke, aus welcher unterwärts am Helm eine hohle Röhre schräg herausgeht, die mit ihrer Mündung beim Brennen auf die Mündung der Schlange des Kühlfaßes ganz dicht aufgesetzt wird. Wenn der Branntweimbrenner recht viel und recht guten Branntwein brennen will, so muß der Helm in einem gerechten Verhältniß zur Blase stehen. Helm und Helmröhre werden inwendig mit dem reinsten englischen Zinne verzinnt, und dies muß so oft geschehen, als die Verzinnung schadhast wird. (S. Neuenhahn über die Helme der Branntweinblasen. Erfurt, 1795. 8.) In der Probirkunst ist der Helm ein gläserner oder kupferner Hut mit einem langen Schnabel. Der Hut wird auf den Kolben gesetzt, der Schnabel aber in die Vorlage gesteckt. Man gebraucht ihn sowohl zur Sublimation, als auch zur Destillation. Zuweilen befindet sich oben auf demselben ein gläserner Stöpsel. Ist er mit keinem Schnabel versehen, so heißt er ein blinder Helm. X.

Helmintholithen, versteinerte Wurmingehäuse; **Helminthiasis,** die Wurmfkrankheit, welche von Eingeweidewürmern herrührt; **Helminthologie,** die Lehre von den Würmern.

Helmont (Johann Baptista van), Herr von Strode, Koblenz
 borch u. s. w., war 1577 zu Brühl geboren und studirte vorzüglich
 Naturlehre, Naturgeschichte und Medicin, worin er so schnelle und
 bedeutende Fortschritte machte, daß er schon im seinem 17. Jahre zu
 Köben öffentlichen Unterricht in der Chirurgie gab. Eine besondere
 Vorliebe verwies er bei der Chemie, versiel aber dabei auf allerlei
 Schwärmerien, die ihn in den Verdacht der Magie brachten. Er
 wurde gefänglich eingezogen, ging, nachdem er seine Leibes wieder
 erlangt hatte, nach Wien und starb bald nach 1634. Dem Paracelsus
 in seinen Grundrissen ähnlich, aber mit mehr Eifer in die unerschöpf-
 liche Natur, durchsah er sowohl die thierische als die leblose Natur,
 und förderte besonders die Chemie. Noch ungutlich mehr würde er ge-
 lernt haben, wenn er nicht die Physik eingewirft hätte. Mit dieser
 Stimmung seines Geistes aber schadete er der Aufschaffung der gesunden
 Chemie und medicinischen Theorie vielmehr eben so sehr und noch mehr, als
 er ihr nützte. Die Benennung Gas führte er zuerst in die Chemie ein.

Heloise. Diese durch ihren Geist, noch mehr aber durch ihre
 Liebe zu Abelard berühmte gewordene Frau, wurde zuerst Priorin des
 Klosters zu Argenteuil, widmete sich aber mehr den Studien, als der
 Leitung ihrer Untergebenen, die sich einer solchen Zügellosigkeit ergaben,
 daß sie 1129 vertrieben wurden. Sie folgte hierauf der Einladung Abels
 lards und bezog mit einigen andern Weibern ein neues Kloster Nistene.
 Hier lebte sie; die Bischöfe liebten sie wie ihre Tochter und die Laien wie ihre Mutter.
 In diesem Kloster eine Regel vor, welche ward im Jahr 1163. Die gleichzeitige
 Bekanntschaft von Heloisens Geist. Sie war
 sehr geistlich, kannte die Künste, und war
 Philosophie eingebrungen. Unter Abels-
 lard, voll Feuers, Geistes und Begeisterung;
 dungen ein wunderbares Gemisch von
 (Abelard.)

Heloten hießen die Leibeigenen in Sparta. Man leitet den Na-
 men gewöhnlich von der Stadt Helos her, deren Einwohner ungefähr
 1000 Jahre vor Chr. Vch. von den Herakliden in die Sklaverei ge-
 führt wurden. Sie unterschieden sich von den übrigen Griechischen
 Sklaven darin, daß sie nicht einem Herrn, sondern dem ganzen Staat
 angehörten, der allein über ihr Leben und ihre Freiheit zu gebieten hatte.
 Sie machten eine eigene Klasse der Einwohner Lacoenus aus, und ihr
 Schicksal war dem Loos der leibeigenen Bauern in manchen Persi-
 schen Ländern ähnlich. Der Staat, dem sie angehörten, theilte sie ge-
 wissen Bürgern zu. Diese konnten sie für sich anwerben lassen, jedoch
 nicht ausschließlich, weil der Staat ihnen auch Beschützer gab. Der
 Ackerbau, so wie alle Künste und Handwerke waren in den Händen der
 Heloten, da Lulurgs Recht dem freien Spartaner jedes erwerbende Ge-
 schäft untersagte. Für den Staat aber waren die Heloten verbunden,
 wechselfalls die Waffen zu führen. Die grausame Behandlung, der
 sie ausgefetzt waren, veranlaßte sie zu öftlichen Entweichungen, doch wur-
 den sie jedesmal überwunden. Ihre Kleidung, durch welche sie sich von
 den übrigen freien Spartanern scharf unterschieden, bestand in ei-
 nem Lakenfell und einer besonders gekleideten ledernen Mütze. Der
 Dienste, zuweilen auch Geld, verschafften ihnen manchmal die Freiheit.

Heisinger, eine Stadt auf der Dänischen Insel Seeland, mit

einem Fleinen und nicht ti
am schmalsten ist. Ihren
Anzahl ungefähr 6000 bet
dürfnissen für die durch d
einen Zoll zu entrichten,
Schuß das feste Schloß
ist der Handel lebhaft. A

Helff (Bartholomäus
Harlem 1613. Ohne die
nen gelernt zu haben, erla
der Kunst. „Ehe ich die
Falconet, kostete es mir W
Rembrand, van Dyk und
hen, genau gesehen und oft
dem Vorurtheil entsagt, n
sichten jenen großen Malei
In allen seinen Werken h
nichts Gelecktes. Seine Z
zeichnet; im Nebenwerk a
dige Art nach. Sein Todesjahr ist unbekannt; man weiß nur, daß er
zu Amsterdam lebte, und daß auch sein Sohn ein guter Portraitsch
ler war.

Helvetien, Helvetier und Helvetische Republik. Zw
schen dem Rhodanus und Rhein, den Gebirgen des Jura und dem

so, umfaßte es (die Cantone Basel und Schaffhausen ausgenommen) die Eidgenossenschaft, die Schweizerischen Unterthanen an den Deutschen und Französischen Gränzen, das Gebiet St. Gallen, das Französische Ländchen Gex, nebst dem Genfer Bezirke diesseits der Rhone, das Fürstenthum Neuenburg, das Bieler Gebiet zc. Helvetien ward durch die Uebermacht Roms eine Provinz dieses Reichs und blieb es bis zum Ende der Römerherrschaft im Occidente (467 n. Chr.); allein es hatte durch die Römer auch einen bedeutenden Grad von Cultur erlangt. Außer den Römischen Gesetzen, Sprache, Münzen, Sitten und Künsten war auch im vierten Jahrhunderte die christliche Religion dorthin verpflanzt worden. Klöster und Bistümer gediehen in großer Zahl in Helvetiens schönen Cantonen, nachdem es ein integrierender Theil des großen Frankreichs unter dem Eroberer Chlodwig geworden war. Früher durch die allgemeine Völkerwanderung im Süden und Westen von den Burgundern und im östlichen und nördlichen Theile von den Alemannen überströmt, zerfiel es bei Carls des Großen Theilung in zwei Antheile (843), von denen der Burgundische an Lothar und der Alemannische an Ludwig den Deutschen kam, welcher letztere endlich aber auch jenen Antheil mit seinen Staaten vereinigte. Allein die kraftlosen Nachkommen des großen Carl konnten es nicht verhindern, daß ein eigenes Königreich unter dem kühnen Rudolf von Stetlingen in Kleinburgund sich bildete, wovon der südliche und westliche Theil Helvetiens eingeschlossen war, während nur das Alemannische Helvetien bei Deutschland verblieb, bis nach dem Verlöschen des Rudolphyischen Stammes (1032) unter Conrad II., dem Salier, der Staat der Könige von Burgund wieder zerfiel, und das sogenannte Cis- und Transjuranische Burgund (welche außer Helvetien auch Provence, Dauphiné, Frankreich-Comté, Mompelgard und Savoyen in sich begriffen) Deutschland eingeleibt wurden. Doch die Deutschen Könige verkanneten den Werth

des edeln Volkes,
das Schutzherr, währ-
war, in ihren Bezir-
re natürlichen Schran-
n selbst die königlichen
der Helvetischen Pri-
ch zu einem mächtigen
enburg, Savoyen
and verbreitet wurde,
für sich zeichneten unter
Habsburg, durch das
open zur machtvollsten

Zwischen
allgemein
er Deut-
a, so wie
n, allein
e Despo-

deckten die schlummern-
friedlichste Sennenhirt
ernste Bund der drei
Schwyz, Walther
al aus Unterwal-

17. Novembers 1307,

an den Ufern des Vierwaldstädter Sees, und Wilhelm Tell (Walther

Fürst's Schwiegersohns) fühne Rache an dem Quäler Gefler, das tiefbeleidigte Hochgefühl des Volkes zur allgemeinen Empörung gegen die gewagten Versuche des Kaisers, es ganz in seine Fesseln zu schlagen, ermüthigte. Am 1. Jan. 1308 begann das große Werk der Befreiung. Des Kaisers raubgierige Landovoigte wurden verjagt, ihre Schlösser geschleift und die Schweizer (so wurden die Bewohner Helvetiens von den Oestreichern, wegen des ihnen zunächst liegenden Cantons Schwyz, genannt) erlangten, als den Kaiser die Rache von der Hand seines Neffen, des unglücklichen Johann von Schwaben erreicht hatte, von seinem Nachfolger Heinrich VII. die feierliche Bestätigung ihrer Freiheiten auf dem Reichstag zu Speier. Noch einmal versuchte Oestreich seine Kraft gegen das kleine Heldenvolk. Kaiser Friedrich von Oestreich sendete seinen Bruder, Herzog Leopold, mit einem Heere gegen sie; doch er ward bei Morgarten geschlagen (6. Oct. 1315) und der ewige Bund, die Eidgenossenschaft, zwischen Schwyz, Uri und Unterwalden, ward geschlossen, welchem 1332 Lucern, 1351 Zürich, 1352 Glarus und Zug und 1353 Bern auch beitraten. Zwar setzte Oestreich den Kampf noch fort — Zürich ward dreimal belagert — aber doch kam der Friede (1358) zu Stande, der jedoch von nicht länger Dauer war, da neue Anmaßungen der Landovoigte die Schweizer veranlaßten, gegen diese mit den Schwäbischen Reichsstädten gemeine Sache zu machen. Nach den Schlachten von Sempach, wo Arnold von Winkelried seinen Namen unsterblich machte (9. Juli 1386), von Näfels, Granson (2. März), Murten (22. Juni 1476) und Nancy (12. Januar 1477), wo Herzog Carl der Kühne von Burgund seinen Angriff auf die Schweizer mit Gut, Blut und Leben büßen mußte, gediehen die Unterhandlungen endlich zum ewigen Verein (Union) zwischen Oestreich und Helvetien. Diese glücklichen Erfolge vergrößerten auch den Umfang der Eidgenossenschaft, denn 1481 traten Freyburg und Solothurn, 1498 Graubündten, und nach der kräftigen Zurückweisung Kaisers Maximilian I., der sie dem Schwäbischen Bund einverleiben und dem Reichskammergericht unterwerfen wollte (1499), auch Basel und Schaffhausen (1501) und Appenzell (1513) ihr bei. So war die Eidgenossenschaft nun 13 Cantone stark und in ihr ein Staat entstanden, dessen einzelne Theile durch ein allmählich sich ausgebildetes Föderativsystem zusammengehalten wurden. Ihr Antheil an den Kriegen Frankreichs wider Mailand hatte ihr auch die Italienischen Aemter Lugano, Lucarno, Bedrisio und Val-Maggia, auch das Veltlin und Eläven zugebracht, so wie später, bei Gelegenheit der durch die Reformation entstandenen Unruhen — wo Zürich, Bern, Schaffhausen und Basel für das reformirte, Lucern, Freyburg, Solothurn, Uri, Schweiz und Unterwalden für das katholische Glaubensbekenntniß sich erklärten, Glarus und Appenzell aber beide Stätt finden lassen wollten — Genf als freie Republik und das Waadtland, erobert vom Canton Bern (1531), hinzukamen, auch Wallis ein Schutzland wurde. Helvetiens Truppen, unbeschäftiget nach dem einmal errungenen ruhigen Besitz einer ehrenvollen Unabhängigkeit, dienten jetzt bald dieser, bald jener Macht um ansehnlichen Sold. Bei gänzlichem Mangel an höherer politischer Tendenz und beschränkt auf das Bestreben, das mit theuerem Blute errungene Kleinod Freiheit sich zu erhalten, war die Schweiz so glücklich, während des furchtbaren dreißigjährigen Krieges neutral bleiben und doch an den Segnungen des Westphälischen Friedens (1648) Theil nehmen zu können, worin ihr völlige Freiheit und Unabhängigkeit vom Deutschen Reiche zugestanden wurde. Auch die wegen der Religionsstreitig-

Einmarsch Französischer Truppen; Waadtiland wird zur Römischen Republik erklärt; die Franzosen siegen unter Brüne und Schauenburg (im März 1798), besetzen Bern, dessen Regierung ihre Staatsgewalt niederlegt, proclamiren die Helvetische Eine untheilbare demokratisch-repräsentative Republik, und ihr General Schauenburg hebt zwischen den widerspenstigen Cantonen, welche die neue Constitution und Staatsform nicht anerkennen wollen, und der Helvetischen Republik, welche aus den Cantonen Aargau, Basel, Bern, Freiburg, Lucern, Lemán, Oberland, Schaffhausen, Solothurn und Zürich erst besteht, allen Verkehr auf, indem zugleich Gené mit Frankreich vereinigt wird. Dagegen nun zwar der Kampf einzelner Cantone gegen die fremden Freiheitsbringer und ihre Anhänger im Lande noch fort, so werden doch Schwyz und Stans besiegt, der constitutionelle Bürgerkrieg wird geleistet, zwischen der Französischen und Helvetischen Republik ein Of- und Defensivbündniß geschlossen (am 24. Au-

Vermittlung des ersten Consuls von Frankreich antraten. Der erste noch dieser Art für geschiedene Folgen haben konnte, sod die Regierung (Le Bern Schöy, so genant) am 19. Dec. mit dem Vertragsgeneral Friedr. Jo. Casp. von und hoch Löwenst. zu stehen, wo sie am 21. Dec. ihre erste Sitzung hielt, und von wo aus sie (am 21. Dec.) die Einverleibung der unterjochten Provinzen in allen

proclamirte. Zum Jahr darauf (am 6. Dec. 1797) über-
 der Französischen General Land am 1. Dec. des ersten Cons-
 il 19 Cantone der Helvetischen Republik, welches die Wieder-
 der verfassungsmässigen Regierung, a: Versammlung einer
 n Consuls befohl. Von diesem Augenblick an griff nun
 Vermittler mit harter Hand in die Angelegenheiten der
 ed ein, und von der einst Abding erhaltenen Zugelage
 di dem Consul einwirkende Reclamations des Rechts der Lan-
 selbst eine Veränderung geben zu lassen, hatte keine andere
 als das unter dem Namen des Zwangs in Helvetien ein-
 alle Cantone erzwungen, mehrere Häupter der Intelligenz
 zum hoch Barbuz oberwärts worden, zur Unterdrückung der
 eine Freischärer von 60,000 Franken ausgehoben worden,
 Helvetien, in Paris versammelten, Consula,

welche aus 56 Abgeordneten von der Partei des neuen und 15 von
 der Partei des alten Cantons bestand, ihre Sitzung (am 20. Dec.
 1797) eröffnete. Aus diesen Mitgliedern der Consula erwählten so von
 beiden Parteien, und mit ihnen die bekannten Senatoren Adreus, Caro-
 Schlegel, Demerut und Joach. die obigen Angelegenheiten vom ersten Consul
 am 20. Dec. 1797. Am 19. Dec. schon übernahm der Director
 in einer feierlichen Audienz, dem Kaiser d'Österreich vom Herzog als
 Landvater der Schweiz die Vermittlungsaufgabe ob zu sagen
 und seine Bedingungen zur Erhaltung der Evidenzmäßigen Helvetien.
 Die Urkunde ist in die Uebersicht: „Zwischen dem vom ersten
 Consul der Französischen Republik gestifteten Vermitt-
 lung unter den Parteien in der Schweiz.“ Die Verfassun-
 gen der 19 Cantone, in welche Helvetien ausgetheilt war, die Haupt-
 verfassung an und die sich und die Art der Regierung sind der
 Franzosenstände der Vermittlung. In 19 Cantone waren die Ver-
 fassungen der Cantone bekannt, von denen 13 eine aristokratische und
 6 (nämlich Appenzel, Glarus, Schwyz, Unterwalden, Uri und Zug)
 eine demokratische Verfassung hatten. Diese 19 Cantone, durch die
 Bundesacte wie einander verbunden, bilden geschichtlich 1 Land
 Mann zur Bekämpfung der gegenseitigen Nothdurft. Als Vorkantons-
 Lande, alle Vorrechte des Landes, der Adels und der Jurisdiction sind
 aufgehoben; jeder Schweizer kann noch überall in einem Cantone sich
 niederlassen, oder nicht in zweien politischen Rechte haben. Adelsrechte,
 Organisations- und Durchführungsrechte sind im Cantone für immer aufgehoben,
 und nur die Rechte, welche so Privatrecht und deren Unterdrückung be-
 stehen sind 1 Unterdrückung einzelner Privatrecht, kein Cantone darf über ein
 Mann Truppen halten, und jede Bewegung eines Cantons mit einem an-
 deren, oder mit einer auswärtigen Macht, ist untersagt; die Cantone
 selbst unterdrücken alle Rechte Privatrecht, die nicht ausdrücklich der Bundes-
 behörde vorbehalten sind. Die Loggung versammelt sich am
 jedem Jahre zum andern Abends in Freiburg, Bern, Solothurn,
 Basel, Schwyz und Lucerne, die nach der Reihe (vom 1. Jan. bis am
 die folgende Cantone werden, so daß der Landvater des dirigirenden
 Cantons sich zugleich Landvater der Schweiz nennt und die

Titel Excellenz; führt: dieser besorgt die diplomatischen Geschäfte; ohne sein Vorwissen darf kein Canton über 500 Mann Miliz in Bewegung setzen; wenn die Umstände es nöthig machen sollten, läßt er von einem Canton zum andern Truppen marschiren, allein nur auf Verlangen des großen oder kleinen Rathes des hülfedürftigen Cantons; Zwistigkeiten der Cantone unter sich sucht er zu vermitteln, oder verweist sie an die Tagsatzung; er hat auch die Oberpolizeiaufsicht. Zur Tagsatzung schickt jeder Canton 2 Deputirten, welche zusammen 25 Stimmen haben, denn jeder der Cantone, die mehr als 100,000 Einte. zählen (Bern, Zürich, Waadt, St. Gallen, Aargau und Graubünden) hat 2 Stimmen; sie versammelt sich den ersten Montag im Juli, und ihre Sitzung darf nicht über einen Monat dauern; auf Verlangen eines Cantons, einer angränzenden Macht, oder des Landammans können auch außerordentliche Tagsatzungen gehalten werden; von den Tagsatzungen gehen Kriegserklärungen, Friedens- oder Allianzverträge aus, wenn vorher die Genehmigung solcher Acten von $\frac{3}{4}$ der Cantone ausgegangen ist; so schließt sie allein Handelsverträge, Capitulationen für den auswärtigen Dienst, und autorisirt einzelne Cantons zu besondern Unterhandlungen mit einer fremden Macht; sie allein gestattet Werbungen, bestimmt die Contingente, und ernennt den commandirenden General; sie entscheidet die Zwistigkeiten der Cantons, und bildet sich zu dieser Absicht am Schlusse ihrer ordentlichen Sitzungen zu einem Syndicate. — In Gegenwart des Marschalls Ney, des Italienischen und Spanischen Ministers, des Grafen Panin und Anderer wurde am 4. Juni zu Freiburg die erste Helvetische Tagsatzung eröffnet und als eines der wichtigsten Resultate ihrer Berathschlagungen eine Defensivallianz und Militärcapitulation mit Frankreich entworfen, worüber den 27. Septbr. die Traktate von Beiden unterzeichnet wurden; 16,000 Mann Schweizer traten hiernach in Frankreichs Sold, welches unter diesen Bedingungen die Schweiz als eine unabhängige Macht anerkannte und ihre Verfassung garantierte. Man verließen auch (1804) die Französischen Truppen das mit sich selbst versöhnte Land. Ein Traktat vom 28. März 1812 verminderte die an Frankreich überlassene Truppenzahl auf 12,000 Mann, in dem Feldzuge dieser Macht gegen Rußland in jenem Jahre fochten Schweizer an den Ufern der Duna. Eben dieser Feldzug überführte eine neue Katastrophe für die Schweiz herbei; denn als im Jahre 1813 die Heere der Verbündeten Napoleons Macht bei Leipzig gebrochen und seine Heere über den Rhein getrieben hatten, galt es zum Angriff Frankreichs auch durch die Schweiz vorzurücken. Die Schweizer sträubten sich aus allen Kräften, um ihr Land nicht zum Schauplatz des Krieges werden zu lassen, und bestanden auf der Behauptung der Neutralität. Die alliirten Mächte aber erklärten, daß sie diese Neutralität nur dann anerkennen können, wenn die Cantone von ihrer bisherigen Abhängigkeit von Frankreich befreit, in eine Lage versetzt seyn werden, die es ihnen möglich mache, die Grundlagen ihres Föderativsystems, in einer von ihnen selbst zu wählenden Form, ohne alle Rücksicht auf fremden Einfluß anzuordnen. Die Heere rückten sonach in das Land ein, und operirten durch dasselbe in das Innere von Frankreich. Sondern die Schweizer sich dem Gesetze der Nothwendigkeit unterwarfen, nahmen sie das Geschenk der Freiheit von den Monarchen an, pernicirten die Napoleonische Vermittlungsact, und riefen ihre Krieger aus dem französischen Solde zurück; auch ließen sie sich die Zusage wohl gefallen, daß die Verbündeten die Waffen nicht niederlegen würden, es sey ihnen; denn der Wiederbesitz der von den Franzosen der Eidgenos-

senchaft-entziffenen Länder gesichert. Dagegen thaten sie auch nicht das Mindeste für die allgemeine Sache; sie wollten wohl die Früchte des Siegs mitgenießen, nicht aber sich in seine Gefahren und in seinen Ruhm theilen. Indessen arbeiteten sie thätig, aber auch unter mannigfaltigem Widerspreche der Meinungen, an der neuen Bildung ihres Vereins; aber erst am 8. Sept. 1814 wurde der Bundes-Vertrag, von der großen Mehrheit der Stände, in der Tagsatzung ratificirt. Nach und nach traten auch die noch widersprechenden Cantone, bis auf einige wenige Gemeinden, allmählich bei, und so konnte am 10. Aug. 1815 der neue Bund von den Gesandten aller Orte, in der großen Nationalversammlung in Schwitz feierlich beschworen werden. Die Haupt-

folgende: Sämliche Cantone
 reiheit, Unabhängigkeit und Si-
 rfassungen und ihre Gebiete. Zur
 zur Behauptung der Neutralität
 misse von 2 Mann auf 100 See-
 t, und eine gemeineidgenössische
 r oder innerer Gefahr hat jeder
 streuem Aufsehen aufzufordern.
 Eidgenossenschaft liegen der Tag-
 xkt. Alle Ansprüche und Strei-
 legenstände, die nicht durch den
 an das eidgenössische Recht ver-
 bestimmt ist, und das jede ge-
 den einzelnen Cantonen können
 Rechten anderer Cantone nach-
 1. Es giebt kein Unterthanen-
 der Genuß politischer Rechte nie
 asse der Bürger seyn. Die Tag-
 i Bundes; sie besteht aus den
 hat eine Stimme; ordentlicher
 m ersten Montage im Heumona-
 ororts, dessen Bürgermeister den
 schließt Frieden, errichtet Bünde-
 lichen beiden Fällen drei Bier-
 während sonst immer die Mehr-
 ge; ernennt Gesandte; bestimm-
 n, verfügt über deren Aufstel-
 General, den Generalkaas und
 ahung hat Befugniß, dem Vor-
 ; auch kann sie dem Vorort eid-
 Das Vorort wechselt unter Jä-
 hren; ihm ist eine eidgenössische
 Landestezeugnisse und Kauf-

maandwaaren ist der freye Kauf, und für diese Gegenstände, so wie für das Vieh, die ungehinderte Aus- und Durchfuhr von einem Canton zum andern gesichert. Die Abzugsrechte von Canton zu Canton sind abgeschafft. Der Fortbestand der Klöster und Capitel ist gewährt; ihr Vermögen ist den Steuern und Abgaben unterworfen. Die Helvetische Nationalschuld, deren Betrag am 1. Novemb. 1804 auf franz. 30 Fr. gesetzt worden, bleibt anerkannt. Alle frühere eidgenössische Verträge erhalten, in so ferne sie dem gegenwärtigen nicht widersprechen; ihre Gültigkeit. — Die verbündeten Mächte erfüllten auch ihre Pflichten, indem nicht nur alle abgerissene Landestheile wieder ge-

bracht, sondern auch von Frankreich eine beträchtliche Territorialabtretung an Genf gemacht wurde. Auch fügte der König von Preußen das Land Neuchâtel wieder dem Bunde bei, ob er sich gleich die unmittelbare Herrschaft (domination immédiate) darüber vorbehielt. Jedoch blieb die Stadt Mühlhausen vermöge ihrer geographischen Lage, in französischen Händen; auch gab der Kaiser von Oesterreich die schon 1797 mit der damaligen cisalpinischen Republik vereinigten Ländchen Valtellin, Eleden und Worms nicht mehr zurück. So besteht nun die helvetische Eidgenossenschaft aus folgenden 22 Cantonen: 1) Zürich, 2) Bern, 3) Lucern, 4) Uri, 5) Schwyz, 6) Unterwalden, 7) Glarus, 8) Zug, 9) Friburg, 10) Solothurn, 11) Basel, 12) Schaffhausen, 13) Appenzell, 14) St. Gallen, 15) Graubünden, 16) Aargau, 17) Thurgau, 18) Tessin, 19) Waadt, 20) Wallis, 21) Neuenburg, 22) Genf. In dem Kriege von 1815 haben die Schweizer durch Anstellung ihrer militärischen Macht, thätig mitgewirkt; die in demselben von den verbündeten Monarchen beschlossene Schleifung von Sünningen war für die Sicherheit ihrer Gränze, besonders für den Stand Basel, ein sehr großer Vortheil. — Ueber die geographischen Verhältnisse von Helvetien sehe man unter dem Art. Schweiz.

Helvetius (Claude, Adrien) / geb. zu Paris 1715, empfing eine sorgfältige Erziehung, welche früh seine schönen Anlagen entwickelte. Als Kind fesselten ihn La Fontaine's anmuthige Erzählungen und als Knabe wählte er Homer und Lucius zu seiner Lieblingslektüre. Auf dem Collegium Ludwigs des Großen, wo er studirte, übte ihm Locke's Versuch über den menschlichen Verstand besondere Liebe zur Philo-

nen Sätze enthält, zugleich aber auch viele neue, vorzüglich die Erziehung betreffende Gegenstände abhandelt. Helvetius starb 1771 auf seinem Gute Voré. Außer den genannten Werken ist er der Verfasser mehrerer poetischer Episteln und eines allegorischen Gedichts, Le bonheur betitelt. Es gibt mehrere vollständige Ausgaben seiner Schriften. Seine Gattin, eine Tochter des Grafen Ligneville, war 1719 geboren, und gehörte zu den trefflichsten Frauen ihrer Zeit. Nicht zufrieden, die Pflichten gegen ihren Gemahl im weitesten Umfange zu erfüllen, war sie eine Mutter der Armen und Kranken. Nach dem Tod ihres Gatten zog sie sich nach Auteuil zurück, wo ihr Haus, wie das Haus der Madame Geoffrin, der Vereinigungspunkt der ausgezeichnetesten Gelehrten und Künstler ward. La Roche, Cabanis, Gallois drückten ihr die Augen zu. Franklin besuchte sie täglich; der Abbe Morellet verlebte zehn Jahre hindurch wöchentlich drei Tage bei ihr. Turgot liebte sie zärtlich, und Champfort fand in ihrer Unterhaltung den angenehmsten Genuß. Sie starb zu Auteuil, und ist dort in ihrem Garten begraben. Vous ne savez pas, sagte sie einst zu Napoleon, combien on peut trouver de bonheur dans trois arpens de terre.

Helvoetsluis, ein befestigtes Fischerdorf mit 1200 Einwohnern in Südholland, auf einer Insel an der Mündung der Maas. Wichtig sind der Hafen und die Rheede, so wie die ansehnlichen Magazine und Zimmerwerfte zu Ausbesserung der Kriegsschiffe. In Friedenszeiten geht alle Mittwoch und Sonnabend ein Packetboot von hier nach Harwich und wieder zurück. Bei gutem Winde geschieht die Ueberfahrt in 15 bis 18 Stunden. Im J. 1804 wurde das große Bassin vollendet, an welchem man viele Jahre gearbeitet hatte.

Hemerodromen, eine Art Läufer bei den Griechen, welche wegen ihrer außerordentlichen Geschwindigkeit berühmte waren, und vom Staat als Boten gebraucht wurden. Man bediente sich ihrer nicht bloß zum Brieftragen in Friedenszeiten, sondern auch als Botschaftsträger und Ueberbringer von Verwaltungsbefehlen im Kriege. Von ihrer großen Schnelligkeit führen die Alten mehrere Beispiele an.

Hemikranie oder Hemigräne. S. Kopfschmerz.

Hemisphäre, s. Halbkugel.

Hemsterhuis (Liberius), Vater des Philosophen Franz Hemsterhuis, ein wegen seiner unermesslichen Gelehrsamkeit, besonders in der Griechischen und Römischen Sprache, und wegen der Schule die von ihm ausgieng, berühmter Holländischer Philolog, geb. zu Stratingen am 1. Febr. 1685, gest. zu Leiden am 7. April 1766 als Professor der Griechischen Sprache und der Geschichte daselbst. Sein Vater war ein sehr gelehrter und geschätzter Arzt in Orbinngen, von welchem er auch den ersten Unterricht erhielt, so daß er bereits im 14. Jahre die Universität seiner Vaterstadt besuchen konnte, wo Johann Bernoulli sein Lehrer in der Mathematik und Philosophie ward. Einige Jahre darauf gieng er nach Leiden, wo er von den Curatoren der dasigen Universität den ehrenvollen Auftrag erhielt, die Handschriften der dasigen Universitätsbibliothek zu ordnen. Er war noch nicht 20 Jahre alt als er einem Rufe nach Amsterdam zur Professur der Mathematik und Philosophie folgte. Hier ward er von Janus Brouckhuyzen und Ludolph Küster auf die philologische Bahn geleitet. Hemsterhuis übernahm jetzt die Herausgabe des Lexikographen Julius Pollux, und kam dadurch in Verbindung mit dem großen Richard Bentley, dessen zwar freundschaftliche, doch überlegene Kritik einiger Stellen, besonders in Beziehung auf Kritik, den Jüngling auf kurze Zeit niederschlug. Doch war

Dies zu seinem Heile. Er studirte nun desto eifriger alle Griechische Autoren nach der Zeitfolge mit solchem Nutzen, daß man wohl behaupten kann, er sei unter seinen Zeitgenossen der gründlichste Kenner der Griechischen Sprache gewesen, und daß man ihm den Vorzug vor den frühern großen Gelehrten, selbst vor Casaubon und Saumaise, zugestehen muß. Er war im vollendeten Sinne des Wortes Grammatiker und Kritiker zugleich: dabei befaß er die umfassendsten Sachkenntnisse, die mit seinem Studium nur in einiger Verbindung standen. Ein eigenes Verdienst erwarb er sich um die Analogie der Griechischen Sprache, der er zuerst ein wissenschaftliches Fundament gab, nachdem schon Joseph Scaliger und Saumaise dazu voraearbeitet hatten. Diese Analogie, wie er sie begründete, brachte helleres Licht in den Ursprung und in die Bedeutungen der Wörter, zeigte die Verwandtschaft einzelner Wörter mit ähnlichen und mit der Römischen Sprache selbst, die er oft auf den äolischen Dialekt zurückführte. Dadurch befruchtete er das Studium der Griechischen und Lateinischen Sprache; doch ist auch nicht zu läugnen, daß sie schon durch seinen Schüler Lennep etwas von ihrer ursprünglichen Reinheit verlor, noch mehr aber von Scheidius verunstaltet, und seitdem oft willkürlich gemißbraucht worden ist. Es ergibt sich aus dem Gesagten, daß Hemsterhuis ein eben so vollkommener Kenner der Lateinischen Sprache gewesen ist, wiewohl es seinem Ausdruck an der leichten Anmuth fehlt, wie wir z. B. im Ruhkenius finden. Dieser und Balfenaer sind seine berühmtesten Schüler; auch hatte er einen bedeutenden Einfluß auf Wesseling's kritische Bildung; wie denn aus Allem hervorgeht, daß ihn seine Schüler mit einer Art von Abgötterei verehren. Und dies mit Recht. Denn wenn man unter der Kritik die zur Fertigkeit gewordene Kunst versteht, mit besonnenem Gebrauch die Handschriften und, bei vollendeter Bekanntschaft mit seinem Autor, und mit allen gleichzeitigen oder nachahmenden Schriftstellern, zurückgesetzten Lesarten in Schutz zu nehmen, neue mit Scharfsinn und erfinderischer oder combinirender Geisteskraft an die Stelle falscher zu setzen, Glossen und Verfälschungen auszuspiiren, Lücken auszufüllen, Einzelnes zu versehen, und dabei auf Interpunction, übliche Form und Schreibart eine stete Rücksicht zu nehmen; so darf man wol sagen, daß Hemsterhuis diese Kunst im vollkommensten Grade besessen und ausgeübt habe. Beweise davon liefern seine Werke. Sie sind: die bereits erwähnte Ausgabe des Onomastikon von Julius Pollux, Lucians ausermählte Gespräche, der Plutus des Aristophanes, der erste Band der Werke Lucians. Dazu kommt noch eine Menge der ausgesuchtesten Anmerkungen und Verbesserungen zu verschiedenen Autoren. Sein Charakter war im hohen Grade sanft und bescheiden. Er vermied ganz den harten absprechenden Ton, in welchem sich manche Holländische Philologen so sehr gefallen haben. Der Umgang mit Hemsterhuis hatte bei allem seinem Ernst viel Reizendes, und sein dankbarer Freund und Schüler Ruhkenius, unser Landsmann, theilt uns in dem klassischen Denkmale, welches er ihm zu Ehren gesetzt hat, einen schönen Charakterzug mit. Als ihn einst einige Freunde auf zwei Tage besuchten, erhielt er eben Nachrichten vom Tode eines hoffnungsvollen Sohnes. Er gewann aber die Kraft über sich, den väterlichen Schmerz zu verbergen und seinen Freunden den Genuß dieser zwei Tage nicht zu verklümmern.

bb.

Hemsterhuis (Franz), der würdige Sohn, des vorigen. Mit klassischer Bildung, als einem väterlichen Erbtheil, ausgestattet, widmete er seinen Geist vorzüglich dem Studium der Philosophie, nament-

lich der sokratischen. Jene ist es daher, die man auch in seinen Darstellungen überall wiederfindet, Platons Geist, der ihm als hohes Muster vorschwebte. Dabei bediente er sich auch vorzüglich der lebendigen Form des Dialogs, der systematischen Darstellung weniger fähig und geneigt. Nicht ohne Wahrheit sagt Johann Forster von ihm (Ansichten vom Niederrhein, 2c. 2 Th. S. 397.): „Wenn es noch eines Beweises bedürfte, daß Feinheit der Empfindung, Reichthum und Wahl der Ideen, Politur des Geschmackes, verbunden mit Fertigkeit und den subtilen Stacheln des echten Wises, mit der lichtvollen Ordnung einer herzlichen Philosophie und dem Dichterschnuck einer alles verhängenden Einbildungskraft, nicht an irgend eine Erdscholle gebunden sind, so würde wenigstens ein Mann, wie dieser, beweisen, daß Holland nicht aus der Zahl der Länder ausgeschlossen ist, wo die edelsten Kräfte und die zartesten Empfänglichkeiten der menschlichen Natur den höchsten Punkt ihrer Entwicklung erlangen und die reifsten Früchte bringen können. Der Geist, der in diesem schwachen Körper wohnt, ist so empfindlich für Harmonie aller Art, und leidet so im eigentlichen Verstande bei jedem Mißverhältniß in der sinnlichen, wie in der sittlichen Natur, daß er sich sogar seiner vaterländischen Mundart nicht zum Behuf seiner Gedanken bedienen konnte, sondern alle seine (gedruckten) Werke Französisch schrieb, und auch diese Sprache zu seinen Zwecken umbildete, indem er ihr seinen eigenen Styl aufdrang. Seine Schriften sind unter uns weniger bekannt, als sie es verdienen; allein man muß sie in der Ursprache lesen (eine Uebersetzung erschien in 3 Th. Lpz. 1782, 1797. 8). wenn man von ihrer attischen Eleganz, die oft nur ein unnachahmlicher Lebenshauch ist, nichts verlieren will.“ Der vorzüglich durch Locke verbreitete Sensualismus lag auch der Philosophie des Hemsterhuis zum Grunde, wurde aber von ihm mit großem Scharfsinn weiter ausgebildet, und mit eigenen Erfahrungen durchwebt; lebendig und geschmackvoll dargestellt. Selbst die Einseitigkeiten jener Ansicht verbirgt oft die Lebendigkeit des Geistes, der sich über seine Untersuchungen verbreitet, und eine geniale Ansicht der Natur dämmert in mehreren seiner Schriften. Dieses alles, verbunden mit einem höchst liebenswürdigen Charakter, einem natürlichen Schönheitsinn und reichen Kunst-Kenntnissen, erwarb unserm Denker, der sonst ein sehr einfaches wissenschaftliches Leben führte, die ausgezeichnete Achtung und den vortheilhaften Umgang mehrerer bedeutender Personen, z. B. der Prinzessin Gallitzin, welcher er mehrere seiner Schriften unter dem Namen *Disertima* weignete, und des Grafen von Fürstenberg, in deren beider Gesellschaft er auch eine Reise durch Deutschland machte, auf welcher er einen reichen Schatz von Kunst-Erfahrungen sammelte, die er in einem in holländischer Sprache geschriebenen und aus dieser in die Französische übersetzten Briefe an seinen Freund und Collegen Smith mittheilte. Zu viel aber sagt Forster von ihm, wenn er ihn „den Plato, nicht etwa nur der hiesigen akademischen Schattengänge, sondern unsres (des achtzehnten) Jahrhunderts“ nennt. Denn an Tiefe des philosophischen Geistes und wenigstens systematischer Gründlichkeit übertraf ihn Kant weit, wenn auch dieser ihm wiederum in lebendiger Anschauung des Schönen nachstand. Seine Ansicht über Philosophie überhaupt hat er vorzüglich in dem Dialog *Sophyle ou de la philosophie* ausgesprochen. Eine zweite Klasse seiner Schriften bezieht sich auf Kunstphilosophie und Archäologie, vorzüglich gehört hieher die *leltre sur la sculpture* (1769), worin er von dem Zwecke der schönen Künste und insbesondere der Bildhauerei und ihren verschiedenen

Perioden handelt. Der Religionsphilosophie ist der Dialog *Armes ou de la divinité* (zuerst gedruckt 1779) gewidmet und die bekannte *lettre de Diocles à Diotima sur l'Atheisme* (1785), welche durch seinen Freund F. J. Jacobi (Schrift über die Lehre des Spinoza) zuerst dem deutschen Publikum bekannt gemacht, und von ihm beantwortet wurde. Die noch übrigen Schriften sind ein Dialog *Alexis, ou de l'age d'or* (1787) und die meisterhafte *description philosophique du Caractere du ten Mr. Fr. Fagel* 1773. Alle diese Schriften sind gesammelt und von Zaanen zuerst 1792, dann in der zweiten Ausgabe 1809 (Paris b. Hausmann d.), in zwei Theilen herausgegeben worden unter dem Titel *Oeuvres philosophiques de F. Hemsterhuis etc.* Einige Wignetten dieser Ausgabe zeigen ihn auch als geschmackvollen und sinnigen Zeichner. Von seinen Lebensumständen ist uns nichts weiter bekannt geworden, als daß er 1720 geboren war, früher sich zu Leiden aufhielt, dann zu Haag privatisirte, außerdem die Stelle eines ersten Commis bei der Staatskanzlei der vereinigten Niederlande einige Zeit verwaltete, auch zu dem Directorium der Zeichnungsakademie zu Amsterdam gehörte. Er starb von seinen Schülern und Freunden betrauert zu Haag im Junius 1790. T.

Hendekasyllaben ist der Name eines eilffsyllbigen Verses, dessen sich unter den Alten besonders Catull bediente, und der für kleine Ländeleien eine recht angemessene Form ist.

Hendel-Schüz, s. Schüz.

Henll, **henle**, war eine Art Fetisch oder Götzenbild der alten Wenden. Er bestand aus einem Stabe, woran oben eine Hand befestigt war, die einen Ring hielt. Dies Götzenbild ward vor den Thoren herumgetragen und man opferte ihm, um sich seines Schutzes zu versichern.

Lehramts der Lieblingsdocent aller Theologie Studirenden. Den ersten Grund seines literarischen Ruhms legte seine Kirchengeschichte, von welcher der erste Band im J. 1788 erschien und die nachmals mehrere Auflagen erlebt hat. Dieses Buch enthält einen Schatz von historischer Gelehrsamkeit, und gibt den redendsten Beweis der viel umfassenden Belesenheit und freien Ansicht des Verfassers. Man hat gesagt, die Zusammenstellung der Thatsachen im seynsollenden pragmatischen Zusammenhange sey darin offenbar erkünstelt, und erinnere den Kenner an die Zusammenstellung der Ovidischen Metamorphosen. Wenn nun gleich nicht zu läugnen ist, daß das Bestreben des Verfassers, die verschiedenen Facta in eine Causalverbindung zu bringen, hier und dort etwas Gesuchtes hervorgebracht habe, so kann doch das Wesen des pragmatisch-philosophischen Vortrags in diesem Werke nicht verkannt werden, indem die Gründe der einzelnen Begebenheiten, und die Fortgänge und Einwirkungen derselben auf das Wohl und Wehe der Menschheit meistens sehr glücklich verdeutlicht, und das Geschehene scharfsinnig zur Andeutung dessen, was noch geschehen muß, benützt ist. Dabei muß man jedoch einräumen, daß das Werk, in so ferne es ein akademisches Hand- und Lehrbuch zu Vorlesungen seyn soll, seinem Zwecke durchaus nicht entspreche. — Henke war ein geschwornener Feind des, zum Glaubenszwang oder zur Einschüchterung freier Forschung führenden Dogmatismus, ein Protestant im edelsten und eigentlichsten Sinne des Worts. Als daher das berühmte Preussische Religionsedikt erschien, und fast das ganze protestantische Deutschland dabei ein furchtsames Schweigen beobachtete, übernahm er es zuerst, als Recensent aller über jenes Edikt erschienenen Schriften in der allgemeinen Deutschen Bibliothek, den Sätzen zu bekämpfen, und sich bald darauf öffentlich und ohne Scheu als Verfasser jener Recensionen zu nennen. Ueber die Besorgnisse, welche viele für ihn wegen dieser Freimüthigkeit hegten, war er hinaus, denn er wußte seines Landesherren Meinung, und wie viel er wagen dürfe, wenn nur der Herzog nicht unweise compromittirt werde! Im Vaterlande selbst hatte er, bei Gelegenheit der projectirten Einführung einer neuen Liturgie, durch die Herausgabe der Zeitschrift *Eusebia*, ärgerliche Streitigkeiten mit einigen wortklaubenden freisinnigen Juristen, welche ihre Buchstabenweisheit gegen ihn geltend machen wollten. Allein an der Bitterkeit des Tons, womit damals jene Streitigkeiten geführt wurden, hatte Henke einigermaßen selbst Schuld. Auch gedieh das wohlthätige Werk auf diesem Wege nicht; man sah zwar den Neuerern durch die Finger, aber es blieb gesetlich bei der alten Kirchenagenda. Henke nahm bald darauf Theil an der projectirten Verlegung der Universität Helmstädt nach Braunschweig, und war wohl sicherlich das thätigste Mitglied der dazu niedergesetzten Commission, aber auch dieses Werk kam nicht zu Stande, weil man noch andere Rücksichten zur Entschädigung Helmstädt's nehmen zu müssen glaubte, als nachmals bey völliger Aufhebung der Universität genommen wurden. Seine Dogmatik ist in klassischem Latein geschrieben, und wiederum ein schöner Beweis seiner weitumfassenden theologisch-historischen Gelehrsamkeit; aber als Lehrbuch möchte sie, obwohl ungleich vorsichtiger schon geschrieben, eben so wenig als seine Kirchengeschichte zu empfehlen seyn. Durch die Herausgabe des Magazins für die Religionsphilosophie und des Museums für Kirchengeschichte hat er sich in seinen letzten Lebensjahren noch dauernde Verdienste um die theologische Aufklärung erworben. Man möchte ihn mit Recht einen starken, kräftigen Redner nennen;

auf den Titel eines angenehmen, durch Nührung dem Herzen wohlgefälligen Redners durfte er nicht Anspruch machen. Seine Predigten hatten oft etwas Streifes, denn er disponirte und arbeitete weder schnell noch leicht, aber gründlich, logisch richtig und stets die ruhige Ueberzeugung des Verstandes in Anspruch nehmend. Seines Lieblingschriftstellers Ariom: pectus est quod disertum facit, fand bei ihm eine eigenthümliche Anwendung. Als Mensch war Henke wirklich lebenswürdig durch seine hingebende Heterkeit, seine reine Stimmung für wahre Menschenfreude, seine frohe Laune und seinen feinen, doch nie schmerzlich verwundenden Wis. Sein Aeußeres hatte Würde, selbst der zuweilen graciöse Ton seiner Rede schreckte nicht zurück. Wer ihn näher kannte, mußte ihn achten und lieben. Merkwürdig bleibt es, daß dieser Mann, der seine Jugend fast in Dürftigkeit und größtentheils unter Büchern verlebte, fast gar keinen Anstrich von steifem Pedantismus annahm, daß, als er Zutritt an Höfen erlangte, er sich mit Würde und Anstand zu benehmen wußte, so, daß er weder durch Nachlässigkeit, noch durch Gleisnerei anstieß. Er hatte sehr ausgebreitete Bekanntschaften zu Paris, London, Petersburg, Wien, Berlin und besonders auf allen Deutschen Universitäten. In Deutschland war er den Aufgeklärten aller Religionsparteien lieb und oft ihr Rathgeber. Er hatte in seinem frühern Leben sich das Glück gewünscht, sich durch Reisen bilden zu können, im Alter erlebte er es, als es für ihn kein Glück mehr war; denn er sah und erfuhr, was er nie zu sehen gewünscht. Dieser Kummer nagte mit an seiner Lebenskraft, und verzehrte sie schneller, als sonst geschehen seyn würde. Er ging als Deputirter für das Braunschweigische Land nach Paris zur Huldigung des Königs von Westphalen; dann nach Cassel als Reichsstand. Dem Heim des Todes brachte er mit, sein Arzt, der bekannte Hofrath Weireris konnte ihn nicht retten, sondern folgte selbst bald (1809) dem verehrten Henke, dem guten Menschen, dem jätlichen Gatten und treuen Vater geliebter und ihn liebender Kinder. Er starb am 2. Mai 1809.

22.

Henrici (Christian Friedrich), der unter dem Namen Picander, als Dichter auftrat, war 1700 zu Stolpen im Meißnischen Kreise von Sachsen geboren, und studirte zu Wittenberg und Leipzig die Rechtswissenschaften. Eine besondere Neigung aber führte ihn zur Dichtkunst, durch welche es ihm auch gelang, sein Glück zu machen. Im J. 1727 wurde er Actuarus bei dem Oberpostamte zu Leipzig, sodann Postsekretär und endlich Oberpostcommissarius. Dazu wurde ihm 1740 noch die Kreis-Landsteuer- und die Stadt-Tranksteuereinnahme zu Leipzig nebst der Weininspektion ertheilt. Zu allen diesen Aemtern verhalf ihm die Dichtkunst. Er starb 1764. Den Namen Picander soll er deswegen angenommen haben, weil er im J. 1722 auf dem Dorfe Niederglauchau bei Döben nach einer Elster geschossen, bei verfehltem Schusse aber einen Landmann, der auf einem Eichbaume ein Elsternest ausnehmen wollte, getroffen und stark verwundet hatte. Seine Gedichte zeichnen sich durch derben Wis und glückliche Leichtigkeit vortheilhaft aus, nur ist ihr unsittlicher Ton oft anstößig.

Hephästion. Wir kennen im Alterthum mehrere Männer dieses Namens. Der eine war aus Alexandrien gebürtig, lebte unter Trajan, und schrieb ein mythologisches Werk, von dem wir noch einige summarische Auszüge haben; ein anderer, ein Grammatiker, eben daher gebürtig, war unter des Kaisers Verus Lehrern, und schrieb über die Metra; ein dritter lebte zu Constantins des Großen Zeiten,

war aus Theben, und schrieb verschiedene astrologische Werke. Auch ein Freund Alexanders führte den Namen Hephästion. Er begleitete den König auf seinen Heereszügen, und starb zu Ecbatana. Alexander, den sein Verlust sehr schmerzte, ließ ihm ein prächtiges Grabmal erbauen.

Hephästos, s. Vulcan.

Ausdünstung Wasser, dieses wieder Luft, und diese Feuer hervor. In
 alles in reines Feuer, und
 dieser Verwandlungen
 und nach erlöset, und
 und nach wieder beleb
 wesen auf's. Streif
 lich wirksam ist der N
 ständigen Fluß und un
 in zwei auf einander f
 der Welt ist eine Welt
 riode erfolgen. Wermi
 muß auch sogleich
 Die Welt ist weder S
 lebendiges Feuer, da
 erlischt. Von der un
 griffe. Es gibt zwei Arten von Ausdünstungen, feurige und helle aus
 der Erde, und feuchte vom Wasser. Erstere erfüllen die Räume des
 Himmels, letztere mit einem Zusatz von den erstern den uns umgebend
 den Dunkkreis. Die feurigen Dünste sammeln sich in gewissen ausge
 höhlten Gefäßen oder Trichtern, bilden so Klumpen und erscheinen als
 Sterne. In der Sonne brenne das reinste Feuer, sie wälze sich im
 reinsten Himmelsraume herum; die andern Gestirne seyen weiter, als
 sie, von der Erde entfernt, der Mond ihr aber am nächsten. Sonnen
 und Mondfinsternisse entstehen, wenn die Trichter dieser Weltkörper

unter
 Feuer
 und
 Luft
 geistige
 Welt
 Empir
 Welt
 ner ist
 Bei d
 Feuer
 verbun
 Mens
 die S
 bindun
 wir in
 nur n
 nach t
 fähigen
 Seele
 das
 Etwi
 und g
 fort,
 Welt
 mehr
 Groß
 verbri

IV.

Bernunft war nicht die Nero mit großer Macht. Was alle von der reinen chenden Volks- vorkogard: dem e. Doppeltrags mungen.

Interbuch, eine inde, um ihre iejn die Staub- agen mit voller a jedoch immer

viel Mangelhaftes, da es unermesslich ist, daß eine getrocknete Pflanze noch einige Veränderung erleidet, insammenschrumpft, erdliche und auf wunderliche Weise leidet. Der Botaniker studir daher wohl, wenn er neben den getrockneten Pflanzen sich zugleich genauer Zeichnungen bedient.

Herdelog (Barthelemy H.), ein gelehrter Orientalist, geboren zu Paris 1665, studirte von seiner ersten Jugend an die morgenländische Literatur, erneuerte seine Studien durch mehrere Reisen nach Rom, und ward 1695 als Professor der Griechischen Sprache zu Paris. Viele Aufklärungen verdankt die morgenländische Geschichte und Literatur seiner noch immer sehr brauchbaren, insofern vieler Verbesserungen bedürftigen, Bibliothéque orientale.

Herbst, eine von den vier Jahreszeiten, welche in der nördlich gemäßigten Zone ihren Anfang nimmt, wenn die Sonne bei ihrem schwebenden Niedersteigen nach der südlichen Halbkugel den Aequator berührt. Das Ende des Herbstes fällt auf den Zirkel, an welchem die Sonne ihre größte Mittagshöhe zeigt, oder wenn sie seinen des Aequators auf der südlichen Hemisphäre den Wendekreis des Steinbocks erreicht hat. Nach unserer gewöhnlichen Zählung fällt der Anfang des Herbstes nun den 23. Sept., wenn zum zweiten Mal im Jahre Tag und Nacht gleich sind, und das Ende desselben am den 21. Dec., wo wir den kürzesten Tag haben. Die Bewohner der gemäßigten Zone haben den Herbst in entgegengesetzten Zeiten, also wenn bei uns Frühling ist. Verstanden von dieser astronomischen Herbst ist der meteorologische oder die herrliche Witterung, die gewöhnlich erst um die Mitte oder das Ende Octobers eintritt. — Herbstpunkt ist derjenige Durchschnittpunkt des Aequators mit der Ekliptik, in welchem die Sonne bei ihrem schwebenden südlichen Umlauf um den 23. Sept. oder im Anfang des Herbstes tritt, indem sie aus der nördlichen Halbkugel in die südliche steigt. Er ist der Anfangspunkt des Zeichens der Waage, etgleich das Sternbild der Waage diesen Ort verläßt, und der Herbstpunkt tritt nahe bei dem Sterneg auf der linken Schulter der Jungfrau steht. Er ist dem Krüppelpunkt entgegengesetzt, daher beträgt seine Aufsteigung 90 Grad, und seine Länge ist eben so viel, oder sechs Zeichen; seine Abweichung und Breite aber sind = 0.

Herculanum, eine Stadt in Neapel, 11,000 Schritte von Neapel sich entfernt, ward unter der Regierung des Kaisers Titus bei einem Ausbruch des Vesuvius von einem Lavaström so gänzlich bedeckt, daß man auch ihre Säulen nicht mehr sah. Ein gleiches Schicksal hat

gen Pompeii, eine andere, namentlich feine, Stadt, eine der gewerb- und handreichsten, welche an der Küste des heutigen Bay hatte man Nachgrabungen veranstaltet wieder im Andenken der Menschen erlösch Gelegenheit eines Brunnens, welchen der röm. auf der Stelle des alten Herculaneum ließ, drei weibliche hellenische Statuen fand (jetzt in Dresden stehen). Dem Brunnen das weitere Nachgraben unterlag, allem als dreißig Jahren nicht wieder daran, Carl, Vater Ferdinands IV., zum Festlangre, und Fortica in seinem Frühling (1738) in jenem Brunnen tiefer Gebäuden fand. Das Theater von Herculaneum, die man machte. Leider war die hungen bei dem Eranischen Ingenieur de la den besten Händen; seine Unerfahrenheit und dem Verlust vieles Göttern. Ingenieur, Carl Weber, die Aufsicht ergelien genommen, und dieicht verständigen ehmlich folgte, verdankt man alle die gemacht wurden. Nachdem man zu Herculaneum gemacht, suchte man auch Stabia un letzteren Orte man die großen Ueberreste. In dem Keller eines Landhauses fand ma weibliche Skulptur, und den Abdruck der then in ein fruchtbar, dann verdärrter fädlichen Hals- und Armschmuck. Hier war's auch, wo man, ein unterm Eingang des Landhauses, zwei Efelste ausgegrub, deren eine in den Knochen der einen Hand noch einen Schlüssel, in der andern einen Reptel mit Münzen und Karren hielt. Nahe bei beiden such man auf Gefäße von Silber und Bronze, so daß man vermutet, der eine sey der Herr, der andere sein Knecht gewesen, die beide, vergeblich den Ausgang suchend, unter der Aschenmasse erstickt hingsunken. Nachgens ist wahrscheinlich, daß die meisten Einwohner dieser Städte sich durch die Flucht zu retten, nach Zeu fanden. Wenn Winkelmann's Prognose, daß bei der Eruption, mit welcher die Nachgrabungen betrieben wurden, noch für die Nachkommen im vierten Ueberst zu graben und zu finden übrig bleiben werde, nur zu richtig eingetroffen ist, so war dies weniger Schuld der Ausbeute, als der Regierung. Doch ging man von Zeu zu Zeu mit dem Wert, welches für den Antiquar und Archäol kaum ein anderes. Unannehmlich vor wärrer die geschriebene Alterthum wieder aufleben, so da Hände dieser Art nicht alles Interesse's erman überlegen muß, die unser Schüler in einem (zu und Herculaneum) so schön ausgedrückt hat. alten Gebäude öfneten sich wieder, und das wurde und hier besfreundeter. Die Entdeckung Häuser der Alten hatte man vorher nie so heit gehabt, und eine Menge aufgefundener wärrte das Leben in diesen Häusern. Beson diese Entdeckungen auch für Literatur und K.

in großen Schatz von Handschriften und Kunstwerken. Die große Errettung der griechischen Welt von diesen literarischen Schätzen ist zwar noch nicht erfüllt worden, indem man auch hier nur allmählig zu Werke gegangen ist; allein schon das ist erweckend, daß man das Vornehme der alten Handschriften, Dinge es dem eifrigsten Bemühen die Beschaffenheit der Entwicklung dieser uns zu Tage zu fördern. Es war mir sehr wieder verschämten Bild Jagdrollen entdeckt, welche von eben den Tabakrollen haben. Die, aber feine Maschine, wo er mit Goldschloßerdrücken befehlmäßig abdrückt. Schon Hinkelma Vorstellung bekommt man aber von der Calabriern geordnete Abbildung über, von denen man bisher Wert odemod, Demetrios, Polykrates, Ganten sind: *Herulanorum Va* *Vesp.* 1783. Pol. *Dissertationis inagoga ad Herulanorum, Voss. de* *vanationum Pars I. No. 17.* Leider ist das abgedruckte Wort Buch des Philodemos über die Kunst nicht mehr, als eine höchst unbrauchbare Declamation gegen den Nutzen der Kunst. Der zweite Band enthält die Prosaik *Erasmus* *Scotti* und *Carlo* *Wesit* sind die der Aufschauung und Herausgabe dieser Werte beschäftigt. Nicht als die Literatur hat durch die hier gemachten Entdeckungen die Kenntniß der alten Kunst gewonnen. Wie viele Volkstümern, Poetischen und andere Werke der bildenden Kunst sind nicht in diesen verschämten Erdbeben gefunden worden? Das vorzüglichste Wichtigste sind jedoch, daß man nun auf Inhalt oder Composition, Zeichnung oder Färbung sehen, die hier entdeckten Wandgemälde. Diese Gemälde, unter dem Namen der Herulanischen allgemein bekannt, hat mit der Kunst, die den Grund derselben machte, zugleich von den Bildhauern ausgelehrt worden, in dem Museum von Florenz in 10 Büchern unter Glas und Rahmen aufgestellt, und jedes mit einem der Zeichen P. L. S. versehen, um anzuzeigen, ob sie in Pompeji, Herulanum oder Stabid gefunden sind. Abgebildet sind die in diesen verschämten Erdbeben entdeckten Säulen in dem großen Werke *Le Antichità d' Ercolano*, Kap. 1757 u. f., welches von dem (jetztlich österreichischen) Catalogo degli antichi Monumenti d' Ercolano, verfaßt von dem Prälaten *Giuseppe* *Passeri* (1755), aus 10 Foliohöfchen besteht. Und auf einige sehr vorhandene sind jene Wandgemälde in den 6 ersten Bänden dieses letzten Werks dargestellt (con qualche anticipazione di Pasquale Correnti), und von diesen hat man noch mehrere Notizen in *Fransisch* von *David*, in Deutschland von *Alman*, mit Erklärungen von *Wart* / *Lugub.* 1777 — 1783. 5 Bde.). Unter der Regierung des Königs *Joachim* wurden die Nachgrabungen weit eifriger und planmäßiger betrieben, als unter der vorigen. In den Jahren 1790 — 1791 arbeiteten in der Regel 6 — 15, wobei oft *Leo* *Wann* an der Abgrabung des *Carinus*. Die Herren *Rossini*, *Scotti* und *Passeri* zu Neapel beauftragten sich vornehmlich mit dem Entrollen und Einwickeln der Herulanischen Monumente, und verschiedene sehr schätzbare literarische Monumente aus dem römischen und griechischen Alterthum, wurden durch sie theils ganz, theils fragmentarisch dargestellt. Die *Weg*

lungen hatten besonders über den Trümmerhaufen von Pompeji und auf der von Neapel nach Pompeji führenden Consularstraße statt. Sie gewährten eine Menge höchst interessanter Entdeckungen aller Art, und versprachen noch immer mehr bei Fortsetzung der Arbeit. Ein Theil der schönen Decken und Fußböden von Marmor, die man gefunden hat, sind in den Gallerien des Athenaeums zum Studium hienach aufgestellt worden. Die politischen Ereignisse, die im Athen natürlich das Geschäft versprach aber der jetzige Stil

Hercules, bei den letzten Heroen der Griechische Ideal menschlicher Vollkommenheit, d. i. höchste Abwehrkraft mit allen Vorzügen des Geistes und Gemüths gepaart, die jenes Zeitalter anerkennt, darstellte, und zwar so darstellte, daß dieses Ideal von Vollkommenheit sich dem Heile der Menschen weicht. Ein solches Bild ist in dem Saale der Zeitschriften aufgestellt worden. Die politische Revolution vom 22. Febr. 1816 ist derselben.

Hercules, ist einer der berühmtesten Helden, in welchem die Poesie das Ideal des heroischen Zeitalters, d. i. höchste Abwehrkraft mit allen Vorzügen des Geistes und Gemüths gepaart, die jenes Zeitalter anerkennt, darstellte, und zwar so darstellte, daß dieses Ideal von Vollkommenheit sich dem Heile der Menschen weicht. Ein solches Bild ist in dem Saale der Zeitschriften aufgestellt worden. Die politische Revolution vom 22. Febr. 1816 ist derselben.

Benahm des Water der Bitt Eifersüchtiger an sie freilich auch Sterblichen noch und Dreifache Feindin war die hatte einen Eid wohnenden, aus mußte zu bewirksamten, und erst im siebente Knabe, in de mußte. Ulme wovon Hercules cules legitimize dem, er wabent

fuhr, ergriff, lachte, und sie erwürgte. Der Sohn in allen Zeiten auszeichneten, von den allen waren seine Forts nicht gebildet, und als gab, kostete ihm diese von sich auf das Land, wo er die Heerden weidete. Hier blieb er bis zu seinem achtzehnten Jahre, in welche Zeit die Scene der Dichtung fällt, die dem Sophisten Prodikos gehört. An einem Scheideweg, erzählte dieser, stand Hercules, und zwei Göttinnen begegneten ihm. Die eine derselben, in äppigen Reizen prangend, küßte sich an den Jüngling anknüpfend, bot ihm Entfernung von allen Mühseligkeiten und

ent er ihrer Leitung
 Verlust. Die andere,
 den und voll Würde
 Hallen des Olymps;
 d Mühseligkeiten des
 alle. Hercules, des
 Lasters nicht anspra
 end; und seines Ho
 mit welcher er aus
 und wählte sie zur
 niemand hiebei an
 ters war hohe, kräfti
 z Keule oder Schwert
 mit gleicher Macht
 Sitome Halt gebent;
 sie aus Lust an ei
 cht. Tapferkeit und
 l und Willigkeit nicht
 Ungeheuer und rauh
 achten, in Austrock
 eförderung des Ber
 von Colonien, durch
 fördert wurde; konnte
 für sein Geschlecht
 Tugend. Zur Ver
 o von der Natur ge
 per eine Höhe von 4
 as Riesenmäßige des
 e waren noch eins so
 Brust von einer un

geheuern Breite. Mit dieser Größe und Stärke nun zugleich die seltsamste körperliche Geschicklichkeit verbindend, trat er auf den Schauplatz. Ein wüthender Löwe, der am Kithäron umhertobte, ward der erste Gegenstand seiner Aufmerksamkeit. Der König Theopios, dessen Staaten durch dieses Ungeheuer verheert wurden, nahm den kühnen Jäger gastfreundlich auf, der, bis das Ungeheuer seiner Kraft erlag, in den Armen der so schönen Lecheer des Theopios ruhete, die ihm eine zahlreiche Nachkommenschaft gebaren. Auch die physische Kraft der Zeugung mußte ja der Held in einem hohen Grade besitzen, da ein großes Geschlecht zu den Dingen gehörte, auf welche die Menschen jener Zeit stolz seyn durften. Als er hierauf nach seiner Geburtsstadt

Erhaben zurückgeführt war, befreite er dieselbe nicht nur von der Schmach eines Tributs, dem sie an die Orchomenier hatte zahlen müssen, sondern versang auch diese, dem zuvor empfangenen Tribut hinwärts selbst zu zahlen. Ircen, der König von Theben, gab ihm dafür seine Tochter Megara zur Gemahlin. Juno's Haß aber wuchs nun auch in demselben Grade, als des Helden reich ausschweifende Erbsen; und ein Werk seines Hasses war, daß Eurystheus jene den Hercules zu sich einholte, und ihm befahl, Abenteuer, die er ihm auftragen würde, zu vollziehen. Hercules, unwillig ihm zu dienen, ging nach Delphi, das Orakel des Apollo zu befragen, was ihm zur Antwort (von Poseidon gebotene Abenteuer) nicht er bestehen, zur Unsterblichkeit. Dieser Kasieruch stürzte die Schicksale zu dienen seiner unwürdig hielt, in dem Juno zu wirklicher Kaserei erdacht ward, in dem, mit Megara erzeugten, Kinder wurden, in dem, und erlegte. Nachher von seiner Kaserei (ihm erkennend, ererist ihn ein ansehnlicher E menschlichen Anblick und Umgang finden machte der Zeit, mit den Priestern und sich selbst verführte schuld gereinigt, begab er sich zu Eurystheus, berühmten Abenteuern, bekannt unter dem Namen ten des Hercules. 1) Erlegte er den Nemeischen Löwen, der in den Wäldern von Nemea und Kleone haust; und von seinem Weichheit eines Erdlichen verwundet werden konnte. Hercules zerbrach mit der Faust dessen Rücken, und zog ihm die Fell ab, welches ihn fortan gleich einem der Levi, wie ein Helm, den feingem deckte. laos Bekand, die Lernische Hydra, Abfess drüber, deren einer unsterblich war, in hausern Kopfes, auf der Spitze zwei neue u Hindin der Diana, gleich sehr durch ihre ihr goldenes Bewehr und ihre ehernen Zähne an deudig eingefangen werden machte, so golt e vorher Kraft und List, so sehr Schwelger h er romantischen Eder, der die Gegend um den Berg Erymanthus verbeerte, ein, und brachte ihn lebendig auf seinen Schultern zu Eurystheus, der darüber so sehr erschrock, daß er sich in ein Gefäß versproch, und fortan nicht wagte, dem Hercules seine Befehle selbst zu geben, sondern ihm dieselben, außerhalb der Mauern, durch Kopreus, Sohn des Pelops, ertheilen ließ. 5) Krümmte er in Einem Tage die Sidle des Augeas, worta dieser König von Elis 3000 Kinder seit langer Zeit hatte leben gehabt, dadurch, daß er die vereinigten Flüsse Alpheus und Peneus hindurch leitete. 6) Ledte er die Erymanthaliden, ungeheure Rauhohel mit ehernen Klauen, Schindeln und Klauen, welche die Gegend um den Nistumwaldern See Erymanthalis in Arkadien verbeerten. 7) Zog er den Stier aus Krete, den, ausgezeichnet durch Schönheit und Kraft, Neveus auf auf des Minos Flehen aus den Klauen hatte aufstehen lassen, um durch dies Wunder dem Flehenden das Reich zu verchaffen. Statt, wie er gefohlt, den Euer dem Goete zu versern, hatte Minos ihn, gereizt von dessen Schanden, unter seine Heerden gebracht, was er zu bereuen nur zu sehr Ursache fand. Denn nicht nur stürzte jetzt der Euer mit nicht zu ländernder Kraft verbeertend durch das Eiland, sondern Paphos sah auch jetzt unaußerliche Lebenslohn für ihn, de

durchdringla
 ngad, indess
 er, mit Ju
 en aus 300
 i jedes abge
 zing er die
 t, als durch
 Da sie le
 held, wie
 King er den

1 a Frucht Chastetät war. Als Herakles mit dem auf dem Schiffe
 2 in zu Carthago kam, sah dieser ihn wieder an, wundert der Eifer
 3 er den Namen des vorerwähnten, in dem
 4 vorkommt. 5) Wundert er die großherzige
 6 i Abgesandten Könige Diomedes, der ihn
 7 , die sein Medus bezaubert, wundert, nach Ersehen
 8 ize ihn freundlich viele Soldaten bezaubern. Eben so
 9 als er 1) das Wiederkehren der Amazonen
 10 Hippolyte für des Carthagos Tochter Gomer
 11 inder des dreißigjährigen Heracles, be-

12 acht von dem juristischen Hund Orther und dem Auser Caration,
 13 in Carthago, wozu Tolei im westlichen Ocean, unter von Spanien
 14 e nach der Madaga (Madag) hier, zu holen, wurde aus dem ausgewor-
 15 gt, und dann er bei dem vorigen Tage nach dem Damus fernsten
 16 von Wandern mühen, so wundert er bei diesem nach dem Franken
 17 sehen, wobei es dann, wie sich sehr von selbst versteht, an Kunden
 18 bezaubern nicht mangelt. Er war aber herrlich die dazugehörigen Kunden
 19 wegen maßlos und gefährlich gewesen, so übertrafen sich die beiden
 20 in ist das an mancherlei Wunderthaten. Zunächst ward ihm ausge-
 21 oren, 1) die goldenen Äpfel aus dem Garten der He-
 22 eriden zu holen. Schon darum war dies Abenteuer ein wenig
 23 danklicher, weil Heracles eigentlich nicht einmal wahr, was diese Ap-
 24 el zu haben wären. Dennoch wußt, wiederum mancherlei Gefahren noch
 25 kämpft bestehend, wundert er so leicht zu Land und Wasser, das er
 26 in Ort erreicht. Was zwar holt eigentlich dann die goldenen Äp-
 27 pel, Hercules aber trug ungeduldi dass freier das furchtbarste
 28 was kein der von Carthago geschritten Abenteuer bestand in nicht
 29 geringem, als 2) den Erbeeren aus der Höllewelt her-
 30 af zu holen. Kein Wunder, wenn der Held ein solches Abenteuer
 31 sche ohne Vorbereitung bestand. Der Herrscher der Höllewelt versich-
 32 er im Augenblicke den Heracles wozu der Forderung, sich keine and-
 33 e Waffen zu beschaffen. Er will selbst aus der Hölle das Un-
 34 gewer, stärkt diesen den Hölle wunder keine Feinde, und schickte ihn
 35 weg der schwarzen Rösche, die der Trache, in welchen Erdbeeren er-
 36 wa, das dann aus sich machte. Er wußte er das Thier auf der
 37 Wirtel und zu Carthago, der ist ihn wieder in der Wirtel was
 38 zu sich, auch das war er, und war von, nach des Erbeseren Lich-
 39 in der Welt, die sich der Jern nicht
 40 re. Während es aber diese zu Abenteuer
 41 Licht durchzog, was er auch in der Hölle,
 42 werten, sondern verrathen die Hölle die
 43 dort das ist, was nicht Lügen, als das
 44 trint Lebensboten (Karyon) zu dem
 45 mit den Gesandten, seine Lich-

46 ohne am Tage der Argonauten, seine Befreiung der
 47 rektion, die nach dem Vater sehr Verwunderung ausgelegt war,
 48 in der Jern der Hölle zu verfahren, die Erziehung der (nachdem
 49 in Äthien der Heracles von König von Spanien nach
 50 legte, den er auf die beiden Seiten (nach Tarsus bezieht,
 51 in Erlegung des Hippobots, sein Kämpfe mit Hercules
 52 ob Argona (Argona), die Befreiung des an dem Kaufhaus
 53 eukthen Prometheus, und des Heracles aus der Hölle-
 54 welt, die dreißigjährigen sind. Nachdem er alle diese Thaten voll-
 55 endet, sieht er sich nach Athen, und vermaßte seine Gemahlin

am Jafanok. Er hätte wolte sich indeffen auch wieder vermählen; und da er vernahm, daß Eurystos, der König von Oehalia, seine Tochter Iole dem, der ihn und seine Söhne im Bogenschießen übertreffen würde, als Kampfspreis ausgefetzt hatte; so ging er nach Oehalia, bestieg sie alle, erhielt aber die Gemahlin nicht, weil man einen neuen Anfall seines Wahnsinns fürchtete. In der That ergriff ihn auch dieser bald darauf — nachdem er in der Zwischenzeit die Alceste aus der Unterwelt zurück in die Arme ihres Gemahls gebracht hatte — noch ein Mal, und in diesem Anfall stürzte er Iphitos, der Iole ältesten Bruder, seinen treuen Freund, von den Mauern Tironehs herab. Ungeachtet von diesem Morde gereinigt wurde, verfiel er doch darüber schwere Krankheit, wegen deren er das Delphische Orakel zugeing. Da ihm die Pythia Antwort versagte, plünderte er den Tempel, raubte den Dreifuß, und kämpfte selbst mit dem Apollo. erhielt er denn doch das verlangte Orakel, welches also lautete: seiner Krankheit werde er genesen, wosern er auf drei Jahre Sklaven verkaufe und dem Eurystos den Kaufpreis als Sühne

Diesem Orakelspruch zu Folge verkaufte Merkur den Herakles an Omphale, der Lydier Königin. Während dieser Dienstschafft war er aber keineswegs bloß mit seiner unwürdig, weiblicher Arbeit und weichlicher Liebe beschäftigt, sondern bezwang auch manchen Straßenräuber, und strafte manchen plagenden Anhold, wie den Glaukus, der die wandernden Fremdlinge zu graben zwang. Nach Vollendung seiner Dienstzeit strafte er mancher Ungerechtigkeiten, die ihm in früherer Zeit gegen ihn selbst begangen, und Vorebrüchigkeiten, deren man sich gegen ihn schuldig gemacht hatte. So zog er mit einem Heer gen Troja, um Laomedon, der Hesione Vater, zu bestrafen, und mit einem andern gegen Augeas, welche beide ihn um den bedungenen Lohn betrogen hatten. Zu Kaljilon hatte er mythischen um des Oeneus Tochter Dejanira geworden, und um deren Besitz mit Achelous

gek
G
der
ab
Tro
Her
den
sche
Her
ne
hat
ab
wei
Hol
hat
Zöl
rpt
im
Eu
Um
wa
ibr
der
kiet

als Person existirt, und es gleichwohl Herakliden gegeben hätte, Abkömmlinge nämlich einer Phönizisch-Griechischen Colonie aus Theben. Indes wollen wir damit die Persönlichkeit eines Thebanischen Hercules nicht gänzlich läugnen, am allerwenigsten darum, weil eine alte Ueberlieferung von ihm sagt, daß er ursprünglich nicht Hercules, sondern Alkaios geheissen, und jenen Namen erst von dem Gott Hercules überkommen habe (Sext. Empr. adv. Phys. p. 557. ed. Fabric.). Wie dem nun sey, auf diesen Thebanischen Alkaios-Hercules wurde alles das übertragen, was man von den übrigen berichtet hatte, und diese Berichte verwandelten sich im Munde der so eigenthümlich anthropomorphisirenden Griechen in Sagen, wie sie die Griechen liebten. Der ganze Mythos erhielt, nach solcher Zusammenschmelzung, andere Tendenz und Gestalt. Der Mythos des Griechischen Hercules stellt uns nämlich die Geschichte der frühesten Cultur oder die Entwilderungsgeschichte Griechenlands dar. Dieses Entwildern wurde auf drei Wegen bewirkt: physisch durch Urbarmachung des Bodens, Austrocknung von Seen und Sümpfen, Grabung von Kanälen, Ausrottung von Wäldern und der in ihnen hausenden wilden Thiere; merkantilisch, durch Schiffahrt und Handelsverkehr mit entfernten Gegenden; politisch-religiös, durch Stiftung heiliger Spiele, Satzungen u. s. w. Alles dies bewirkte der Phönizisch-Thebanische Hercules, auf welchen eine Menge von Städten, Phönizische Pflanzungen, ihren Ursprung zurücksührten. Alle sie feierten ihm zu Ehren Feste, und an diesen Festen sang man von seinen Thaten. Unstreitig flossen darin astronomische Ideen, Wundersagen von den merkantilischen Zügen, und Thaten eines oder mehrerer Griechischer Helden in einander. Auf diese Weise entstanden nach und nach Herakleen, d. i. Gedichte von größtem Umfang, deren Inhalt das Leben und die Thaten des Hercules waren. Ohne Zweifel gab es deren bereits in einfacherer Gestalt vor Homer. Endlich kamen auch die dramatischen Dichter, welche, besonders in den Satyrhandlungen, einen travestirten Hercules darzustellen liebten, wodurch eine Menge Farcen in die Sagen des Hercules kamen. Dahin gehört wohl ohne Zweifel, was man von Hercules dem Fresser, dem Säuser, von Hercules bei Omphale am Spinnrocken, wo das Ideal männlicher Kraft und Tapferkeit dem gebietenden Pantomime Preis gegeben ist, u. dergl. m. hin und wieder berichtet findet. Wie es demnach mit der Uridee des Hercules möge beschaffen seyn, so ist kein Zweifel, daß die Idee des Griechischen Hercules als eines Heros ihre Ausbildung der Poesie verdankt, weshalb man ihn in gewisser Hinsicht als ein bloß poetisches Wesen betrachten kann. Das poetische Ideal wurde nachher von der bildenden Kunst sichtbar dargestellt. Hercules erscheint in der Reihe der Idealfiguren Griechischer Plastik als die nervigste und untersekste. Außerordentlich starke und breite Schultern, ein kurzer, dicker Hals, eine große, gewölbte Brust bei einem verhältnißmäßig kleinen Kopfe zeichnen ihn aus. Der Kopf ist geistreich, gutmüthig; nur selten erscheint er mit einem Ausdruck von Wildheit. Sein Bart ist kraus, sein Haar kurz. In gewöhnlichen Costüme erscheint er nackt, mit Löwenhaut und Keule; in älteren Werken führt er Bogen und Pfeile. Die von ihm noch vorhandene Hauptstatue ist der sogenannte Parthische Hercules, ein Werk des Atheners Glykon. Uebrigens läßt sich leicht erachten, daß man in mancherlei Bildwerken ihn in verschiedenen Attituden, wozu die reichen Scenen seiner Geschichte von selbst auffoderten, werde dargestellt haben. Man findet ihn als Kind, Jüngling und Mann, ringend und kämpfend, leidend und genießend, in vieler

der Auffengung und in Ruhe. Eine vorzüglich merkwürdige Darstellung ist der sogenannte Torso at Michel Angelo, also genannt, weil dieser große Künstler 7 Jahre lang an diesem Bruststück einer Hercules-Statue studirte. Aus der Anatomie zu schließen, soll die Statue vorwärts gebückt, mit aufgerichtetem Kopf, auf Löwenhaut ist über den Sitz geworfen. Was zeichnet, Brust und Schultern, sind in hohem Muskeln aber nicht ausgedrückt; der Künstler Sohn von Athen — stellte nicht mehr den Kämpfern den Gott, der jetzt die Thaten überdenkt gab. Zu den denkwürdigen Darstellungen ge als Musenfänger, Musagetes, zu wel eigenem Musenkünste wohl schwerlich gelangt sey mußte er den Unterricht nicht sonderlich Dank. In dieser Beziehung mit der Lyra dargestellt. misch. Fulvius Nobilior erbaute dem Hercules them er die von ihm zu Umbracia eroberten I scheint in der That, er habe seinen Landsleuten dadurch eine Warnung geben wollen, die kriegerische Tapferkeit nicht für unverletzlich mit den Musenkünsten zu halten.

• Hercules Schild, s. Hesiodus.

Herder (Johann
reichsten Schriftsteller d
Pommern, einer kleinen
vaterlicher Schullehrer wa
sere Umstände, entwickelt
durch eigene Kraft. Ni
stutete ihm sein Vater
Sohn nach andern Quel
verschaffen wußte, mußte
in eine ihm eben so un
Laufbahn genöthigt. I
den Jüngling, welcher
halb Belegenheit hatte,
genanlagen zu entdecken
lung zu verschaffen, und
er seinen eigenen Söhnen
ber, bei seinem großen,
darin ungemeine Fortsch
krankheit, die ihn in nä
gryt brachte, der dama
Jünglings schöne Bildni
ihn mit sich nach Peter
Chirurgie lehren zu lassen.

Herder, der keine Aussicht hatte, seinen
Lieblingstudien leben zu können, verließ demnach 1762 seine Vaterstadt,
entschloß sich diesen Vorschlag anzunehmen. In Königsberg aber ward
er Männern bekannt, die zu würdigen verstanden, was in ihm lag, und
sich bereiteten, ihm eine seinen Neigungen und Talenten mehr entsprechende
Laufbahn zu eröffnen. Man verschaffte ihm eine Stelle im Friedrichs-
collegium, wo er erst Aufseher einiger Pensionärs, dann Lehrer in der
ersten philosophischen und zweiten lateinischen Klasse wurde, wobei es
ihm an Zeit und Gelegenheit zu eignem Studiren nicht mangelte. Er
entschied sich für die Theologie, studirte diese aber in jenem hohen Sinn
und Geist, durch welchen es ihm späterhin gelang auch hier als Refor-

mator aufzutreten. Von dem edelsten Triebe für Wissenschaft und Kunst befeelt, strebte er, seinen Kreis immer mehr zu erweitern. Deshalb verfenkte er sich mit dem regsten Eifer zugleich in die Tiefen der Philosophie und Naturwissenschaft, und ermüdete nicht, die unermesslichen Gebiete der Geschichte, Staats-, Völker- und Sprachkunde zu durchwandern. Wie eine Biene von Blume zu Blume, so eilte er von Wissenschaft zu Wissenschaft, und nahm den reinsten Honig zur Ausbeute mit. Im Jahr 1765 erhielt er den Ruf als Rector der Domschule nach Riga, mit welcher Stelle zugleich ein Predigtamt verbunden war. In diesem doppelten Beruf beehrte ihn der Segen der schönsten Wirksamkeit; seine Zöglinge und Zuhörer hingen enthusiastisch ihm an. Die Art, wie er als Lehrer die Studien behandelte, weckte, belebte, ermunterte den Geist; als geistlicher Redner sprach er voll Einfalt, Herzlichkeit und ungeschminkter Wahrheit so evangelisch lauter, daß er sich aller Herzen bewächtigte, und hatte so großen Beifall, daß man sich sogar entschloß, für ihn eine geräumigere Kirche zu bauen. Im Jahr 1768 trug man ihm von Peterssburg aus das Inspektorat der dortigen St. Petrischule an, allein er lehnte nicht nur diesen Ruf ab, sondern legte selbst seine Stellen in Riga nieder, weil es ihn drängte, die Welt in der Welt, die Menschen auf der großen Bühne des Lebens die Kunst an der Quelle zu studiren. Alle diese Neigungen zu befriedigen, bot sich ihm eine erwünschte Gelegenheit dar, indem er zum Begleiter des Prinzen von Holstein-Eutin durch Frankreich und Italien auserwählt ward. Leider konnte er von diesem glücklichen Ereigniß nicht alle die Vortheile ziehen, die sich sein Geist davon versprochen hatte. Sein Augenstich, das weit gefährlicher wiedergekehrt war, hielt ihn in Strassburg fest, wo er mit Götze bekannt und befreundet ward, und auf ihn einen so bedeutenden Einfluß gewann, daß dessen Wirkungen in unserer Literatur und unserm Leben noch immer fortbauern (s. den Art. Götze.) Herder hatte damals auch schon als Schriftsteller

den Geistes reisten hier, und Weimar wird sich noch lange erfreuen und dankbar dessen erinnern, was er als geistlicher Redner, als Aufseher der Schulen, als Besorger der Talente, als Stifter mancher trefflichen Einrichtung segensreich gewirkt hat. Galt Weimar für das Deutsche Athen, so hat auch Er seinen Antheil daran, denn auch Er glänzte als ein Stern erster Größe an diesem Firmament. Geliebt und geehrt von einem der edelsten, würdigsten Fürstenthümer, erhielt er auch manchen öffentlichen Beweis der Anerkennung seiner Verdienste und seines Wertes, denn 1789 wurde er Vicepräsident, und 1801 Präsident des Oberconsistoriums, was bis dahin kein Bürgerlicher gewesen war. Erst nachdem er dies geworden, wurde er von dem Kurfürst von Baiern in den Adelsstand erhoben, eine Gnade, welche ihm aus Familienrücksichten v

Und wirkte Herder, bis am 18. Dec. Fehnten Jactel, der ihm so befreundete Lebens unterbrach. Doch hörte er da

ben, zu wirken; der große Mann, der hinaus. Ein schönes Vermächtniß hat er verlassen, und mit ihnen sich selbst ein:

„Die neue Ausgabe seiner sämtlichen (seit 1805) ist mit Recht in mehrere A

zur schönen Kunst und Litera

tion und Theologie, und Schri

Geschichte gehörig, denn man

hlic gleich die Vielseitigkeit des Mann

schichtschreiber, Theolog, Ph

hetiker, Dichter und Uebersetzer

raslosem Eifer unter uns gewirkt hat,

hellenen Urkunden historische, klimatisc

wenn nicht der Schule, doch des Leb

Schatz bewährter Natur-, Menschen-,

Führer des klassischen Alterthums bewir

Menschen durch Studium der klassische

turstudiums trug er sehr vieles bei; I

fern Geschmack; erhob uns durch Anse

der schönen Kunst zu reiner Menschheit

schrieb, zur Begeisterung, weckte rührend

Seelen edle Gefühle ein, entflammte

wahrhaft Schöne und Große. Das

Ideen zur Philosophie der G

(Riga, 1784 — 91, 4 Bde.), in weld

wie alle Radten eines Zirkels in den

„Schon in ziemlich frühen Jahren, sa

schafften noch in alle dem Morgenschau

die Mittagssonne unsers Lebens so viel

danke ein, ob denn, da alles in der B

fenschaft habe, nicht auch das, was un

schichte der Menschheit im Ganzen im

Wissenschaft haben sollte? Alles erin

und Moral, Physik und Naturgeschichte

fen.“ Und so suchte Herder schon von

osophie der Geschichte der Menschheit, w

wegen zeigt sich auch wirklich in allem,

Lebens, aus welcher seine Tugenden w

Punkte zu finden, wo Alles in Eins fällt, wo aus Einem Alles hervorgeht, war sein heftiges Streben, und zwar nicht durch metaphysische Speculation, sondern durch Beobachtung. So ging er denn den langen Weg von Erfahrungen und Analogien der Natur, den nicht kürzeren Weg der Geschichte und alle Zweige menschlicher Cultur durch, Religion, Philosophie, Gesetgebung, Heilkunde, Poesie und Kunst, um endlich, wie ein kühner Alexander, im Mittelpunkte von allen zu thronen. Von seinem Standpunkte aus liegt Welt und Menschenleben, Vergangenheit und Zukunft wie ein großes Panorama vor dem erstaunten Blick, alle Verwirrung löst sich, und erhabne Klare bemessert sich des Herzens. Ausgerüstet mit Kenntniß der Menschennatur im Allgemeinen, führt uns der Historiker der Menschheit unter alle Zonen, in alle Zeiten hin, um ruhig mit uns zu beobachten, wie sie unter solchen und solchen Bedingungen sich entwickeln, und welche Erfolge jedesmal eine solche oder solche Entwicklung haben mußte. Dabei entdeckt er das große Geheiß, das Ziel und den Endpunkt dieser Menschennatur und alles ihres Strebens in der Humanität. Diese Humanität ward Herders Objeet; auf sie bezog er alles; für sie warfte er mit rastlosem Eifer. Er war ein vollberziger, kräftiger Mensch, und Mensch im schönen Streben und Wirken zu seyn, darauf war all sein Bemühen gerichtet, so daß man mit Einem, freilich oft entwerthen, Worte sein ganzes Wesen bezeichnen kann. Er war Humanist, und spricht uns als solcher in dem unübertrefflichen Monument seines Geistes, in seinen Ideen, schön, rührend und erhaben an. Was auch im Einzelnen gegen dieses Werk, aus welchem Salls Lehre hervorging, sich sagen läßt, es bleibt im Ganzen ein klassisches Werk, das in dem Strom der Vergessenheit so leicht nicht untergehen, und bessere Gedanken in den Seelen der Nachlebenden erwecken wird. (Charakteristik J. G. v. Herders, von Wang und Gruber, herausgeg. von J. G. Gruber. Leipzig 1805.)

Here, s. Juno.

Hermandad. Als in Castilien die Städte zu Ansehen gelangten, und durch die Begünstigungen der Könige, welche die Macht derselben gegen den übermüthigen Adel brauchten, ein Gefühl ihrer Wichtigkeit erhielten, schlossen sie mehrmals mächtige Verbindungen, welche ihren Zweck, gegen die Anmaßungen und die Raubsucht des unabhängigen Lehnadels zu schützen, unverhohlen aussprachen. Am auffallendsten verkündigte diesen Zweck die, im Jahre 1206 von den Städte-

Verbindungen, der Senagellen zu verurtheilt, dem sprach. sie, das welche dders. errichtete nicht r Oberinstanz Richter

In verschiedenen Gegenden wurden von der bewaffneten Macht bestraft. Den Namen und Stand, u. sucht finden. Der Adel ist gebändigt und feigens dagegen auf, denn dieses Mittel zur wirklichen Hilfsmittel zu geben, da die Kriegshenden Heeres ausmachte. Auch in Ar-Herrn und ad, die Bildung geworden, daß es oder für eine, von die der früheren Anfall, z. lunere Sicherheit zu greifen, setzte sich aber geschehen war. Sie b. Polizeiwächtern, die in Castilien vertheilt war der Städte wachen in dahin, ihre Gewalt nicht Sie stand unter dem der ganzen Compagnie Talavera ihre bleibend.

Hermann, s. A

Hermann von Thüringen. Wenn man, wie gewöhnlich geschieht, jenen Hermann von Wirzburg, welcher nach Ludwig dem Springer eine kurze Zeit Landgraf von Thüringen war, von Lothar II. aber im Jahr 1129 der landgräflichen Würde beraubt ward, unter dem

Lan
kan
Bei
fern
zum
im
oder
war
des
Auf
hob
und
der
ern
rich
zu
hob
der
erhi
dem
war
sich
sich

hinter, in Brettern in halber Mannshöhe eingefasste Gerichtsbühne erbaut, deren gegen Morgen gerichteter Eingang offen und nur mit einem Schlagbaum verwahrt war. Hier saß am erhabensten Orte der Bühne der Landgraf, zum Symbol des Richteramtes einen weißen Stab in der Hand, vor ihm der Herold, zu beiden Seiten Schöppen und Beisitzer; ein Freibote war der Diener des Gerichts. Nicht aber bloß nach innen ungewein thätig und wirksam, spielte Hermann auch in politischer Hinsicht eine wichtige Rolle. Gegen Kaiser Heinrich VI., welcher Thüringen selbst in Beis zu nehmen Lust hatte, ergriff er solche Maßregeln, daß alle Versuche Heinrichs fruchtlos blieben. Mit gleicher Entschlossenheit und Glück widerstand er sich den Anmaßungen des Erzbischofs von Mainz, der Thüringen so gern mit ihm getheilt; und des Abtes von Fulda, der ihm einige seiner Lehngüter so gern entzog.

folgten ihm seine Sänger auch hieher. Heinrich von Veldeck, Wolfram von Eschenbach, Walter von der Vogelweide, Heinrich von Ofterdingen, Biterolf, Reimar von Zweter, Klingor und Andere der berühmtesten wären hier, und haben sein Andenken auf mehr denn eine Weise verewigt. Die sechzehnreimige Strophe, deren sie sich bedienten, heißt des Fürsten von Thüringen oder der Thüringer Herren Ton. Der eine ihrer poetischen Zweikämpfe vom Jahr 1207 ist uns noch übrig, und bekannt unter dem Namen des Krieges auf der Wartburg. Wie vielfach übrigens Hermann auf die Poesie seiner Zeit wirkte, erhellt aus mehreren Beweisen. Er ermunterte Veldeck zur Beendigung seiner Aeneide, Albrechten von Halberstadt zur Bearbeitung der Metamorphosen Ovids, und sein Beispiel wirkte auf seine Nachkommen fort. Hermanns Söhne und Töchter wären Freunde der Poesie, und beschäftigten sich mit ihr. Heinrich Raspe ließ die Bibel in Deutsche Verse übersetzen, und seine Schwester Irmengard trug den Geschmack an Deutscher Poesie an den Anhaltischen Hof über. Von Heinrich dem Erlauchten, Hermanns Enkel, haben wir noch einige Lieder in der Sammlung der Minnesinger. Mit Hermann theilte die Liebe zu den Musenkunsten sein jüngerer Bruder Friedrich, und Heinrich von Veldeck rühmt deshalb beide. Daß auch spätere Dichter ein Fürstenhaus, worin die Poesie geehrt und gepflegt worden war, nicht sobald vergaßen, davon sprechen das Lobgedicht auf Ludwig den Heiligen, Hermanns Sohn (s. Gottscheds Buchersaal X. 264.), und das Leben der heiligen Elisabeth, der Gemahlin dieses Ludwig, einmal durch Conrad von Marburg, und einmal durch Johannes Kote. In dem letztern ist auch der Ruhm unsers Hermann nicht vergessen, und von dem Krieg auf der Wartburg die ausführlichste Nachricht gegeben.

Hermannstadt, Ungarisch Sieben, die erste von den Sächsischen Städten und Hauptstadt in Siebenbürgen, am Fluß Sieben. Sie ist groß, nach alter Art befestigt, wird in die Ober- und Unterstadt eingetheilt, und ist fast rings mit großen Teichen umgeben, mittelst welcher sie auf einigen Seiten unter Wasser gesetzt werden kann. Im J. 1786 zählte man über 13,000 Einwohner, welche größtentheils die evangelische Religion bekennen. Zu bemerken sind das lutherische und katholische Gymnasium, das Landhaus, Rathhaus, Zeughaus, Waisenhaus und die von dem Freiherrn von Bruckenthal angelegte Bibliothek, nebst einem Münzkabinet und einer Bildergallerie. Die Stadt ist der Sitz des Militargouvernators, des königlichen Grafen der Sächsischen Nation und des Hauptpostamts. Die Landtage werden gleichfalls hier gehalten. Der Handel nach der Walachei und nach Wien ist nicht unbedeutend; auch hat die Stadt Manufakturen von feinen Huten, Leder, Musselinen, guten Weinbau, und in der Nähe eine Pulvermühle und einen Kupferhammer.

Hermaphroditos (auch Atlantis genannt, von seinem Großvater Atlas) war ein Sohn des Hermes und der Aphrodite, deren beider Namen in dem seinigen vereinigt sind, wie er der Sage nach auch beider Aeltern Schönheit in sich vereinigte. Die Nymphen in dem Idaischen Höhlen zogen ihn auf. Als er aber sein funfzehntes Jahr erreicht hatte, verließ er die väterlichen Berge, zog in den benachbarten Ländern umher und kam auch nach Carien, wo er, an dem klaren Quell der schönen Nymphe Salmacis stehend, von dieser kaum gesehen, auch schon geliebt ward. Der spröde Knabe erhörte die schöne Nymphe nicht, die ihn aber liebend umfaßte, als er in ihrer Fluth sich ba-

tere. Doch auch jetzt versagte er der Liebenden Gegenliebe. Da schickte diese zu den Göttern, daß sie ein Tag sie von ihm, noch ihn von ihr trenne, und ward erhört. Beider Körper vereinigten sich in Einen, der nicht mehr Mann, nicht mehr Weib war, und doch beides schien. Der also Verwandelte ersuchte von seinen Vätern im Schwert, keilicher, der in diese Flutden hinabkriege, möge wie er als Halbmann herausgehen.

Hermes nennt man alle vierköpfigen, feineren Pfeiler, oben mit einem Kopf. Ihren Namen schenken sie von Hermes oder Mercur erhalten zu haben, dessen Bild anfänglich am häufigsten auf diese Art verfertigt und an den Wegen aufgestellt wurde. Nachher gebräuchlich man dieses Wort zur Bezeichnung jeder Bildsäule dieser Art, und deutete auch bloß etwas Vierköpfiges überhaupt damit an. Verband man mit dem Kopfe des Hermes eine Athene oder Minerva, einen Hercules, Erös oder Amor, oder setzte auch wohl nur den Kopf einer Athene, eines Hercules, eines Erös auf solch einem vierköpfigen Pfeiler, so nannte man dergleichen Hermen: Hermae, Hermeroses. Bildsäulen dieser Art waren Versuche der noch rohen Kunst, welche erst diernächst abgerundete Köpfe darauf als Götterfolgern wurde diese Form, selbst in der Blöße behalten und verschönert. In Athen standen beifern, auf allen öffentlichen Plätzen und Straßgeschmückt wurden. Wer sich an ihnen vergriß, der des Heiligen bestraft. Bei den Römern meint, von dem Grenzort Terminus, weil fanden, die Pfeiler gewöhnlich mit Urfschriften feinden Wanderer über den richtigen Weg zu de Köpfe von Göttern und Helden, sondern au Philosophen, Dichtern, Rednern und andern stellte man auf dergleichen Pfeiler, je nach dem man sie anbrachte. Bald wurde nur der Kopf und ein Theil des Leibes ausgearbeitet, geädert, und meist ohne Attribute.

Hermeneutik kommt von einem Griechischen Worte her, welches auslegen, erklären bedeutet, und bezeichnet die Wissenschaft, welche die Grundsätze der Auslegungskunst aufstellt. Gewöhnlich indess wird der Gebrauch dieses Wortes auf die Wissenschaft beschränkt, welche die heilige Schrift verstehen lehrt. Die Hermeneutik verhält sich zu der Interpretation und Exegese wie die Theorie zu der Praxis. N.

Hermes s. Merkur.

Hermes Erismegiftus, ein historischer Name, über den es und durchaus an zuverlässigen Angaben fehlt. Die Ägypter und Phönizier vergötterten unter demselben den Erfinder der Buchstabenschrift und aller andern nützlichen Künste und Wissenschaften. Die Ägypter nannten ihn auch Ehot, Eanot, Ehot oder Ehot, und setzten ihn als eine wohlthätige Gottheit dem Osiris und der Isis zur Seite, deren Zeitgenosse er gewesen seyn soll. Nach Diodeser war er der große Osiris' Freund und Rathgeber, der ihn seiner Talente wegen hochschätzte, bildete die Sprache der Ägypter, und erfand die ersten Schriftzeichen, die Grammatik, Astronomie, Rechenkunst, Messkunst, Tonkunst, Medicin; war ihr erster Weisheitslehrer, der Anordner ihrer göttlichen Hebräuche, der erste Anbauer des Oelbaums, der Lehrer der gymnastischen Übungen und der das Leben erfreuenden Tänze. Auch Eschaniaton, Manetho und Plutarch erzählen auf ähnliche

Weise von seiner Weisheit. Aber alle diese Angaben sind so unsicher und schwankend, daß weder Zeit und Ort, wann und wo er gelebt, noch ob er überhaupt existirt habe, mit einigem Grunde bestimmt werden kann. Um seine Wissenschaft auf die Nachwelt zu bringen, soll er sie in steinerne Säulen gegraben und diesen Säulen sollen Pythagoras und Plato ihre Kenntnisse zu danken gehabt haben. Nachher verzeichnete man den Inhalt derselben in ein eigenes Buch, und später entstanden unzählige Bücher, die Hermes Namen trugen. Besonders schob ihm die Alexandrinische Schule alles unter, was sie über Magie, Theosophie, Alchemie und andere übermenschliche Wissenschaften träumte, und so ist er auch wohl noch von neuern Schwärmern als eine Quelle geheimer Weisheit betrachtet worden. Wenn um die richtige Deutung dieser Sagen zu thun ist, der lese Dornadens Aufsatz: Ueber die Erfindungen des Ehyoth in dessen Neuer Theorie der griechischen Mythologie, und Grubers mythologisches Wörterbuch.

Hermes (Johann Timotheus), bekannt als ein aufgeklärter, heil denkender Theolog, Kenner mehrerer Sprachen, populärer Philosoph und warmer Freund alles Guten und Schönen, wurde 1738 zu Peggau bei Stargard in Hinterpommern geboren. Seine erste Bildung erhielt er von seinem gelehrten Vater und seiner in jeder Rücksicht vor trefflichen Mutter. Die Fähigkeiten seines Geistes entwickelten sich ungewöhnlich schnell. Dann wurde er von einem Hauslehrer und endlich auf dem Gymnasium zu Stargard unterrichtet. Auf der Reise zur See nach Königsberg, wohin er, Theologie zu studiren, ging, bekam er in einem fürchterlichen Sturm eine Quetschung der Brust, welche einen fast tödlichen Blutsturz zur Folge hatte. Von allem entblößt kam er in Königsberg an, würde aber, da er die vorausgeschickten Gelder nicht vorfand und seine Noth nicht entdecken wollte, zu Grunde gegangen seyn, wenn ihm nicht theils seine Bücherkunde, theils edle Menschen zu Hilfe gekommen wären. Seine Kenntniß der Französischen Sprache öffnete ihm die besten Häuser der Stadt. Kant und Arnold wurden seine Lehrer, und letzterer, der sich besonders verdient um ihn machte, erkannte schon damals mit Scharfblut einen Deutschen Richardson in ihm. Zu jener Zeit (1759) fing Hermes an, die ganze Moral des Weibes in der Form selbstgemachter Erfahrungen wieder zu schreiben, um sie künftig in einer Reihe von Bänden nach und nach herauszugeben. Dabei wollte er große Reisen machen, erst spät ins Predigtamt treten u. s. w. Diese Pläne aber wurden zum Theil vereitelt. Von Königsberg ging er nach Danzig, und von da nach Berlin, wo er geraume Zeit, mit nicht geringem Vortheil für seine Geistesbildung, lebte. Hier schrieb er seine *Fanny Wilkes*, um zu erfahren, welche Aufnahme er für Sophiens Reise einst zu erwarten habe. Nachdem er hierauf als Lehrer an der Ritterakademie zu Brandenburg, dann als Feldprediger zu Lüben in Schlesien, und als fürstl. Anhaltischer Hof- und Schloßprediger zu Pless gelebt hatte, wurde er 1772 nach Breslau berufen, wo er verschiedene geistliche Aemter bekleidete, und seit 1808 Superintendent der Kirchen und Schulen im Fürstenthume Breslau, Pastor primarius zu St. Elisabeth und Prof. primarius der Theologie ist, welche Stelle er aber jetzt nicht mehr bekleidet. 1816 erhielt er von der protestantisch-theologischen Fakultät die Doktormürde. Auch feierte er in diesem Jahre sein fünfzigjähriges Amtsjubiläum. Seine bekanntesten Werke sind die schon genannten beiden Romane, die bei ihrer Erscheinung viel Aufsehn machten, und denen, wenn sie jetzt auch bei ihrer

unkünstlerischen Tendenz veraltet sind, doch die Ehre bleibt, die Reihe unserer lesbaren psychologischen Romane eröffnet und ein besseres Muster der Menschendarstellung in dieser Gattung gegeben zu haben.

Hermione, die einzige Tochter des Menelaos und der Helena. Sie war von dem Vater dem Pyrrhus oder Neoptolemus, Achills Sohne, versprochen, ward aber des Orestes Gemahlin und gebar ihm den Laumenus. Nachher soll sie sich mit dem Dionedus vermählt haben, und mit ihm unsterblich geworden seyn. Außerdem s. Harmonia.

Hermode, nach der Scandinavischen Mythologie der allgewaltige Botschafter der Götter, ein Sohn des Odin. Er heißt der Schnelle und ging immer mit Helm und Panzer bewaffnet, womit ihn sein Vater beschenkt hatte. Er und Braga gingen auf Odins Befehl den geliebten Helden entgegen, wenn sie nach Walhalla kamen, und dieser begrüßte sie mit dem Gruße Walhalla's: „Genieße Einheitsfrieden und trinke Meth mit den Göttern.“

Hernia, s. Bruch.

Hero, eine Priesterin der Venus zu Sestos auf der thracischen Küste, deren Liebesabenteuer mit Leander einem Schwelmer aus dem auf der Gegenseite des Hellespont gelegenen nicht erzählt wird, das wir unter Ruf feierlichen Feste zu Sestos, der Venus welchem auch die Einwohner von Abodhen sich Hero und Leander, und entbrannten Liebe. Wegküstigt von dem Dunkel Leander sich in den Tempel und gestand ne unbefiegbare Leidenschaft. Er fand Dunge stellten sich Hero's priesterlicher Etern entgegen. Dem lebenden Jüngling nicht. Er redete mit Hero ob, daß er den Hellespont schwimmen wolle; eine steckte Fackel sollte ihm zum Wegweiser an die Arme seiner Geliebten, und, von Schirm, genossen beide der süßesten Freundschaft. Die heftigen Stürme regten das Meer erst in die Fluthen, aber seine Kräfte, und entsetzt schleudern ihn die Wellen Hero, von Angst gefoltert, seiner wartet bei diesem Anblick, stürzt sich von dem Felsen hinab und ficht, ihn mit ihren Armen umarmend.

Herodes ist der Name von viel Jüdischen derjenige der merkwürdigste ist, welcher sein Vater war Antipater, der Edomiter.

72 vor Chr., erlangte er in seinem 25ten Judda durch Betrug und Grausamkeit. Seine Liebe zu den schönen Künsten und ein sein zeichnen ihn vor den übrigen Jüdischen Königen seine argwöhnische Grausamkeit und sein Schein der Güte und Religiosität war doch sein Herz nie von wahrer Religionsgefühl und Menschenliebe durchdrungen, und seine Regierung durchaus willkürlich. Nach Laune setzte er Hohepriester ein und ab, verkleidet behorchte er seine Unterthanen, und brauchte die niedrigsten Werkzeuge des Despotismus, selbst ein niedriger Sklav der Admischen Oberherren. Zum Theil wurde er verführt von seiner Schwester Salo-

me. Seine Gemahlin Mariane, Aristobul, sein Schwager, Alexandra, dessen Mutter, der alte Fürst Hyrcan, und drei von seinen eigenen Söhnen wurden von ihm hingerichtet. Er erhielt sich auf dem Throne ungeachtet des Hasses der Juden und der Gefahr, in die ihn die Parteien in dem Römischen Bürgerkriege brachten, durch knechtische Unterwerfung unter den Willen des jedesmaligen Oberhauptes der siegenden Partei. August vermehrte seine Staaten mit Trachonitis, Auranitis, Batanda und Zenodors Gebiet. Unter seiner Regierung wurde Christus geboren. Herodes baute den Tempel von Jerusalem prächtiger, als er vorher war, zierte seine Hauptstadt mit vielen schönen Gebäuden und vermehrte die Zahl der Städte. Auch als Krieger und Eroberer machte er sich berühmt. Er schlug die Araber und ihren Anführer Aretas, besiegte die Syrisch-Arabischen Räuber. Er starb nach einer Regierung von 34 oder 37 Jahren, fünf Tage nach der Ermordung seines Sohns.

Herodian, ein bekannter Geschichtschreiber, von dessen Lebensumständen wir nicht viel mehr wissen, als daß er in Rom öffentliche Ehrenämter bekleidete und über das Jahr 238 nach Chr. hinaus gelebt haben muß, da er seine in Griechischer Sprache abgefaßte Geschichte, welche von dem Tode Antonius anhebt, mit diesem Jahre schließt. Sie besteht aus acht Büchern, und ist zwar ohne chronologische Angaben, aber mit Freimüthigkeit und Wahrheitsliebe in einem reinen und wärdevollen Stil geschrieben.

Herodot, zu Halicarnass in Carien im ersten Jahre der 74ten Olympiade (844 J. vor Chr.) geboren, der älteste Griechische Geschichtschreiber. Er unternahm es zuerst, eine allgemeine Völkergeschichte in einer ordentlichen Verbindung zu schreiben, die einen Zeitraum von 240 Jahren umfaßt. Um den Stoff für sein Werk zu sammeln, bereiste er verschiedene Länder selbst, z. B. Griechenland, Macedonien bis über den Ister und Borysthenes hinaus, einen großen Theil Asiens, und sogar Aegypten, Lybien und Cyrene. Nach den gesammelten Materialien bearbeitete er hierauf im 44ten Jahre seines Alters die Geschichte, welche aus 9 Büchern besteht, die er nach den 9 Musen benannte. Er erzählt das in die Kriege der Perser mit den Griechen, als Episoden aber flieht er die Geschichten der andern Nationen ein; er schrieb in einer noch durchaus bildlichen, durch Würde und Einfachheit ausgezeichneten Sprache und in dem Dialekt Joniens; Characterschilderungen sind ihm fremd; handelnd und redend führt er seine Personen ein. Er selbst erscheint allenthalben von der religiösen Weltansicht durchdrungen. Bei den Olympischen Spielen und nachher in den Athenischen Volksversammlungen, wo er sein Werk vorlas, belohnte ihn der lauteste Beifall. Zuletzt mußte er sein Vaterland verlassen, das durch Parteien zerrüttet ward, und ging mit einer Athenischen Colonie nach Thurium in Großgriechenland; daher er auch den Beinamen Thurius hat. Wo und wann er starb, ist unbekannt. Man legt ihm auch eine Lebensbeschreibung Homers bei, jedoch ohne völlige Gewißheit. Seine Glaubwürdigkeit ist nur insofern in Zweifel zu ziehen, als er vielleicht hin und wieder selbst durch falsche Nachrichten getäuscht worden. Ohne den Sagenschatz seines Werks würden wir die älteste Geschichte fast gar nicht kennen. Uebersetzungen besitzen wir von Degen und Jacobi.

Heroen, Helden, Starke, hießen dem Griechen alle vor andern durch Tapferkeit, Muth, Kraft und Wissenschaft ausgezeichnete Männer der frühen Vorzeit. Er erkannte in ihnen übermenschliche Wesen und reichte sie zunächst an die Götter, zwischen welchen und den Menschen sie eine Mittelstufe bildeten. Sie waren ihm Halbgötter, an de-

den nur das Sterbliche untergegangen, das Sterbliche aber nach dem Tode in dem Eternen übergegangen war. Helden dieser Art, halbgotlicher Natur, pflegen in der Mythen sprache vorzugsweise Heroen zu heißen. In der Griechischen Heroenzeit, welche mit dem Fall der Hekatosiden in den Peloponnes (1100 vor Chr.) endet, und den Übergang vom eisenen zum eisernen Zeitalter macht, treten folgende Stämme in verschiedenen Geschlechtern auf: 1) die Prometheusiden von Prometheus, oder Deukalioniden, von Deukalion; 2) die Inachiden, von Inachos; 3) die Aegoniden, von Aegon; 4) die Danaiden, von Danaos; 5) die Pelopiden oder Tantaliden, von Pelops oder Tantalos; 6) die Ekstrapiden, von Ekstrapos. Einzelne Geschlechter, z. B. die Akoladen, Perseiden, Atriden, Herakliden, gebären unter den einen oder den andern dieser großen Stämme. Die Epoche dieser Helden ist die Zeit des romantischen Heroismus, der Abenteuer und menschlichen Wunderthaten. Nach zwei oder andern der Aufzählung würdigen Unterabteilungen kann man diese Zeit in zwei Perioden abtheilen, und so die Heroen vor dem Argonautenzug und die Heroen nach demselben unterscheiden. Unter letztern sind die Helden des Trojanischen Krieges die vorzüglichsten. Die früheren Heroen ragen über die spätern hervor, indem sie, vermischend ihrer Zeit, so gleich als Gotter erschienen, was die Folgezeit zu wagen sah. Bei der Troje war der Kampf, den die Tapferkeit gegen die Eoer hatte, wenig beschönigt, die Götter hob ihn fast ganz auf; weshalb auch die Heroenwelt eigentlich da aufsteht, wo die poetische Epoche der Geschichte weicht. Als auch diese spätern Heroen, von der Zeit zu weiterer Ferne gerückt, in der Poesie fortlebten, fanden sie ebenfalls als göttergleichere Gestalten da; jedoch kaum einer gelangte zu der allgemeinen Verehrung, die man den früheren weihte. Wieder wurden noch fernere Helden, wie den olympischen Göttern, größere Opfer gebracht, sondern man weicht ihnen nur geweihten Raum und brachte Libationen auf ihrem Grabhügel. Nach Tarsach vertrieben die Griechen am Tage des Neumonds ihre Götter, am darauf folgenden ihre Heroen, denen auch stets der zweite Vorabend geweiht wurde. In Athen ist nach dem Tode nicht vertrieben gewesen. Einige, wie Prometheus, Herakles, Polydekes u. a., gingen zur Burg der ewig waltenden Götter ein; andere wohnten auf den Inseln der Seligen, noch andere schwebten am Firmamenthimmel. Aber auch an diesen Vorstellungen änderte die folgende Zeit vieles. Uebrigens waren die Heroen der Griechen die Väter der Römer.

Heroide nennt man ein lyrisches Gedicht in Poesieform, worin irgend ein Held oder eine Heldin (daher der Name, von Heros) der That oder Heldthat einer andern Person ihre Empfindungen in einer merkwürdigen Situation des Lebens mittheilt. Ein Lyriker deshalb als feierliche Person betrachtet werden. Ovid nach seinen Metamorphosen die Heroide genant; der Person an sie doch auch Pope hat Heroide, als wenn man Oviden tadeln wollte, daß er nicht wie Pope dargestellt habe. Der Zweck, ob die Heroide zur höheren oder niederen lyrischen Poesie gehöre, steht ganz richtig, weil doch alles von der bald mehr tragischen, bald mehr stegischen Situation abhängt. Wo die

man aber gar die Heroide für unflathhaft erklären, weil sie sich nicht über den Reiffen einer Ehorie schlagen läßt, so wäre dies noch thöricht-ter. Diejenigen, die den poetischen Brief verwerfen, sollen wenigstens noch den ersten vernünftigen Grund darüber vorbringen. Mit ihm be- steht denn auch die Heroide als ein Iyrischer Brief. Keine Nation hat mehrere aufzuweisen, als die Französische, wo Colardeau, Glin de St. Myre, Dorat besondere Beachtung verdienen; unter uns Deutschen sind Wielands Briefe Verstorbenen an ihre noch lebenden Freunde, (wean man sie wirklich hieher zählen kann), auch jetzt noch das Vorzüglichste

aller Es-
ht demnach
sch nennen,
ler des He-
Werke des
if den Na-

der Prie-
s, wo man
ntair's,
den Eha-
nges, und
Kleidung
unterschied
welche die
n. Kriegs-

und Friedensherolde (Kottalos) und Herolde obrigkeitlicher Behörden (Praecones). Der eigentliche Friedensherold der Römer (Cadaucator) trug gewisse Kräuter (Vorbona, f. W. Myrten, Oelbaum, Ros-
marin &c.), als symbolisches Zeichen seines Amtes und dessen Bedeu-
tung und zu seiner Sicherheit in der Hand vor sich her; bei den Grie-
chen aber einen Lorbeer- oder Olivenstab (Cadaucos), um welchen sich
zwei Schlangen wunden, welche die Köpfe einander zuehrten und den
Kamm sich kräubten. (M. vergl. Merkur.) Der Friedensherold der
Athenr, trug statt dieses Schlangenshabes einen mit Wolle umwunde-
nen und mit allerlei Früchten geschmückten Friedenszweig (eiporian);
er mußte oft auch noch andern Beschäftigungen (sogar denen der Küche
und Mundschentzen) sich unterziehen; die Griechische Benennung Kery-
kes war, von Keryx (dem Sohne Merkurs und des Cecrops Tochter
Pandrosus) abgeleitet, von welchem vornehmlich die Athenischen He-
rolde abstammten, dagegen die Lacedämonischen Nachkommen des La-
thobius, des in einem Tempel zu Sparta göttlich verehrten Herolds des
Agamemnon, seyn mußten. — Die Fetialen, ein von Numa einge-
setztes Collegium von 20 Mitgliedern, hatten zugleich einen rein diplo-
matischen Charakter, denn ihre Geschäfte erstreckten sich über alles, was
auf Kriegserklärungen und Unterhandlungen Bezug nahm. War
ein Krieg beschloffen; so wurde er durch sie jedesmal vorher feierlich
erklärt. Glaubte Rom sich von einem andern Volke beleidigt, so wurde
durch einen Fetialen Genugthuung gefodert; erfolgte diese binnen 33 Ta-
gen nicht, so begab der Herold sich abermals an die feindliche Gränze,
warf einen blutigen Speer mit angebranntem Schaft hinüber und er-
klärte durch eine feierliche Formel (Clavigatio) den Krieg. Als Roms
Gränzen sich immer mehr erweitert hatten, ward diese Ceremonie auf

etern Felder vor der Stadt (agur hostilis) vorgenommen. Auch die
 Getreide trugen jene heiligen Kräuter (verberna), aber als Kranz, um
 sie bei sich führten, raktates abgesendet Proclamationen an
 sei öffentlichen Ur- Verkündigung der enbegängnissen, bei
 General diese hat id überhaupt allen aller andern Nationen, Herosten und
 er Verwandtschaft: Functionen waren sah man zuweilen
 hien bis jetzt, als e Hofbandes em- irdig, der am 20. in
 Herkommen in ugusts proclamate: 1806 die bairische
 ft worden, daß der selben Worte ge-
 brauchte, deren sich ein Jahr zuvor sein College in München bedient
 hatte.

Die Nacht des Jahres 3628, in welcher jener Brand geschah, war zufällig dieselbe, in welcher Alexander der Große geboren wurde.

Herrenbank. Bei verschiedenen Gerichtshöfen (z. B. den Schöppenstühlen und beim sonstigen Reichshofrath) führt diesen Namen diejenige Abtheilung oder Bank der Beisitzer, auf welcher die Herren und Ritter sich befinden, dagegen diejenige Bank, auf welcher die bürgerlichen oder gelehrten Mitglieder sitzen, die Gelehrtenbank genannt wird. Auch versteht man zuweilen unter jener Benennung die Herren und Ritter selbst.

Herrera (Hernando de), ein berühmter spanischer Dichter, aus Sevilla, lebte im 16ten Jahrhundert. Auffallend ist es, daß man durchaus nichts mehr von den Lebensumständen dieses Mannes weiß, dessen Dichterwerth schon seine Zeitgenossen so sehr fühlten, daß sie ihn vorzugsweise divino nannten; ein Beinamen, der um so ehrenvoller für Herrera war, als er in einem Zeitraum lebte, wo die vorzüglichsten Köpfe in der Poesie mit ihm wetteiferten. Gebildet durch das Studium der Griechen, Römer und Italiener, umfaßte er zugleich alles Wissenswürdige, so daß sogar seine Einsichten in der Mathematik gerühmt werden. Viele seiner Gedichte sind erotischen Inhalts und ziehen durch sanfte Gefühle an; dagegen walten in seinen Oden oft eine hohe Begeisterung. Mehrere seiner poetischen Arbeiten, deren seine Zeitgenossen erwähnen, sind nie erschienen und scheinen verloren gegangen zu seyn. Außerdem war Herrera der Verfasser einiger historischen Werke.

Herrmann, s. Arminius.

Herrnhut und Herrnhuter. Herrnhut ist ein offener Ort mit 90 Häusern und 1200 Einwohnern zwischen Ebbau und Zittau in der Oberlausitz am südlichen Abhange des Hutberges auf dem Grunde und Boden des nördlich im Thale gelegenen Rittergutes Berthelsdorf. Die feinen und dauerhaften Arbeiten der hier wohnenden Handwerker, Fabrikanten und Künstler werden überall geschätzt, besonders die Lackwaaren, Lederarbeiten und Lichte. Die Wohnungen sind nett und freundlich, die Menschen harmlos und zufrieden und auch bei dem Ärmsten herrscht Ordnung und Reinlichkeit. Die Lage des Ortes ist sehr angenehm und man bemerkt, daß er mit Bedacht zum Asyle einer heitern Frömmigkeit gewählt ward. Vor dem J. 1722 war er noch wüste. In diesem Jahre aber siedelten sich Nachkommen der in ihrem Vaterlande verfolgten Mährischen Brüder unter der Begünstigung des Grafen von Sinsendorf, damaligen Besitzers von Berthelsdorf, an der Mittagsseite des Hutberges an, und noch bezeichnet ein Stein, unweit dem Städtchen Herrnhut, auf der Straße nach Zittau die Stelle, wo im genannten Jahre der erste Baum zu der Erbauung des Ortes gefällt wurde. Ueber die Eigenthümlichkeiten dieses Ortes, und der Gemeinde, die ihn bewohnt, s. Brüdergemeinde. B.

Herschel (Wilhelm). Dieser um die Astronomie unsterblich verdiente Gelehrte wurde zu Hannover den 15. Nov. 1738 geboren. Sein Vater, ein unbegüterter Musikus, der eine zahlreiche Familie zu versorgen hatte, konnte ihm nur eine unvollkommene Erziehung geben lassen. Glücklicherweise aber fand der junge Herschel einen würdigen Lehrer, der seine Fähigkeiten erkannte, und ihn mit Eifer in seinen Lieblingswissenschaften, der Logik, Ethik und Metaphysik, unterrichtete. Dadurch wurde des Jünglings Lernbegierde auf das lebhafteste gereizt, und er arbeitete mit ununterbrochenem Fleiß daran, seinen Geist mit nützlichen Kenntnissen zu bereichern. Diese, ein musikalisches Instrument und einige geschriebene Notenbücher waren alles, womit sein Va-

ter ihn ausstatten konnte. Nach dem Ausbruch des siebenjährigen Krieges kamen im J. 1759 Vater und Sohn mit einigen Hannoverschen Truppen, zu deren Musikcorps sie gehörten, nach London. Jener kehrte nach Deutschland zurück, der Sohn aber blieb dort, um in England sein Glück zu versuchen. Seine Lage in einem fremden Lande und ohne Freunde war gewiß sehr drückend; aber mit Standhaftigkeit ertrug er alle Widerwärtigkeiten, und fuhr beharrlich fort, sich in einer Beschäftigung zu üben, die ihm so wenig versprach. Er hoffte, in der Provinz mehr Verdienst zu finden und verließ daher London. Nachdem er mehrere Städte im Norden von England besucht hatte, führte ihn das Glück nach Halifax, wo eben die Stelle eines Organisten erledigt war. Er meldete sich dazu und erhielt sie. Seine Lust zu lernen aber erwachte jetzt, da er der drückendsten Sorgen überhoben war, nur noch lebhafter; er studirte das Italienische, Lateinische und Griechische, welches letztere er aber bald wieder aufgab, ferner die Theorie der Harmonie, die ihn dergestalt anzog, daß er sich nach und nach auch mit den übrigen mathematischen Wissenschaften bekannt machte. Im Jahre 1766 trat er in einen ungleich größern Wirkungskreis, indem er zum Organisten in Bath erwählt wurde. Er hatte als solcher zugleich die Direction des Theaters, der Oratorien, der öffentlichen und Privatconcerte, und außerdem eine Menge Zöglinge zu unterrichten. Aber unter allen diesen Geschäften und Zerstreuungen fand er Zeit, seine mathematischen Studien fortzusetzen. Er widmete ihnen nach einem arbeitsvollen Tage die Stunden der Nacht. In dem Ladies Diary von 1780 erschien von ihm die Beantwortung einer Preisaufgabe über die Schwingungen der Saite, wenn sie in der Mitte mit einem kleinen Gewichte beschwert ist. Schon früher waren seine Studien vorzüglich auf Optik und Astronomie gerichtet. Das Vergnügen, mit welchem er den Himmel durch ein zweifüßiges Gregorianisches Telescop betrachtet hatte, erweckte den Wunsch in ihm, einen vollständigen astronomischen Apparat zu besitzen. Er trug einem Freund in London auf, ihm ein noch größeres Telescop zu kaufen, und beschloß auf dessen Anzeige von dem unermartet hohen Preise, der dafür gefodert wurde, selbst ein solches zu verfertigen. Lange arbeitete er vergeblich, bis endlich ein glücklicher Erfolg seine Beharrlichkeit krönte, und er im J. 1774 die Genugthuung hatte, den Himmel durch einen selbst verfertigten fünffüßigen Newtonianischen Reflector zu betrachten. Nicht zufrieden damit, ging er weiter, und beschloß Instrumente von größerm Umfang zu verfertigen, als man bisher noch gekannt hatte. Nachdem er dergleichen von 7 und 10 Fuß zu Stande gebracht hatte, unternahm er die Verfertigung eines 20füßigen. Sein Fleiß und seine Anhaltbarkeit bei diesen Arbeiten waren unglaublich; keine Schwierigkeiten vermochten ihn zu erschüttern. Er genoss dafür die Belohnung, in der Nacht des 13ten März 1781 einen neuen, zu unserm Sternsystem gehörigen Planeten zu entdecken, den er Georgium sidus nannte, der aber jetzt den Namen Uranus führt. Für diese große Entdeckung ernannte ihn die königliche Gesellschaft zu ihrem Mitglied. Im folgenden Jahre nahm ihn der König unter seinen unmittelbaren Schutz. Herschel verließ Bath und seine musikalischen Instrumente und zog nach Slough bei Windsor, wo ein Haus und eine Sternwarte für ihn eingerichtet waren. Hier, in einer glücklichen Unabhängigkeit, sah er sich in den Stand gesetzt, seine Pläne weiter zu verfolgen. Schon zu Bath fing er damit an, ein 30füßiges Telescop zu verfertigen; jetzt brachte er ein 40füßiges zu Stande. Allein die Schwierigkeiten, einem Instrumente von solchem Umfange die gehörige

Vollkommenheit zu geben, sind fast unübersteiglich, und so ist bis jetzt dieses Telescop mehr ein Gegenstand der Bewunderung als der Brauchbarkeit gewesen. Herschel hat keine seiner wichtigen Entdeckungen demselben zu verdanken. Im J. 1783 entdeckte er einen Vulkan im Monde, und im J. 1787 noch zwei andere; am Uranus aber entdeckte er, daß er mit einem Ring umgeben sey und sechs Trabanten habe. Für diese wichtigen Erweiterungen der Sternkunde ernannte ihn die Universität Oxford zum Doctor der Rechte, eine Würde, mit welcher sie, zumal gegen Fremde, nicht freigebig ist. Wir bemerken noch, daß Herschel in seiner kenntnißreichen Schwester Caroline eine thätige Gehülfin bei seinen Arbeiten hatte. Auch sie hat mehrere wichtige Entdeckungen gemacht, und der königlichen Gesellschaft in geistreichen Abhandlungen vorgelegt. Uebrigens war er ein Mann von bescheidenen Sitten, im Umgang offen, mittheilend und heiter.

Hertha, Jord, Joard (die Gba, Tellus, Titaa, Cibele der Römer und Griechen), die Erde, eine Göttin der Scandinavischen Mythologie, die heilige, erhabene Schöpferin, Mutter, Erhalterin, gemeinschaftlich verehrt von den Astiern, Longobarden, Reudignern, Amionen, Angeln, Wärnern und noch andern Germanischen Völkerstämmen, welche jenseits der Elbe in der Gegend der Warne und an den Ufern der Ostsee wohnten. Hertha war die Tochter der Nacht und des Anar, Schwester des Dagur oder des Tages von mütterlicher Seite, Gemahlin des Odin, und Mutter des Thor oder Donnergottes genannt, und ist ohne Zweifel ganz eine und dieselbe mit Frigga (man s. d. Art.). Der Grund ihrer Verehrung war vorzüglich der beruhigende Glaube, daß sie Antheil an den Angelegenheiten der Menschen nehme, sie leite, und diese sogar zu gewissen Zeiten besuche. In einem heiligen Hain auf einer Insel des östlichen Oceans befand sich das Heiligthum der Göttin. In den dunkelsten Schatten stand ein der Hertha geweihter Wagen, mit einem Teppich bedeckt; er durfte nur von dem eingeweihten Priester berührt werden. Nur diesem ward es wissend, wenn die Göttin den Thron ihres Gemahls verließ und ins Innere des Wagens sich befand. Nun spannte Hertha's Diener zwei junge Kühe vor das Heiligthum, und geleitete so die Erhabene durch das Land. Da begannen die Feste. Alle Fehden hörten auf — die Waffen entfielen den Kämpfern und wurden sogar verschlossen, und so lange Hertha's Wagenräder rollten (aber auch nicht länger), war eine allgemeine Versöhnung, tiefe Ruhe unter den Völkern, die sie anbeteten. Der Augenblick, wo die Göttin nach einer himmlischen Heimath zurück verlangte, wurde dann dem geleitenden Priester kund, der sie hernach in den heiligen Hain zurückbrachte. Der Wagen nebst Teppich und der Göttin selbst wurde nun in den heiligen, im Haine befindlichen See hinabgelassen, und von Slaven darin abgewaschen, die aber sogleich nach vollbrachter Arbeit von den geheimnißvollen Fluthen verschlungen wurden. Mit heimlichem Ergrauen ward das Volk erfüllt, das ehrfurchtsvoll kaum eine Vorstellung von den Dingen sich erlaubte, welche die Unglücklichen in dem Wasser sahen, und deren Anschauen sie mit dem Tode bezahlen mußten. Die Insel Rügen hält man für jenes Eiland, welches das Heiligthum der Göttin trug. Auch sieht man dort noch in einem großen Buchenhain einen runden Platz von hohen, uralten Buchen umgeben, kühl und düster, und in dessen Mitte einen kleinen See mit freibendem, beinahe schwarzem Wasser. Dieser Platz liegt in der sogenannten Stubnis, und wird von den Einwohnern der Burgwall und Burgsee genannt. C. Rosgartens Rhapfodien Bd. 2. L.

Herz. Dieses mit dem Blutumlauf ungetrennlich verbundene Eingeweide ist als der muskulöse Umfang der Arterien und als das muskulöse Ende der Venen anzusehen. Es steht nur mit den großen Blutgefäßen, an denen es gleichsam als ein blinder dicker Fortsatz rechts hinter dem Brustbeine befestigt ist, in Verbindung, und wird durch einenbeutel in seine bestimmte Lage eingeschränkt. Die Gestalt des Herzens ist kegelförmig. Gewöhnlich liegt es beim Menschen mit seiner Achse so, daß es die Spitze links unterwärts und etwas vorwärts, die Basis hingegen rechts hinterwärts richtet. Daß es in zwei Kammern getheilt ist, bemerkt man oben, und an einem Streifebeutel aus dem Körper eine wiegt 10 bis 20 Unzen, und 1 Kammer, der Aortenkammer, fast. Alle diese Stücke hang in der Mitte durch eine geabgesondert. Außer den vier der Aorte, der Lungenvene u eigenen Gefäße, die es versor Aorte, oder die rechte und l und Einige sprechen ihm das Empfindungsvermögen ganz ab. Die Bewegung des Herzens, die nur mit dem Tod aufhört, besteht in einer wechselseitigen Zusammenziehung und Erweiterung, worüber der Artikel Blutumlauf nachzusehen ist.

Herzberg (Ewald Friedrich Graf von), königlich Preussischer Kabinetminister und Curator der königlichen Akademie zu Berlin, geb. am 2. Sept. 1725 zu Collen bei Neu-Stettin, als Sohn des ehemaligen königl. Cardinischen Majors von Herzberg; in den Grafenstand erhoben vom Könige Friedrich Wilhelm II., und gestorben am 27. Mai 1795, im 70sten Jahre, nachdem er fast ein halbes Jahrhundert lang mit Geist und Kraft seinem Vaterlande gedient hatte. Graf Herzberg war einer der größten Diplomaten, die nicht nur Preußen, sondern überhaupt Deutschland je besaßen; und der in der glänzendsten Periode seiner gefahrvollen Laufbahn einen bedeutenden Einfluß auf die

höhere Be-

n ausübte.

, die ihm

ten Jahre

ichen Gym-

ische, aus

in Latein-

is in einer

lsrecht, als

n Ludwig,

is und der

. Da das

wählte er

besitzt her-

ald hierauf

. angefällt,

Kaiserwahl

Brath, als

und sein

Dies her-

schaffte ihm (1750) auch den Auftrag, das seit dem Kriege von 1745 eingevackelt gewesene geheime Staats- und Cabinetsarchiv wieder auspacken und neu zu ordnen, durch welche Beschäftigung er nur um so mehr für sein künftiges geschäftliches Leben sich vorbereitete. Seine, von der kbnigl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin gekrönte, Abhandlung über die erste Bevölkerung der Mark Brandenburg hatte die Folge, daß er zum Mitgliede der Akademie und zum geheimen Legationsrath ernannt wurde; in diesem Character erhielt er später die Besorgung eines Theils der geheimen Expeditionen im Departement der auswärtigen Angelegenheiten, wo er nun den gewöhnlichen Conferenzen beizuhohnen durfte. Zu jener Zeit schrieb er die höchst schätzbare „Historie der ehemaligen Brandenburgischen Seemacht Kurfürst Friedrich Wilhelm des Großen und der Afrikanischen Compagnie, wie auch der Brandenburgischen Besitzungen auf der Küste von Afrika, welche König Friedrich Wilhelm 1720 an die Holländer verkauft hat. Sein in drei Sprachen (Lateinisch, Deutsch und Französisch) binnen 8 Tagen (1756) ausgearbeitetes berühmtes „Memoire raisonné sur la conduite des Cours de Vienne et de Saxe et sur leurs desseins dangereux contre le Roi de Prusse, avec les pièces originales et justificatives, qui en fournissent les preuves“ verrieth dem Könige überzeugend das große Talent der Aneignung und die Darstellungsgabe Herzbergs, der zugleich immer mehr in die Mysterien der Diplomatie eingeweiht wurde. Bald ward er erster Geheimrath oder Staatssecretair beim auswärtigen Departement, und leistete während des Krieges dem Könige große Dienste. Der Friedenstractat mit Rußland und Schweden (1762) war sein Werk, und nun erschien auch der wichtige Augenblick, wo die Abschließung des Hubertsburger Vertrags ihm jenen denkwürdigen Lobspruch aus dem Munde seines Königs: (Vous avez fait la paix, comme j'ai fait la guerre, un contre plusieurs) und den Posten eines zweiten Staats- und Cabinetsministers (oder Ministers der auswärtigen Angelegenheiten) erwarb. Die erste Theilung von Polen sollte geschehen; sie wäre vollbracht worden, auch ohne Preussens Theilnahme; das fühlte Herzberg, wie Friedrich selbst, und da in solchem Falle Westpreußen wesentlich nothwendig ward für Preussens Verteidigungsstand, so war auch Niemand thätiger, als Herzberg, um Friedrichs nächstes Recht auf jene (durch den Vertrag von Thorn 1466 von Preußen losgetrennte) Provinz unumstößlich zu deduciren und durch die feinsten Rathschläge das Gelingen seiner Absichten zu befördern. Seine nächste Arbeit hierauf war die Entwerfung des Teschner Friedensvertrags, wie er denn auch bei den Zwistigkeiten zwischen Berlin und Wien wegen Baiern nicht minder thätig war. Es ist bekannt, daß die Absichten Oestreichs auf Baiern die unmittelbare Veranlassung zu Friedrichs erhabenstem Werke, zur Errichtung des Fürstenthums, gaben, wobei außer dem Könige selbst und dem damaligen Kronprinzen, dem Minister Herzberg der größte Theil des Ruhms gebührt. (S. Bd. 2. der von Herzberg unter dem Titel: „Recueil des Deductions, Manifestes, Declarations, Traités et autres Actes, qui ont été rédigés et publiés pour la cour de Prusse,“ herausgegebenen Sammlung von Staatschriften. Die Beilegung der Unruhen in Holland, die Wiedereinsetzung des Statthalters in seine Rechte, die Beschränkung Frankreichs in jenen Provinzen beschäftigten ihn zu gleicher Zeit sehr. Herzberg war es, durch den Friedrich bei Gelegenheit der bekannten Reise der Erbstatthalterin Genugthuung von Frankreich fordern ließ, (s. Pösselts Annalen 1767. St. 2.) — Da nahete Friedrich

des Einzigen letzte Stunde; — „nur Herzberg trug's,“ den großen Sterbenden zu sehen, dem er so viel war. In der ganzen letzten Krankheit des Königs hatte dieser ihn, den vertrauten Freund, den eingeweihten Mitarbeiter an seinen erhabenen Entwürfen und gelungenen Ausführungen, nicht von seiner Seite gelassen. Herzberg konnte erwarten, mit dem Tode seines königlichen Freundes in eine politische Dunkelheit zurückgehen zu müssen, welches ihm damals gewiß weniger Kampf gekostet haben würde, als in der Folge, wo er, nach erneueter Spannkraft, von der Bühne abtrat, auf welcher er nun so ganz heimisch geworden war. Friedrichs Nachfolger aber gab ihm in kurzer Zeit mehrere Zeichen seiner Gnade und seines Vertrauens. Er schmückte ihn mit dem schwarzen Adlerorden, wählte ihn zu seinem Begleiter bei der Huldigungsannahme in Preußen und Schlesien, erhob ihn in den Grafenstand, beauftragte ihn, die Huldigung in Pommern und der Neumark für den König zu empfangen, übertrug ihm die auswärtigen Geschäfte und ernannte ihn zum Curator der Akademie. — Herzberg erwarb sich unter der neuen Regierung auch neue Verdienste. Außer der Stillung der neuen Unruhen in Holland beschäftigte ihn die Erhaltung des politischen Gleichgewichts, im Geiste der Grundsätze, welche den Character des Fürstenbundes ausmachen, vorzüglich. Ein Resultat hievon war die denkwürdige Reichensbacher Convention (1790), welche aber durch des Königs von Preußen Nachgiebigkeit für England und Holland auf eine ganz andere Basis abgeschlossen wurde, als Herzberg früher gewollt hatte. Da er nicht durchdringen konnte, ließ er doch seine Feder zu der berühmten Generaldeklaration an Oestreich, welche Kaiser Leopold II. die Bedingungen vorschrieb, unter welchen Preußen und die Seemächte wollten, daß er Frieden mit der Pforte schließen solle. Doch ließ jenes Mißlingen eines Planes, den er selbst für sein Meisterstück hielt, einen Stachel in Herzbergs Brust zurück, der durch mehrere, seiner einmal gereizten Empfindlichkeit schmerzlich fallende, Umstände, worunter die Anstellung zweier neuer Minister gebürte, immer mehr geschärft wurde, so daß er endlich (im Mai 1791) seine Entlassung begehrte, die ihm aber nur in Ansehung der Theilnahme an den auswärtigen Angelegenheiten ertheilt wurde; er selbst reducirte demnach allmählig seinen Wirkungskreis bloß auf die Curatel der Akademie und die Aufsicht über den Preussischen Seidenbau, woneben ihn seine eigene ländliche Oekonomie lebhaft beschäftigte und die Geschichte des großen Friedrichs, wozu er das geheime Archiv benutzen durfte, die er aber nicht vollendet hat. Das Gefühl dankbarer freundschaftlicher Anhänglichkeit an den verklärten König war überhaupt das herrschende, welches ihn in die Geschäftsruhe begleitete; so brachte er ein Denkmal auf Friedrich, mit einer eigenen Aufopferung von 1000 Thalern, zu Stande; es bestand aus einer marmornen Bildsäule von Schadow, die er selbst durch eine Rede (am 10. Octbr. 1793) einweihete. Die zweite Theilung Polens (1793) und Preußens politisches Verhältniß, das durch dessen Theilnahme an der Coalition gegen Frankreich in eine gewisse Crisis gerathen war, brachte ihn zu dem Entschlusse, dem Könige seine Dienste wieder anzubieten. Er that dies in drei Schreiben an Friedrich Wilhelm II. (im Juli 1794), welche nur Patriotismus, Weisheit und edles Selbstgefühl athmen. Vielleicht war es dieses Letztere, um deswillen der König, falsche Maßregeln vorziehend, ihn bitter zurückwies. Der Schmerz über verfehlte Wünsche und unbefriedigte Erwartungen mußten nothwendig ein Gemüth, wie das Herzbergs war, an den zartesten Nerven angreifen. Eilf

theas! —
 Herzog bedeutet ursprünglich den Anführer eines Heeres (oder einer größeren Abtheilung desselben), welcher vor demselben Herzog, und zugleich denjenigen, welcher in wichtigen Rechtshändeln mit die Grafen als Unterrichter nicht entscheiden durften, entschied.

nittelbar,
 2. Eine
 e wurden
 3 versteht
 1 Herzoge
 und nach
 ärstlichen
 ter Con-
 die Her-
 unmittel-
 den vor-
 and Bra-
 on Oeff-
 her, der
 r neuern
 t König-
 als Mit-

von weß
 feumä in
 Jüngling
 in Bdo-
 nach Si-
 t haben,
 nenhangt
 nipel der
 etenkunft
 und soll
 Ausgang
 waren sie
 r wurden
 age; ge-
 uch über
 hatte er
 in Preis.

Demnach wäre er ein, wenn auch jüngerer, Zeitgenosse Homers. Herodot erklärt beide für gleichzeitig, und setzt sie 400 Jahre vor sich, also ungefähr 900 Jahre vor Christus. Hesiodus selbst erklärt sich (Sage und Werke 72) dem nächsten Zeitalter nach dem Troischen Kriege angehörig, aber freilich in einer Stelle, die der Kritik verdächtig ist. Ueberhaupt hat diese mehrere Gründe für ein späteres Zeitalter des Hesiodus: 1) Er habe einen geschmückteren und gewählteren Ausdruck, als Homer; 2) unhomerische Wörter (auch in der Geographie, z. B. Νείλος statt Αιγυπτος); 3) weiche in der Quantität mehrerer Silben von Homer ab; 4) lege einem und demselben Volke ganz andere Sitten und Gebräuche bei, als Homer; 5) habe neuere Sitten und Kenntnisse der Erde und Mythologie, wodurch er um 200 Jahre jünger erscheine als Homer. Die vier ersten Gründe hat indeß bereits Robinson in seiner Abhandlung über des Hesiodus Leben und Schriften als unhaltbar dargestellt; gegen den letzten oder Dorsischen (Mythol. Briefe 2, 95.) läßt sich sagen, daß er nur auf undeutliche Fragmente und unsichere Auszüge der Scholiasten gegründet sey. Gesezt aber, sie wären selbst auf die noch übrigen Werke des Hesiodus gegründet, so würde der Beweis doch noch nicht völlig gültig seyn, weil zuvor die Richtigkeit

dieser Werke, als Hesiodischer, erweisen seyn müßte. Diese zu erwä-
 sen, ist aber der Kritik so wenig gelungen, daß sie im Gegentheil durch
 die sorgfältigsten Prüfungen zu der Ueberzeugung gelangt ist, es sey
 bei dem Namen Hesiod, so wie bei dem Namen Homer, nur an ei-
 nen Collectornamen zu denken, unter welchem man die verschiedenen
 Dichtungen einer Aeltrathisch-Äolischen Dägerschule zu-
 sammensetzte, weil an ihrer Spitze Hesiodus, wie an der Spitze der
 Ionischen Dägerschule Homer, stand. Auch diese Werke wurden an-
 fangs durch Apollodorus fortgeschickt, und zur Zeit der Viskranden
 gesammelt und überarbeitet. Man veranstaltete aber eine zweifache Sam-
 lung, eine didaktische und eine mythische. Bei der letztern königlichen
 Zusammenfügung wurden sie zum Theil mit fremden Eviden vermischt,
 und so ist denn ihre Gestalt in ihrer jetzigen Gestalt so zweifelhafte,
 als bei Homer. Johann Langes berichtet, daß 15 Werke den Namen
 Hesiods geführt haben. Von 13 wissen wir hief die Titel noch, und
 können daher nur von dreien noch Abriß urtheilen. Diese sind 1) die
 Theogonie, eine Sammlung der ältesten Mythen, hier zu einem
 Ganzen geordnet. An sie schließt sich vermuthlich der Katalog der
 Götter an, aus dessen viertem Buch, die großen Eiden ge-
 nannt, das Bruchstück 2) Schild des Hercules seyn soll, wel-
 ches jedoch offenbar aus zwei verschiedenen Bruchstücken
 gerichtet ist, die schwerlich von demselbigen Verfasser seyn k-
 berst. von J. D. Hartmann Lemgo 1794. Ausgabe von
 Rich. Bresl. 1802. Schlichtegroll's Archäol. Unter
 darüber. Jena 1790. Der Stoff der Theogonie ist a
 Kosmogonien und Theogonien entlehnt, woraus sich so in
 fallende in Inhalt und Verbindung erklärt, denn man find
 benennt der Mythen, die bald roher und unentwickelter, da
 gebildeter sind; und Verschieden-
 schiedlos, bald weitläufiger u
 Wiederholung des nämlichen My-
 therer Wiederkehr; die Zusätze
 alten Dichtungen sterten die Har-
 aber auch leichter Erweiterungen
 jeder Apollodorus hatte alle Augen-
 ergänzen und zu verändern, und
 zeigen nach, freies entstellter un-
 dieses. Der Jaden des Ganzen u
 (Hoyne de Theogonia ab Hesiodo conatta in den Com-
 ment. Soc. Reg. Gott. Vol. 2. 1779. Ausgabe von Wolf. Halle 1783).
 Aus der didaktischen Sammlung ist ein Werk auf uns gekommen,
 welches den Titel führt: 3) Werke und Tage (Hauslehren;
 Hesiods moral. und ökonom. Vorschriften. Griechisch
 und Deutsch von J. D. Hartmann mit Zamerl. von L.
 Wachler. Lemgo 1792), ein didaktisches Gedicht über Landwirth-
 schaft, Tagewahl, zutrunkische mit Vorschriften der Lebensklugheit für
 Erziehung, Hauswirthschaft, Seefahrt u. s. w. Deutlicher und dem
 Inhalt entsprechender ist die Ueberschrift, welche Langes wählte. Es ist
 die und ökonomische Vorschriften. In diesem Werke, wel-
 ches, nach Pausanias (9, 31.), die Böotier allein für echte Hesiodisch
 anerkannten (bis auf die ersten 10 Verse), erfahren wir von Hesiodus
 selbst das Meiste. Er und sein Bruder Perkos lebten mit ihrem Vater
 zu Aëra, und nährten sich von Ackerbau und Viehzucht. Nach des
 Vaters Tode wurde das Vermögen unter beide Brüder getheilt, unge-

die ba
 Aus mehrmaliger
 edenen entstand be-
 von Neuere zu den
 kein Gedicht konnte
 in sich aufnehmen;
 und Veranlassung zu
 allen kritischen An-
 und gekommen, als
 relationen aller Art

rechte Richter aber brachten thums, und sprachen es sehen Bruder zu. Ihm bliel wirthschaffen, und das gelau bält zu haben. Seines Vt heit und Vernachlässigung Rechesbändeln und Befechun genwärtiges Gedicht. Wer würdigkeit will kennen lernen ses Gedichts in J. S. Mül Uebrigens ist nicht zu lau mancherlei Wiederholungen finden, aus denen einige auf die Einfach des Hesiodischen Zeitalters, andere auf eine spätere Zusammensetzung des ursprünglich nicht ganzen Gedichtes schließen lassen. Vernachlässigung der Uebergänge deutet ebenfalls darauf hin. Nach allem diesem ergibt sich nun aber ohne Erinnerung, daß, den poetischen Charakter des Hesiodus anzugeben, so leicht nicht sey. Wenn aber Dionysius von Halikarnas von ihm sagt: Anmuth sey sein Ziel, in der Wahl der Worte suche er Weichheit, in der beifallwürdigen Vorstellnng Flüssigkeit; wenn Vellejus ihn als einen Mann von sehr feinem Geiste rühmt, der durch die weiche Süßigkeit der Gesänge merkwürdig sey, und Quintilian ihm den Kranz in der mittlern Gattung des Ausdrucks zuerkennet: so wird schwerlich jemand diesen Urtheilen widersprechen. Hält man ihn vergleichend an Homer, von dem Ionischen Sänger sich untersch epischer Entfaltung, durch Zusammendräng Tendenz zum Didaktischen; weshalb v liegt, welche häufig kälter und matter man auf die Poesie beider, wiefern sie zur und Ausbildung ihres Zeitalters ist, drische Weltansicht sich an die Homerische sichts der Schätzung der Tugenden und La beide dringen gleich stark auf Ausübung

lste seines Eigen als verschwenderi Rest Flug zu be iches schien einge minderten Träg erleiteten ihn zu e veranlasten ge r ganzen Liebend Entwicklung die

. 1. S. 10 — 32.

ing desselben sich

Freundschaft
licher Genug
Hesiodus die
Könige un
auf das n
bürgerlichen
in dem gäh
und dem
bestimmtere
ers sind so

37. 4.; Ebsner, Leipzig, 1787. Ueber
Hedichte besitzen wir von Chr. Heint.

Schäze, Hamb. 1797, und J. H. Voss, Heidelb. 1806. — Man sehe
übrigens: Ueb. d. Gedichte des Hesiodus, ihren Ursprung
und Zusammenhang mit denen des Homer, von Ft.
Thiersch. (Denkschr. d. Pdn. Ak. d. Wiss. zu München, v. J. 1813.) ad.

Hesperiden. Als Jupiter und Juno den Olympischen Thron
bestiegen wollten, da wurden ihnen von der huldigenden Götterwelt Ga
ben mancherlei Art dargebracht. Auch Lissa (die Erde) blieb nicht
zurück, und ließ einen, goldene Äpfel tragenden, Baum an sich her
vornachsen. Götter nahmen die Neuvermählten das Opfer auf, und

Übertragen die Beschreibung derselben sieben Juncturen, Töchtern des Atlas und der Hesperis, nach ihrem Vater Atlantiden, nach ihrer Mutter Hesperiden genannt. Die Sagen der Griechen das Goldene Acker lassen, und mußten es sich gefallen lassen, daß die Phönizier ein von feuerredhendes wunderthätigen Trachten zum Acker der Phönizier Frucht bestellte. Wenn auch dieser furchtbare Richter wegen der Ironie des gezeichneten Bilden unrichtig, als Vater auf Eurystheus Poesie die goldene Acker der Hesperiden hießen sollte, welches ihm auch gelang; doch Eurystheus gab die goldene Acker dem Hercules zu erben, dieser überließ sie der Phönizier, und diese gab sie den Hesperiden wieder. Nach einer andern Erzählung hatte Phönix, Tyrann von Syonien, die Hesperiden, deren Ruf von wunderthätiger Fruchtbarkeit und Frucht keine Tagelöhner gereizt hatte, wollen erlösen lassen; auf dem Wege nach den Hesperiden-Fürten ließ er so geschick gemacht, sie zu bereuen, und habe durch von ihrem Vater die goldene Acker zum Geschenk erhalten. Jedoch hier ist kein Punkt, worin die Phönizier einen Platz hätten. Wohl sollen die Hesperiden Töchter des Atlas und der Hesperis sein (wie wir schon oben angenommen haben mit Diodor), doch das Zeus und der Themis, bald der Uran und des Phor es kon; durch nennt sie Kinder der Nacht, und läßt sie den Porzeuren gegen über, als deren Schwägerin. Den wunderthätigen Trachten nach Apollon das des Lydon und der Sidon Gebirge, nach Pausanias Sohn der Sidon und nach Eratosthenes unter die Cyrene verwor) nennt Sidon Lydon und der Juncturen mäßigkeiten Feinde. Ihre Namen sind auch sehr verschieden angegeben, nirgends aber findet man weniger als drei und mehr als vier genannt. Den Namen mit einem Wunderthätigen, deren Beschreibung durch unvertraut war, will Herod auf eine Insel des westlichen Ocean verweisen, allen Erdreichs an den Fuß des Hyperboreischen Atlas, westwärts nach Lydien, Andere nach Pyrenaea oder in Lusitania unter den Atlas. Die Untersuchungen oder die Frage, welche die Verwandtschaft es kann nun eigentlich mit diesen goldenen Acker habe, haben zu eben so verschiedenen verschiedenen Ansichten geführt. Die Variante, daß Atlas dem Atlas ein ge hütet Acker zu sein habe, und der Umstand, daß das Griechische *oro mas* ein Acker, und zugleich auch einen Acker bedeutet, hat auf die Vermuthung geführt, daß unter den goldenen Acker vorzüglich ist das Acker zu verstehen sein, die von den Hesperiden gehalten werden wären, und von einem Acker, welcher Trach, Tracht, geheißen habe; (Pausanias) dagegen

und aus dem Phönizischen *mas* und Griechisch *oro mas*, daß unter den goldenen Acker des Atlas verstanden werden müßen. Das wahrscheinlichste ist, daß diese goldene Acker wirklich goldstreuend einzeln nennt sie eine solche Acker; diese wären die Hercules aus Atlas nach Griechenland gewie keine Erklärung ist, daß die von den Phöniziern den drei Phönizern ins die drei in Phönizien, in westlichen Europa oder Afrika bekannten Ländern, folglich Phönizierinnen des Jahres, des Jahres, der Tracht wäre dann der in einer Schlangel Kreislauf des Jahres.

I.

Hesperus, ein Sohn oder Bruder des Atlas, und großer Freund der Carthager, der, als er ein den Atlas bestiegen sollte, um die Meerbrunn zu beobachten, von einem Sturmwind gestoß und hinabgeworfen

bert wurde, so daß sein Körper nicht wieder aufgefunden werden konnte. Das Volk verehrte ihn darauf göttlich, und benannte nach ihm den schönsten Stern am westlichen Himmel. Nach Andern war er ein Sohn der Venus und des Cephalus, und wurde wegen seiner Schönheit auch mit dem Namen seiner Mutter bezeichnet.

Hef (Ludwig), ein Landschaftsmaler in Zürich, welcher seine vaterländische Natur mit einer so hinreißenden Wahrheit darzustellen mußte, daß ihm fast dieselbe Genugthuung ward, welche einst Zeuxis um seiner Trauben willen empfing; denn noch hatte Hef das vierzehnte Jahr nicht erfüllt, als bei einer seiner Zeichnungen ein Appenzeller-Wepler verwunderungsvoll in die Worte ausbrach: „schau! schau! or deeli hät er d' Berg abgeschrieben.“ Hef, geb. 1760, war der Sohn eines Fleischers und für das Handwerk des Vaters erzogen. Doch sehr früh, wovon die eben erzählte Anekdote den Beweis führt, entwickelte sich in ihm das Talent für eine Kunst, für die er eigentlich geboren war; er ward mit Götter bekannt, und der Umgang mit demselben wirkte entschieden günstig auf den beginnenden Künstler, der die Natur mit dem Pinsel kopirte, und Lehrer in seinen Dichtungen so sehr ihm musterhaft voranging. So zum väterlichen Gewerbe gab ihm zu studiren, und er that dies auch, von dem in seinem Innern ausglühenden beim Viehhandel. Doch bald und in kurzer Zeit hatte Hef im Namen sich erworben. Noch hatte nicht befriedigen können; im Seyerlich; nach zwei Monaten war er in welcher der Sturm sich schon nahe bedrohte und vernichtete. Hef warterhalts willen, den größten Theil verwenden; das damit verbundene der leidenschaftlichen Hefigkeit, mit ergriß, zerstörten seine Gesundheit dort herrschenden Gallenfieber nicht 2000, und hinterließ eine trostlose Sinn ihm gleich war. Vorzüglich stände seines Studiums und seines nahm er auf, doch in der Regel dargestellt worden waren. Treue, helles Colorit, gefällige Ähnlichkeit der, deren sehr viele fast durch ganz auch viele Zeichnungen und geätzte Meisterstücken nennen wir nur den Abend am Lago maggiore, den Alpen Grutli und Zells Capelle in der Hefen. Der Ursprung der schon Völkerschaften, verliert sich in nen, wo sie unter dem Namen Katten dargestellt werden; doch waren von der frühesten Zeit an im Allgemeinen schon die uns als Hefen bekannten Landstriche ihre Wohnsitze; aber es wanderte aus ihnen schon vor Christus ein Theil in die Niederlande, wo sie Bataver hießen. Die zuverlässigere Geschichte erwähnt ihrer unter dem Kaiser August; Germanicus, des Drusus Sohn, besiegte sie, verbrannte ihre

Hauptstadt **Wattium** (**Marburg**) und führte eine **Kattische** Fürstentochter mit einem ihrer Priester in seinem Triumphzug auf. In der Folge gehörten sie zu dem großen Frankenreiche. Noch vor **Carl dem Großen** wurden unter den Auspicien des **Mainzischen Erzbischofs Bonifacius** die Kirchen zu **Hersfeld**, **Frislar** und **Umbneburg** gegründet. Nach dem Vertrage von **Verdün**, durch den Deutschland von Frankreich getrennt wurde, ward **Hessen** von **Fränkischen Herzögen** regiert, bis es unter die unmittelbare Regierung der Deutschen Könige kam. Bis fast in die Mitte des 13. Jahrhunderts war die Geschichte **Hessens** mit der **Thüringens** verschmolzen, und erst nachdem **Heinrich der Erste** (das Kind) von **Brabant**, [Sohn von **Sophia**, Tochter des **Thüringischen Landgrafen Ludwig IV.**, die **Hessen** als **Allodium** ererbt hatte, und **Herzog Heinrich II.** von **Brabant**] nach einem heftigen Kampfe mit dem **Haufe Meisen** zum ruhigen Besitz **Hessens** gelangt war (1263), wurde dieses vom **König Adolph von Nassau** zu einem lehnbaren Reichsfürstenthum erklärt (11. Mai 1292) und sein Regent sammt dessen Nachkommen zu Reichsfürsten. **Cassel** ward des **Landgrafen Heinrichs I.** Residenz; er erbaute sich dort ein Schloß. Sein Tod veranlaßte die Theilung seiner Staaten unter seine beiden Söhne **Otto** und **Johann**, in **Ober- und Niederhessen**; der letztere starb (1311) ohne Erben und **Otto** war nun alleiniger Herr der gesammten **Hessischen** Lande. Sein Sohn **Heinrich II.** (der **Eiserne** genannt) (1328) erwarb **Treffurt**, einen Theil der Herrschaft **Itter**, die Hälfte von **Schmalkalden** und mehrere bedeutende Güter. Nachdem er länger als hundert Jahre gelebt hatte, ward sein **Nesse Hermann**, den er nach dem Tode seines Sohnes (**Otto der Schütz** genannt) zu seinem Mitregenten erklärt hatte, sein Nachfolger; wegen seiner zu **Paris** und **Prag** zur frühern Bestimmung als **Geistlicher** getriebenen Studien, hieß er der **Gelehrte**; doch hatte er wenige Freunde unter der zahlreichen Ritterschaft seines Landes; mehrere **Conföderationen** bildeten sich wider ihn; der **Bund der Sternritter**, der **Gesellen der alten Manne**, der **Falkner**, der **Hörner**, der **Ritter vom grünnigen Löwen** in der **Wetterau** und der **Flegler** machten ihm viel zu schaffen; die damaligen Streitigkeiten in **Rom** wegen **Mainz** zogen ihm zwar einen ernstlichen Kampf mit **Adolph von Nassau** zu, verschafften ihm aber die Schutzgerechtigkeit über die **Abtei Hersfeld**; auch erwarb er käuflich die Hälfte der **Grafschaft Lisberg** und die Herrschaft **Wolkerödorf**. Sein Sohn, **Ludwig I.**, folgte ihm, nachdem dessen drei ältere Brüder gestorben waren; er vereinigte mit seinen Staaten **Ziegenhain** und **Nidda**, erhielt die **Advokatie** über die Herrschaft **Corspey** und die **Lehnherrlichkeit** über **Waldeck**. Zwei seiner vier Söhne, **Ludwig II.** und **Heinrich III.**, theilten das väterliche Erbe; der erstere erhielt **Niederhessen** mit **Cassel**, der letztere **Oberhessen** mit **Marburg**. Ein zwischen ihnen wegen dieser Theilung entstandener Krieg endigte sich damit, daß **Ziegenhain** mit **Oberhessen** vereinigt wurde. Als **Ludwig II.** gestorben war (1471), übernahm der **Oheim** seiner beiden Söhne, **Wilhelm I.** und **II.** die vormundschaftliche Regierung, bis der erstere, nach des **Oheims** (**Heinrich III.**) Tode (der durch **Heirath** die **Grafschaft Katzenellenbogen** an **Hessen** gebracht hatte) die Regierung in **Niederhessen** und **Wilhelm II.** die in seinem Antheil antrat. Jener aber wurde auf der Rückkehr aus **Palästina** blödsinnig und **Heinrichs III.**, Sohn **Wilhelm III.** (der **Mittlere**) brach den Hals und so sah sich **Wilhelm II.** im Jahre 1500 im alleinigen Besitz der nun wieder vereinigten gesammten **Hessischen** Lande, welche er (1509) seinem fünfjährigen Sohne **Philipp** (in der Folge der **Großmüthige** genannt) hin-

rief. Während seiner
 us dem Adel gebildeter
 Versuchen des noch leb
 irsten Friedrich von S
 er Landgräfin Mutter
 Die damaligen Unruhen
 silian, den jungen Lanl
 ig zu erklären (1518), da dieser dort schon verrieth, was seine Kraft
 inst leisten würde. Dem Unwesen des bekannten Franz von Sickingen
 machte Philipp bald ein Ende (1523), warf sich im Bauernkriege den
 Auführern entgegen und vernichtete sie (1526), war aber zugleich der
 ifrigste Beförderer der Reformation, die er (nebst einer neuen Kirchen-
 ordnung) in Hessen einföhrt. Die Klöster hob er auf und stiftete aus
 Klostergütern die Universität Marburg und vier große Hospitäler. So
 auch veranstaltete er das berühmte Religionsgespräch zwischen Luther
 und Zwingli, in der Absicht sie zu vereinigen (1529), und übernahm
 mit Sachsen die Direction des Schmalkaldischen Bundes. Die Schlacht
 bei Mühlberg, die den Kaiser Carl V. so übermächtig machte, war von
 dem bedeutendsten Einfluß auch auf Philipps Schicksal. Als Gefan-
 gener des Kaisers mußte er 5 Jahre lang sich in Carls Gefolg herum-
 führen lassen, während welcher Zeit Hessen unendlich viel litt. Nach
 seiner

seiner
 ne, B
 die H
 Marb
 mit D
 der ad
 fel un
 ge un
 und di
 Stifte
 r 14 (s
 he l m
 den),
 bis di
 Frie
 Streit
 innere
 deuten
 der W
 lands
 helm
 ben zu
 de un
 theile
 der 2
 ward
 flucht
 Prag
 ter, d
 nie d
 Rhein
 Aug.

Den Eifer ihres Verteidigers Palamas, Erzbischofs von Thessalonich, auf einer Synode zu Constantinopel 1341 die Oberhand. Eine Regierungsveränderung entriß den Rabelschauern späterhin diesen Sieg wieder, und andere Streitfragen der Kirche brachten einen Wahn in Vergessenheit, der an den Quietismus des 17. Jahrhunderts erinnert und physiologische Aufklärungen über die Möglichkeit seines Entstehens vielleicht durch den Magnetismus des 19ten erhalten kann. E.

Hesychius, berühmt als Verfasser eines nur verstümmelt und mit Zusätzen verfälscht auf uns gekommenen Griechischen Glossariums, das er theils aus den ältern Sprachlehren sammelte, theils aber auch mit vielen Wörtern und Beispielen aus Homer, den dramatischen und lyrischen Dichtern, Rednern, Aerzten und Geschichtschreibern vermehrte und erläuterte, war aus Alexandrien gebürtig, und lebte nach Einigen gegen das Ende des 3., nach Andern im 5. oder 6. Jahrhundert nach Chr. Von seinen Lebensumständen ist nichts bekannt. Die beste Ausgabe seines Glossars ist von Alberti und Rhunken.

Hetären (von *τραίγα*, die Freundin) nannten die Griechen, im Gegensatz der Hausfrauen, ihre Bühlerinnen, Concubinen, Maitresses, Courtisanen. Ja selbst Venus wurde unter dem Beinamen Hetäre (die buhlende) an einigen Orten verehrt, und ihre Priesterinnen Hetären genannt. Hetären hießen also Priesterinnen der Venus im eigentlichen und uneigentlichen Sinne. Letztere waren gemeinlich fremd; ja an den Orten, wo man stolz auf angeborenes Bürgerrecht war, z. B. in Athen, wurden die fremden Frauen von den eingebornen meist verachtet und durch die Gesetze zurückgestellt; daher, mit dem Namen einer Fremden eine üble Bedeutung allgemein verbunden war. Der Hetären gab es zwar verschiedene Klassen; jedoch verbietet der den Griechen angeborne Schönheitsinn, und die natürliche Grazie, welche unter ihnen gleich einem äußern Gesetze herrschend war, und sich daher auch über den freien Umgang der Geschlechter erstreckte, sie mit den Bühlerinnen der Neuern zu vergleichen. Denn nicht nur daß der Genuß weniger öffentlich und feil war, so kennen wir auch unter diesem Namen mehrere Frauen und Mädchen, welche durch ihren Geist, durch ihre mannigfaltigen politischen und andere Kenntnisse, und durch die höchste Feinheit ihres Umgangs die gebildetsten Staatsmänner und Philosophen (Perikles, Alcibiades, Platon, ja sogar einen Sokrates) um sich versammelten, und wegen dieser seltenen Verbindung von Geist und Anmuth in der Culturgeschichte dieses Volks berühmt geworden sind. Zu diesen gehört die bekannte Aspasia, deren politischer Einfluß eben so bekannt ist, als daß sie des Perikles und Sokrates Lehrmeisterin in der Beredsamkeit genannt wird, Leontium, Theodota u. a. Mehr durch bühlerische Künste bekannt sind Eratina, Laïs, Phryne u. a. Aus dem angegebenen Grunde wurden sie auch durch die bildenden Künste ausgezeichnet. Der große Bildner Praxiteles bildete die letztere in einem marmornen und goldnen Hilde; auch war sie ihm Model bei seinen Venusbildern. Sein Sohn Cephissodor machte sich, wie mehrere andere Künstler, durch Hetärenstatuen bekannt. Eine anschauliche Vorstellung von dem Leben der Hetären erlangt man durch Wielands Menander und Glycerion und Aristipp; hiemit vergl. Jakobs Beiträge zur Geschichte des weiblichen Geschlechts im Att. Museum III., 1. S. 24 und 49 und Rahndor in seiner Venus Urania. B. III. Th. I. S. 125 ff. 417 ff.

Heterodox und Heterodoxie kommt von zwei Griechischen Worten her, welche anders meinen und glauben bedeuten.

solche Meinung Heterodox genannt, imernu Kräftegrund einer Kirche widerstreben. Derselbe Kräftegrund bezeichnet, Irrlehren die pflegt man diejenigen, welche sich von Grund der Konvention und die Ausforderung gründe entfernen, Heterisches zu nennen, protestantischen Kirche des mildern Ausdrucks Weisende und Lehrende, der Heterodoxen ist die Orthodoxie, die Lehren des Glaubens und der Lehre mehren Symbolen. Bis in der zweiten

Hälfte des vorigen Jahrhunderts mehrere Theologen in der protestantischen Kirche auftreten, welche den Kräftegrund bald in diesen, bald in jenen Lehren verändern wollten, so entstanden dadurch verschiedene Parteien zwischen den Neuerern und den Verteidigern der alten Lehre und die Namen Orthodoxie und Heterodoxie. Orthodoxe und Heterodoxe waren an der Tagesordnung. Plötzlich jedoch ward manche dieser Parteien ausgeglitten, und unversenkbar sind die streitenden Parteien einander näher gerückt, indem man von der einen Seite manches Unhaltbare aufgab und von der andern Seite erwarb, das man in vielen Fällen zu weit gegangen sey und Lehren in Anspruch genommen habe, welche in der Vergangenheit wie in der Ehre der reichend begründet sind.

Heterogen und Homogen. Unter heterogenen Dingen versteht man überhaupt solche, welche verschiedener Artung oder Natur sind, dem Gegensatz von Homogen, womit man Dinge gleicher Artung, von gleichen Beschaffenheit bezeichnet. Eine besonders Anwendung macht man von beiden Begriffen in der Musik, wo man sie den Bedeutungen von dissonant und consonant gegenüber stellt, indem man unter homogenen Tönen solche annimmt, welche in Rücksicht auf Schwingung wie der Ton einer eines angenehmen Grundtones näher verbunden sind, als andere, nämlich die heterogenen Töne. Es muß z. B. der Ton Es mit der dritten Tonart von A homogen (dissonant), dagegen der Ton Des heterogen (consonant) seyn, da Des mit Es zwei Quart aufwärts genommenungen als Es ist.

Heteronomie. (Autonomie. Imperatio.

Heteronomie (Verschiedenartigkeit), nannten die Alten die Unähnlichkeit der gemäßigen irdischen Zone gegen Norden und die Fruchtbarkeit der gemäßigten irdischen Zone gegen Süden, deren Mittags-Schatten sich stets auf noch einem der beiden Pole hin zeigen.

Herrmann oder **Altoman**, ist der Titel des Oberhauptes (Königs) der Kolaken. Dieser Titel wird von dem althebräischen Wörtchen **haz** oder **hauze** abgeleitet; **hauze**, **Esra** und **Commandant** stehen ihm aus. Er wird von den Kolaken selbst gewählt. Dem Herrmann der Ukraineischen Kolaken wurde in der Unterwerfungsurkunde dieser Provinz Friedrichs vom 17. Febr. 1648 ein jährlicher Gehalt von 20000 Dukaten und die Erhaltung der Stadt Zichowitz angewiesen. Dieser Gehalt ward Herrmann nach dem Jahr angezogen werden, der aus demselben Jahr verloren ist unter Peter dem Großen das Wohlstand, nach Peter II. erhielt es wieder des; allein noch einmal ging es verloren, die Elisabeth die alte Verfassung wieder erneuerte. Aber Esra ward die Provinz des die Ukraineische Herrmannen wieder glücklich auf und erneuerte dafür eine Regierung von acht Mitgliedern. Die Dänischen Kolaken haben ihren Herrmann immer behalten; jener ist jetzt

etwaßte große Pleurale ziemlich beschränkt werden, obgleich er in den Frieden immer noch mehr Argent, als dieser Feldherr und Gouverneur. Die Zeichen seiner Würde und eine sehr überlegene Standarte und ein Commandostab (Bulawa), die ihm beständig nachgetragen werden und ihn Befehl, wie im Lager, ihn bezeichnen. Der jetzige Herrmann der Donischen Kosaken ist der General der Cavallerie, Michael Ivanowich Platon, Ritter des ersten Russischen und Preussischen Ordens und wegen seiner großen Verdienste in dem Feldzuge von 1812 gegen die Franzosen in den Fürstenstand erhoben. Er war vor seiner Erhebung zum Herrmann ein gewöhnlicher Kosak. (Von egl. d. Kri. Kosaken.)

Hexameter, eine von den Griechen erfundene Versart, die ihren Namen von den sechs Füßen oder Gliedern hat, aus welchen sie besteht. Die vier ersten Glieder sind Daktylen oder Spondeen, im Deutschen wohl auch Trochäen, das fünfte ein Daktylus, das sechste ein Spondeus oder Trochäus. Diese Versart, die dem Dichter weniger Zwang anlegt, als die meisten andern, verlangt dennoch mehr Sorgfalt, als mancher glaubt, denn es ist nicht genug, die Wörter nach ihrem Maße zu fügen: der Wohlklang verlangt noch mehrere Rücksichten. Wie schlecht würde z. B. folgender Hexameter klingen: Fernhin hauchten taukend Blumen lüthliche Däfte! Aber man bescheidet den Wohlklang theils dadurch, daß durch die Glieder die einzelnen Wörter an einander geknüpft werden, z. B. Nieht das Blumengewand in der blonden Locken Kränzel! — theils dadurch, daß ungeschick in der Mitte des Verses sich beim Lesen ein Ruhepunkt darstellt. Dieser findet Statt, wenn die erste Silbe des dritten Gliedes ein Wort endigt, wie vordem die Silbe wand; oder wenn dringt das Gleichgewicht dadurch hervor, daß die erste Silbe des zweiten und vierten Fußes Ruhepunkte werden, z. B.: Ob in dem Hain auch sauste der Sturm; doch waren sie fröhlich. Durch den Wechsel jener Anschließungen, dieser Ruhepunkte und der Daktylen, Spondeen und Trochäen gewinnen die Hexameter so viel Abwechslung, daß sie auch in langen Gedichten nicht ermüdend werden. Im Hexameter herrscht ein steter Wechsel von leichtem und schwerfälliger, von schwebender und abgestoßener, von sanft gezierter und stürmisch vollendender Bewegung, nachdem der Gedanke vielfachen Ausdruck nothwendig macht. Der Hexameter heißt auch der heroische oder epische Vers, weil die alten Epiker, wie Homer, Virgil u. s. w. ihn zu ihrem Verstand wählten. Seine Erfindung wird in der Griechischen Anthologie dem Orpheus zugeschrieben; andere leiten ihn vom orakelredend stehenden auf einem Derruß Phönizischer Sprache gefund in Hexametern gegeben wurden Lang ableiten. Zweifel des. Hexameter mit sogen Frühling, und schon zu den Griechischen Dichter, bildete Virgil sie am besten Hexameter, die sich in der Jetzt sind die Hexameter in endlich am besten im Deutsch zufälligen, finden sich in dem Jahrhundert, und in Epischen Gutes, so wird zuerst gereimt, versuchen

A. S. Herkus, L. Besnet u. a. In der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts wurden sie vorzüglich von U. Klopstock und Kleist empfohlen und gebraucht. Aber freilich mußte man sich statt des Admischen Spondeus im Deutschen oft den Trochäus erlauben. Doch hat A. W. Schlegel in seiner Elegie: Rom, und Apel in mehreren Gedichten gezeigt, daß man diesen auch vermeiden könne. Wohlkautender als jene wußte sie J. F. Schmid, (schon 1789 in seinen Gedichten) zu bilden, und als Meister in der Kunst ist J. H. Wolf anzuerkennen. Italienische versuchte Annib. Caro, Französische Pail, beide im sechzehnten Jahrhunderte. Englische Stanshorst und Eddnes, Schwedische Adlerbeth in seinem Virgil, Holländische Neermann und neuerlich auch Angriße Barot und Öbrentel.

Hexapla, eine in 6 Sprachen verfaßte, vorzugsweise die von dem Griechischen Bischof Origines zusammengetragene Bibel, welche den Hebräischen Text sowohl mit Hebräischen, als auch mit Griechischen Buchstaben, die Uebersetzung der 70 Dolmetscher (Septuaginta) und noch 3 andere Uebersetzungen enthält.

Im eigentlichen Sinne bedeutet Hexe eine Affe des Teufels und der bösen Geister anzuordnen, und Hexerei ist daher Zaubern und der bösen Geister. Im uneigentlichen:

Hexe eine listige, verschlogene Weibsperson. Als Beiwort alt vorangesetzt, so ist es ein Ursprung des Wortes sind die Meinungen, indem es einige von dem Lateinischen Saga, im altdutschen Worte Hag, Haug, Hug, nützlich bedeutet, herleiten, so daß eine Hexe zu bezeichnen habe. Der Glaube an Zauberei in die christliche Welt über und erhielt hier, welche er mit dem Glauben an den Einfluss ähnlichen Dinge gesetzt ward, eine neue eigens, wählte man, dem Menschen möglich, mit seinen Geistern in nähere Verbindung zu treten, um Hölleinnächte sich selbst zeitliche Vortheile, durch seine Hoffen, Schaden und Verderben es im Mittelalter ward und je weniger man möglichen abweichende Erscheinungen aus den Tären wußte, desto mehr Eingang mußte diesen Orten trug man sich mit den seltsamsten, in vielfacher Gestalt erscheinenden bösen Geistern, durch welche der Teufel die zu ziehen trachte, und von den schädlichen ist ihnen verbundenen Hexen und Zauberer anzuordnen. Nicht bloß der Pöbel, das ganze Volk beherrscht. Da, wer mit dem Teufel Pakt abfallen mußte, und nur ein Mensch von erblichem Herzen dem ewigen Heil um zeitlichen Wohlstand anderer Menschen unablässig Gefahr, als das schwärzeste Verbrechen betrachtet, mit dem Scheiterhaufen bestraft. Unzählige Opfer dieses traurigen Wahnes geworden. In Deutschland eingeführt, und eine im Jahr

unter dem Titel *mallons mallecarum* (Herschbahner) unter päplicher Autorität erschienene Schrift schrieb das bei diesen Processen beobachtende Verfahren vor. Weder durch die Wiederherstellung der Wissenschaften im 15ten und 16ten Jahrhunderte, noch durch die Reformation wurden die einmal tief eingewurzelten Meinungen von der Zerei und dem Einflusse der bösen Geister auf die Natur und auf Menschen ausgeilut, vielmehr dauerten sie unter den Protestanten unter den Katholiken fort, und noch im J. 1780 ward zu Claras der katholischen Schweiz eine Häre hingerichtet. Zwei Männer besonders, Basilius Beder und Christian Thomassin, gaben sich durch die Bekämpfung der in ihrem Zeitalter noch allgemein herrschenden Meinungen über Hererei und Teufelsbesitzungen ein großes Verdienst erworben und dem allmählig erfolgten endlichen Untergang des Aberglaubens vorbereitet.

Heidenreich (Carl Heinrich), Professor der Philosophie zu Leipzig, wurde geboren den 19. Februar 1764 zu Stolpen im Meißnischen Kreise, wo sein Vater damals Oberschreiber war, und erzogen zu Dabau, wohin sein Vater 1770 als Superintendent berufen wurde. Schon als Knabe gab er Beweise nicht gewöhnlicher Anlagen, und durch seine Schnelligkeit im Denken und Fassen, durch seine starke Einbildungskraft wirkte er die vorzügliche Aufmerksamkeit seines Lehrers auf sich, welche wirkte, daß er bereits im vierzehnten Jahre von dem strengen Richter würdig befunden ward, in die erste Klasse der Thomasschule zu Leipzig aufgenommen zu werden. Hier legte er einen festen Grund in den philosophischen Studien, die er auch nachher als Student noch emsig fortsetzte. Zugleich umfaßte er da noch Geschichte, Poesie und Philosophie.

kaum benutzte er aber die Geschichte zu etwas für Tragödien, denn es schien ihm an ihm vornehmlich zum Dichter bestimmt habe. In jugendlichen Alter nicht ungewöhnliche Einnahme, so ist doch nicht zu läugnen, daß er in poetische Talente besaß. Mit diesen vereinte er die regere Forschungsgeist, ein kleiner Schatz genügte, umfassende Vernunft, alle Bedenken lösen eignen. Auch äußerte sich mächtig Interesse für die großen Gegenstände der Philosophie Menschenleben. Das Dunkel hinwegzuräumen hing, das Räthsel des menschlichen Daseyns forschenden Geist eine zu wichtige Aufgabe, zurückzuführen. Viele Philosophen studierte er nur einer, Spinoza, in dessen Geist er alles hin die Krücken Kant's eine große Revolution, und er nun entschieden sich für die Natur durch welche allein er Spinoza für widerlegt fern Verständnis und Verbreitung der Kant's beigetragen hat, wird niemand läugnen, seinen Schriften bekannt ist. Nichts desto weniger Nachtreter des Königsbergischen Weise Gegenstände seiner Betrachtung auch da, wo in den Gesichtspunkt Kant's gestellt hatte, Unter den Schriften, die aus der Kant'schen Zeiten sich deshalb die seitigen auch in der letzten Vortheil aus. Und wie hätte dies auch selbst in reinen Darstellungen berufen zu

lichsten poetischen Geistern der gebildetsten Nationen der Vor- und
 Mitwelt in vertrautem Umgang lebte, anders seyn können! Bei allem
 Interesse für philosophische Speculation verließ ihn doch auch nie seine
 Liebe zur Poesie, und er versuchte gern, sein poetisch angeregtes Gefühl
 in angemessenem Ausdruck auszusprechen. Mag er sich nun auch kei-
 nen Platz unter den Dichtern ersten Ranges erworben haben, so muß
 doch der durchaus von allem Gefühl der Billigkeit und Gerechtigkeit
 verlassen seyn, der ihm nicht wenigstens zugesteht, er habe nicht ein
 einziges ganz verwerfliches Gedicht, und einige von bleibendem Werth und
 echtem Gehalt uns hinterlassen. Aber auch nur als Dilettant in der
 Poesie betrachtet, hat er doch damit höchst vortheilhaft gewirkt, einmal
 dadurch, daß er zu einer Zeit, wo Barbarei des philosophischen Stils mit
 Macht hereinzubrechen drohte, auf eine Weise auch über philosophische
 Gegenstände schrieb, vor welcher sich die Grazien nicht entsetzten, und
 dann daß er selbst hiedurch zu tieferer Erforschung des Wesens der Poesie,
 der Kunst und der Schönheit veranlaßt wurde. Schönheitsgefühl
 und Geschmack wirkten lebendig in ihm, und diese, verbunden mit sei-
 nem philosophischen Geist, eigneten ihn vorzüglich zu einem Aesthetiker.
 Dankbar wird noch die Nachwelt anerkennen, daß sie durch Heydenreich
 mit in zwei Punkten der philosophischen Forschung nicht unbedeutende
 Schritte vorwärts gethan, in der philosophischen Theologie und der Aesthetik.
 Die eine dieser Forschungen war Folge seines Studiums des
 Epinoza, die andere seines eigenen ästhetischen Wesens. Haben inhu-
 mane Beurtheiler wegen seiner Vorliebe für Gegenstände der Religions-
 philosophie ihn, dem jede Heuchelei ein Brensel war, der Pfäfferei zu be-
 schuldigen sich nicht gescheut, so glaubten sie durch das, was als Folge
 eines ästhetischen Wesens in seinem Leben zur Erscheinung kam, ihn zu
 Berührungspunkten ein besonderes Recht erhalten zu haben. Eben diese
 schiefen Urtheile, die er theils kannte, theils ahnete, verbunden mit den
 Bedrängnissen seiner ökonomischen Lage, verleiteten ihm oft seine Exi-
 stenz so sehr, daß er nur in der Vergessenheit, die er aus dem Ge-
 nusse des Weins zog, das Leben erträglich fühlen konnte. Als er nach-
 her ein weibliches Wesen fand, fähig seinen Geist zu fassen und jedes
 zarteste Gefühl zu erwiedern, ein Wesen, wie es im dichterischen Trau-
 me von einer schönen Zukunft vor seiner Seele gestanden hatte, und er
 in jeder Rücksicht dieses Wesen, und mit ihm das Glück des Lebens
 für sich verloren geben mußte, da bemächtigte sich seiner eine Art von
 Verzweiflung. Gleichwol mußte er, in dieser schrecklichen Verstim-
 mung seines Wesens anstrengenden Geistesarbeiten sich unterziehen, um durch
 schriftstellerische Thätigkeit seinen Unterhalt zu erwerben. Man kann
 leicht urtheilen, ob dies ihm leicht geworden sey. Da er nun sein Werk
 über den Aberglauben, eben keine Arbeit der leichteren Art, nicht so schnell
 vollendete, als es in dem Wechsel, auf welchen er einen Geldvorschuß
 erhalten hatte, bestimmt war; so fand es der Verleger desselben gera-
 then, ihm Wechselarrest geben zu lassen. Dieser, vier Wochen lang
 dauernde, Arrest ver wundete ihn tief, und von dieser Zeit an war ihm
 der Aufenthalt in Leipzig verhaßt; er konnte in einer Stadt, wo er so
 empfindliche Demüthigungen erfahren hatte, nicht länger leben. Er
 entschloß sich daher, seine Stelle niederzulegen, und auf dem Lande, in
 ungeörter Ruhe und ohne großen Kostenaufwand, sich selbst zu leben,
 wobei er sich einen Plan entworfen hatte, wie er in wenigen Jahren
 seine Schulden bezahlt haben wollte. Burgwerben, ein in der Nähe
 von Weißensfels gelegenes Dorf, war der Ort, den er zu seinem künftigen
 Aufenthalte wählte. Seine Blüthe aber war erlödtet, seine Kraft

gelähmt, und
 bracht, daß
 ten Geiste war
 und Optum,
 ten die Wirk
 wozu ihn aus
 unter dessen
 in dieser Peri
 ehemals gewes
 eine unwürdig
 der Tod nicht
 lich und unei
 und vielleicht
 Zeit gestorben,
 den mußte. 1
 glückliche so n
 zeigt, wo er,
 Bedenkt man
 so muß man
 den ungünstig
 geleistet hat.
 weil er schnelle
 lein er führte
 gewiß rühmte
 auch nicht als
 all die richtig
 mit seinem
 Menschenkenn
 vollen Darstel
 wird, ohne n
 gezogen zu hab
 pulär-philosop
 er sehr wirksa
 pil derselben
 unglücklicher
 rakteristil
 ters (Luz. 18
 zu werden der

Sehne

25. Sept. 17:
 ein armer Lei
 nöthigt sah.
 er aufwuchs,
 nicht, seinen
 geborne Zartg
 rück, und lehi
 maßung. Da
 seinen frühen
 den, zu heftig
 schule unter
 bessere Anleitu
 Beide erkannt
 chen er sich,
 quiblöß sah,

Professor erlernte ich die Kunst, die ich
 er in diesem Kreise ganz einheimisch. Es
 klassischen Programme, welche sich über
 des Alterthums verbreiten und den Umfang
 lassen, (Opusc. acad. 6 Tble.) zeigen, die
 bessere, und sich nicht bloß correct, sonder
 voll auszudrücken wußte. Eben so zeigte
 tragen eine seltene Verbindung echter Ge
 schmack. Seine Collegien aber, die er zu
 bildeten allmählig einen besondern Kreis
 fenswürdigsten, was ihm das Studium
 mit seiner schriftstellerischen Thätigkeit
 rung. Durch diese Vorlesungen, die
 Ebnahme an der von Haller gestifteten
 Wissenschaften zu Ebingen, deren Reife
 Durch seinen unermüdelichen Antheil an die
 sen) Anzeigen, welche sich des Verdienst
 sten, und seltensten Werken und Forschun
 gen bekannt zu machen, vorzüglich und
 lang geführten Direction und Redaction,
 vor allen aber durch die Direction des
 tingen, welches unter seiner Leitung eine
 logie wurde und Deutschlands Cultur
 maderer Lehrer gegeben hat, in Verbint
 Ausgaben und Erklärungen klassischer
 ses wird Henne als einer der ersten und würdigsten Lehrer und Gelehr
 ten Deutschlands, in der ganzen gebildeten Welt, in unvergilbarmen An
 denken bleiben. Der Mittelpunkt seines ganzen Wirkens
 aber, mit welchem alles Uebrige in fast systematischer Verbindung stand,
 war die klassische Literatur, namentlich die poetische, welche
 er auch frei von den engberzigen Ansichten, welche vor und zu seiner
 Zeit unter den Philologen vom Fache herrschend waren, zu ihrer
 selbst willen, und mit poetischer Ansicht umfaßte. Die Al
 terthumskunde und die klassische Literatur aus dem
 Schulstube zu erheben und in die Kreise der gebilde
 ten Welt einzuführen, war sein eigenshmliches Ver
 dienst. Er wollte ganz Humanist seyn, und „achtete daher
 zwar das Studium der Sprache, der Grammatik und Metrik, als
 Grundlage des weitern Studiums der klassischen Literatur, jedoch hielt
 er es nirgends für Zweck.“ Dieses be
 tr, welche über den ausgebreitetsten
 vorzüglich des Virgil. Auch für
 der noch am wenigsten bearbeitet war,
 gestrichet, ihn lesbar zu machen, und
 führt. Die größte seiner Arbeiten aber
 beschäftigt, war seine große Ausgabe
 der Kenntniß, Geschmack und Schärfe
 verdienen. Von der Bearbeitung der
 Gebiet der Mythologie, in wels
 che durch seine Ausgabe des Apoll
 er durch seine antiquarischen Et
 mologie. In Wechselwirkung stand
 und antiquarischen Untersuchun
 gen, namentlich die Bearbeitung der

tiquitäten und seine ausgebreitete Kenntniß der innern Geschichte, Verfassung und Gesetzgebung der Staaten des Alterthums, welche er mit seinem und politischem Blick auf die Begebenheiten seiner Zeit anzuwenden mußte, für die er sich auf mannigfaltige Weise interessirte. Aber auch als Geschäftsmann und Mensch war Heyne verehrungswürdig, weshalb ihm auch die ehrenvollsten Aemter und Geschäfte von allen Seiten anvertraut wurden, und er selbst von den wechselnden Curatoren seiner Universität nicht selten in Berreff derselben zu Rathe gezogen wurde. Durch ihn wurde die Bibliothek in den vollkommenen Zustand gebracht, in welchem sie sich gegenwärtig befindet, so daß sie von Kennern für die erste gehalten wird, in welcher alle Fächer gleichmäßig besetzt sind, wobei Heyne's Ueberblick über alle Fächer der Wissenschaft mit Recht zu bewundern ist. In derselben Blüthe hinterließ er die übrigen Institute, welche seiner Aufsicht unterworfen waren. Der Ruf seiner ausgebreiteten Gelehrsamkeit war es nicht allein, sondern auch die Festigkeit seines Charakters und die Feinheit seines Benehmens, was die gebildetsten und bedeutendsten Menschen seiner Zeit in seinen Kreis zog, und zum Theil mit seiner Familie verknüpfte. Zu den letzteren müssen auch ein Georg Forster (seit 1775) Huber und Heeren, seine Schwiegersöhne, gerechnet werden. Immer jedoch blieb der Mittelpunkt seines Geschäftslebens die Universität, welcher er sich gewidmet hatte, und die er mit kindlicher Pietät und uneigennütziger Sorge liebte. In gefährlichen Zeiten diente das ehrwürdige Ansehen, welches er sich überall erworben, und seine erprobte Rechtlichkeit und Klugheit jener literarischen Anstalt zur Stütze, weshalb auch seine Lebensgeschichte mit der Geschichte dieser Universität so eng verflochten ist. Durch seine Mitwirkung blieb vorzüglich bei der Französischen Occupation von Hannover (1803—1805) die Universität und Stadt Göttingen von Einquartirung verschont. In dieser Zeit wurden seine Geschäfte und Sorgen vielfach vermehrt, ja er selbst zum Mitglied der ständischen Commission ernannt. Als das Königreich Westphalen errichtet wurde, war er nicht weniger thätig, und hatte auch hier das Vergnügen, seine Wirksamkeit gelingen und seine Verdienste anerkannt zu sehen. Bald, nachdem er seinen nochmals überarbeiteten Schriften den möglichen Grad der Vollendung gegeben hatte, und fast in der Mitte seines Berufs, endete der lebenswürdige Greis durch einen plötzlichen Schlagfluß den 14. Juli 1812 sein thatenreiches Leben. S. Christian Gottlob Heyne. Biographisch dargestellt v. Arn. Hermann Ludw. Heeren. Gbt. 1813. 8. und desselben Memoria Heynii commendata. Göttingen, 1811.

Hiatus. Hierunter versteht man überhaupt etwas Lückenhaftes; in der Prosodie z. B. wenn das eine Wort mit einem Vocal sich endiget und das nächstfolgende mit einem Vocal sich wieder anfängt; so daß im Aussprechen eine dem Gähnen ähnliche Oeffnung der Lippen entsteht. Auch nennt man (mit poetischer Licenz) oft eine willkürliche Lücke in der Folge der Verse einen „Hiatus.“ Lücken in Stammbäumen bezeichnet man ebenfalls mit diesem Worte.

Hibernien. Der alte Name Irlands, zuerst so von Julius Cäsar, von Pomponius Mela *Iuverna*, von Ptolemäus *Iuvernia* (von andern auch *Overnia*, *Bernia*, *Iris*) genannt. Aristoteles erwähnt dieser Insel unter dem Namen *Ierna*, indem er von *Albion* spricht; doch früher schon führt Orpheus in seiner Argonautik das Eiland *Iernis* an. Die Bewohner Britanniens erzählten dem Cäsar, daß Hibernien im Westen ihrer großen Insel liege und nur

Hibridisch

Hidalgo

691

den Ritterschlag bitten. Nach den gewöhnlichen Vorbereitungen, Wafsenwache und Gebete, fragte darauf der Ritter drei Mal: Wollt Ihr den Orden der Ritterschaft empfangen? Und drei Mal gab der Edle zur Antwort: Herr, ich will's. Jener fuhr fort: Wollet Ihr, wie sich's gebührt, die Pflichten der Ritterschaft, und alles, wozu Ihr verbunden seyd, erfüllen? — Ich will's erfüllen, war die Antwort. Darauf befahl der Ritter, dem Neulinge die goldenen Spornen anzulegen, und wenn die Paten dies gethan hatten, umgürtete er ihn mit dem Schwerte, gab ihm drei Streiche mit demselben und legte es ihm dann in die Hand. Während der Edle das Schwert hielt, fuhr der Ritter fort: Um die Ritterwürde zu erlangen, müßt Ihr versprechen, drei Dinge zu erfüllen, erstens für Euren Glauben, zweitens für den König, Euern Herrn, und drittens für Euer Vaterland zu sterben, auch das Ihr Wittwen und Waisen vertheidigen und beschützen wollet. Wenn dies versprochen war, hob der Ritter wieder an: Kraft der Gewalt, welche mir verliehen ist, und nach den Gesetzen dieses Reichs mir zu steht, mache ich Euch zum Ritter und befördere Euch als solchen zu allen Ehren und Würden der Ritterschaft. Darauf reichte er ihm die Hand, und fuhr fort: Gott und die Heiligen, Sanct Jakob und Sanct Georg, mögen Euch zu einem wackern Ritter machen, und Euch Kraft geben, das Versprochene zu erfüllen! Das wichtigste Vorrecht, das die *Hidalgos* mit dem übrigen Adel theilten, und durch alle Zeiträume der Spanischen Geschichte standhaft behaupteten, war die Abgabefreiheit. Das „*Aleñod* seines Standes“ nannte der Adel dies Vorrecht, als er es gegen Carls des Ersten (V.) Versuche verfocht. Die *Hidalgos* waren nur den Provinzialsteuern unterworfen, bezahlten aber keine allgemeine Steuern. R.

Hierarchie ist ein Griechisches Wort, welches heiliges, geistliches Regiment bedeutet. Es wird in einem doppelten Sinne, theils von der Regierung der Kirche durch sich selbst, theils von der Herrschaft der Kirche über den Staat gebraucht. Die Hierarchie im erstern Sinne entstand mit der christlichen Kirche als einer für sich bestehenden Gesellschaft. Obgleich Älteste, Presbyter genannt, den frühesten christlichen Gemeinden vorstanden, so war doch ihre Verfassung demokratisch, indem alle einzelne Gemeindeglieder an den Angelegenheiten ihrer Gesellschaft Theil nahmen, und ihre Stimme gaben, wenn Älteste gewählt, oder Fehlende von der Gemeinschaft der Kirche ausgeschlossen, oder Büßende wieder in ihre Mitte aufgenommen werden sollten. Allmählich aber neigte sich diese demokratische Verfassung zu der Aristokratie, indem die Regierung der Gemeinden immer mehr in die Hände ihrer Vorsteher kam, wie dies denn auch, nachdem die Gemeinden Gesellschaften von großem Umfange geworden waren, nicht anders seyn konnte. Seit dem 2. Jahrhunderte schon erhoben sich die Bischöfe über die Ältesten, und wurden die obersten Vorsteher der Gemeinden, obgleich auch die Presbyter, und in manchen Fällen die sämmtlichen Gemeindeglieder, noch einigen Antheil an der Kirchenregierung behielten. Vor den Bischöfen auf dem Lande und in kleinen Städten wurden bald die Bischöfe in den Hauptstädten der Provinzen, Metropolitane genannt, ausgezeichnet und zu Aufsehern der übrigen Bischöfe bestellt; über diese erhoben sich wieder die Bischöfe in den ersten Städten des Römischen Reichs, zu Constantinopel, Antiochien, Alexandrien und Jerusalem, und erhielten den Titel Patriarchen, und durch alle diese Unterordnungen entstand eine feste, ausgebildete aristokratische Verfassung. In der griechischen Kirche dauerte diese fort. Im Abendlande

aber ging die Aristokratie in
 monarchie über. Hier nämlich
 trat über alle übrigen, und ni-
 war, der Apostel Petrus habe
 der Bischof dieser Gemeinde se-
 des 3. Jahrhunderts durch die
 ansehnlichen Landstrich in Ital
 nicht unabhängigen, Besitz e-
 höher. So geschah es, daß d
 monarchische Oberhaupt der al-
 jedoch wird das Wort Hierard

Verhältnisse der Kirche zu dem Staate gebraucht, nach welchem die
 Kirche nicht nur unabhängig von dem Staat ist, sondern auch den
 Primat behauptet, und Unterordnung seines Zwecks unter ihren Zweck
 fordert. In diesem Sinne nimmt man das Wort, wenn man das
 hierarchische System von dem Territorialsysteme, nach
 welchem das entgegengesetzte Verhältniß zwischen Staat und Kirche
 Statt findet, und von dem Collegialsysteme, nach welchem Staat
 und Kirche als unabhängig von einander betrachtet werden, unterschei-
 det. Folgendes sind die wichtigsten Punkte aus der Geschichte der Hier-

archie. In
 bindung mit
 zu erlangen
 ob er sie gl
 tergang dro
 tin dem C
 erhielt sie z
 den Regent
 Kirchenver
 fände zu be
 in ihre disc
 Bestimmung
 Reichen der
 Krümmer d
 nige der G
 die Abheite
 hauptet hat
 entstanden
 empfangene
 cher Herr l.
 die: Die
 entwickelte,
 Idee der R
 leuchteten E
 Lehren über
 thums, die
 treffende, s
 selbst konn
 welche die
 der Adel ni
 noch nicht
 worden. E
 sche System
 bestrittenen-

archie. In
 bindung mit
 zu erlangen
 ob er sie gl
 tergang dro
 tin dem C
 erhielt sie z
 den Regent
 Kirchenver
 fände zu be
 in ihre disc
 Bestimmung
 Reichen der
 Krümmer d
 nige der G
 die Abheite
 hauptet hat
 entstanden
 empfangene
 cher Herr l.
 die: Die
 entwickelte,
 Idee der R
 leuchteten E
 Lehren über
 thums, die
 treffende, s
 selbst konn
 welche die
 der Adel ni
 noch nicht
 worden. E
 sche System
 bestrittenen-

der Unabkömmlichen Christenheit galt; denn man erst kam Einheit und feste Haltung in die Bestrebungen der kirchlichen Gewalt. Mehrere Jahrhunderte hindurch war das Reich dieses Bischofs fortwährend geblieben, und eine Ursache seiner erdhellen Macht ward die im 9ten Jahrhundert entstandene Pseudoisidorische Sammlung theils erdichteter, theils verfälschter Kirchenrechte, deren Hauptzweck es war, die kirchliche Gewalt über die weltliche zu erheben. Denn da diese Sammlung bald als echt angenommen ward, und öffentliche Auctorität erhielt, so wurden die der Hierarchie günstigen Grundidee immer mehr in den Gemüthern der Christenheit befestigt, und die Päpste konnten sich um mehr bei allen ihren Ansprüchen auf schon vorhandene gesetzliche Bestimmungen ward denn im 9. und 10. Jahrhundert bei sich nicht nur von den Kaisern sondern auch zum Superiorität über den Staat sich behaupten. Mit dem höchsten Muthe und dem sie namentlich Gregor VII. im 11. Jahrhundert die Hierarchie durchzuführen, und suchte seinen Zweck zu erreichen, das er den Fürsten das Joch der Bisthümer zu brechen, zu entziehen trug Einführung des Ehiboats mit seinem Plane (s. I.). Gregor indes erreichte keinen Zweck nicht nachfolger aber verfolgte seinen Plan mit Muth und die Zeit dem Ende des 11. Jahrhunderts un-

ternommenen und 9 Jahrhunderte lang erneuerten Krenzlüge begünstigten ihre Bestrebungen. Denn theils beförderten diese Krenze eine Stimmung, welche den Ansprüchen der Kirche nicht anders als günstig fröhlich konnte, theils boten sie, da sie als Religionskriege betrachtet wurden, den Päpsten mannigfaltige Veranlassungen dar, an den allgemeinen Angelegenheiten der Europäischen Völker Theil zu nehmen, und die Unternehmungen der Fürsten zu leiten. Auch bildete sich unter diesen Kriegen die Idee eines Reiches der christlichen Völker, an dessen Spitze der Papst als Oberhaupt stand, völlig aus. So kam nun vom Ende des 11. bis in die Mitte des 13. Jahrhunderts die Idee der Hierarchie ihrer Ausführung am nächsten. Die Kirche galt als ein über den Staat erhabenes Institut, und ihr mit übernehmender Gnadenfülle ausserordentliches Oberhaupt stand in der höchsten Meinung über den weltlichen Fürsten. Die höchsten Autoritäten der Europäischen Welt waren das Papstthum und das Kaiserthum; die päpstliche Kirche aber war die Sonne, die Kaiserkrone der Mond. Dies war die Zeit, wo die Päpste aus den Streitigkeiten mit den Fürsten meist siegreich davon giengen, und besonders waren Urban II., Paschalis II., Innocenz I. und III. und IV. die Würde ihres Stuhls und ihre Superiorität über die Fürsten zu behaupten und ihren Einfluss auf die Angelegenheiten der Europäischen Völker geltend zu machen. Die Hierarchie ging nothwendig aus dem Geist und den Verhältnissen der Zeit hervor, und die Päpste waren nicht herrschsüchtiger, als die Fürsten, und bedurften ihrem Charakter und ihrem Verstande gemäß, wenn sie die Kirche unabhängig von der weltlichen Gewalt zu machen und sie über den Staat zu erheben strebten. Da die Hierarchie auf der öffentlichen Meinung beruhte, so mußte sie diese Meinung auf jede Weise zu erhalten, und was sie zu verändern drückte, zu unterdrücken trachten, und sie hat daher allerdings verderblich gewirkt, indem sie um diesen Zweck willen die Gerechtigkeit beiseite und Aberglauben einführte. Auf der andern Seite aber hat sie auch Wohlthaten gewirkt.

Dem sie war bei Vertheilungspunkte der Curadischen Pöste, welche der weltlichen-belischen Gewalt das Pöstgewerbe, schickte oft die Pöste alle in der Pöste, welche zum Ausdruck des Krieges, und verschärfte der Religion Pöste auf die jeden Pöste des Mittelalters. Seit dem 13. Jahrhundert, in welchem das Pontificat caluminierte dass sie, zeigte es sich wieder, obwohl nur allmählich, und mit ihm die Hierarchie. Das beweisen die Vertheilungen der Pöste mit Pöste dem Schönen und Ludwig dem Heiligen im 14. Jahrhundert, welche jetzt nicht mehr, wie vormals, zu ihrem Vortheile zu endigen. Pöste kam die Wanderung der Pöste nach Bragan, und das große Schisma, welches die Pöste in Pisa (1308), in Constatz (1414) und in Avon (1431) zur Folge hatte, wo die Pöste als Pöste vor einem heiligen Richter erschienen, und der Grundlag, daß das Concilium über dem Pöste sey, auszusprechen ward. Was aber noch wichtiger war, die allgemeine Meinung das allmählich an, sich zu ändern, und an vielen Orten fanden die von Avon und Avon erregten Pöste Eingang. Indes behand das Pontificat und mit ihm das hierarchische Pöste in seinen äußern Formen unverändert bis zum Anfange des 17. Jahrhunderts. Zu dieser Zeit aber ward das schon langsam anwachsende Pöste durch die Reformation mächtig erschüttert. In dem Maße der abendländischen Christenheit, welche sich von Rom trennte, über die Hierarchie gänzlich auf. In den Ländern, wo Pöste Pöste eingeführt ward, trat an die Stelle des hierarchischen Pöste das Territorialpöste, indes in den Ländern, welche die reformirte Pöste annahmen, ein dem Territorialpöste sich abänderndes Verhältnis zwischen Pöste und Kirche entstand. Die katholische Kirche habe zwar auch nach der Reformation fort, ihre hierarchischen Pöste zu behaupten, allein sie mußte einem ihrer Rechte nach dem ändern entsagen, das Pontificat sank immer mehr, und endlich ist auch sie in eine völlige Abhängigkeit von dem Staatsgewalten gekommen. N.

Hierob und Hierische Inseln Hierob ist eine Stadt an der Mündung von Provence, im Departement des Var, Pöste Lons, 6 Meilen von Toulon, an den Steilen Felsen eines Meerbusens gelegen, bekannt wegen der herrlichen, immer blühenden Natur und vornehmlich wegen Vegetation, deren Genuß jedoch durch die, wegen bedrückender Dämpfe, ungelinde Luft sehr verleidet wird. Es hat etwa 6500 Einwohner und herrliche Sehenswürdigkeiten in der Gegend. In der Gegend, im mittelländischen Meere, liegen die, noch reichlicher und der Pöste nach in der That reichlichen, Hierischen Inseln, 4 an der Zahl, genannt Pöste, Pöste, Pöste und Pöste (Lyon), von denen jedoch nur 2 bewohnt und mit kleinen Dörfern besetzt sind. Pöste, Lons, Pöste sind die Pöste der Gegend ewigen Frühlings.

Hieroglyphe ist nach der Etymologie (von den Griechen Hieroglyphe) eine Hieroglyphe und bedeutet nach: Allegorie des Hieroglyphen gebräuchlich ist die Beschaffenheit gezeichnet, und nur mit ein nordlicher und arabischer oder jordanischer Bedeutung gezeichnet, die an und für sich

werk, der Pöste sind die, die und Pöste nach; die Pöste aber, die Pöste eine allegorische Pöste, Pöste, die Pöste.

weicht waren, und einigen Mumien brauchte, die hieroglyphischen Charaktere auch zur Bezeichnung neuer, von den Griechen eingeführten, Ideen anwandte, und den alten Monumenten neue Erklärungen gab. 5) Als Griechische und Aegyptische Religion vermischt, das alte Priesterinstitut fast vernichtet war, und die richtige Kenntniß der Hieroglyphen verschwand, fuhr man doch fort, theils die alten Hieroglyphen zu gebrauchen auf Stein, Mumienbinden und Büchern, welche die Mysterien angingen, theils neue zu erfinden. 6) Im 3ten und 4ten Jahrhundert wandte man die hieroglyphischen Charaktere zu den heurgischen, magischen, gnostischen, chemischen und astrologischen Träumereien an, wodurch ihre alte und ursprüngliche Bedeutung in Vergessenheit gerieth. Ihre Entstehung ist zu erklären aus dem Nil

lender und der Verzeichnung der hiezu nöthigen astronomischen Beobachtungen und Berechnungen. Ihrer Wichtigkeit und Schwierigkeit über wurden sie für heilig geachtet, und nach Dornedden entwickelte h aus ihnen der Aegyptische Thierdienst, der eigentlich nichts war, als Schriftdienst. Die eigentliche Bedeutung war Priestergeheimniß, ad sie bedurften eines Schlüssels in der Priesterauslegung. Darauf entstanden die, eine Verschiedenheit der Volks- und Priesterreligion anmutenden, Mysterien. Leider haben wir den Schlüssel zu diesen Geheimnissen so gut wie verloren. Das Werk von Horapollo darüber ist

hr
 erdie
 eiden

S
 arften
 zation
 Studi
 rdnis
 arch d
 elbst,
 rigte
 er T
 Rhein
 in Wi
 zetauf
 573 n.
 lische
 bracht
 Studi
 tiarchie
 auf di
 nach
 nießen
 trat
 Schri
 Gitten
 doch
 gen
 Pa u
 gische
 Fröm
 ging
 schaft
 blieb.
 gewa
 feiner
 nehm
 tigkei
 Eifer
 Spu
 Sein
 las,
 bestr
 alles
 focht

und, seine lateinische Uebersetzung des II. Theilments aus der Grund-
 sprache liegt der Vulgata zum Grunde, und seine Commentare gaben
 dem Studium der heil. Schrift neuen Schwung. Im Streit mit
 Quirinus und Vitalianus, den freimüthigen Begnern der nicenischen
 Frommeln, verrieth ihm sein ungewöhnlicher Eifer für das Wächterleben,
 der allerdings viel zur Erforderung dieses damals noch neuen In-
 stituts beitrug, in Schmähschriften, die mehr von Stärke und Feuer der
 Empfehlung, als von Reife des Urtheils zeugen. Ueberhaupt besaß er
 bei einer glühenden Einbildungskraft, die seine Diction lebhaft und
 anziehend machte, ungeachtet seiner ausgebreiteten Sprachkenntniß,
 doch weniger philosophischen Geist, als sein berühmter Zeitgenosse Au-
 gustinus.

Hieronymus von Prag, aus dem Geschlechte von Zaus-
 fisch, gebildet auf den Universitäten zu Prag, Paris, Elna und Hei-
 delberg, 309 der freien Künste Magister und Baccalaur der Theologie,
 auch Ritter am Hofe des böhmischen Königs Wenzel, war in Letters
 und Tugenden der treue Beförderer des berühmten Johannes Hus, des
 er an wissenschaftlicher Bildung und Beredsamkeit noch übertraf, und
 beim Wutten für den löblichen Reformationsversuch des 15ten Jahrhun-
 derts nur an Mäßigung und Besonnenheit nachstand. Der Ruf seiner
 Gelehrsamkeit war so bedeutend, daß Ladislaus II. von Polen ihn
 1410 zur Organisation der Universität zu Krakau brauchte, und Eng-

land ihm in Wien die Ehre antrug, die Universität zu besuchen. Die Wälsch-
 en erwiderte ihm, zogen ihm bei der Unvers-
 Befangenheit zu, aus der ihn die Prager do-
 cete nahm er nun zu Prag an dem Kampfe se-
 en die Mißbräuche der Hierarchy und den sei-
 l, und schritt nicht fern zu Gewaltthätigkeiten
 den Reliquendienst, was sie mit Füssen, und
 m widerstehen, verhaften, so einen in die Wüste
 e wider Ladislaw von Neapel und die päpstlichen
 er 1411 öffentlich. Als Hus in Costanz verhaf-
 über nicht unthätig bleiben, und eilte zu seiner
 ein offener Brief, in dem er das Concilium von
 Jheros Hieros gebeten hatte, wurde ihm nicht be-
 und da er nach Prag zurückreisen wollte, ließ
 ulzbach den 24. April 1415 in Hirsau festlich
 kanz bringen, noch ehe die Frist der Ladung des

Conciliums an ihn abgelaufen war. Hier mußte er im Kerker das
 schreckliche Schicksal seines Freundes erfahren, und nach mehreren Ver-
 haren, wo man ihn nicht zu widerlegen vermochte, hatte eine halbähr-
 ge Gefangenschaft ihn so abgemattet, daß er der Gewalt endlich nach-
 gab, und sich den 21. Septbr. 1416 zum Widerruf der ihm und Hus
 angeschuldigten Ketereien entschloß. Doch befreite dieser Verrath an
 der guten Sache ihn nicht, und nachdem er ein Jahr ohne sehen oder
 hören zu können in der Finsterniß des Kerkers geschmacht hatte, er-
 wachte sein altes Recht in einem Verdict am 26. Mai 1418. Hier
 nahm er seinen Widerruf feierlich zurück, bekannte, daß ihn keine seiner
 Sünden mehr betrübe, als jene Untreue, und erklärte sich für die
 Grundsätze Husens und Willels mit einer Freimüthigkeit, Kraft und
 Beredsamkeit, die seinen Begnern Bewunderung abdrückte, aber nicht
 desto weniger seinen Untergang beschleunigte. Am 30. Mai wurde er
 auf Befehl der Kirchenversammlung verbrannt. Er ging unter Ab-
 gang des apostolischen Glaubensbekenntnisses und geistlicher Sünden ge-

rost zum Echterhausen, und gab unter lautem Gebet seinen Geist auf. Seine Asche streute man in den Rhein, um sein Andenken auf immer zu verwischen, aber die Nachwelt hat ihn gerechtfertigt und Unzählige verehren in ihm einen Märtyrer der Wahrheit, der unermüdet thätig im Leben und wahrhaft groß im Tode sich um die Vervollständigung der Kirchenreformation unsterbliche Verdienste erwarb. Seine essentialischen Ansichten und Behauptungen stimmen nahe mit den Hufschischen überein. s. deshalb Hufsch.

Hieronymus
Familie B.
geboren. Er
zählte im
Kapitain spät
Debr. 1803
erson zu Bo
om 13. Dec
den Flotten
n die Zehn
St. Helena
von da begu
Erfrischung
mehrere En
branes Gef
hn vom Ad
r nach Eu
on der m.
Schiffe. D
en und hu

aus mit dem schlecht segelnden Linienschiffe Veteran von 74 Kanonen
ch der Küste von Bretagne näherte, waren zwar die vor 2 Orient sta
ionirten Englischen Kriegsschiffe durch eine Jagd auf andere Französ
schen Schiffe entfernt, doch wurde Hieronymus Schiff von dem Engl
anierschiff Gibraltar, welches 80 Kanonen führte, entdeckt, und weil
er Gibraltar besser segelte, eingeholt. Allein ein Kanonenschuß vom
vinterdecke des Veterans zerschmetterte des Gibraltars Vordermast, die
Jagd mußte eingestellt werden, und Hieronymus langte glücklich in der
bay von Concarneau an
wurde zum Französisch
che mit einer Deutsche
n Jahr 1806 schob di
Jandamme commandir
ielt am 6. Januar 1
Zerstört. Im März d
me die Würde eines G
eral der Französischen
r Schlessen war die G
der Friede zu Tilist m
en Prinzen Hieronym
ret von 18. August 1
im ersten Tage des J
önig von Westphalen
hemahlin wurde Cath
rinjessin von Würte
ermählte. Die Orga

n, aus der
Montpellier
hte mehrere
als Schiffe
auch am 27.
tanten Pat
ug machte er
ß die Engh
n, genöthigt,
r Höhe von
sche Schiffe
nen Kranken
ernichtete. Er
thigte Cor
um trennte
rauf lehrte
rbrannte er
beckstote G
ß der glückl
so Hieronym

Rhein Elfer i. J. 1808. Das folgende Jahr führte neue Stürme herbei; Schill brach ins Elb- und Okerdepartement, plünderte die öffentlichen Kassen, raubte königliche Gelder und fand nicht unbeträchtlichen Anhang. Im Fuldadepartement und an der Werra, unmittelbar vor den Thoren der Hauptstadt, erregte Dörenberg Aufruhr, und die Kriegsszenen in Sachsen riefen den König Hieronymus selbst mit einem beträchtlichen Theile seines Heeres nach Leipzig und Dresden. Bald nachher brach Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig-Oels aus Böhmens Wäldern durch Sachsen in Westphalen, und machte wie ein reißender Waldstrom mit seinen Schwarzen sich Bahn bis zu den Küsten des Deutschen Meeres. Zwar stellte der Wiener Friede die Ruhe wieder her; aber die Finanzen waren völlig durch die lange Unruhe, durch den unersäthlichen Aufwand des Krieges, durch die oftmaligen Plünderungen der Staatskassen zerrüttet worden. Große Resultate wurden von dem bereits am Schlusse des Jahres 1809 zusammenberufenen zweiten Reichstag erwartet, blieben aber, ohne Schuld des Königs, unerfüllt, weil überall Napoleon dazwischentrat. Die Finanzen waren wieder der Berathung Hauptgegenstand. Das Jahr 1812 führte den ungeheuern Kampf im Norden herbei. Mit einer schönen, trefflich gerüsteten und bekleideten Armee zog der König selbst nach der Weichsel; sein Hauptquartier war zu Warschau. Allein er kehrte — sein Heer zurücklassend — in die Residenz, ehe die entscheidenden Kriegseignisse begannen. Die bedrängtesten Zeitpunkte für Westphalen führten nun die ungeheuren Resultate des Rückzugs des großen Französischen Heeres aus Rußland herbei. Am 28. Sept. 1813 nahnte Czernitschew mit seinem Streifcorps sich Cassel, nöthigte den König zur Flucht, und nahm am 30sten die Hauptstadt. Zwar kehrte der König den 17. Octobr. noch einmal nach Cassel zurück, aber nur um es noch einmal und zum letzten Male zu verlassen, denn seines Bruders Macht war inzwischen bei Leipzig gebrochen. In welcher Situation er sich damals befand, zeigen die von ihm aufgefangenen Briefe. Er floh über den Rhein, wohin ihm sein Bruder mit dem Ueberrest seiner Heere bald folgte. Durch die entscheidende Schlacht von Paris verloren beide Brüder den Thron. Hieronymus behielt den Titel eines Prinzen und sein Privatvermögen. Eine Zeit lang hielt er sich in der Schweiz, dann zu Grätz in Steiermark auf, von wo er im August 1814 nach Triest verwiesen wurde. Als die Unruhen des Jahres 1815 ausbrachen, begab er sich erst in das Hauptquartier des Königs Joachim, nachher aber nach Frankreich, wo er, in Gesellschaft der Madam Lätitia und des Cardinals Fesch, am Ende des Mai ankam. In der Schlacht bei la belle Alliance befand er sich an der Seite Napoleons. Die Verfügungen, welche die Allirten über die sämmtlichen Mitglieder der Familie Bonaparte eintreten zu lassen für gut fanden, trafen auch ihn, und so lebte er seitdem, unter Aufsicht, auf dem Schlosse Ellwangen, im Königreiche Württemberg. Im August 1816 verließ er Ellwangen, um mit dem Titel eines Prinzen von Montfort, seinen künftigen Aufenthalt in den Oesterreichischen Staaten zu nehmen, wo seine Gemahlin, treu und edel, sein Schicksal mit ihm theilt. Ueber seinen Charakter und sein Wirken richtig zu urtheilen, dürfte jetzt, wo die Stimme der Leidenschaft sich noch zu laut erhebt, noch nicht Zeit seyn. Indessen ist seine Gutmüthigkeit und Humanität allgemein anerkannt; so wie auch jedermann einräumt, daß der Druck, der während seiner Regierung so viele Beschwerden verursachte, nicht sowohl seiner Person als seinen ausländischen Umgebungen

der Härte zur Last zu legen ist, mit der Napoleon die Kräfte von Syphalen für sich in Anspruch nahm.

22.
 Hierophant, war der erste Priester oder Vorfeser der Eleusina, und durfte nur aus dem Geschlechte der Eumolpiden gewählt den, deren Urahn für den Stifter dieser Mysterien und ersten Hierobanten gehalten wurde. Sein Aeußeres, in Gestalt und Kleidung, ste ganz dem erhabenen Posten entsprechen, den er bekleidete. Et ste das erste männliche Alter zurückgelegt haben, und wo nicht schön, ohne sichtlich Gebrechen seyn, und ein ausgeganz besitzen. Seine Stirn war mit einem Di Haare rollten in einfachster Natur über den N herab. Sein Wandel mußte ohne Flecken seligkeit ihn in des Volkes Augen umgeben. r ihm das Verheirathen untersagt, und um all der Geburt zu ersticken, mußte er (nebst allen bele) sich mit Schierlingsgasse waschen, den marngsmittel hielt; ja nach andern Angaben haben ft. sogar getrunken. (Doch wird auch behauptet, igh ihm untersagt gewesen sey, und daß ihr schäftigungen, z. B. Schmücken der Bildsäulen men dürfen.) Den Hierophanten (und den E es ob, die ungeschriebenen Gesetze zu bewahren en die Lasterer der Gottheit und Schänder ihre t. Bei den kleinen Mysterien hatte er die E. usinischen Tempel einzuführen, und die, welche die letzten Prüfungen landen hatten, in die letzten und großen Geheimnisse einzuweihen. i den Mysterien selbst repräsentirte er den Demiurg, Welterschöpfer, leidet mit den darauf sich beziehenden Attributen; er erklärte den nzuweihenden die verschiedenen ihnen vorkommenden Erscheinungen t idnender, durchdringender Stimme; bei den großen Mysterien war auch der einzige Ausleger der im Innersten des Allerheiligsten ru iden Geheimnisse, nämlich des geheimen Unterrichtes, der eigentlich Hauptzweck der ganzen Anstalt war. Daher nannte man ihn auch ostagog, oder auch Prophet, und keinem war es erlaubt, seinen Na n in Gegenwart eines Ungeweihten auszusprechen. Bei öffentlichen

rich von Gotha. Er nahm nun seine Residenz, die vorher in Heldburg war, zu Hildburghausen, und erbaute hier sich ein Schloß, (1685). Noch erhielt er als ein für sich günstiges Resultat des Coburgischen Successionsstreites das Amt Sonnefeld, von dem Abmbildischen Antheile, die Kellerei Behrungen, die Elsterischen Lehne und den Hof Müllh. Nach dem Beispiele seines Bruders in Gotha hatte er das Recht der Erstgeburt auch in der von ihm gestifteten Seitenlinie eingeführt; sein ältester Sohn Ernst Friedrich I. folgte ihm (am 17. Octbr. 1715) daher; dieser legte die Neustadt-Hildburghausen an, hinterließ aber die Finanzen nicht in dem glänzendsten Stande. Am 9. März 1724 ward sein Sohn Ernst Friedrich II. sein Nachfolger unter der Vormundschaft seiner Mutter (einer Gräfin von Erbach), bis er 1728 selbst die Regierung antrat. Auch nach seinem Tode (am 13. Aug. 1745) kam das Land unter die Regenschaft der Mutter des unmündigen Herzogs Ernst Friedrich Carl. Noch war das Land seit Friedrich I. nicht aus

den Schulde

sen, so daß

unter dem

das Finanz

Erziehung di

rende Herzog

drich Carl's

unter der

Friedrich, bi

nahm. 1807

1807 (am 1

die Ganerbo

Admershofen

gen, Junkere

Verfach, im

schließende

folll, welcher

wandte sich

der Herzog

auf die

Seite der

Allirten,

und wurde

dank-

auch Mitglied

des deutschen

Bundes. Das

Areal des

Herzogthums

beträgt 12

(nach Anderp

17) Quadrat-

meilen mit 8

Städten, 121

Dörfern

und 33,000

Einwohnern.

Die Staats-

schulden werden zu 2 Millionen Gulden angegeben; die Revenüen zu 100,000 Gulden. Die Hauptstadt enthält ungefähr 3000 Einwohner in 300 wohlgebauten Häusern.

Hildebrandismus nennt man die Herrschsucht der Geistlichen und das Streben der Kirche, sich über den Staat zu erheben; darum weil der Papp Gregor VII. (s. Gregor VII.), welcher vor seiner Erhebung zum Pontificate Hildebrand hieß, das hierarchische System mit dem rastlosesten Eifer und dem kühnsten Muth durchzusetzen strebte, und deshalb der unmäßigsten Herrschsucht beschuldigt wird. N.

Hildesheim, Fürstenthum in Niedersachsen, auf der Nordseite des Harzes, hat von Osten nach Westen etwa 10, und von Süden nach Norden 8 Meilen in die Länge und Breite. Ein für den Ackerbau vortreffliches Land; Viehzucht wurde von jeher nicht so gut, als es wohl hätte geschehen können, getrieben. Die Berge im südlichen Theile des Landes: der Solling, die Siebenberge, der Sundern u. s. w. sind meist mit trefflichen Eichen, Buchen, Eichen und Birken bewachsen, und die wenigen kahlen Berge haben ergiebige Steinbrüche und Eisenstein. Des Landes Hauptflüsse sind: die Leine, Ocker, Innerste und

use. Das ehemalige Bisthum enthielt 8 Städte, 4 Flecken, 75 adeliche Güter und 248 Dörfer. Zu den Landständen gehörten: das Domkapitel, 7 Stifter, die Ritterschafe und die Städte Hildesheim, Peine, Lüne und Alfeld. Zur evangelischen oder protestantischen Kirche be-

im siebenzen Artikel des Luneviller Friedens im Jahre 1802 ausge-
 ert wurde. Der Kbnig von Preußen erklärte in einem Patente vom
 Juni 1802, daß er nun Hildesheim und Goslar sich zueignen werde,
 d die Besitznahme geschah wirklich am 30. Juli desselben Jahres.
 er letzte Fürstbischof, Franz Egon von Fürstenberg, wurde pensionirt,
 d Hildesheim ward eine Preussische Provinz, bis durch Napoleons
 kret vom 28. August 1807 Hildesheim ausdrücklich zum integrien-
 1 Theil des neuen Königreichs Westphalen erklärt ward. Nach dem
 eignissen des Jahres 1814 fiel auch Hildesheim wieder an Preußen,
 tel, welches aber dasselbe, vermöge des 27. Art. des Wiener Con-
 finstrumentes, an Hannover abgetreten hat. Die Stadt Hildes-
 im, die 2500 Häuser und 12000 Einwohner hat, deren Hauptge-
 rbe in Garn- und Leinwandhandel besteht, liegt an der Innerste auf
 em abhängigen Boden, besteht aus der Alt- und Neustadt, deren
 e sonst ihren eigenen Magistrat hatte, und ist sehr altmodisch und
 zackmäßig erbaut. In der Domkirche sieht man fast einen schönen
 klischen Schmuck, und vor dem hohen Chor die uralte Irmenkul,
 bekanntes Ehrenbild der Sachsen.

Hiller (Johann Adam), geb. zu Wendischhoffig bei Görlitz den
 Dec. 1728, wurde schon im sechsten Jahre seines Vaters beraubt.
 genöß jedoch noch einige Zeit den Unterricht des dasigen Schulmei-
 s, des Nachfolgers seines Vaters, auf dem Clavier und der Vio-
 fand aber schon damals seinen größten Zeitvertreib am Singen.
 sang aus Mangel an andern Stücken am liebsten die Passions-
 1 Sterbelieder aus dem Gesangbuche. Im zwölften Jahre kam er
 das Gymnasium nach Görlitz und wegen seiner guten Stimme un-
 das dasige Singchor. Hier übte er sich unter Anführung einiger
 schüler auf mehreren Instrumenten. Um an einer neu Errichteten
 sikalischen Gesellschaft, wo noch ein Bassspieler fehlte, Theil zu
 nen, kaufte er sich eine alte Bassgeige für 18 Gr., auf welcher er

seine Kräfte üben wollte. Nachdem er 5 Jahre auf dem Gymnasium zugebracht, und hierauf wegen seiner drückenden Umstände einige Zeit bei zwei Civilbeamten als Schreiber gewesen war, begab er sich 1747 auf die Kreuzschule nach Dresden, nahm bei Homilius Unterricht, und bildete sich vorzüglich durch das Anhören der damals mit aller Pracht und Vollkommenheit aufgeführten Saffischen Opern und durch das Studiren der Partituren davon, die er sich größtentheils zur Nachtzeit abschrieb. 1751 kam er nach Leipzig, um die Rechte zu studiren, nahm als Bassänger und Flötenist an dem dasigen öffentlichen Concert Antheil, componirte hier schon mehreres, und widmete sich auch besonders dem theoretischen Studium der Musik, bis er 1754 als Hofmeister bei dem jüngern Grafen von Brühl Dresden wieder sah, und zugleich gute Gelegenheit bekam, seinen Hang zur Musik noch mehr zu befriedigen. Als er Leipzig mit seinem Eleven 1758 zum zweiten Male bezog, hinderte ihn seine Hypochondrie, außer Sellerts geistlichen Liedern, die er aus Gefälligkeit gegen den Dichter setzte, an sonstiges Componiren zu denken; ja er legte sogar 1760 seine Hofmeisterstelle nieder, nachdem er schon einen Ruf als Professor nach Petersburg abgelehnt hatte, und erwarb sich seinen Unterhalt durch Uebersetzungen wichtiger Werke, gab den musikalischen Zeitvertreib, das erste praktisch-periodische Werk der Art in Deutschland, heraus, und wurde endlich 1763 als Direktor des dasigen sogenannten großen Concerts angestellt, das seine ganze Einrichtung und Ordnung vorzüglich ihm zu verdanken hat, und an welchem Dem. Schmebling (nachherige Mad. Mara) und Dem. Schröter als Sängerinnen Theil nahmen. Der wichtigste Dienst, den er damals nicht bloß Leipzig, sondern auch vielleicht ganz Deutschland leistete, war, daß er auf Veranlassung des bekannten Theaterprincipals Koch Deutsche Operetten einführte, zu einer Zeit, wo man auf Deutschen Theatern noch keinen Deutschen Sänger gesehen hatte. Wer kennt nicht von dieser Seite das unendliche Verdienst des würdigen Hillers, dem man mit allem Recht die Verbesserung des Deutschen Geschmacks, den Vorzug der Deutschen vor der Italienischen und Französischen Operette an richtiger Declamation, an Wahrheit im Ausdruck und überhaupt an edlem Gesang ursprünglich zu verdanken hat? Noch vermehrte er seine Verdienste um Leipzig 1771 durch Errichtung einer Singschule für junge Frauenzimmer, in welcher manche treffliche Sängerinnen gezogen wurden. Bei seiner Reise nach Mitau, wohin er zwei seiner vorzüglichsten Schülerinnen, Podleska, begleitete, erhielt er vom Herzog von Curland viele Ehrenbezeugungen und Geschenke, und nachher (1784) den Charakter als Capellmeister. Ihm verdankt man es auch, daß man sowohl zu Berlin bei seiner damaligen Anwesenheit 1786, als auch nachher 1787 und 1795 zu Leipzig das berühmte Händelsche Meisterstück, den *Messias*, unter seiner Anführung gehört hat. Im J. 1789 übertrug man ihm endlich zu Leipzig den Posten des mit Ehren alt gewordenen und in Ruhe versetzten (zu Anfang des J. 1797 verstorbenen) Cantors und Musikdirectors Dales, wo er sich die stete Verbesserung des Chors mit unermüdetem Eifer angelegen seyn ließ, so wie er auch durch Einführung besserer Melodien für die Kirchengesänge noch in seinem Alter sich Verdienste erworben hat. Daß übrigens unter seinen theatralischen Compositionen die Jagd, die Jubelhochzeit, die Liebe auf dem Lande, der Erntekranz u. s. w. so viele Volksgesänge hergegeben haben, ist eben so bekannt, als es zugleich Beweis für die Trefflichkeit derselben ist. Auch für die Kirche hat er vieles componirt,

ad mehrere theologische Werke, so wie auch Lebensbeschreibungen berühmter Konkünstler herausgegeben. Er starb im J. 1804 an gänzlicher Entkräftung.

Hiller (Gottlieb), der Naturdichter genannt, war der Sohn eines armen Fuhrmanns, geboren zu Landsberg in Sachsen 1778. In ihm regte sich von Kindheit auf ein natürliches, tüchtiger Verstand und eine genährte Einbildungskraft, beide durch Beobachtung und einen untern, festen, aber sanftmüthigen und gutgearteten Charakter bestimmt und geleitet. Hieraus entwickelte sich eine ausgezeichnete Fertigkeit und Nachahmungsgabe, welche sich in Stunden, wo er von den groben Arbeiten seines Standes frei war, durch mechanische Erfindungen, vorzüglich aber durch eifrige Lektüre jedes Blattes, dessen er theilhaft werden konnte, und mancherlei Versuche, seine Gedanken und Einfälle in Reime zu fassen und aufzusehen äußerte, womit er bald schon einige äußere Vortheile erwarb. Hätte Hiller einen planmäßigen Unterricht genossen (er besuchte früher nur einige Winkelschulen, später, als sein Geseffater mit ihm und seiner Mutter nach Ebersdorf, eine dafüßige Freischule einige Zeit), so hätte er leicht, vorzüglich im Falle der praktischen Wissenschaft etwas leisten und seinem Talent Erweiterung und Sicherheit verschaffen können. Allein früher hinderten ihn daran jene Beschäftigungen, welche seine Lage mit sich brachten. Väterhin aber, nachdem er durch einige Gedichte bekannt geworden war, machte das übertriebene Lob seiner Freunde und Gönner, welche seine poetischen Versuche, und seine Leichtigkeit zu versificiren unter den Umständen seiner Umgebung, in welchen er stand, und bei Ermangelung einer gründlichen Anweisung, als Seltenheit betrachteten und anstammten, oft auch wohl nur dem wackern Menschen und dessen schlichten euberyigen Thun und Wesen Verfall und Unterstützung schenkten, ein so überraschendes und im Gefühl des Glücks, seiner Familie Lage zu verbessern, an ein tieferes Studium, an eine Reise sich bekannt zu machen. Diese Gedichte erschienen reichthum der Ideen, voll von der Reife des poetischen Ausdrucks, in Wesen des wahren Reflexion über Kunst und Wissenschaften genossenen Auszeichnung sich in seiner, seinen Gedichtographie mit einer vorzüglichen Fertigkeit in den übrigen aber war er nicht so ausgezeichnet. Die Zeichnungen aus den Gedichten waren, zufrieden zu seinen lieb gewonnenen Freunden und Bekannten, würde man ihm nicht zugestehen können, so verdient er doch durch die Einfachheit seines Charakters, verbunden mit jener Leichtigkeit, seine glücklichen und muntern Einfälle in Versen auszusprechen, welche ohne Lehrer, durch eigene Übung und Lektüre erworben hat, und seinem und seiner Familie Vortheil mit Klugheit anzuwenden wird. Achtung und Aufmerksamkeit.

Hiller (Johann Friedrich von), kaiserlich Oesterreichischer Feld-

marschalllieutenant, Commandant des Theresienordens, Inhaber eines Infanterieregiments, commandirender General an der Gränze, Präsident des croatischen Appellationsgerichts u. s. w. Die Geschichte kennt ihn als einen der ersten Feldherren Oestreichs. War er gleich nicht glücklich bei Abensberg am 20. April 1809, wo er vereint mit dem Erzherzoge Ludwig, von dem Kaiser Napoleon selbst geschlagen und in Folge dieser Schlacht bis hinter Landshut geworfen wurde, so bewies er doch in dem Gefecht bei Neumarkt an der Rott (am 24. April 1809), wo er die vereinigten Corps der Herzöge von Montebello, Istrien und der Baiern unter Brede angriff und bis Wils-Viburg zurückdrängte, und sein, durch die Ereignisse bei Regensburg ihm abgedrungener, doch meisterhafter Rückzug bis an die Donau, auf welchem er das schreckliche Treffen bei und in Ebersberg bestand, daß er ein tapferer Soldat, ein einsichtsvoller General und einer der unerschrockensten Männer sey. In den für die Oestreichischen Waffen so glänzenden Tagen vom 21. und 22. Mai 1809 bei Aspern und Eblingen umschlangen Tapferkeit und Glück Hillers Haupt mit unverwelklichen Lorbeeren. Seine Colonne, die erste in der Schlachtordnung, die nun, nach seiner Vereinigung mit dem Generalissimus, Erzherzog Carl den rechten Flügel der Armee bildete, war es, welche am 21. den blutigen Kampf um Aspern kämpfte, dieses am 22. gänzlich eroberte, und zugleich die Besiegung der linken Franz. Flanke entschied. Von neuem trat er wieder auf den Schauplatz in dem großen Völkerkrieg des Jahres 1813, da er eine Zeitlang in Italien gegen den Vicenz mit Glück overirte und bis Verona vordrang, dann aber im November das Commando dem Feldmarschall von Bellegarde übergab. Zu derselben Zeit belohnte der Kaiser seine Verdienste, indem er ihn in den Grafenstand erhob und mit einer Herrschaft beschenkte.

Himmel und Himmelfahrt. Ursprünglich bedeutet Himmel eine gewölbte oder hohle Decke, und noch ist das Wort in dieser Bedeutung in den Worten Thronhimmel, Himmelbett u. a. m. üblich. Am häufigsten aber wird dieses Wort von dem, dem Anschein nach runden und blauen, Gewölbe gebraucht, welches die Oberfläche der Erde umspannt und bedeckt. Das ist die Bedeutung dieses Wortes, wenn man von einem Luft- und Wolkenhimmel redet. Da die Sterne an der die Erdoberfläche umgebenden Decke des Dunstkreises zu schweben scheinen, so nennt man auch den ganzen unermesslichen Weltraum außer der Erde mit allen darin befindlichen Weltkörpern Himmel. Wenn der Mensch das Göttliche und Ueberirdische unter sinnlichen Bildern und als im Raume vorhanden sich vorstellt, so denkt er sich dasselbe als erhaben über sich und die Erde, so setzt er es in die Räume über die Wolken und die Sterne. Daher die dem Menschen natürliche Vorstellung von dem Himmel als dem Orte der nähern Gegenwart Gottes und der Wohnung der seligen Geister. Auch der aufgeklärteste Verehrer Gottes, welcher wohl weiß, daß Gott überall ist, und daß seine unendliche Kraft die Erde wie die Sterne durchdringt, breitet doch, von dieser dem menschlichen Geiste natürlichen Vorstellungsart geleitet, seine Arme gen Himmel aus, wenn er betet, und schaut himmelwärts, wenn er sehnend einer vollkommenern Ordnung der Dinge entgegensieht oder der hingeschiedenen Geliebten gedenkt. In dieser Vorstellungsart ist der Ursprung der Erzählungen von weisen und guten Menschen, welche gen Himmel gefahren seyen, zu suchen. Den Gedanken: sie sind in eine vollkommenern Ordnung der Dinge versetzt worden und haben den Lohn ihres verdienstvollen Wirkens empfangen,

schickte man bildlich so aus: sie sind gen Himmel gestiegen, sie sind in dem Orte emporgehoben worden, wo Gott und die seligen Geister wohnen. Die Nachwelt aber verwechselte oft das Bild mit dem hinter ihm liegenden Gedanken und dachte sich das als Thatsache und Begebenheit, was ursprünglich bildliche Entleerung eines Gedanken gewesen war.

Himmel (Friedrich Heinrich), Königl. Preussischer Kapellmeister, wurde zu Treuenbriegen in der Mark Brandenburg von unbekanntem Alter geboren und dem Predigerstande bestimmt. Kaum hatte er seine Studien vollendet, als er sich nach Potsdam begeben mußte, um zum Aairist einer Feldprediger-Stelle das Examen zu bestehen. Hier, wo Friedrich Wilhelm II. sich einen großen Theil des Jahres aufhielt und die ersten Talente der Königl. Kapelle versammelte waren, machte Himmels Fertigkeit auf dem Fortepiano so großes Aufsehen, daß er König davon erfuhr und ihn zu hören verlangte. Himmel spielte und wiederholte Malen vor dem Monarchen, der sich als ein Kenner von seinem seltenen Talente überzeigte, ihn zu seinem Kapellmeister ernannte und auf Reisen sandte. Soudem hat Himmel theils als einer der vorzüglichsten Clavierspieler, theils als Komponist, wiewohl es nicht zu bergen ist, Eigenschaften einen ungleich höheren Plururäumen genüge sein möchte. De allerdings seinem Verdienst verdankte, Kenedalben zu Theil wurden, scheine eren Stad erregt zu haben, als ma ulßt, aber auch die Schwierigkeiten annat hat, erwarten möchte. Dieses Inzofanglichkeit und Neigung für die unden mit vieler Liebendwürdigkeit in istischen Eigenthümlichkeiten gehdren, ut mit Ernst und Beharrlichkeit i

ompositionen leicht wahrzunehmen ist. Die berühmteste derselben ist eine Oper *Janchoa*, die allenthalben mit Entzücken gehört wurde, nd ihm die in Deutschland seitene Ehre erwarb, zu Berlin am Schluß er ersten Vorstellung herausgerufen und mit rauschendem Beifall begrüßt zu werden. Der Kenner wird nicht läugnen, daß die Musik anchoa viel Amuth und Einschmeichelndes hat; aber den wahrhaft rohen und gewaltigen Musikwerken ist weder sie noch irgend eine von ummels Compositionen beizuzählen. Wir nennen von diesen noch sei e *Urania*, seine Cantate auf den Tod Friedrich Wilhelms II., nige Opern, z. B. *Vasco de Gama*, ein Liederspiel, mehrere rien u. s. w. Zu rühmen ist es übrigens, daß Himmel seine Dank arkeit gegen die Königin, die ihn mit ihrem Wohlwollen ehrte, so ce gegen den König, dessen Gunk er besaß, stets durch treue An anglichkeit bewiesen hat und daß er durch keine Anerbietungen bewo n werden konnte,

ng hielt er sich in
ng aber nach Bei
Himmelsku
ols oder Pappe,
iren Himmelskuge
rigen Lagen und
it sind, und die
ma. Man gebrai

ne Zeit-
es war,

Metall,
scheino
den ge
verzeich
werden
inten zu

er Maschine sieht man in die Höhe, und bei den großen Fortschritten, welche von den Sekuren gemacht hatten, wagen, die es davon gibt, viel Wahrere noch vorhandene Himmelkugel des Cardinals Borgia zu Velturi, aus dem Jahr, nämlich das Jahr 1225, erzählt; Präsul Borgia. In Deutschland beobachtet Regimentar zuerst mit Verfertiger Schonert (gest. 1537) zu Nürnberg die Himmelskugel besitz noch eine von Wernher Eckenherg; einhundert des Himmelskugel verfertigt Wernher Mercator beschäftigten sich ebenfalls mit der Himmelskugel von Lohse de Grabe im Jahr 1600 im Durchmesser verfertigt, verbrannten siegen Sternwarte. Die Gebrüder Willem Blaeu oder Eähus in Amsterdam, welche Maschinen vorzüglich aus. Welche Ludwigs Busch aus Limburg verfertigt; sie befindet sich jetzt in einem Hause steht; im Durchschnitt halbe Höhe; auf der Oberfläche stelle sie die Himmelskugel vor. Innen mit Platten besetzt, worauf

12 Personen sitzen und beobachten können, wie sich die Kugel als ein Himmel in 24 Stunden durch einen inneren Meridian und Horizont, an dem eine Gallerie angebracht ist, bewegt. Der Jesuitische Professor Erhard Weigel verfertigte ebenfalls solche Kugeln von Kupfer und Messing, an denen er die Stellen der Sterne durchlöcherete und in die Kugeloberfläche Öffnungen machte, so daß man die Sterne in der hohlen Fläche als helle Punkte sah. Sein großes Panoramium, oder Weltall von Kupfer, das er 1698 dem König Christian V. von Dänemark überreichte, hatte 32 Fuß im Umfange und 10 Fuß im Durchmesser; der Himmel geht an demselben vermittelst eines Pendeluhrenwerks in 24 Stunden herum; der König ging mit 30 Personen aufrecht hinein. Vincent Coronelli von Venedig, der Holländer Gerhard Voss, der Franzose de l'Isle und der Engländer Woll, Ludwig Andrich, Homann und Doppelmayr in Nürnberg, Ebersch in Elbingen, die kosmographische Gesellschaft zu Nürnberg, Robert de Baugoube, die kosmographische Gesellschaft zu Upsal und besonders Idermann und Wreßel in Stockholm, Adams in London, de la Lande in Paris, der Abt Grenere, der Abt le Bris dafelbst, Bode in Berlin, sind Namen, welche wegen der großen Verdienste, die sie hierzu sich erworben haben, die rühmlichste Erwähnung verdienen.

Hindenburg (Carl Friedrich). Bewundernswürdig war der Umfang der Kenntnisse dieses Mannes, der als Erfinder der combinatorischen Analysis sich einen unsterblichen Namen gemacht hat. Er war zu Dresden d. 13. Jul. 1733 (d. Weusel ist falsch) geboren, wo sein Vater Kaufmann war. Seine erste gelehrte Bildung erhielt er auf dem damals sehr blühenden Gymnasium zu Freyberg, von welchem er 1757 auf die Universität Leipzig kam, um die Arzneiwissenschaft zu studiren. Er widmete sich aber unter Aufsicht der damaligen berühmten Männer J. E. Hedenström, Ludwig, Jankel, Wose u. s. w., so wie er die Philosophie, Physik und Mathematik bei J. G.

Winkler, Heinsius und Rudolph, und über alte Literatur und schöne Wissenschaften bei J. A. Ernesti und Sellarz hörte. Durch des Letztern Empfehlung kam er nach geendigter akademischer Laufbahn im J. 1763 als Erzieher zu dem nachmals schon in seinem Knabenalter als ein ganz außerordentliches mathematisches Genie sich auszeichnenden Hrn. von Schönberg; welches ihm Veranlassung wurde, da er seinen Zögling auch auf die Leipziger Universität begleitete, sich vorzüglich mit Mathematik und Physik zu beschäftigen. Außer den bereits genannten Lehrern wurde ihm nun auch der Unterricht und der vertraute Umgang, dessen ihn der originelle und gründliche Professor der Mathematik, Borj, würdigte, und als er nachher die Universität Göttingen besuchte, Kästners Unterricht und Umgang höchst lehrreich. Im J. 1771 promovirte er in Leipzig in Magistram, und seine Vorlesungen und vortreflichen Schriften fanden so vielen Beifall, daß ihm 1781 ein außerordentliches Lehramt der Philosophie, und nach Funk's Tode 1786 das ordentliche der Physik ertheilt wurde. Ansehnliche Rufe auf in- und ausländische Universitäten schlug er auf Liebe für sein Vaterland aus. Die angesehensten Akademien und gelehrten Gesellschaften des In- und Auslandes schätzten es sich zur Ehre, ihn unter ihre Mitglieber aufzunehmen. Im J. 1808 starb er. Als Gatte, Vater und Freund war er sehr schätzbar, und hatte oft die wichtigsten Einfälle. Seine Schriften sind in Meusels gel. Deutschland bemerkt, denen jedoch noch einige beizufügen sind. r.

Hindustan im weitern Sinn, oder Indien diesseits des Ganges, das eigentliche Indien, vormals Reich des großen Moguls, liegt zwischen Persien, der großen Bucharei, Tibet, Nepal, Hinterindien, dem Bengalischen Meerbusen und dem Indischen Meer. Sein Flächeninhalt beträgt gegen 70,000 Q. Meilen, seine Bevölkerung steigt auf 90 Millionen Einwohner. Es besteht aus dem eigentlichen Hindustan, oder dem alten Gebiet des großen Moguls; aus Bengalen, welches der Englisch-Ostindischen Compagnie unterworfen ist, und der eigentlichen diesseitigen Indischen Halbinsel. Der Boden ist

selbst wieder aus Mythen und Fabeln, worin doch manche helle Wahrheit enthalten ist. Die Volksreligion lehrt neben dem einzigen Gott *Brama* (der nicht bildlich vorgestellt werden darf) mehrere Gottheiten, welche aber eigentlich nichts als Personification der göttlichen Eigenschaften sind. Darum ist heilig der *Lingam*, als Symbol der allgemeinen Zeugungskraft der Natur; darum werden Kühe und Ochsen, als die zum Ackerbau nützlichsten Thiere, gleichsam göttlich verehrt; darum ist der *Ganges*, als des Landes allgemeiner Befruchter, den Hindus heilig, wie vormals der Nil den Aegyptern, mit deren Religion die Indische allerdings vieles gemein hat. Ursprünglich aber verehrten die Bramanen in der Gottheit eine untheilbare Dreieinigkeit oder Personification der drei Haupteigenschaften des alleinigen Gottes, nämlich: *Brama*, die schaffende Allmacht; *Wischenu*, die erhaltende Vorsehung, und *Schiven*, die strafende oder belohnende Gerechtigkeit. Die Lehre artete aus, und nun hieß *Brama* schlechtweg der Schöpfer, *Wischenu* der Erhalter, *Schiven* der Zerstörer. Daraus sind die drei Hauptreligionssecten der Hindus entstanden. Doch glauben Alle Strafen und Belohnungen nach dem Tode, die Seelenwanderung und endliche Wohnungen bei Gott, oder in der Hölle, die sie *Podalam* nennen. Ihre Moral ist streng, doch zu Gunsten der Bramanen sehr mit abergläubischen Ceremonien durchwebt. Ihre Tempel sind zerlich, doch massiv gebaut, bei den meisten ist ein heiliger Leich, und der Oberbramin darf nicht bekrathen. Es gibt Mönche, Anachoreten, Büßer und Schwärmer. Die gefährlichsten von diesen sind die *Canirs* oder *Songassen*. Die Hindus suchen jedoch keine Proselyten zu machen. Ihr Charakter ist indolent, fast ohne alle Leidenschaften, geduldig, friedlich und ungemein tolerant. Sie sind mäßig, und nur die Kriegerklasse darf Fleisch, jedoch kein Rindfleisch essen. Wenn in Bramin Wein trinkt, wird er mit dem Zeichen des Glases gebrandmarkt und weggejagt. Dabei ist der Hindu redlich, gutmüthig und in hohem Grade reinlich. Seltsame Sitten herrschen noch als Ueberbleibsel des Alterthums. So auf der Küste von Malabar die Vielmännerei; so das Verbrennen kinderloser Frauen mit ihren verstorbenen Männern, doch nur aus der Kaste der Braminen und Schetris. Es war von jeder religiöse Schwärmerei, kein Gebot; Eitelkeit, Ruhmsucht, selbst Liebe trieb oft die Weiber dazu. Das Volk ist im Ganzen ungebildet, Literatur und Künste werden fast allein von Braminen getrieben. Sie beschränken sich auf Erlernung der *Sanscritta*, auf etwas philosophische Moral und Dichtkunst, auf Arznei und Kräuterkunde, und auf sehr einfältige Begriffe vom Laufe der Gestirne, wobei Sterndeuterei getrieben wird. So schreiten die Hindus auch, wegen tiefer Anhänglichkeit an das Alte, in mechanischen Künsten nicht fort, aber sie sind ein höchst industriöses Volk. Wüste Flecken urbar zu machen, ist bei ihnen Religionspflicht. Ihre feinen Kattune, ihre seidnen Leuge, ihre gemalte Leinwand, und besonders ihre berühmten *Shawls* sind noch nicht von den Europäern erreicht. Schlechter sind dagegen ihre Fabriken in Perlenmutter, in Schildpatt und Krystall. Ihr Landhandel geht durch Hindustan bis nach Tibet, Persien und Arabien. Der Seehandel (insofern nicht Europäer ihn führen) bedeutet nichts. Man rechnet nach *Fanams*, nach *Rupien*, *Lak*, und *Crone-Rupien*; 100 *Lak Rupien* sind 6 Mill. 666,666 *Rthlr.* Ein *Fanam* ist die niedrigste Münze, und beträgt 18 Pfennige. Das Alterthum der Indischen Geschichte ist völlig dunkel. *Alexanders* Eroberungen gingen nie weiter, als zwischen den *Indus* und *Hyphasis*, doch drang einer sei-

der Nachfolger, Seleucus Nicator, bis an den Ganges vor, und
 Indien behielt Communication mit Europa, durch den Handel über
 das rothe Meer nach der Marantenfüße, denn Römer, Araber und Ve-
 nesianer führten ihn auf diesem Wege. Ein Türkischer Völkerzweig,
 die Schajoniden, Sogjaniden, brach unter Mahmud im
 zoten Jahrhundert n. Chr. in Indien ein, eroberte fast das ganze ei-
 gentliche Hindufan, und gründete eine Muhamedanische Herrschaft dar-
 febst, die bis ans Ende des zwölften Jahrhunderts dauerte. Dann ka-
 men die Ufgdhanen, ein Georgisches Volk, vertrieben die Schajon-
 den und stifteten eine Herrschaft, die oft durch die Mongolen, besonders
 durch Tamerlans (Zimur Becks) schreckliche Einfälle gekü-
 merte, bis endlich der Mongolische Kaiser Babur (Omars Sohn, der
 von Zimur abstammte) ihr den letzten Stoß im J. 1525 gab, und
 die Reihe der so genannten großen Moguls anfang. Dessen Reich um-
 faßte in seiner größten Stärke unter Akbar, Baburs Enkel, 70 000
 Q. Meilen, hatte 40 Mill. Einwohner, hatte 225 Mill. Akkr. Ein-
 künfte, und unterhielt ein Heer von 600 000 Mann. Die Residenz
 des großen Moguls, oder Indischen Kaisers, war abwechselnd zu Delhi
 und Agra. Es gab unzahlbare, von Viceroyen (Nabobs) be-
 herrschte, und mittelbare, eigenen Rajas erblich unterworfenen Provin-
 zen, die nach den Urtheilen des Landes regirt, dem großen Mogul nur
 Tribut zahlten. Als Vasco de Gama den neuen Weg ums Cap
 nach Indien entdeckt hatte (1498), behaupteten die Portugiesen fast 100
 Jahre lang den Ostindischen Alleinhandel, und theilten des Landes
 Herrschaft mit den Mongolen. Ihnen folgten 1605 die Holländer un-
 ter Cornelius Honemann, dann die Engländer, Franzosen und
 Dänen. Die Holländisch-Ostindische Compagnie ward 1602, die Engli-
 sche 1607 errichtet. Bald nachher erließ der grausame Uzurparce, Au-
 reng-Zeb, nachdem er seinen Vater, Schah Jehan, ins Gefäng-
 niß geworfen und seine Brüder größtentheils ermordet hatte, den Indi-
 schen Kaiserthron, behauptete solchen unter mannigfaltigen Empörungen
 der unterworfenen Völker, und starb 1707 in einem Alter von 90 Jahren.
 Aber des Tyrannen Verbrechen wurden von der ewigen Nemesis an
 seinen Nachfolgern gerächt; zwölf Kaiser herrschten binnen 30 Jahren
 nacheinander, und nur drei von ihnen starben eines natürlichen Todes.
 Bei solchem steten Thronwechsel kamen Anarchie und Empörung an die
 Tagesordnung. Unter ihrem Anführer, Bobid-Sing, machten sich

eroberten Lador und stifteten eine ar-
 zaman, Befehlshaber der Tschakken,
 nd eroberte sogar die Kaiserstadt Agra;
 Eroberungen aus und beherrschten eine
 Gedrige Kewat bis an den Jumna-
 fluarsüßer, ursprünglich aus westlichen
 ndarter Volksstamm, hatte sich nie den
 is von Aureng-Zeb sie mit Gewalt
 he Religion ausrotten wollte, verbanden
 men-Jochs ebenfalls überdrüssigen Zar-
 111, als Waha Raja, oder Großfür-
 en so siegreich gegen Aureng-Zeb schwa-
 i der mächtigste in Indien wurde, bis
 ng nach dem Tode des letzten Akbar-
 Bass des Waha Raja ein Reich wa-
 re. Die allgemeine Verwirrung unter-
 ugte gleichfalls der Herrscher Verhäng,

sonen haben große Summen verscharrt, die Engländer vielleicht noch größere nach China und Europa geschleppt. Das Erpressungs- und Betrugssystem der Englischen Compagniebedienten würde allen Glauben übersteigen, wenn es nicht durch unläugbare Thatsachen erhärtet wäre. Es sind alljährlich etwa 60 Engländer, die eine Masse von 50 Millionen Franken aus dem Lande schleppen, um daheim an der Ehemise gleich Indischen Nabobs zu schwelgen. Der Hauptort aller Englischen Besitzungen in Indien ist Calcutta, eine der schönsten Städte der Erde und der Mittelpunkt des Indischen Handels, der sich über alle Welttheile erstreckt. Nächst Calcutta ist bemerkenswerth die Insel und die Stadt Bombay mit einem vortrefflichen Hafen. Surate, Tellichery, Aufengo und besonders Mangalor, mit einem 60 Q. Meilen großen, an Reis, Sandel und Bithholz sehr fruchtbaren Gebiet, sind gleichfalls treffliche Besitzungen. Am äußersten Ende der Halbinsel beherrschen die Engländer auch jetzt Zeylon, welche Insel vermöge der Bai und des Hafens von Trincomalee der Schlüssel von Indien ist. Die Zimmtpflanzungen und die Perlenfischereien daselbst sind von unendlichem Werth. Das den Holländern abgenommene, gut befestigte Comptoir Megapatnam auf der Küste von Koromandel beherrscht die Fürstenthümer: Tanschaur, Madura und Marava; auch können die im dortigen Hafen stationirten Kriegsschiffe alle Fahrzeuge, welche zur Zeit der Sommer-Monsons an den Küsten herunter kommen, genau beobachten. Nun ist zwar dieses Comptoir wieder an die Holländer zurückgegeben, aber die Britten werden die Vortheile, die ihnen dasselbe darbietet, noch immer benutzen können. Nicht minder wichtig ist das Comptoir von Gondelur, aber noch weit wichtiger Madras, der Hauptort der zweiten Englischen Präsidentschaft. Diese Stadt zählt 800,000 Einwohner, und hat gegenwärtig eine solche Ausdehnung gewonnen, daß sie sich bis zum Portugiesischen Comptoir St. Thomas hin erstreckt. Auf der Küste von Koromandel sind die militärischen Posten: Ongal, Masulipatnam, Bisagapatnam und Santam in der Engländer Gewalt. Alle Französischen Besitzungen, als: Pondichery, der Hauptort der Französischen Etablissements in Indien; das Comptoir von Karikal; die Distrikte Landavit, Petav Raj, Mindri und Sikokol nebst den Factorien zu Chandernagor, Dakkapatna, Kassimbajan und Balusare waren während des letzten Kriegs in ihre Hände gefallen, sind aber durch den Frieden wieder zurückgegeben worden, was gleichfalls von den Holländischen Besitzungen dießseits des Ganges gilt. Die Summe der disponibeln Streitkräfte der Englisch-Ostindischen Compagnie beträgt (nach des Missionair Rapi Bericht vom Jahr 1801) nur 16,000 Europäer und höchstens 70,000 Seapoys. Damit muß eine Bevölkerung von fast 70 Millionen Einwohnern im Zaume gehalten werden.

22.

Hinken, das, ein Fehler im Gehen, vermöge dessen der Leib sich bei je einem von zwei Schritten auf die Seite des vorgesezten Fußes hinneigt. Hiedurch entsteht ein ganz ungleicher Gang, um so mehr, da der Hinkende meistens den einen Schritt geschwinder macht, und mit dem andern um etwas zögert. Die nächste Veranlassung des Hinkens wird durch alles das gesetzt, was ein Unvermögen veranlaßt, bei einem Schritte wie beim andern den Schwerpunkt des Leibes mit der Achse desselben parallel und dadurch den Körper im Gleichgewicht zu erhalten. Jeder Körper nämlich (bloß als Masse betrachtet) hat einen gemeinschaftlichen Schwerpunkt, in welchem gleichsam sein ganzes Gewicht vereinigt ist; so lange dieser unterstützt wird, kann der Körper nicht fallen.

Bei dem Hinken neigt sich der Schwerpunkt des Leibes vorzüglich nach inner Seite hin von der Achse des Beckens zu weit ab, daher bei dem Gehen des Hinkenden die Neigung des Falles nach dieser einen Seite hin vorzüglich sichtbar wird. Die Ursache davon ist entweder, daß der eine Fuß durch irgend eine Veranlassung, angeboren oder durch Krankheit oder Gemüthung, kürzer als der andere ist, oder die untern Gliedmaßen der andern Seite in den Gelenken steif sind, folglich beim Vorwärtreten sich nicht, gleich dem andern Fuße, durch Krümmungen verkrümmen können, oder daß ein Schmerz in den untern Gliedmaßen der einen Seite den Fuß verhindert, die ganze Last des Körpers beim Gehen abwärts abwechselnd zu tragen, so daß der Hinkende diese Last schneller dem andern überträgt und länger auf ihm ruhen läßt. Die veranlassenden Ursachen können sehr mannigfaltig seyn. Das Hinken an und für sich betrachtet, ist zwar nicht gefährlich, jedoch das ursprüngliche Uebel, aus welchem jenes erst entsand, kann um desto gefahrvoller seyn. In dieser Hinsicht zeichnet sich eine Art des Hinkens aus, welches unter dem Namen der Coxalgie oder des freiwilligen Hinkens der Kinder bekannt, neuerlich aber erst genauer (von Albers und Ficker vorzüglich) beobachtet und untersucht worden ist. Die Krankheit selbst kannte man zwar schon in den frühesten Zeiten, doch wurde sie stets verkannt und falsch beurtheilt. Sie kann in jedem Lebensalter vorkommen, vorzüglich aber ist sie bei Kindern beobachtet worden, und besteht in Entzündung einzelner oder mehrerer Drüsen, Anorepkel, an und wird entzündet. In dieser Hinsicht wird die Gelenke dem ergossenen Eiter verbadurch die frankten Gliedmaßen etwas vorgetriebene Schenkelköpfe den obern Rand der Hüftgelenkflächen etwas verkleinert. Klage der Kranke über eine merkliche Steifigkeit des Schenkelgelenkes, welche die Abends wiederkehren, welches den Kranken oder Kranken Schenkel etwas bei jungen Kindern meist auf das Uebel, wenn die Drüsen schmerzhaft anschwellen, auch im Ansehn der Schenkel und das Hinken Weg nach außen. Ist Abzehrung, welche größten Wichtigkeit, die zu begegnen, und sobald kenden Gang bekümmert, ist Hintergrund, ist spektive.

Hiob ist der Held eines sehr alten Lehrgedichtes, das der Kanon des alten Testaments bis auf unsre Zeiten gebracht hat. (S. Hebräische Literatur). Der Gegenstand ist eine Theodizee, wie sie ein frommer Mann, der die Unfähigkeit des menschlichen Verstandes über die göttlichen Rathsloos der Vorsehung und des Menschenschicksals ab-

zuurtheilen und die Nothwendigkeit, sich dem höchsten Gottes planmäßig zu unterwerfen, anerkennt, was die Hauptideen betrifft, noch dem nicht anders geben würde. Diefem Thema und der religiösen Tendenz des Gedichtes gemäß, ist seine Handlung im Himmel und was die Menschen, die sich gegen den Herrn des Schicksals nicht anders als leidend verhalten können, dabei eben, nur Reflexion und Ausdruck des Gefühls. Aber in diesen Reflexionen und Herzensergießungen zeigt sich im Leben, eine Kraft und Innigkeit, in diesen Dialogen ein Wetteifern mit den stärksten Waffen des Geistes um die höchsten und die heiligsten Wahrheiten der Menschheit, der das Gespräch weder zur lebendigsten Handlung macht. Stärker als irgendwo werden wir hier belehrt, auf fern Vermessenheit, die Rathschlüsse Gottes beim Glück und Unglück der Menschen ergründen zu wollen, kein Rath sey wunderbar und er führe alles herrlich hinaus. Eine die jetzt in Arabien oder Syrien erhaltene Tradition beweist eben so wie die unerkennbaren Spuren wahrer Natur in dem Gedichte selbst, daß es historischen Grund hat, und ein angegebener und frommer Emir Namens Job oder Jobab, der in wenigen Stunden aller Reichthümer, die er besaß, beraubt und selbst mit der furchtbarsten Krankheit heimgeführt ward, in Idumäa gelebt haben mag; ja an einigen Orten, wie bei Damask, will die Sage noch sein Grabmal nachweisen. Wie viel die Phantasie des Dichters hinzugesetzt und umgebildet hat, läßt sich nicht ausmitteln; daß er aber den vorzüglichsten Dichtern aller Zeiten an die Seite gesetzt zu werden verdient, zeigt die Stärke und Originalität seiner Composition, die lebendige Natur und Frische seines Colorits, die ergreifende Stärke und Wahrheit seiner Situationen und Darstellungen der Empfindung, die Prägnanz und Fülle seiner Sentenzen, die Hoheit und Lauterkeit seiner Bestimmungen und jene himmlische Würde bei aller Einfachheit der Natur, die niemand erkünsteln kann, dem Gott nicht weit dem Lichte des Genies zugleich den Funken der frommen Begeisterung verlieh.

Kinnel (Theodor Gottlieb von), einer der originellsten Deutschen, war aus einem alten, aber gesunkenen adelichen Huse in Ostpreußen (1731) geboren, wo sein Vater als Knabe zeigt
 Schwärmerel, w
 den Unterricht sein
 eckers Leber, u
 , erst 15 Jahre t
 nes Vaters Willk
 stologie, Mathematik und Philosophie. Strenge
 luges Leben hatte die Bekanntschaft des Holländi
 gt, eines berühmten Juristen, welcher den interess
 ungling in sein Haus aufnahm und vielfach un
 erhielt er Kenntniß der Holländischen Sprache
 ur Jurisprudenz. Noch bedeutender wurde ihm
 zu Königsberg sich aufhaltenden Russischen Lese
 ten er dort kennen lernte, und mit welchem er
 Petersburg machte, durch welche er zuerst in die
 eingeführt und sein Talent als Weltmann ent
 er fand nicht nur in dem Hause des Viceamb
 schätzenswerthe Aufnahme, sondern es ward
 ihm auch vergönnt, einen Blick auf den Glanz des Russischen Hofes
 und in das Leben der Großen zu thun, und die männliche Herrscherm

Katharina II., zu sehen, deren Abbild ihn stets begeisterte. Ungeachtet sich ihm herrliche Aussichten eröffneten, trieb ihn doch die Liebe seines Vaterlandes zurück nach Königsberg. Hier übernahm er in einer sehr gebildeten adelichen Familie, die sich im Sommer in der Nähe von Königsberg aufhielt, eine Hauslehrerstelle, und benutzte die hier sich darbietende Gelegenheit, verschiedener Menschen Sitten und Charaktere kennen zu lernen und sich in ihrem Umgange auszubilden. Dadurch wurde er sich zugleich seiner Bestimmung und seines einzigen Strebens und Wunsches, in einem hohen Geschäftskreise als angesehenen und geachteten Mann in dem vollen Genuss der Güter des Lebens seine hohen Geisteskräfte wirksam anzuwenden, immer mehr bewußt. Noch mehr brachte dieser Mann die Liebe zur Reife, indem der Gegenstand seiner Neigung an Stand und Vermögen über ihm erhaben war, und er nur durch das angestrengteste Bemühen des Verdienstes, demselben näher zu kommen offen konnte. Zum Mittel wählte er die Rechtsgelehrsamkeit, deren Studium er sich nun ganz widmete, weil sie ihm eine schnellere Bahn zu hohen Ehrenstellen und Ämtern versprach, und eine umfassendere Sphäre des Geschäftslebens eröffnete. Schon 1782 verließ er daher jene Familie wieder, indem er nun mit der unglaublichsten Resignation selbst in Hinsicht der äußeren Lebensbedürfnisse, und mit dem muthesten, angestrengtesten Eifer das unverrückte Ziel seiner Leidenschaft — Würden und Reichthum — verfolgte und schnell erreichte. Als er es erreichten — entsagte er dem Besitze der Person, die er geliebt hatte, um im ehelosen Thätigkeit und

ausulent (von
 rit geachtet u
 e seiner Lage.
 ichtigkeit and Le
 ind ertheilte di
 1780 wurde er
 Polizeidirektor
 Stadtpräsident
 er erneuern. I
 übertragen, we
 Beschicklichkeit
 ndete den 23.
 erlassenes Ver
 war übrigens v

st
 se
 ri
 re
 i
 ei
 n
 u

jeuemen xiang pumorigischer Weinesprodukt ein.

Eine reiche Ader des Witzes und der Laune strömt in ihnen. Auf dem Grunde liegt ein gewichtiger Ernst und bricht zuweilen unvermerkt hervor; die bilderreiche Phantasie aber spielt in leichten kühnen Sprüngen und Abschweifungen ihr ungezügelttes Spiel. Auch sind seine Werke noch durch tiefe Beobachtungen, Fülle der Menschenkenntniß und daraus hervorgegangene Charakteristiken bekannter Zeitgenossen sehr interessant, wie überhaupt sein freundschaftlicher Umgang mit mehreren geistreichen Menschen (z. B. mit Hamann und Kant, der aber erst in der letzten Zeit seiner Universitätsstudien auftrat) ihm einen Reichthum mannigfaltiger Ideen für seine Schriften lieferte. Seine wichtigsten und berühmtesten Schriften sind 1) über die Ehe; zuerst 1774, 4te Aufl. 1793. Hieran schließt sich 2) eine spätere Schrift: über die bürgerliche Verbesserung der Weiber. Berlin, 1792 und 3) sein Nachlaß über weibliche Bildung. Berlin, 1801. 8. Diese Schriften enthalten eine Menge trefflicher Reflexionen, welche das Resultat eines lebendigen, mehr praktischen Denkens und einer feinen Beobachtungsgabe sind. Uebrigens ist es sonderbar, daß Hippel in seiner ersten und gelesenen Schrift den größten Lobpreiser der Ehe macht, und doch selbst ehelos blieb. Nicht minder bekannt, obwohl weniger verstanden, sind 4) seine „Lebensläufe nach aufsteigender Linie“ nebst Beilagen A. B. C. in 3 Theilen. Berlin, 1778 — 81. Ein origineller Humor, eine lebendige, oft glühende Einbildungskraft und ein reger Wahrheitsinn haben gleichen Antheil an diesem Werk. Unter dem glänzenden, oft blendenden Gewande kühner Bilder und witziger Aussprüche werden hier die Grundsätze einer ernstlichen Philosophie und einer gewandten Lebensweisheit mitgetheilt. Besonders suchte er in diesem Werke, Kants phil. Ideen, dessen Kritik damals durch den Druck noch nicht bekannt geworden war, wie er sie früher aus seinen Heften und aus persönlichem Umgange mit Kant aufgefaßt und zu den seinigen gemacht hatte, auf seine ihm eigenthümliche, d. h. unsystematische, aber geistvolle Weise mitzutheilen und zu verbreiten. In diesem Werke hat er sich selbst und seine Freunde gezeichnet, und man lernt ihn dadurch von den verschiedensten Seiten kennen. Einen Commentar zu diesen Lebensläufen liefert in dieser Hinsicht 5) Hippels Selbstbiographie, welche Schlichtegroll in seinen *Neurolog* (1796 2r Bd. und 1797 1r Bd. mit Hippels Bildniß im Umriß) aufgenommen, berichtigt (denn Hippel hatte in derselben sich sehr idealisirt) und ergänzt hat (denn sie ging nur bis zu dem Jahre 1761). Das letzte Werk, welches er selbst herausgab, waren die *Neu- und Querzüge des Ritters A bis Z*. (2 Bände. Berlin 1793 und 94), in welchem er, wie 7) in seinem „Zimmermann I. und Friedrich II. von Joh. Heinr. Fried. Quittenbaum, Bildschnitzer in Hannover. London gedruckt in der Einsamkeit 1790, viele politische Gegenstände und Zeitereignisse ernst, aber mit scharfer Satyre berührt. Auch einige Lustspiele, geistliche Lieder (Berl. 1772) und andere poetische Versuche sind von ihm bekannt geworden, unter welchen seine idyllischen Handzeichnungen nach der Natur, Berl. 1790 ein wirklich poetisches Interesse gewähren.

Hippias, Beherrscher der Athener, Sohn des großen Pisistratus, nach dessen Tod er mit seinem Bruder Hipparch die Regierung Athens gemeinschaftlich besorgte, bis dieser am Feste der Panathenäen auf dem heiligen Zuge nach dem Minerventempel, beim Ausbruch einer von zwei jungen Griechen, Harmodius und Aristogiton, geleiteten Verschwörung, ermordet wurde. Jetzt nahm Hippias die Zügel allein

in seine Hand, und rächte den Tod seines Bruders an dem Volke durch Auflagen, Verkauf der Aemter und Hinrichtungen Aller, die nur einigermaßen sich ihm verdächtig machten, nachdem er durch die schrecklichsten Foltermartern sie zu Geständnissen gezwungen hatte. Dies Loos traf sogar mehrere seiner besten Freunde, da Aristogiton, voll Wuth, und nur, um dem Tyrannen wehe zu thun, jene als Mitverschworne nannte. Die Athener, müde diese Despotie und Grausamkeit länger zu ertragen, sannten auf ein Mittel, sich davon zu befreien. Die List mußte siegen über die Gewalt. Man fand den goldenen Schlüssel zum Allerheiligsten des Delphischen Orakels, und dieses befahl den Spartanern, sie von der Herrschaft der Pisistratiden zu erlösen. In unbefangenen Glauben an die göttliche Pythia, deren Bestechlichkeit sie freilich wohl nicht ahnen mochten, zerriß Sparta das freundschaftliche Band zwischen sich und dem Herrscher Athens, der nun dem vereinten Angriff auf sich unterlag; Hippias ward aus der Stadt und ihrem Gebiete vertrieben (J. d. W. 3474) und Athen athmete freier. Aber seine Mittel, mit denen es die Stimme des Orakels für sich gewonnen hatte, liebten kein Geheimniß, und voll Verdruß über diesen Betrug, verlangten die Spartaner die Wiedereinsetzung des Hippias, welches aber nicht gelang. Hippias suchte jedoch nun Schutz und Hilfe bei Artabernes, Persischen Statthalter in Sardes; er erlangte, daß Darius, der ohnehin auf die Athener, wegen des Beistandes, den sie den Asiatischen Griechen gegen ihn geleistet hatten, noch sehr erbittert war, von ihnen die Aufnahme des Hippias forderte. Die categorische Verweigerung dieses Verlangens entflammte den ersten Krieg der Perser gegen die Griechen Europa's. Aber die Schlacht bei Marathon (3. J. d. 71sten Olympiade, 29. Sept. 490 v. Chr. Geb.) vernichtete mit des Darius Heer zugleich des Hippias Wünsche und Hoffnungen; er selbst blieb an diesem heißen Tage unter den Gefallenen mit dem Schwert in der Hand.

Hippocentauren. Nach den Mythologen Zwittergeschöpfe, aus der Begattung eines Centauren mit einer Stute entstanden. Nach der Etymologie höchstwahrscheinlich der Name eines Reiters, der vom Pferde herab einen Stier durchbohrt, da diese Benennung aus den Worten ἵππος, κενταύραυτος zusammengesetzt ist. (Vrgl. Centauren.)

Hippocrates, ein berühmter Griechischer Arzt, Stifter einer eigenen Schule der Arzneikunde, ja des ersten Versuchs einer wissenschaftlichen Bearbeitung der Medicin überhaupt. Er war auf der Insel Cos, in der Stadt gleichen Namens, 156 v. Chr. geboren und ein Abkömmling des berühmten Geschlechts der Asclepiaden, welche ihren Ursprung von Aesculap herleiteten, so daß Hippocrates in der Reihe der Urenkel gewesen wäre. Sein Vater war Heraclides, auch Arzt, der seinen Sohn selbst unterrichtete. Seine Erziehung und sein Unterricht sind sehr sorgfältig, und denen der vornehmen Familien der damaligen blühendsten Epoche Griechenlands gleich gewesen. Wahrscheinlich ist es, daß er den Unterricht der damaligen Philosophen in Athen, besonders auch Heraclits, mitgenossen hat. Die meiste Zeit seines Lebens brachte er außerhalb seiner Vaterstadt in verschiedenen Städten Griechenlands zu, um in seiner Kunst sich immer mehr zu vervollkommen. Am meisten hielt er sich in Thracien und Thessalien, besonders in der Thracischen Insel Chasus auf; reiste aber auch weiter, und hat wahrscheinlich einen großen Theil von Asien durchreist. Er starb im hohen Jahre seines Alters. Nicht alle Schriften, die unter dem Na-

men der Hippocratischen noch vorhanden sind, können diesem einzigen zugeschrieben werden. Es haben mehrere dieses Namens gelebt. So hieß z. B. der Großvater unsers Hippocrates gleichfalls so, wiederum ein Enkel von ihm hatte denselben Namen, so wie mehrere in Cos, auch in Athen. Einige der Hippocratischen Schriften sind auch später geschrieben, und ihm, besonders zur Zeit der Alexandrinischen Schule, untergeschoben. Andere sind zwar echt, aber von seinem Sohne Thesphalus, oder von andern seiner Nachkommen gesammelt, verändert, erklärt, mit Zusätze

Hippocrate
Aphorisme
Wassern u
chirurgische
eifriger, w
mit ein
her wir die
durch irge
laufs derse
tur, und l
auch die U
kennen lerr
lebenden K
Krankheit
cher, ließ
Wesen der
pfahl er w
ten, besod
Verhältnis
der Krank
nahme hiel
gen geleitet, die wir noch bis jetzt wahrnehmen. In seiner Heilmethode nehmen die diätetischen Vorschriften den vornehmsten Platz ein, die er nach Beschaffenheit der Kräfte einzurichten empfahl. Dabei ging sein Bestreben dahin, die Bewegungen der Natur zu beobachten, zu leiten, nachzuahmen, nach Bedarf zu verstärken, oder zu mäßigen. Im Wachsthum der Krankheit unternahm er nicht gern etwas entscheidendes, z. B. Ausleerungen, um die Natur in ihrer heilsamen Bearbeitung (Reinigung) der Krankheitsstoffe nicht zu stören; er kam aber in und nach der Entscheidung (Krisis) der Absonderung und Ausleerung des Krankheitsstoffes der Natur durch Ausleerungsmittel zu Hilfe. Hippocrates eigentliches Verdienst um die Heilkunst bestand also vorzüglich darin, daß er sie von den unfruchtbaren Gräueln der damaligen philosophischen Sekten befreite, aus dem bisherigen beinah ausschließlichen Besiz der Priester zum gemeinschaftlichen Gute jedes Andern, der sie erlernen wollte, machte, daß er ohne Hypothesensucht den Gang der ungestörten Natur mit hellem Auge und erleuchtetem Geiste beobachtete, und seine Erfahrungen mit gewissenhafter Treue wieder gab; daß er auf die Wichtigkeit der äußern Einflüsse, auf die heilenden Kräfte der Natur, und auf die Nothwendigkeit einer zweckmäßigen Diät aufmerksam machte, und die Lehre von den Zeichen und von der Vorhersagung in Krankheiten mit einer Menge in der Natur begründeten, den großen Scharfsinn und sein göttliches Genie, den innern Beruf und das Talent zum Arzte, beurlundenden Schätzen bereicherte. (S. die Art. Aderlaß, Arzneikunde, Arze.) H.

Hippocrène, ein Quell, welcher von dem Helicon, diesem den Mufen heiligen Berg in Bbotien, mit begeisterndem Wasser herabspru-
 uelte, und deshalb selbst den Mufen und dem Apollo heilig war. Wer
 us ihm trank, fühlte sich zu Gesang begeistert. Seinen Namen hat
 er von seiner Entstehung durch den Hufschlag eines Rosses (von Hippos,
 Pferd, und Krene, Quell. S. Pegasus.)

Hippodromus (von Hippos, Pferd, und Dromos, Lauf, Ross-
 auf), hieß bei den Griechen und Römern der öffentliche Platz, wo die
 Wettrennen zu Ross und Wagen gehalten wurden; Rennbahn. Unter
 allen Hippodromen Griechenlands war der zu Olympiä, von welchem sich
 eine Beschreibung bei Pausanias, findet, der merkwürdigste. Nächst ihm
 ist wohl keiner denkwürdiger, als der zu Constantinopel, welcher noch
 jetzt den Wanderer mit Erstaunen erfüllt. Severus begann den Bau
 dieses prachtvollen großen Platzes, und Constantia ließ ihn nach dem
 Modell des großen Circus in Rom beendigen. Zwei unabsehbar lange
 Reihen von geschmackvollen Säulen, die sich über einander erhoben und
 auf einer breiten Grundlage ruhten, umgaben, und eine außerordentli-
 che Menge von Statuen aus Marmor, Porphyr und Bronze, von
 Menschen und Thieren, Kaisern und Athleten, verzierten ihn. Unter
 andern merkwürdigen Kunstgebilden standen hier auch die vier bronze-
 nen Pferde des Exsippus, die aus Griechenland nach Rom, aus Rom
 nach Constantinopel, aus Constantinopel nach Venedig, und aus Ve-
 nedig nach Paris gewandert sind, wo sie bis 1815 am Eingange der
 Tuilleries standen; dann aber wieder nach Venedig zurückgeliefert wur-
 den. Die Türken nennen diesen Platz gegenwärtig *Atmevdan*, d. i.
 Rossplatz und erinnern dadurch hoch an seine ehemalige Bestimmung.
 Er ist gegenwärtig 400 geom. Schritte lang, 100 breit, und, manche
 kleine Unregelmäßigkeit abgerechnet, fast viereckig, und noch befinden
 sich hier, wenn schon vom Zahne der Zeit etwas benagt, einige kolossa-
 le Alterthümer, die zu den merkwürdigsten gehören. Wer über die al-
 te Beschaffenheit mehr Belehrung verlangt, dem gibt sie Heyne (Com-
 ment. S. R. G. über die Kunstdenkmale in Constantinopel); wer das
 Gegenwärtige damit vergleichen will, der lese Murhards Gemälde von
 Constantinopel.

Hippogryph, Rossgreif, ist der Name eines fabelhaften Thieres,
 das man sich als einen Greif dachte, dessen Körper in ein Ross endigt.
 Es war ein Symbol Apollo's, man weiß nicht genau ob des Mu-
 sen- oder Sonnengottes. Buonarrotti meint, die Griechen hätten dieses
 Symbol mit dem Cultus Apoll'o's vom Orient aufgenommen, ohne
 dessen Bedeutung eigentlich zu kennen; und dies ist nicht unwahrschein-
 lich. Wenn das Symbol ursprünglich dem Sonnengott gehörte, so gab
 es doch hin und wieder ein Dichter auch dem Musengotte statt des Pe-
 gasus, "und so ruft unser Wieland im Oberon: Noch einmal sattelt
 mir den Hippogryphen, ihr Mufen, zum Ritt ins alte romantische
 Land.

Hippolythus a Lapide ist ein angenommener schriftstellerischer
 Name von Bogislaus Philipp v. Chemnitz, welcher 1605 gebo-
 ren ward, und 1678 als Schwedischer Historiograph auf seinem Gute
 Hallstädt in Schweden starb. Durch seine 1640 erschienene Schrift *de*
ratione status in imperio nostro Romano - Germanico wurden die bis-
 her gemißbrauchten kaiserlichen Gerechtsame in ihre Grenzen zurückge-
 wiesen, und dem Staatsrecht eine freiere Behandlungsweise vorbereitet.
 Ungeachtet man sich, dieser gern für aufrührerisch erklärten Tendenz hal-
 ber, alle Mühe gab, das Werk zu unterdrücken oder gar zu vernich-

ten, so konnte man doch die Wirkung davon nicht aufheben, und es kam zu den Folgen welche aus dem demüthig stützigen Kräfte für die Bevölkerung der Städte hervorgegangen, nicht wenig bel.

Hippelidus. Eine der Tücken und der Amojone Antiope oder Hierodote II. Ueber sein tropisches Schicksal s. Phädra.

Fischberg, nach Berlin die vornehmste Handelsstadt Schlesiens, besonders in Beziehung des Leinwandhandels, liegt im Freystaats Jauer, wo die Große Oder und Zode sich vereinigen. Derselbe ist die Pflanzstadt der Stadt, wo die Leinwand, die Scherw, und andere Lederarbeiten weiß gemacht werden. In guten Jahren besetzt die Lastade dieser Stadt über 200,000 Thaler, und in den schlechten doch über die Hälfte dieser Summe. Außerdem hat Fischberg bedeutende Zuckerfabriken, eine Zuckerröhren u. s. w. Der Einwohnerzahl beläuft sich auf 6,000; sie sind mehr katholisch, als lutherisch. Eine Meile von der Stadt liegt Wornbrunn mit seinen herrlichen Gärten. Der Fischberger Kreis umschließt auf 20 Q M 4 Städte, 25 Dörfer und gegen 20,000 Einwohner, die großen Theil von der Leinwandfabrikation leben, denn der Boden ist wenig fruchtbar.

Fischfeld (Carl Simon von Lorenz), Professor der Philosophie und holländischen Wissenschaften zu Kiel, mit dem Titel als Oberbürger zu Stralsund, wurde geboren in Jankel, einem Dorfe bei Lauen, wo sein Vater Prediger war, den 16. Febr. 1720, studirte seit 1736 auf dem holländischen Consulate und nach 4 Jahren auf der holländischen Universität, nach dem Tode seiner Verwandten Ideologe, nach seiner eigenen Neigung Poetik, Rhetorik, Geschichte und Metaphysik. Nach seiner Zurückkunft ins väterliche Haus wurde er als Lehrer einer Privat- und zweier Pringen von Holstein-Dorsten angeheft, ging im Jahr 1753 auf Reisen, und über nach 4 Jahren die Reise auf, und lebte einige Jahre privatirend in Leipzig. Dort wurde er meist er der Bearbeitung mehrerer Schriften, und in dem Zeitraum von 4 Jahren erschienen von ihm: Des Landmanns; Versuch über den großen Mann; der Historie; Briefe über die in Deutschland gelebten der Schweiz; und andere zeigen ihn als einen philosophischen Kopf und geschmackvoller, welcher durch lauterer Philosophie des Lebens, seinen innigen Naturanschauungen und treuer Ehrenhaftigkeit vertheilt. Was auch sein Eifer noch nicht gebrungen, überließ dem Eifer für das Vaterland. Er war der besten Gedankes Ausdruck geben ihm ein reichliches Material. Nach

dem ihn diese Schriften dem Publikum vortheilhafte bekannt gemacht hatten, wurde Fischfeld 1757 zum Rektor der akademischen Leinwand-Universität und außerordentlichen Professor zu Kiel, im J. 1753 aber zum ordentlichen Professor der Philosophie und holländischen Wissenschaften ernannt. Mehrere Klagen von ihm erschienen Schriften erschienen demselben den Geist, wie der gewöhnlichen, zwei Dreyden oder prüfen ganz eigentlich als Vorläufer des großen Werks, worin er sich selbst ein unvergängliches Denkmal grünet hat. Diese zwei Schriften sind seine Bemerkungen über die Landhäuser und die Gartenkunst, und seine kleine Theorie der Gartenkunst. Ungeachtet der Kleinheit des ganzen Gebietes der schönen Kunst zu umfassen, und in seinem Werke denfeld ein Fremdling zu bleiben Arbeit; so wollte er doch seine ganz Kraft einem eigenmächtigen Felde widmen, um hier so edel etwas von vorzüglicher Bedeutung leisten zu können. Er wählte sich dazu das noch wenig angebaute Feld der schönen Gartenkunst, und that alle Kräfte

te, um seinen Voratz auf eine gelingende Weise auszuführen. In seinen Anmerkungen über die Landhäuser suchte er zuvörderst die mancherlei Vorurtheile, die in Ansehung der Gartenkunst herrschten, aufzuheben; und dem falschen Geschmack einige Grundsätze entgegenzustellen. Was nach diesem Versuch übrig blieb, nämlich eine genauere Entwickelung der Regeln, nach welchen man bei Anlegung schöner Gärten überhaupt zu verfahren habe, suchte er in der andern Schrift zu leisten. Die gesagt aber, beide waren nur Vorläufer seiner in 5 Quartbänden erschienenen, mit Kupfern verzierten und Rissen begleiteten, großen Theorie der Gartenkunst (Lpz. 1779 — 1785), eines Werkes, welches auch jetzt noch den Ruhm des vorzüglichsten in seiner Art bezaupert. Ist auch die Theorie darin noch nicht erschöpft, und bedarf leicht das Geschichtliche Forschungen; so brach es verschiedene Ansichten, und besetzten Werke über er Hinsicht allerdings die Welt und die reizende Welt wenig dazu beigetragen, sie zu beleben, und Schriftstellern, welche zu Beredlung unserer Genüßlinge eines Monuments in den Gärten gemacht hat. Zum Behuf seiner Theorie machte er mehrere größere Reisen nach Dänemark, Deutschland, und der Schweiz, wodurch er sich zugleich in Verbindung mit vielen Freunden und Kennern dieses Faches setzte, welche ihm möglich machte, seinen von 1782 — 1789 herausgegebenen Gartenkalender, und seine Kleine Gartenbibliothek (Hiel, 1790) so reichhaltig auszustatten. Auf Befehl und Kosten seines Königs legte er 1784 zu Düsseldorf an, die in wenigen Jahren

nennt gedieh. Die Resultate seiner Beobachtungen über Baumeultur theilte er in der Fruchtbaumkunst (Braunsch. 1797) Jahre lang in der schönsten, erwünschten Sprache mitgebracht hatte, gern besucht von Fremden von allen, die in seine freundliche Nähe kamen, und am 20. März 1801 starb. Er war: gl. Preuß. Hofrath, Professor der Baukunst, und seit 1797 der Archäologie; vorzüglich aber in der Sache der Architekten. Er gab das Encyclopaedon (in Schöners Handbuch für Mythe) als die erste Heft der genannten Vorlesungen über die Kunst Salomons; über die Kunst der Kunst (Berlin 1797); die Kunst

der Alten mit So erl. Kunst. Kupfert. (Verl. Kallschub Jol. 289) bewerk. Uebereins hat Hirt in mehreren kleinen Aufsätzen, z. B. über das Kunstschone im X. und XII. C. der Herrn 1797, in einem andern, überschrieben charakteristisch als Hauptgrundlag in den bildenden Künsten, im Rechte der Zeit 1798 und im Freimüthigen Nr. 137, 1805, das Kunstschone aus dem Charakteristischen zu erklären und die Charakteristik zum Princip und Zwecke der bildenden Künste zu erheben gesucht, welcher schon

von Jernow, in seinen Akademischen Erinnerungen dessen Beurtheilern gründlich widersprochen den Lebensumständen ist und nur bekannt, daß er in Donauwörth, in Schwaben geboren wurde, nach Italien zu reisen und dort in Begleitung Personen, deren Führer er wurde, eine lange Zeit die alte Baukunst zu studiren. Er reiste dann in die Rhein- und Deutschland zurück, wurde Reich von Preußen, und erlangte dann seinen gewöhnlichen Wirkungskreis.

Hirtendrief, der Brief eines geistlichen Hirten, das Freischreiben eines Vikars an die ihm untergebenen Geistlichen, kirchliche Angelegenheiten betreffend.

Hirtengedicht, s. Idyllen.

Hirzel (Ferdinand Caspar), Oberkudtort und Mitglied des großen Rathes zu Zürich, war geboren daselbst den 21. März 1725, und starb den 19. Febr. 1803. Die Zeit seines Aufstehens fällt in die erste Hälfte unserer schönen Literatur des 18. Jahrhunderts. Unter Ebersmeyer's Leitung wurde er mit derselben zuerst bekannt, und nachher befreundete ihn das Schicksal mit mehreren von denen, die damals am meisten für den Ruhm dieser Literatur wirkten. Wie Euler machte er eine Reise durch die Schweiz; in Berlin wurde er mit Gleim, Klopke, Spalding und Pösch bekannt; Klopke lebte einige Wochen bei ihm, und als Klopke sich zu Zürich aufhielt, leitete Hirzel die angenehmen seiner Verhandlungen, auch die berühmte Fabel auf dem Zürcher See, die der Dichter in einer seiner schönsten Oden besang und Hirzel in einer anmuthigen Beschreibung darstellte. In der Krise der Schriftsteller trat Hirzel übrigens erst in späterer Zeit, und zeichnete sich vornehmlich aus durch: Die Wirklichkeit eines philosophischen Bauers (Kleinlog). Zürich, 1761. Das Bild eines wahren Patrioten (Blauer von Karenten). Das. 1767. Hirzel an Gleim über Euler den Weltweisen. Das. 1770. u. a. m. Ungewöhnlich verlang ihm die Sprache für Philosophie des Lebens. Alle seine Schriften athmen Liebe zur Tugend, Enthusiasmus für sein Vaterland, republikanischen Geist und menschenfreundliche Anschauungen. Wahr und stark dachte und schrieb er. Der Klug seiner Rede stand ernst und ohne wildes Verdruss; seine Worte sind gemüthlich, ohne weit gesucht zu seyn, alle bedeutend und in ihrer Stellung vollkommen. Das Urtheil Klopke's wird jeder, der die Schriften dieses wahren Mannes kennt, gewiß unterschreiben.

Hispantia nannten die Römer die ganze Iberische Halbinsel, wiewohl das Land, das nämlich von den Iberern, nämlich vom Iberischen Meere, der Herculanischen Meerenge und dem Ocean, westlich und nördlich aber von dem Cantabrischen und Lusitanischen Meere begrenzt ward. Die Griechen bezeichnen es mit dem Namen Iberien; den Römern Hispania (Abendland) aber gaben ihm die Römischen Dichter.

Spanien wurde in den frühesten Zeiten bevölkert, zugleich mit dem ganzen Westen und Süden von Europa. Die ersten Einwanderer waren die Epyeter oder Epyester an der Südküste, die Tartessier, hinter den Säulen des Hercules, und die Sicaner und Siculer. Die ersten beiden Völker vertrieben wahrscheinlich die Iberier aus Gallien nach Spanien, und die beiden letztern wurden wieder von den Iberiern aus Spanien nach Italien vertrieben. Den Iberiern, die ein freiheitliebendes, kriegerisches, aber auch grausames Volk waren, folgten die Celten, von denen ein Theil unvermischt unter dem Namen Celticer blieb, ein anderer Theil aber sich mit den Iberiern vereinigte, und mit ihnen das tapfere Volk der Celtiberier bildete. Später kamen auch Phöniciſche und Griechische Colonisten und endlich auch Römer hinzu. Jene Colonisten wohnten besonders an der Meerenge, zeichneten sich durch Cultur aus, trieben ausgebreiteten Handel. Die ersten Eroberungen in Spanien machten die Carthager nach dem ersten Punischen Kriege (um das J. 516 nach Erb. Roms), zuerst unter Hamilcar, dann unter Hasdrubal, der Carthago nova anlegte. Die Römer setzten den Carthagern den Iberfluß zur Gränze; doch Hannibal überschritt ihn, eroberte Sagunt und gab dadurch die Losung zum zweiten Punischen Kriege. Roms Heere vertrieben unter Scipio die Carthager, allein die Völker jenseit der Gebirge, die Celtiberier, Carpetaner, Vaccæer u. s. w., blieben frei, und die nördlichen und westlichen kannte man noch nicht. Diese, die bisher von dem Golde der Carthager und von der Beraubung der südlichen Spanier gelebt hatten, fingen einen Krieg mit den Römern an, der erst nach 200 Jahren mit ihrer gänzlichen Unterjochung endigte. Cato (557 Roms) war zuerst glücklich gegen sie und L. Sempronius Gracchus zwang die Celtiberier, um Frieden zu bitten. Die Habsucht, Treulosigkeit und Grausamkeit der Römischen Feldherren reizten jedoch bald zu neuen Kriegen. Die Lusitanier ergriffen unter Viriathes die Waffen, unterwarfen sich aber, als die Römer ihren tapfern Feldherrn durch List aus dem Wege geräumt hatten. Gleich darauf brach der Numantische Krieg aus, den nach einem furchtbaren Kampfe Scipio Africanus durch Numantia's Eroberung endigte (620 Roms.) Seitdem waren die Römer im ruhigen Besiz der Ost- und Südküste, und wußten die Völker im südlichen Mittellande in Achtung zu erhalten. Der berühmte Sertorius unterwarf endlich die Celtiberier und Lusitanier ganz, nöthigte sie, Römische Sitten und Kriegszucht anzunehmen, und nach seinem Tode kamen sie unter Roms Botmäßigkeit. Die Nordländer unterwarf erst August in dem berühmten Cantabrischen Kriege. Einzelne Völker, z. B. die Vasconen und Artaberer, blieben aber auch jetzt noch frei. Anfangs theilten die Römer Hispanien in Hispania citior und ulterior, nachher in Baetica, Lusitania und Hispania Tarraconensis; und zuletzt in sieben verschiedene Provinzen. Das Land war schon in den ältesten Zeiten als fruchtbar und reich bekannt. Es hatte Ueberfluß an edeln und unedeln Metallen, welche die Phöniciere von dort holten. Außerdem hatte es treffliche Pferde und Schafe, und war fruchtbar an Wein, Del und Getraide.

Historie, die durch die Lateinische Sprache erhaltene, aus der Griechischen entlehnte Benennung der Geschichte im eigentlichen Sinne (s. in Hinsicht auf deren Begriff, Umfang und Eintheilung den Art. Geschichte) deutet zugleich darauf hin, daß die neueren christlichen Geschichtsforscher und Erzähler die wahre Geschichtsdarstellung bei den Griechen und ihren Nachfolgern, den Römern, kennen lernten, und diese als Muster der Geschichtschreibung anzuerkennen sich genöthigt sahen. Uebrigens wird der Ausdruck Historie, wie der Ausdruck Ge-

sonst von den Gegenständen, als ihrer (schriftlichen oder darstellend) gebraucht. So in erster Hinsicht bezog man hauptsächlich auf alle (durch den innern oder äußern Sinn) Dinge (dabei auch die Benennung Naturgeschichte) dann vorzugsweise auf menschliche Thaten, Schicksale, und Naturereignisse, so weit sie mit diesen in unmittelbarem Zusammenhang stehen. Da nun aber diese Gegenstände, nicht insofern der Zeit vorhanden sind oder sich ereignen können, nur insofern sie als etwas Beschriebenes dargestellt werden können, in Gegenständen der schönen Kunst erhoben werden, so erklärt sich hiernach eine besondere Bedeutung des Wortes Historie oder Geschichte, als Kunstausdruck im Felde der Malerei. Man nennt nämlich hier eine Historie, ein historisches Bild ein solches, in welchem Menschen in gewissen (erzählten oder historischen) Handlungen und Zuständen dargestellt werden (oft auch nur dessen Einzelnes); und redet daher auch von Historienmalerei, Geschichtsmalerei, im Gegensatz der Thier- und Landschaftsmalerei. Doch braucht man auch diese Ausdrücke noch in specielleren Bedeutungen, von welchen unter dem Artikel Historisch geredet werden soll.

Historienmaler, Historienmalerei, s. d. Art. Historiker und Historisch.

Historiker. Dieser Titel kommt jedem zu, der sich durch ernstes Studium und Vorbereitung der Geschichte auszeichnet, und versteht sich also den Geschichtsforscher, wie den Geschichtsschreiber (s. d. Art.), oder mündlichen Erzähler. Auch nennt man einen Historiker im Gegenstande des Philosophen oft im beschränkten Sinne denjenigen, welcher Gegenstände historisch (oder empirisch), d. h. wie sie in der Wirklichkeit sind und erscheinen, auffaßt und betrachtet. In noch beschränkterer Bedeutung wird in der Malerei ein Historienmaler (s. Historie), besonders ein solcher, welcher wirklich geschichtliche Gegenstände darstellt oder darzustellen hat, Historiker genannt.

Historisch, heißt 1) im allgemeinen und dem Ursprunge des Wortes angemessenen Sinne, alles, was man durch äußere oder innere Wahrnehmungen kennen lernt, was zur Erfahrung gehört, oder sich auf dieselbe bezieht. Im diesem Sinne wird es dem Empirischen

bischen — was durch bloßes Nachdenken anschaulich gewonnen wird, entgegenge-
setztes Erkenntniß, d. h. denjenigen,
in mittelbarer oder unmittelbarer entspringt,
1) und Beschaffenden einzelner Gegenstände
von historischen Wissenschaften
2), d. h. systematischen Quellen der Er-
sich mit Beschreibung der Gegen-
stände beschäffigen (Erfahrungswis-
senschaft, Geographie, Naturgeschichte; im Gegen-
satz der Vernunft-Erkennniß und
Wissenschaften im Allgemeinen. Aber
welle der Erkenntniß, und der dadurch
bedingten, sondern auch 2) in Hinsicht der Auf-
der Erkenntniße legt man das Histori-
sche entgegen, und versteht dann unter letz-
terem (des Verstandes aufgesetzt und
philosophisches Wissen), unter erstem aber,

was nach fremder Einsicht, ohne Selbstthätigkeit des Denkenden, ge-

ächt natürlich aufgenommen wird (historisches Wissen). Wie
 un der Ausdruck Historie und Geschichte insbesondere auf die Dar-
 stellung wichtiger Veränderungen des Menschenlebens be-
 schränkt wird, so nennt man ferner auch 3) Historisch und einen hi-
 storischen Gegenstand alles das, was in diesem bestimmten Kreis von
 Veränderungen, und mithin zum Stoffe der Geschichte, als Darstellung
 edacht, gehört, oder sich auf diese Darstellung bezieht; daher histori-
 sche Wissenschaften in einem eigenen Sinne diejenigen, welche
 sich nicht mit der Beschreibung des Vorhandenen (wie die Natur-
 eschichte, Botanik) und periodisch wiederkehrender Naturerscheinungen,
 sondern mit Erzählung der Veränderungen des Menschen-
 lebens beschäftigen, die eigentliche Geschichte, Historie, und
 ihre Hilfswissenschaften. Man aber können Vorgebeheiten und Verän-
 derungen des Menschenlebens auch bloß als geschehen dargestellt
 und berichtet werden; mithin ist in dem Kreise dieser Darstellung ge-
 nau zu unterscheiden 4) das streng Historische, was durch glaub-
 würdige Zeugnisse als wirklich geschehen erwiesen werden kann, mythi-
 sche Thatsache im strengen Sinne des Wortes ist, von dem, was nicht
 reine Thatsache ist, sondern entweder nur auf einer Thatsache beruht
 und durch die Denk- und Anschauungsweise eines Volks fast unwill-
 kürlich verändert und ausgebildet worden ist (Sage, Mythe), oder
 willkürlich, — um zu täuschen, erdichtet, oder zu einem rein poetischen
 Zweck erdacht (gedichtet) worden ist (Dichtung im eigentlichen
 Sinne, Phantasie), letzteres indge nun geschehen kann können, oder
 nicht (wie das phantastische Rädchen). Es wird daher das Historische
 nicht nur a) dem Mythischen und
 obwohl in der Geschichte des Ursprunges
 des fast unzerrennbar verschmilzt, und
 gleichsam als Morgendämmerung der b
 dem auch b) dem rein Poetischen.
 fegung findet aber auch hier nicht Statt
 beruht ja nicht auf Erdichtung, vielmehr
 rischer Stoffe, oder stellt die erdichtete
 scheinbar: so wie umgekehrt vieles Einzelne
 indem der Stoff zur anschaulichen und be-
 det worden zu sein scheint, ja das Leben
 dem vollendeten Umfang einen poetischen
 Das aber bei der Bearbeitung der Gesch-
 tellung menschlicher Vergangenheit in ih-
 Einbildungskraft das geschichtliche Bild
 und nach seiner Glaubwürdigkeit genau geprüften Stoffe, unter
 chronologischen und geographischen Beziehungen zusammensetzen (compo-
 siren) kann, indem der Geist des Historikers in den vorhandenen Ma-
 terialien die vormalig lebendigen Glieder einer vergangenen Wirklichkeit
 entdeckt, und aus ihnen durch Betrachtung den zum Grunde gelegenen
 Geist derselben entwickelt, welcher ihn fähig macht, die Wirklichkeit
 gleichsam lebendig nachzubild-
 freie Phantasie, welche e
 oder den historischen Stoff, un-
 stände nach ihrer Wirklichkeit (sich
 sich eingetragen haben), nach i
 verwandten Idee anordnet und
 Historie, historische Kritik
 schiedbar ist) eine historische E

über Kunst und Darstellung genauer unterscheidet. Von dieser Un-
 terscheidung hängt auch die Unterscheidung des poetischen und hi-
 storischen Epils ab. Denn die besondere Art und Weise, ein
 Manis von Gedanken durch die Sprache zu bezeichnen, wird durch die
 Natur der Gegenstände und den Zweck der Darstellung bestimmt. Bild-
 licher, ideal freier, epischer, fadner und ausgedehnter ist immer
 der poetische, ruhiger, beständiger, gemäßigter und beherrschter der hi-
 storische Epil. Dieser wird durch den gegebenen Stoff noth-
 wendig bestimmt; jener mit dem Zwecke oder dessen Behandlungsort
 erfunden. Dadurch wird auch das Epische (als eine besondere Art
 der Poesie), welches in anderer und stiller dikturischer Sprache unter
 allen vornehmen Maturungen am nächsten an das Historische gränzt,
 vorzüglich da beide erzählende Darstellungen sind, von diesem
 hinlänglich unterschieden werden können. (E. Vosses de continis poe-
 ticois epicois a quo historicois, Pag. 181. 4.) Epil ist die Poesie
 auch historische Poesie bezeichnen kann, so steht noch in dem Po-
 eten der Poesie das Historische (z. B. historisches Schauspiel)
 auch dem rein Poetischen (obwohl nicht immer dem Poetischen),
 der Originaldarstellung, und insofern die Allegorie grißbar ist, und in
 ihrer wahren Bedeutung, nur auf Erfindung beruht, dem Allegori-
 schen (z. B. Art) entgegenzustellen. Andere Unterscheidungen und Ein-
 theilungen gelten auch von den Werken der bildenden Kunst, na-
 mentlich Sculptur und Malerei. In letzterer Kunst aber wird
 der Name des Historischen auch noch 5, in einer weiteren Bedeutung
 gebraucht. Denn hier wird ein historisches Gemälde und Hi-
 storienmalerei der Idyl- und Landschaftsmalerei oft entgegenge-
 setzt, und darunter die malerische Darstellung menschlicher Figuren in
 bestimmten Zuständen oder Handlungen verstanden, so daß auch mythe-
 sche, allegorische, eigentlich historische oder Phantasievorstellungen, so
 wie Conversationsstücke und Portraits, letztere jedoch mit Vorrecht (denn
 in allen diesen, außer dem bloßen Portrait, werden Handlungen und
 Zustände als wirklich vorgestellt, dazu gerechnet werden, und der Aus-
 druck historischer Maler, oder bloßer Historienmaler mit einem
 gleichbedeutend gebraucht wird. Es ist aber
 e in diesem Sinn, besonders wenn es Hand-
 lungen oder andern Portraits der Gemälde vom
 1 größten Umfange. Denn das Menschliche
 Götlichen erheben, bald das Göttliche in mensche-
 liche, und kein andres Gemälde trägt es sich durch
 l die menschliche Figur die sprechendste und
 er die Malerei 2) durch Verbindung weite-
 re Handlung darstellt, und dadurch die Ver-
 n vorzüglich verdient, weil wir hier eigentlich ein
 und Veränderungen im Menschenleben auf eine
 blicken glauben, da ist es eigentlich doch nur das
 e einer Handlung, welcher durch diese darge-
 l soll aber ein solches sein, welches gleichsam den
 ung erzählt, und welcher das Wort der und
 n Zuschauer geschickt und leicht andeuten, inwiefern
 er sprechendste ist, und übrigens eine freie Gattungsmalerei malerischer
 formen gewährt. Und darin besteht das Wesen des eigentlichen hi-
 storischen Gemäldes. Entlich wird das Historische 3) als rein
 historisch auch von den genannten Arten malerischer Gegenstände und ihrer
 Darstellungen, besonders dem Allegorischen, dem Idyllischen,

dem komischen, oder ernstern Charakter und Conversationsstücke, ja selbst e) die historische Landschaft, welche die Copie einer wirklichen ist, von der idealen (besser erfundenen) Landschaft unterschieden. T.

Historische Composition,

Historische Kritik,

Historische Kunst,

Historischer Styl,

Historisches Gemälde,

f. Historisch, Historie und Historiker.

Historien. Als in Rom (Rom nach Erhaltung der Stadt) eine

und mit Wärme.

Hobbes (Thomas). Einer der schaeffstimmigsten, aber auch wegen

seiner paradoxen und dem religiösen und politischen Glauben seiner Zeit durchaus widersprechenden Ansichten sehr verrufenen Mann, war der Sohn eines Predigers, geboren zu Malmesbury in England 1588. Er besuchte die Schule daselbst bis in sein 14tes Jahr, wo er, ausgerüstet mit ausgezeichneten philologischen Kenntnissen, die Universität Orford bezog. Hier studirte er von 1603 an mit vielem Eifer die damals herrschende aristotelische Philosophie und Physik. Dann wurde er 1610 Hofmeister eines jungen Baron Hardwicke, mit welchem er eine Reise durch Frankreich und Italien machte. Nach seiner Zurückkunft in sein Vaterland kehrte er mit neuem Eifer zu den Alten zurück; denn es gehörte zu seinen Eigenheiten, nur wenig von den Schriften seiner Zeitgenossen zu lesen, und überhaupt mehr zu denken als zu lesen. Auch wurde er durch diese Lektüre der Scholastik immer abgeneigter. Damals übersetzte er auch nicht ohne Bezug auf seine Landsleute, welche vielen Hang zur Demokratie zeigten, und um diese durch ein Bild der Unordnungen und Factionen, welches die Griechischen Freistaaten gewähren, abzuschrecken, das geschichtliche Werk des Thucydides in seine Landessprache (herausgegeben 1628). Im J. 1629 ging er zum zweiten Mal als Hofmeister nach Frankreich, und benutzte seinen Aufenthalt daselbst zur Erweiterung seiner Kenntnisse in der Mathematik, durch welche seine strenge consequente Denkweise noch mehr ausgebildet wurde. Auch stand er schon in Verbindung mit einigen berühmten Denkern der damaligen Zeit, namentlich Bacon, dessen kräftiger Empirismus nicht ohne Einfluß auf ihn und alle Englische Philosophen blieb, obgleich Hobbes denselben mit noch strengerer Consequenz verfolgte; ferner mit de Cartes, Gassendi, Galilei u. A. Von 1632 an wurde er Hofmeister eines jungen Grafen von Devonshire, mit welchem er 1634 seine dritte Reise nach Frankreich machte, von wo er mit ihm nach Italien reiste. Von diesen Reisen brachte er eine Menge von physischen Kenntnissen, welche er sich in Paris sowohl durch eigenes Studium, als durch Unterhaltungen mit berühmten Naturforschern (z. B. einem P. Merfenne) erworben hatte, so wie überhaupt eine reiche Erfahrung und Menschenkenntniß zurück. Letztere war auch der Faden, an die er seine eigenen Untersuchungen, welche er durch Zeitumstände im Gebiete der Politik und des Staatsrechts anzustellen sich veranlaßt fand, knüpfte. Er wurde nämlich 1637 nach England zurückgerufen. Hier fand er alles in politischer Gährung, und versuchte, da er selbst durch seine Reisen von den Gräueln der Anarchie überzeugt worden war, seine Landsleute von einer Revolution gegen Carl I., so viel dem Privatmann möglich war, abzuziehen; fand es aber bald für seine Studien und seine eigene Sicherheit angemessener (1640), sich abermals nach Paris zu begeben. Hier schrieb er sein berühmtes Buch *de cive*, welches zuerst (noch unvollständig) 1642, dann in verbesserter Gestalt mehrere Male herauskam und die erste abgefonderte Bearbeitung des Staatsrechts enthält, daher auch Einige Hobbes den Vater des Staatsrechts genannt haben. Er begründet hier den Staat ganz empirisch, nämlich auf gegenseitige Furcht der Menschen, und die Nothwendigkeit, dem Elende des Naturstandes, welchen er als Krieg aller gegen alle schildert, zu entgehen. Sein Staat ist daher Sicherheitsanstalt, auf Verträge gegründet; die beste und sicherste Form desselben die Monarchie, deren Wesen er in eine unbegrenzte Regentengewalt setzt, wobei überdies einestheils die demokratischen Gesinnungen der Parlamentsfreunde in England, gegen welche er Partei nahm, und der hieraus entspringende bürgerliche Krieg,

übernehmend seine Anhänglichkeit an das königliche Haus und an sein Vaterland, den Ausgewanderten zu äußerster Härte verleiteten. Mit diesen Grundsätzen stand es in engster Verbindung, daß er auch der Geistlichkeit und der Kirche die Gewalt entzog, welche sie in den Zeiten der Finsterniß sich zugeeignet hatte, und sie der weltlichen Gewalt zurückgab; um so mehr, da er von seinem politischen und empirischen Standpunkt aus selbst die Religion für ein Produkt der Furcht, und ein wirksames Mittel bürgerlicher Ordnung in der Hand des Regenten, in ihrer äußern Gestalt lediglich von der Regierung abhängig, die Gottheit aber nur für die, uns verborgene, erste Ursache aller Bewegung hielt, welche man nur glauben müsse. Dieselben

welche erst nach seinem Tode erschienen (1648). Späterhin hat (wahrscheinlich Warburton) seine Werke in Englischer Sprache vollständig herausgegeben unter dem Titel: *The moral and political Works of Th. Hobbes, etc.* London 1750. Fol. (übers. Halle, 1793 u. ff.) Seine Schriften, namentlich *de cive* und der *Leviathan*, fanden schon bei seinem Leben eine große Menge Gegner, deren die bedeutendsten Scharrol und Cumberland sind. Unter den neuern sind vorzüglich Meadelsohn (in seinem *Jerusalem*) und Feuerbach (in seinem *Antihobbes*, Erlang. 1793) als seine Gegner aufgetreten; andere, wie früher Sundling, welcher auch den Vorwurf des Atheismus von ihm abzulehnen suchte, später Maïmon (in *Nietzhammers phil. Journal* L. Bd. 2. Hest.) u. A. haben ihn vertheidigt. Natürlich konnte auch sein Charakter der Mißdeutung nicht entgehen. Doch schildern ihn seine Biographen als einen freien, lebhaften, vaterlandsliebenden, zugleich aber auch rechtschaffenen, mäßigen, ehrlichen, mittheilenden und gefälligen Mann, und selbst seine Feinde mußten wenigstens seinem selbstdenkenden, eigenthümlichen Geiste und seinem unermüdeten Fleiße

Gerechtigkeit widerfahren lassen, mit welchem er überall, obwohl auf eigenem Wege, die Wahrheit suchte. Er starb unverheirathet im J. 1679 in seinem 92ten Jahre. Sein Leben (von J. Aubery) ist 1682 Carlpoll und mehrmals erschienen: eine andere Biographie findet sich in der Englischen Ausgabe seiner Werke. T.

Hoboe s. Oboe.

Hochamt, ist die feierliche Messe, welche in katholischen Kirchen vor dem hohen Altar an Sonn- und Festtagen, auch bei besondern Solennitäten, z. B. bei der Feier eines Siegesfestes, gehalten zu werden pflegt. Es wird zuweilen auch hohe Messe oder Hochmesse genannt. S. Messe.

Hoche (Lazare). Dieser durch seine Thaten berühmt gewordene General der Französischen Republik war im J. 1768 zu Versailles von armen Aeltern geboren und blieb nach dem frühen Tode derselben ganz sich allein überlassen. Für das Geld, das ihm von Zeit zu Zeit eine Base Obsthändlerin schenkte, kaufte er sich Bücher, und befriedigte so einigermaßen, wiewohl sehr dürftig, seinen Durst nach Kenntnissen. Siebzehn Jahre alt trat er unter die Franz. Gardien, und war beim Ausbruch der Revolution Corporal. Der Kriegsminister Servan, der ihn auszeichnen wollte, machte ihn zum Lieutenant im Regiment Rouergue. Jetzt fing Hoche an, mit ganzem Eifer und glücklichem Erfolg die Taktik zu studiren. Der Schlacht bei Honscote wohnte er als Generaladjutant bei, und zeichnete sich so aus, daß er in kurzer Zeit Brigadegeneral, dann Divisionsgeneral, und endlich General en Chef der Moselarmee wurde. Sein Talent machte ihn zum Sieger in den Ebenen von Weißenburg (1793), Landau ward entsezt und Worras öfnete seine Thore. Ein Opfer der Tyrannei der Decembirn ward Hoche eingekerkert, und schmachtete mehrere Monate im Gefängniß bis zum 9 Thermidor. Der Krieg der Vendee verheerte die Westgegenden Frankreichs. Hoche trat an die Spitze der Küstenarmee von Brest (1795), griff die vereinigten Emigranten und Engländer an, schlug sie bei Carnac, zwang sie, Aurai zu räumen, schloß Quiberon ein, bemächtigte sich des Forts Penhievre, erzwang endlich den Frieden, und gab so einem Lande, das so lange der Schauplaß der Gräuel und Verbrechen gewesen, Ruhe und Hoffnung wieder. Sein Unternehmen auf Irland 1796 war nicht so glücklich, aber der Sieg folgte ihm (1797) bei Neuwied, wo die Oestreicher tausend Todte und neuntausend Gefangene, nebst 27 Kanonen und 7 Fahnen verloren. Man behauptet, daß sich das Direktorium seiner bei der Revolution des 18. Fructidor bedient habe; wenigstens hat er sich verdächtig gemacht, und verlor plötzlich sein Ansehn. Der Kummer darüber endigte sein Leben im J. 1798. Die Sambre- und Maasarmee hielt ihrem Anführer eine angemessene Todtenfeier, und sein Leichnam ward mit Pomp von Wehlar nach Coblenz geführt. Lefebvre sprach an seinem Grabe, und begann seine Rede mit den schönen Worten: Kameraden, der Tod, der uns nie fürchtbar geschiene, zeigt sich uns in seiner schrecklichen Gestalt; er vernichtet mit Einem Streich Jugend, Talent, Tugenden: Hoche ist nicht mehr! Die Todesparze hat sein Leben geendigt, und bald wird nichts mehr von ihm übrig seyn, als das Andenken an seine Thaten.

Hochheim, ein ansehnlicher Flecken mit 1800 Einwohnern, viertheil Meilen von Frankfurt. Hier wächst der berühmte Rheinwein, der unter dem Namen des Hochheimer bekannt ist. Vormals gehörte Hochheim dem Domkapitel zu Mainz, jetzt zu Nassau.

Hochkirch oder Hochkirchen, ein Dorf in der Oberlausiz.

unweit Bauen auf der Straße von da nach Lobau und Zittau gele-
 gen, berühmte durch zwei dort vorgefallene Schlachten. Als im 718en
 rigen Kriege Friedrich nach der Schlacht von Zornsdorf nach Sachsen
 geeilt war, und dort mit dem Prinzen Heinrich sich vereinigt hatte,
 um dem Oestreichischen General Daun eine Schlacht zu liefern, und
 durch sie sein Schlesien zu befreien, sah er sich genöthigt, ein festes
 Lager zu beziehen, weil er Daun, der in einem verschanzten Lager
 stand, nicht zum Schlagen bringen konnte. Friedrich wollte seinem
 Feind, indem er ihm die Zufuhr abzuschneiden suchte, nach Böhmen
 hineindrücken; allein Daun änderte seine Stellung, und Friedrich that
 ein gleiches, indem er ein Lager bei Hochkirch bezog, das aber höchst
 läßlich war, da die Oestreicher die darum liegenden sogenannten Stein-
 berge besetzt hatten. „Wenn uns die Oestreicher hier ruhig lassen, Es.
 Maestri, (sagte General Keith zu dem sichern König), so verdienen
 sie gehängt zu werden!“ Friedrich lächelte darüber; hatte sich aber
 diesmal in seinem Gegner geirrt. Am 14. October 1758 früh 5 Uhr
 wurde die Preussische Armee durch die in geschlossenen Colonnen ein-
 brechenden Oestreicher aus dem Schlafe geweckt. General Daun hatte
 seine Truppen von allen Seiten anrücken lassen; die brennend gebliebenen
 Wachfeuer im Oestreichischen Lager und arbeitende Holzhauer
 mußten das Ausrücken der Truppen unwahrscheinlich machen, und das
 dadurch veranlaßte Gerücht verdecken; aber selbst als die Preussischen
 Vorposten Unrath merkten, und dem König Meldung davon thaten,
 nahm er noch keine Rücksicht darauf. Allein schon waren seine Vor-
 posten überwältigt, seine Batterien genommen und auf sein eigenes La-
 ger gerichtet, schon ein Theil seiner Preußen schlafend dem Tod über-
 liefert worden, als er endlich die unumstößlichste Gewißheit davon er-
 hielt, daß er überfallen sey. Schnell suchte er nun die Truppen zu
 ordnen, die noch halb entkleidet zu den Waffen griffen; doch nirgends
 war ein Zusammenhang, nur einzelne Regimenter fochten gegen die
 dichten Oestreicher: Hochkirch ging in Flammen auf; hier war der
 Kampf am hartnäckigsten, doch der Tapferkeit der Preußen, die wie
 Verzweifelte fochten, wegen eines undurchdringlichen und ungewöhnlich
 anhaltenden Nebels aber sich durchaus nicht ordnen konnten, nicht
 möglich, Widerstand zu leisten. Da gab Friedrich Befehl zum Rück-
 zug unter Salderns
 der Nebel fiel, um
 wäre es Friedrichs Fe-
 eine andere Wendun-
 Nebels, sein linker
 wesen wäre; eben i-
 stigt, als Ahrenberg
 und so die Preußen
 möglichster Ordnung
 Morgen großen We-
 war verloren gegang-
 untauglich gemacht;
 nenkugel den Kopf u-
 ner, sein Keith, bli-
 auf dem Schlachtfel-
 schwersten, waren de-
 den wäre; noch au-
 Fuß seines Pferdes.

Folgen dieser Begebenheit bei weitem nicht so wichtig, als sie es hätten seyn können. — Von einem gleich wichtigen Ereignisse, nur verschieden von jenem in seinem Gang und Resultate, war Hochkirch Zeuge im Mai 1813. Nachdem die verbündete Russisch-Preussische Armee durch den Ausgang der Schlacht von Lützen (am 2. Mai 1813) sich veranlaßt gefunden hatte, über die Elbe zurück zu gehen, wählten ihre Feldherren die von jenem Unfälle Friedrich's berühmte Stellung von Bautzen und Hochkirch, um dort den Franzosen eine zweite Hauptschlacht zu liefern. Die durch die Natur schon feste Lage der Position wurde von ihnen durch Verschanzungen und Redouten (deren Anzahl der Französische Bericht auf 300 angibt) fast unangreifbar gemacht. Doch es war den Franzosen gelungen, in der Schlacht von Wurschen am 21. Mai 1813 ihren rechten Flügel zu umgehen, und so vermochte der linke Flügel, der an Hochkirch sich anlehnte, nicht, den vereinten Angriffen der beiden Corps Ragusa und Tarent zu widerstehen; er mußte dem Rückzuge, der nun für die ganze Armee angeordnet wurde, folgen. S. übrigens den Artikel Bautzen und Wurschen.

Hochmeister, ein Titel der Oberhäupter des ehemaligen Deutschen und Maltheser-Ordens. Ersterer hieß auch Hoch- und Deutschmeister. (S. dies. Orden.)

Höchstädt. Diese kleine Stadt, gelegen im Königreich Baiern (3 Stunden von Donaumörth im Herzogthum Neuburg), hat einen großen Namen in der Geschichte des Spanischen Erbfolgekrieges durch das Treffen gegen das Ende des Jahres 1703 und die große Schlacht im Jahre 1704, welche bei ihm vorkamen, erhalten. Von jenem Treffen führen wir nur an, daß darin der kaiserliche General Styrum durch den Kurfürsten von Baiern geschlagen, und damit die frühere Hoffnung auf eine Versöhnung der Parteien vernichtet wurde. Doch unendlich wichtiger an und für sich und in ihren Folgen war die Schlacht bei Höchstädt (von den Engländern bei Blenheim genannt), wo am 13. August 1704 die verbündete Französisch-Baiersche Armee unter Tallard und dem Kurfürsten von Baiern von den Oestreichern und ihren Allirten unter Malborough und Eugen geschlagen wurde. S. Spanischer Erbfolgekrieg.

Hochverrath sollte man insbesondere nur dasjenige öffentliche oder Staatsverbrechen nennen, vermöge dessen ein Bürger die ihm vom Staate zum Besten desselben anvertrauten Mittel (Gewalt, Geheimenisse oder Güter) zur Zerstörung oder Vernichtung desselben anwendet, oder einem fremden und feindlichen Staat in die Hände liefert. Denn dieses ist der größte wichtigste Verrath im Staate, und setzt voraus, daß der, welcher ihn begeht, auf irgend eine Art an der Staatsverwaltung Theil nehme. Hiedurch wurde sich auch der Hochverräther vom Landesverräther, welcher absichtlich die Unternehmungen einer fremden, feindlichen Macht durch Unterstützung jeder Art (z. B. Spionage) befördert, unterscheiden. Oft jedoch treffen diese Begriffe in dem Begriffe des Staatsverrathes und Staatsverräthers zusammen, so daß man unter Hochverrath überhaupt ein Verbrechen gegen den Staat im engeren Sinne versteht, d. i. jedes Verbrechen eines Unterthanen, welches unmittelbar gegen den Staat, gegen die selbstständige Existenz und Verfassung desselben gerichtet ist, mithin die Fortdauer des Staats, überhaupt und in seiner bestehenden Form, aufzuheben strebt. Immer aber setzt es einen Unterthanen voraus, der der Regierung zur Treue verpflichtet ist. In diesem Sinne

rt auch der Versuch zur Revolution, d. h. der Versuch einzelne, die gesetzliche Regierung oder Verfassung unzuländern oder zu zerstören, unter den Begriff des Hochverraths. Dieser aber unter der sich dadurch zugleich noch von jedem andern Staatsverbrechenlich von der gewaltsamen Widersehung gegen die Ausübung der Staatsgewalt schlechthin (Aufruhr u. s. w.), von den Verbrechen gegen einzelne Zweige der Verwaltung und einzelne Handlungen der Regierung (z. B. Polizeiverbrechen), so wie von dem Verbrechen gegen die Person des Regenten (im eigentlichen Sinne M a i e s t ä t s v e r b r e c h e n), welches letztere jedoch mit Hochverrath in sofern wieder zusammenläuft, als die Regierung und Verfassung an seine Person geknüpft.

Dieses Verbrechen wird übrigens im ersten und besondern Sinne sowohl durch Mißbrauch und Ueberlieferung der dem Bürgergehörenden, oder nur bekannten Güter und Erhaltungsmittel des Staats (z. B. Magazine, Verteidigungsmittel und Anstalten), und alle andere thätige Unterstützung des Feindes oder Unterhandlung mit demselben, als auch durch Mißgebrauch derselben begangen, und nach Schwere mit Entehrung, lebenslänglichem Gefängnisse oder dem Tode bestraft.

Hoditz (Albert Joseph Graf von), ein durch seinen seltsamen, rath nach phantastischem Schimmer sagenden Kunsttrieb bekannter adelicher Güterbesitzer. Er war 1706 geboren. Mit mannigfaltigen und ausgebreiteten Kenntnissen durch frühen Unterricht ausgestattet, mit einer empfänglichen und lebendigen Phantasie durch Natur begabt, ging er nach Italien, wo die herrliche Kunstwelt, von einer idealen Natur umgeben, einen unvergessbaren Eindruck auf ihn machte.

Nachher fand er auch als kais. königl. Kämmerer an dem Hofe Karls VI. mannigfaltige Nahrung für seine glühende Einbildungskraft. Vielleicht war es auch diese, welche den jungen, wohlgebildeten und bewundernswürdigen Mann zum Mahler des Kaisers an dem Hofe Karls VI. an

streichern, und auch
 Witwe des Markgra
 elche als Stifterin
 ob ihm 1734 ihre H
 ergegangen war, u
 e, welches er zu ei
 lles durch Kun
 denklischen Be
 acht hatte. Un
 besten Eifer die Ku
 eln, so daß es kein
 lauer Dienerschaft ge
 schrieben und Verzu
 elche er nach seinen
 dien, Feuerwerke, u
 waren größtenthei
 ter denselben aber
 k und Sängerrime
 k großen Welt bil
 upitrollen nicht geb
 suchte er wenigsten
 idungen und Gesa
 k. Sein Schloß w
 d bildenden Künste

jedoch, so wie in seinen, im verschiedensten Beschmaße ausgeführten Portenanlagen, in welchen 4000 Lasten fürste, ein großer Kanal und viele Seen angebracht waren, äußerte sich eine herrliche Neigung zu dem Pflanzen und Thieren. Selbst auf Kirchhofgebäude, Felder, Kruppen und Bienenstöcke hatte sich dieser phantastische Hang zu realisiren erstreckt. Ueberall glaubte man sich von Decorationen umgeben. Unter mehreren, den Deutschen Vorfahren geweihten Denkmalern und Tempeln bestanden sich hier auch Monumente seines großen Neugeborenen, dem König Friedrich II. und der Kaiserin Maria Theresia, deren Reize seine Befehle berührten, gewidmet. In einer andern Gegend des Parks war eine köstliche Stadt, in der die meisten Häuser nicht über drei Fuß in der Höhe waren, äußerst proportionirlich und mit allen möglichen Plätzen, Promenaden, Thoren, Brücken u. s. w. ausgestattet. Die schönste Anlage aber war sein Lusthaus. Kurz, überall wurde die rechte Neugierde nicht erschöpft und doch befriedigt. Am Wunder, daß der durch diese phantastische Mannigfaltigkeit bedrückte Landtag mehrmals, selbst in einer gelehrten lateinischen Abhandlung des Dr. Tralles (*adumbratio amoenitatum Roswaldensium*), beschrieben worden ist. Doch grüßten viele, welche diesen Ort besucht haben, die seine, angenehme und äußerst mannigfaltige Unterhaltung des originellen und wohlwollenden Kuris noch interessanter gefunden zu haben, der bis in das spätere Alter, in selbst auf dem Krankenbette, einen Cirkel von umgebender Menschen durch leichten Humor und immer neue Erfindungen zu erweitern weisste, und durch Wahl, Pflanzung, Schatzkammer und Naturbelustigungen für das Vergnügen unzähliger Menschen sorgte. Selbst Friedrich der Einzige, mit welchem er durch seine Verwandtschaft verwandt war, und welcher seine Unterhaltung liebte, besuchte seinen Freund, und seine Erwartungen wurden übertraffen. Er dankte dem Grafen durch ein ansehnliches Geschenk, noch mehr aber durch eine poetische Epistel (*in Epist. des Oeuvres posthumes, S. 27*), in welcher er seines Rufes halber in Roswalde mit Vergnügen geduldet. Indessen hatte dieses Schauspiel im Großen, welchem er sich, als Virtuoso allen aus schweifend hingeeben hatte, eine nachtheilige Wirkung auf seine Oekonomie hervorgerufen, und verurtheilte ihm nach dem Tode seiner Gattin Sorgen. Der König, davon unterrichtet, erwiderte er sich erbot, ihn in Potsdam bei sich aufzuhalten, sich von seinem geliebten Roswalde zu trennen. Aber des Königs Gnade und Wohlwollen betrübte ihn, von seiner Kapelle zu ziehen. Doch quälte ihn ein heftiger Unmuth, der in Potsdam qualvoll sein Leben im Vorstadt endete. Friedrich opferte (1764) sein Andenken dadurch, daß er ihn in Potsdam, in welcher der Graf gewohnt haben muß. (S. den Biograph, Seite 1003 über die

acht im Mainkreise des Kurfürstlichen Baiern, in dem Roswalde, an der Quelle gelegen. Er hat eine sehr und ansehnliche Baumwollenspinndruckerei, Weberei, Kallengewebe- und Zinnmanufakturen. In dem Roswalde steht geschrieben.

Es ist in der Naturlehre gewis, bald weißt, bald sieht, bald liest, bald kriecht, die zuweilen um den Rand, um die Ecke

er ziemlich dicht, andere dagegen haben einen Durchmesser von 40 bis 60 Graden, noch andere erscheinen als mehrere concentrische Ringe u. w.), und daß sie gewöhnlich Vorboten einer Wetterveränderung sind, was aus ihrer Entstehung leicht erklärlich wird, ist bekannt.

Hof bedeutet unter andern den Sitz eines großen Herrn, des Landesherren mit Einschluß seiner Familie und seiner Beamten und Bedienten; oft auch versteht man darunter den Landesherren, oder überhaupt einen großen Herrn selbst, seine Familie und seine vornehmsten Beamten. — Hofamt, besonders das Amt des Kammerers, Marschalls, Truchsessens und Schenken, womit gewisse Personen von Fürsten, Stiftern u. s. w. beliehen werden. Sind diese Ämter erblich, so heißen sie Erbhofämter. — Hofdame, eine adeliche Dame, welche entweder zum Dienst oder zur Gesellschaft der Fürstin bestimmt ist. An den meisten Höfen stehen die Hofdamen in engerer Bedeutung den Kammerfräulein nach, gehen aber den Kammerfrauen vor. — Hofgericht, ein hohes Landesgericht, welches unter keinem andern Berichte steht, und dessen Entscheidung und Ausspruch die Stände und andere befreite Personen ihre Streitigkeiten unterwerfen. Ehemals übte wohl der Landesherr selbst, jetzt aber ein Hofrichter den Vorsitz. Das kaiserliche Hofgericht war das Gericht, welches sich an dem jetzmaligen Hoflager des Kaisers aufhielt, und in welchem in ältern Zeiten der Kaiser selbst die Urtheile sprach. Ähnliche Gerichte legten späterhin die Landesherren an. In manchen Landschaften ist das Hofgericht, welches den höchsten Richter in dem Lande be-
 Schlesischen Hofschöppen-
 berg und Leipzig, ohne die
 u haben. —
 Graf oder Mark-
 Erbspalgraf.
 und Pfalzgraf
 Würde zum höchsten Hofbedienten, von dem die innere Haushaltung des Hofes abhängt, und der, falls er keinen Oberhofmarschall über sich hat, die Gerichtsbarkeit über die Hofbedienten ausübt. Das Gericht heißt das Hofmarschallamt.

Hofet (Andreas) war 1765 im Passauer Thale in Tyrol, von

ihren gebohren. Er selbst trieb Wirblichkeit und Hand-
 dreude und Vieh, wodurch er ein nicht unbedeutendes
 erwerb. Er hatte sich verheiratet, war Vater
 o, und bekam zwei Kinderkinder. Erst lag ein
 n, und diente zur Herberge für Meublerer und
 ihren Treibern; das andere stand auf einem Plaz
 mit der Fenernung: am Ende, konnte, we-
 ter seine Landkulturen auch allgemein der Foch-
 oters Schicksal war unterseht, von mehr als vierzehn
 o storch starben Knoschenan. Er trug einen kleinen
 Hart, aus zwoer einer Leute mit einem kleine Pflanzlein: einen klei-
 gern Part, als diese, tragen zu wollen. Die Zehnheit konnten die
 barum nur: 11 Barbone. Ein ständliches Begehrt, seine Prumptheit,
 sein kluger Pakt, konnten seinen Anbruch auf größliches Meubler
 geben, drückten aber doch Kraft und Punctualität aus, und stund
 Vertrauen ein. Ein geschickliches Anlag in der fröhren Periode stand
 schenklischen Lebens war nur die Treue der wohldahenden Einmüth
 seines Thats. Eobert leute er sich einen sehr großen schwarzen Hut
 zu, freundlich angezogen, mit dem Bildnis der Kaiserin Maria auf
 der Krone und mit einer Kledtrier geschmückt. Um den Kopf des
 Hutes lag ein Band, worauf mit goldenen Buchstaben der Name
 geschrieben waren: Andre Hofen, provisorischer Commandant
 in Tyrol. An seiner Seite hing ein großer Eschenschild, am Ende
 ein glänzendes Schild und ein Kreuz. Hofens geistige Bildung durch
 sich sehr darsin. Er war ein guter Katholik-Verständiger Mensch, und
 dabei ein Unerschrockener Mann. Er redete nur schlechtes Deutsch
 im größten Tyroler Dialect, was schlecht, falsch und schwer noch
 schlechter, und hatte von Kaiser- und Reichsbestimmungen, wie von dem
 Verdienst der herrschenden Politik, oder der Staatskräfte Frankreichs
 gegen Oestreich u. s. f., kaum einen halben Begriff. Stärke des Char-
 akters, hohen Muth, Ausdauer und Muth im Tragen der Pein, kann nur der
 Anwesenheit Hofens zustehen. Er war mehr, als ein
 schwacher, gutmüthiger, für seines Vaterlandes als Verfassung un-
 passender, oder unwillkürlicher Mensch, den der gedruckten Aegerten des
 Tyroler Aufstandes an seinen Seite standen, weil sie selbst so feig wa-
 ren, voran zu treten. Schon im J. 1799 war Hofen unter seinem
 Landkulturen so vorzugeweise als ein kluger, rechtlicher und für das
 Vaterland begeistertes Mann bekannt, daß man ihm beim damaligen
 Landkulture die Führung seiner Gemeinde als Hausmann anvertraute,
 in welchem Posten er sich ganz die Zufriedenheit der Oestreichlichen Be-
 wohner erwerb. Tyroler Anführer hielten ihn also auch später für
 den rechten Mann, um an die Spitze der patriotischen Insurrection zu
 treten; sie beabsichtigten zu dem Zwecke alle seine Verwandten, und den
 Kapuziner Vater Joseph; gelang es endlich, den edlichen Hofen da-
 hin zu gewinnen, daß er sich öffentlich im J. 1799 als Haupt und lei-
 stendster Beförderer der Tyroler Insurrection aufstellen ließ. Seine Wahl
 erwerb ihn jedoch erst im Juli 1809 zur Würde eines kaiserl. kriegl.
 Oestreich. Obercommandanten. Ob der Oestreichliche Kaiser Hofen
 selbst dazu erwerb haben ist wenigstens nicht öffentlich bekannt gewor-
 den. Hofen verband den Entschluß und hatte Entschlossenheit seine
 Vaterlandes, daher leitete er den kühnsten Partien nicht sehr gleich
 jede Partien. Das war aber auch sein ganzes militärisches Verdienst,
 denn seine letzte ständliche Erhebung auf dem Jsel beweist, daß es von
 jeglicher Erlaubnis- oder Vertheidigungswelt so ganz als nichts wußte.

Verdienstvoller ist Hofer durch die Humanität, womit er die wüthenden siegenden Tyroler von Mord und Brand, von unmenschlichen Ausschweifungen oder Plünderungen abhielt, oftmals unschuldigen Schlachtopfern das Leben rettete, das Loos der Hauptstadt des Landes milderte, und die Eier des Volks nach Herrenblut beschwichigte. Im Gefecht blieb er fast immer hinter der Linie, und seine Feldherrnanzierer waren erbärmlich; denn oftmals schickte er durch seine Ordonanzen abenthaltenden Befehle hin, des Inhalts: *Mei brüder! morgen wollen wir die Fels set euch tapfer!* Aber dabei war kein La benennt, keine Disposition des Angriffs gegeben, Ordern befolgt werden konnten, läßt sich errossen wußten nichts von Disciplin; machten | Hofer wohl: *Hab ich nicht zu befehlen nicht gehorchen?* Aber dabei blieb's, un hatte nicht Kraft genug, die Nordbrenner u der Agide der Insurrection im Lande haufe strafen. Er selbst war mäßig in seinen Gem Abend ließ er sich nur für 1 Fl. 16 Kr. Ess zu ein halbes Maß Wein. Hofer hatte höchst schlossenem Frieden (da er nun einsah, wie di fen würden) den redlichen Willen, sich zu ruhr im Lande zu stillen. Der unglückliche lei machte ihn vollends furchtsam, und er gab wahren Agenten des Aufruhrs beherrschten ihn der schrecklichsten Rache des Volks, und so er zog sein neues Aufwiegelungsproclam. Gall noch flüchten, und begab sich mit einem seiner ze, welche er schon lange vorher in den Gebirgen seines heimatlichen Thals, in der wildesten und abgelegensten Gegend hatte errichten lassen. Einer seiner vermeintlichen Freunde verrath ihm für Geld, und so fanden in der Nacht vom 26. auf den 27. Jan. 1810 gegen 4 Uhr Morgens die Franzosen seinen Zufluchtsort: Mit einem Degen und zwei Pistolen bewaffnet, trat er in Gesellschaft seines Sohns und eines Adjutanten den Franzosen mit den Worten entgegen: „Ja, meine Herren Franzosen, ich bin Andreas Hofer, gewesener Commandant von Tyrol.“ Geschlossen auf einem Wagen Mann Escorte brachte man ihn nach Mauer haufenweise herbei. Thränen, Klagen, Aus zweiflung über das Schicksal des hochverehrten mit Verwünschungen gegen ihn, begleiteten de Proceß begann den 29. Febr. 1810. Er hoffte zung seines Lebens; sie können, sie werden n sagte er oft. Um desto schrecklicher erschütterte Todesurtheil, er betraf sich vergeblich auf die Amnestie, und als man ihn nicht hören woll ein guter katholischer Christ zum Tode. Vete ging er am 20. Februar zum Richtplaz; die nicht verbinden lassen, sondern mit begersteren Antlig gegen Sonnenaufgang, und winkte selb sen möge. Von mehreren Augen durchbohrt, nachher leblos am Boden. Er sey, berichtete festi, als ein christlicher Held und unerschütete den (*come un eroo christiano e Martyro intr*

Wenig mehr werth, als alle Volkstänke, deren Namen etwa die Geschichte in Verbindung mit dem selbigen nennen könnte. 22.

Hoffmann (Christoph Ludwig), Leibarzt des Kurfürsten von Mainz, machte sich durch ein eigenes System der Medicin bekannt, welches von dem bisher beinahe allgemein angenommenen Systemen von Boerhaave, H

(1770) abwich, denn er suchte

legte ein Sai

Merkmale d

Neige, zu d

gen Reizung setzte er auf jebe fest. Die überflüssigen Säfte sind noch

ihm zwei Hauptverderbnissen unterworfen, der Säuerung und Fäulnis.

Letztere findet am häufigsten Statt, und verursacht die meisten krank-

haften Auswürfe, z. B. alle ansteckende Fiebermaterien, alle thierische

Säfte, alle Stoffe, welche Fieber und selbst Entzündungen hervorbrin-

gen; die Krankheitsstoffe in den Gedärmen bei der Dyschondrie, in

den Knochen beim Ekarbu, in den Gelenken beim Podagra u. s. w.

Als Reinigungsmittel der verderbten Säfte dienen die Absonderungen

und Ausleerungen, durch Ausdünstung u. s. w., besonders auch durch

das Ausatzen, indem die Lungen die vorzüglichsten Reinigungsorgan-

en und faulen Stoffen desselben sind.

Verderbten Stoffe im Blut entstehen

anfangs hat nach seiner Theorie ihren

in der Haut, diese sondern eine ge-

und ihren Uebergang in die faulen Ver-

weirungsgänge seiner Drüsen, und da-

mitterkrankheit hervorbringen. Durch

en geht alsdann die Fähigkeit, zu erregen

und eine Blatterkrankheit zu erzeugen.

H.

Hofmannswaldau (Christian Hofmann von), geb. d. 25.

Dec. 1618 zu Breslau, wo sein Vater kaiserlicher Kammerer war,

gest. das. d. 18. April 1679 als Präsident des Reichskollegiums und

kaiserlicher Rath. Auf der Schule seiner Vaterstadt schon zeichnete er

sich durch seine Fähigkeiten aus, und zu Danzig, wohin er nachher

aufs Gymnasium kam, zeigte er auch Anlage und Liebe zur Poesie.

Unter Calwafius, Bossius, Borhorn und Barlaus studirte er zu Lau-

den, reiste nachher mit dem Fürsten von Bremonville durch die Nie-

derlande, England, Frankreich und Italien, kehrte aber Wien in sei-

ner Vaterstadt zurück, und erhielt hier sogleich, ungeachtet er das er-

forderliche Alter noch nicht erreicht hatte, die Stelle eines Rathsherrn.

Seine Muse widmete er der Poesie, und es gelang ihm, sich dadurch,

freilich auf Kosten des guten Geschmacks, einen bedeutenden Namen

zu erwerben. Er und Lobenstin vertauschten die Einfachheit und cor-

recte Richtigkeit der Schlesischen Schule gegen die Marino'sche Af-

fection und eine falsche Erhabenheit, die nur zu oft in lächerlichen

Compass ausartete. Daß sie dem guten Geschmack schadeten, liegt

am Tage: indef haben sie doch auch kein geringes Verdienst um die

Bereicherung unserer bildsamen Sprache. Hofmannswaldau war der

erste, welcher Heroiden in Deutscher Sprache schrieb, die aber fast

inniger Ernstfindung Schlüsfrigkeit, statt leidenschaftlichen Ausdrucks

Nonfens, statt reifer Kennnis des Herzens nur Placereien haben.

Hofnarren. Im Mittelalter und bis in das 17te Jahrhundert

verab hatte man an geistlichen und weltlichen Höfen für die Lustigwe-

r ein ordentliches Amt, und diese hießen dann Hofnarren (Fourol en titre d'office), wenn sie als Lustigmacher wirkliche Befähigung hatten, denn manche Lustigmacher bekleideten Hof- oder Kriegsdienste, und führten jenen Titel nicht. Bisweilen kommen sie auch,

neckten, oder sich gegen Angreifende zu vertheidigen. Außer den schlechten Narrenkolben hatte man aber auch sehr zerliche und künstlich gearbeitete, an denen gemeiniglich ein Narrenkopf befestigt war. 6) Auch der große Halskragen wurde ein Abzeichen der Narren, und endlich 7) die Schellen, die, so wie der Kragen, früher ein allgemeiner Puz gewesen waren, weshalb es in dem bekannten halb Deutschen und halb Lateinischen Kirchenliede des Petrus Dresdensis, *In dulci jubilo etc.* von 1410 heißt: Da die Schellen klingen in regis curia. Etwa gegen die Hälfte des 15ten Jahrhunderts wurden sie ein eigenthümlicher Puz der Narren, welche sie theils am Ende der Eselsöhren, theils auf der Kappe, wo sonst der Hahnenkamm war, theils am Gürtel, theils statt der Rockknöpfe, theils am Schienbein, an den Knien, dem Ellenbogen, den Schuhspitzen u. s. w. trugen. Erasmus von Rotterdam glaubt, man habe den Narren deshalb eine so seltsame Tracht gegeben, damit sie von Niemand beleidigt würden, wenn sie etwas Nürrisches sagten, oder thaten, welches sonst einem verständigen Manne nicht ungestraft hingehen würde; die Schellen wären also gleichsam eine Warnungsglocke. Daß indeß in einer solchen Tracht nicht stets der größte Narr des Hofes steck; daß sich bisweilen unter einer Kappe mehr Verstand, Wiß und Weisheit, als in einem ganzen geheimen Rathscollegium fand, und daß sich oft unter die Schellen des Narren die geächtete Wahrheit flüchtete, bedarf wohl keiner Erinnerung. Dr. Lamprecht, Rath bei Carl V., pflegte zu sagen: „Ein jeder Fürst muß zweien Narren haben, einen, den er verirt, den andern, der ihn verirt.“ Vielleicht konnte man sagen, an dem Narren erkenne man den Herrn; geistreiche Fürsten liebten auch geistreiche Narren, solche, wie jenen, welcher äußerte, wer ein guter Narr seyn wolle, müsse zuvor klug gewesen seyn. Daß sich in einer Geschichte der Hofnarren des Sonderbaren mancherlei finden werde, läßt sich erwarten; das Sonderbarste darin ist aber doch wohl die förmliche Organisation der Hofnarren am Hofe Peters des Großen. Dieser seltsame und seltsame Fürst hatte eine sehr große Anzahl von Hofnarren, die in gewisse Klassen eingetheilt waren. In der einen Klasse waren die, denen von Natur Verstand mangelte, und die aus Mitleid unterhalten wurden; in einer andern solche, die in ihren ehemaligen Bedienungen wirkliche Nürrheiten ohne einen vernünftigen Zweck begangen hatten. Diese waren eben so zur Strafe Narren; als die dritte Klasse, die aus solchen bestand, welche, um einer Strafe zu entgehen, sich nürrisch gestellt hatten, und eine vierte, in welche bloß solche kamen, die in fremde Länder geschickt worden waren, und nichts gelernt hatten. ad.

Hofwyl, s. Fellenberg.

Hogarth (Wilhelm), berühmter Maler und Kupferstecher, wurde (seinen eignen Memorien zufolge) geboren zu London am 10. Nov. 1697. Sein erster Auftritt in der Welt schien keinen glänzenden Erfolg zu versprechen, denn der junge Hogarth wurde bei einem mittelmäßigen Silberschmied in die Lehre gethan, wo er mit Eingrabung von Wapen, Namenszügen und unbedeutenden Figuren sich beschäftigte. Kaum aber war er der Lehre entlassen, so besuchte er die Akademie von St. Martin's-lane; und beschäftigte sich eifrig mit Zeichnen nach der Natur, ohne jedoch mehr als mittelmäßige Fortschritte hierin zu machen. Er schien nicht zum bloßen Copisten der menschlichen Gestalt bestimmt, sein Genie machte ihn zum Maler der Charaktere, der Leidenschaften, der Seele der Figuren, die er auf die Leinwand trug. Wurde daher Hogarth gleich kein großer Maler in Hinsicht auf Colorit, Hell- und Dunkel und was man sonst vom eigentlichen Maler rühmt, ja wurde er sogar

Als einmal ein solch correctes Bildort: so geht er doch durch die
 ne des Erhebungen, Keinesum der Gedankn. Woherin im Besorac
 sich und Aug der Compositionen zu den ausgereiftesten Künstlern
 besonders stark war er in formlich-gepragten Vorstellungen, und hat
 nen eigenen feinen Beobachtungsgest für das Lächerliche, das er zu
 in der Zeichnung auftrug und darstellte. Als er vorst er in die
 haben unentwerft die Hauptzüge einer Scene mit Blicken auf die
 Lage seines Daumens, und trug sie so nach Hand in sein Collier
 undach Caricatur wurde deshalb sein Hauptfach, jedoch in einer
 diesen Sinne, als von diele gewöhnlich nennt. (S. Caricatur
 in seiner frühesten Kunstperiode sah er sich oft vom Mangel gewöhnlich
 seine Mitten nachte ihn ein^o um Verjüngung der geringen Com
 undt Mordmord so sehr, daß er sich durch ein Caricatur-Portrait o
 erziehen sah, und dieses einzige Portrait würde hinreichend haben, z
 erweisen, bis zu welchem Grade von Vollkommenheit er es in diese
 Fortung bringen würde. Wie lange er in diesem Zustande dährige
 Unfähigkeit geblieben, ist nicht leicht zu bestimmen: er beschloß sich
 während dieser Zeit mit Wappensteinen, vorerzogene Arbeiten für Kauf
 we, und in der Folge zeichnete und stoch er Platten für Buchstätt
 r Dies geschah in den Jahren 1716—1733. Eine dieser Arbeiten
 bildete ein besonderes Kaufstücken an, nur die 17 Platten zu de
 Verbesserung der Handbros ließ einen mehr als unrichtigen Kaus
 er abgeben. Darauf liegt sich Hogarth auf Porzellanmalerei, eine Mal
 ung, die sich als eine Kunst, dem jede Schwereit fremd war, und
 er die Vorübung lachendicht läge seinen Fortschrit im Jaum dal
 in konnte, wenig schulte. Dennoch verwickelte ihn seine Kunstfert
 u treuen, und die eigent Art, wie er Familiengruppen und ganze Züge
 erstellte, eine Forderung viel Arbeit. Im J. 1710 vermachte er sich mit
 er einigen Leuten des königlichen Malers Jakob Jordaens, und be
 ng kurz hierauf eine Commerzordnung zu Courth-Lambeth. Da er da
 tald mit Herrn Jordaens eng verbunden war, so trug er zu den Verlich
 erungen des Handlungsgehilfen im Court-hall durch seine Malereien
 wie der. Von ihm sind z. B. die 4 Lagerzeiten, welche Jordaens
 opirt hat. Jordaens verfertigte ihm zum Dank eine goldene Einladungskarte
 die sich und hant Freunde, mit der Aufschrift: In perpetuum bonamell
 amorem (zum beständigen Andenken einer Wohlthat). Im J. 1733
 ing sich jedoch der Ruf Hogarths erst an zu verbreiten, vornehmlich
 sich das Druck-Platz aus dem Leben eines Freundeswiddwers (The
 ow deceased, or a Hockley progress) wodurch er den Progen der Nas
 we bekannt ward. Die Darstellung dieses Lebenslaufes fand sol dem
 Beifall, daß der Künstler über 1000 Subskribenten erhielt. Trug
 mit er dieses, seine eigenhändige Feder ge
 erachtet. Nach dem Tode des Königs Dän
 loren hat, eine Reihe von Handlungen und
 deren nach Person von der Geburt bis zum T
 era stellt er ein junges Mädchen dar, mit es
 vung und führt es durch alle wechselnden Sc
 nem fröhlichen Tode. Was es bringt, für d
 u malen, das Hogarth darin meisterhaft gezeig
 er es Künstler vor ihm seinen Platz zu für
 erwehret. In gleichem Sinn und Geiste sind:
 lden, eine Heirat nach der Mode u. a. m. d
 we ihrer Werke, z. B. dem Jahrmarkt von Courthort u. a. wech das
 wechlich sind, eine Gattung, in welcher Hogarth nicht weniger glän

n Auf
 ganze
 ist dem
 Blau
 n aus
 die ist
 d Herz
 u auch
 Moral
 Lächer
 od eine

und sich hervorthat. Nicht zufrieden aber damit, ebendort auf einer Bahn zu wandeln, welche vor ihm noch Keiner betreten hatte, wollte Hogarth sich auch als Historienmaler auszeichnen. Im Jahr 1736 lieferte er für das Bartholomäus-Hospital zwei Gemälde, den Leich von Bethsada und den barmherzigen Samariter; allem das Genie, das in Scenen des Lasters und Unglücks des gemeinen Lebens sich auszeichnend bewährt hatte, verließ ihn in den Scenen, welche Amuth und Würde erbeischten; auch bei den ernüchterten Gegenständen konnte er die komischen Züge nicht unterdrücken. So auch in seiner Predigt des heil. Paulus in seiner Lechter Pharas's; nur sein Gemälde von Richard III. ist frei davon. J. Jahr 1753 gab er seine Analyse der Schönheit heraus (übers. von Volius unter des Verfassers Augen. Berl. 1754), worin er durch eine Menge von Beispielen zu beweisen sucht, daß die Wellen- oder Schlangelinie die wahre Schönheitslinie sey. Bei dieser Arbeit half ihm bis zum neunten Kapitel der Dr. Wenzl. Hoaldy; nachher M. Ralph, mit dem sich aber Hogarth nicht lange vertrug; das ganze Werk wurde endlich von dem Dr. Morell durchgesehen, und von Townsley die Vorrede geschrieben. Hogarth that sich auf diese Entdeckung etwas zu Gute. Zuerst trug er seinen Gedanken ohne weitere Erklärung vor, nach sein eigenes Portrait, unten mit einer Malerpalette, auf welcher diese Linie dargestellt war mit der Unterschrift: Linie der Schönheit und Grazie. Anfangs wußte man nicht, was er

er sich hernach weiter darüber erklärte, sagte an, mit Unrecht, das habe man längst gewußt, ein Blatt zu entwerfen, welches er gratis als Subscribenten auf seine Analyse der Schönheit stellend, wie er ein Ei auf die Spitze stellt, zur die die neue Welt auch wollten gekannt haben. Um die Eier in der Schüssel schmiegen sich an das Symbol der Hogarthischen Schlangelinie, damit wollte, liegt am Tage. Freilich ist die überspannt, allem Hogarth war ein einfacher beuchelter, und selbst dann nicht, wenn es auf eigener Verdienste ankam. Als die berühmte Ew o in einer Londonischen Auktion für 1624 Thaler 10/100: wenn mir jemand eben so viel Geld gibt, was besseres machen! Lord Grosvenor hielt ihn eine Sigismunda malen und — mußte sie so in dem Wettstreit, wie wohl leicht zu vermuthen nicht so schimpflich, als manche haben vorgehen soll recht's Verdienst haben, und wurde nach ve von Bodell für die Shakespear-Gallerie ge- zte Thornhill seine Stelle als Maler des Königs nieder. Bald darauf aber mankte Hogarth den 26. Oct. 1764, im 67ten Jahr seines Al-

ten Rudirs seyn, indem der geistreiche Künstler fast in jedes noch so kleine Bemerk, in jeden einzelnen Zug, witzig, komisch-satirische Bedeutung und Anspielung legte. Man kann deshalb der Commentare zu seinen Werken nicht entbehren. Die vorzüglichsten darunter sind: Hogarth Illustrated by John Ireland 3 Vol. 8. London 1791. und Lichtenbergs ausführliche Erklärung der Hogarthischen Kupferstiche, mit verkleinerten, aber vollständigen Copien derselben von E. Neesenhausen. 6 Bde. Edit. 1796. In der Französischen Uebersetzung der Hogarthischen

halose der Schönheit von Janfen (Paris 1805 2 Bde.) findet man
 die sehr schätzenswerthe Notice chronologique, historique et critique de
 des les ouvrages de pelature et de gravure h. dd.
 Höhe. In der Geometrie heißt die Höhe seine Er-
 höhung über die Horizontalebene. Man höhen den er-
 ebenen Punkt eine auf die Horizontalebene (Verti-
 (Linie) senkrecht, so ist die Länge dieser Li es Punk-
 niffahrtstunde steht olhöhe.
 in der Nähe eines Ortes r gleicher
 Breite (Polhöhe) mit befindet,
 der Höhe dieses Ortes. Ferner auf der hohen
 gehet hoch. —
 oder Almuqan'arath oder Almikanter.
 nt uns als ein weites Kreisgewölbe, und die Sterne
 lich weit von uns entfernt. Um die Lage der Sterne
 zu bestimmen, mißt man ihr Azimuth und ihre
 Höhenwinkel. Man denke sich einen Kreis
 nd durch das Zenith und Nadie unsers Beob-
 der Bogen dieses Kreises, zwischen dem Stern und
 dem Horizonte, der Höhe des Sterns oder dem Höhenwinkel gleich.
 Denkt man sich durch den Stern einen Kreis gelegt, mit dem Horizont
 arallel, so heißt dieser der Höhenkreis des Sternes, so daß alle
 Sterne, die gleiche Höhe haben, auch in demselben Höhenkreise lie-
 en.

Höhenmessung
 Höhe eines Gegensta-
 en, wäre offenbar d
 chnur. Zu dieser
 Niveliren zu rechne.
 ob man überall z
 ies nicht möglich,
 ein seine Zuflucht
 es Gegenstandes ge
 ebene eine gerade
 dieser Linie messe m
 en Gegenstand gelei
 z der Spitze des Ge
 en Höhenwinkel
 onometrie, in
 nie und Winkel un
 er die Höhe des G
 r Seite geradezu
 B. bei einem Ger
 rade Linie, welche
 n beiden Endpunct
 nwinkel der Spitze
 sen gefundenen G
 rechnen. Kann m
 igert den Fuß des
 e andere gerade
 Höhenwinkel zu mess
 ge gegen die beide
 Höhenwinkel zu best
 hnen läßt. Bei a

um Grunde, daß man alle jene erwähnten Stücke in der Horizontal-ebene, die durch den Fuß der Höhe gehet, messen könne. Ist dies nicht der Fall, so muß man bei den in einer andern Ebene gemessenen Linien und Winkeln erst ihre Abweichung von der Horizontalebene bestimmen, und daraus dann die Höhe des Gegenstandes berechnen. Die Kenntniß und Benutzung einiger physikalischen Gesetze macht aber die Höhenmessungen noch auf einem andern Wege als dem so eben angezeigten, rein geometrischen, möglich. Da aus der Physik bekannt ist, daß ein schwerer Körper in einer gewissen Zeit immer durch eine bestimmte Höhe fällt, daß er in dem ersten Zeittheil von der Länge einer Secunde durch 15,015 Pariser Fuß fällt, in der zweiten Secunde durch 4 Mal 15,015 gleich 60,060 Fuß, in der dritten durch 9 Mal 15,015 gleich 135,135 u. s. w., daß man, um die Höhe zu erfahren, durch welche ein Körper nach einer bestimmten Zahl von Secunden gefallen ist, das Quadrat der Secundenzahl mit 15,015 Pariser Fuß multipliciren muß, so läßt sich nun, wenn man die Zeit beobachtet, welche ein schwerer Körper, den man von einem Thurm oder in eine Grube fallen läßt, gebraucht, um zur Erde zu gelangen, aus der beobachteten Zeit die Höhe des Thurmes oder die Tiefe der Grube, jedoch nur ungefähr, berechnen. Eine andere Art von Höhenmessung ist folgende. Indem es als ein in der Physik erwiesenes Gesetz gilt, welches von seinem Erfinder Mariotte das mariottische heißt, daß die Dichtigkeit oder Schwere der Luft genau sich verhält, wie der Druck, unter dem sie steht; daß die Schwere der Luft also desto mehr abnehmen muß, je höher man in der Atmosphäre steigt, weil dann auch die Menge der Luft, welche auf die untere drückt, immer mehr abnimmt, so mußte es nur ein leichtes Mittel geben, in den verschiedenen Höhen die Schwere der Luft genau zu bestimmen, um dann aus dem Unterschiede dieser Schwere die Höhe der verschiedenen Orter übereinander gegenseitig zu berechnen. Dieses leichte Mittel nun, die Luft abzuwiegen, hat man in dem Barometer, da dasselbe immer die Höhe der Quecksilbersäule anzeigt, welche einer Luftsäule von demselben Umfange, die bis ans Ende der Atmosphäre reicht, das Gleichgewicht hält, d. h. eben so schwer ist, als diese. Kennt man nun das Verhältniß der specifischen Gewichte der Luft und des Quecksilbers, so läßt sich leicht berechnen, wie hoch man in der Atmosphäre gestiegen ist. Weil indeß das Gesetz nicht genau bekannt ist, nach welchem die Wärme der Luft in den großen Höhen abnimmt, so wird man sehr zufrieden seyn müssen, wenn man bei einer einmaligen Messung einer Höhe von 200 Fuß nur um etwa 1 Fuß fehlt, welches bei den größten uns bekannten Höhen, wie der des Chimborasso und den noch größern, welche Gay-Lussac mit seinem Luftballon erreichte, von etwa 20,000 Fuß, doch nur den, bei einer so großen Höhe sehr unbedeutenden, Fehler von 100 Fuß erzeugen würde. An von einander entlegenen Orten pflegt man Jahre hindurch täglich die Barometerstände zu beobachten, und daraus das Mittel, oder den sogenannten mittleren Barometerstand für diese Orte herzuleiten, aus deren Unterschied man dann den Unterschied der Höhen der Orte selbst und auch ihre Höhe über dem Meere berechnen kann, da genaue Beobachtungen den mittlern Barometerstand an der Oberfläche des Mitteländischen Meeres zu 2818 Pariser Zoll gegeben haben. Noch ist eines andern Mittels zu erwähnen, welches dienen kann, die ungefähre Höhe eines Thurmes oder Hauses zu bestimmen, indem man bei Sonnenschein die Länge des Schattens mißt, den der Thurm wirft, und zu gleicher Zeit die Schattenlänge eines senkrecht aufgestellten Stabes oder einer Waage;

Höhenrauch

Höhenlinden

747

benlinden gegen die kaiserliche Hauptstadt Oestreichs, von der die Französischen Vorposten nur noch zehn Meilen entfernt standen, aufhalten. Man kann wohl sagen, daß Moreau durch jenen Sieg den Frieden von Lüneville seinem Vaterland erobert habe. I.

Hohenlohe. Noch sind in Franken, nicht fern von Hollach und Uffenheim, die Ruinen der Burg Hohenlohe zu sehen. Dorthier stammen die ehemaligen Grafen, nun Fürsten von Hohenlohe, die Nachkommen Herzogs Eberhard von Franken, Bruders des Deutschen Königs Konrad I., deren erster unter dem Namen Erato im 9. Jahrhundert vorkommt. In zwei Linien blühte ehemals dies Haus, die sich Hohenlohe-Braunck und Hohenlohe-Hohenlohe nannten. Nachdem aber die erstere (1390) beim Absterben der Gebrüder Konrad und Gottfried erloschen war, theilte sich die Hohenlohische 1) in die Oberländische zu Weikersheim und Schillingsfürst und 2) in die Unterländische zu Neuenstein und Waldenburg; aber auch jene, die Oberländische, erlosch (1546) mit dem Grafen Wolfgang, so wie mit der Unterländischen der Zweig von Neuenstein (1550) mit Graf Albrecht verblühte. Die drei Söhne des verbliebenen Grafen Georg zu Waldenburg theilten das ganze ihnen zugefallene Erbe; es erhielt der älteste, Ludwig Casimir, die Neuensteinischen Lande, der zweite, Eberhard, die Waldenburgischen, und der jüngste, Georg, Weikersheim und Schillingsfürst; doch des letztern Leben war nur kurz, und Weikersheim fiel nun an Casimir, so wie Schillingsfürst an Eberhard, wodurch die noch bestehenden beiden Hauptlinien, die Neuensteinische oder Evangelische, und die Waldenburgische oder Katholische gegründet wurden. Zu der Neuensteinischen oder Evangelischen Hauptlinie gehören die Linien: Hohenlohe-Langenburg (Residenz Langenburg), Hohenlohe-Ingelfingen (Residenz Dehringen), Hohenlohe-Kirchberg (Residenz Kirchberg); zu der Waldenburgischen oder Katholischen Hauptlinie gehören die Linien: Hohenlohe-Bartenstein zu Bartenstein, Hohenlohe-Bartenstein zu Jartberg und Hohenlohe-Schillingsfürst. Als die Kaiser Karl VII. und Franz I. (1744 und 1764) die Abstammung der Grafen Hohenlohe aus dem Herzoglich-Fränkischen Geblüt anerkannt hatten, wurden sie in den Reichsfürstenstand und ihre Lande zu unmittelbaren Fürstenthümern erhoben. Der Reichsrecess vom Jahr 1803 verlieh ihnen auch drei Stimmen im Reichsfürstenrath; allein die Auflösung des Deutschen Reichskörpers, welche auch jenen Fürstenrath vernichtete, und die Acte des Rheinischen Bundes machte die Fürsten von Hohenlohe zu Vasallen theils des Königs von Baiern, theils des Königs von Württemberg, welcher letztere (im Juni 1808) ihnen das Kron-Erb-Marschallamt in seinem Königreich ertheilte. Die Succession geschieht in diesem Hause nach dem Recht der Erstgeburt, das bei den verschiedenen Linien zu verschiedenen Zeiten eingeführt worden ist; ein Hausgesetz gibt den ältesten Fürsten des Gesamthauses das Seniorat. Der merkwürdigste Prinz des Hauses ist der resignirte Fürst Friedrich Ludwig, von

Hohenlohe-Ingelfingen (Friedrich Ludwig Fürst von), welcher als Preussischer Feldherr in der Geschichte der Preussischen Armee eine denkwürdige Rolle gespielt hat; er war 1746 geboren und succedirte seinem Vater im J. 1796. Als Erbprinz, General der Cavallerie und Inhaber eines Infanterieregiments begleitete er den König von Preußen zu der berühmten Zusammenkunft in Pillnitz, und commandirte 1792 eine Division gegen die Franzosen; ruhmvoll waren für ihn 1793 die Treffen bei Oppenheim, Pirmasens, Hornbach und sein

in welcher der letztere das Leben durch Göttried von Bouillon verlor, zeichnete Ritter Friedrich von Staufen, Herr zu Hohenstaufen in Schwaben unweit Böppingen, der im Heere des Kaisers diente, sich unter den Augen seines Herrn so mannhaft aus, daß dieser ihm das Herzogthum Schwaben verlich, und seine Tochter Agnes zum ehelichen Gemahl gab. So ward der erste Grundstein zur nachmaligen Erbße eines Hauses gelegt, dessen Erhebung und Verlöbchen die wichtigsten Epochen in der Geschichte des Deutschen Reichs bezeichnen. Als

Herzog Friedrich (1105) starb, hinterließ er zwei Söhne, Friedrich und Konrad; der erstere folgte ihm als Herzog von Schwaben, und Konrad ward einige Jahre darauf (1116) von seinem Onkel, Kaiser Heinrich V., mit dem neuen Herzogthum Franken ausgestattet, welches dieser aus der schon 1057 heimgefallenen Norddeutschen Westgrenze errichtet hatte. Des verstorbenen ersten Herzogs Wittwe, Agnes, vermählte sich wieder mit Konrad dem Heiligen, Markgrafen von Österreich, und gebat ihm drei Söhne, Konrad, Heinrich und Otto (Bischof von Freisingen), welcher letztere in der Folge der Erbprinz von Kaiser Friedrich I. worden wurde. Mit der Todeskunde Kaisers Heinrich V. (11. Juli 1125), der den Mannstamm des Fränkischen Kaiserreiches brach, begann ein neuer Abschnitt in der Geschichte des Hauses Hohenstaufen, denn Herzog Friedrich II. (der Lindgarter) von Schwaben ward von dem zur Kaiserwahl versammelten Kurfürsten als dritter Kandidat (neben Markgraf Konrad IV. von Österreich und Herzog Lothar von Sachsen, zum Deutschen Throne vorgeschlagen, und da keine sich die Ehre wirklich verdien, schien die Krone ihm zu gehn, da ein neuer Concurrent kaum zu fürchten war. Allein seine Unmondschaft mit dem verstorbenen Kaiser und seine treue Anhänglichkeit an den ihm schon im noch im Wege, denn die beiden Directors des Wahlgeschäftes, Erzbischof Adalbert von Mainz und der päpstliche Legat Kardinal Werner, konnten jene Verwundlichkeit und Treue zu dem verstorbenen Kaiser ihm nicht verzeihen. So geschah es, daß Lothar von Sachsen dennoch (1125) zum König ausgerufen wurde. Obwohl dies, als zunächst auch der neuen Kaisers Zurückforderung der unter der vorigen Regierung, an die Hohenstaufen geschwunden Forderungen erregte einen heftigen Krieg zwischen ihm und dem Schwabern Hohenstaufen. Fast ganz würde Lothar in diesem Kampfe unterliegen haben, hätte er nicht durch enge Verbindung mit Herzog Heinrich des Sächsischen von Bayern, dem er seine Tochter und das Herzogthum Lotharingen gab, sich geteilt, denn nun konnte Friedrich II. der ihm überlegenen Macht wider nicht mehr widerstehen. Da sein Feind Konrad nach seiner Rückkehr aus dem gelobten Land nicht kam, wo er sich (1126) zum König auszurufen ließ, unter seine Macht nicht nur der Friedrichs vereinigt kam, sondern Konrad verkehrte auch darin auf den Thron als Kaiser, erhielt aber doch unter den Herzögen den ersten Rang in Feindes, alle Länder zurück. Aber das schicksale Ende kam vor zur Krone vom Schicksal bestimmt, denn Kaiser Heinrich V. hatte die Diota und der Krone nach dem Herzog Schwaben den Krieg versetzt, so waren diese dort in den Händen, welche nach Lothars erstem Tode (1127) Konrad von Franken auf Deutschlands Thron ergriffen. 1133 gewählt und 6. März d. J. von Lothar und der päpstliche Legat Kardinal Werner, dem Konrad, König und große während Lothars Regierung für sich hielt den übrigen Sächsischen (wie auch, als sein Nebenbuhler — Herzog Sachsen und Bayern, dessen sie fürstliche. Somit war aber auch der ewige Hof der Hohenstaufen, dessen erster Keim in seiner Verbindung Herzogs Heinrich mit Lothar schon lag, entschieden, welcher dadurch befestigt wurde, daß



ident des Reichshofraths und Älteste (1575) eine Erbvereinigung, nach welcher seine Ädne gemeinschaftlich dem Turt und das Wapen der Pfalzgrafen Hohenzollern, Sigmaringen und Vöhringen und der Herrschaften Hagerloch und Wädstein führen sollten, das Reichserbkammeramt oder jedesmal bei dem Venor des Hauses bleiben sollte, wenn dieses nicht selbst sich dessen begeben würde. Seine Ädne, Citel Friedrich VI. und Carl II., aber erliethen sich in das päpstliche Erb alsobald jener Hohenzollern und der jüngeren Sigmaringen und Vöhringen erhalte: Friedrich VI. erbaute das Bisth. Hebringen und hiervon nahm seine Linie den Namen Hohenzollern-Hebringen an, dagegen die seines Bruders von nun an Hohenzollern-Sigmaringen genannt wurde. Graf Johann Georg von S. Hebringen, Friedrichs VI. Sohn, ward vom K. Ferdinand II. in den Reichsfürstenthum erhoben (24. März 1623), welche Würde in der Folge auch auf den ältesten der Sigmaringen-Linie übertragen wurde: Kaiser Leopold II. verlich endlich (1642), auch noch mit Bewilligung der Ewiglichen Kaiserliche, den nachgeordneten Söhnen den Fürstenthum. Das Fürstenthum Hohenzollern war also nun eine gescheiterte Großschafft, welche mit allen ihren Regalien, Abgaben, Herrschaften, Zöllen ein ganz freies Eigentum und weder vom Kaiser noch vom Reich leibarthig; nur den Fürstenthum sollten die Fürsten vom Kaiser zur Erbfolge tragen. Johann Georgs Nachkommen waren: Citel Friedrich, Philipp Friedrich Christoph, Friedrich Wilhelm (und dessen Bruder Hermann Friedrich), Friedrich Ludwig, Joseph Wilhelm. Sie regierende Fürst. Hermann Friedrich den kaiserlichen erhielt darauf im Hiesigthal in der Gegend von Württemberg und im Elsass ihren seine Stelle unmittelbar nach Württemberg; (die Bevölkerung sämtlicher hebringischen Pfarren beträgt 12,000 Einwohner und das Terr. 5 1/2 Quadr. Meil.) Des Kaisers Carl II. Supers der Linie Sigmaringen, Sohn, Johann, erhielt 1633 die fürstliche Würde und von dem kaiserlichen Maximilian von Bayern die Herrschaft Schwedel. Seine Nachfolger waren: Maximilian I., Maximilian (dessen Bruder Franz Baron in Hagerloch). Maximilian II., Joseph Friedrich Graf, Carl Friedrich, und der jetzt regierende Fürst Anton Aloisius Maximilian, Franz. In Folge des kaiserlichen Friedens verlor er die Leibarthe in den Niederlanden Herrschaften Bernier, Berg, Dürndorf, Gendringen, Etra, Linsch, Bonnerth und Wellingen und die Domänen in Belgien, worauf er die Herrschaft Blatz und die Älteste Jasthofen, Klosterbeuren und Holheim erhielt. Nach er ward in den Rheinbund (1706) aufgenommen und erhielt außer der Souveränität die Herrschaft Wöhrberg und Hohenfels, die Älteste Klosterwald und Hohensthal und außerdem noch die Souveränität über alle ritterschaftlichen Besitzungen innerhalb seines jetzigen Gebietes und der Leibarthe im Norden der Donau, namentlich die Herrschaften Sigmaringen und Hebringen, die fürstl. Fürstentümern Herrschaften, Trochtheltingen, Jungmann, einen Theil des Landes Württemberg, und über die Älteste und Leibarthe Herrschaften Ob-

raß und Straßberg die Oberhobeit. Das ganze Areal von Hohenollern-Sigmaringen besteht in 25 Quadr. Meilen, die Bevölkerung in 52,000 Einwohnern. L

Hoherofen, Hohofen (Eisenhütte), gehört unter den Schmelzöfen der Metalle in die Klasse der Schachtöfen, die ihren Name davon haben, weil die innere Höhlung derselben, wegen ihrer Aehnlichkeit mit den Schächten, Schacht genannt wird. Gegenwärtig sind sie bei der eigentlichen Schmelzarbeit die gewöhnlichsten und heut zu Tage wird in ganz Deutschland das Eisenerz darin ausgeschmolzen nachdem man 1727 in der ehemaligen Grafschaft Mansfeld diese Deutsche Erfindung zuerst eingeführt hatte. Wenn der Hoherofen angehen oder angelassen werden soll, schüttet man den ganzen Schacht voll Kohlen und macht unten Feuer, deckt aber die Schachtmündung und alle andern Oeffnungen sorgfältig mit eisernen Platten zu, damit die Kohlen sich nur langsam anzünden und den Ofen erwärmen, man bisweilen 10 — 14 Tage Zeit nöthig hat. Dann wird die Schachtmündung geöffnet und wenn die Kohlen ein wenig niedergebrannt sind fängt man an, Eisenstein, Kalk, Lehm und oft auch Fluß besördernd Zuschlag einzuschütten, und so wird mit Unterhaltung des Feuers und Eisenstein 2c. einwärts Monate lang fortgeföhren. Man schmelzt in diesen Öfen entweder über den Sumpf, wenn das Geschmolzene sich im Ofen auf der vertieften Spur so lange verweilt, bis es durch das geöffnete Loch abgestochen wird; oder über das Auge, wenn das Geschmolzene sogleich aus dem Ofen durch das Auge, d. h. die Oeffnung in einen äußern Augentiegel abfließt. X.

Hoherpriester heißt in der Deutschen Bibel das Oberhaupt der Jüdischen Priesterschaft. Moses übertrug diese Würde seinem Bruder Aaron, in dessen Familie sie in ununterbrochener Reihenfolge forterbte; nach der Unterochung des Jüdischen Volks durch die Seleuciden Ptolemäer und Römer wurde sie jedoch oft von den fremden Statthaltern nach Willkühr ertheilt und ein Gegenstand mancher Cabalen und Rivalitäten; zu den Zeiten Jesu scheint sie sogar von mehreren wechselweis amtföhrenden Priestern zugleich verwaltet worden zu seyn. Die Wichtigkeit dieser Würde war schon durch die Pracht und Kostbarkeit eines Ornales angedeutet, der unter die vorzüglichsten Kunstwerke der Alterthums gehört. Berühmt ist besonders das Brustschild des Hoherpriesters Urim und Thumim, d. i. nach Luther Licht und Recht, nach andern Auslegungen hellglänzende Edelsteine genannt, welches aus 12 in Gold gefaßten, mit den Namen der 12 Stämme bezeichneten und im Rechteck zusammengefügtten Edelsteinen bestand. In diesem Schmuck erschien der Hoherpriester als die heiligste und höchste Person im Volke bei seinen Amtshandlungen. Ihm stand die Anordnung und Oberaufsicht des Gottesdienstes, die Verkündigung der Befehle Jehovas an das Volk, den nur er in wichtigen öffentlichen Angelegenheiten befragen durfte, und die Bewahrung der Nationalheiligthümer zu. Obschon die Justizpflege besondern Richtern übertragbar war, entschied er in schwierigen Fällen doch auch weltliche Handelrichter Instanz; und in Krieg und Frieden konnte ohne seine Zustimmung nichts Bedeutendes unternommen werden. Er hieß vorzugsweise der Priester, der vor dem Herrn steht, und war im eigentlichsten Verstande der Mittler zwischen Jehova und der Nation. Einmal im Jahre ging er allein in das Allerheiligste der Stiftshütte (später des Tempels) und durch sein Gebet und Opfer bei dieser Feierlichkeit glaubte das ganze Judentum mit Gott versöhnt und der Vergebung seiner Sünden

Vortorstand an, und hielt es für Salomons Hochzeitlied, die größten Verdienste aber erwarb sich Herder um die Auslegung des Hohenliedes in seinen 1778 geschriebenen Liedern der Liebe. (S. seine Werke zur Religion und Theologie, 7r Thl. 1807.) Niemand hat die Citationen dieses Gedichtes wärmer und wahrer durchempfunden und das Orientalische Colorit desselben unserm Verständnisse näher gebracht, als er, auch scheint uns seine Uebersetzung den Geist und die Süssigkeit des Originals besser wiederzugeben, als andere Verdeutschungen unserer Zeit.

E.

Höhlen sind gewisse, im Innern der Erde oder in Bergen befindliche leere Räume von verschiedener Größe und Tiefe in Kalkgebirgen, selten oder nie auf vulkanischen Gebirgen. Gemeinlich haben die Höhlen Gänge in bestimmter Richtung, welche in größere, mit Pfeilern und Säulen ausgezerte Klüfte und Gemölde führen, auch in manchen Höhlen Wasser befindet. Nicht selten trifft man in ihnen ein feines oder mit einer Steinkruste überzogenes Gestein. B. einzelne Zähne, ganze Kinnladen, in manchen Höhlen, besonders die in Kalkgebirgen, das Wasser gebildet zu seyn. Dieses erweichen durch die Zwischenräume des Gesteins liegenden kalkartigen Materien nach und nach selbst Theile mit sich fort. Da, wo die Höhlen sich die ihnen beigemischte Kalkmaterie an, so entstehen Stalaktiten, welchen man in den Höhlen und andern Figuren findet. Noch sehr selten findet man die eindringende Regen- und Schneewasser ganze Lagen oder Schichten aus, und man nennt welche die Bergleute Kalkschlotten zu nennen, dadurch ein Theil des darüberliegenden Bodens durch die Kalkschichten im Wasser unauflösbare Knochen u. dgl., so bleiben diese auf dem Boden. Außerdem aber erzeugen häufig auch Erdbeben. Besonders berühmt sind die Baumannshöhle bei Prag, die Hundsgrotte bei Neapel, die Brotgrotte u. a.

Höhlenpflanzen s. Fructeaten.

Werk, in welchem der Atheismus zum Princip gemacht ist. Noch größer waren vielleicht die Verdienste, die er sich rathend, helfend, fördernd um Andere erwarb. Seine gefestigten Talente werden von denen, die ihn kannten, ungemein erhoben. Er verstand die Kunst, sich mit großer Bestimmtheit, Klarheit und Anmuth mitzutheilen. Seinen Reichtum betrachtete er nur als Mittel, das Gute und Schöne schneller und sicherer zu befördern, und die Art, wie er dabei verfuhr, machte ihn nur noch liebenswürdiger und ließ ihn seinen Zweck um so sicherer erreichen.

Holbein (Hans), gleich berühmte als Maler und Formschneider, ward geboren 1498 (nach Andern 1495) zu Augsburg. Er lernte seine Kunst bei seinem Vater, Joh. Holbein, einem guten Maler. Von früher Jugend an gab der Sohn Beweise von Kunsttalent, malte in Miniatur, mit Wasserfarben und in Oel, Portraits und historische Gegenstände so gut, daß er schon im Jünglingsalter sich Ruhm erwarb. Um diese Zeit zog sein Vater nach Basel, wo der junge Holbein eine wichtige Bekanntschaft an Erasmus machte, der sich eben daselbst aufhielt, um seine Werke drucken zu lassen. Unser Hans malte den berühmten Gelehrten, und verfertigte die bekannten Holzschnitte zu dessen Lob der Narrheit. Beide befreundeten sich mehr und mehr, und als Holbeins Leben von einer bösen Frau verkürzt zu werden bedroht war, gab Erasmus ihm den Rath, nach England zu gehen und ein Empfehlungsschreiben an den Kanzler Morus dahin. Willig nahm dieser ihn in sein Haus auf, wo er ihn gegen 3 Jahre beschäftigte. Nach dieser Zeit lud Morus den König Heinrich VIII. zu sich, und hing alle Gemälde Holbeins in einer Halle gut geordnet auf. Der König, überrascht und entzückt von dem Anblick, rief aus: Lebt der Künstler noch, und ist er für Geld zu haben? Morus stellte denselben vor, der König nahm ihn in seine Dienste, und belohnte ihn reichlich. Wie sehr er die Verdienste desselben schätzte, beweist die Antwort, die er einem Lord gab: Ich kann aus 7 Bauern 7 Lords machen, aber keinen Maler Holbein. Der Künstler strebte aber auch mit allen Kräften, sich solcher Gnade würdig zu beweisen. Seine Portraits athmen Geist und Leben, seine historischen Darstellungen zeichnen sich durch erhabenen Ausdruck aus. Seine Ideen sind gut geordnet, die Ausführung vollendet. Die Fehler der Altheutschen Schule, Trockenheit und Härte, vermied er glücklich, hat schöne Formen, ein lebhaftes Colorit, weiche Gewänder und Figuren bis zur Täuschung herausgearbeitet. Die Leidensgeschichte Christi, den Leichnam desselben, eine heilige Familie und einige Köpfe rechnet man zu seinen vorzüglichsten Arbeiten. Seine meisten Gemälde sind zu Basel, Venedig und London. Nicht aber bloß als Maler, sondern auch als Formschneider zeichnete sich Holbein höchst vortheilhaft aus, ja er dürfte leicht der größte Künstler im Formschneiden genannt werden. Auch diese Kunst übte er sehr frühzeitig aus; schon in seinem 16ten Jahre schnitt er in Holz, und gab bis zu seiner Abreise nach England 1526 eine ansehnliche Sammlung kleiner Holzschnitte heraus. Die vorzügliche Ausführung derselben verschaffte ihm viel Arbeit in dieser Art. Nachdem er eine große Anzahl historischer Stücke gemalt hatte, zeichnete er dieselben ins Kleine und schnitt sie in Holz. Dies that er auch mit seinem zu Basel gemalten, berühmten Todtentanze, wovon die Originalzeichnungen auf der Baseler Stadtbibliothek aufbewahrt werden. Die Holzschnitte davon sind ein Meisterstück seiner Kunst. (Man hat davon viele Ausgaben.) Auch seinen zu Basel gemalten Bauern tanz schnitt er in Holz, und diese Blätter haben sich sehr selten ge-

acht. Von einer Folge von 90 kleinen Blättern, welche historische Gegenstände aus dem alten Testament vorstellen, ist die beste Ausgabe in Lyon 1539 bei den Gebrüdern Melchior und Casper Trechsel erschienen. Wahrscheinlich sind diese noch vor dem Todtentanze verfertigt, denn sie sind minder vollkommen, als jener; die Figuren sind zu kurz, und haben gezwungene und übertriebene Stellungen. Holbein starb zu London 1553 an der Pest. Wenzel Hollar (ein Kupferstecher aus Prag, geb. 1607, gest. 1677, ein Schüler Merians) hat 61 Blätter nach ihm gestochen. Von seinem Todtentanze hat Papillon eine ausführliche Beschreibung geliefert. Ueber sein Leben s. den ersten Band von Fleißig's Geschichte der besten Künstler in der Schweiz. ad.

Holberg (Ludwig Freiherr von), dieser Vater der neuern Dänischen Literatur und Liebling des Dänischen Volks, war 1634 zu Bergen, in Norwegen, geboren, wovon er auch die beste Topographie hinterlassen hat. Seinen Vater, der sich im Kriegsdienste bis zum Obersten durch Tapferkeit und festen Sinn emporgeschwungen, verlor er als Schutling, ein nicht unansehnliches baares Vermögen, welches dieser hinterlassen, bald darauf durch den Brand; nur einige kleine Landstücke blieben der ansehnliche Reich er von Kindheit auf so schickte ihn doch sein Vater in kleines Stipendium, den seinen Verwandten, dessen Anreizung zu den Wissenschaften einen Kindern unterrichten nicht; letzterer sah sich dabei zu schicken. Hier lebte er suchte die Stadtschule in der Universität Kopenhagen besuchte, der Biographie leuchtet ein, welche Tugde der Menschen auf als in Prosa darzustellen. nicht lange auf der Universität standener Examen in seine Stelle, mit der Bedingung, welche Stelle er, weil es ihm wollte, nach einem Jahre zu Male, um das letzte Examen gleich noch die Französische einmal in sein Vaterland zurück (aber nur auf eilf Monate) Geistlichen, welcher in seiner hatte. Holberg, der dessen durch ungemaine Lust, in die mündig geworden war, alles doch brachte er nicht über 6 te er muthig nach Holla durch Unterricht sich fortzub Aufenthalte in Amsterdam si menzuschmelzen. Ein Fieber te er, wie er wieder nach H gab ihm den Rath, ins Vo folgte er. Bald nöthigten ih wegen jurckzuwandern. W

Dictionarum. Hier fand er Gelegenheit, vielen ausgezeichneten Verfassern
 den neuen Sprachunterricht zu geben, und dadurch, wie durch
 eine mannfaltige Freundschaft, viele interessante und vortheilhafte Be-
 kanntschäften anzuknüpfen, wodurch er sich in den Sprachunterricht
 in nächster Aussicht in Gesellschaft eines Freundes nach England zu-
 rück. Von London reisten beide zu Fuß nach Oxford. Hier durch-
 lieferte derweilte Holberg ein Jahre, aufwuchs in den Wissenschaften
 im Landen; bald wurde er aber durch Sprach- und Buchhandlung
 abgelenkt, und in einige Gesellschaften gezogen, so daß er dadurch im
 begebenen Mittel fand, von London aus nach Kopenhagen zurückzukeh-
 ren. Hier erlangte er Vorlesungen in den Sprachen, und wurde
 bald, verlor aber diese Vorlesungen bald, als sich eine neue
 Sprache fand, keine Zeit zu bewahren, und einen jungen
 Mann nach D e u s s e l d e n zu begleiten. Dessen Freund er nach
 Dresden, verweilte einige Zeit in Dresden, Leipzig, Halle, Braun-
 schweig, und kehrte von da nach England zurück. Noch
 mehrere ein Jahr lang Erpedier gemacht war, nach-
 dem er am Niederrhein angekommen, und gab alsdann
 zu erster Arbeit, eine Einleitung in die Sprachen,
 und bald darauf seinen Aufenthalt zur allgemeynen
 Land, von welchem letztern nur die erste Arbeit erhalten
 widmet er dem König von Schweden im Charakter
 die Kaiserin Elisabeth IV. und Friedrich III. nach
 Abfertigung zur Kaiserlichen Reichsstadt des
 Landes. Bald darauf erhielt er eine außerordentliche
 und wurde dadurch veranlaßt, sich wiederum in die
 und Pöhlerei zu widmen. Verwundert einer dergleichen
 ist, mit welcher die Verbindung verbunden war; hat
 überdies zu berichten, begab er sich zum zweiten Mal
 nach, und reiste von da nach Paris, wo er ein halbes
 Jahr einrichtete und einjährig, bis, vorzüglich
 und die dort befindlichen Bibliotheken besuchte. Bald
 ist einander Lande einander wieder beiseite wurde. Nach-
 dem er wieder ein ungewisses Verlangen, nach
 einem. Auch diese gefährliche Reise, welche er bald zu
 Wasser machte, war er mit äußers Beschränktem

in und dem Vorse eines in Paris zurückgelassenen Landmanns 1723
 n. Von Paris reiste er nach Parma, wo er gedrückt krank wurde.
 Als er wieder hergestellt war, fuhr er nach Rom, und hatte auch
 eine große Bekanntschaft zu befehlen. Den Winter verweilte er beiseite,
 und war eben so als in den Bibliotheken, wie das der Kaiserin des
 hollte zu haben. Im Herbst verließ er Rom, und reiste über Flo-
 renz, Bologna, Parma, Piacenza, Turin, welches er für die schön-
 ste Stadt hielt, da er auf seinen Reisen gesehen, durch Savoyen
 in Courmayeur, nach Lyon, von da zurück nach Paris, wo er sich
 nach einem Monat aufhielt, und von hier nach Amsterdam. Hier war
 er ihm auch das fremdliche Leben, welches ihn durch Frankreich
 in Italien betrüblich verfiel hatte. Von Amsterdam reiste er nach
 Hamburg, und von da zu Fuß nach Rostock zurück. Es hatte
 vorher, ungedruckt der großen Handreich, welche sich ihm entgegen
 kamen, die geschicklichen Länder und Wälder Carones's können gebracht
 so auf diesen beschwerlichen Reisen, welche damals unter solchen Umständen
 werden noch etwas seltsam waren, einen Erfolg, von dem man sich
 nicht hätte erwarten können, welcher in seinen nächsten,

leiste reichlich wuchern sollte. Nach seiner Zurückkunft lebte er zwey Jahre in sehr dürftigen Umständen, und gab in dieser Zeit eine Einleitung in das Naturrecht in Dänischer Sprache heraus. 1718 wurde endlich eine Professur der Metaphysik erledigt, und da sich niemand anders zu derselben fand, ihm übertragen. 1720 wurde er Conkorsalaffessor und Professor der Veredsamkeit, mit einem Einkommen, welches ihm eine ruhige Lage gewährte. Bis her hatte sich Holberg vorzüglich der Jurisprudenz, Geschichte und dem Sprachstudium widmet, und bis in sein 30tes Jahr noch keinen Vers versucht. Jenes ersuchte sich sein bewegliches Talent zum ersten Mal in diesem Gebiete; und zwar in der Satyre, in welcher ihm anfangs Juvenal als Muster vorschwebte. Als er diese Versuche, welche späterhin gedruckt schienen, gelingen sah, und sich schon einige Fertigkeit in der Dänischen Prosodie erworben hatte, schrieb er sein großes „beröisch komisches“ Gedicht in jambischen Versen, den Pöder Paars. Durch diese nationaldänische Satyre, in welcher eine Menschenklasse schildert wird, welche im Nichtsthum und Schreiben sehr geschäftig ist, und das aus Licht zu bringen strebt, was im Dunkeln bleiben und nur Stillschweigen übergangen werden sollte, begründete Holberg ihren Ruhm nicht nur unter seinen Landsleuten, sondern auch im Ausland, woben diese Satyre durch viele Uebersetzungen gelangte. Holberg lernte dadurch sein Talent kennen; er achtete nicht der stumpfen Schmäher, sondern gab bald darauf wiederum 5 Satiren heraus, die ebenfalls in der Dänischen Literatur nicht übertroffen worden sind. Darauf wendete sich sein reger Sinn, der die Abwechslung vorzüglich liebte, auf ein anderes, schon früher angefangenes historisches Werk zurück, welchem er die nöthige Vollendung zu geben beabsichtigte, nämlich seine Beschreibung des kirchlichen und bürgerlichen Zustandes in Dänem.

häftigt war, hatten einige seiner Freundschaften ersten Ranges waren, den Einfall, es sollte zu veranstalten, und da sie zu seiner Kostten, er werde die Dänische Literatur zu vergrößern so drangen sie täglich in ihn, sein vorzüglichstes Streben war es nichtete, neue, von andern Dichtern unbekannt eigenenthümliche Vorarbeiten auf die großen Leichtfertigkeit schrieb Holberg, der diesen Gebiete sah, in einem kurzen Zeitraum des mannigfaltigsten Inhaltes, welche es bisher nur Französische, besonders satte, übergab, und welche abwechseln Verfalls von seinem Volke gesehen wurden jedem Sinne
 Ja nicht dieses: all
 Schrey und die orig
 komische Familie
 seinen Reihe ohne
 Platz. War auch
 kufs seines Volks
 Leben seiner Lustspiele
 khristen der Cultur
 und ohne Namen
 vollständige Samml

solle Nachbildungen, z. B. des Moliere, sind, führt den Titel Dänischer Schauplatz; und wuchs nachher zu 7 Bänden an, von welchen die ersten das Wichtigste enthalten. Durch angestrengte Beschäftigung erschöpft, beschloß er, eine Erholungsreise nach Italien zu machen. Er reiste daher 1725 über Hamburg nach Amsterdam; hier änderte er seinen Plan, und beschloß, den Winter in Paris zuzubringen, welchen er auch durch einige Bekanntschaften mit Gelehrten, z. B. Montfaucon, sehr angenehm verlebte. Nach einer unangenehmen Rückreise vollendete er seine Metamorphosis, ein weniger bekanntes komisches Gedicht. Zuweilen wurde er in seinen Arbeiten durch anhaltende Kränklichkeit unterbrochen, welcher er durch Abwechslung der Beschäftigungen zu begegnen suchte. Von jetzt an wurden auch seine Satiren milder, zu welchen ihn überhaupt natürliche Lebhaftigkeit, komische Laune, zuweilen erweckte Unlust an andern, gereizte Heftigkeit und Eigenliebe, nicht Haß und Bitterkeit dazwischen trieb. Auch schrieb er mehrere philosophische, besonders moralische Abhandlungen; indessen zeigen ihn diese nicht als einen tiefen Denker, wenn man gleich die Belesenheit bewundern muß, welche Holberg in jedem Gebiete der Literatur bewies. Darauf ging er zu seiner längst begonnenen (1729 erschienenen) Beschreibung der Königreiche Dänemark und Norwegen zurück; nach Eubms Urtheil dem ersten brauchbaren Buche dieser Art, welches zwei Mal Dänisch, ein Mal in einer Deutschen Uebersetzung in einem Zeitraum von 2 Jahren erschienen und ihm als angenehmen Historiker geihte. Die Aufnah-

ermunterte ihn nun, die ganze Dänische Sprache kannte wohl die Größe dieser Arbeit, behine Vorgänger sah; dennoch arbeitete er nachsuchte alle Winkel des Reichs, wo sich finden ließen; und so erschien schon 1733 die erste Dänemarle; der dritte, welcher III. enthält, 1735. Der verdienstvolle welcher Holberg ohne Zweifel noch übertroffen! Werk nicht nur wegen seines weiten Umfanges seiner angenehmen Darstellung, für die deutsche in Dänischer Sprache. Außerdem hat er noch durch eine Kirchengeschichte, Geschichte, durch ein Lateinisches Compendium welches auch ins Englische übersetzt wurde, seinen Biographien verdient gemacht. Was seine Lustspiele und der Feder Paars den satyrisch-humoristischen Roman: Nicotri Reise, in Lateinischer Sprache geschrieben Dänemarle (zuerst 1741) und im Auslande schon übersetzt. Hieran schließen sich seine durch die Beschreibung seiner Reisen, erwähnen. Weniger glücklich war er in seinen Epigrammen und Fabeln (wovon durch diese vielseitigen und höchst verschieden-

denen Arbeiten, welche zugleich die Freiheit seines Geistes bezeugen. Erlangte er nicht nur großes Ansehen in seinem Vaterlande, — so daß er um 1727 Professor der Geschichte, 1737 Rector der Universität zu Kopenhagen, 1747 zur Belohnung seines Patriotismus in den Freiherrnstand erhoben wurde, — sondern erwarb sich auch ein ansehnliches Vermögen. Dennoch lebte er so mäßig und enthalten wie zuvor.

Ueberhaupt war er gewandt, dem Vergnügen theilnehmend, schönen Geschlechts, weshalb hat, die er in einem der anlegt; doch eben so eingezogen bar aus Hypochondrie, ehrgeiz Uebelwollen, freidenkend, aber vernachte den größten Theil zu Erde in Seeland.

Holland, ein morastiges, größtentheils aus Haide und Sandboden bestehendes, sehr ebenes und an vielen Stellen niedriger als das Meer liegendes Land, wird gegen des Meeres Fluthen und der Flüsse Ueberströmungen nur durch kostbare Dämme oder Deiche geschützt. Mit unzähligen Gräben und Kanälen, aus welchen das Wasser durch Windmühlen und Schleusen in die Flüsse geführt wird, ist der Boden durchschnitten, die Luft feucht und veränderlich, das Klima daher überhaupt ungesund. Vier Provinzen: Seeland, Holland, Friesland und Brabant, liegen unmittelbar an der Nordsee; Utrecht, Geldern und Oberpfalz haben damit durch die Südersee Gemeinschaft. Der Rhein, die Maas und die Schelde sind des Landes vornehmste Flüsse. Ersterer theilt sich in mehrere Arme, welche den Namen Waal, Yssel und Leek annehmen. Auch mit der Maas und Schelde ist es derselbe Fall; ersterer heißt bald die Maas bald die Nerbe; letzterer theilt sich in die Ofter- und Wester-Schelde. Lange nicht so viel Getreide Land; aber der guten fettlich. Auch fehlt es nicht an Ueberfluß an Baumfrucht; man muß sich mit Eisen der Mangel an Metallen deutend sind die Eisengruben Holland verhältnißmäßig bevölkert; auf etwa 620 Deutschen Menschen in 113 Städten Holland so treffliche u. Erde. Hollands vormalige Manufakturen sind durch die Jahrzehende größtentheils von Gewerthätigkeit und sparsam geblieben. Sein Charakter der schweren eisernen Zeit müde Volk ist auch in seinen nicht zurückgeblieben hinter die Holländische Malerschule lecher, und berühmte Namen. Wie das Klima, der mit dem Charakter des Volkes; so findet der Geistes eigenthümlichen Gang, Treiben und Thun der Menschen als Meia seine Länderkunde von Lauf und andere Münd Nordholland und Friesland ren, und da grante festes I

bussen bis zu den Inseln der Eädersee ausgebildet hat. Einzelne Fischerhütten lagen einsam auf den Sanddünen am Meer umher, bis die wachsende Menschenmenge, erst dem Wasser den Boden, dann dem Boden durch mühsame Arbeit kärgliche Nahrung abdrang. Ueberhaupt zwang im Niederland die Natur des elenden Bodens Bewohner, ein hartes, ausdauerndes, gewerbsames, erfinderisches und genügsames Volk zu werden; kühn auf dem Meer, unermüdet in der dürftigen Heimath. Nachdem Roms Macht verschwunden, die Völkerveränderungskriege geendet waren, sproßten im Niederland einzelne Mächtige und Große empor. So entstanden Grafen und Herren, die größere oder kleinere Gebiete schützten, regierten, sich zinsbar machten, und wieder Mächtigen zinsbar wurden. Schon im 13. Jahrhundert erwarben die Städte Municipalrechte, und die meisten Niederländischen Gebiete gehorchten dem mächtigen Hause Burgund, dessen letzter Herzog, Karl der Kühne (1477) unter der tapfern Schweizer Schwerters fiel. Seine, dem Kaiser Maximilian vermählte, Tochter Maria brachte die Niederlande an Oestreich, und Carl V. vereinigte sie unter dem Namen des Burgundischen Kreises mit dem Römischen Reiche Deutscher Nation. Immer hatten die Landesherren, selbst der nach Universalmonarchie ringende Carl V., die Rechtsame und alten Freiheiten geehrt, wodurch Niederland blühend, und für seine Besitzer eine unerschöpfliche Quelle reicher Beisteuern geworden war; der kalte Tyrann Philipp II. warf des klugen Vorgängers Grundsätze zur Seite. Die alten Rechte, die heilige Verfassung der Provinzen, tasteten seine Stellvertreter, besonders der grausame Granbella, freventlich an; denn ausgerottet sollte werden jede freiere Religionsmeinung, und das blutriefende Ungeheuer, Inquisition, sollte auch im Niederland morden und durch Mord bekehren zum allein seligmachenden Glauben! Da erwachte des freien Volks innerster Grimm, der Adel trat zum Schutz seiner Rechte zusammen, und die Nichtkatholiken feierten mit dem Trok angefachter Schwärmerei ihren Gottesdienst öffentlich. Als Granbella 1564 zurückberufen wurde, war es schon zu spät, den von ihm angefachten Brand sanft zu löschen. So sollte er denn durch Blut und Thränen gedämpft werden! Philipp sandte den blutgierigen Alba, und unter seiner Henkersbelle fielen die Häupter der Edelsten des Volks: Egmont und Horn. Nur der kluge Oranien war frühzeitig entwichen, um mit gewappneter Hand zur Rache wieder zu erscheinen, während Alba durch den Blutraad der Heroerten viele tausend Opfer seinem blutdürstigen Fanatism schlachten ließ, ja Niederlands gesegnete volkreiche Städte zu öden Wüsten zu machen drohte. Selbst seines weisen Rathfolgers Don Juniga v. Nequesens Mäßigung konnte, schlecht unterstützt vom Spanischen Tyrannen, die empörten Gemüther nicht wieder beruhigen, und der staatskluge Wilhelm von Oranien blieb, zwar oft geschlagen von Don Juan d'Austria und Alexander von Parma, doch zuletzt Sieger in dem ungleichen Kampfe für Freiheit, Religion und vaterländisches Recht. Früher wäre sicher der Kampf beendet worden, hätten nicht der Niederländischen Provinzen verschiedene Lokalität, die Eifersucht der Großen, deren jeder nur seine Zwecke erreichen wollte, und der unglücklich angefachte Religionszorn der Katholiken gegen die Protestanten und dieser gegen jene, den Sieg unendlich erschwert. Erst im J. 1579 schlossen die 7 nördlichen Provinzen, das nachmalige Holland, die Union zu Utrecht, durch welche sie bis zum Jahre 1806 ein Freistaat blieben. Als Wilhelm von Oranien durch Meuchelmord (der Tyrann Philipp II. hatte

25,000 Rthl. auf seinen Kopf gesetzt) Staatsalter in des Vorgängers Fußte und im Brabantischen, der Niederländische Thaten gegen Philipps II. See Kriege zu selbiger Zeit gegen Spanien führten im J. 1609 den ruhmvollen. mußten die Holländer, bevor sie zur ren dreißigjährigen Krieg erst noch m von Macht, den sie trotz so vieler in lichen Zeit errangen, ihre Siege auf ren und ihre reichen Eroberungen in siebzigjährigem Kampfe, worin sie schwebte, im Münsterschen Frieden 1648 keit von der Spanischen Tyrannie.

1701 wuth fast alle Europäische Staaten z sicheres Asyl. Alle Religionen wurden geduldet, und bald fehlte der sich ungeheuer anhäufenden Einwohnerzahl Boden zu Wohnungen, zum Erwerb- und zum Betrieb an den morastigen Gefaden der Nordsee. Also mußte das alles jenseits des Weltmeers gesucht werden. Aus Noth erst glückliche Korsaren gegen des Spanischen Tyrannen Geschwa der, wurden die Republikaner bald treffliche Seehelden und kühne, unermüdet ehätige Kaufleute, die alle Meere durchschwärmten und de nen kein Gewinn zu enesfernt, keine periodische Heimath zu weit entle gen war. Der Handel von Cadix, von Antwerpen und von Lissabon fiel in ihre Hände, und so wurde Holland in der Mitte des 17 Jahr hundert der erste Handelsstaat und die erste Seemacht der Erde; dem mit etwa hundert Kriegsschiffen trotzte es damals jeder nebenbuhlerb schen Gewalt, während England sowohl als Frankreich, kurzfristig für ihren eignen Vortheil, über die Demüthigung des allgemein ge fürchteten Sp schaft eroberte nur 6 Mill.

Handel nach Mit allen an kein Europa. gen gleichsam Compa g de, waren G land behaupti Tromp und D der den Plan tief angelegt | diese Kämpfe, lich unpolitisei ge erschöpften ben des Hauf ten der Par die Regierung politischer Gr des 18. Jahr die Staatsbale lich auf männ Bährung Kei

rankst versuchten im J. 1786 noch einmal ihr Heil, und die Ungelick

Notiz als ei Neuport ie und sieg d Englands Schlaffheit bei. Doch n furchtha der Grad ener schreck n und Wee itigten nach grundes ge nabhängig Religions iräkten ein

le Ostindische Gesells t einem Fonds von hiffen betrieb sie den d sogar nach Japan. sein versorgte sie al ne des Orients gien die Westindische s diese gestiftet wura schon erwacht. Hobe bergewicht zur See; r f e Ludwig XIV., li er so ernst und reden erbitten. Aber reich, und die wirk lichen Successionskri: sucht gegen das Streo selbst unzählige Funz hte. Darum konnte n; und Energie echt rranien in der Mitte lei. Es gelang ihm; alle Provinzen erho machen. Allein der Patrioten oder Annos

den Handel mit Ludwig von Braunschweig (der für den unmündigen Statthalter das Regiment führte) waren nur Vorspiele des wüthenden Kampfs, der nun entstand. Des Statthalters Gemahlin, Königin Friedrich Wilhelms II. von Preußen Schwester, rief, selbst beleidigt von wüthenden Patrioten, des mächtigen Bruders Schutz an, und der Held der Zeit, Carl Wilhelm Ferdinand, Herzog von Braunschweig, Preußens erster Feldherr, erschien mit einer Preussischen Armee von 25,000 Mann, um den Hof zu bestrafen und Wilhelms V. Rechte zu sichern. Vergeblich war der Patrioten Widerstand. Nach dem Sturm auf Amstelvoorn fiel des Landes Hauptstadt in des Herzogs Gewalt. Das Uebergewicht der statthalterischen Partei war entschieden und in noch größerer Ausdehnung wurden nun die Rechte des Hauses Oranien bestätigt. Hatte Preußens Politik sich damals zu der entscheidend-entscheidenden Maßregel, erhoben: das eroberte Holland als Preussische Provinz zu behalten, vielleicht würde Frankreichs Revolution ganz andre Resultate, als die bekannten, gehabt haben. Wenn die antionianische Partei nur eingeschüchtern, nicht aufgelöst, noch weniger war ihr alter Haß beschwichtigt. Als daher 1794 die Fahnen des republikanischen Frankreichs siegreich an Hollands Grenzen wehten, erhoben sich alle Republikaner mit Ungestüm. Vicherey eroberte Holland leicht durch den strengen Winter und durch die, den Franzosen günstige, Volkspartei unterstützt. Oranien ging unter und es entstand die Batavische Republik. Die 7 Provinzen wurden nun in einen einzigen Freistaat verschmolzen, die Macht der Gesetzgebung nach französischem Muster einer allvertretenden Versammlung, und die Vollziehung einem Direktorium von fünf Männern übergeben. Unter dem Namen eines republikanisch freien Volks waren jetzt die Holländer nur willenlose Diener der Franzosen. Sie verspendeten ihr Geld zu Frankreichs Diensten und halfen dessen Lasten tragen, ohne dessen Ewigkeit zu genießen. Die so unbedonnen gegen des Landes Lokalität und die Denkart seiner Bewohner aufgedrungene Verfassung mußte nach sechs-jährigem Bestande schon wieder geändert werden. Man theilte die Republik zurück in ihre alten sieben Provinzen, und fügte die Generalitätslande als eine achte hinzu. Man vereinfachte das Regierungs-personale, reducirte die gesetzgebende Versammlung auf 55 Deputirte als zu einem Staatsbewind von Verbesserungen sah die Batavische Ueberbleibsel eigener Kraft nach dem durch Großbritanniens Exert, ihren Commerce auf blüht, und die Bank von Amsterdam räumte ihr der Friede von Wien, Ceylon. Kaum war die Holland wieder in den neu britanischen fortgerissen wurde. Britische Schiffe in der letzte Nerv des Holländers. Zum dritten Male (1805) reformirt werden. Nun folgendes Corps von 19 hochbegewählten Kardinalen, der die vollziehende Gewalt handhabt und die Souveränität repräsentirt, bestehend: ihm beigegeben ward ein Staatsrath von 5-9 Mitgliedern, und 6 Ministre besorgten die Geschäfte. Der Pensionair wurde eing

inbestimm
ulegen b
em Stur
Berlust f
uellen se
bar! Zi
erleibung
Siegesbei
Schritt, |
rug dem
con, Hol
ind der
agte: Lo
ind sein
ichert sep
uf Einem
on Frau
ilienstat
ollziehent
en, das
onien. A.

der Staatsminister. Das gesetzgebende Corps bestand aus 30 Mitgliedern, und dabei war festgesetzt, daß es nach Maßgabe der Bevölkerung des Staatsgebiets vermehrt werden könne. Aber der Königskrone Glanz verblendete kein Auge über des Landes schmähliches Elend, denn Holland war ausgeschlossen von Frankreichs Handelsvortheilen, und mußte noch allen Kriegen Napoleons folgen. Die Staatsschuld wuchs auf 1200 Mill. F.; der Kaufmann lebte nur noch vom Schleichhandel, welcher zu England hinzog. Alle Quellen des ehemaligen Wohlstandes waren jetzt verstopft, und als Napoleons Dekret vom 21. Nov. 1807 aus Mailand erschien, als der Tarif von Trianon mit seinen schrecklichen Folgen eintrat, da war Holland vollends verloren. Es erhielt 1807 zwar Ostfriesland und Fover, mußte aber dafür das zwischen der Französischen Gränze und der Maas gelegene Gebiet nebst einem Theile von Seeland mit den Festungen Bergen-op-Zoom, Brede, Herzogenbusch, Gertrudenburg, Widdelburg und Bliedingen abtreten. Der neue Krieg gegen Oestreich i. J. 1809 brachte jene bekannte Invasion der Engländer auf Seeland hervor, die Hollands Verderben nur beschleunigte. Fürchterliche Unglücksfälle kamen hinzu. Im Januar 1809 stand die ganze Gegend von Emmerich an bis Dordrecht und Rotterdam, ein Strich von 50 Quadratmeilen Landes unter Wasser, über 300 Menschen und über tausend Stück Vieh, wurden weggeschwemmt. Der König, das allgemeine Englische Invasion, da 1809 von Europa, verlor! Traktat vom 16. März 1810, um Frieden auf. Ludwig, um Lage zu verwickeln, oder einen unseligen Krieg mit Frankreich herbeizuführen, dessen Resultate sich mit Gewißheit vorhersehen ließen, legte freiwillig und unerwartet die Königskrone zu Gunsten seines unmündigen Sohnes nieder, und zog sich ins Oestreichische Gebiet als einfacher Privatmann zurück. Napoleon erkannte des Bruders Verfügung

in den Fluthen, und meh-
Mühlen, ja ganze Dör-
n die Anstrengungen des gu-
tern! Um so mehr nach der
ft seines Bruders, des Len-
wuchs, und der Pariser-
en Schlag nur wenige Wo-
n des Souverains mißliche

nicht an; seine Politik gebot vielmehr, den Grundsatz des constitutionellen Statuts, welches ausdrücklich bestimmte, nie solle Hollands Krone mit der von Frankreich auf einem Haupte vereinigt seyn, zu vergessen, und Holland dem großen Kaiserreich einzuverleiben. Dies geschah durch das aus Rambouillet vom 9. Juli 1810 datirte kaiserliche Decret, welches Holland mit dem Reiche vereinigte, Amsterdam zur dritten Stadt des Reichs erhob, die Zahl der Senatoren auf 6, die der Deputirten im Staatsrathe gleichfalls auf 6, die der Richter im Cassationshofe auf 2, und die der Deputirten im gesetzgebenden Körper auf 25 bestimmte. Die Officiers der Land- und Seemacht traten, wie das ganze Militair, in kaiserlich-Französische Dienste; die Zinsen der öffentlichen Schuld wurden auf $\frac{1}{3}$ reducirt, und der Erzschatzmeister des Reichs Herzog von Piacenza, erschien als des Kaisers Lieutenant in Amsterdam, um bis zum ersten Januar 1811, wo die ganze Verfassung nach französischem Muster geformt seyn sollte, das Land provisorisch zu verwalten. Die Holländischen Departements, welche früher schon unterm Königthum geschaffen waren, bildeten nun 2 neue Militairdivisionen, die Conscription ward eingeführt, und die Hälfte der ausgehobenen Mannschaft zum Land-, die andere Hälfte zum Seesdienst bestimmt. Dabei verkündigte man: die Holländer könnten jetzt, dem abendländischen Kaiserreich einverleibt, unter Napoleons Adlern die schöne Rolle wiederholen, welche ihnen gehörte, da sie noch einen Theil von der Monarchie Carls V. ausmachten. Dieser Zustand dauerte bis in den November 1813, da die siegreichen Heere der Verbündeten sich den Gränzen Hollands zu nähern begannen. Die französischen Behörden verließen das Land, und am 18. reiste auch der Generalgouverneur, Herzog von Piacenza, von Amsterdam ab. Sogleich erhob sich in den meisten Städten das Volk, um die Zeichen der bisherigen Herrschaft zu zerstören; es wurden überall provisorische Obriheiten eingesetzt; die allgemeine Stimme erklärte sich für Oranien. Mittlerweile rückten die Allürten in das Land ein, und berannten die Plätze, in denen die Franzosen sich noch hielten. Am 2. Dec. kam der Prinz Wilhelm Friedrich von Oranien aus England an, und wurde sogleich von der ganzen Nation als souverainer Fürst der vereinigten Niederlande begrüßt. Der Pariser Friede bestätigte ihn in dieser Würde, mit dem Zusatze, daß Holland noch einen Gebiets-Zuwachs erhalten sollte, welcher ihm dann durch Belgien und Lüttich gewährt wurde, nach deren Erwerbung er die königliche Würde annahm. (S. Niederlande). Durch den am 19. Aug. 1814 mit Großbritannien geschlossenen Vertrag wurden alle von den Engländern eroberten Holländischen Colonien wieder zurück gegeben, mit Ausnahme von Demerary, Essequibo, Berbice und dem Cap der guten Hoffnung.

zz.
Holländische Schule s. Niederländische Schule.

Holländische Sprache, Literatur und Poesie. Die Sprache der Niederlande, nichts anders als eine Mundart der Deutschen, stammt von der alten Sächsischen oder Cassischen ab, deren Lehner die Angelsächsische waren, von welcher das Englische stammt, und die Niedersächsische oder Plattdeutsche und Holländische. Als die 17 Provinzen unter dem Namen der Niederlande vereinigt wurden, hieß die Sprache derselben die Flämische; als nachher 7 Provinzen von den übrigen zu neuem Verein sich losrissen, neigten die 10 Provinzen der Niederlande zu dem Französischen hin, die 7 vereinigten Provinzen aber behielten ihre Deutsche Mundart bei, unter dem Namen der Holländischen Sprache. Hiemit ist zugleich der Anfangspunkt ihrer Ent-

ur und einer in ihr möglichen Literatur bezeichnet. Schon gegen das Ende des 15ten Jahrhunderts war die Holländische Sprache zur Volkshersprache erhoben, durch zahlreiche Bibelübersetzungen, Volks- und Streifenschriften und Dichterverke mannigfaltig ausgebildet, besonders aber seit dem 17ten Jahrhundert hat sich der Eifer für ihre Cultur sehr lebhaft gezeigt, und die Nationalliteratur um diese Zeit die beträchtlichsten Fortschritte gemacht. Durch Grammatiken erwarben sich um diese Sprache Lamoten Käte, W. Sewels, Zeydelaar, Kramer und van Moerbeek, durch Wörterbücher, Kramer, Sewels, Halma, Moerbeek und Welland besondere Verdienste. Daß überhaupt die Holländer an literarischer Cultur hinter ihren Nachbarn nicht zurück bleiben mochten, bezeugen eine Menge von Anstalten, die sie zur Beförderung derselben errichteten. Man denke nur an ihre Universitäten zu Leiden (1575), Franeker (1585), Gröningen (1614), Utrecht (1636) und Harderwopl (1648); an ihre gelehrten Gesellschaften zu Haarlem, Aliepingen, Rotterdam u. a.; an ihre Bibliotheken zu Leiden, Utrecht, Franeker u. a. D. Und wem wären die Namen so ausgezeichnete Gelehrten, als Hugo Grotius, Erasmus von Rotterdam, Daniel und Nicolaus Heinsius, Lipsius, Broukhuyzen, Perlsomius, Gronov, Burmann, Pierson, Oudentorp, Staveren, Wittenbach, Tib. Hemsterhuis, Schultens, Rhunken, Meermann, Boerhave, Lamper, van Swieten, Commelone, Bevernyf, Deventer und viele Andere mehr, unbekannt! In der Philologie, Geschichte, Geographie, Mathematik, Physik und Medicin haben sich Holländer durch Talent, Behrfsamkeit und Fleiß aufs rühmlichste ausgezeichnet, um Civil- und Staatsrecht sich entschieden große Verdienste erworben. Indes geben Werke dieser Art noch keine Nationalliteratur, zumal wenn sie, wie hier meist der Fall war, in einer fremden Sprache geschrieben waren. In der eigentlichen Nationalliteratur mangelt nun freilich den Holländern Originalität, denn sie bildeten sich meist nach den Deutschen, Engländern und Franzosen; allein sie bildeten sich in der That, und haben Werke aufzuweisen, deren sie sich gegen andere Nationen zu schämen nicht Ursache haben. Im 17ten Jahrhundert stand ihre Poesie in einer schönen Blüthe; ihre naive Volkspoesie steht keiner andern nach, und andere poetische Werke zeichnen sich durch Energie, Fülle und Schönheit der Darstellung und Sprache aus. Vorzüglich wurde von 1640 bis 1750 ihr Nationalschauspiel ausgebildet, und erreichte durch mehrere talentvolle Dichter einen hohen Grad von Vollkommenheit. Bis 1750 war die Holländische Bühne an Originalen weit reicher als die Deutsche, und die Stücke eines van der Gou, Kotzans, Duff, Lescalilie, Vernagie und de Marre waren ungleich vorzüglicher, als was uns die Gotschedische Periode geliefert hat. Indes sind viele jener Holländischen Stücke bloß Französischen nachgebildet. Unter den Dichtern, die sich vornehmlich hervorgerhan haben, verdienen bemerkt zu werden: Jan van der Doos (Janus Douza) aus Norwic starb 1604; rühmlich bekannt als Philolog, Historiker und Lateinischer Dichter, hier aber hauptsächlich als einer der Ersten namhaft, welche poetische Versuche in der Muttersprache wagten, worin ihm Dan. Heinsie (aus Gent, starb 1655) mit glücklichem Erfolg nachging. Peter Cornelisz van Hooft aus Amsterdam (starb 1647), geachtet als Historiker durch seine Geschichten R. Heinrichs IV., Belgiens und eine treffliche Uebersetzung des Tacitus, war in seinen Trauerspielen und andern Gedichten zu gekünstelt, und seine Sprache zu überladen; dagegen athmet in allen Gedichten

von Jakob Cats aus Bronwershafen in Zeeland (starb 1660), einem der fruchtbarsten und geistvollsten der Holländischen Dichter, den die Holländer ihren Ovid nennen, ein origineller Geist der Heiterkeit, Lebensflugheit und Religiosität. Die Gedichte von Jan Antonides van der Goes (starb 1684) haben den Ruhm der Correctheit und Eleganz. Joost van der Bondel (aus Ebln, starb 1679) hat in einer, wenn auch nicht immer correcten, doch kräftigen und reichen Sprache, metrische Uebersetzungen der Psalme, des Virgil und Ovid, eine Poetik, Satyren, Lobgedichte, viele Trauerspiele, auch eine Epöpie Adam und Lucifer u. a. m. geliefert, und sich den Ruhm des zweiten klassischen Dichters der Holländer erworben. Unter seinen Trauerspielen ist auch eine Maria Stuart. Eine vollständige Sammlung dieser Trauerspiele erschien 1720 zu Amsterdam in 2 Bänden. Constantin Huygens (starb 1687) wurde durch Sinngedichte, Jakob Westerbaan (st. 1670) und Joh. Adolph Dans (st. 1674) durch erotische Gedichte rühmlich bekannt. Als scherzhafte Dichter traten sich Joh. van der Beem (st. 1660) und Joh. Decker (st. 1664) hervor. Nach den alten Classikern bildete sich Lucas Rotgans aus Amsterdam (st. 1710) und sein episches Gedicht in 8 Gesängen Wilhelm III., so wie seine Trauerspiele, zeugen hinlänglich von seinen Mustern. Jan van Broekhuizen aus Amsterdam (st. 1707), als Kritiker und Lateinischer Dichter rühmlich bekannt, hinterließ auch in Holländischer Sprache Oden, Idyllen und andere Gedichte. Die Iyrischen Gedichte von Arn. Moonen und die Idyllen von Wellens dürfen nicht übersehen werden. Ein talentvoller Naturdichter war Hubert Corneliszoon Poot aus Abtwout bei Delft (st. 1733), und sehr geachtet sind Adrian van der Bliet, welcher außer biblischen Gedichten ein Gedicht in 3 Gesängen: die Spanier in Rotterdam, schrieb (st. 1780); Piet. Niewland (st. 1791) u. A. m. Von einer ungenannten Dame erschien 1780 ein Heldengedicht in 16 Gesängen: Germanikus. Schon aus diesen kurzen Angaben sieht man, wie sehr man sich bemüht hat, die Holländische Sprache zu edlerem Gebrauch auszubilden, und in welchem hohen Grade dieses gelungen sey, beweist vielleicht nichts besser, als der Umstand, daß keine andere Nation eine so gelungene Uebersetzung von Klopstocks Messias aufzuweisen hat, als die Holländische von Groeneveld, Amst. 1784, 1785, auch 1791, 2 Bde. 8., in Hexametern. Eine andere gleich schätzbare in Prosa erschien zu Amsterdam 1798. Die Prosa der Holländer hat indeß auf den Ruhm des Wohlklangs und der Eleganz wenig Ansprüche zu machen; ist jedoch in ihrem schlichten Wesen gut dazu geeignet, brauchbare Wahrheiten einfach und gemeinverständlich darzustellen. Unstreitig würden die Holländer, die man des Mangels an philosophischem Geist nicht beschuldigen wird, auch hierin noch größere Vollkommenheit erreicht haben, wenn z. B. ihre philosophischen Prosaiter sich nicht oft einer fremden Sprache bedient hätten. Erasmus, Lipsius, Grotius, Wyttenbach u. A. schrieben aber Lateinisch, und Franz Hemsterhuis, dieser lebenswürdige sokratische Philosoph und eben so geschmackvolle als geistreiche Schriftsteller Französisch. Wie mit der Philosophie, so mit der Geschichte. Es ist kein Zweifel, daß die Holländische Prosa durch die, zumal in neuerer Zeit so häufigen, Uebersetzungen ausländischer klassischer Geisteswerke, vornehmlich der Deutschen, nicht anders als gelunnen kann; wenn anders der Holländische Sprachgenius nicht dem Französischen erliegt. An gutem Willen, ernster Thätigkeit und mehreren gelungenen Werken mangelt es

ten Holländern nicht. Von dem gegenwärtigen Zustand ihrer Literatur liefert Herr Dr. Zimmermann von Zeit zu Zeit in der Leipziger Literatur-Zeitung interessante Berichte, auf welche wir hier der Kürze halber verweisen müssen.

Holländer, ein nach Holländischer Art eingerichtetes Mählwerk in den Papiermühlen, welches die Lumpen mittelst einer mit eisernen Schienen beschlagenen Walze vollkommener zermalmt und reinigt, als es durch Stampfen geschehen kann. — **Holländerer**, ein auf Holländische Art eingerichtetes Landgut, wo die Hauswirthschaft in Viehzucht besteht. Oft versteht man aber auch nur diejenigen Gebäude und Anstalten auf einem Gute darunter, wo man die Milch zu Butter und Käse verarbeitete. Der Name kommt daher, weil auswandernde Holländer sich zuerst ein besonderes Geschäft daraus machten, dem Gutsherrn ihr Vieh abzapachten.

Hölle, die, von höhl und Hhle, bezu-
 wohlen, verborgenen und verdeckten Ort. Befreyen der gemeinlich enge und dunkle Raum der Wand in den Häusern gemeiner Leute. Auch von den untersten, tiefsten Räumen der Himmels gebraucht. So wie sich der Mensch in und Vollkommene als über sich und die Erde er-
 und im Lichte wohnend, denkt, so verfehlt er die reine und Schlechte in die Tiefe, in den Abgründ-
 Finsterniß, und daher ist es gekommen, daß man solchen Ort als ein unterirdisches, entweder in Schründen der Erde, oder in den Tiefen, über in
 schändliches Verhalten vorgestellt und die Hölle genannt hat.

Höllenstein oder **Silberkalkstein**, Lapis Internalis, Causticum lunare (Chirurgie) besteht aus den salpetersäuren Silberkalksteinen, aus welchen man durch die Schmelzung im Krystallwasser verjagt hat. Die Silberkalksteinen scheiden aus der Silberanfechtung in Salpetersäure abgetrennt von selbst an. Der fertige Höllenstein ist schwarzbraun von Farbe, höchst scharf und scharf, besteht innen aus kleinen Nadeln oder Strahlen, die aus dem Mittelpunkte nach der Oberfläche zuliegen, wird an der Luft etwas feucht und löst sich ganz im Wasser auf. Soll der Höllenstein gut seyn, so muß er aus reinem Capellensilber bereitet werden: denn der kupferhaltige sieht grünlich aus und zerfließt sehr leicht an der Luft. Man braucht ihn in der Chirurgie zum Wegnehmen des wilden Fleisches.

Holm bedeutet im Niederdeutschen einmal einen Hügel, dann eine kleine Insel, besonders in einem Flusse, See u. Diese Bedeutung hat es auch in dem Namen Bornholm, Stockholm. Dann ein Platz auf einer solchen kleinen Insel, und in weiterer Bedeutung überhaupt ein Platz an der Küste, wo man Schiffe baut, daher ein Schiffsholm so viel als ein Schiffswerft.

Holstein, Herzogthum im Norden von Deutschland, dem Könige von Dänemark gebrüg, besteht aus den alten Landschaften Holstein; Stormarn, Ditmarsen und Wagrien. Das Land wird gegen Norden durch die Eider und Levensau (den Holsteinischen Kanal) von Schleswig abgesondert, gränzt gegen Osten und zum Theil auch noch gegen Witternacht an die Ostsee; gegen Süden an das Hanseatische Gebiet, und gegen Westen an die Elbe, Nord- und Westsee, so, daß keine große Ausdehnung von Abend nach Morgen etwa 17 bis 29, und von Witternacht gegen Mittag 12 bis 13 geographische Meilen beträgt.

Einwohner rechnet man über 300.000. Die Mark-
 lander und Elbe sind äußerst fruchtbar an Weizen, Roggen, Erbsen, Gerst
 und Hopfenkraut, zeichnen auch vorzüglichste Landbaufrucht, doch ist die
 Pferdezucht in neuern Zeiten minder ergiebig, als vormals geworden.
 Eigentliche Berge hat das Land gar nicht. Seine innern Flüsse sind:
 die Eider, Elbe und Trave. Man zählt in Holstein (die Herr-
 schaft Pinneberg und die Stadt Altona mit gerechnet) 24 Städte und
 28 Flecken. Einst waren viele Bauern leibigen, nur ist die Leibeigens-
 schaft verschwunden. Der Adel hat noch einige Vorrechte, aber sie sind
 keineswegs der allgemeinen Gleichheit vor dem Gesetz nachtheilig. Die
 herrschende Lehre im Lande ist die evangelisch-lutherische, doch sind in
 Altona und Altona reformirte und katholische, ja in letzterer Stadt
 Kirchen fast aller christlichen Religionsparteyen. Für die Wissenschaften
 sind die Universitäten zu Kiel, und das Lyceum zu Altona, die
 merkwürdigsten Anstalten. Holsteins älteste Geschichte ist dunkel, wie
 nur es darin erst nach dem Zeitalter Karls des Großen, der das Land,
 damals Nordelbjaugen genannt, bezwang, und über 20.000 Fren-
 ken jenseit des Rheins vertrieb. Die Urbewohner waren unstreitig Ets-
 fen, auch kam in der Folge das Land wieder unter das Großherzog-
 thum Sachsen. Lothar machte Holstein und Stormarn zu einer Graf-
 schaft, und befehlet damit 1106 dem Grafen Adolph I. zu Schaumburg,
 dessen Sohn, Adolph II., auch Wagrien damit vertrieb. Beide
 waren Lehnsträger der Herzoge von Sachsen. Nach mancherlei Ver-
 änderungen kam das Land 1260 unter Christian I., König von Dänemark,
 der es vom Kaiser Friedrich III.)
 König Christian III. und Herzog A-
 men; die Königl. und die kaiserlich-
 ihrer Zeit (1535), die berühmte Un-
 sine Hülfsleistung abzwang. Der so
 Pienadi und Kaiser von Russland be-
 deth, war der letzte Vertheiler der
 Rheinbund entstand, wurden am 9.
 Declaration das Herzogthum Holst-
 Stadt Altona und die Grafschaft D-
 che als ein völlig unzerstörtes Land
 Schicksale unter der Benennung des Königlich Holsteinischen Obergerichts
 zur Deckung, dem König allein untergeordnetem Justizbehörde errichtet
 und das adeliche Landgericht bis zur fernern Bestimmung in Wafsch
 gelassen. Doch deutete man damals schon auf das neue allgemeine ver-
 einbündelte und fürs ganze Land gültige Verordnungsbuch hin. Die unglück-
 lichen Verträge, welche in der großen europäischen Krisis von 1813 der
 König von Dänemark ergießt, indem er sich zur Partei Napoleons
 schloß, zogen den Krieg auch nach Holstein. Unter dem General Wob-
 moden hatte bis zur Schlacht von Leipzig das Observationscorps der
 Niederlande gegen die mit Danowitz verknüpfte Macht der Dänen operirt.
 Nach der Schlacht von Leipzig aber kam der Kronprinz von Schweden
 mit einem Theil der Nordarmee, und Danowitz sah sich gezwungen, sein
 Lager bei Wafschburg zu verlassen, aus seiner Position an der Seebrück
 herauszutreten, und sich auf Hamburg zu beschränken. Am 7. Decem-
 ber kam die Armee unter dem Kronprinzen gegen das Innere von
 Holstein in Wafsch, und schon am 9. ging der Vorposten unter Tarnow-
 born über die Eider, den Grenzfluß zwischen Schleswig und Holstein,
 welches somit ohne großes Blutvergießen erobert und bis zum Friedens-
 schluß am 15. Jan. 1814 behauptet wurde. 1813 trat der König von

dem erheben sich
 e beiden Dänen
 es auch wurde zu
 die auf beiderseits
 II., Carl Christian
 er Kaiserin Maria
 II. Als 1806 der
 eine Königin
 Pinneberg, die
 dänischen Königin
 Verdienstleistungen

Dänemark, als Herzog von Holstein, dem Deutschen Bunde bei, wodurch also die Einverleibung des Herzogthums in die dänische Monarchie wieder aufgehoben wurde. Des Landes vorzüglichste Stadt ist Altona (s. dieses), welcher in Ansehung der Größe und Wichtigkeit folgt:

1. Altona
2. Lübeck
3. Hamburg
4. Rostock
5. Stralsund
6. Greifswald
7. Wismar
8. Schwerin
9. Mecklenburgische Städte
10. Die Inseln
11. Die Fische
12. Die Holzwerke
13. Die Bergwerke
14. Die Salzwerke
15. Die Eisenwerke
16. Die Zinnwerke
17. Die Kupferwerke
18. Die Silberwerke
19. Die Goldwerke
20. Die Perlenwerke
21. Die Edelsteine
22. Die Schmuckstücke
23. Die Kunstwerke
24. Die Wissenschaften
25. Die Künste
26. Die Handwerke
27. Die Gewerbe
28. Die Industrie
29. Die Handelsgüter
30. Die Handelswege
31. Die Handelsstädte
32. Die Handelsleute
33. Die Handelsverträge
34. Die Handelsgesetze
35. Die Handelsordnungen
36. Die Handelsprivilegien
37. Die Handelsrechte
38. Die Handelspflichten
39. Die Handelsverantwortung
40. Die Handelsstrafen
41. Die Handelsklagen
42. Die Handelsverfahren
43. Die Handelsmittel
44. Die Handelsinstrumente
45. Die Handelsdokumente
46. Die Handelsbriefe
47. Die Handelsrechnungen
48. Die Handelsbilanzen
49. Die Handelskonten
50. Die Handelsbücher
51. Die Handelsarchive
52. Die Handelsbibliotheken
53. Die Handelsmuseen
54. Die Handelsvereine
55. Die Handelskammern
56. Die Handelsräthe
57. Die Handelsminister
58. Die Handelsdeputationen
59. Die Handelskongresse
60. Die Handelsconferenzen
61. Die Handelsverträge
62. Die Handelsverträge
63. Die Handelsverträge
64. Die Handelsverträge
65. Die Handelsverträge
66. Die Handelsverträge
67. Die Handelsverträge
68. Die Handelsverträge
69. Die Handelsverträge
70. Die Handelsverträge

g: Überall fielen ihm Reime ein, und er dem lebendigen Gefühl den wahren sein Vater auf die öffentliche Schule; 1769 nach Göttingen, um auf dieser Er lernte gewissenhaft, ohne jedoch ern und seine Poesie darüber zu verges-

2. Seit 1769 hatte er, durch viele in Sammlungen und einzeln gedruckte Gedichte, den Ruf eines geistreichen Jünglings erlangt; dabei ahmte ihn auch Kästner in seine Deutsche Gesellschaft auf. Um 1771 erlangte er Bürger's und Miller's Bekanntschaft; von Opfern 772 an lernte er Wolf, Voigt, Overbeck, Hahn, Leisewitz und die Grafen Stollberg kennen. In diesem traulichen Kreise fühlte Hölty sich ganz glücklich. Bei kleinen vertraulichen Schmäusen war er so fröhlich, daß seine Natur es verstatte; bei anziehenden Gesprächen lebhaft schnell; einen drolligen Einfall brachte er ganz trocken vor. Seine lebhaften Unterhaltungen oder waren bonas rimas oder gemeinschaftliche Poesien u. a. dgl. Gegen Unbekannte aber war er zurückhaltend und verschlossen. Die besten Gedichte Hölty's, selbst aus jener Gattung, die ihm eigen war, sind aus der Zeit, wo jene Freunde sich um ihn versammelten, und ihn durch geistige Unterhaltung vielfach aufregten. Doch mehr scheint dieser Einfluß sich zu zeigen in Hinsicht seiner Balladen, wovon die Nonne und Adelfrau und Kötschen, in dem von Bürger wiedererweckten Geiste der Ballade geschrieben sind. Sonst scheint gerade nicht für diese Gattung geeignet gewesen zu sein, auch eine unvorthellige Meinung über dieselbe gehegt zu haben. Mehr Neigung empfand er für schauerpollen Romane; jedoch war er über den Unter-

schied beider nicht ganz im Stillen. Das Jahr seiner Gedichte von seinen Freunden dahin er ganz kindlich und freundlich an, und ihnen dabei schrieb er. Dagegen war er bis zur Aufzerrung genau für gefällig unterrichtet in den fremden Sprachen, deren er damals sechs inne hatte. Ungern mochte er sich von ihnen und Obriegen trennen. Als daher die gewöhnlichen akademischen Jahre verfloßen waren, erhielt er auf sein Bitten von seinem Vater noch eine halbjährige Verlängerung seines akademischen. Um noch länger bleiben zu können, suchte er sich auch einen Freund und eine Stelle im philologischen Seminar zu verschaffen. Auch lag er im Herbst 1753 an um seinem Vater eine Erlaubnis zu verschaffen, Unterricht für Geld zu übernehmen, und Werke zu überlesen, z. B. den Leseer aus dem Englischen des Herrn Kurde Dyalogen, sodann Shakespears Charakteristiken, wovon nur die erste Theil durch ihn vollendet wurde. Nicht wenig liebte ihn auch die Liebe seinen Kurricula in Poetiken theuer und werth gemacht zu haben. Denn er lernte, wie Petronius, dessen Lehre überhaupt auf seine Dichtungs- und Erziehungsart sehr gewirkt haben mag, auf Laura kennen (1753). Doch verstand er ihr seine glühende Begehr. Sie wurde nachher bald verheiratet, und er mußte sein Gefühl unterdrücken. Im Herbst bekehrte er sich nach Leipzig. Schon damals war seine Verdienst unangesehen. Denn sein angestrebtes Studium welches sich besonders durch eine unbedingte Lectüre und vieles Ueberehren, womit er seinen Unterricht erwarb, aufreißt (noch in demselben Jahre lernte er Spanisch, hatte keinen reudaren Lehrer sehr geschickt. Das erste Eichen ihm schon längst Sophocles jugendlich und den Preis für Schwandacht erhielt. Dazu kam 1754 seines Vaters Tod, welcher ihn tief rührte, und bewog, auf einige Zeit nach Venedig zurückzukehren, wo er auch seine Zeit unter Zamernanns Anleitung forschte und sehr geschicklich lebte. Im Herbst 1755 ging er nach Hannover um eine kleine Pacht zu gebrauchen; aber vergebens. Im Vorfeld des hohen Todes dichtete er hier mehrere schwermüthige Elegien, und war mit der Sammlung seiner Gedichte beschäftigt. Er starb auch dabei zu früh, den 1. Septbr. 1756. In demselben Jahre geboren zu haben. Einem Neuen nach war er blatternardig, schon auf den ersten beklauen Augen schimmern lagten vermishtes Schicksal. Ein Körper aber schloß eine fromme, gute Seele ein, welche, trotz aller Studien und aller Lehren, von der Natur, einfach und kunstlos in dem Ausdruck ihrer Befühle blieb. Er war, sagt Wolf vorzüglich, ein Jüngling, dessen Geist unter der Last eines hohen Körpers so aufstrebte, daß er in jeder gewählten Pachtung der Beute (7) unter dem ersten Tackern glänzte, der mit jedem neuen Versuche beider zur Vollkommenheit strebte, und selbst sein Vollkommenes nur als Vorbereitung zu Höherem des Mannes betrachtete. Er stellte nicht nur kalter Ueberlegung Gedanken und Bilder zusammen, worüber man mit sich einig geworden ist, sie schon zu finden. Voll frommer, allumfassender Liebe blühte er in der Natur umher, und sang, was sein Herz empfand. Ueberhaupt charakterisiert sich Hilky in seinen Gedichten durch Reichthum des Metalls, das gleichsam aus der Brust in den Vers überfließt, und selbst in dem unruhigen Form mit laster, kunstloser Grazie und Ansehen, durch herrliche Schwärzern und Redewort, Innozenz und lebenswürdige Neuheit, durch eine ruhige und nicht schmälende, als erhabungsvoll

Phantasie, die in dem Kreise schmerzlicher Gefühle und innerer Entzückungen weilt. Diese, stille Liebe und heiserer Sinn für Freundschaft, süße, wehmüthige Freude an den flüchtigen Erscheinungen der Natur und des Lebens, bilden die Hauptbestandtheile seiner Idyllen und Elegien. Seine Munterkeit besteht nur in Einfällen, und wo er sich dabei zur Lustigkeit zu stemmen pflegte, ist seine Bemühung natürlich vergebend. Auch gestand er selbst ein, daß die komische Poesie kein Fach mehr sey, lieber überlasse er sich der ländlichen Poesie und der fröhlichen, empfindungsvollen Ode; diese Gattung macht auch den größten Theil seiner Sammlung aus. In der höhern Ode scheint er die Engländer vor Augen gehabt zu haben; das sanfte, elegische oder idyllische Lied ist ihm aber eigenthümlich, und nach ihm mit diesem Stücke kaum wieder gesungen worden. Die achte Ausgabe seiner Gedichte wurde durch Wolf und Stollberg (1733) besorgt (zuletzt berichtigt und vermehrt durch Wolf 1803).

Holzbanu ist die Anwendung der aus den Wirkungen der Natur gefolgerten Regeln, welchen jede Holzart in möglichst kurzer Zeit u befriedigendem Holzbedürfnis in ein ausdauerndes gebracht werden soll. Will man den Zweck erreichen, so muß man theils auf das Klima, Boden, nebst ihrem Einfluß auf die Fortwaxwahl des Bodens und Standort auf die Urbarmachung des Bodens u Reinigung des Klima's, worin die Wälder liegen, ist zu untersuchen, 1) ob es warm, 2) ob es gemäßigt, 3) ob es kalt sey. Nicht weniger wichtig ist die Lage eines Waldes. Denn es ist nicht für jede Holzart gleichgültig, ob sie in der Ebene, auf Gebirgen, oder in welcher andern Lage nach der Himmelsgegend sie angebaut wird. Diese wirkt immer stärker oder schwächer auf die verschiedenen Holzarten, und hat besonders einen großen Einfluß auf die Beschaffenheit des Bodens. Ganz andern zeigt sich das Wachsthum und Fiederhen der Holzarten in ebener hohen und ebener niedern Lage, als in einer schrägen östlichen, südlichen, westlichen und mitternächtlichen Lage. Nach allen diesen zu machenden Erfordernissen hat der Boden selbst einen eben so großen Einfluß auf das Wachsen der Holzarten, weil er den Nahrungsstoff um Wachsen der Hölzer theils selbst erzeugt, theils aufnimmt, vorbereitet, aufbewahren und endlich mittheilen muß. Die allgemeine und besondere Kenntniß der Erdarten ist vorauszusetzen, weil ohne dieselbe der rechte Ort nie gewählt werden kann, da doch auf ursprünglich mit beruht; indem das Laubbäumen einen ganz andern Boden verlangt, als die Nadelbäume. Ist die Auswahl des Bodens u Holzart geschehen, so muß nun noch vor dem andern vor dem künstlichen, die Raumreinigung des Bodens geschehen. Denn kein Holzart Samen nicht im Stande ist, auf frisch schnell zu keimen, Wurzeln in diesem weichen Nahrungssäfte zu seinem Wachsthum. Bei der natürlichen Befamung ist der Platz schon worden ist, sofort von dem gefälligen und ausjuroden, die Löcher auszuweiden, u das dem ausfliegendem Samen hindern können.

konnen: Sollte der Boden gar befeuchtet seyn, so muß derselbe wund gebohret, oder auch wohl gar gestürzt und aufgedockert werden. Die Besäuerung mag von der Natur oder durch den Forstmann geschehen. Ganz besonders muß man bei besondern Böden endlich gar trocknet und sumpsicht, so ist solcher Boden zuvor anzutrocknen, wenn man keine Bäume und Erträucher anbauen will, die ausdrücklich viele Feuchtigkeit erfordern. Der Holzandau selbst zerfällt in den natürlichen und in den künstlichen. So gewiß und sicher auch der natürliche Holzandau zum Zwecke führt, wenn wir ihn nicht in seinem Wirkenshinderern, sondern vielmehr bestärken, so ist es dennoch oft nicht möglich, ohne den künstlichen Andau einen Waldgang mit Holz in Bestand zu legen. Natur und Kunst müssen hier meistens mit einander vereinigt werden, wenn man das vorgesezte Ziel ganz erreichen will. Der künstliche Holzandau kann geschehen a) durch Ausstreuen oder Ausfüllung des vingerammelten Holzsaums; b) durch Verpflanzung junger, entweder in Baumschulen erzogenen, oder aus den Deckungen der Wälder gesammelter Holzstämmle; c) durch Steckreisern, Gespangen, Wurzelein und Ablegeren. Jedoch gehört das Verwehren der Walddämme, mit Ausnahme des ausländischen Holzarten, durch Ablegen, so wie auch durch Piroffen, Öfen und Kesseln mehr für den mit diesen Bäumen und Erträuchern handelnden Forstmann und Gärtner, als für den praktischen Forstmann, der sich nur mit der Erziehung der Bäume und Erträucher zu Eichen, Kiefern und Tannenholz zu beschäftigen hat. Weislauffiger findet man diesen Gegenstand beschreiben in der Anweisung zur Holzsuche für Fürst von S. L. Hartig u. s. w. 4te Aufl. Würtzburg, Altd. Buchhandl. 1764. 8.

Holzbrand oder Feuerschaden in Wäldern, auch Waldbrand genannt. Ist das größte Hinderniß und Verderbniß das den Wäldungen sein gekörtes Schade zu durch Feuer. Sollte der Feuerschaden auch nur gering seyn, der nur auf der Erde fortzange, so nur aus der Rauch Ursache, daß die Bäume nicht gar absterben. Aberdies sind die wieder mit Holz in Bestand zu bringen, und es noch um so größer. Es wird daher in möglich seyn, die Ursachen anzufuchen, woraus kann, und Anhalten dagegen zu treffen, den so viel als möglich abzuwenden und weh. Die Ursachen, welche einen Waldbrand theils positive oder vorsetzliche, theils negative misbrungene. Nach jenen wird das Feuer mit B. Holz- und Wilderdeben angelegt. Solche Feuerschaden nicht ganz verhindern, und nur als bekannt gemachte Bestrafung eines solchen als boshaften Verbrechens, kann allein am sichersten Vorkehrungen abbrechen. Nachdem werden auch die Kehlendrenner, Aschendrenner, Heideholzhaue, Tabakstraucher, Bogebonden, Kiefernfabriken, denn die von einigen behaupten Alder durch die Sonnenstrahlen ist noch nicht sich zur Zeit noch auf die bloße Möglichkeit, und allerdings ein Waldbrand entstehen, dessen Verhinderung die Entfernung des Brandes selbst aber

nicht zu verhindern im Stand ist. Damit nun ein Waldbrand so selten als möglich, oder niemals entstehen kann, muß jede Forstordnung darüber feststehende Vorschriften anhalten, über deren Befolgung jeder Forstbediente die gewissenhafteste und sorgfältigste Aufsicht zu führen hat.

X. Holzverbrauch, ist der dem der nachhaltige Besitze Kenntniß der Holzconsumtion, sondern auch auf demselben muß der Forstwirth inde selbst genau kennen, welche Holzart anzuweisen und ihre Gränzen zu bestimmen der Forstwirth die Eignung eben so genau der Holzarten nach ihren Eigenschaften zu bestimmen, daerner, Kichen, Braueret, w. die zweckmäßigste und die Holzverbrauch vermindert es auch vorzüglich er außer der Saftzeit gebrannt und angewendet

Holzflößen nennt man die wohlthätige und vortrefliche Einrichtung, wodurch man holzarmen Gegenden das unentbehrliche Bau- und Brennholz auf dem Wasser wohlfeiler als zu Lande zuführen läßt. Das Bau- und Nutzholz wird entweder nur in einzelner Stämme ins Wasser geworfen und vom Strom abwärts getrieben; oder man legt mehrere Stämme neben einander, und verbindet sie mit Floßband und Floßwieden zu einem festen flachen Fahrzeug ohne Borde, womit die Flöße stromabwärts nach dem Ort ihrer Bestimmung fahren. Dergleichen Fahrzeuge erhalten auch die Namen Bauflöße, Zimmerflöße, Langholzflöße. Auf diesen Flößen schafft man auch Dichele oder Breter, Latten, Saßdauben und anderes kleines Nutz- und Schirrholz, nebst vielen verfertigten Holzwaaren fort. Allein das Brennholz wird in mittlern und kleinen Flößen, oder eigentlich zum Flößen erbauten Gruben einzeln in das Wasser geworfen, und heißt alsdann Scheitholzflöße; hingegen in großen Flößen und Strömen bringt man dasselbe theils auf Langholzflößen, theils in Rähnen oder kleinen Booten an Ort und Stelle. So einfach auch die Erfindung der Scheitholzflöße nach dem Zeugniß der Geschichte die ältesten Ursprungs, und haben die größte Nutzen gezeugen der Alten. Als das Floßwesen verfiel, entstand bald darauf im 16ten Jahrhunderte das Floßwesen der Flöße auch das Floßwesen (Jus raliun seu gratias), wo das Holz ohne Schiffe durch den bloßen Lauf des Wassers hinabzuführen.

Holzhandel wird in walddreichen Gegenden im Großen nur mit Vortheil auf dem Wasser mittelst der Flöße und Schiffe getrieben, wenn der Landtransport ist dazu zu theuer, und vermindere den Absatz. Ein solcher Handel ist der einzige Weg im holzreichen Ländern, die

Nutzungen der Wälder einträglich zu machen, besonders wenn der Landesherr vermöge des Forstregals diesen Handel nicht ausschließlich treibt, sondern alle Waldbesitzer daran Theil nehmen läßt. Allein auf jeden Fall muß von dem Forstdirektorium zuvor mit reifer Ueberlegung ein Forstwirthschaftsetat auf wenigstens 150 Jahre in Ansehung des jährlichen eigenen Holzbedürfnisses entworfen und festgesetzt werden, damit es nicht zuletzt für das eigene Bedürfnis am Holz fehlt, und die Waldungen forstwidrig angegriffen werden müssen. Zu diesem Handel zieht man nicht bloß die rohen höchstens bewaldrehteten Baumstämme, weil diese Handlungsweise einen geringen Vortheil abwirft, sondern man bearbeitet alles Bau- und Nutzholz aus dem Groben dazu, schneidet Bretter, Latten, Schiffsplanken, Saßdauben u. s. w., um dadurch sowohl den Holzpreis, als auch das Arbeitslohn und den Abgang für die Feuerung dem Staate zu gewinnen. Der stärkste Holzhandel wird auf dem Rhein, dem Main, der Weser und der Elbe getrieben. Auf den beiden erstern Strömen ging das Holz vorzüglich nach Holland, und dieser Handel hieß daher der Holländerhandel, auf den letztern beiden aber zogen vorzüglich die Engländer ihr Holz zum Schiffbau. Zum Glück für die Deutschen Waldungen hat sich der Holländerhandel vermindert, und die Engländer ziehen kein Holz mehr aus Deutschland, weil sie es aus dem Norden von Europa, und aus Ost- und Westindien, so wie auch aus Nordamerika wohlfeiler erhalten können. X.

Holzsparkunst, besteht im eigentlichsten Sinne darin, die Wärme oder den Wärmestoff aus den Körpern, die dergleichen enthalten, auf die zweckmäßigste und vortheilhafteste Weise zu entbinden, zu entwickeln oder herausziehen, und ihre Entweichung auf die bestmögliche Art zu verhindern. Dieses wird erfolgen, wenn man a) bei der Anwendung des Holzes als Feuerungsmittel nur völlig trockenes, und nach Verhältniß des Feuerungsraums gehörig klein gesägtes und gespaltenes Holz braucht; b) sowohl dieses als jedes andere Feuerungsmittel durch den Zutritt der atmosphärischen Luft, oder richtiger durch den zur Unterhaltung des Feuers tauglichen Theil der atmosphärischen Luft, welcher die bei einem Feuer bemerkbare Wärme und Hitze aus sich hergibt, auf die schnellste und vollkommenste Weise verbrennt. Allein das schnelle und vollkommene Verbrennen kann nur dadurch bei allen unsern Feuerungen erhalten werden, wenn man die Schornsteine, Stubenöfen, Küchenherde, Kesselfeuerungen in Haushaltungen, Bier- Branntweinbrennereien, Salzsiedereien u. s. w., die Kamine, Backöfen, Bratöfen, Bratspießfeuer u. s. w. zweckmäßig erbaut. X.

Holzschnidekunst; **Holzschnitt** (Gravure en bois). Um einen Holzschnitt zu verfertigen, nimmt man eine glatte Holzplatte, trägt auf diese die Zeichnung, schneidet mit scharfen Instrumenten von verschiedener Form alle Umrisse, Schraffirungen und Züge so, daß die, welche sich auf dem Papier abdrucken sollen, erhaben stehen bleiben, bestreicht sie dann mit Oelfarbe und drückt sie auf Papier ab. Diese Art von Platten hat viel Aehnliches mit den beweglichen Schriftplatten zum Buchdruck, auf denen sich die Flächen der Buchstaben eben so wie bei jenen die Flächen der Züge, abdrucken. Die Abdrücke selbst nennt man Holzschnitte. Eine besondere Art von Holzschnitten nennen die Italiener *chiaroscuro*, die Franzosen *camayeux clair obscur*, wir Helledunkel. Diese drückt man mit 3 und 4 Holzplatten ab. Auf der ersten werden die Umrisse gegraben, die zweite ist für die starken Schatten, die dritte und vierte für die Mittelkintin. Diese verschiedenen Platten machen ein Ganzes aus, und der Künstler

muß Sorge tragen, daß, wenn sie nach einander auf dasselbe Blatt abgedruckt werden, alles gehörig zusammenpasse. Die Italiener nennen Hugo da Carpi als Erfinder dieser Kunst; ein alter Deutscher Meister aber, Johann Ulrich Pilgrim, hat sich früher darin ausgezeichnet, und bekanntlich gab Albrecht Dürer mehrere Blätter in dieser Art, und Lucas Cranach eins mit der Jahrzahl 1500. Die Deutschen nennen übrigens die Holzschnidekunst überhaupt auch Formschneidekunst, wiewohl diese Benennung allgemainer ist, als jene. Der Grund liegt in der Entstehung dieser Kunst welche ihren Ursprung von der Verfertigung der Spielarten (die man in Deutschland schon gegen 1300 hatte) ableitet, deren Formschneiden die nämliche Behandlung erfordert. Statt der grotesken Kattenfiguren fing man an, Bilder der Heiligen zu verfertigen, verglichen auch die Geißlichkeit unter ihre Verdreh austheilte. Nach diesen in Holz geschnittenen Heiligenbildern verfertigte man auch historische Gegenstände, denen man eine ebenfalls in Holz geschnittene Erklärung beifügte, und hiedurch entstanden die ersten durch Holzplatten gedruckten Bücher, welche Güttenbergen nachher auf die Erfindung der Buchdruckerkunst mit beweglichen Lettern führten. Gleich nach Erfindung dieser Buchdruckerei bediente man sich der Holzschnitte zur Verzierung der Bücher.

Formschneider ist uns unbekannt; durch u. Sebald Gallendorfer, Hans Lehrmeister Dürers. Im Holzschnidekunst dem höchsten Grad beschäftigten sich mit ihr, u. Ker, Holbein, Altorfer u. unterstützten und ermunterten aber auch die Kupferstechermeister. Da nun diese v. mer Anstrengung zu erlernen jene, und in diesem Umstande der Holzschnidekunst sich sehr angelegen seyn ließ zu unterdrücken, so gelang sich im Ausdru.ck des S. machte, zu verdrängen, u. der Kraft und Energie, u. Kupferstecherkunst nicht erfüllt erhielt, verminderte si diesen gaben ihre Kunst auf gangbarern, oder vereinigt welcher sie ihre Geschickliche Künstler nach und nach an den begraben, denn es war sich, als selbst durch ein bestechen. Der Umstand u. mehr Abdrücke machen lassen den gänzlichen Untergang, Anfang des 17ten Jahrhunderts wieder ein daß sie in neuester Zeit wieder erreicht hat. Die Sueurs, Papillon, Beugnet, Dugou

netzt suchte die Manier des Hugo da Carpi wieder einzuführen, die Gebüder Unger aber und Gubitz haben sie bis zu einem Grade vervollkommen, über den man auch in England nicht hinausgekommen ist. dd.

Homann (Johann Baptist), berühmt als Begründer der nach seinem Namen benannten Landchartenofficin, war 1664 in dem Mindelheimischen Dorfe Kamlach geboren, und von seinen Aeltern für den Klosterstand bestimmt. Ein so einförmiges Leben versprach jedoch seinem thätigen Geiste wenig Befriedigung. Homann beschloß, ihm auf alle Weise zu entgehen, trat in Nürnberg zur lutherischen Religion über, wurde 1687 Notar, beschäftigte sich aber ganz besonders mit dem Kupfer- und Landchartenstechen. Sein Eifer für Arbeiten, die damals einem allgemeinen Bedürfnis abhalfen, stieg mit dem Beifall, der ihnen zu Theil ward. Im J. 1702 eröffnete er zu Nürnberg einen förmlichen Landchartenhandel, und lieferte nach und nach gegen 200 Charten, die sich im Allgemeinen durch Brauchbarkeit, besonders aber durch Wohlfeilheit auszeichneten. Dabei verfertigte er kleine Sphäras armillares und Taschengloben, eine künstlich eingerichtete Universal-, Zeig- und Schlaguhr, und andere mechanische Kunstwerke. Bei dieser rastlosen Thätigkeit brachte er sein Institut in großen Flor, und erwarb sich selbst die allgemeine Achtung, in deren Genuß er 1749 starb. Um die Beförderung des Studiums der Geographie in Deutschland hat das Homannische Institut, das von den Erben fortgesetzt wurde und noch jetzt besteht, im Allgemeinen große und wichtige Verdienste, besonders bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts. In neueren Zeiten hat es durch den Wetteifer ähnlicher Anstalten natürlich bedeutend verlieren müssen. Zu erwarten ist, daß es unter dem neuen Besitzer (Sr. Chro. Franz Kembo) mit erneuter Lebenskraft ausblühen werde.

Home (Henry), als philosophischer Denker und klassischer Schriftsteller der Engländer, besonders im Gebiete der Aesthetik, Moral und Religionsphilosophie ausgezeichnet. Er stammte von demselben Schottischen Geschlechte, von welchem der berühmte Skeptiker David Hume herstammte, und stand zwar hinter dessen philosophischem Scharfsinn zurück, übertraf ihn aber wiederum durch Feinheit des Geschmacks und warmes Gefühl für Schönheit. Letzteres ist um so mehr zu verwundern, da er ein so bedeutender Geschäftsmann war. Denn er verwaltete als ein angesehenes Rechtsgelehrter mehrere Aeppter zu Edinburgh mit solchem Ruhme, daß er zuletzt zum königlichen Richter über Schottland erhoben wurde, und den ehrenvollen Beinamen Lord Kaimes (1752) erhielt. In dieser Sphäre schrieb er auch sein erstes Werk: Versuch über verschiedene Gegenstände der Britischen Alterthümer (1746), in welchem er durch Erinnerung an die Vorzeit seine Mitbürger zur bürgerlichen Eintracht entflammen wollte. Aber es verband auch dieser große Mann mit einer ausgebreiteten, gründlichen Kenntniß der Gesetze ein fortgesetztes Studium der Wissenschaften, namentlich der Philosophie und der alten und neuern poetischen Literatur; daher auch seine eben so bestimmte als geschmackvolle Darstellung. Im Jahre 1751 erschienen zu Edinburgh seine Versuche über die Prinzipien der Sittlichkeit und der natürlichen Religion (Deutsch von Kautenberg, Braunsch. 1768 2 Thle. 8.), in welchen er das von den englischen Philosophen vorzüglich angenommene Princip des moralischen Sinnes, weiter verfolgte. In den darauf folgenden Schriften: Historical law (1759. 8.) und the principles of equity (1760. Fol.) suchte er die Principien der Philosophie und Politik auf die Rechtswissenschaft anzuwenden. Was ihn

Schilderungen von sichtbaren Gegenständen, wie wir in den homerischen Gedichten finden, wie entwerfen können (Ue. Tone. Qu. 5, 39). Nicht aber blieb zu einem Blinden, sondern bald zu einem blinden Schulmeister, bald gar zu einem blinden Meister hat man ihn machen wollen, der aus Armuth sein Brod mit Abzingen seiner Lieder vor den Thüren verdienen mußte (Pausan. 2, 33). Diese Nachricht ist gegen alles, was wir von den alten Ritten der Griechen und ihrem Zustand wissen. Wenn nicht reich und mächtig, waren sie doch sehr angesehen und geehrt, bei Opfern und Festen, in Versammlungen der Bürger und den Palästen der Fürsten gleich willkommen. Was daher Homer, was es wahrscheinlich ist, solch ein umhervandernder Sängler, so war er doch gewiß kein Meister, und Schulmeister in einem ganz andern Sinn, als wir damit zu verbinden pflegen. Von seinem Tode erzählt man, daß Zischernaden ihm folgendes Räthsel aufgegeben: Was wir gefangen, haben wir zurückgelassen, was wir nicht gefangen, bringen wir mit. Aus Verdruß, dies Räthsel nicht lösen zu können, sey er gestorben. Sein Grabmal will der Graf Paich von Athenen auf der alten Insel Joo, einer der Sporaden, gefunden haben. (Bravo dissertations sur l'Arcipelago e specialmento del sepolcro d'Omara, Livorno, 1775. & Sibirsktbl. *Motels aus dem Norden ausl. Reisen* 2, 469.) So wenig also wissen wir davon, wie aber wenn gar ein Homer niemals existirt hätte? H. Verrault hierüber der Genealogie 672.) zu gedenken. (Lied von einem und Großvater Genealogie eine fallen nach Erwäre dann, von (in der Vorrede) sammtstimme der Befangenen, ein Vereingter der Gefangene. Der Name Homer würde auf diese Weise zu einem Collectiv-Namen, und deutete eine Ionische Sängerschule an, in der man die Poesie zugleich fortpflanzte und erlernte. (E. Fr. Schlegels Gesch. d. Poesie der Griechen, S. 155. über das Witz? S. 69—79.) Auf solche Weise dürften sich die widersprechenden Nachrichten von Homer entwerren lassen. Bestimmtere Auskunft darüber geben vielleicht die Gedichte selbst, die wir unter dem Namen Homers besitzen. 24 werden uns genannt, die wir nicht mehr besitzen. Ohne diese verlorenen aber weiter zu berücksichtigen, halten wir uns bloß an die noch vorhandenen: Ilias, Odyssee, Batrachomyomachie, Hymnen und Epigramme. Hat die Kritik entschieden, daß nicht alles dem Homer könne zugeschrieben werden. Der troische und Thebaner Krieg, dieses ionische Epos, ist offenbar nichts anders als ein, und zwar nicht eben mißlungener Versuch, die Ilias und Odyssee zu travestiren, und verräth durch Darstellung, Sprache und neuerer Sitten ein ungleich jüngeres Zeitalter als das Homerische. Die Hymnen, meist zur Pflanzung der epischen Gedichte, und von den Dithyramben wesentlich verschieden, zum Theil auf Bruchstücke alter cyclischer Gesänge und Proomen der Aeschylen, sind von genauerer Kritik ebenfalls in ein jüngeres Zeitalter herabgesetzt und dem Ionischen Sängler abgesprochen worden. Es blieben also, da die Epigramme von keinem Gewicht sind, nur die zwei großen epischen E-

ische, Ilias und Odyssee, übrig, aus denen wir über Homer urtheilen können. Um zwei Dichtungen vereinigte sich hier die Nase der Sage und des Gedanges. Der eine ist ein großes, gemeinsames Unterwirdige in Poesie von Kraft und Zweck, der Ruhm des Helden; die andere die Fülle des Simulierten, Neuen, Fremden, Abgewandten, das Glück einer Familie, ein Bild der gewöhnlichen Klugheit, wie ich es auch die erschwerende Heimkehr dennoch gelohnt. Schon die Ilias ist nicht die Odyssee in einem andern Geiste gedichtet, als die Ilias, welche viel mehr Erdadendheit hat. Auch die Darstellung in beiden ist verschieden. In der Ilias sind oft in einem Gesange 40 Gleichnisse, während die ganze Odyssee mit 20 erfüllt. Linnæus (N. 33.) bemerkt ausdrücklich von dem Helden die Ilias und Odyssee, und wie er die Ilias mit der Fänge der Ilias mit der ausstehenden, den Eifer der Odyssee mit der untergehenden Sonne verglichen. Die in der Odyssee häufig vorkommenden allegorischen Beleg zur Bedäurung des Helden sein. Alexanderische Grammatiker dagegen behaupten, diese Gedichte seien nicht von einem Verfasser. Diese Grammatiker erdichten daher den besondern Namen & Horizonten, d. i. die Trennungen, wozu in den alten Scholien und Commentaren des Eustathius mehrere unerschöpfbare Quellen vorkommen. Merkwürdig ist es, daß in der Odyssee andere Worte, Begriffe und Mythologie vorkommen. Was in der Ilias Zeit, übertrifft Hermes in der Odyssee. Kein Wort und keine Sache sind in beiden Gedichten ganz dieselben; die Gedichte haben sich verändert. Auch der Dialect, die Begriffe vom Reich der Thoren, das Lob der Thoren in ihrem Umanne mit den Menschen sind anders; Lebensart, Sitten, seltene Begriffe, Kunst und Kenntnisse der Menschen fortgesetzt. Die Vermuthung, daß beide Gedichte weder dem Verfasser, noch einem Zeitalter angehören, liegt demnach nahe genug, und kann nicht als grundlos verworfen werden. Wohl in seinem Prolegomenen zu Homer ging aber noch weiter, und weder die ganze Ilias, noch die ganze Odyssee einem andern, daß jede ursprünglich eine Reihe von mehreren jener Gesänge sey. Die Ursache für diese Behauptung zur Zeit Homers war die Sprachveränderung, wenn auch erst im allgemeinen Gebrauch. Wenn aber Homer nicht so konnte es ihm auch nicht einfallen, Werke von solcher Dichtung. Die Griechen waren auch zur Zeit Homers nicht so weit, als zur Abfassung eines so kunstvollen Epochen sein würde: denn ist dieses gleich, zumal in der Ilias, so wenig organisiert, als man sonst gemein hat, so ist es Fall eine sehr künstliche Composition, und die Odyssee noch weit vollendeter. Jedem noch man aber auch ist ein selbst manche Unähnlichkeit, besonders zwischen den erstern und letztern Gesängen. In der Ilias enthalten Ges. 19 — 23 Merkmale ein noch neuen, gegen die vorhergehenden Gesänge fremden Locus, Charakter in Denkweise und Sprache. Vom achten Buch der Ilias an bemerkt man Reste von Aios, wodurch die Aiosodien verbunden werden. Zur Zeit Homers erdicht war die Sprache noch nicht so vollkommen und grammatisch gebildet, als sie in beiden Gedichten erscheint, und nach Herodotus, (Hist. Græc. p. 64.) ist sich auch die Metrik nicht gleich, indem zwischen dem 8ten und 9ten Gesange z. B. sich in dieser Hinsicht ein sehr bedeutender Unterschied zeigt. Das Merkmal aller dieser Forschungen nun ist, daß keine dieser beiden Gedichte weder von einem Verfasser noch aus einer Zeit sey. Man kann auch

nert kleine Ganze darin unterscheiden; wie denn i. B. Gesang 7, 8, 9
 Eine Rhapsodie ausmachen: die Siege Hektors. Andere Stücke machen
 eben solche Ganze, manche derselben sind offenbar, und zum Theil auch
 schon von dem Alterthum anerkannte, spätere Einschübel, i. B. das
 Schiffsverzeichnis, die Wettspiele u. a. m. Es fragt sich nun, wie aus
 diesen an sich verschiedenen kleineren Ganzen endlich zwei große wut-
 den? Jahrhunderte lang erhielten sich diese Stücke durch den Gesang
 der Rhapsoden (daher sie Rhapsodien hießen), und waren die Lieblings-
 gesänge der Ionischen Griechen. Lykurg brachte, etwa ein Menschenab-
 ter nach Homer, von seinen Reisen nach Areta und Arien die erste Sa-
 ge von den Homerischen Gedichten in das Griechische Mutterland. Drei
 Jahrhunderte später fingen die Pisistratiden an, die Werke Homers zu
 sammeln, und veranstalteten, daß sie alljährlich an dem Feste der Pa-
 nathenäen von den Rhapsoden öffentlich vorgelesen wurden. Nach ihrer
 schriftlichen Bezeichnung und Zusammenordnung wurden sie nun in
 mehreren Malen überarbeitet, ergänzt, sorgfältig, und erhielten zuletzt
 durch die Bemühungen der Alexandrinischen Kritiker die Gestalt, aus
 welcher sich der gegenwärtige Text gebildet hat. (Man s. die hiebei zu
 unterscheidenden Perioden bei Wolf S. 22. fg. u. vgl. Schlegel
 h. a. D. S. 175 — 178.) Die hiebei thätigen Gelehrten heißen Dia-
 skeuasten, d. i. Zubereiter, welche auch das Ganze in 24 Gesänge
 nach den Buchstaben des Alphabets abtheilten, was ebenfalls auf eine
 spätere Zeit deutet, indem es früher nur 16 Buchstaben gab. (S.
 Griechische Sprache und Schrift.) Vor diesen Diaskeuasten
 darf man demnach keine Ilias und Odyssee annehmen. Schwerlich
 also haben diese ihre ursprüngliche Gestalt, indem auch bei der treuesten
 Ueberlieferung in einem so langen Zeitraum allmähliche Abweichungen
 unvermeidlich scheinen. Diese wurden noch größer durch die Kühnheit
 der Grammatiker in Berichtigung der Lesarten, und das Betwerfen
 einzelner Stellen war so häufig, daß wohl auch Bücher dagegen geschrie-
 ben wurden. (Schol. ven. ad. 1, 424.) Nicht aber bloß einzelne Stel-
 len, sondern ganze Rhapsodien erklärte die Kritik für unecht. Aus die-
 sem allen urtheile man nun selbst, wie viel wir von dem ursprünglichen
 Homer wissen können und haben mögen. Die sogenannten Homerischen
 Werke erscheinen zum großen Theil als zusammengefügte Bruchstücke
 mehrerer Verfasser, und der Eine Homer verwandelt sich in mehrere
 Homeriden, d. h. in Sänger aus derselben Ionischen Schule (s.
 Griechische Literatur), aus welcher Homer selbst hervorging, oder
 der er wohl gar selbst vorstand. Homeriden aber, gleichsam Abköm-
 mlinge Homers; werden diese Sänger mit Recht genannt, weil ihre
 Geister das Gepräge der schönen moralischen und ästhetischen
 Form Homers, des Meisters der Ionischen epischen Sängerschule, an
 sich tragen. Wenn wir nun dennoch von Homerischen Gedichten
 reden, so geschieht es theils nur aus Gewohnheit, theils weil man an-
 nehmen kann, daß von dem wirklichen Homer, dessen Existenz wir doch
 nicht geradezu abläugnen mögen, der Grund zu diesen Gedichten gelegt,
 und vielleicht auch der größere Theil gegeben sey. Wie diesem aber sey,
 diese ganze kritische Ansicht (die an Harles, Wiedeburg, Wassenberg,
 Ste. Croix, Mannert, Hug, Bouterweck, Schlosser — s. dessen Homer
 und die Homeriden, Hamb. 1798 — u. A. auch ihre Gegner ge-
 funden hat, ohne doch völlig widerlegt worden zu seyn), spricht den
 Homerischen Gedichten mit den Charakter kunstgerechter Epopöen ab,
 in denen eine ursprüngliche künstlerische Einheit, mit strenger Unterord-
 nung aller einzelnen Theile unter einen alles in dem Gedicht umfassenden

das Detail ohne Künsterei und Genauigkeit! *Könn man die Gedichte Homers stets nur mit natürlichem Gefühl gelesen, wie anders würde die viel unabhigen Theorienkramp überall aber suchten die Aesthetiker Wesen des Epos in der Einheit, trauch des Wunderbaren und der Pacht, in der Einmischung des Propädie alles Wissenswürdigen, u nicht, wo es wirklich lag. D*
esagt in seiner Recension von Göthe's Hermann und Dorothea, und nicht ohne vielfache Belehrung wird man lesen, was Herder, zuerst in ten Briefen zur Beförderung der Humanität, über die Humanität Ho-
 id Kunst-
 len seyn,
 n! Fast
 und das
 dem Ge-
 wiß nicht
 er Ency-
 eben da
 Schlegel

mers schrieb. Das Deutsche Publikum hat das Glück, Ilias und Odyssee in einer vortrefflichen Uebersetzung von J. H. Voss zu besitzen, welche alle vorhergehenden, zum Theil sehr schätzbaren, Versuche von Damm, Rüttner, Bodmer, Stolberg, Bürger u. A. weit hinter sich gelassen hat, und welche ganz vollkommen seyn würde, wenn sie auch die Homerische Einfalt völlig erreicht hätte. (Der Scholiast zum Deutschen Homer, des ersten und letzten Bandes erstes und letztes Stück. Jahr VI. der Vossischen Sprachumwälzung. 1798. — Von Radloff. —) Den Frosch- und Mäusekrieg haben mit ungleichem Erfolg übersetzt Damm, Willamov, Piper, Leo v. Seckendorf, Eschen; die Hymnen Stolberg, und zum Theil Seckendorf und Eschen. Von den Ausgaben nennen wir bloß die von Clarke und Ernesti, von Wolf und Heyne; von der Batrachomyomachie haben wir einzelne Ausgaben von Schier und Borheck, von den Hymnen von Jagen, Matthia und Hermann. Zur Erklärung des Homer ist so viel geschrieben, daß die bloßen Titel ein eignes Buch füllen könnten. Was Blackwell, Wood, de Vosch, Köppen, Goeß, Seidenstücker, Groddeck, Drück, Senbold, Schlegel, Jenisch, Schelle u. A. über Homer überhaupt oder einzelne Gedichte oder auch nur Einzelnes in diesen Gedichten geschrieben haben, verdient Beachtung. Zur Einführung in den Zeitgeist Homers besitzen wir Feiths homerische Alterthümer, de Matthes Versuch über die Cultur der Griechen zur Zeit Homers, Halbkarts homerische Psychologie; mehrere Schriften über Moral und Theologie Homers von Heyne, Harless, Delbrück, Hermann, Voss, Wagner, so wie über die Geographie Homers Werke von Schönemann, Schlichthorst, A. W. Schlegel und Voss. Selbst über Medicin, Mineralogie und überhaupt Encyclopädie Homers fehlt es nicht an eigenen Schriften. Statt aller dieser nennen wir nur ein Werk noch, welches den Freunden der Homerischen Dichtungen gleichviel Vergnügen als Belehrung gibt: Homer nach Antiken gezeichnet von W. Tischbein, mit Erklärungen von Heyne. da.

H o m i l i e, die älteste, und den Bedürfnissen des größeren Publikums angemessenste Predigtgattung, ist ein analytischer Religionsvortrag über den biblischen Text, dessen Inhalt er mit seinem Ideengange Schritt vor Schritt verfolgt. Die Homilie macht entweder 1) den Text selbst zum Thema, und bringt, ohne sich an eine streng logische Coordination der Theile zu binden, die einzelnen Gedanken, Situationen und Bilder desselben, wie er sie giebt, nach einander zur Sprache, um sie zur religiösen Belehrung und Erbauung der Zuhörer anzuwenden; oder sie faßt 2) die einzelnen religiösen Momente des Textes unter einem allgemeinen praktischen Hauptgedanken, dem sie sich füglich subordiniren lassen, zusammen, und behandelt sie als Theile des den ganzen Text reflektirenden Themas mit unmittelbarer Anwendung auf die religiösen Bedürfnisse der Zuhörer. Die Predigten der älteren Kirchenlehrer waren nur Erklärungen vorgelesener oder recitirter Bibelabschnitte mit eingeflochtenen Ermahnungen, und weil man diese Vorträge seit dem vier- ten Jahrhunderte **H o m i l i e n** (aus dem Griech.), d. i. Unterhaltungen, Gespräche nannte, erhielt auch die wissenschaftliche Anweisung, christliche Religionsvorträge oder Predigten abzufassen und zu halten, den Namen **H o m i l e t i k**.

H o m m e l, diesen Namen führt eine alte und angesehenere Sächsische Familie, welche durch mehrere große Rechtsgelehrte berühmt geworden ist. Am meisten ausgezeichnet unter ihnen sind: 1) **F e r d i n a n d A u g u s t**, geboren zu Leipzig 1691, studierte seit 1713 Philosophie und Juris-

719 Doctor der Rechte
 uristischen Vorträge mit
 Praxis verband, wurde
 öffentlicher Professor des
 Er war ein eben so vor-
 Seine Schriften zeu-
 rs aber verband er Phis-
 sich um die Reserir-
 ung, Gerichtsacta-
 ten; darüber abzu-

assen (6. Aufl. Halle, 1795. 8.). Sein Andenken hat J. A. Ernes-
 t gefeiert: Memoria D. Ferd. Aug. Hömmel (Opusc. Orator. nov.
 ol. 1000. Lips. 1791.) Er sah mit Vergnügen, wie sein noch berühm-
 ter Sohn 2) Carl Ferdinand beständiger Decan und Ordinarius

urlichen F.
 Schwäche
 722 gebort
 haft bald
 ing in Le
 fentl. Lek
 xcretalen
 ursächlich
 ren so an
 knes Wat
 itisch in 2
 arbeitete
 ehbrte zu
 andlung i
 in Barba
 en suchten
 philosophisc
 us Posteri
 aber besoi
 er Zeit al
 Schriften,
 irkte; fer
 iteratur 1
 tlenen W
 ere und g
 ähren such
 upre jurist
 jurisdprude

irt der Gelehrsamkeit in vielseitige Verbindung, wovon z. B. seine
 Bibliotheca juris Rabbinica et Saracenorum Arabica, seine jurispru-
 dentia numeralibus illustrata, und seine mannigfaltigen akademischen
 Schriften zeugen. Unter seinen zahlreichen Schriften sind vorzüglich aus-
 gezeichnet sein Teutscher Flavius, d. i. Anleitung sowohl bei bürgerli-
 chen, als peinlichen Fällen Urtheile abzufassen (4. Ausgabe, vermehrt und
 verbessert von Dr. E. F. Klein, Valreuth, 2 Bde. 1800. 8.), Rhapsodia
 quaestionum in foro quotidie obventantium etc. Vol. VII. Edit. IV,
 Lips. 1783 — 1787. 4., wovon der siebente Band, von Rössig heraus-
 gegeben, das Leben Hömmels enthält; ferner seine Uebersetzung des
 Beccaria von Verbrechen und Strafen nebst Anmerkungen,
 Breslau, 1778. 8., und sein Buch (unter dem angenommenen Namen

Alexander von Joch) über Belohnungen und Strafen nach Türkischen Gesetzen, 2. Ausg. 1772, Oblectamenta juris feudalls. Lips. 1755, 4. T.

Homocentrisch, was einerlei Mittelpunkt hat. Zwei Kreise sind homocentrisch, wenn sie aus einerlei Mittelpunkt gezogen sind.

Homogen, s. Heterogen.

Honderkoeter (Melchior), der Sohn des ebenfalls als Maler berühmten Egidius Honderkoeter, war geboren zu Utrecht 1636 und starb ebendasselbst 1695. Mit bewundernswürdiger Kunst malte er Thiere, besonders Vögel, deren Gefieder er auf das täuschendste nachahmte. Seine Hintergründe sind wohlgeordnete Landschaften. Sein Pinsel ist weich und voll, sein Strich fest und breit. Die Holländer bezahlten seine Gemälde zu hohen Preisen.

Honthheim (Johann Nicolaus von). Aus einem alten patricischen Geschlecht in Trier, geb. 1701, und auf den Jesuiterschulen daselbst unterrichtet, wo er auch das Römische und Kanonische Recht eifrig studirte. Nachdem er mit seinem Bruder auch einige Jahre die Universität Löwen und Leiden besucht hatte, kam er zurück und wurde 1724 zu Trier Doctor der Rechte, bei welcher Gelegenheit er seine lateinische Abhandlung über die natürliche Rechtswissenschaft und die höchste Gewalt schrieb. Er wählte aus Vorliebe für seine Studien, und Hang zur Einsamkeit den geistlichen Stand, dessen er sich mit frommem Eifer annahm. Bald darauf machte er eine Reise nach Rom. Dort lernte er die Römische Curialpraxis, die Politik des päpstlichen Hofes, und die Mißbräuche der Hierarchie, durch den Augenschein kennen. Er wurde, als er zurückkam, von dem gelehrten Kurfürsten Franz Georg zum geistlichen Rath des Consistoriums zu Trier und bald darauf zum Professor der Pandekten und des Codex ernannt. Letzterer lernte seine Verdienste immer mehr kennen und schätzen, und gebrauchte ihn daher zur Besorgung mehrerer wichtiger Landes- und Kirchengeschäfte, durch deren eifrigste Verwaltung seine Gesundheit sehr zerrüttet wurde. Daher übertrug ihm der Kurfürst eine ruhigere Stelle an dem Consistorium in Trier, und erhob ihn 1748 zum Weihbischof des Erzbischofthums, welche Stelle er bis in sein spätes Alter bekleidete. Als solcher schrieb er seine diplomatische Geschichte von Trier (in lat. Sprache 1750. 3 Voll. Fol. denen noch zwei Bände unter dem Titel eines Prodomus 1760 folgten), ein Werk tiefer und fleißiger historischer Forschung. Mehr als durch dieses aber hat er sich durch den Febronius, oder vielmehr durch sein Buch über den Zustand der Kirche und die gesetzmäßige Gewalt des Papstes, ein Buch zur Vereinigung der streitenden Parteien in der christlichen Kirche, welches er 1763. 4. unter dem erdichteten Namen des Justinus Febronius in Lateinischer Sprache herausgab, als einen kühnen Gegner der päpstlichen Anmaßungen und muthigen Vertheidiger der Freiheit der Kirche berühmt gemacht, und, obwohl er von den Jesuiten erzogen und ein aufrichtiger Verehrer des katholischen Glaubens war, den heiligen Stuhl durch seinen Angriff so erschüttert, daß ihm der Papst, dem er selbst aus reinem Eifer das Werk gewidmet hatte, zornig überall nachspüren und sein Buch durch verschiedene Breve's an die geistlichen Kurfürsten und andere Geistliche streng verbieten ließ. Allein es wurde desto allgemeiner bekannt, in mehreren Auflagen verbreitet, übersetzt und in allen christlichen Staaten Europa's mit Beifall gelesen. Gegen die Einwürfe und Widerlegungen, welche dieses Buch fand, vertheidigte er sich in mehreren folgenden Theilen bis 1774 unter angenommenen Namen.

en lateinischen Auszug daraus. Bald
 after ausgespürt, ohne ihm jedoch we-
 a er genoss, et was weiter anhaben zu
 doch durch ununterbrochene Neckereien
 alt, daß die er sich endlich 1778 zu
 Systems überreden ließ, über welche
 n Rom höchlichst freute, obgleich die
 mehr zu ändern standen. Auch er-
 uf (1781) in einer besondern Latein.
 bestimmt. Honthelm verrichtete seine
 Ende seines edeln, frommen und wohl-
 it den wichtigsten Gelehrten der ver-
 bindung, und genoss überall den Ruf
 rdmigkeit. (S. über ihn und seine
 d. J. 1790. 1. Bd. und 1791. 2. Bd.
 ehten Jahrhunderts von Schlegel,
 T.

Canzler von Frankreich, war 1505 zu
 Sein Vater war Arzt, und, wie seine
 atfagte aber der Medicin und trat in
 die Dienste Carls von Bourbon, Connetables von Frankreich, dessen
 Angelegenheiten er mit Eifer und Redlichkeit vorband, und der ihn
 reichlich dafür belohnte. Seinen Sohn erzog er mit Sorgfalt und ließ
 ihn auf den berühmtesten Universitäten Frankreichs und Italiens studie-
 ren. Michel de l'Hopital entwickelte die ausgezeichnetsten Talente so-
 wohl für die Wissenschaften, als für die Geschäfte. Nachdem er seine
 juristischen Studien beendigt hatte, ward er Auditeur der Rota zu
 Rom, dann Parlamentsrath zu Paris und 1554 Surintendant der Fi-
 nanzen. Mit unbestechlicher Treue und äußerster Strenge gegen die-

1566; das nach der letzten Stadt benannte Edikt war sein Werk. Wie eben diese Maßigung stimmte zu wenig zu dem Charakter der berühmtesten Catharina von Medicis; die Königin ließ ihn von dem Staatsrath ausschließen. L'Hospital zog sich in dem Bewußtseyn seiner redlichen Absichten 1568 auf sein Landhaus zu Vignat bei Ekampes zurück, genoß hier im Umgange mit den Musen und einigen Freunden eines unerwarteten Glücks, das nur von Zeit zu Zeit durch den Abdruck der Berrätungen und Schuel seines Vaterlandes gekört wurde, und starb 1573. Maßlos thätig und ohne Furcht als Staatsbeamter, ein treuer Anseher und aufgeklärter Philosoph, folgte er nur den Grundsätzen der Vernunft und Tugend, und opferte für diese selbst den Ruhm auf. Witten unter dem heftigsten Fanatismus ließ er die Stimme der Menschlichkeit hören, und im Schooße der Anarchie und des Aufruhrs vertheidigte er mit gleichem Muthe das Ansehen des Königs und die Rechte der Nation. Um seine Handlungsweise gebdrig zu beurtheilen, und man sie mit dem Gange der Ereignisse vergleichen; dann wird man finden, daß das einzige Ziel, nach dem er unaufhörlich strebte, die Erhaltung des innern Friedens und gegenseitige Duldung war. Er konnte es nicht erreichen, aber seine edeln Bemühungen verdienen von der Nachwelt anerkannt zu werden.

Horaz. Quintus Horatius Flaccus, wurde geboren zu Venusium oder Venusia, einer Municipalsstadt in Apulien, den 7. Decbr. des Jahres 67 v. Chr. der Stadt Rom, 67 vor Christi Geburt. Sein Vater, ein Freigelassener, aber, wie der Sohn sagt, reines Lebens und Herzens, besaß ein kleines Grundstück, welches er jedoch um des Sohnes willen verließ. Er bemerkte nämlich an diesem Talente, deren Ausbildung er nicht verabsäumen wollte, und so zog er denn nach Rom, wo er entweder Wähler oder Auctionseinnnehmer ward; und nach seiner geringen

Lebung seines Sohnes that. Nicht edlen, des wahren Freien würdigen ihn wie einen Jüngling aus den in wackerer Ertennausseher und da dankbare Sohn selbst (Saturnus pupillus, ein Grammatiker, der die Andronikus erklärte, war der erste eifrig auf das Studium der Griechischen Jahren bedeutende Fortschritte dar. Rom 705 erhielt er die männliche zwanzigsten seines Lebens, ging er fortzusetzen. Während dieser Zeit en Veränderungen. Julius Cäsar

1), die letzten Stützen der sinkenden Republik, verließen Italien, kamen nach Athen, rüsteten sich dort zum Kriege, und nahmen die Römischen Jünglinge, die sich des Studirens halber hier aufhielten, in ihr Heer auf. Unter ihnen auch Cicero's Sohn und Horaz, der im J. R. 711 mit Brutus nach Macedonien aufbrach, während in Rom M. Lepidus, M. Antonius und L. Cäsar Octavianus sich auf 5 Jahre zu Triumvirn der Republik erklärten, und die Provinzen unter sich theilten. Horaz ward in dem Heere des Brutus Tribun, d. i. Oberster einer Legion. (S. Wieland's Einleitung zum ersten Briefe des Horaz im zweiten Buch). Gegen Ende des folgenden Jahres wurde bei Philippo in Macedonien die letzte Schlacht für die Römische Freiheit gekämpft, Brutus und Cassius fielen, und Horaz rettete sein Leben durch die Flucht. Leute, die sich auf

Beherr; Urbanität und Feinheit nicht verstanden, haben aus einer Ode des Horaz selbst (B. 2. Od. 7.) schließen wollen, der Dichter sey auf christliche Weise geklopft; siegreich aber hat ihn Lessing gegen diesen, wie gegen andre Vorwürfe gerettet (Rettung des Horaz s. Lessings sämmtl. Schriften Bd. 3. S. 291 fgg.) Dem Besiegten ward die Freiheit zur Rückkehr angekündigt, und Horaz bediente sich derselben. Sein Vater aber war indeß gestorben, sein väterliches Erbgut eingezogen worden; Armuth, sagt er selbst (Briefe B. 2. Br. 12, 9 fgg.), trieb mich an, Verse zu machen. Ob es mit dieser Aeußerung so ernstlich gemeint sey, als manche glauben, bleibe dahin gestellt; genug, Horaz machte schwerlich jetzt zum ersten Mal Verse (s. Sätze 1, 20, 31.), und machte sie auch jetzt nicht etwa, um Brod damit zu verdienen, welches ihm, wenn auch nur mäßig, die erlangte Stelle eines Quästurschreibers gewährte. (S. Wieland zu Horaz Sa-

menschlichen Dinge erfüllt hat
 schätzigem Leben zu Rom zu e
 Cabinum einem scheinbar ge
 auch seinen Neigungen am me
 Mäcenat brüderliche Liebe zur
 Das von der Meinung Anderer
 der Armut aus, wenn er sie
 befand. Indeß affektirte er e
 strenges, männliches Wesen, u
 zeigte er überall jene ächte Urbanität, welche in jedem Verhältniß de
 eigentümlichen Ton findet, und ohne den Anstand jemals zu verlieren
 oder sich selbst unbillig zu werden, den Anforderungen des Augenblicks
 und der Umstände genügt. Nichts wird leichter verfaßt, als ein sol
 ches Charakter, und darum ist auch Horaz oft genug verfaßt worden.
 Er zeigte verschiedene Bekanten, und man wußte seine wahre nicht zu
 ausfinden. Las man aber nicht den einen seiner Briefe an Mäcenat
 (B. 1. Br. 7.), worin er alles Crustes sich erdient, alles, was er vo
 Mäcenat empfangen, zurückzugeben, wofür ihn dieser nicht auf se, ni
 Weise wolle glücklich sein lassen? Dieses Glück auf keine Weise be
 fand aber in nichts anderem, als in ruhiger Zurückgezogenheit auf dem
 Lande, Genuß der Natur, Freiheit über keine Zeit und Laune selbst zu
 schalten, und sich selbst zu leben. Hätte Horaz nicht so viel Selbststän
 digkeit des Charakters gehabt, so würde er schwerlich so schöne und voll
 kommene Werke hinterlassen haben, denn er würde theils durch ernst
 Studium sich nicht so ausgebildet, theils den dringenden Anforderungen
 seines hohen Freunde nachgegeben, und mehr und anderes gedichtet ha
 ben, als wozu ihn sein Genus antrieb, welchem der Dichter folgen sol
 len soll. Dies wußte Horaz zu gut, um jemals aus der Sphäre der
 lyrischen und didaktischen Poesie h
 gemutbet word. Dann entschuldig
 gentlich überhaupt kein Dichter,
 gegen die Langeweile. Daß dies si
 leicht daraus schließen, weil er die
 und studierte, und in beiden gewöh
 lichen Freize, nicht immer zur Zufri
 seine Neuerungen in Darstellung
 schrey erhoben, wofür es sie gelegen
 hat und hinterlassen vier Bücher
 vier Epoden, die von den Oden sei
 den, indem der zweite Vers immer
 durch den Inhalt, vermöge desse
 kann, in denen er den Archilochi
 Satyren und zwei Bücher Briefe, deren einen man öfters als ein eip
 des Werk unter dem Titel der Poetik anführt. (Man sehe darüber die
 Ausgabe der ars poetica von Schelle, Lpz. 1803, und was sich über
 darüber theils in der A. L. Z. 1800, theils in Habersfeldes Werk
 gesagt hat. In beiden findet man die richtigste Ansicht, zu welcher
 Wieland den Standpunkt angewiesen hat. Mebriens verdienet die
 Ausgaben von Hurd und Meißelberger noch nicht Beachtung.)
 Will man den Horaz als Poetik würdigen, so vergesse man nicht, daß
 er unter den Römern der Erste war, welcher die lateinische Sprache für
 die lyrische Poesie ausbildete, und sie, mit nicht geringerer Mühe, für
 die schweren Griechischen Goldemasse ausarbeitete. Dem anhaltenden
 Studium und der Schaffthätigkeit des Dichters gelang es, einen manchen

often
 konie
 R di
 Andi
 ich,
 Gedie
 ter,
 wut
 hgen
 Diese
 es f
 ren
 ien
 inne
 Die
 Inden
 Lucili
 ihm
 Saty
 weil
 ine
 so f
 Tolo
 heile
 heiter
 Schu
 Naru
 wenn
 legt
 den
 Weie
 der
 Die
 das
 feit,
 wäh
 und
 nicht
 Kenn
 sen,
 gutei
 oder
 liche,
 jeden
 zer
 nicht
 noch
 wenn
 empfi
 und
 heite.
 geher
 ist,
 Rad

ennen, ergreift er zum Schein die Flucht
Ansch, so weit es jedem seine Wunden
brt er plötzlich um, streckt die getrennte
ern todt zu Boden, und entscheidet dal
rrschaft seines Vaterlandes über die 2
er Römer zieht er dann mit den Waffe
ie Stadt zurück. Aber er besetzte die
Schwestermord. Denn als er sich der
em Volk seine Schwester in Thränen kl
eben. Sie brach in Verzweiflung aus
Zamen des Geliebten, da sie den Wal
lbst verfertigt, als blutige Trophäe üb
ängen sah, den sie als Mörder betrachte
aß Klagen über den Geliebten in den
en Sieg sich mischen, stößt in dem R
Schwester den Dolch in die Brust. Mac
ie Römer stets übten, sollte er zum
eschah auch, ohne Rücksicht auf jene
in Vaterland so verdient gemacht ha
lrtheil vollzogen werden, als der Hor
Volk appellirte. Das Volk ertrug de
er, vor kurzem noch von blühenden Kin
ichen Tod des letzten seiner Söhne bei
reier des Vaterlandes wurde also von
och mußte er zuvor, um den Befehl
n versühnen, nach angestelltem Opfer
nem quer über die Straßen gezogenen
Joche) hinweggehen; welches bei den Rb
t geachtet wurde.

Horatius Cocles. Als der Etrurische König Porfenna, zu
welchem die aus Rom vertriebenen Tarquinier geflüchtet waren, im
J. 507. vor Ehr. Geb. gegen Rom furchtbar vordrang, soll nach der
historischen Sage ein muthiger Mann jenes Namens dem Feind fast
allein sich entgegengestellt, und ihn durch lange, tapfere Gegenwehr
so lange aufgehalten haben, bis hinter ihm und auf sein Zurufen die
Liberbrücke abgebrochen war. Dann stürzte er sich, ermattet von Wun
den, mit seiner ganzen Ausrüstung in den Strom, und erreichte, trotz
der ihm folgenden Pfeile des Feindes, glücklich das gegenseitige Ufer
der Liber. Das Vaterland belohnte ihn durch eine Ehrensäule, und
eine Mitbürger nannten ihn dankbar den Retter des Vaterlandes. Er
soll ein Abkömmling der bekannten Horatier (s. dief. Art.) gewesen,
und den Beinamen Cocles daher empfangen haben, daß er im Kampf
in Auge verlor.

Horeb, eine Spitze desselben Gebirges in
nicht weit davon der Sinai liegt, ist durch die
würdig. Die Sinaitischen Wäbche zeigen noch
die Araber Ostabel Musa nennen, den Fels,
Wasser hervorsprang. Nach ihm nannte eine klei
inen Berg zwischen Ledez und Lipnice in Böhmi
ammelten, Horeb, und sich selbst Horebiten.

Horen sind bei Homer Luft- und Windgöttinnen, die Pfortne
ianen des Himmels. Der alte Ionische Sänger gibt keine Anzahl
und keine Namen von ihnen an, eine alte Sage aber berichtet, die
Mühen hätten deren zwei gekannt. Challo, die Hora der El

die und das Frühling, und Herbst, die Lora des Frühlingenden Herbstes, Beide findet man anderwärts auch als Chariten oder Virtuten genannt, die indes eine Zeitlang mit den Lora wenn nicht als entzückt, so doch als eng verwandte, Söhne geachtet haben. Beide waren da oder nicht als bloße Fiktionen des Himmels, sondern Fiktionen der Jahreszeiten; der Begriff von den Lora hatte sich also verändert, aber doch noch nicht so, daß sich die spätere Bedeutung nicht mit Frechheit aus der früheren ableiten ließe. Selbst der Begriff von Wanderschar, welcher mit den Chariten und Lora in der Zeit der Zeit verbunden wurde, entwickelte sich ungewissenshaftig. Lora bedeutete nämlich ursprünglich Lust; wie diesen Begriff verband sich aber 2) der Begriff der Zeit, der bei Homer häufig vorkommt (Lora, bei den Römern die Stunde) hierdurch 3) das Jahr. Immer ist hier noch von keiner Jahreszeit die Rede, und wenn Homer diese bezeichnen will, setzt er hinzu: die Lora des Frühling, Winter u. Sodann aber findet sich in späterer Bedeutung 4) Lora als Jahreszeit des Frühling oder Sommers, und weil diese die höchste ist, 5) als die Zeit der Blüthe des Menschen, der Jugend, Schönheit. Was die Lora und Chariten gemein schaftlich als Söhne der Jahreszeiten gedacht werden konnten, läßt sich leicht erklären, wenn man weiß, daß die Chariten der Epikureer doch die Erreuernden, Freude spendenden, bedeuten. Nur muß man sich hier nicht an die späteren Chariten denken, sondern an die früheren Kithara, Harmonie, die Führer, nämlich des Jahres, und Lust, die Vermehrende, Beschönigung Verschönernde. Wie diese beiden wurden die Römischen Lora oft vermengt, und man unterließ beide noch so, daß man die Lora als die Jahreszeiten überhaupt verstand, die Chariten als die Ausschmückenden derselben ergriff, dachte. Das wieder ist die Schwierigkeit, diesen Wechsel zu erklären, sie vermehrt sich aber, wenn man die spätere Lora bei Hesiod anseht. Ein drittes Dichteres, Pindar der Lyriker, und bezieht: Diese sowie, schickliche Ordnung, und Eirene (Friede) mit den Fiktionen des Himmels, mit den Söhnen nicht gemein haben, daß bei ihnen eine gewisse moralische Idee zum Grunde liegt, springt in die Augen wie bei den Chariten. Da bei diesen die

Wichtigkeit auf das geistige Leben hinweist, so bei ihnen die Idee von dem physischen Befehl auf das geistige Befehl, wobei sie immer noch als Söhne der Schönheit und Lebenswürdigen gedacht wurden. Nur fragt sich, wie es indeß gekommen sein, daß dem politisch-weltlichen Abstracte als Lora so an die Stelle der Zeit- und Jahreszeiten traten, daß doch darüber sich in Verlegenheit gerieten? Ohne Zweifel trat Pindar dies als vermittelnde Idee ein. Die Lora als Zeitbegriffe wurden durch Lora, insofern man früher unter ihr physische Ordnung und Befehllichkeit dachte, besonders im Laufe der Zeit. Die Lora wuchsen anfangs ganz andere Namen haben. Da man nach der Lyriker als moralische Ordnung dachte, legte man ihr nur moralischen Abstracte als Lora bei, und dies verdrängte entweder die früheren Kithara, oder traten an die Stelle der noch namentlichen Söhne. Auch auf diese Weise erhält man aber Schönheit als Söhne der Schönheit, d. h. der Wohlordnung und des Wohl

End. Daß man oft genug alle diese Ideen mit einander vermischt habe, und daß der Mythos von den Horen dadurch sehr verwickelt worden sey, erhellt aus der doppelten Namenreihe derselben bei Hygin, welcher zwei Mal eilf Horen namhaft macht. Und zwar sind die Namen der später genannten von den früher genannten durchaus verschieden. Alle Namen aber sind bedeutende, und untersucht man sie, so findet man in dem ersten Namenverzeichnisse lauter Töchter der Themis als Jahreszeiten und Urheberinnen des bürgerlichen Wohlstandes, in dem zweiten aber die Horen in der engeren Bedeutung als Zeiten des Tages und des Lebens zusammengetragen. Nach der gewöhnlichen Angabe blieben indeß drei Horen,

Welche dem Menschengeschlecht vollzeitigen alles Beginnen,

wie Hesiodus sagt. Die bildende Kunst stellte in den ältesten Zeiten auch nur zwei dar, z. B. am amokläischen Throne. Drei hingegen waren am Throne des Olympischen Jupiter. Auf der Basis eines Leuchters in der Albanischen Villa sieht man sie in der Stellung von Tanzenden, die Kleider mittelst einer in den Seiten gebundenen Schleife in die Höhe gezogen. Die erste Figur trägt eine Fruchtschale in der Hand, und neben ihr liegen Früchte, ein Symbol des Herbstes; die übrigen zwei halten nichts in der Hand, aber zu den Füßen der einen brennt auf erhöhten Steinen ein Feuer, das Sinnbild des Winters, und an der Seite der dritten steigt eine Blume, das Bild des Lenzes, empor. Auf den Köpfen tragen sie Kronen von Blättern. (Winkelmann Monum. ined. N. 47. 48.) Als vier Figuren erscheinen sie auf der vierseitigen Basis eines Leuchters im Farnesischen Palaste (Eben- das. 2, 58), vorzüglich schön und charakteristisch aber auf einem Sarkophag in der Albanischen Villa. (Eben- das. N. 111.) dd.

Horen; s. Gehör.

Horizont (von $\sigma\epsilon\lambda\omega\varsigma$, begrenzen) oder Gesichtskreis, auch Horizontalkreis genannt, ist im Allgemeinen der Kreis, in welchem scheinbar der Himmel von der Erde begrenzt wird. Er ist unter den größten Kreisen einer der wichtigsten. Aufgang, Untergang und Höhen der Gestirne werden bloß auf ihn bezogen, überdies gibt er mit andern größern Kreisen der Himmelskugel merkwürdige Durchschnittspunkte. Er theilt die ganze Himmelskugel in die obere und untere Halbkugel, die, wie aus dem Folgenden erhellen wird, als gleich zu betrachten sind. Seine beiden Durchschnittspunkte mit dem Meridian bestimmen die Mittags- und Mitternachtspunkte, deren Entfernung von einander die Mittagslinie ausmacht. Mit dem Aequator geben seine Durchschnittspunkte den Morgen- und Abendpunkt. Diese 4 Punkte zusammengenommen theilen den Horizont in 4 Quadranten, Viertel. Man unterscheidet in der Astronomie den scheinbaren Horizont von dem wahren. Jener ist die ebene Fläche des sichtbaren Kreises, welche die gekrümmte Oberfläche der Erdkugel an der Stelle berührt, wo der Beobachter sich befindet, dieser aber die ebene Fläche, die durch den Mittelpunkt der Erde und mit dem scheinbaren Horizont parallel geht. Erweitert man beide bis zur scheinbaren Himmelskugel, so ist ihr Abstand von einander das Maasß von einem Winkel im Mittelpunkt der Erde, welcher die Horizontalparallaxe genannt, und desto kleiner wird, je mehr man die Himmelskugel erweitert. Daß bei den Fixsternen keine Horizontalparallaxe Statt finde, ist unter Astronomie und Fixsternen angeführt worden. Die Erde ist in Beziehung auf sie nur ein

Punkt, und es ist eierlei, ob man den scheinbaren oder wahren Horizont als den Ort annimmt, von dem aus man sie betrachtet. Bei Beobachtungen der Sonne, des Mondes und der Planeten kommt aber dieser Umstand allerdings in Erwägung, und man muß dieselben auf den wahren Horizont reduciren. Da die Horizontalebene allemal senkrecht auf der lothrechten Linie steht, so wird horizontal für gleichbedeutend mit wagerecht gebraucht. Horizontalwinkel ist ein Winkel, der in der Horizontalebene gemessen wird.

Horn, Waldhorn, Cor de chasse, Corno di Caccia, ein blechernes Blasinstrument ohne Tonlöcher, aus einer langen, rundgewundenen Röhre bestehend, die sich in einen weiten Schalltrichter endigt, wird mittelst eines metallenen Mundstücks mit einem konischen Keffel und schmalen Rand intonirt. Wegen der Länge seines Rohres steht es um eine Octave tiefer, als die Trompete, hat aber sonst mit dieser vieles gemein, aber einen weiteren Umfang und keine so großen Töne. Um die Töne *b*, *fis*, *a*, welche auf dem Horn mit unserm temperirten Consystem nicht völlig übereinstimmen, nach dem Consystem zu verbessern, und überhaupt Töne anzugeben, welche das Horn von Natur nicht angibt, hat man das Stopfen erfunden, welches darin besteht, daß der Hornist bei Intonation der Töne, durch mehr oder weniger Hineinschieben der Hand in den Schalltrichter, der Luft den Ausgang mehr oder weniger hemmt. Zum Ausdruck des Großen ist es nicht geeignet; aber sanfte, sülze, zärtlichklagende und die Lücken der Saiteninstrumente ganz ausfüllende Töne liegen im Umfang des Horns. Das Studium desselben ist mithin dem Componisten sehr wichtig. Agricola, Tomelli und besonders Stuck gebrauchen es mit durchdringender Kraft und Wirkung. Die Deutschen haben es zur höchsten Vollkommenheit gebracht, haben ihm Klappen gegeben, die Mitteltöne durch das Stopfen erfunden, ja sogar Maschinenhörner gemacht, wo man bloß durch Einsätze in allen Tönen der Musik auf der Stelle begleiten kann.

Indnisse mit den Jacobiner
retirt. Erstine vertheidigte
wo sprach ihn zur Genugthi
sammengerottet hatte, los.
Zilt zu ihrem Deputirten im
Zahl als eines Geistlichen leb
unctionirte Bill erlaubte ihm
ments im Unterhause Sitz zu
den aus, der zum geistlichen
ch Horne Toste rühmlich be
rief an John Dunning und

Hornemann (Friedrich,
im zu dem ehrwürdigen Hofr
er Mann von Hannover, der
erstids studirt hatte, und vert
ituen größern angelegentlichen Wunsch hege, als eine Gelegenheit zu
aden, das innere Afrika bereisen zu können. Dieser junge Ge
hrte, gebildet, hoffnungsvoll, war Friedrich Hornemann. Er
ünschte, der African Association zu London empfohlen zu werden. —
its Blumenbach nach genauer Prüfung fand, daß dies ein wohlüber
mter, reif durchdachter, und selbst von Hornemanns Mutter, einer
würdigen Predigerwitwe zu Hildeshr

enehmigter Plan sey, und nach
ach Hannover nähere Erkundigunge
Resultat gezogen hatte, daß derselbe
orbabe, gleichsam geboren sey: schi
von. — „Wenn der Herr Horneman
chen,“ w
e seinem
rnligten,
i Blumen
iner Com
lest. Hor
im Son
e dortigen
Umgang
orberetun

en, und
London ab, wo er mit Auszeichnun
zetroffene Wahl mit sich selbst un
wgenommen wurde. — Da ihm die
Belehrten in Frankreich sich besprechi
dieses Land seinen Weg zu nehmen.
inen Paß vom Französischen Direct
lemann von London nach Paris ab,
ür ihn interessirte; ohnehin war der
ausgegangen und mehrere Empfehlun
ande stellte ihn dem Nationalinsti
sprach, vor, und man erzeigte ihm, als einem jungen Manne, von
dem man vieles erwartete, große Aufmerksamkeit. Die zufällige Anwe
dnheit mehrerer Französischen Consuls von der nördlichen Küste Afrika's
war von großem Vortheile für seine Absicht: durch Broussonet, damals
estimmten Consul für Rosadore, kam er mit du Roche, Generalcor.
nt zu Langer, und mehreren merkwürdigen Männern in Verbindung;

rührung; die Bekanntschaft mit einem Türkischen Kornlieferanten aus Tripoli ward ihm, außer dessen guten Rathschlägen, auch noch besonders dadurch nützlich, daß er ihm ein Empfehlungsschreiben in Arabischer Sprache an einen bedeutenden Freund in Cairo mitgab. In Marseille, wo er mit einem Schreiben von Lalande an den Astronomen Thullis ankam, schiffte er sich (am 11. Aug. 1797) nach Cypern ein, und ging von da über Limosol und Alexandrien (angekommen das. den 13. Septbr.) nach Cairo (am 27. Septbr.), wo er vorläufig so viel Nachrichten als möglich vom innern Afrika einsammeln wollte, bis er mit den Negergesellschaften, die jährlich von Cashna dahin kommen, um vorzüglich mit den Damascenern zu handeln, in ihre Heimath gelangen könnte. Während seines zehntägigen Aufenthalts in Alexandrien stellte er, trotz der nahe schwärmenden Araber aus den Wüsten, mineralogische Untersuchungen an, fand auch durch einen sonderbaren Zufall in einem dortigen Kloster einen alten freundlichen Mönch, Pater Christianus genannt, einen gebornen Deutschen, der auch im Begriff stand, nach Cairo zu reisen. — Als Hornemann in dieser Stadt ankam, traf er darinn einen Bekannten seines Protectors Blumenbach, den Major Schwarz, mit welchem er gemeinschaftlich den Plan entwarf, die Pyramiden bei Gize oder Djise näher zu untersuchen. Noch war er in Cairo, als die Französische Armee daselbst einrückte; er wurde nebst allen übrigen dort befindlichen Franken sogleich in die Festung gebracht, um vor der Wuth der auf gebrachten Einwohner sicher zu seyn. Nach wieder erlangter Freiheit ward er bald mit Monge und Berthollet bekannt, und durch diese dem General Bonaparte vorgestellt, der ihm viele Achtung erwies, ihm seinen Schutz in Cairo, und wenn er reisen wolle, Pässe und sogar Geld anbot. Nun eilte Hornemann, seinen frühern Plan, in der Rolle eines muhamedanischen Caravane-Kaufmanns mit der Fezzan-Caravane zu reisen, auszuführen; er vereinigte sich mit seinen Fezzaner Freunden, zog auf die Association so viel Geld als er nöthig hatte, um als Kaufmann mit Kamelen, Pferden und Waaren sich zu versorgen, zugleich aber auch mit der Vorsicht, daß er immer der Unbemittelteste unter allen schien, damit er nicht die Habsucht seiner Gefährten reizen möge. Am 12. Sept. 1798 brach die Caravane auf. Aus einem Briefe Hornemanns an den Baronet Banks aus Cairo vom 11. Dec. 1798, ersieht man, daß er damals den Plan hatte, von Fezzan nach Cashna zu gehen, und dann aus dem Herzen von Afrika mit der besten Gelegenheit, sey's westlich über Senegambien oder östlich durch Aethiopien zurückzukehren. Zugleich nahm er einen Negerten, Joseph Freudenburg, einen gebornen Deutschen, als Diener mit sich, der jedoch in Murzuk, Fezzans Hauptstadt, schon starb. — Von Murzuk aus ging Hornemann nach Tripoli, ordnete dort seine Papiere und schickte sie nach England. Von diesem, in Deutscher Sprache geschriebenen, Tagebuche, das jedoch nur eine vorläufige Skizze seiner gesammelten Kenntnisse und Erfahrungen seyn sollte, veranfaßte die Afrikanische Gesellschaft eine Englische Uebersetzung, die im Jahre 1802 als Schluß des zweiten Bandes der „African Researches, or Proceedings of the Association for promoting the Discovery of the interior parts of Africa, London 4.“ erschien, aus der Deutschen Handschrift des Verf. in demselben Jahre von Carl König Deutsch herausgegeben worden ist, und im 7ten Bande der Sprengelschen Bibliothek der neuesten und wichtigsten Reisebeschreibungen 2c., mit Zusätzen von Kennel, sich befindet. Am

1. December 1799 trat Hornemann seine Rückreise nach Syden an. Ehe er Tripoli verließ, händigte ihm der Bascha, bei dem er jenen Türkischen Lieferanten, den er in Paris hatte kennen lernen, wieder fand, einen Paß, worin er ihm einen angenommenen Türkischen Namen beilegte und für einen seiner Geschäftsleute ausgab, in einer öffentlichen Audienz, wo er ihn bei seinem Türkischen Namen aufrief, ein. Von zwei Kameelen, die er mit sich nahm, trug das eine sein Gepäck, Waffen, Lebensmittel, Wasservorrath, Instrumente und Bücher; das andere aber war mit allerlei kleinen Waaren beladen; seine profanen Bücher übergab unser Reisender vorher den Wellen des Nils, und versah sich dagegen sehr vorsichtig mit dem Koran und einigen andern heiligen Büchern. Am 20. Jan. 1800 kam er glücklich wieder in Murzuk an, von wo aus er am 20. Februar und am 6. April an den Baronet Banks schrieb; ein Brief vom 24. März, auf den Hornemann in seinem vom 6. April sich bezog, war leider nicht angelangt; dieser letztere widerlegte jedoch das schon dort einmal sich verbreitete Gerücht seines Todes. — Von Murzuk aus ging er mit einer Caravane nach Burnu ab (am 7. April 1800), und seit der Zeit sind keine sichern Nachrichten über ihn wieder eingelaufen, denn die eine, welche (am 24. Aug. 1804) die Hamburger Zeitung von seiner Rückkehr nach London mittheilte, ward als falsch späterhin widerrufen. I.

Hornhaut, die durchsichtige, aus feinen Platten bestehende hornartige Haut, welche vorn den kleinen Kugelabschnitt des Augapfels bildet. (S. unter Gesicht.) — Die **Hornhautfistel** ist eine fistelartige Krankheit an der Hornhaut. Die vollkommene Hornhautfistel hat an der äußern und innern Oberfläche der Hornhaut eine Oeffnung; die unvollkommene hat nur auf Einer Fläche eine Oeffnung; die einfache hat keinen harten Rand an der Oeffnung, welchen dagegen die zusammengesetzte hat. — **Hornstein**, ein Name verschiedener Steinarten, welche in Ansehung ihrer Farbe, der Durchsichtigkeit oder ihres Gewebes Aehnlichkeit mit dem Horne haben. So werden alle durchscheinende Steinarten, welche im Bruch muschelförmig sind, Hornsteine genannt. Dahin gehören der Achat mit seinen Unterarten, der Korallenstein, auch der gemeine Feuerstein, welcher vorzugsweise Hornstein genannt wird. — **Hornwerk** im Festungsbau, ist ein aus zwei halben Bollwerken und einem Zwischenwalle bestehendes Außenwerk, dessen zwei Bollwerke die äußersten Enden oder Hörner ausmachen.

Horoſcop, ein mit den Tages- und Nachtlängen bezeichnetes mathematisches Instrument. Die Astrologen bedienten sich desselben, um die Stellung der Gestirne bei der Geburt eines Menschen zu bestimmen: Sie nannten dies Nativitätstellen, und hielten es für einflusreich auf die Handlungen und Schicksale der Menschen.

Hörrohr, s. Gehörwerkzeuge (künstliche).

Horst ist in der Jägersprache das zwischen die Aeste aus Holzreißern, Erde, Grasshalmen und Moos gebaute und freistehende Nest der Raubvögel; und beim Landwirthe theils ein im Moorlande liegender erhabener Platz oder Hügel, der auch in nassen Jahren trocken bleibt; theils bei Verbesserung des Sandbodens die ausgegrabenen Klumpen darunter liegenden Thons, wenn derselbe vitriolische Thelle enthält. Um diese vitriolischen Thonklumpen zur Verbesserung des Sandbodens brauchbar zu machen, wird Kalk darunter gemischt, ehe sie dem Sandboden beigemischt werden.

Horus, ein Sohn der Isis, der gewöhnlich als Kind ihr im Schooße ruhend und an ihrer Brust saugend abgebildet wird. (S. Iy-

phon). Außerdem ist Horus, Horus Apollo oder Horapollo der Name eines angeblichen alten Schriftstellers der Ägypter, der über die Hieroglyphen geschrieben haben soll.

Hose, ein ursprünglich Asiatisches Kleidungsstück, das schon bei den Babyloniern eingeführt war, und bei ihnen zugleich die Stelle der Strümpfe vertrat. In Europa finden wir die Hosen zuerst bei den Galliern, an denen sie den Römern so auffallend waren, daß diese einen Theil von Gallien deshalb das behosete Gallien (Gallia braccata) nannten. Bei den Römern selbst wurden sie erst in den spätern Zeiten allgemein; die Strümpfe erkannte man aber nur vor einigen Jahrhunderten davon. Man trug sie bald eng, bald weit, wie die Mode wechselte. Die Pluder-Hosen waren besonders den Krümmbeinigen willkommen. Man ging aber darin so weit, daß man wohl 200 Ellen Zeug zu einem Paar solcher Hosen verwendete. Unbegüterte stopften sie aus. Kurfürst Joachim II. von Brandenburg, der sie verboten hatte, ließ einst einem, den er in dergleichen Hosen erblickte, dieselben aufschneiden, da denn einige Eshffel Kleien herausfielen. Gegen diesen Unfug erriethen Oslander in seinem Hoffahrtsteufel und Musculus in seinem Hofensteufel. Erst unter Ludwig XIV. wurde die heutige Art von Hosen eingeführt. Im Orient tragen noch jetzt auch die Weiber Hosen.

Hose, s. Wasserhose.

Hoseas, der erste unter den kleinen Propheten des alten Testaments, in dessen Canon sein Buch erst nach dem Babylonischen Exil eingetragen wurde, trat im Reiche Israel um 770 v. Chr. Geh. auf, um die Missethäter seiner Zeitgenossen zu rügen und ihnen mit göttl.

Das durch ihre Schuld verletzte Verhältniß in den ersten drei Kapiteln seines Buchs in die den den des Bundes, den Jehova mit den Israelern gelübte Allegorie einer Ehe ein, die ihm in den übrigen Kapiteln behandeln denselben Gegenstand mit Vorwurf, Ermahnung und Trost vorher verflündigt, und die tröstliche Rückkehr des gebesserten Volks mildert das Ende. Sein poetischer Charakter ist Eile von Bild u. Sentenz; nirgend verweilt der Dichter langhaltig aufgeregten Gefühls ruft ihn fort. Die die Rundung, Anmuth und Harmonie, die haet, in geringerem Grade; das öftere schackel seines Stils, und die schroffe Eigenheit seiner an mehreren Stellen dunkel, und die nachts verlegt nicht selten das Zarigefühl. Dessen sch keine unverkennbare Originalität, durch die er Empfindung und durch die Kraft und Fülle

seiner Diction, wenn schon als eine wilde Blume, immer einen vorzüglichen Rang unter den Dichtern des Hebräischen Alterthums behaupten.

Hosensandorden, s. Orden.

Hosianna (Hebr.), d. i. Heil ihm! Hilf ihm (o Gott)! war ein bei den Juden gebräuchlicher feierlicher Glückwunsch für Könige und Helden der Nation, wie unter Wivatusen.

Hospitälcr, eigentlich öffentliche Anstalten, wo mehrere Kranke, kranke und alte Personen zur Heilung, Pflege und Versorgung aufgenommen werden. Sie unterscheiden sich von Lazarethen dadurch, daß die letztern bloß zur Aufnahme kranker Personen, jene aber auch zur

Menschen, sondern auch von dem schnelleren Aufzehren des zum Leben nothwendigen Sauerstoffgases in der atmosphärischen Luft, und der Anhäufung anderer zum Athmen untauglicher Gasarten in derselben, besonders des Kohlenstoff-, Stickstoff- und Wasserstoffgases, herrühren mag. Diese ganz eigene Verderbnis der Luft macht solche Anstalten nicht nur im wörtlichen Sinne zu Stiehhäusern, sondern auch zu Brutnestern bössartiger und ansteckender Krankheiten.

Hospitalfieber, ein eigenes bössartiges Fieber, welchem man gemeinlich in Hospitälern, be- n großen Krankenhäusern, wo vie- geschlossener Luft leben müssen, ann in solchen Spitälern einen ien ansteckenden Stoff erzeugen, liche Krankheit auch bei andern i der Entstehung und Eigenheit egangene Strapazen, Mangel an und Angst besonders aber die zersammenleben vieler Menschen weniger in einem verschlossenen Fieber bei den in Kerkern eingedumpfen Hütten lebenden Men- sig mit Nervenfieber, Typhus u. is ganz feinen Charakter aus- nehmen kann. Das Hospital- hohem Grade das, was man im Nervenfieber begriff, nemlich ad Verletzung der Verrichtun- nämlich, welche es hervorbrin- z des arteriellen und nervösen normale Mischung zunächst des

Blutes und dann der übrigen Flüssigkeiten, woher die Zufälle, schneller, aber schwacher und kleiner Puls, Schwäche in allen willkürlichen und unwillkürlichen Verrichtungen, schlechte Eiterung der Geschwüre, Geneigtheit zu Brand, zu Blutungen, übermäßigen Schweissen und andern Ausleerungen, das eigene Gefühl von Mattigkeit, Irrededen und Verlust des Bewußtseyns, entstehen. Der vom Hospitalfieber erzeugte ansteckende Stoff erregt auch in andern Menschen ein Fieber, welches jedoch von dem ursprünglichen sich verschieden darstellen kann. Hier kommt es nämlich auf Einflüsse der Witterung und Jahreszeit, und auf individuelle Constitution des befallenen Subjectes an, welchen Charakter und welche Form die Krankheit annehmen wird. Bei kräftvollen, jugendlichen, gutgenährten und vollblütigen Personen, bei denen das arterielle System vorherrschend, oder durch erziehende Getränke gesteigert ist, bei trockner, kalter Luft, in einer zu Entzündung disponirenden Witterung und Jahreszeit entsteht ein entzündlicher Zustand des Nervensystems, welcher bis zur Höhe einer Gehirnentzündung steigen kann, nur schnell, aber vollem und selbst etwas härlichem Puls und mit heftigen Phantasiren begleitet ist, und die sogenannten antiphlogistische Heilmethode, Mittelsalze, vegetabilische Säuren, selbst zuweilen Blutausleerung erfordert. Bei andern Subjecten hingegen, deren Unterleibsorgane schon vorher gelitten haben, oder geschwächt sind, bei fehlerhafter Diät, feuchter, ständliche großen Nichte gastrifung, beleer erscheint, oft zur ansteckend andere die Säfte selbst ursprüngl faulichte, selten eine dies Uebe

zeit wird der entbes, besonders die zu das sogenanntgeschwächten Verdauwürgen u. s. w. nel anzeigen, und ergreift aber das a genannten und n verletzende, da so entsteht ein dem man das typhok, zeigt sich indess jedem Kranken tigen Verbindun

gen sich darstellt, bald der, bald jener Theil vorzüglich angegriffen ist, eine Form in die andere übergeht. Daher ist leicht begreiflich, daß weder einerlei Methode, noch weniger ein allgemeines Mittel dagegen anzuwenden ist, sondern daß der Arzt auf den Ursprung und die Entstehungsart, auf die Natur der äußern Einflüsse, auf den Charakter und die Form, auf die vorzüglich leidenden Organe, auf den Verlauf der Krankheit und die in demselben sich ereignenden Veränderungen genau Acht haben, und die Behandlung danach einrichten muß. Die Behauptung, daß von dem Hospitalfieber nur ein Mal ein Mensch angesteckt werden könne, gilt nur von derjenigen Form desselben, als Typhus, welches wahrscheinlich, wie mehrere andere Ausschlagsfieber, sich nur ein Mal im Körper erzeugt. S. Peteschien. Zur Verhütung der Entstehung des Hospitalfiebers trägt am meisten die Vermeidung der dasselbe begünstigenden Ursachen bei, Erneuerung der Luft, Verbesserung der Nahrungsmittel u. s. w., vor allem aber, daß man die Kranken nicht zusammenschichtet, sondern so viel als möglich absondert und vereinzelt. Die Ansteckung hat man durch mineralische Dämpfe zu vermeiden, oder doch zu vermindern gehofft, indem das ansteckende Gift, welches man von ammoniakalischer Natur vermuthet, durch die sauren

ich zeigte er glückliche Anlagen für die Wissenschaft, und machte solche Fortschritte in den alten Sprachen, daß man ihn auf öffentliche Kosten einige auswärtige Universitäten besuchen ließ. Er reiste daher verk 1638 nach Genf, von da nach Frankreich und Holland. Hier studirte er in Erdingen unter Rath. Pastor, und nachher unter einem Jac. Solius mit dem unermüdeten Eifer Orientalische Sprachen. Mit einem reichen Schatz von Kenntnissen kehrte er über England 1641 in sein Vaterland zurück. Im folgenden Jahre wurde ihm die Professur der Kirchengeschichte, für welche er, wie überhaupt für Geschichte und Sprachen, ein ungeheures Gedächtniß besaß, in seiner Vaterstadt übertragen; im J. 1643 die Professur der Katechetik und der Orientalischen Sprachen. In letzteren war er so bewandert, daß er Hebräisch, und, so lange er sich in Leiden aufhielt, auch Arabisch sprach. Seine lehrreichen Vorträge und praktischen Übungen fanden großen Beifall und belebten das Studium der Orientalischen Literatur sehr. Noch mehr verbreitete sich sein Ruhm durch seine zahlreichen Schriften über dieselbe, welche er seit 1644, mit dem seit seinem 24ten Jahre in die Welt schickte. Sein vorzüglichstes Verdienst in diesem Fache besteht darin, daß er mit ungemeinem Fleiße die innere Verwandtschaft der Morgenländischen Sprachen erforschte, und auf den Gewinn, welchen die Schriftklärung daraus ziehen könne, aufmerksam machte, z. B. in seiner Grammatica quatuor linguarum hebr., chald., syr. et arab. harmonica, Zürich 1649, 4; in seinem etymologicum orientale, Frankfurt, 1661, thesaurus phil. s. clavis scripturas Tig. edit. 111. 1696. 4, (durch welches Buch er zum Aufleben des Studiums der Orientalischen Literatur am meisten beigetragen hat), u. a. m.; ferner, daß er mit diesem Studium das Studium der Orientalischen Geschichte und Archäologie in enge Verbindung setzte, und über die Geschichte der Juden und Muhamedaner, wie überhaupt über die Geschichte der Religionen und Secten des Orients, die erste genauere Kunde gab, z. B. in seiner historia orientalis, Tig. 1651 und 1660. 4., promtuarium s. bibliotheca orientalis, Heideib. 1658. 4. u. a., so wie in seiner, bis auf die Geschichte der Reformation gehenden, historia ecclesiastica N. T. Tig. 1651 — 1667. Voll. IX. 8. einem sehr geschätzten Werke, welches nach authentischen Quellen ausgearbeitet, aber nicht frei von manchen religiösen

tur erfahrene Sum-
 standes der Afri-
 tika reisen zu las-
 der Kurfürst den
 erhielt ihn auch.
 endlich 1661 nach
 eines begünstigen
 emtern, ja einige
 beschaft nach Hol-
 dheit, übertragen.
 Universität Leiden
 land zu verlassen,
 er bei einer Fahrt
 de fand. 2) Sein

unter seines Va-
 ters Anleitung seine Studien, bekleidete nachher mehrere geistliche Aem-
 ter, wurde 1698 Professor der Theologie zu Zürich, und starb 1733.
 Sein Leben hat J. Jac. Lavater beschrieben (tempo Helvetica, T. II.
 214) gegeben wird). Unter seinen Schriften wird,
 in, am meisten geschätzt seine Helvetische Kirchenges-
 1708 — 1720. 2 Bde. 4.), durch welche er die Würde
 raupten bemüht
 ung verrathendi
 1708 berühmte
 Mit letztem ist
 Jacob, ein bi-
 tro do divinitio-

ge eben so viel Ver-
 n. Ueber Vater und
 dL, S. 10. u. f., u.
 iseln 3) der erst 1750
 gabe mehrerer Klafsi-
 3. 8.), des Gallust,
 iten, der Charaktere

der Uebersetzungen von Cicero's Wi-
 desophras, in Wielands Alt. Museum u. a. m. rühmlich bekannt.
 Nicht aber bloß als Philolog, sondern auch als Aesthetiker und Litera-
 tor hat dieser eben so scharfsinnige als geschmackvolle Gelehrte sich be-
 deutende Verdienste erworben. Seine vorzügliche Preusschrift: Vera-
 such einer Vergleichung der Deutschen Dichter mit den
 Griechen und Römern (Manb. 1789) gehört zu dem Vorzüg-
 lichsten, was wir in dieser Art besitzen. Außerdem verdienen bemerkt
 zu werden seine Bibliothek der neuesten theologischen, philosophischen
 und schönen Literatur (Zürich, 1733 — 1786. 3 Bde.); über Bod-
 mer (ocroama de I. I. Bodmer, Zürich, 1785, 8.), Salomo Ges-
 mer (Zürich, 1786, 8.). Mit Wieland und Jacobs verbandte er sich
 zur Herausgabe des Neuen Altischen Museum.

Houdart (Antoine de la Motte) — einige schreiben ihn auch
 Houdard de la Motte — ein französischer Kritiker und Dichter, wel-
 cher zu seiner Zeit durch einige Talente Aufsehen zu erregen, sich alle
 Mühe gab. Er war 1672 zu Paris geboren, studirte früher die Rechte,
 aber vertauschte sie bald aus Neugierde und Neigung mit den sogen-
 nannten schönen Wissenschaften. Schon in früher Jugend äußerte er
 große Liebe für das Theater, und führte mit mehreren Knaben seines
 Alters molerische Lustspiele auf. Dabei versuchte er sich auch als
 Dichter zuerst im Lustspiel. Sein erstes Produkt, les Originaux, ou
 Platon, fiel durch, worüber er sich so ärgerte, daß er sich vornahm,
 in den Orden de la Trappe zu gehen. Allein der Abt dieses Ordens
 nahm ihn wegen seiner Jugend nicht auf. De la Motte kam wieder
 nach Paris zurück, und widmete sich dem neuen dem Theater, vorzüg-

T.
 er einige schreiben ihn auch
 Houdard de la Motte — ein französischer Kritiker und Dichter, wel-
 cher zu seiner Zeit durch einige Talente Aufsehen zu erregen, sich alle
 Mühe gab. Er war 1672 zu Paris geboren, studirte früher die Rechte,
 aber vertauschte sie bald aus Neugierde und Neigung mit den sogen-
 nannten schönen Wissenschaften. Schon in früher Jugend äußerte er
 große Liebe für das Theater, und führte mit mehreren Knaben seines
 Alters molerische Lustspiele auf. Dabei versuchte er sich auch als
 Dichter zuerst im Lustspiel. Sein erstes Produkt, les Originaux, ou
 Platon, fiel durch, worüber er sich so ärgerte, daß er sich vornahm,
 in den Orden de la Trappe zu gehen. Allein der Abt dieses Ordens
 nahm ihn wegen seiner Jugend nicht auf. De la Motte kam wieder
 nach Paris zurück, und widmete sich dem neuen dem Theater, vorzüg-

lich der Oper. Diese gelang ihm besser, als seine leblosen Trauerspiele, weil er hier mehrere Kunstgriffe, seine Producte zu heben (i. B. die Verbindung mit figurirten Ballets), anbringen konnte. Den poetischen Geist, der seinen Produkten fehlte, suchte er durch Nachahmung fremder Style, worin er, weil sein eigener charakterlos war, es weit gebracht hat, durch affectirtes Pathos und erkünstelten Enthusiasmus, mit welchem er seine nüchternen Reflexionen übertünchte, endlich durch Abweichung von willkürlichen Regeln seiner Vorgänger, welche er Kühnheit nannte, zu ersetzen. Ueberhaupt war sein Bestreben, in seinen Gedichten, wie in seinen kritischen Werken, der Poesie durch Raisonnement nachzuhelfen. Man lese seine langweiligen Oden. Aber kein französischer Kritiker verbreitete über die Poesie oberflächlichere und schiefere Begriffe, als de la Motte, nebst seinem Geistesfreund Fontenelle. Am meisten hat er die Französische Kritik prostituiert durch seine Uebersetzung oder Umarbeitung der Iliade des Homer (erschien 1714), welche er mit einem faden discours beglückete. In diesem hat er die ernste Absicht, zu zeigen, wie leicht es einem Französischen Kritiker sey, den Homer zu verbessern. Viele behaupten überdies, er habe kein Wort Griechisch verstanden. Die gelehrte Dacier suchte diesen Schimpf in einer Abhandlung über die Ursachen des verderbten Geschmacks zu rächen. In seinen wohlgeschriebenen reflexions sur la critique antwortet er derselben, und sucht sich mit Feinheit etwas zurückzuziehen. Der Streit wurde damals mit allgemeinem Interesse geführt und veranlaßte viele Schriften. Zu seinen kritischen Paradoxien gehört auch, daß er in seiner spätern Zeit allen Versen in der Poesie den Krieg erklärte. Bei den Satyren, welche deshalb und sonst auf ihn erschienen, behauptete er ein gelassenes und fluges Stillschweigen. Seine Fabeln und seine anakreontischen Liedchen werden noch für das beste gehalten. Ueberhaupt kommt sein Verdienst zuletzt auf einen feinen, leichten und correcten Styl und einen fließenden Vers zurück, welchen er durch gehaltene Bilder und manchen guten Einfall auszuschnücken mußte. Immer war die Leichtigkeit zu bewundern, mit welcher er über die verschiedensten Gegenstände raisonnirte. Der Charakter seiner Schriften ist jene unterhaltende Mittelmäßigkeit des guten Kopfs, welche durch geschickte Anwendung äußerer Reize eine Zeitlang mehr Glück macht, als die originellste, tiefste Bildung, wenn sie mit Incorrectheit verbunden ist. Sie sind gesammelt zu Paris 1754 in 11 Theilen in 12. erschienen. Er starb, als Mensch geachtet, zu Paris 1731.

Houris heißen die Jungfrauen von feinerem Stoff, als der irdische ist, welche in Mohameds Paradies eine der Belohnungen der Seligen ausmachen sollen. Sie sind, nach der Schilderung des Korans, von blendender Schönheit, denn Rubinen und Perlen werden beschämt durch sie; keiner Unreinigkeit unterworfen, von keinem Menschen oder Geiste je der Jungfrauschaft beraubt; haben die süßen, schwachtenden Blicke ihrer großen schwarzen Augen nur für den einzigen Geliebten. In unaufhörlich grünenden Gärten findet man sie in Lauben auf grünen Kissen und die schönsten Teppiche hingegossen, und eine Fülle des süßesten Genusses erwartet den Eeligen in ihren umschlingenden Armen. Wie oft aber auch sie den süßesten Genuß gewährten, werden sie doch nie aufhören jungfräulich zu seyn. Man sieht, Mohamed hat nichts gespart, dem slippigen Orientalen auch von dieser Seite sein Paradies reizend zu malen. Er hatte aber ein Vorbild hiezu in dem Parsismus, in dessen Paradies, Behisht und Minu genannt, die schwarzäugigen Nymphen, Hurani behisht, deren Obhut dem Engel Zannpad an-

ertraut ist, ebenfalls nicht im Schatten gestellt sind. Es versteht sich nun aber wohl von selbst, daß hier bloß ein Männerparadies gewalt ist, in welchem die Weiber sich eben nicht zum besten befinden dürften. Sie sollen aber an einen besondern Ort der Glückseligkeit gelangen, wo es ihnen an allen Arten von Vergnügungen nicht man- eln soll. Die von ihren Männern recht innig geliebten Weiber haben

ine S
me l

S
velche
es bei
es bei
ohn
infiel
nd se

er spä... wendete. Er sollte erst in London die Hand- ung erlernen, verließ sie aber, als er sich nach seines Vaters Tod im Besitz eines großen Vermögens sah, auch wegen seiner Schwächlichkeit in diesem Geschäft wenig geeignet war, und machte eine Reise nach Frankreich und Italien. Nach seiner Rückkehr 1752 blieb er einige Zeit in London, und beschäftigte sich dazwischen vorzüglich mit Poesie und Medicin. Schon damals zeigte sich sein hoher Edelmut in Unterstützung der Armen thätig. Die Pflege und Behandlung, welche er von

iner Wittve, bei welcher er wohnte (Sara Loidorn), erfuhr, rührte ihn so, daß er ihr, ob- tab (1753) und sie zu- kernach. 1756 wurde n London aufgenom- das furchtbare Erdbeb- chlossen, nach Portug- das Schiff wurde von- Brest gebracht, wo er- jenschaft lebte, und l-

igenen Augen kennen zu... Interresse, welches ihm- ner seine eigene Erfahrung für dasselbe einflößte, scheint den großen- and edelmüthigen Plan, das Schicksal der Gefangenen- u lindern, in ihm vorzüglich zum Bewußtsein gebracht zu haben. Als er es durch sein Betragen bewirkt hatte, daß er auf sein Ehren- vort nach England zurückkehren durfte, machte er den ersten glücklichen- Versuch durch Vorstellung bei seiner Regierung, den Zustand der Ge- angenen in Frankreich zu verbessern. Dann kaufte er sich ein kleines- Landgut zu Spymington und verheiratete sich (1758) zum zweiten Male.

Der nachherige Tod seiner ersten Wittve, welche ihm einen Sohn hinter-

n. Er ließ- en Carding- r der Armen- ie Versamml- um Scheriff- Stelle setzte- n zu lernen, nnen. Sein- Gemeinen so- Gegenstand- e Erhaltung

dem Manne steht es frei, statt der Houris

dd.
- ausgesprochen Hauerd — ein Name, mit- Andenken eines edelmüthigen Menschenfreun- :igennüthiger, unermüddeter Sorgfalt sein gam- g des menschlichen Elends widmete, war der- anns, geboren zu Hackney, nach andern zu- , wurde in seiner Erziehung streng gehalten, mit jenen Kenntnissen bereicherte zu haben, die

wendete. Er sollte erst in London die Hand- ung erlernen, verließ sie aber, als er sich nach seines Vaters Tod im Besitz eines großen Vermögens sah, auch wegen seiner Schwächlichkeit in diesem Geschäft wenig geeignet war, und machte eine Reise nach Frankreich und Italien. Nach seiner Rückkehr 1752 blieb er einige Zeit in London, und beschäftigte sich dazwischen vorzüglich mit Poesie und Medicin. Schon damals zeigte sich sein hoher Edelmut in Unterstützung der Armen thätig. Die Pflege und Behandlung, welche er von

iner Wittve, bei welcher er wohnte (Sara Loidorn), erfuhr, rührte ihn so, daß er ihr, ob- tab (1753) und sie zu- kernach. 1756 wurde n London aufgenom- das furchtbare Erdbeb- chlossen, nach Portug- das Schiff wurde von- Brest gebracht, wo er- jenschaft lebte, und l-

igenen Augen kennen zu... Interresse, welches ihm- ner seine eigene Erfahrung für dasselbe einflößte, scheint den großen- and edelmüthigen Plan, das Schicksal der Gefangenen- u lindern, in ihm vorzüglich zum Bewußtsein gebracht zu haben. Als er es durch sein Betragen bewirkt hatte, daß er auf sein Ehren- vort nach England zurückkehren durfte, machte er den ersten glücklichen- Versuch durch Vorstellung bei seiner Regierung, den Zustand der Ge- angenen in Frankreich zu verbessern. Dann kaufte er sich ein kleines- Landgut zu Spymington und verheiratete sich (1758) zum zweiten Male.

Der nachherige Tod seiner ersten Wittve, welche ihm einen Sohn hinter-

n. Er ließ- en Carding- r der Armen- ie Versamml- um Scheriff- Stelle setzte- n zu lernen, nnen. Sein- Gemeinen so- Gegenstand- e Erhaltung

der Gesundheit der Gefangenen, die andere die Loslassung und Unterstützung derer betreffend, welche zwar freigesprochen, aber dennoch ungebührender Weise im Gefängniß festgehalten wurden), sondern ihm auch eine öffentliche Dankagung des Unterhauses zuzog. Dieses munterte ihn auch auf, die Untersuchung der Gefängnisse in England zu vollenden. Bald aber erstreckten sich seine menschenfreundlichen Absichten auf ganz Europa. Zwölf Jahre verwendete er zur Ausführung dieses Plans, und reiste in dem Zwischenraume von 1775 bis 1787 vier Mal nach Deutschland, fünf Mal nach Holland, zwei Mal nach Italien, durchflog auch Spanien und Portugal, die Nordischen Staaten und die Türkei. Ueberall war sein Hauptzweck, die Hospitäler und Gefängnisse zu besichtigen, und er scheute weder Kosten noch Gefahr, um diese Gemäcker des Jammers zu untersuchen; ja er soll sich sogar um seine menschenfreundliche Wissbegierde zu befriedigen, in Valladolid erboten haben, einen Monat selbst im Kerker zu bleiben. Ueberall aber fand der einfache, liebevolle und edelmüthige Mann Achtung, und selbst an vielen Höfen (z. B. beim Kaiser Joseph II.) eine ausgezeichnete Aufnahme. Doch schlug er die glänzendsten Einladungen und Vergütungen aus, um nicht den Besuch eines Krankenhauses zu versäumen. Das erste Resultat seiner Reisen war sein bekanntes Werk über die Englischen und ausländischen Gefängnisse und Zuchthäuser, welches zuerst zu Warrington 1777 erschien, und durch seine folgenden Reisen in den spätern Ausgaben, z. B. 1784, eine größere Verbesserung und Vollständigkeit erhielt. (Es ist auch, im Auszuge, Deutsch von Köster übersetzt worden. Leipz. 1790. 8.) Selten hat ein Buch so segensreiche Folgen, wie dieses, gehabt; denn es hat zur Errettung vieler Tausende, welche trostlos im tiefen Kerker schmachten, mit allerhand Krankheiten kämpfen, und so körperlich und geistig sich verzehren mußten, mächtig gewirkt, die Aufmerksamkeit der Regierungen in den gebildeten Staaten Europa's auf diesen wichtigen Gegenstand der Menschheit, auf eine zweckmäßige Verbesserung der Gefängnisse und Correctionshäuser, zuerst hingeleitet, und dadurch zur Besserung und einer menschlichen Behandlung der Gefangenen, besonders in England, Frankreich und Deutschland, beigetragen. (Nach seinen Vorschlägen ist auch späterhin [1793] das Correctionshaus in Philadelphia eingerichtet worden.) Damit war jedoch sein Eifer nicht zufrieden. Er wollte nun, nachdem er das furchtbare Kerkerfieber glücklich bekämpft, auch den Fortschritten der verheerenden Pest sich entgegenstellen. Hier hatte er mit größern Schwierigkeiten zu kämpfen, welche mit dem Besuch der Lazarethe und Quarantainenhäuser verbunden waren. Er nahm in dieser Absicht den Charakter eines Englischen Arztes an, welches zu behaupten ihm nicht schwer wurde, da er früher eifrig die Arzneikunst studirt hatte, überall den Kranken unentgeltlich Hilfe leistete, und mit wichtigen Empfehlungen versehen war. So reiste er 1785 zuerst nach Marseille. Nachher durchwanderte er die Pesthäuser und Lazarethe in Italien und in der Türkei, wobei er sich oft der äußersten Gefahr aussetzte, wie z. B. bei seiner Rückkehr, auf welcher er absichtlich in Venedig die Quarantaine aushalten wollte. Ueberall befriedigte er nicht nur seine Wissbegierde, sondern half und wirkte, wo er nur helfen konnte. Nachdem er sich also von der Natur der Pest und den wirksamsten Mitteln gegen die Seuche unterrichtet hatte, gab er 1789 seine wichtige Schrift über die vorzüglichsten Lazarethe in Europa, mit Nachrichten über die Pest heraus (aus dem Englischen, Leipz. 1791); kündigte aber am Schlusse dieses Werks eine

nach größter Mühe in den Ofen an, um sich in Athen die Kunst kennen zu lernen, und die ihm bekannete Mittel gegen dieselbe zu veruchen. Man muß diese Anordnung selbst lesen, um von dem rührenden, von Vertrauen auf die Vorlesung unterworfenen Eifer, der ihn bewog, ergriffen zu werden. Fast scheint es, als habe er gedacht, daß er sein Vaterland nicht wieder sehen werde. Er verließ daselbst noch 1779 wurde bei einem Krampfbischof in Eberion in der Provinz von einer epidemischen Krankheit angegriffen, und starb den 30. Januar 1780, ein Opfer seiner warmen Menschlichkeit. Sein treuer Diener begrab ihn auf sein eigenes Verlangen in den Garten eines Landhauses, welches einem seiner Freunde, einem Franzosen, dazwischen anvertraut. Ein würdige Trauer erweckte durch ganz Europa die Nachricht von seinem Tode. Das übrige Zeichen seines Verdienstes und seiner Unsterblichkeit. Seine Schriften, wozu auch noch eine Uebersetzung der „historischen Bemerkungen und Nachrichten die Vassalle betreffend.“ auf dem Französischen 1770 (Paris 8 Bänd. 1-3.), eine Uebersetzung des berühmten Gesetzbuchs des Großherzogthums Toskana (1774) und mehrere ph. math. Abhandlungen in den Schriften der eben genannten Societät können, zeigen ihn auch als einen Mann von vielen Verdiensten. Er hat einen Sohn hinterlassen, der wahnsinnig ist. Auch in seinem Testamente soll Howard den Haupterwerb seines Vermögens nicht vergessen und eine große Summe zur Verbesserung der Bedürftigen und Tollhäuser verordnet haben. (Aber ihm über sein Leben erschienen schon zu London 1790; L. E. H. de Grouss. des Prolog 1790, 1ste Band; noch hat Dr. Lelia, einer seiner vertrauesten Freunde, sein Leben beschrieben, überh. 1791). Sein Vaterland hat dem Manne, der sich um die Menschheit so verdient gemacht und mit Verhängung seinerer Eigenschaften einen würdigen Verfall dem europäischen Bewußt seiner Mitte vorzog, ein würdiges Denkmal in der St. Paulskirche zu London errichten lassen.

Quarte (Jean), der einzige Spanische Schriftsteller, welcher über das Medicinische Vaterlandes hinaus als Philosoph berühmt geworden ist. Er war in der ersten Hälfte des 18ten Jahrhunderts zu S. Juan del Rio del Puerto (St. Jean) in Navarra geboren, und lebte noch 1750 als practicirender Arzt, welcher Verfall von der Sammlung seiner philosophischen Beobachtungen sehr begünstigt. Das Werk, welches ihn bei allen philosophirenden Völkern in Europa berühmt gemacht hat, und in viele Sprachen übertragen worden ist, führt den Titel: Examen de los errores; Quarte vertheidigte es bei jeder neuen Auflage, und fand Erlebe. Der scharfsinnige Leistung hielt die Erörterungen und geistreichen Beobachtungen die Bedenken der Menschen reichhaltige Werk einer Würdig, welche auch unter dem Titel: Joh. 1. Abtheilung zu den Wissenschaften 1750, 1. Bändchen Auflage von Ebers (Wittenberg, 1. der Vorrede zu dieser Uebersetzung hat Leistung die Ehre der seiner Nation in ehrenvollem Andenken. Man mochte ihm übrigens den Vorwurf, einem des Proconsuls Lentulus an den Admirsalen E. Beland nach seinem Aussehen beschreiben wird, gemacht zu haben.

Haber. Dieser Name erinnert uns in der literarischen Welt an die große Verdienste, z. B. in der Medicin an den berühmten

Anatomen und Prof. der Anatomie zu Cassel Joh. Jak. Huber (1707 — 1778) in der Schweiz geboren: in der Jurisprudenz an den berühmten Staatsrechtslehrer Ulrich Huber, Prof. der Rechte zu Franeker, geb. zu Dukum in Friesland 1636, gest. 1694, dessen Werk *de jure civitatis* (Lugd. 1667. 4.) für diese Wissenschaft bedeutend ist, und dessen Sohn Zacharias (1669 — 1731); in der Philosophie an eine geniale Schriftstellerin Maria Huber (1694 zu Genf geb., gest. zu Lyon 1759), welche durch einige deistische Schriften, besonders durch ihre *Lettres sur la religion à l'homme* (1739 und 54), welche ins Englische und Deutsche übersetzt worden sind, viel Aufsehen erregte. Auch endlich einen berühmten Maler (Johann Jakob 1668 — 1748) kennen wir, welchen Füesli in seiner Geschichte der Schweizer Maler den Tintoret der Schweizer nennt. Wir zeichnen aber noch folgende besonders aus.

Huber (Joh. Ludwig), ein von keinem Despotismus gebeugter, freimüthiger Vertheidiger des unterdrückten Rechts und gewissenhafter Verwalter seines Berufs. Er war 1723 zu Großheppach, einem Württembergischen Dorfe geboren. Sein Vater, Prediger daselbst, gab ihm eine sehr religiöse und verständige Erziehung. Er studirte erst Theologie auf dem theologischen Stifte zu Tübingen und wurde 1744 Magister der Philosophie. Eine kränkende Zurücksetzung und die lange Erwartung einer Stelle bewogen ihn, dieses Studium mit der Rechtswissenschaft zu vertauschen. Bald wurde er Advokat. Sein Schwiegervater, ein selbst unbegüterter, aber von dem Ministerium geachteter Mann, unterstützte ihn, und verschaffte ihm 1750 die Oberamtei zu Nagold. Von da wurde er 1756 zum Oberamtman in Hebenhausen, und 1762 wegen seiner Brauchbarkeit zum Regierungsrath und Oberamtman in Tübingen ernannt. Der damals in Württemberg regierende Herzog Carl ließ, um die immer wachsenden Bedürfnisse seines kochbaren Hofes zu befriedigen, eine allgemeine Steuerveränderung in Vorschlag bringen. Unter den Oberamtleuten, welche er als seine Werkzeuge gebrauchte, hatte Huber allein den Muth, dem berücksichtigten Minister von Montmartin, welcher ihnen das neue Finanzprojekt vorlegte, freimüthig zu widersprechen; ja er blieb nicht nur standhaft bei seiner Meinung, als ihm dieser schimpflich mit Cassation drohte, sondern er drang auch in die Vorsteher der ihm untergebenen Landescorporationen, welchen er, der erhaltenen geheimen Instruction gemäß, diesen Gegenstand vorlegte, das Ansinnen des Fürsten, ohne Rücksicht auf sein eigenes Wohl zu nehmen, standhaft zu verweigern. Letztere thaten dies auch im Angesicht des Fürsten. Durch dieses Beispiel bewogen, traten auch andere Aemter wieder zurück; die folgenden Rescripte bewirkten nichts. Eine ansehnliche militärische Execution rückte nun in Tübingen ein und besetzte die Stadt. Huber, den man als die Ursache jener Weigerung ansah, und welcher eben an einem hitzigen Fieber darniederlag, blieb unerschüttert. So wurde er ohne Verhör, Urtheil und Recht, unter starker militärischer Bedeckung (1764) auf die Festung Asperg geschleppt. Von allen Seiten aber erhielt er die rührendsten Beweise der ausgezeichneten Dankbarkeit, mit welcher seine Mitbürger den aufopfernden Patriotismus ehrten. Auf Vermwendung des kaiserlichen Ministers und der Landstände wurde er nach 6 Monaten, jedoch mit Verlust seines Amtes, wieder befreit; letztere bestimmten ihm auch eine jährliche Pension von 600 Gulden. Ungeachtet der ehrenvollsten Anträge, welche er von mehreren Orten her erhielt, beharrte er nun in diesem Privatleben, in dem er jedoch nicht aufhörte, durch rechtliche Gutachten und andere Dienstleistungen seinen Mitbürgern nützlich zu

30. Im J. 1768 jag er, seinem Freunde, dem Regierungsrathen in Bermüngen zu Liebe, nach Stuttgart, wo er auch, gesenkt von nem Vaterlande, seinem Freunde nachstarb. Wie dem Verdienste, welches sich Huber um letzteres erwarb, verbindet sich auch ein allgemeines Verdienst um die Deutsche Literatur, welches er sich als religiöser Schriftsteller und Dichter erworben hat. Vorzüglich kann sind seine (in der zweiten Auflage 1777 erschienenen) *Verse* in Reden mit Gott, ferner seine *Oden*, *Lieder* und *Erählungen* (Tab. 1752) und seine vermischten *Gedichte* (Erlang. 1773). Viele seiner geistlichen Lieder sind in mehrere *Wachstagen* und *Gesangbücher* (z. B. in das neue *Württembergische*) aufgenommen worden. Ueber sein Leben hat er selbst geschrieben unter dem Titel: *Einiges von meinem Lebenslaufe*, und etwas von *seiner Ruhe auf der Festung*; ein kleiner *Beitrag zu* er selbst erlebten *Geschichte meines Vaterlandes*. Tab. 798. 2.

Huber (Michael), als *Litterator* und *Uebersetzer* berühmt, machte die *Franzosen* mit den *bessern Werken* seiner Nation, in ihrer Sprache, so gleich der *seinerigen* handhabt, zuerst bekannt. Zwar waren seine *Uebersetzungen* nur *prosaisch*, und es mußte daher den *Originalen* so viel von ihrer *poetischen Kraft* entgehen; allein auch so, und begleitet von seinen *kritischen Bemerkungen* über dieselben, zeigen sie, wie sehr er seine *Originale* verstand, und knüpfen das *Band* zwischen *französischer* und *Deutscher Literatur* fester an. Eben so nützte er durch einen *Unterricht*. Außer den *Uebersetzungen* mehrerer *Gedichte* *Sehers* und hernach seiner *Werke* (Zuric. 1768 — 1772), gab er auch *Choix de poésies allemandes* in 4 Bänden, (Paris die erste *Franz. Anthologie* *Deutscher Gedichte*, er selbst *Poésien von Klopstock, Wieland, & Uebersetzte*, und eine *nützliche Uebersicht* der *Deutschkunst* gab. Ferner *Uebersetzte* er in *verschiedenem* *Wilhelmine* (sehr glücklich gewählt), *an Sellers* und *Kabner*, *Weiners* *phil. U. Campes*'s neuen *Robinson*, die *Raschdowischen* *Wäglich* aber *Winkelmanns Kunstgeschichte* (Außerdem gab er auch *notices générales de grammaires et de peintures rangées par écoles; précédées de l'histoire de la gravure et de la peinture depuis l'origine de ces arts jusqu'à nos jours et suivies d'un Catalogue raisonné et d'une collection choisie d'estampes à Dresde et Leipzig*, 1767, und einen *Catalogue raisonné du Cabinet d'estampes de son Sr Brandes* T. I. et II. Leipzig, 1793 et 96, endlich die *Mannsteinischen Mémoires sur la Russie* heraus, und war *Mitarbeiter* mehrerer gelehrten *Journale*. — Was seine *Lebensumstände* betrifft, so haben wir noch hinzuzusetzen, daß derselbe 1737 zu *Frankenhausen* in *Niederbayern* geboren war, und 1766 die *Erste eines Lectors* der *Französischen Sprache* auf der *Universität* *Luzwig* erhielt, wo er auch 1804 gestorben ist.

Huber (Ludwig Ferdinand), geboren in Paris 1762, gest. in Ulm 1804 als *öb. bair. Landesdirectionsrath*, der *Sohn* des *Vorigen*. Er ward mit einer *unvergleichbaren Harmonie* des *Wesens* geboren, in der sich alle *Wirkthätigk.*, früh oder spät, auflöset, so daß sein *Tafel* endlich in einen *sanften Accord* zu verfallen schien. Er war mit *Schwächen* behaftet wie andere Menschen, aber einer *getrübten Quelle* gleich bedurfte der *Strom* seiner *Seele* nur mit der *Zeit* fortzuschwimmen, so

setzte er das Fremdartige ab, und die klare Fluth floß in ursprünglicher Helle dahin. Er lebte sorglos mit Menschen, die seiner nicht werth waren, in Verhältnissen, für die er viel zu gut war; aber wie der Schwam schwamm er durch die trübe Fluth und entstieg ihr mit silberweißem Gefieder. Die Stürme der Zeit, die Gewaltthaten einiger Lagen seines Lebens, wirkten nie zerstörend auf sein Inneres, weil er es nie mit den Zufälligkeiten verband; er fand überall seinen Heerd, weil er seine Laren: Begnügbarkeit, Treue, Vertrauen, in seinem Innern mit sich führte. So kindlich, so einfach, wie er war, meinte es aber auch das Schicksal gut mit ihm, daß es ihn in Lagen versetzte, wo der Reichtum seines Herzens, die Klarheit seiner Seele in Thätigkeit gesetzt wurde. In ruhigen, alltäglichen, wohllebigen Verhältnissen war ein so empfänglicher, genießender, leichtlebender Mensch vielleicht zum Epikuräer geworden. Sein Vater, ein geborner Baier, gerieth im sechzehnten Jahre nach Paris, blieb dort bis nach vierzigste und heirathete eine Pariserin, mit der er sich endlich in Leipzig niederließ. Der Baier war im langen Umgang mit den geistreichsten Gelehrten und Schriftstellern jener Zeit zum lebenswürdigen Franzosen geworden, und seine Frau hatte bei ihrem Tode, nach einem fast vierzigjährigen Aufenthalt in Leipzig, noch nichts von einer Deutschen annehmen können. Michael Hubers Sohn war auch sichtlich eine fremde Mischung. Ihr vielleicht hatte er die Harmonie und Klarheit seines Wesens zu danken. Leicht beweglicher gallischer Sinn mit Deutscher Innigkeit waren in ihm aufs schönste vereint. Allein der Bediegenheit seines Unterrichts mochte das Fremdsenn in Deutscher Gelehrsamkeit von Seiten des Vaters geschadet haben, so wie ihm hingegen durch seine Französische Nationalität die Urbanität des Betragens, besonders im häuslichen Verhältniß, die durch sein Alter aufgehobne kindliche Ehrfurcht gegen seine Aeltern, und die Leichtigkeit, das Leben zu verschönern, zu Theil geworden war. Die Klarheit seiner Seele und sein vortreffliches Gedächtniß hätte ihn zu strengen, schulgerechten Studien geschickt gemacht, ob sich aber dabei sein Geist so frei und eigenthümlich ausgebildet hätte, ob er so partei- und vorurtheilalos die Verhältnisse und Schicksale der Menschen aufgefaßt hätte, ist wohl schwer zu entscheiden. Geist, Güte, Lebenslust waren die Hauptzüge seines Charakters; nur auf kurze Zeit, nur gewaltsam konnte seine innere Harmonie getrübt werden, so daß uns sein Leben wohl wie das Flattern eines bunten Schmetterlings vorkommen kann, der von hellen zu dunkeln Blumen, auf die Myrthe wie auf die Zypresse vom leichten Fittig sich tragen läßt. Rüste aber das Schicksal ernst, so war in der heitern, genießenden Seele eine unbegreifliche Festigkeit des Willens, Theilnahme und Ausdauer. Allein er trug dann seinen und anderer Kummer eben so anspruchlos, war hülfreich in einem so kindlichen Unbewußtseyn seines Verdienstes, wie er unberechnend das Gute genoß und mittheilte. Seine ganze Lebenszeit war eine fortschreitende Entwicklung dieses Charakters; aber die Fortschritte hatten keine andre Merkzeichen, als die ins Unendliche wachsende Liebe seiner nähern Umgebungen. Wie daher der Tod ihn so unerwartet ergriff, trat ihnen allen das Bewußtseyn vor die Seele voll Jammer; er mußte zum Engel werden, denn er war als Mensch nun vollendet. So schmeichelnd der Ton, so freundlich die Farben im Bildniß dieses innigen, kindlichen, geistvollen Menschen sind, so viel Gewaltthätiges und dauernd Trübes mischte sich in sein Schicksal. Er war seiner Aeltern einziger Sohn. Die Gunst des Sächsischen Ministers der auswärtigen Angelegenheiten beförderte ihn im drei und zwanzigsten Jahre

Die Männerkraft ergab er sich in sein Schicksal und der graue Würger erschien bald seinem liebenden Kinderauge wie der Genius, der hringend seine Fackel hinabsenkt. Er ward unendlich beweint, aber in Schatten umschwebt die Weinenden mit den Zügen des Lebenden und deutet heiter auf eine Welt hin, wo sein Glaube, daß alles Menschliche göttlich, und alles Göttliche menschlich ist, gelohnt ward. H. g. H.

Zu dieser Schilderung von einer edeln Hand fügen wir nur noch einiges über die literarische Thätigkeit Hubers hinzu. Der gelebte Umgang mit in- und ausländischen Gelehrten, welchen Huber in seinem väterlichen Hause täglich genoß, hatten auf die Entwicklung Hubers, namentlich auf seine ästhetischen und politischen Ansichten, den entschiedensten Einfluß und erweiterten seine Kenntniß der neueren Literatur, welche er in großem Umfange besaß. Seine Schriften charakterisirt daher auch jene geistreiche Leichtigkeit, die das Talent allein durch lebendigen Umgang, nicht durch Bücher erworben. Dennoch hat sich Huber weniger durch Werke von poetischer Eigen-

schämlichkeit, als vielmehr durch glückliche Bearbeitungen und geistreiche Kunstkritiken rühmlich ausgezeichnet. Schon früher interessirten ihn vorzüglich die klassischen Werke der Englischen Literatur, und aus dieser Quelle floß seinem Talente reichhaltiger Stoff. So gab er schon 1785 *Et helwolf oder: der König sein König*; ein Schauspiel in 5 Aufzügen, nebst vorläufigen Anmerkungen über Beaumont und Fletcher und das ältere Engl. Theater überhaupt heraus. Dann bereicherte er auch die Deutsche Bühne mit mehreren guten Bearbeitungen der besten Französischen Lustspiele, wozu vorzüglich das beliebte Lustspiel *offene Fehde* (Mannheim, 1788), *der tolle Tag oder Figaros Hochzeit*, aus dem Französischen des Beaumarchais (Leipzig, 1785), *die Abenteuer einer Nacht* (Mannheim 1789,) und andere in seinem *Neuereu Französischen Theater* (3 Bände Ep. 1795 — 97) gehören. Auch machte er die Deutschen mit mehreren andern Produkten der neuern Französischen und Englischen Literatur bekannt, z. B. *Du Clos* geheimeu Memoiren zur Geschichte der Regierungen Ludwigs XIV. u. XV., mit Einleitungen und Anmerkungen 3 Thle. (Berl. 1791 — 93). Unter seinen Originalschauspielen hat nur das *Heimliche Gericht* (neue Aufl. Berl. 1795) Aufsehn gemacht, so lange der Stoff desselben in der Mode war. Glücklicher war er in seinen Erzählungen (drei Sammlungen Braunschw. 1801 u. 2 und in mehreren Almanachen und Zeitschriften, die er herausgab), welche zu den besten Erzählungen der Deutschen gehören. In der Kunstkritik nahmen seine Recensionen in der *Allgemeinen Literaturzeitung*, welche auch in seinen vermischten Schriften (2 Thle. Berl. 1793), begleitet von einer trefflichen Abhandlung über Kritik, hauptsächlich in Beziehung auf den Zustand und nationalen Charakter der schönen Literatur in Deutschland wieder abgedruckt worden sind, einen ehrenvollen Rang ein. Nicht minder geschätzt sind seine übrigen Schriften, z. B. *Friedenspräliminarien*, 10 Bde. (Berl. 1793 — 96), und die politischen Zeitschriften, *Elio*, die *Europ. Annalen*, die *Allgem. Zeitung* unter seiner Redaction u. m. a.

Hubertsburg. Dies königl. Sächsische Schloß, im Leipziger Kreise, ehemals prächtig, jetzt in einem fast unbewohnbaren Zustand; ist in der Geschichte durch den daselbst am 15. Febr. 1763 zwischen Preußen, Oestreich und Sachsen geschlossenen Frieden, welcher den sogenannten siebenjährigen Krieg, oder den dritten Schlesißen, beendigte, berühmt geworden. **S. Siebenjähriger Krieg.**

Hübner (Johann), ein sehr verdienster Schulmann des vorigen Jahrhunderts, durch seine in allen Schulen gebrauchten historischen und geographischen Werke, und durch seine zweckmäßige Erfindung, die Landcharten methodisch zu illuminiren, von welcher der berühmte Homann in Nürnberg, seit 1702, den ersten Gebrauch machte, vorzüglich bekannt. Um seine Verdienste gerecht zu beurtheilen, muß man sich in seine Zeit versetzen, denn in manchem Irrthum seines Zeitalters war auch unser Hübner befangen. Doch läßt sich aus der auffallenden Menge der Auflagen, welche seine Schriften erlebten, auf das Bedürfniß derselben zu ihrer Zeit mit Recht schließen. Es erhielten z. B. seine kurzen Fragen aus der alten und neuen Geographie noch bei seinem Leben (seit 1693) 36 Auflagen, und wurden in die meisten der neuern Sprachen übersetzt. Auch wurden seine kurzen Fragen aus der politischen Historie bis zum Ausgang des siebenzehnten

Seculi 10 Bände 12. (1697 — 1702) seine ganze Historie der Reformation in fünfzig Reden 1730. 12., seine sehr brauchbaren Genealogischen Tabellen und kurze Fragen aus der Genealogie 1708 und 6 Bände Supplemente zu den übrigen Werken 1708 — 1752, ferner ein kleiner Atlas scholasticus, Nürnberg bei Homann 1719 Fol., eine ausführliche Nachricht von dem Hamburg, Museo geographico (1722), und endlich Hamburgische bibliotheca historica, 10 Thle 1715 i. f. welche er mit Fabricius und Richer bearbeitet hat, mit vielem Beifall gebraucht; wozu gewiß auch der treuherzige einfache Ton derselben beitrug, mit welchem er selbst Märchen, wie Geschichte, faßlich und angenehm erzählte; denn er hatte die meisten seiner Schriften für den Schulunterricht bestimmt, und wollte in denselben eine leichte, zugleich belehrende und unterhaltende Uebersicht dessen geben, was ihm für seine Zeit wissenschaftlich schien. Er ward geb. zu Torgau, ohnweit Zittau, (nicht wie andere berichten in Torgau) im J. 1668, studirte seit 1689, und lehrte darauf öffentlich Geographie und Geschichte auf der Universität Leipzig, ward 1694 Rector in Merseburg, dann 1711 Rector an dem Johanneum zu Hamburg und starb als solcher 1731. Auch in der Poetik und Rhetorik ist er durch sein Reimwörterbuch (erschienen 1696, 8., wiederholt und mit einer kurzgefaßten Anleitung zur Deutschen Poesie unter dem Titel J. Hübners neu vermehrtes poetisches Handbuch, Lpz. 1712) und durch seine oratorischen Fragen (5. Aufl. Lpz. 1709), noch mehr aber in den ältern Deutschen Schulen durch seine beliebten biblischen Historien (seit 1714 in mehreren Auflagen, Uebersetzungen und Bearbeitungen) bekannt. Das reale Staats- Zeitungs- und Conversationslexikon aber, wie auch einige andere Werke, welchen man zur Empfehlung seinen Namen vorgesetzt hat, sind nicht von ihm, sondern nur die Vorreden zu denselben. Sein Sohn, Johann Hübner, Advokat in Hamburg, † 1753, hat mehrere seiner Schriften revidirt, fortgesetzt und von neuem herausgegeben, z. B. das Museum geographicum, welches ein brauchbares Verzeichniß der besten Landkarten ist. Hamb. 1746. Lestere gab auch selbst einige nützliche historische und geographische Werke, z. B. Bibliotheca genealogica Deutsch Hamb. 1729. 8., und eine vollständige Geographie 3 Thle. Hamb. 1745 heraus, welche mehrmals aufgelegt worden ist.

Hudson 1) (John), ein berühmter Englischer Philolog, geb. 1660 zu Wedehop in der Provinz Cumberland, studirte zu Oxford Humaniora, wurde nach 1684 Professor der Philosophie und der schönen Wissenschaften, seit 1701 Bibliothekar der Bodleianischen Bibliothek zu Oxford, und seit 1712 Vorsteher des Mariencollegiums, starb 1719. Von ihm sind mehrere treffliche in Oxford erschienene Ausgaben Griechischer Klassiker mit kurzen Anmerkungen z. B. des Thucydides (1698), des Dionys. von Halikarnas (2 Vol. 1704 fol.) des Longin (1710 und 1718. 8.), besonders aber der sog. kleineren Geographen (1698 — 1712. Vol. IV. 8.), der zum ersten Mal herausgegebenen Atticismen des Moeris (1712, 8.), und des Flavius Josephus. Letztere Ausgabe wurde nach seinem Tode von seinem Freunde Hall vollendet (erschien 1720. 2 Bde. Fol.), welcher derselben auch das Leben Hudsons vorsetzte. Auch hat er den Velleius Paterculus (1693 u. 1711. 8.) zwei Mal, und ein Mal die Aesopischen Fabeln (1718) herausgegeben. Die chronologischen Tabellen zu den Ausgaben der genannten Historiker sind von Heinrich Dodwell geliefert worden, doch wird ihm selbst eine introdu-

tio in chronographiam s. ars chronologica in epitomen redacta (1691. 8.) zugeschrieben. 2) Thomas, ein Englischer Portraitmaler (geb. 1691, † 1775), Lehrer des berühmten Reynolds. 3) Henry, ein berühmter Englischer Seefahrer, welcher vier große Reisen in die Nordsee unternahm, um einen Weg nach Japan und China zu entdecken: die erste 1607, die andere im folgenden Jahre. Ohne sich von dem unglücklichen Erfolge seiner Forschungen abschrecken zu lassen, unternahm er dieselbe Reise auf Kosten der Holländischen Compagnie zum dritten Male 1609. Er reiste von Amsterdam aus, und nahm seine Richtung nach Nova Zembla, aber das Eis hinderte ihn, seinen Plan weiter zu verfolgen; 1610 lief er auf gemeinschaftliche Kosten einiger Partikuliers von neuem aus, um zu untersuchen, ob es nicht in Westen der Davidsstraße einen Weg ins Südmeer gebe. Er kam auf dieser Fahrt bis an den Eingang des an der nördlichen Küste von Canada gelegenen Meerbusens, welchen die Engländer nach ihm die Hudsonsbay nannten, und gab der ganzen umliegenden Gegend den Namen Neubritannien. Hudson faßte den Entschluß, im südlichen Punkte dieser Gegend zu überwintern, um im folgenden Frühlinge seine Entdeckungen weiter zu verfolgen, hatte aber nicht genug für Vorrath an Lebensmitteln gesorgt, um in dieser öden Gegend so lange verweilen zu können. Er würde auch wahrscheinlich mit seiner ganzen Mannschaft umgekommen seyn, wenn ihm nicht die Vorsehung unerwartet durch einen Zug von Seevögeln zu Hilfe gekommen wäre. Mit Wiederkehr des Frühlings setzte er seine Forschungen einige Zeit fort, sah sich aber endlich genöthigt, seine Untersuchungen aufzugeben, und nach Europa schnell zurückzukehren. Mit Thränen im Auge vertheilte der unglückliche Hudson den geringen Vorrath, der noch übrig war; lief aber in der Verzweiflung über seine Lage die unvorsichtige Drohung hören, er werde einige seiner Leute im Lande zurücklassen. Die Verstocktesten unter diesen bemächtigten sich daher seiner bei der Nacht, banden ihm die Hände auf den Rücken und gaben ihn so, nebst seinem Sohne und den sieben kränksten seiner Leute, die ihm anhängen, in seiner Schaluppe der Willkühr der Wellen oder den Anfällen der Wilden Preis. Vergebens waren die Nachsuchungen, welche die Engländer später um seinetwillen anstellten. Schon im J. 1712 wurde der Capitain Thomas, um ihn aufzusuchen, ausgesandt, welcher Hudsons Entdeckungen weiter verfolgte.

Hudsonsbay (s. den vorigen Artikel No. 3.). Dieser nach Hudson benannte Meerbusen wurde nach ihm durch mehrere Seefahrer, z. B. Capitain Thomas Button, Robert Bylot und Thomas James, weiter entdeckt. Zu einer festen Niederlassung und Besitznahme der an der Küste derselben gelegenen Länder war der Boden nicht einladend genug. Doch lernten zwei Franzosen von Canada aus einen Weg dahin kennen, durch welchen sich ein einträglicher Pelzhandel einrichten ließ. Sie wendeten sich daher nach England, und fanden bei einer Gesellschaft reicher Privatleute Unterstützung. Carl II. schenkte dieser Gesellschaft 1669 die ganze Hudsonsbay nebst den daran gelegenen Küstenländern zum Eigenthum. Die Eifersucht der Franzosen machte mehrere Versuche, die Hudsonsbaygesellschaft, deren Handel immer ausbreiteter wurde, zu zerstören, und schickte (1685) mitten im Frieden den Ritter de Troupes aus Quebec zu Lande gegen ihre Factoreien, welcher die Engländer von allen ihren Besitzungen daselbst, dem Fort Nelson ausgenommen, vertrieb. Erst Wilhelm III. konnte der Gesellschaft (1693) den erbetenen Beistand leisten und in dem Utrechter Frie-

en ersehten die Franzosen allen Ansprüchen auf die Hudsonsbay. Seitdem ist der Handel daselbst sehr emporgekommen, so daß das ursprüngliche Capital der Gesellschaft von 20,500 Pfund Sterling seinen 10 Interessenten jährlich auf 200,000 reinen Gewinn tragen soll. Die Besitzungen der Engländer bestehen jedoch nur in einzelnen an dem Ausflusse der größten Flüsse angelegten und gegen die Angriffe der Wilden

befestigten Factorien
großen Schaaren d
ie Canadischen Ha
haawilden, die ja
ie Fallwilden, ode

Hufeland,

n Langensalza den
ind Leibarzt des H
praktischer Arzt in
Jena, bekam in de
Leibarzt, und (im
Preußen, Director,
ste mit dem Titel
ete sich gleich vom
großen Anfang sein
genicvolle Anwendu
genau den Geist der
er Elektriker das G
ieferte eine Monog
krankheit und verbes
ames Mittel, die s
ektimpfung, so w
Blattern, gewann
and künstlichen Bl
worben, auf die U
fahr, Scheintödtel
ben. Als Lehrer de
angenehmer und leh
menschenfreundliche
and Herausgabe des
in wahres Verdien
klärung über nähere
verschaffte, sondern
Anwendbarkeit der
Systems verwickelt
diger Denker war,
Fenhafte Theorie an
Wahrheitsfreund, u
ienet Systems und
Er that jedoch dieses
and Gleichmuth: S
Bröwn'sche Lehre ho
mehreres davon auf.
Heilkunst sehr viel b
durch das in der g
kunde (angefangen
rwarb er sich ein
Lehrer über Diätetik

Folge die Makrobiotik entstand, die eine Aufnahme fand, welche in neuerer Zeit selten einem Buche zu Theil geworden; es wurde nicht nur in wiederholten Auflagen verbreitet, sondern auch in mehrere Sprachen übersetzt.

Hugdieterich, einer der Helden im zweiten Theile des sogenannten Heldenbuchs, und als Vater des Haupthelden von besonderer Wichtigkeit. Er war ein mächtiger König zu Constantinopel, Sohn des Attenus, Königs in Griechenland, welcher auf seinem Todbett dem Herzog Bechtung die Erziehung seines Sohnes anbefahl. Dieser verlangte, als er erwachsen war, daß Bechtung ihm eine Gemahlin vorschlage, und Bechtung schlug Hilburg, die Tochter des Königs Waligund zu Salneck vor; eine Prinzessin von ausnehmender Schönheit und Tugend. Da aber leider ihr Vater, um sie keinem Könige zu geben, sie in einen hohen, stark vermauerten Thurm eingesperrt hatte, und der Prinz noch zu jung ist, als sie mit Gewalt zu befreien; so nimmt man zu List seine Zuflucht. Hugdieterich läßt sich im Spinnen und Wirken unterrichten, nimmt dann weibliche Kleidung und zieht mit einem Gefolge von 50 Rittern, 400 Kriegern und 36 schön gekleideten Jungfrauen nach Salneck, wo er sich für eine von ihrem Bruder, Hugdieterich, vertriebene Griechische Prinzessin ausgibt, und den König um Schutz und Aufnahme fleht. Er wird aufgenommen, und, ungeachtet des Argwohns der Königin, als Prinzessin Hiltgund der schönen Königstochter zur Gesellschafterin und Lehrerin gegeben. Zwölf Wochen lebt er bei dieser in dem Thurm, ohne sich zu entdecken; nun aber hält er sich nicht länger, umfängt die Prinzessin und bekennt seine Liebe. Ein Jahr lang dauert ihr süßes Geheimniß, bis die Prinzessin sich Mutter fühlt. Um eben die Zeit kehrt Bechtung mit seinem Gefolge zurück, die vermeinte Hiltgund gibt vor, ihres Bruders Zorn sey gestillt, und Bechtung solle die Schwester zurückbringen. Von der Geliebten aber nimmt er Abschied, und verabredet mit ihr, sie solle in geheim gebären, wenn's ein Sohn sey, denselben heimlich taufen lassen, Dietrich nennen, und zu ihm senden; er werde dann kommen, die Geliebte befreien und als Gemahlin heimführen. Der Wächter des Thurms wird ins Geheimniß gezogen. Ein Jahr vergeht dem Liebenden in Sehnsucht und Trauer, und die Geliebte theilt beide mit ihm, bis sie von einem Knaben entbunden wird. Bis hieher ging alles gut. Als aber eines Tages die Königin ihre Tochter zu besuchen kommt, ist die Verlegenheit groß, wohin man das Kind einstweilen bringen solle. In ein Seil gebunden läßt es der Wächter in den Burggraben hinab. Da die Prinzessin Krankheit vorschickt, bleibt die Mutter den ganzen Tag bei ihr; in dieser Zeit aber kommt ein Wolf, findet das Kind, trägt es in den Wald, und wirft es seinen Jungen vor, die indeß zum Glück noch blind sind, und von der Milch der alten Wölfin hinlängliche Nahrung erhalten. Jetzt kommt der Wächter, das Kind zu holen, und findet es nicht. Er bleibt die Nacht aus, und gibt am Morgen bei der Prinzessin vor, er habe es einer Amme übergeben. Am eben diesem Morgen aber geht der König auf die Jagd, trifft auf den Wolf, verfolgt ihn bis in seine Höhle, findet dort den Knaben, und bringt ihn der Königin, die ihn einer Amme übergibt. Bei einem Besuch erzählt sie den Vorfall ihrer Tochter, welche aufmerksam und unruhig wird. Er dringt in den Wächter; dieser gesteht, fügt aber die Vermuthung bei, das gefundene Kind möge wohl das ihrige seyn. Die Prinzessin bittet ihre Mutter, das Kind zu sehen, und an einem kleinen Kreuz erkennt sie es. Nicht länger vermag sie nun, der Mutter das Geheimniß zu

verschweigen, die der Entdeckung froh, es auch dem Könige mittheilt, welcher, anfangs ungläubig, bald überzeugt ist. Da seine Räthe ihn des Eides, seine Tochter keinem Könige zu geben, entbinden, so sorgt er zuerst für die Taufe, in welcher das Knäblein Wolf die genannt wird. An den Vater werden Boten gesandt, daß er die Braut heimzuholen. Mit zahlreichem Gefolge zieht er nach Salneck, führt seine Braut nach Constantinopel, wo er mit großem Gepränge vollzogen wird. Im folgenden Jahre wird dem Gemahl noch zwei Söhne, Bagen und Wasimung ward Lehrer und Erzieher aller drei Brüder, die sich eifrig hervorthaten, doch keiner mehr als Wolfdieterich, der Held des ganzen Gesanges, dessen romantische Abenteuer in einem eignen Artikel erzählen werden.

Hugenotten. Dieser Name, den die Katholiken spottweise den Calvinisten in Frankreich gaben, wird verschieden abgeleitet. Nach einigen ist er von dem Worte huguots (das aus dem Deutschen Eidgenossen sich gebildet hatte) entstanden, womit im Anfange des 16ten Jahrhunderts die protestantischen Bürger in Genf, welche mit dem Bischof und den Katholiken in Streit lagen, und diese endlich vertrieben, sich bezeichneten. Mehrere Französische Schriftsteller von der entgegengesetzten Partei haben andere, zum Theil gehässige, Ableitungen dieser Benennung versucht; z. B. die Ableitung von dem König Hugo, einem Kobolde, womit man die Kinder in Lorraine schreckte; der sollte des Nachts in einer außerhalb der Stadt Tours gelegenen Gegend, wo die Protestanten ihre nächtlichen Zusammenkünfte hielten, herum reiten. Castelnau Mauvissiert will, das Wort stamme von dem Namen einer alten geringhaltigen sehr kleinen Scheidemünze aus Hugo Capet's Zeit nicht so v
Münze vor
ten (1525
Zwingli ih
verbreitete
gleich Frai
Hinrichtun
Heinrich I
gen sie ger
Margareth
damaligen
tigen Ver
wollten sic
bereichern,
Volks sich
Prinzen vi
Franz II.
Unglück si
parteien, u
hörten zur
und wo möglich zu vernichten; setzten die Guisen die Verfolgung der Ketzer mit wilder Grausamkeit fort. In jedem Parlament wurde eine besondere Kammer angeordnet, welche die Protestanten verhören und bestrafen sollte, die brennende Kammer (chambre ardente) genannt, weil alle des Protestantismus Ueberwiesene ohne Barmherzigkeit verbrannt wurden. Die Güter der Flüchtigen wurden verkauft, und die

gerichtlichem Bescheid waren dem Gläubige Preis gegeben. Ungeachtet dieses Trudels aber würden die Protestanten dennoch nicht davon gedacht haben, sich zu erwehren, wenn nicht ein Prinz vom Könighausen Hilfe durch das Verrathen seines Schutzes sie aufgerufen hätte. Im Jahr 1560 sprach sich die Vertheilung an. Die Wigoergnawer fragten verschiedene Reichsgelehrte und Theologen, ob man mit einem Bescheid gegen die Macht der Päpste ergriffen könnte. Die Ausschüsse der protestantischen Theologielehrten in Deutschland erklärten es für erlaubt, sich gegen die unrechtmäßige Herrschaft der Päpste aufzulehnen, wenn es unter der Finesse eines Prinzen vom Könighausen Hilfe und mit Zustimmung des geistlichen Reichs der Päpste geschähe. Die Hugenotten befreiten sich darauf über die Wahl eines Kurfürsten, und alle Stimmen stimmten für den kaiserlichen Prinzen Ludwig von Lothringen.

Die Kurfürsten hatten sich mit Freunden die Sache durch den Verkauf der Hugenotten fürchtbar zu machen. Der Kaiser blieb jedoch noch ein Bedenklicher. Ein protestantischer Edelmann von der Barry, Herr de la Renaudin, ermahnte. Ein Brief sollte ihm, so ward verabredet, an einem in die Flucht zu dem Kaiser begeben, um eine Vertheilung um freie Religionsübung gebittet worden, und was man sich voraussetzen ließ, vorzuziehen würde, falls eine erlehrte Schaar bewährter Protestanten sich der Sache widersetzen, die Päpste aufzuheben und den König zu zwingen, den Prinzen von Lothringen zum Oberkurfürsten des Reiches zu ernennen. Der Kurfürst wurde veranlaßt. Der Hof verließ Florenz und es wurden Kurfürsten ausgeschieden. Der größte Theil der Protestanten, die sich zur Unterstützung des Kaiserthums bewußt hatten, ward getödtet oder gefangen; nur wenige von denjenigen, die in die Gewalt des Kaisers fielen, kamen in Gnade und gegen eine Mahnung auf dem Leben davon. Die Kaiserlichen verlangten nun die Einziehung der Jesuitensche, der weiße Kampf der Michael de l'Espital, aber gab, um dieses größere Uebel zu vermeiden, den Rath die Untersuchung des Verbrechens der Kaiserlichen zu überlassen und den Parlamenten das gerichtliche Urtheil an Glaubenssachen zu unterwerfen. Es verfiel es auch der König (1560) durch das Edikt von Nemours. Unter der Regierung seines Nachfolgers, Karls IX., während dessen Widersatzen die Königin Mutter, Katharina von Medici, die Regierung führte, war der Kampf der Päpste noch heftiger und verwickelter, und das stehende Interesse der Glaubensgränzen immer mehr ohne Rücksicht zum Vorschein gebracht. Sehr unruhige Zwecke durchzuführen, und es war im Interesse der Kaiserlichen Vertheilung der Religionsverhältnisse in Staat, sondern der Zweck war keine Vertheilung, was dem Prinzen von Lothringen geordnete Religionsverhältnisse vertheilte, welche die Königin um das Gleichgewicht der Parteien bezweckten, waren durch das Edikt vom Januar (1562) ertheilt. Die Protestanten erhielten dadurch neuen Muth, aber über Glaubensgränzen, unzufrieden mit seiner Verordnung, stritten ohne Rücksicht der freien Religionsübung der Hugenotten. Es kam bald zu blutigen Aufständen, die den ersten blutigen Krieg entzündeten, wozu besonders das sogenannte Blutbad zu Vassy (1562), bei welchem viele Protestanten das Leben verlor, die nächste Veranlassung gab. Es ist hier nicht der Ort, die Geschichte der Religionsfrage zu erzählen, welche Frankreich während einer langen Reihe von Jahren, fast bis zum Ende des 17ten Jahrhunderts, vergrü-

nete. Eine erlehrte Schaar bewährter Protestanten sich der Sache widersetzen, die Päpste aufzuheben und den König zu zwingen, den Prinzen von Lothringen zum Oberkurfürsten des Reiches zu ernennen. Der Kurfürst wurde veranlaßt. Der Hof verließ Florenz und es wurden Kurfürsten ausgeschieden. Der größte Theil der Protestanten, die sich zur Unterstützung des Kaiserthums bewußt hatten, ward getödtet oder gefangen; nur wenige von denjenigen, die in die Gewalt des Kaisers fielen, kamen in Gnade und gegen eine Mahnung auf dem Leben davon. Die Kaiserlichen verlangten nun die Einziehung der Jesuitensche, der weiße Kampf der Michael de l'Espital, aber gab, um dieses größere Uebel zu vermeiden, den Rath die Untersuchung des Verbrechens der Kaiserlichen zu überlassen und den Parlamenten das gerichtliche Urtheil an Glaubenssachen zu unterwerfen. Es verfiel es auch der König (1560) durch das Edikt von Nemours. Unter der Regierung seines Nachfolgers, Karls IX., während dessen Widersatzen die Königin Mutter, Katharina von Medici, die Regierung führte, war der Kampf der Päpste noch heftiger und verwickelter, und das stehende Interesse der Glaubensgränzen immer mehr ohne Rücksicht zum Vorschein gebracht. Sehr unruhige Zwecke durchzuführen, und es war im Interesse der Kaiserlichen Vertheilung der Religionsverhältnisse in Staat, sondern der Zweck war keine Vertheilung, was dem Prinzen von Lothringen geordnete Religionsverhältnisse vertheilte, welche die Königin um das Gleichgewicht der Parteien bezweckten, waren durch das Edikt vom Januar (1562) ertheilt. Die Protestanten erhielten dadurch neuen Muth, aber über Glaubensgränzen, unzufrieden mit seiner Verordnung, stritten ohne Rücksicht der freien Religionsübung der Hugenotten. Es kam bald zu blutigen Aufständen, die den ersten blutigen Krieg entzündeten, wozu besonders das sogenannte Blutbad zu Vassy (1562), bei welchem viele Protestanten das Leben verlor, die nächste Veranlassung gab. Es ist hier nicht der Ort, die Geschichte der Religionsfrage zu erzählen, welche Frankreich während einer langen Reihe von Jahren, fast bis zum Ende des 17ten Jahrhunderts, vergrü-

ra, und nur zumalen durch Friedensschlüsse, womit es von Seiten des
 Hofes am wenigsten zuwider gemeint war unterbrochen worden. Die
 Schuld des ersten Krieges 1562. Das dritte Krieg über das Reich brachte
 von Krieg der Katholiken und die kalische Partei der Königin Katharina
 von Medici, welche sowohl auf den kaiserlichen Carl IX., als den
 nicht weniger verächtlichen Heinrich III. den entscheidenden Einfluß des
 Hauptes. Sie war den Hugenotten im Anfang nicht gegnerisch, sondern
 wünschte die Ausrottung derselben, und es war dies die Uebersicht zu
 der schließlichen Politik, was sie bewog, die Protestanten, zum Verge-
 hen der Hugenotten, von Zeit zu Zeit zu beschuldigen und ihnen die Ver-
 schuldung zu gestatten. Immer schwanke zwischen beiden Parteien,
 ohne sich zu sehr mit der Fassung, brach während des Friedens im
 Aussehen die zu halten, oder während des Krieges eine durch die an-
 dere abzuweichen. Beide Parteien waren daher geschloßlich verbunden
 mit dem Hof und folgten auf ihrem Kommando. In dieser Hinsicht
 wird erzählt das Folgende. Die ersten Beweise machten sich daran,
 sich zuwenden aus Religionssache zu vertheidigen, und wenn man einige
 Parteien davon annehmen, welche diese zumal die Katholiken zur Vertheidi-
 gung ihrer Rechte zu brauchen wollten, so waren die Hugenotten nur darauf
 bedacht, ihrem Feinde mit Kraft und Schwert die Ueberhand zu ver-
 schaffen. Die schließliche Entscheidung von Heinrichs Kommando war die
 Partei der Katholiken (1570) welche sie und die Ueberhand zu erhal-
 ten. Die Entscheidung der schließlichen Ueberhand, mit ihrem Kommando den tief
 unglücklichen Ausgang gemacht hatten. Kurz vorher starb Heinrich III.,
 der Kommando der Ueberhand aus dem Hause Valois ausstarb, und dem
 Hause Bourbon, deren Haupt der protestantische Heinrich, Prinz von
 Navarra, war, der Krieg zu dem Thron erhoben wurde, vermittelten
 sich nach mehr die Ueberhand der beiden Parteien. Der schließliche
 Krieg war nicht geblieben, sich mit dem kaiserlichen Krieg von Navarra ge-
 gen die protestantischen Hände zu vertheidigen, als die Ueberhand der
 Katholiken, welche unterbrochen nach der Ueberhand, das Reich so
 sehr gegen sich erheben hatten sich man im Anfang war, ihn vom Thron
 zu stürzen. Nach Heinrichs Tod Ermordung wurde der Krieg von
 Navarra einen heftigen Kampf um die ihm erbliche Ueberhand beider,
 und erst als er sich selbst auf den Reich von Valois, sich entschieden
 hatte, zum katholischen Glauben überzutreten, konnte er eines kaiserlichen
 Königs der Ueberhand sich erheben. Auf Jahre vorher sicherte er die
 kaiserliche Ueberhand durch das dreifache Edikt
 von Nantes, welches ihnen völlig freie Religionsübung gestattete
 und ihnen gleiche Ansehens mit den Katholiken auf alle Ämter und
 Würden gab. Auch begünstigte die Ueberhand, welche ihnen als freie
 wählte Ueberhand waren einverleibt worden. Dies lag ihnen
 also fortwährend das Uebel eine Art von Kräfte im Sinne zu bil-
 den, und eine solche mächtige Partei, die man sich konnte sein in der
 Notwendigkeit gründe hatte, gegen die U
 nach und nach
 zu wälzen
 waren. Ludwig
 sich ergo, als
 sich sich durch
 die Ueberhand gegen
 sich bilden konnte
 in dem
 eigenen Religionskrieg, welcher 1622 ausbrach, verloren die Protestanten
 an ihrem Ueberhand, durch die Ueberhand über Frieden der

Befehlshaber. Aber außer einigen andern blieb ihnen nach dem Frieden, welchen sie, unter sich uneinig und des Krieges müde, bald abschlossen, auch das feste Rochelle, das ihnen eine Verbindung mit England erleichterte. Richelieu, welcher sich die Ausführung des großen Entwurfs vorgesetzt hatte, die königliche Gewalt, die er unter Ludwig Namen ausübte, unumschränkt zu machen, bot alles auf, den Protestanten jenes Bollwerk ihrer Freiheit zu entreißen, und so jeden Ueberrest eines Verhältnisses zu vernichten, das an Zeiten erinnerte, wo mehrere Parteien die Kraft der Königs Gewalt so oft gelähmt hatten. Rochelle fiel 1629 nach einer langen hartnäckigen Vertheidigung in Ludwig's Gewalt, die bezwungenen Hugenotten mußten alle festen Sicherheitsplätze übergeben und hingen von nun an, wehrlos und unvermögend sich dem Hofe furchtbar zu machen, ganz von des Königs Willkühr an. Zwar ward ihnen vollkommene Gewissensfreiheit versprochen, und Richelieu sowohl, als sein Nachfolger Mazarin, führten sie nicht in dem Genuße derselben, als aber Ludwig XIV. von dem wollüstigen Leben zu Frömmerei überging, ließ er sich von seinen Hofgeistlichen und der Maintenon zu ungerechter und empfindlicher Bedrückung gegen seine protestantischen Unterthanen verleiten, um sie in den Schooß der rechtschaffenen Kirche zurückzuführen. Er nahm ihnen schon 1681 die meisten bürgerlichen Rechte, und als Colbert, welcher gewalthätige Maßregeln noch ziemlich gehindert hatte, gestorben war, folgte der König ganz der Leitung seiner verfolgungsfüchtigen Rathgeber, des Kriegsministers Louvois, des Kanzlers le Tellier und des Jesuiten la Chaise. Es wurden in die mittägigen Landschaften, wo die meisten Protestanten wohnten, zahlreiche Haufen von Dragonern gesandt, welche die Unglücklichen mit Gewalt zur Abschöpfung ihres Glaubens bringen sollten. Um das Auswandern der Protestanten zu verhindern, wurden die Grenzen sorgfältig bewacht, aber dennoch gelang es schon damals mehr als 500,000 fleißigen Hugenotten, nach der Schweiz, nach Deutschland, Holland und England zu entfliehen. Viele, welche dieses Rettungsmittel nicht fanden, mußten zum Schein ihren Glauben verlassen. Man fandte darauf Verzeichnisse von den angeblich bekehrten Protestanten an den König, und es ward seinen schmeicheleichen Rathgebern leicht, ihn zu überreden, daß er sich den Ruhm erworben, die Zahl der Protestanten in Frankreich bis aufs Unbedeutende vermindert zu haben. Der König erließ daher (1685, 22. Oct.), in dieser irrigen Voraussetzung, eine Verordnung, durch welche das Edikt von Nantes aufgehoben ward. Aber er hatte noch über eine halbe Million protestantischer Unterthanen und der eben so ungerechte als unweise Widerruf raubte Frankreich eine große Anzahl nützlicher und reicher Bewohner, welche mit ihrem Kunstfleiß, ihrem Vermögen und ihren wissenschaftlichen Talenten im Ausland eine willkommene Aufnahme fanden. R.

Hugo Capet, der Sohn Hugo des Großen, eines mächtigen Herzogs in Frankreich, dessen Hauptstadt Paris war. Die letzten Carolinger hatten fast alle Besitzungen, und damit ihre Macht, an ihre unruhigen Vasallen verloren. Ein einziger war noch übrig, Herzog Carl von Niederlothringen. Dieser wurde bei der Königswahl übergangen: und Hugo, durch Klugheit und Tapferkeit berühmte, bemächtigte sich 987 des Thrones. Jener wollte zwar seinen Anspruch auf die Krone durch die Waffen geltend machen, wurde aber bald von Hugo gefangen, und starb schon im Jahr 992. So herrschte nun Hugo, und stiftete die dritte Dynastie der Französischen Regenten, welche in drei Hauptlinien der Capetinger, 987—1328, Valois bis 1589, und Bourbon

von bis auf Ludwig XVI., 1793), 800 Jahre lang den Thron besessen hat, und 1814 unter Ludwig XVIII., nach Napoleons Vertreibung, wieder erhielt. Die Familiengüter Hugo's wurden zu kaiserlichen Domänen, nur das Herzogthum Burgund wurde durch seine Brüder Otto und Heinrich auf deren Nachkommen vererbt. Hugo suchte durch Macht und Klugheit seinen Thron zu gründen, ohne sich an seinen früheren Feinden zu rächen. Den Namen Capet soll er nach einigen wegen seines starken Kopfes, nach andern wegen seiner Klugheit erhalten haben, noch andere halten ihn für einen Familiennamen. Hugo starb 1066. Durch ihn wurde Paris Hauptstadt des Königreichs. T.

Huldigung, die ausdrückliche Anerkennung fremder Vorträge mit wohlwollender Unterordnung verbunden. In juristischen Verbindnissen versteht man darunter gewöhnlich: die feierliche und eidliche Gelobung, einem treu, hold und gewärtig zu seyn; besonders aber die Landeshuldigung, d. i. die feierliche und eidliche Gelobung der Treue und des Gehorsams fürsten und Landesregenten Staatsvereine über die Huldigung im Lehnverhältnisse (Bürgerpflicht) und im Diensteid). Sonst huldigt Vorträge. Die (Landeshuldigung) auf der andern nichtin werden beide schon verthan (sagt Buz; Gru 1794), weil man huldigt, verthan ist. Der Begriff über der Begriff der (Landeshuldigung) besteht; so wie dadurch ist, weil man die Huldigung fordert, Landeshuldigung kann sie daher Staatsverein darf sie ein Erwerbsmittel, Mittel der Landeshuldigung ist; doch kann sie im die schon vorhandene Pflichten, und uns deutliche mit einer gottesdienstlichen Wichtigkeit von dem Reg werden. Doch wird sie a wird sie, mit Recht nur verändert, und war in den geleistet. Mit dem den pflegt gewöhnlich ein des Landes von Seiten de

Human und Human
 ein Menschen angemessen
 der Menschlichkeit, das was uns den Charakter der Menschheit gibt
 in Gegenseite der Bestialität und Brutalität. Schon Cicero verbindet
 mit diesem Grundbegriffe die Nebenvorstellungen von Leutseligkeit,
 Menschenfreundlichkeit, Feindschaft und Artigkeit im Betragen, und weil

Diese Eigenschaften nur durch eine der Bestimmung des menschlichen Geistes angemessene Bildung erlangt werden können, knüpft er an den Begriff der Humanität den Besitz aller der Kenntnisse und Fertigkeiten an, welche Anspruch auf Bildung geben und vorzugsweise nur dem Menschen vorbehalten sind. Als die Griechische und Lateinische Sprache sich in die neuern verloren und die Ideenschätze des klassischen Alterthums aus dem wirklichen Leben in die Bibliotheken der Gelehrten übergingen, blieben sie in den ersten Jahrhunderten nach der Völkerwanderung noch allein Anhalt und Norm der Bildung für diejenigen, die sich über die Roheit und Barbarei ihres Zeitalters erheben wollten. Wenn die Alten durch Verkehr mit der Welt und philosophische Studien unmittelbar zur feineren Bildung gelangten, so konnte es nun nicht ohne Vermittlung des Sprachstudiums geschehen. Der Schlüssel zu den Quellen der klassischen Cultur, die man bis ins vorige Jahrhundert, ja hin und wieder noch bis heut für die einzige ächte hielt, die Philologie machte sich nun zur Bedingung aller wissenschaftlichen Bildung, und da diese für den höchsten Grad der menschlichen galt, so glaubte man mit Recht den Begriff der Humanität auf die Kenntniß der alten Sprachen ausdehnen zu müssen, und nannte die philologischen Studien in dieser Beziehung *Humaniora*, das pädagogische System aber, das alle Bildung auf die Erlernung der alten Sprachen baut, den *Humanismus*. Seit der Wiederherstellung der Wissenschaften im Occident war dieses System das herrschende, das im 15. und 16. Jahrhundert neuangeregte Studium der klassischen Literatur und Sprache wurde der Grund der modernen gelehrten Bildung, und die Humanisten, d. h. die Kenner und Lehrer dieses Studiums blieben seitdem bis in die letzte Hälfte des 18. Jahrhunderts im unge störten Besitze der Alleinregierung über die gelehrte Welt. Daß nun, wie öfters, auch auf diesem Wege zur Bildung der Zweck über der Beschäftigung mit den Mitteln oft aus den Augen gesetzt; daß die Reduction des vielumfassenden Begriffs der Humanität auf den zu verschiedenen Zeiten engeren und weiteren Horizont der Philologie allmählig zur Gewohnheit und durch manche unvermeidliche Folge verderblich wurde: daß der philosophische Pedantismus der Scholastiker mit allen seinen Kleinlichkeiten in den grammatischen und kritischen der Humanisten überging; daß sie nicht selten über dem todten Buchstaben den milden, vielseitigen Geist der Alten verloren, und sich durch ihre bisweilen absichtliche Inhumanität, Arroganz und Rauigkeit nicht weniger als durch ihre stupende Erudition berühmt, aber, versteinert in den Formen des Alterthums, zur lebendigen Wirksamkeit auf das gegenwärtige Geschlecht, das sie verachteten, immer unüchtiger machten; das alles waren Verirrungen des Humanismus, bei denen seine Humanität verdächtig und ein Ziel der Satyre werden mußte. In offene Fehde wider die Humanisten trat in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts der Philantropinismus, dessen Wortführer *Vassédo* und *Campe* im Verein mit den Mitarbeitern seines Revisionswerks der Menschheit durch die Verdrängung des Lateinischen und Griechischen aus den Schulen der Nichtgelehrten einen Dienst zu leisten glaubten. Die Mehrzahl der Gelehrten blieb jedoch, da die Philantropen sich nicht ohne Grund den Vorwurf der Uebertreibung und Geichtheit in ihren Rügen der Fehler des Humanismus zuzogen, auf der Seite des letzteren, obgleich der Stoß, den seine Herrschaft in diesem Streit erlitt, an den Reformen der Deutschen Schulen und in der Geschichte des neuern Deutschen Buchhandels merkbar wurde. Neuerdings hat der Begriff der Humanität

le ihm gebührende Sphäre wieder gewonnen; nicht, was zur harmonischen Ausbildung des Menschen dienen und ihn der ewigen Bestimmung seines Geistes näher führen kann (vergl. den Art. Bildung), ist von der Humanität, die Herder in seinen berühmten Briefen, eifrig fordert, und von dem pädagogischen System des Humanismus, wie es Niebuhr in seinem Streite des Humanismus und Philanthropinismus (Jena 1808) aufstellte, ausgeschlossen, und der Vorzug, daß die Humanitätsbildung ihren Endzweck eben in diese Erziehung des Menschen für seine ewige Bestimmung setzt, mußte ihren immer merklicher werdenden Sieg über den Philanthropinismus, er mehr die Brauchbarkeit für irdische Zwecke beabsichtigte, herbeiführen. Bei alledem verdankt es der Humanismus den Angriffen der Philanthropen, daß er seine Verirrungen erkannte, sich aus seiner früheren Einseitigkeit herausgearbeitet, und das Princip der allgemeinen Menschenbildung angenommen hat, das unter allen Erziehungsprincipien am Begriffe der Humanität am meisten entspricht; und wenn auch noch nicht alle Pädagogen und Schulmänner unsrer Zeit in diese Ansicht eingehen mögen, so wollen doch die meisten und besten nichts anderes sein, als humane Lehrer der Humanität. E.

Humboldt (Wilhelm Freiherr von), Königl. preussischer Staatsminister (geb. zu Berlin 17..), empfing früh in seiner Vaterstadt die vielseitigste Unterweisung in Sprachen und Wissenschaften, von Lehrern trefflichen Männern. Es mannichfach dadurch die Tendenz einer Wissbegierde wurde, zeigte sich doch bald, daß die Gründlichkeit im Wissen ihm die höchste sey. Dieser Charakter ist ihm geblieben im Fortgang seiner Studien; und wenn seinem Bruder Alexander eigen ward, ungeheure Strecken der menschlichen Kenntnisse zu durchlaufen, so entstand ihm die Gewohnheit, sich irgendwo im Gebiete derselben auf eine Zeitlang fest anzusiedeln, um das genaueste und tiefste zu erforschen. In dem Raum immer ein großes Werk des menschlichen Geistes betrachtend, über Poesie hat keinen Epöq, Hermann und Dorothea, den über die baselische Sprache werden als wichtiges Gebäude mit der Zeit das allgemeine von Aeschylus ist das Resultat der Forschungen über Sprache und Verstand. Das Streben nach Gründlichkeit und Vollständigkeit ist so wenige seiner Forschungen unentbehrlich. Der Hauptgrund liegt wohl darin, ein privatisirendes Leben zu Jena, wo ihm ein sicherer Umgang einige Jahre festsetzten, seine Dienste seines Vaterlandes begann, nämlich in Rom. Dieser Ort, wo er späterhin als außerordentlicher Gesandter bevollmächtigt, sein Studium des Alterthums neuen Eifer auch für ihn eine Stätte, von welcher aus die Thaten wußte. Vielleicht war er einer der ersten, die den wahren Zustand der Dinge in Spanien Bourbonens daselbst hinlänglich unterrichtet, von Hoffnung für das bedrängte Deutschland von dort her anbrechen sahen. Wie sehr seine Entdeckungen von seinem Hofe zu seinen literarischen Kultur gleichfalls zu rechnen zu müssen, und erkannte ihn

den Kultus und die öffentliche Erziehung. So reiche Mittel selbst der erschöpfteste, niedergebeugte preussische Staat für die geheiligten Zweck und Geschäfte dieser Section aufgebracht hatte, fühlte sich das Haupt derselben doch dadurch gehemmt, daß es vom Minister des Innern abhängig, und nicht wußte, viel weniger bestimmen durfte, mit welcher Summe es für seine Absichten und Ideen schalten durfte. Dies fiel ihm so lästiger, da es sonst wegen des freien Geistes im Preussischen sich in keiner Ansicht und Ausführung derselben beschränkt sah. Einzig aus diesem Grunde schenkt Humboldt den ihm sonst werthen und interessantesten Posten aufgegeben und seine diplomatische Laufbahn fortgesetzt zu haben. Mit dem Range eines preussischen Staatsministers ging er als Gesandter seines Hofes nach Wien, in jener wichtigen Periode, wo der Norden und Osten Europa's einer Schneelavine gleich, die nur noch einiger Erschütterung bedurfte, um über die Welttheilenschaft von Westen her vernichtend hinabzustürzen. Wie gut er die edle Politik Oesterreichs und ihre mit der rücksichtsvollsten Weisheit geleitete Entwicklung einsehend, sicher auf sie vertraute, und ihr Vertrauen gewann, ergiebt sich schon daraus, daß er von seinem Könige zum Bevollmächtigten bei dem Friedenscongrès zu Prag ernannt wurde, auf welchem, einer augenblicklichen schwachen Hoffnung nach, eben jene Politik das leitende Princip zu einem Weltfrieden werden sollte. Die neue glorreiche Epoche, welche für Preußen angegangen ist, und die bedeutende Stimme, die es nun wieder in den großen europäischen Angelegenheiten führen wird, gibt uns keine Hoffnung, daß Humboldt für seine Studien, und besonders für Vollendung seiner reichen Sprachforschungen, bald hinreichende Muße finden werde. Er war, seit der letzten großen politischen Wendung der Dinge, bei dem Congrès zu Chatillon und dem Frieden zu Paris beschäftigt; wohnte dann dem Congrès zu Wien bei und wurde 1816 zum Gesandten seines Königs am Londoner Hofe ernannt. Abgesehen ihm wenigstens Stunden verabrant seyn, wo er über einzelne philosophische und politische Gegenstände, über Erfahrungen des Lebens, sich vernehmen lasse. Außer seiner Tendenz zur Gründlichkeit ist sein wesentliches Talent, eine Sache von den vielfsten und verschiedensten Seiten anzusehen, und die gewandteste Discussion darüber zu führen. In seinen ehemaligen Aufsätzen in Schillers *Thalia* und *Horen* schadet die Gründlichkeit mitunter der Leichtigkeit der Wendungen, und einer klaren, gefälligen Entwicklung. Darum fehlt auch die eigentliche Oekonomie des Styls. Nach solcher Fortsetzung der Studien und solcher praktischen Thätigkeit, ist gewiß an die Stelle jener Mängel die entgegen gesetzte Tugend eingetreten, und darum wünschten wir ihn wiederum in der Reihe der Autoren zu sehen.

Humboldt (Friedrich Alexander von) ist zu Berlin d. 14. Sept. 1769 geboren. Von seiner Kindheit, Erziehung und Unterricht ist uns nur so viel bekannt, daß der nachherige Kön. Preuß. Geheimrath Knuth und der G. E. R. Zöllner seine Lehrer gewesen. Nachdem er in Oettingen und Frankfurt a. d. O. studirt hatte, besuchte er in Hamburg die Handelsakademie bei Büsch, und machte im Frühjahr 1790 mit G. Forster und van Geuns eine Reise an den Rhein, nach Holland und England, wovon seine 1793 zu Braunschweig erschienenen Beobachtungen über die Basalte am Rhein eine Folge sind. Im J. 1791 kam er auf die Bergakademie nach Freiberg, wo er nicht nur die Bergwerkswissenschaften, hauptsächlich unter Werner, sondern auch für sich die Botanik studirte, wovon sein *Specimen Florae Fribergensis*

abstruso (Berl. 1793) ein rühmlicher Beweis ist. Durch seine Kenntnisse, seinen interessanten und lehrreichen Umgang, seinen Sitt und Humor, seine Herzengüte und Wohlthätigkeit, erwarb er sich in Freiberg allgemeine Achtung und Liebe. Im Febr. 1793 ging er nach Berlin zurück, wo er als Professor bei dem Berg- und Hütten-Departement angestellt, und bald darauf nach Baireuth als Oberberg-Inspektor der Fränkischen Fürstenthümer Ansbach und Baireuth versetzt wurde. Diese Stelle, in welcher er viele treffliche Einrichtungen getroffen, unter vielen andern Gütern, die Bergschule in Eichen gestiftet und eine unbegrenzte Ehrsucht und Liebe seiner Unterthanen sich erworben hatte, legte er 1795, aus Liebe für seine Reisepläne, freiwillig nieder, machte vorerst mit dem Herrn v. Hafter eine Reise nach Jütland, dann im Herbst mit seinem Freunde, dem Schif. V. E. K. Kriesleben durch einen Theil der Schweiz. Seit Ostern 1797 ging er in Gesellschaft seines Bruders und des jenigen Kauf. Auf. H. A. Richter über Wien und Salzburg nach Paris, wo er mit Alexander de Sotoy Bonpland, einem Zöglinge der Arzneischule und des botanischen Gartens zu Paris, bekannt wurde, welcher den Capitän Bonpland auf seiner Reise um die Welt begleiten sollte. Als im Jahr 1798 der aufstehende Krieg diese Reise verhinderte, er 1798 den Vorlag gefaßt hatte, auf eignen Kosten zu unternehmen, den nach oben anzufliegen und sich von Regi Nordosten nach Hindostan zu begeben. In Folge der bei Abukir, so wie der bald darauf von Barbaren ausgebrochene Krieg und die überkühnliche Hindernisse in den Weg. Durch spanischer Flotte leichter von Carthagena zu gelangen, ging nach Madrid, wo er so in dem Orient erhielt, daß er sich gezwungen sah, zuerst nach Hindostan vorzubringen, aufzug. — Im März 1799, der Madrider Hof durch die ausgedehnte Eroberung, die Spanischen Colonien beider America's zu bereisen. Dem zufolge verließ Humboldt im Juni 1799 Europa. Zu seinem Begleiter wählte er sich den genannten Bonpland, der mit schätzbarem Kenntnissen in der Botanik und Zoologie eine glühende Liebe für die Wissenschaften verband. Beide waren entschlossen, in Zeit von fünf Jahren eine Reise von 6000 Meilen zu machen, die umfassendste, welche je ein Privatmann unternahm. Eine ausführliche Beschreibung dieser Reise kann schwerlich jemand hier erwarten: wir berichten daher hier, daß die Reisenden im August 1803 glücklich in Europa wieder anlangten. Diese Reise aber durch die, früher noch von keinem Europäer mit solcher Ausdehnung besuchten Tropenländer des neuen Continents, die Forschungen und Untersuchungen, welche Humboldt daselbst angestellt, hat die Erd-, Vögel-, Menschen- und Naturkunde, und überhaupt den Kreis menschlicher Wissenschaft so wesentlich erweitert, daß Humboldt durch sie allein der Unsterblichkeit gewiß ist. Die reichen Sammlungen, welche er mit sich brachte, sind einzig in ihrer Art und von unschätzbarem Werthe; sie enthalten allein 6000 Arten Pflanzen. — Die Beschreibung dieser Reise und ihrer wichtigen und reichhaltigen Resultate liefert Humboldt in dem zu Paris seit 1810 erschienenen Prachtwerke, dessen Titel ist: Voyage de Humboldt et Bonpland; 8. Fol., dessen erste Abtheilung der generellen Physik gewidmet ist und den eigentlichen Reisebericht enthält. Der erste Theil dieses Reiseberichtes

ist in den bis jetzt erschienenen Lieferungen, welche auch den besondern Titel führen: *Vues des Cordilières et monuments des peuples de l'Amérique*, und mit 50 bis 60 Kupfertafeln begleitet sind, enthalten. Die zweite Abtheilung soll die Zoologie und vergleichende Anatomie betreffen, die dritte einen politischen Versuch über Neuspanien enthalten, die vierte der Astronomie, die fünfte der Mineralogie und dem Magnetismus, die sechste endlich der Botanik gewidmet seyn. Die ganze Collection, welche zusammen aus 12 Bänden in Quart, drei Bänden in Folio, zwei Sammlungen geographischer und einer Sammlung pittoresker Zeichnungen bestehen wird, nennt ein Kenner mit Recht „ein Riesengericht an innerm und äußerem Umfang und Gehalt, dem die neueste Literatur Europens nur wenige ähnliche an die Seite stellen kann.“ Eine gedrängte, aber doch erschöpfende Inhaltsangabe dieses wegen seiner reichhaltigen Ausbeute für höhere Geographie und Geschichte, seines Reichthums an gelehrten Kenntnissen, genialen Ansichten, des darin überall sichtbaren philosophischen Scharfsinns in Auffindung und Durchführung glänzender Hypothesen, Eleganz der Schreibart und hohen äußern Pracht eben so merkwürdigen, als wegen seiner Kostbarkeit für viele unzugänglichen Werkes findet man in der *Jenaischen Literaturzeitung*, Jahrg. 1812, No. 99 — 101 und 251 — 252.

Hume (David), als scharfsinniger Skeptiker und erster klassischer Geschichtschreiber der Engländer berühmt. Er stammte aus der vornehmen, aber nicht reichen Familie der Grafen Home oder Hume ab, war geboren zu Edinburgh in Schottland 1711 und verlor seinen Vater schon als Kind. Seine Mutter, eine sehr gebildete und zärtliche Frau, widmete sich seiner Erziehung mit größter Sorgfalt. Er sollte sich nach dem Rathe seiner Verwandten, welche schon früh seine Neigung für die Wissenschaften bemerkten, der Jurisprudenz widmen; allein ein stärkerer Trieb zog ihn zur Philosophie hin. Seine Vermögensumstände und seine durch anhaltenden Fleiß geschwächte Gesundheit nöthigten ihn jedoch 1734 nach Bristol zu gehen und die Handlung zu ergreifen. Als er sich aber zu derselben gar nicht geeignet fand, ging er nach Edinburg zurück, und bald darauf nach Frankreich, um daselbst in ländlicher Einsamkeit unabhängig und mit der möglichsten Beschränkung seiner Bedürfnisse, bei welcher ihn sein ruhiges Temperament unterstützte, der wissenschaftlichen Ausbildung seines Geistes einzig leben zu können. Dort schrieb er seine treffliche psychologisch-kritische Abhandlung über die menschliche Natur, welche er nach seiner Rückkehr (1737) in London (1738 — 40. 3 Bde.) herausgab (Deutsch von L. H. Jacob mit kritischen Versuchen 1790 — 92). Wider sein Erwarten erregte dieselbe damals auch nicht die geringste Aufmerksamkeit. Sein dadurch sehr verletzter Ehrtrieb bewog ihn, in die Einsamkeit zu seinen Studien zurückzukehren. Er studirte nun desto eifriger die Griechische Sprache, und schrieb seine *Versuche und Abhandlungen*, wovon er zu Edinburg 1742 den ersten Theil herausgab. In diesen führte er mehrere politische und moralische Gegenstände sehr geistreich aus; weniger glücklich war er in Sachen des Geschmacks; wozu ihm ein warmer Sinn für Poesie und Kunst fehlte. Dieses Buch wurde besser aufgenommen. Von 1745 bis 1747 wurden seine Studien dadurch unterbrochen, daß er zuerst Aufseher des jungen Marquis von Annandola wurde; dann den General Sainclair auf seinem Zuge an die Französische Küste, und endlich auf seiner Gesandtschaftsreise nach Wien und Turin begleitete. Zu Turin arbeitete er den ersten Theil der obengenannten Abhandlung um, um besonders durch einen vollen

den Styl die Aufmerksamkeit des Publikums auf sie zu ziehen. Diese
 Bearbeitung (1748 London, 8., Deutsch übersezt von Lennemann, nebst
 einer Abhandl. über den phil. Skepticismus von Reinhold, Jena, 1793
 und in mehreren E
 nchungen über d
 lesen Zweck eben so v
 nach dem Tode seiner
 arbeitete dort auf de
 schrieb auch dafelbst d
 olitische Reden,
 efere Untersuchungen
 Aufmerksamkeit zu err
 den er aber aus Brui
 burgh seine Reden, u
 läne der Moral
 zinen Schriften hielt.
 kalischen Sinne
 des Auffehers der Bil
 re großen äußern Vor
 Literatur seiner Natio
 kassung, daß Hume S
 Englische Gesch
 Hauses Stuart u
 ner Ansicht sehr entste
 er den ersten, 1756 de
 als philosophischen Geschichtschreiber der neuern Zeit so unsterblich ge
 macht hat. Er machte großes Aufsehen über die Ungewöhnlichkeit ma.

itel: Unter
 erreichte aber
 er Versuche.
 Schottland and
 erdröffen fort;
 ter dem Titel:
 l und Geld
 Schriften an,
 pner fand, de
 ab er zu Edin
 die Grund
 este unter allen
 cip des mo.
 Die Stelle eb
 l, welche, oh
 die historische
 sfällige Veran
 den Plan, die
 rigung des
 lesen, nach fei
 en, 1754 gab

n gründlichen Scharfsinn überhaupt mehr abließ, als an sich sog

nicht lange dauern konnte, und sich auf unangenehme Weise endigen mußte. 1767 erhielt Hume die Stelle eines Untersekretärs, 1769 verließ er die politischen Beschäftigungen, kehrte nach Edinburgh mit einem noch größern Einkommen zurück, und lebte in ruhigem Genuße des Ermordenen und seines wachsenden Ruhmes noch im späten Alter ganz den Wissenschaften. Von 1775 an sah er seinem Tode ruhig und heiter entgegen, verbesserte noch mehreres an seinen Schriften zum Behuf neuer Ausgaben und starb mit verheiratet und mit Hinterlaßung Vermögens. Er hat seine eigentliche London erschienen. Er selbst sanfter ruhiger Gemüthsart, von Offenheit und Geselligkeit, mit Ruhm. Dieser Charakter hat auf seine Geschichtschreibung allgemeine Beobachter und kalte gründlichen philosophische seine historischen Werke aufmerktsamkeiten über den menschlichen uns am vollkommensten entwickelung gegründet war, machte neuere dogmatische Metaphysik des großen Nachfolgers, Kant und so einen neuen Charakter der Europas verbreiteten. Die seines Tode (1777) erschienene Religion (Deutsch von C. Atheismus von Platner 1781, treatises on several subjects. ; Deutsch von Viktorius, Hamb. phischer Skepticismus hatte auf seine historischen Werke. Ruhe richtigkeit, fester Zusammenhang sind ihre Hauptvorzüge, die me in der Schilderung der die der Anordnung seines die einseitige Vorliebe für die die Mängel derselben. Seine Beweise wird für den ausgezeichnetsten Hause nimmt er den innigsten schichte, mit welcher die die vieles zu verdanken. Weniger schichte. Doch hat gegen seine seiner 1808 erschienenen (Die Geschichte der früheren Regierel fel erhoben. Uebrigens ist f ernst, bestimmt, deutlich und v Humor. Humoristisch fand Erklärungen und Urtheil Humor und das Humoristische. der allzu großen Schwierigkeit, daß es hierbei eines drei Mal t gebraucht den Ausdruck Humor in der physiologischen, t und es wird nie gelingen, t

brig unterscheidet. Bekanntlich ist die gangbare Bedeutung die psychologische, die erste ist irgend eine Weise Zusammenhang zu erklären, müssen wir bis Als diese berühmten Aerzte ihre

hemie, im Zurückgehen von dem auf 4 Elemente gekommen, Feuer, Elementen hatten schon sehr alte der Dinge abgeleitet, aus dem Kälte, aus der Luft die Feuch-

, und aus diesen vier Ureigen-

schaften aller Dinge erklärte man alle physischen Verschiedenheiten derselben, wosern diese eben vierfach waren, z. B. die Tage- und Jahreszeiten, die 4 Himmelsgegenden, die 4 Hauptwinde, die 4 Stufen des menschlichen Alters. In dem menschlichen Körper nahm man aber 4 Hauptäfte oder Feuchtigkeiten (humores) an, Blut, Schleim, schwarz und gelbe Galle; und diese 4 Hauptsäfte wurden auf die 4 Ureigenschaften aller Dinge zurückgeführt, und durch beide der Grund auch von geistigen Verschiedenheiten der Menschen erklärt. Uebergewicht von Blut bewirkte im Körper warme Feuchtigkeit, von Schleim kalte Trostlosigkeit, von gelber Galle trockne Wärme, von schwarzer Galle kalte Trockenheit. Hieraus leitete man nun die 4 Temperamente ab, deren Theorie Galen vornehmlich ausbildete. Da die Schule der Arabischen Aerzte des Mittelalters sich auf ihn gründete, so pflanzte sich eine Lehre durch Avicenna, Averroes u. A. fort, und dauerte bis ins 17te Jahrhundert. Die Ven

ken noch
der, im
atisthen
, Eho
i. gelbe
Ehole,
h dieser
m. In
uf diese
e, d. h
uf Ber-
kam sie
für jede
, Genug
, Jahr-
erkennen
3, doch
auf die
Wenig-

mens kann es jetzt nicht befremdend seyn, von einem psychologischen Humor zu hören, und es bedarf wohl keiner Erinnerung, daß der Ausdruck hier metaphorisch genommen sey. Die Franzosen haben in diesem Sinne das Wort humeur, die Engländer humour, Den Engländern sagt man nach, daß sie besonders im humour sich auszeichnen, und wirklich ist vornehmlich durch Schriftsteller dieser Nation der Ausdruck Humor und humoristisch in neuerer Zeit in Gebrauch und Umlauf gekommen. Einer ihrer berühmten Schauspielers, der

selbst in zwei Lustspielen den humour zum Gegenstande seiner Darstellung gewählt hat, Ben-Johnson, gibt uns in einem derselben (*Every Man out of his Humour*) die beste Erklärung dieses metaphorischen Ausdrucks. Er sagt: „Humour, im physischen Verstand genommen, besteht aus Luft und Wasser, und hat die Eigenschaften der Masse und Flüssigkeit. Gieße Wasser auf den Boden hin, es wird ihn naß machen und fließen. Eben so fließt auch die Luft, wenn man sie durch ein Horn oder Trompete zwingt, augenblicklich hinweg, und läßt eine Art von Thau zurück. Hieraus zieh' ich den Schluß: Dasjenige, was feucht und flüssig ist, und folglich keine Consistenz hat, ist humour. Das Cholerische, das Melancholische, das Phlegma im menschlichen Körper werden also genannt, und so kann man durch eine Metapher auch der menschlichen Seele Humour beilegen. Wenn z. B. eine besondere Eigenschaft einen Menschen so beherrscht, daß sie alle seine Kräfte, Wirkungen und Lebensgeister in ihrem Flusse einen und denselben Weg zu nehmen zwingt.“ Lessing war der Erste, der das Wort Humor in diesem Sinne durch Laune übersetzte, erklärte aber nachher (*Hamb. Dramaturgie*, No. 2., 308. Anm.), sehr Unrecht daran gethan zu haben „denn,“ sagt er, „ich glaube es unwidersprechlich beweisen zu können, daß Humour und Laune ganz verschiedene ja in gewissem Verstande ganz entgegengesetzte Dinge sind. Laune kann zu Humour werden; aber Humour ist, außer diesem einzigen Falle, nie Laune.“ Daß Lessing hierin Recht gehabt, wird der Art. Laune zeigen, aus welchem sich ergeben wird, daß Humor und Laune zwar in psychologischer, nicht aber in ästhetischer Bedeutung sich entsprechen. Dort werden wir finden, daß Laune zu Humor nur durch den Launigen wird. Bei diesem finden wir jene Stimmung der Seele, jene eigene Wendung der Einbildungskraft, durch welche die Ideen aus der gewöhnlichen Sphäre herausgehen, und unter einem hervorstechendem, seltsameren, originellen Charakter erscheinen. Der Geist erhebt sich über das Uebliche, setzt die eingeführten Regeln hintan, treibt seinen Scherz mit ihnen, freut sich seiner Unabhängigkeit. Mit Wohlgefallen und Leichtigkeit entwischt ihm der eben so aufrichtige als offene Ausdruck einer ihn hinreißenden Empfindung oder Idee in der individuellsten Formart, womit sie ihn ergriffen, und in der Ueberraschung, welche diese Freimüthigkeit, diese Sorglosigkeit und Sonderbarkeit hervorbringt, liegt kein geringer Reiz. Hier wird also die Laune zu Humor, und wir würden einen solchen Charakter, wo wir ihn dargestellt fänden, für einen humoristischen erklären müssen. Wie aber, auch die Darstellung? Hier liegt's! Als man die Unterordnung der Laune unter das Lächerliche machte, dachte man bloß an humoristische Charaktere, nicht an humoristische Darstellung und humoristische Dichter. Wie aber diese letzten vorzugsweise Humorigen genannt werden, so sollte, dies ist Lessings Meinung, der ästhetische Humor auch vorzugsweise den Namen des Humors behalten, und nicht, wie im Psychologischen, mit der bloßen Laune verwechselt werden. Daß dies keine willkürliche Forderung sey, sieht man schon daraus, weil der psychologische Humor nur in einem Falle sich zugleich als ästhetischer zeigt, noch mehr aber daraus, weil, wie aus jenem folgt, der ästhetische ungleich mannigfaltiger ist. Man nehme das erste beste wahrhaft humoristische Werk zur Hand, und man wird sich leicht überzeugen, daß nicht bloß das Belustigende, das Lächerliche, das Sonderbare, sondern auch das Ernste, das Beherrschende, das Erhabene, ja das Feierliche selbst in demselben uns begegnen. Es muß also wohl etwas anderes seyn, als die bloße Ausführung der

Laune, der durch sie bestimmten Charaktere, und selbst launiger Einfälle und launischer Ausfälle, was solche Werke zu humoristischen macht. Daß es eine eigene Art der Darstellung sey, leuchtet jedem eben so bald ein, als daß in dieser Art der Darstellung der Grund

Verfehrtheit auf ein falsches Urtheil jurdet, mit dem Unterscheid aber vom Komiker, daß er selbst sich mit allem anstrengenden Ernst unter die falsche Urtheilenden stellt, und zu der Klasse zu gehören scheint (daher die humoristische Subjektivität, die Rolle eines parodischen Jhs, wie Jean Paul sagt, während der reine Komiker, auch wo er, ohne ins Lächerliche überzugehen, nur das Faktum darlegt, doch leicht als außerhalb der Klasse beendlich erkannt wird. Wie sehr auch von der Höhe herab, zu welcher die menschliche Natur sich steigern läßt, hat der Humorist doch das besangene Menschengeschlecht, wenigstens seinem jetzigen Zustande nach, losgesprochen von der, alle Freuden des irdischen Lebens raubenden, Uebe, einen Gipfel zu erklimmen, den wir kaum mehr zu finden wissen, weil Wissenschaften, Politik, Erziehung, Kunst der Verdäulniß u. s. m. schon am Fuße des Berges einen so dicken Verdau gemacht haben, daß oft auch der würdige Wille und die kühnste Kraft ihn nicht durchbrechen können. Es gibt für den Humor wie Jean Paul sagt, keine einzelne Tugend, keine Tugenden, sondern nur Tugend und eine volle Welt. Darum findet er die Menschen so der Lächerlich noch abhüchlich, sondern bedauernd, woraus seine milde Empfindsamkeit erklärt, welche dem Humoristen vor andern eigen ist, und durch welche seine Stimmung bald bis zum weichen Edglichen herab, bald bis zum erhabenen Patos hinaussteigt, jenes, wenn er die Lage des Menschengeschlechtes, dieses, wenn er die Eigenschaften bedauert, welche die Rolle des Schicksals in der Welt übernommen haben. Bemächtigt sich der Gewance an beide zugleich seiner Seele, brennt seine Lustigkeit, welche mit Thränen im Auge lacht, mit jener der Stimme scherzt, und, gleichsam als wolle sie den Schmerz betäuben, eine ausgelassene Operette, in welcher der leidenschaftliche Witz so lustig lauter barocke Behauptungen ausführt. Er erniedrigt, so Jean Paul bemerkt, das Große, um ihm das Kleine, und erhebt das Kleine, um ihm das Große an die Seite zu setzen, und so beide zu vernichten, weil vor der Unendlichkeit alles gleich ist und Nichts. Die Stimmung, welche den Humoristen von seiner erhabenen und erhabenen Seite zieht, — denn er hat, wie Janus, ein Doppelgesicht, — hat aber nicht die vorherrschende Seite, weil er sonst nur verwunden würde, heulend wie er ist, vielmehr heilen, und aus der Wunde wieder herstellen will. Darum lehrt er mit dem Ausdruck des erhabenen Ernstes noch in das andere voll milden Kästel. Sein Streben ist, die Menschen in eine mittlere Region zu führen, wo von den Stürmen und Dunsten, doch einen Blick des Sonnenlichts sich freuen, Himmel und Erden. Welche Mittel ihm dabei zu Gebote stehen, es traite d'une morale douce et sublime, et d'aperçus profonds sur le coeur, dont il domine les plus délicats mouvements. Et puis il paraît si disposé au bonheur, il le trouve si facilement. Quel plaisir on goûte dans cet abandon de son ame, dans cet innocent libertinage de son imagination, sur-tout dans ce sentiment de honte, d'indulgence, de bienveillance universelle qui finit par tous les hommes." Da sind sie beisammen, diese Mittel, wie sie Eward in einer seinen Charakteristika Sterne's verzeichnet hat. Hier sagt sich nun aber nicht selbst, daß alles dies von wesentlichen Folgen für die Darstellung fern werde? Der Ernst, das Colere ist humorischen Können nicht weniger eigenthümlich sein, als seine Lachaufmerksamkeit; diese wird sich in jenen spiegeln. Die humoristische Epo-

heit wird daher kaum eine andere seyn können, als eine unregelmäßige, wobei der Willkür der Laune oder des kleinen eigensinnigen Geistes Capriccio, wie Wieland ihn nennt, ungleich mehr Einfluß verstattet seyn wird, als in Werken von regelmäßiger Schönheit der Fall seyn kann und darf. Gebräuche es hier nicht an Zeit und Raum, so ließe sich an den Darstellungen eines Sterne, Hippel, Jean Paul u. A. (ich nenne hier Viele nicht, weil sie bloß komische, satyrische, witzige, launige Schriftsteller sind, aber keine humoristischen,) ausführlicher zeigen, worin diese Schönheit bestehe und wie sie entstehe, vielleicht auch, wie man sie verfehle. Hieraus würde man sehen, daß humoristische Werke etwas Lyrisches an sich haben, und daß die durchscheinende, mehr oder weniger liebenswürdige Subjektivität des Dichters keinen geringen Antheil an dem Vergnügen habe, welches sie gewähren. Brauchts nun der Erinnerung, daß der Humor nicht zum Spleen werden dürfe? Daß der Humorist auch im Ton, in den Wendungen, Ausdrücken, dem ganzen Colorit alles vermeiden müsse, was an diesen bösen Dämon erinnert? Die feinsten Bemerkungen über humoristische Darstellungsweise findet man bei Jean Paul (Vorschule der Aesthetik), dem Ersten, welcher auch den epischen, dramatischen und lyrischen Humor unterschied. Dieser selbst vorzügliche Humorist erklärt Humour für das romantische Komische, das umgekehrte Erhabene, worin das Endliche auf das Unendliche, der Verstand auf die Idee angewandt wird, und giebt 4 Bestandtheile desselben an: Humoristische Totalität (wo nicht das Einzelne, sondern das Endliche, durch den Contrast mit der Idee, vernichtet wird), die vernichtende oder unendliche Idee, die humoristische Subjectivität und humoristische Sinnlichkeit. Der weitem Ausführung bedarf es nicht; man suche sie bei ihm selbst. Sollte man auch Bedenken tragen, seine Theorie unbedingt zu unterschreiben, so wird man doch des Wahren und Tiefen hier mehr als sonst irgendwo finden. dd.

Humoral, was auf die Flüssigkeiten Bezug hat, daher Humoralpathologie, in der Medicin, die Lehre von den Krankheiten, insofern die Ursachen derselben in Veränderungen der Flüssigkeiten oder in Abweichungen der Säfte des Körpers von ihrer naturgemäßen Menge und Beschaffenheit gesetzt werden. (S. Humor.) Ihr entgegen wird die Solidarpahtologie gesetzt, welche die Ursachen der Krankheiten in Abweichungen der festen Theile des Körpers und deren Verrichtungen sucht. Die Ansichten der sogenannten Humoralpathologen waren jedoch selbst verschieden, nach dem jedesmaligen Stande ihrer Kenntnisse von der Natur und dem menschlichen Körper insbesondere. (s. Arzneikunde. Hoffmann. Stahl u. A.). So einseitig, irrig und zum Theil grob mechanisch die Vorstellungen waren, die sich die Stifter und Anhänger der Humoralpathologie meist von der Beschaffenheit der Säfte, ihrer Verderbniß und dem Antheil, den sie an der Entstehung der Krankheiten hatten, machten, so hatten sie doch eine dunkle Ahndung der Wahrheit, welche sie nur auf einem falschen Wege zu erreichen suchten. Sie irrten, aber die Solidarpahtologen irrten eben so sehr, wenn sie die Säfte des Körpers von allem Antheil an der Entstehung der Krankheiten ausschlossen. Die jetzige geläuterte Pathologie verwirft die gemäßigte Humoralpathologie nicht, indem die flüssigen so wie die festen Theile zum Ganzen unsers Organismus gehören, und beide von einander unzertrennlich sind, so daß die Abweichung der festen Theile in ihrer Function augenblicklich auch Abänderung der Säfte zur Folge haben muß. (S. Pathologie.) H.

Hundsruß, der Name eines waldigen Landstrichs zwischen der ehemaligen Grafschaft Sponheim, dem sonstigen Fürstenthum Simmern, der Mosel und dem Rhein. Zuweilen dehnt man ihn noch über Simmern und einen Theil von Sponheim aus. Man leitet den Namen von den Hunnen ab, denen diese Gegend von den Römern eingeräumt wurde.

Hundstage nennen wir die Zeit vom 24. Juli bis zum 23. August, weil während derselben der Hundstern (Sirius) zugleich mit der Sonne aufgeht. Man schrieb sonst diesem Stern und seiner Verbindung mit der Sonne die Hitze zu, die gewöhnlich in diesem Zeitraum am brüchendsten ist.

Hundswuth, eine Wuth bei den Hunden, auch bei Katzen, Biffen u. a. m. (doch wahrscheinlich bei diesen seltener) vorkommende spezifische Krankheit, welche auf folgende Art sich äußert: In der ersten Periode verliert der Hund seine sonstige Freundlichkeit und Erquicklichkeit, trauert, sucht die Einsamkeit, verdammt das Essen, oder läßt es gar stehen, will nicht laufen, gehorcht seinem Herrn nicht, laßt ihn wohl gar nicht mehr, oder wedelt nur mit dem Schwanz, wenn er ihn sieht, läßt sich zwar noch von ihm freihalten, auch wohl auf die Arme, wie zur Jagd oder zu andern Beschäftigen wehnen, ist aber dabei doch immer träg und mürrisch, beißt um sich, wenn er nur ein wenig gereizt wird, ist stille, vertrieht sich an dunkle Orte, ohnt zu schlafen, und läßt sich ohne Wurren nicht leicht anlocken. Seine Augen werden trübe oder stiehend, er läßt die Ohren und den Schwanz hängen, und wirft sich oft sprunghaft auf alles hin, was ihm anflößt oder dargeboten wird. Sobald man die Krankheit wahrnimmt, ist die Krankheit schon einiaen Tagen, zuweilen aber schon in wirkliche Wuth oder die zweite Periode vorherigen Zustalls schnell an; das Thier hat das beständig offen steht, es läßt die Blicke die Augen sehen roth, feurig, die Haare vor, das Thier knirscht mit den Zähnen ohne zu bellen, sucht immer zu flüchten, starrt auf ein bestimmtes Ziel, oft in krummen Linien umher. Gesunde Hunde fliehen vor einmal an, verfolgen ihn nicht, sondern scham. Alles, was ihm begegnet, wenn und beißt nach allem, ohne zu bellen. schwach wieder auf, schäumt immer in Fälle plötzlich todt nieder. Diese Periode Die Krankheit ist eine von den spezifischen nicht entdeckt ist; sie ist tödtlich, und Hundes ein Gift, wodurch sie sich sogar Menschen fortpflanzt. Der Name Wuth ganz passend, da die Wuth oder Tollhuth derselben ist, das nicht einmal jedesmal. Hunde nur die sogenannte stille Wuth den. Unter die veranlassenden Ursachen und anhaltende Kälte, große Hitze, sehr Kälte, wenn z. B. die Hunde unter der wieder plötzlich in die Kälte kommen, oder von verdorbenem Fleisch, unbefriedigt und hauptsächlich die Infektion durch

Querschnitt lebenden Phloem

Ob nach der Aussicht der mittheilenden

niz der Römischen Geographen Hunnen am Caspischen Meere. Die neuen Ankwümlinge hatten gegen Südwest die Alanen, und näherten sich den Gränzen der Römern. Während sie sich nach Norden und Süden ausbreiteten, blieben sie im Osten durch Kriege mit den Chinesen in Verbindung. Als aber die To-pa oder So-ten, die anfangs am Amurflusse wohnten und sich im Westen von China verbreiteten, zu Anfang des 4ten Jahrhunderts die Sienpi aus ihren Besitzungen trieben, drängten diese wieder die Hunnen nach Westen dem Caspischen Meere und Pontus Eurinus zu. Nach einem blutigen Kampfe mit den Alanen vereinigten sie sich mit denselben, um über den Pontus Eurinus zu gehen und die Gothen anzugreifen (376), wodurch der Anfang zu der großen Völkerverwanderung gemacht wurde. Mit ihnen kamen viele von ihnen überwundene Nationen; sie unterwarfen sich alle an der Nordseite der Donau wohnenden Völkerschaften. Mit den Römern kriegten sie bald, bald dienten sie hordenweise unter ihren Fahnen. Ruas zwang den Römern einen Tribut ab. Ihm folgten 433 seine Neffen Bleda und Attila, des Mandras (Münzugs) Söhne. Diese richteten ihre Waffen gegen die Deutschen und Sarmaten. Bleda starb, aber Attila setzte seine Eroberungen fort, und stiftete eins der ausgedehntesten Reiche, das die Geschichte kennt. (S. Attila.) Mit seinem Tode zerfiel das Reich; aber noch lange wohnten Hunnische Horden an der nördlichen Donau und am Palus Mäotis, bis endlich Volk und Name verschwinden.

Hunter. Dieser Name gehört zwei in der Geschichte der Arzneikunst berühmten Brüdern an. 1) William Hunter, geb. in Kilbridge in der Grafschaft Lanerk in England 1718, bildete sich schon früh zu einem der größten Anatomen, Wundarzt und Geburtshelfer, und starb nach mehreren ehrenvollen Anstellungen als Leibarzt der Königin von England 1783. Mit einem hohen Grade von Scharfsinn und Beobachtungsgeist begabt, machte er mehrere für die Naturkunde des Menschen sehr wichtige Entdeckungen, z. B. über die Umbeugung des uterus, und die angeborenen Leistenbrüche &c. Eben so eifrig beschäftigte er sich mit andern Zweigen der Naturgeschichte, und sammelte von seiner Jugend an ein sehr reichhaltiges Naturalienkabinet; so wie er auch ein schätzbares Münzkabinet besaß, welches C. Comb beschrieben hat. Mit jenen Eigenschaften verband er eine große Kenntniß der alten Literatur, und dadurch scheint er auch in den Stand gesetzt worden zu seyn, sich als Lehrer und medicinischer Schriftsteller auszuzeichnen. An seinen Schriften wird Bestimmtheit, rickseitige, scharfsinnige Beobachtung und ausgebreitete Gelehrsamkeit vorzüglich gerühmt. Hieher gehört sein Hauptwerk; Anatomy of the human gravid uterus, Lond. 1775. Fol., auch Lateinisch; eine Reihe von Abhandlungen und Aufsätzen in den Philosophical Transactions und in den Schriften der medicinischen Gesellschaft in London, Deutsch; W. Hunters medicin. chirurg. Beobachtungen und Heilmethoden aus dem Englischen gesammelt und mit Zusätzen herausgegeben von C. G. Kühn. Leipzig, 1784. 2 Bde. 8, mit Kupfern, und Hunters Leben; welches auch Englisch, Lond. 1783. 8. herauskam. 2) Job Hunter, der jüngere Bruder des vorigen, geb. 1728, studirte unter seines Bruders Anleitung in London Anatomie und Chirurgie; und zeichnete sich nachher ebenfalls als einen großen praktischen Wundarzt aus, so daß er endlich 1789 Generalwundarzt und Oberaufseher über die Englische Armee wurde, und als solcher 1793 starb. Er ist jedoch nicht bloß als praktischer Arzt, sondern auch durch seine geistreichen

und glücklichen Naturforschungen, selbst im Auslande berühmte, welche er in mehreren Werken, z. B. in der *natural history of the human tooth* 1771. 4. Suppl. 1772. 4. (Deutsch, Leipzig, 1770. 8. 2 Theile mit Kupf.); *on the venereal disease*, 1786. 4. (Deutsch Leipzig, 1777. 8. mit Kupf.); *a treatise on the blood, inflammation and Gun-S. out Wounds*, Lond. 1794. 4. (Deutsch von E. V. M. Hebenstreit, Leipzig, 1797. 2 Bde. 8. mit Kupf. nebst seinem Leben) und in mehreren, auch in Deutschen Journalen übersehten Abhandlungen mittheilt. Auch besaß er ein sehr seltenes anatomisches Museum, und wendete seine beträchtlichen Einkünfte mit vielem Eifer auf Sammlungen von merkwürdigen Naturalien und Versuche in der Naturkunde.

Huronen, eine vormals zahlreiche Völkerschaft, welche um das Jahr 1650 von den Irokesen aus ihrem Wohnsitz am Huronsee verdrängt wurden, und seitdem an dem südwestlichen Ende des Erieersee um den Fluß und See Sanduski wohnen. Auch befindet sich von ihnen ein Stamm bei Quebec in Loreto und bei Detroit unter dem Namen der Lionontaren, in Carolina und Virginia. In ihrem Stamme gebären die Irokesen, welche jene ihre Väter nennen, und durch einen großen Krieg mit den Algonkinen, der noch bei der Ankunft der Franzosen in Canada dauerte, in welchen die Huronen als Nachbarn der ersten verflochten waren, sehr in die Enge getrieben und geschwächt wurden. Sie bestehen aus fünf mit einander verbundenen Nationen, den Mohawks, den Oneidas, den Onondages, den Cagnagas und den Senecas. Diesen sind seit 1711 die sechste Nation der Irokesen einverleibt, an deren Stelle einige die Delaware nennen, daher sie jetzt die sechs Nationen heißen. Einige rechnen noch die siebente Nation der Mager oder Ricariager zwischen dem Huron- und Michingansee, ingleichen die achte der Mesfaguer, gegen Nordost vom Huronsee dazu, welche beide von den Irokesen besiegt und mit ihnen vereinigt worden sind. Ihre Besitzungen sind, das sie den Huronen abgenommen haben, wiewohl andere diesen District als Irokesen angeben, die von den sechs Nationen nicht angesehen werden, liegen zwischen dem See Ontario und Lorenzfluß; gegen die West gleich genannte Fluß und gegen die Oberelbebegetfluß. Das Land, das sie ehemals besaßen und den Delaware besaßen, traten sie an die Engländer ab, und es gehört jetzt zu den Staaten. Seit 1664 sind sie Unterthanen und Länder.

Husaren, ursprünglich der Name der Ungarischen Reiterei, welchen sie 1458 erhielt, als Matthias I. den Päpsten und Edelleuten des Reichs befahl, sich mit ihrem Reiter in seinem Lager einzufinden. Damals mußte von 30 Husaren ein Mann gestellt werden; und so entstand aus den Ungarischen Worten Husz, zwanzig, und ar, die Lösung, der Name Huszar, Husar. Später wurde diese leichte Reiterei von den übrigen Europäischen Mächten in Bewaffnung und Kleidung nachgeahmt.

Husiten. Hus (Johannes), geb. den 8. Juli 1373 zu Husibitz bei Prachaticz in Böhmen, daher er sich Hus oder Job. von Husibitz nannte, ging von seinem Grundherrschaft und andern Sonnern unversüßigt, 1389 auf die Universität nach Prag, wo er bald durch Fleiß und gute Eiten ausgezeichnet war; als Familius eines Professors

1. Gebiete
er braun-
ordrofen-
Abtrümm-
n, dem
Land des
der Ho-
1. Odwe
Bescheid
en Preis
er Engo

Zugang zu dessen Bibliothek, und dadurch Gelegenheit bekam, sich eine in jenem Zeitalter vorzügliche theologische Bildung zu erwerben. 1396 wurde er Magister, und fing 1398 an, öffentlich theologische und philosophische Vorlesungen zu halten. Der Umstand, daß ihm 1402 das zufolge einer Privatstiftung bestehende Amt als Böhmischer Prediger an der Bethlehemschapelle zu Prag übertragen ward, begründete seinen Einfluß auf das Volk, das seine populären Predigten mit nicht geringerem Beifall hörte, als die Studenten, und da ihn die Königin Sophia bald darauf zu ihrem Beichtvater machte, gewann er auch Eingang bei Hofe. Um diese Zeit wurden ihm entweder durch seinen Freund Hieronymus oder durch einige Engländer, welche sich in Böhmen die Verbreitung der Grundsätze Wiclefs angelegen sehn ließen, dessen Schriften bekannt. Bei seiner vertrauten Bekanntschaft mit der Bibel fühlte er bald die Wahrheit der Rügen dieses kühnen Reformators über die Mißbräuche der Hierarchie, und wurde nun der eifrigste Herold einer Reform, welche der ausgearteten Kirche die Einfachheit und Reinheit des schriftmäßigen Christenthums wiedergeben sollte. Seine Freimüthigkeit blieb nicht unbemerkt, und da er in den häufigen Fehden der Deutschen Akademiker mit den Böhmischen sich der letzten thätig annahm, hatte er es bald mit einer mächtigen Gegenpartei zu thun. Die Sachsen, Baiern und Polen behaupteten damals unter dem gemeinschaftlichen Namen der Deutschen in Prag das Vorrecht, bei akademischen Wahlen drei Stimmen abgeben zu dürfen, dagegen die Böhmen nur eine hatten. Der Stiftungsbrief der Universität, worin Carl IV. das Muster der Pariser angenommen hatte, deutete aber das umgekehrte Verhältniß der Stimmen an, und Hus setzte es zu Folge dessen beim König Wenzel durch, daß durch eine Reform den 13. Octbr. 1409 den Böhmen drei und den Ausländern nur eine Stimme zugesprochen wurde. Dies machte den Zwist, der bisher nur ein Disput der philosophischen Schulen des Realismus, wozu sich Hus, und des Nominalismus, wozu die meisten Deutschen sich bekannten, zur Sache der Nationen. Bei 5000 ausländische Professoren und Studenten verließen Prag, und gaben den Universitäten zu Leipzig, Erfurt, Ingolstadt, Rostock und Krakau theils ihr Entstehen, theils neuen Flor, ein Verlust, den Prag, und Hus selbst, obwohl nun Rector, empfinden mußte. Zwar konnte er in Böhmen jetzt noch nicht angegriffen werden; das große Schisma hatte die Blößen der Hierarchie aufgedeckt; Böhmen erkannte Benedict XII. gar nicht, und seit 1409 auch Gregor XII. nicht mehr an, Adel und Volk waren durch einige heile Köpfe, die als Vorläufer der Hussischen Lehre galten, gegen die willkürlichen Satzungen des Papstthums eingenommen, und an freiere Urtheile gewöhnt, Wenzels lockre Regierung begünstigte den antipapistischen Geist vieler im Volk aus politischen Gründen; und aus Neigung des allgemein geachteten Hus. Dieser durfte daher die verwilderten Sitten der Priester und Laien öffentlich rügen und wider den Ablass predigen, mit dem der Papst damals in Böhmen Handel treiben ließ; er sagte nichts neues, wenn er Seelenmessen, Bilderdienst, Mönchsleben, Orenbeichte, Fasten u. dgl. für Erfindungen des geistlichen Despotismus und Aberglaubens, und die Borenthaltung des Kelchs beim Abendmahl für schriftwidrig erklärte. Der neue Papst Alexander V. citirte ihn endlich nach Rom, und da er sich nicht stellte, übernahm der Erzbischof von Prag, Sbynko, die unmittelbare Verfolgung des obnehin gehenden Lehrers der Wahrheit. An 200 Bände Wiclefischer Schriften wurden 1410 im erzbischöflichen Palaste verbrannt und das

thianische Predigen in der Verbleibungsazelle verbot. Auf ansonst
 er weder diesem Verdor noch der neuen Situation Johannes XXIII.
 idern approbire, da seine Angehörigen zu Rom verbannt wurden an
 s allgemeines Synodum. Als Johann den Freytag wider Ladislaw
 n Neapel auch in Pönnen predigen ließ, erklärte er sich aus der
 Dagegen, und sein Freund Hieronymus erlaubte sich Gewalt zu
 e der Paß auf Audens Rechnung schied und ihm mit dem Kirtzen
 pa und Trug mit dem Inverbitt belegte, so lange Hof darin wär.
 weter ging daber, zuweilen gegen den Ehrz des Schwaben Ado
 gs, zu dem Grundherrn seines Reichthums, Nicolaus, nach
 ussinesz. Hier und in mehreren Gegenden des Schneyr Kreises pre
 gte er mit vielem Verfall im Freyen, und schrieb die werkwürdigen
 ußer von den 6 Freyämtern und von der Kirche, worin
 die Verwandlung der Hostie, den Plauden an Paß und Heilge,
 e Krast der Revolution eines laßerbaiten Priesters, die unbedingt
 bedieny gegen irdische Obere, und die herrliche E wome aus Kirtze
 e befreies, und die heil. Ehm zur alleinigen Achiern in Plau
 ewischen made. Der Verfall, den diese Pönnen des Adel und Volk
 inden, vermehrte Osens Achnung beträchtlich, und weil ihm nicht
 we am Herzen lag, als die Vorbereitung der Waderen, folgte er der
 uladung des Königs Concilium zu Freuden, um seinen
 Kländen vor den Ideologen aller Nationen zu vertheidigen. Dem
 franz Eslam und zwei andere Bldmen von Adel gab ihm Ems
 el zur Bededung mit, Siegwundt kaiserlicher Heilwdruf ver
 legte seine persönliche Sicherheit, und Johann XXIII. verwehrt ihm
 ch seiner Kaluost zu Vohau den 6. Nov. 1545 daselbst. Gleichwohl
 wurde er schon den 24. Nov. bei einem Privatverhöre von
 wilen verbannt, und blieb trotz den mehrmaligen Nachen
 ut Böhmischen und Währischen Proben, im Verhore und,
 ohne Anwald. Beim ähnlichen Verdor am 5. Juni 24
 ne Paß des Conciliums seine Vertheidigungssrede mit 19
 Schwadungen, in dem Verdorren am 4. und 6. Juni darf
 m Paß des Kaisers ausführlich verantworen, alle
 Gründe gar nicht geacht, und ein unbedingtes Widerruf
 ut er geacht und nicht geacht darte, von ihm geordert
 über bei alle dem ließ auf seinem Plauden durch, so la
 Berde den 6. Juli 1545 keinen andern Erfolg haben, s
 wählens Todesurtheil. Hart hatte Hof nach dem Quod, den Kai
 er an sein höheres Recht zu erinnern; und Siegwundt konnte sich das
 in einer ständigen Schamdecke nicht erwehren; doch die Erbitterung
 gegen einen Mann, der es gewagt hatte, die Wahrheit zu sagen, war
 s groß, als daß es noch eine Rettung für ihn geacht darte. Er warte
 n, ohne eines Irrthums Achtschere oder aus der heiligen Ehm zu befre
 ut zu sein, noch an demselben Tage lebendig verbrannt und seine
 Wde in dem Rhein verkreut. Als man ihn auf dem Wege zum Ebe
 wahren an einem Plage, wo seine Schriften verbrannt wurden, vor
 ut fand, schickte er, und verchied unter den freudigsten Feder n,
 eine Stunde sprechen mit Bewunderung von seiner unbedingten La
 nd im Leben und seiner Standhaftigkeit im Tode. Sein gemäßigter,
 werner Einn würde die schreckliche Mache nicht gebildet haben, die
 die Schwärmen Antidote nur in einem der blutigsten Kriege für sein
 m Tod an Kaiser, Reich und Kirtus nahmen. Die Anordnungen und
 Hauptliche des Conciliums wurden in Ebdmen verlaßt, und statt der
 ut ihm verschickten zu Rom, wurde das Kardap, dessen man sich

zu Costnitz als einer Heldenthat rühmte, die Lösung zum Verein eine Menge aus allen Ständen in Böhmen, die sich nach ihrer Lehre Hussiten nannten. Wenzel mußte ihnen 1417 zur Feier des Abendmahls in beiderlei Gestalt mehrere Kirchen einräumen, und da ihn Anzahl mit jedem Tage wuchs, gab es bald viele unter ihnen, die mehr als Freiheit der Religionsübung wollten. Das zweideutige und immer feige Benehmen dieses Königs († den 13. Aug. 1419) und die inquisitorischen Gewaltthätigkeiten des Cardinallegaten, Joh. Dominico, entzündeten die Flamme des Aufruhrs. Die Ansprüche des verhassten Kaisers Siegmund auf die erledigte Krone konnten sie nicht löschen. Immer auf Ausrottung der Ketzer hinarbeitend, treulos in Verträgen, und mit seinen Armeen weder der Tapferkeit der Hussiten noch dem Genie ihrer Feldherren gewachsen, mußte er einer 15jährigen Anarchie des ererbten Königreichs zusehen. Den ersten Schritt zur Revolution thaten die Hussiten durch eine blutige Rache an den Katholischen; die Klöster, deren es in Böhmen mehr und prächtiger als irgendwo gab, wurden geplündert und eingeäschert, die Kirchen der Katholiken abgebrannt, die Priester und Mönche ermordet. Johana Ziska von Trocznow, ein Böhmischer Ritter, der einäugig weiter sah, als alle Feldherren des Kaisers und Reichs, führte sie an, bildete aus den ihm zufließenden Haufen ein wohlberittenes, gelübtes und in seiner Wagenburg unüberwindliches Kriegsheer, und erbaute zum Waffenplatz und Anhalt desselben auf einem durch Hussens Feldpredigten geheiligten und von Natur festen Berg im Böhmer Kreise die verschanzte Stadt Tabor. Unter ihm commandirte Hussens ältester Freund, Nicolaus von Hussinec, bekannt durch den Muth, mit dem er sich schon 1417 an die Spitze der Hussiten gestellt und den abtrünnig gewordenen Ulrich von Rosenberg sammt seinem kaiserlichen Heere 1420 von Tabor zurückgeschlagen. Er widersprach zuerst aus warmem Patriotismus dem Plane der Prager, einen fremden Fürsten zum Könige zu wählen, starb aber zu früh für Böhmens Wohl den 25. Dec. 1420, mit dem Ruhme, mehr ein Verteidiger des Hussitischen Glaubens, als ein Verfolger der Katholischen gewesen zu seyn. In dieser Verfolgung war Ziska der eifrigste und grausamste, und nicht ohne Bedeutung führte er den Titel: Ziska vom Kelch, Hauptmann in der Hoffnung Gottes der Taboriten, wie sich die Hussiten unter seinen Fahnen nach ihrer Festung nannten. Denn die Stärke seines Heeres und seine Siege über die Kaiserlichen gaben ihm ein Uebergewicht in den Böhmischen Angelegenheiten, das dem Protectorat nahe kam. Als daher, weil das Morden, Sengen und Brennen seines Heeres und der kleinen Haufen, die unter der Regide des Religionskrieges auf Beute gingen, immer weiter um sich griff, die gemäßiger denkenden Hussiten vom Adel und der Prager Bürgerschaft denen es zunächst um den Kelch im Abendmahle (daher Calixtiner oder Prager) und um die Ruhe des Reichs zu thun war, erst dem König Vladislaw von Polen, dann dem Großfürsten Witoldi von Litthauen, und endlich dessen Neffen, Koribut, die Böhmische Krone antrugen, verweigerte Ziska mit den Taboriten seine Zustimmung, und der Unterschied dieser Parteien, die sich schon in der Verschiedenheit ihrer Forderungen an eine kirchliche Reform gezeigt hatte, wurde nun zur wirklichen Trennung. Nichts war der Sache der Hussiten gefährlicher, als die Vervielfältigung der Secten und Factionen in Böhmen; jede handelte seit 1421 allein, und nur gegen den gemeinschaftlichen Feind vereinigten sie sich, um, sobald er vertrieben war,

inander wieder zu befehlen. Ziska, vor Kaby zwar gänzlich erblindet, aber gegen einen dreifachen Feind, gegen die Kaiserlichen, die er in der Hauptschlacht bei Deutschbrod 1422 und fortwährend in kleinen Befechten schlug, gegen den Adel, der bei seinen Räubereien unermesslich verlor, ohne ihnen ein Ziel setzen zu können, und gegen die Prager, die ihre Stadt nur durch den harten aber bald gebrochenen Frieden den 14. Sept. 1424 vom Untergange retteten, immer gleich siegreich, starb den 12. Oct. d. J. an der Pest. Mit seinem Tode zerfiel die furchtbare Masse, die nur sein Feldherrntalent und Glück zusammengehalten, in mehrere Parteien. Die Mehrzahl der Taboriten nahm von Ziska empfohlenen Andreas Procopius, der, früher zum geistlichen Stande bestimmt, der Geschorne (Holo, rasmus) hieß, zum Feldherrn. Koribut, seit 1422 ein Schattenkönig der Prager, war, ob er gleich den Basso von Bixthum mit dem stärksten Heere, was Sachsen jemals aufgebracht, den 16. Juni 1426 bei Auffig geschlagen, doch diesen durch Verwilderung und Raubsucht fürchterlichen Parteien der Hussiten nicht gewachsen und mußte 1427 der Krone entgehen. Dafür zeigte sich nun Procop seines Vorgängers würdig. Die entscheidenden Siege, die er im Juli 1427 und den 14. August 1431 bei Mieß und Tachau über die, den Hussiten an Masse weit überlegene, Kreuzheere der Deutschen Reichsvölker gewann, machten die Hussitischen Waffen nicht weniger furchtbar, als die verwüstenden Streifzüge, welche die einzelnen Parteien seit Anfang des Krieges fast in jedem Jahre bis 1432 nach den benachbarten Ländern unternommen hatten. Oestreich, Franken, besonders aber Sachsen und die dem Papste noch ergebnen Böhmischn Länder Lausitz und Schlesien wurden ein Schauplatz der empörendsten Greuelthaten und Räubereien. Alles sehnte sich daher nach Ruhe, und da die Deutschen Waffen nichts gegen die Hussiten ausrichteten, sah die Basler Kirchenversammlung sich genöthigt, durch Siegmund, der unter dem Böhmischn Adel und den Pragern immer einen Anhang behalten hatte, Unterhandlungen mit diesen Ketzern anzuknüpfen, und so kam es den 20. Nov. 1433 zu einem Vergleich (Prager Compactaten), der aber nicht von allen Parteien angenommen wurde. Den Feindseligkeiten, welche darüber aufs neue entstanden, machte ein vollständiger Sieg der Calixtiner und Katholischen unter Meinhard von Neuhaus bei Böhmischnbrod den 30. Mai 1434 ein Ende. Die nun herrschenden Calixtiner nahmen in Verbindung mit den katholischen Ständen den Kaiser Sigmund zum König an, welcher die nach den Wünschen der Calixtiner vom Concilium etwas gemilderten Compactaten den 5. Juli 1436 zu Jglau beschwor, aber seinem Versprechen wiederum untreu den 9. Dec. 1437 starb, ohne Böhmen vollkommen beruhigt zu haben. Die sehr geschwächten Taboriten konnten ihre Sache nur noch in Landtagsunterhandlungen und theologischen Streitschriften fortführen, wobei zwar ihr Glaubensbekenntniß eine Reinheit und Ausbildung gewann, die es den Confectionen der Protestanten des 16. Jahrhunderts in vielen Stücken ähnlich machte, aber ihre Religionsfreiheit immer mehr litt, bis sie sich in die 1457 aus ihrer Mitte entstandenen und unter den härtesten Verfolgungen durch ihre Standhaftigkeit und Sittenreinheit ehrwürdige Böhmischn-Mährische Brüdergemeinde verloren. S. Böhmischn Brüder.

Husten, der, besteht aus einer tiefen Einathmung, auf welche sogleich eine schnelle und starke Ausstoßung der Luft erfolgt, wobei wegen der zugleich verengerten Stimulriße des Kehlkopfes ein beträchtliches

eräufsch entsteht. Jeder fremdartige Reiz, welcher die den Luftwegen (Organen des Athmens) eigenthümliche Empfindlichkeit widrig berührt, regt die stärkere Gegenwirkung derselben, um jenen lästigen Reiz wegzuschaffen. Die zum Athmen gehörige Organe haben ihr eigenthümliches Leben, welches theils von ihrem Bau, theils von der specifischen Einwirkung ihres Nervensystems abhängt. Nur die atmosphärische Luft ihrem Leben befreundet, jedes andere ist ihnen fremd, feindlich und reizend. Daher erregt schon ein Tropfen Wasser, der in die Luftöhre schlüpft, einen heftigen Husten, wodurch sich die Natur des ihrigen fremden Körpers entledigen will. Das plötzliche Ausstoßen derselben aus den Lungen wird durch die schnelle und heftige Zusammenziehung des Zwerchfells und der Brust- und Rippenmuskeln, selbst auch durch die krampfhaft schnelle Verengerung der Luftröhrenzweige bewirkt. Der fremdartige Reiz, welcher zunächst die Nerven des Kehlkopfes und der Luftröhre verletzt, wirkt durch die Verbindung der Nervenäste zugleich auf jene benachbarten Theile und zwingt sie zum Mitleiden. In die Haut des Kehlkopfes verbreitet sich nämlich sehr schnell die obere und untere Kehlkopfnerve, beides Zweige der Stimmnerven. Andere Zweige derselben umgeben die Luftröhre und deren Äeste so zahlreich in der Nähe der Lungen, daß sie ein vorderes und hinteres Nervennetz um dieselben bilden, deren Verzweigungen die Luftröhrenzweige tief in die Substanz der Lungen hinein begleiten, ihrer inneren Fläche einen hohen Grad von Empfindlichkeit und das Vermögen, sich mittelst ihrer zarten Muskelfäserchen zusammen zu ziehen, mittheilen. Die nämlichen Stimmnerven gehen weiter herunter bis zum Zwerchfell, und versehen dieses mit mehreren Äesten, welche sich in ihm verbreiten. Die letzten Zweige des Stimmnerven gehen durch das Zwerchfell zu dem Magen, und bilden um denselben bedeutende Nervennetze. Wird der Husten von außen, in den Kehlkopf oder in die Luftröhre eingedrungenen Reizen erzeugt, z. B. durch Speise oder Getränk (beim sogenannten Verschlucken) durch das Einathmen von Rauch, Staub, scharfen Dämpfen u. dgl., so hört er wieder auf, sobald der reizende Körper entfernt ist; er wird aber eine anhaltende Krankheit, wenn das eigenthümliche Leben der Respirationsorgane in dem Grade vermindert ist, die Empfindlichkeit derselben, besonders der innern, den Kehlkopf, die Luftröhre und deren Zweige umkleidenden Haut, so erhöht wird, daß selbst die ihr befreundete atmosphärische Luft bei dem Einathmen, der von den Schleimbälgen, die in großer Menge in der Haut des Kehlkopfes, der Luftröhre und ihren Äesten verbreitet sind, abgeflossene Schleime, einen zu heftig wirkenden Reiz verursachen und den Husten erregen. Am öftersten kommen die in diese Klasse fallenden Krankheiten in der Form von Katarrh, Lungenentzündung und Seitenstechen, Bluthusten und Lungensuchten vor. Der Katarrh, welcher auch im gemeinen Leben oft ausschließlich unter dem Namen Husten begriffen wird, weil dieser sein vorzügliches und oft einziges Symptom ist, durch er sich äußert, besteht in einer gelinden Entzündung der Schleimhaut der Luftröhre mit erhöhter Empfindlichkeit dieser Theile vermehrter Schleimabsonderung. Gemeiniglich hält man diese Krankheit für unbedeutend, zumal wenn kein allgemeiner Fieberzustand mit verbunden ist, und oft sogar beobachtet man weder eine passende Behandlung, noch braucht man die angemessenen Heilmittel dagegen. Allein über 14 Tage oder 3 Wochen dauernde Husten ist verdächtig; ist der Katarrh, wenn er vernachlässigt wird, kann in Lungenentzündung übergehen, wenn z. B. durch reizende Getränke der entzündliche Zu-

stand höher gesteigert wird, oder kann Veranlassung zu Knoten und Geschwüren in den Lungen, und zu nachfolgender Lungensucht werden. Auch solche Reizungen, welche zwar nicht unmittelbar auf die Respirationswege wirken, aber sie doch mittelbar, durch den oben erwähnten Zusammenhang der Nerven, afficiren, können Husten erregen. So ist in in der Substanz der Lungen versteckter und verschlossener Eitersack, Wasseranhäufung in der Brust u. s. w. oft mit Husten begleitet, selbst charse reizende Stoffe im Magen, z. B. scharfe Galle, Säure, alkalische scharfe Unreinigkeiten können, zumal wenn die Empfindlichkeit der Luftwege schon erhöht ist, durch die Mitleidenschaft der Theile Husten erregen, daher der sogenannte Magen Husten, unter den erforderlichen Bedingungen, nicht unter die leeren Einbildungen gehört. H.

Hutten (Ulrich oder Huldreich von), der edle, geistvolle, freimüthige Deutsche, den Herder den Deutschen Demosthenes nennt, ist eben so berühmt durch seinen kräftigen Patriotismus, als wegen seines unglücklichen Geschicks. Den 21. April 1488 ward er auf dem Fränkischen Schlosse Stadelberg geboren. Als er zu Fulda, Cöln und Frankfurt i. d. O. studirt und seinen Geist besonders durch die Römischen Klassiker genährt hatte, auch daselbst bei der allerersten Promotion, in seinem 18ten Jahre, Magister geworden war, schloß er sich, von tapferm Muth glühend, dem Heer an, das Kaiser Maximilian 1509 nach Italien führte, wo er aber durch eine jugendliche Unbesonnenheit seine Gesundheit, seine Heiterkeit und die Liebe seiner Anverwandten verlor. Arm und kränklich (da von Natur schon sein Körper schwach und nicht groß war) kam er nach Deutschland zurück und lebte unstät zu Rostock, Frankfurt a. M., Braunschweig und Wittenberg; dann in Böhmen und Mähren, wo er an dem Bischof von Olmütz einen Obisler fand. Um diese Zeit trat er als Lateinischer Dichter auf. Darauf, 1514, besuchte er wieder Italien, wo ihm aber das begonnene Rechtsstudium nicht zusagte; verlor bei der Einnahme Pavia durch die Schweizer seine Habseligkeiten und flüchtete nach Bologna und Rom, wo das unwürdige Leben des Klerus, und die Geringschätzung, mit der er von seinem Deutschen Vaterlande sprechen hörte, ihn mit dem edelsten Unwillen erfüllte. Vom Erzbischof Albert nach Mainz eingeladen, kam er wieder in sein Vaterland, und lebte wieder auf in der Verbindung mit mehreren edlen Deutschen, einem Eckes, Reuchlin, Virkhaimer, Dalberg, Agricola u. A., ging aber, empört durch den Mord, den Herzog Ulrich von Württemberg an seinem Vetter, Johann von Hutten, dessen Hofmarschall, begangen hatte, und betrübt durch den Tod seines väterlichen Freundes Eitelwolf von Stein, zum dritten Male nach Italien, wo ihn jedoch sein ungestümer Geist beständig in Gefahren verwickelte, so daß er bald umkehrte. Jetzt ward er zu Augsburg durch Kaiser Maximilian eigenhändig als Dichter gekrönt, und zwar mit einem Kranze, den seines Freundes Conrad Peutingers Tochter, Constanze, das artigste und schönste Mädchen in dem damals an schönen Jungfrauen so reichen Augsburg, gewunden hatte. Darum ließ er sich mit Krone, Schwert und Lorbeerkranz zugleich abbilden. In Bamberg schloß er sich auch an Camerarius an, und wollte dann ruhig in seinem Geburtsorte Stadelberg den Musen leben. Jetzt entdeckte er in einem benachbarten Kloster die berühmte Schrift des Walla über die erachtete Schenkung des Kaisers Constantin an den Papst, ließ sie drucken, und hatte die Kühnheit, sie mit vielen Complimenten — dem Papst Leo X. zu dediciren, mit dem Versprechen, mehr dergleichen nachfolgen zu lassen. Sein unstäter Sinn bewog ihn dann zu einer Reise

nach Frankreich, worauf er in Mainz eine lebende Statue suchte, um von da den Kaiserlichen zu dem Reichstag nach Augsburg begleitet, wo er kräftig die Deutschen Auzerren anstrebte, gegen die Turken zu gehen. Doch das Hoffen zu Mainz war nicht für ihn; er zog daher lieber mit in den Krieg gegen Ulrich von Mürenberger, kam 1517 zum Vortheil des Schwäbischen Bundes, und verband sich vertraulich mit dem erben, kräftigen Franz von Sickingen. Nach glücklich geendeter Krieges beschönigte er sich wieder mit schriftlichen Arbeiten, und nahm theilhaftigen und müthigen Antheil an dem großen Werke, das Luther jetzt begann, den er durch seine freisinnigen Schriften unterstützte, und sogar gern durch die Gewalt der Waffen als Feldunterstützung wollte, denn er unter dem Deutschen Adel viele Freunde erwarb, um für welchen er sogar eine Schrift an Kaiser Karl V. richtete. Das Werk, den er freilich höchlich bekümmert hatte, bedrohte auch verächtlich flüchtete er zu Eidingen nach Ebernburg, von wo er viele kühnheitsfurchtlose, aufwiegende Schriften, seine Deutsche, zum Theil in Wien (Herausg. von H. Schreier, Heidelberg, 1810) ausgesendet ließ. Doch nach Sickingens Tode, 1523, ward sein Schicksal immer trüber; er schickte nach Paris zu Octavianus, nach Weidhausen, und zu Zwingle nach Zürich; aber nun hatte er an Octavianus einen bösen Feind und Verfolger. Endlich besaß er sich auf eine kleine Insel, die von der Insel im Züricher See, wo er bei einem armen Mann schon in seinem 48ten Jahr, im August 1523, sein unglückliches Leben beendete. Er war ein geistlicher Schriftsteller, Dichter sowohl als Prediger. In seinen zahlreichen Schriften herrscht ehrsüchtiges Launen, aber auch besonders viel Spott. Er schwang die Geißel der Satire mit der größten Energie, Ironie, Heftigkeit und Kühnheit, besonders gegen die Gewalt des päpstlichen Stuhls und die Verordnungen der Reichstagesfeier Zeit, und hatte keinen ungeheureren Wunsch, als das Unrecht der Deutschen Nation zu beseitigen und den Aberglauben zu bekämpfen. Freilich aber zog er sich durch seine Ironie und Kühnheit in den Tod. Doch blieb sein Nachruhm: er hat's gewagt. Er ist auch der Hauptverfasser der bekannten weltlichen und weltungewöhnlichen Nationalhymne: *Epistolae obscurorum virorum*. Dieser Titel ist als Gegensatz zu betrachten gegen die *Epistolae clarorum virorum*, die im 16ten J. Theolog. Octavianus Venturius zuerst herausgegeben hatte. Die in Weidhausen geschriebenen historischen Briefe sind zunächst gegen weltliche Ideologen gerichtet, die Verfolger seines Freundes Meuchlin, der so wie sein Jugendfreund Petrus Rabinus, auch Theil an ihrem Abfallung hat.

Hüttenkunde ist diejenige Wissenschaft, die sich mit dem Verfahren, oder Behandlungsmethoden der Erze von den Erzkörpern, gereinigt und zum menschlichen Nutzen. Sie ist ein Zweig der Chemie, wie auch eigentlich die Metallurgie im Proben. Sie theilt man die Hüttenkunde in die allgemeine, so nachdem sie sich ohne Rücksicht auf ein einzelnes Erzenmännchen, sondern in alle erzkörperlichen Fälle erstreckt, die ihre Bezeichnungen, B. dem Metalle, der Steinart etc., d. darin abgehandelt wird, theils von dem Erzkörper, welcher darin gelehrt und aus

von fe sehr ;
Eublimir, S

Huygen
cher Gelehrter
n dem Gebiet
ihm verdankt
urch welche e
rummen Linie
uch die Erfor
eometrisch
Mechanik a
vorgefchriebener
ntdeckte er di
tellte die Theo
von den Mittei
rakräfte auf,
oulli vervoll

ugeschrieben wird. Nicht minder zeichnete er sich in der Optik aus; und stellte eine physischmathematische Theorie von der Bewegung des Lichtes auf (de lumine, Leiden, 1690. 4.), durch welche er die Stärke und Lebhaftigkeit des Lichts zu erklären versuchte. Endlich erwarb er sich auch um die Astronomie durch Festsetzung vieler Grundwahrheiten dieser Wissenschaft große Verdienste; untersuchte, mit von ihm selbst verbesserten Telescopen (1655), genauer die Gestalt und den Ring des Saturn, und entdeckte den sechsten Trabanten dieses Planeten u. s. w. Seine Schriften sind in drei Sammlungen enthalten: Huygonii Opuscula posthuma. Leiden, 1700. 4.; Opera varia ed. J. A. Gravesana mit dem Leben Hu

elliqua etc. Amst.
Math. T. II. Huy
des Prinzen von O
enschaft, welche er
zu den mathemati
Reisen viele Kennnt
Privatmann seiner

Huyfums (H
neuern Zeit. Er si
Lebendigkeit der Fa
lgen und in den n
und Nachfolger. E
In Gemäldehändler
tigte ihn anfangs si
er in das reisere Q
der vegetabilischen
els darauf, alle Ki
schöpfen. Er sondi
thete sich gegen das
nier des Nicolas
schaftsmalers. Ube
Fruchtstücke, i
fanden, der eine An
gesucht und um e
seiner Werke bestim
zu ergreifen, die st

IV.

Destillir- und
at. X.

ein Holländis
Entdeckungen
te unsterblich.
uhr (1656),
der derjenigen
et wurde, wie
se und andere
lich auf die
r Körper auf
und Bren
durch Stof,
die Aufgabe
seze der Cen
Jat. Ver
ndigen Kräfte

Land du
 das fast
 leser Gattu
 Anfall hatt
 eifersüchti
 che erlaud
 reundes,
 eine Schäl
 ürken und
 aren. Di
 kerschwendl
 es, machte
 es abwesen
 msterdam
 hgleich jede
 sein andrei
 t seinem a
 Numen-ur
 thle wurde

Spaci
 ens orange
 emeiniglich
 ier auf der
 rdem noch
 als durchst
 euer verlic
 nige in Flu
 idien, geri.

Spaci
 mpflas od
 t Künigling
 thler und
 inen Sobei
 ieblings A
 lo die Dich
 anen Schi
 age des C
 a welchem

Spadi
 rschieden,
 n Himmel
 ten. Am
 ischen Wo
 iniglich E
 us des A
 er des A
 en erzogen
 ste sie am
 apfe des C

Hyde
 nglische
 n höchsten
 d ir Hnir
 nstigte, si

wenn sie wagerechte Oberfläche gebildet hat, inderzine entgegen-
 setzten Falle die an einem niedrigeren Orte der Oberfläche befindliche
 Theilchen von den höher liegenden gepresst, und mit ihr herab
 wärts noch tiefer liegender Theilchen verschoben werden. Aus
 diesen Theilen, zerfließen werden. Aus demselben Wasser, in
 einer Flüssigkeit gegenseitig einer an denselben Druck auch auf eine
 dieser sich nicht mit jener. Theil dazwischen ein, sich
 eines Körpers erst Wasser, in dasselbe eingetaucht, in
 offener Masse

Da...
 gr. den...
 fche...
 Gleich...

Gleich... Wasser, dessen Bedingung zu un...
 den... auf irgend eine...
 um...
 einzeln...
 Schwere auf sie wirkt, und diese...
 flun. der Hydraulik oder...
 noch am Boden eines bis zu...
 gefüllten Gefäßes in dehr...
 so springt das Wasser, in...
 taler Richtung durch die...
 bogne...
 weil die Kraft, mi...
 im Gefäß über...
 gen, als diese...
 auf dasselbe...
 der...
 suchungen...

So sind...
 Arm...
 d...
 wasser...
 bt...
 an, da nur...
 Wie wichtig aber b...
 zeigt sich dadurch,
 Hydraulik oder
 Maschinenlehre unentbehrlich
 chen Maschinen, wie
 löbigen Anwendung ih
 en sind in der Wirth
), welche zugleich mit
 in Lagen begleiten.

Hydrocephalus, der Wasserkopf, die Kopfwassersucht (f. d.)

Hydrographie, f. Geographie.

Hydranten, Wassertrinker, wurden die Anhänger des Socrus
aus übertriebener Enthaltbarkeit beim

Wassertrinken, die Wassertrinker brauchten.

Hydranten

schädliche Götin der Gesundheit,

Hydras, Homer, Hesiodus

Hydras, wissen natürl.

Hydras, die feine Tochter

Hydras, die Zeit, wo der Tem-

Hydras, Tempeln die

Hydras, die

Hydras, die

Hydras, die

Hydras, die

Hydras, die

Hydras, die

Hydras, die

Hydras, die

Hydras, die

Hydras, die

Hydras, die

Hydras, die

Hydras, die

Hydras, die

Hydras, die

Hydras, die

Hydras, die

Hydras, die

Hydras, die

Hydras, die

Hydras, die

Hydras, die

Hydras, die

Hydras, die

Hydras, die

Hydras, die

Hydras, die

Hydras, die

Hydras, die

Hydras, die

Hydras, die

Hydras, die

Hydras, die

Hydras, die

Hydras, die

Hydras, die

Hydras, die

Hydras, die

Hydras, die

Hydras, die

Hydras, die

Hydras, die

Hydras, die

Hydras, die

Hydras, die

Hydras, die

Hydras, die

Hydras, die

Hydras, die

Hydras, die

Hydras, die tägliche Erfahrung, die in der Luft schweben, schwellen, und jeder nach der Richtung seiner Hängen, oder Verkürzen. So z. B. werden Hängen durch Masse verkürzt. Wenn man also an einer zweckmäßige Art einen Zeiger len der bei Wasser Witterung eintritt, mit der sich nun viel entgegengesetzten Richtung sie das bekannte, von Lambert gerichtet. Sollte dieses Werk oder Trocken bloß anzuzeigen

Scop und kein Hygrometer, wenn man nicht auch die größere oder geringere Menge der in der Luft enthaltenen Feuchtigkeit dadurch messen kann), so müßte die Darmsaite und mit ihr der Zeiger, in demselben Maße, als die Feuchtigkeit zu- oder abnimmt, auch um eben so viel in einer oder der andern Richtung sich drehen. Da aber die Erfahrung zeigt, daß diese Bewegung der Darmsaite ziemlich unregelmäßig ist, so suchten Saussure und De Luc andere Substanzen, welche mit Zu- oder Abnahme der Feuchtigkeit völlig regelmäßig sich verlängerten oder verkürzten. Jener glaubte diese Eigenschaft bei einem von seiner Fettigkeit durch Kochen in Länge befreiten Menschenhaare, dieser bei einem sehr dünnen, nicht der Länge, sondern der Quere der Fibern nach geschnittenen Fischbeinstreifen zu finden. Saussure spannt nun das gehörig zubereitete und an einem Ende befestigte Haar über eine feine, leicht bewegliche Welle durch ein kleines Gewicht, während De Luc einen feinen Golddrath zur Anspannung des Fischbeinstreifens gebraucht; so daß, wenn das Haar durch Einwirkung der Feuchtigkeit oder Trockniß sich verlängert oder verkürzt, die Welle und ein damit verbundener Zeiger herumgedrehet werden muß, und dadurch Zu- oder Abnahme des in der Luft enthaltenen fein zertheilten Wassers anzeigt. Damit man aber auch die Menge desselben angeben kann, muß noch der Punkt der größten Feuchtigkeit und Trockniß am Hygrometer bestimmt werden. Zeigte dann die Beobachtung, daß der Zeiger den Weg von einem Punkte zum andern durchlaufen hätte, so wäre die Luft aus dem Zustande der höchsten Trockniß in den der höchsten Feuchtigkeit übergegangen oder umgekehrt, und Versuche würden lehren, wie viel Wasser eine bestimmte Menge Luft dabei aufgenommen hätte; hat der Zeiger hingegen nur einen Theil jenes Weges durchlaufen, so wird auch eine um so geringere Wassermenge in der Luft enthalten seyn, welche sich zu der ganzen Menge, welche die Luft aufnehmen kann, verhält, wie der vom Zeiger zurückgelegte Theil des Weges zum ganzen Wege. Saussure bestimmt von seinem Hygrometer den Punkt der höchsten Feuchtigkeit durch Setzen desselben unter eine mit Wasser gesperrte und inwendig damit befeuchtete gläserne Glocke; De Luc hingegen durch unmittelbares Eintauchen seines Hygrometers in Wasser. Den Punkt der höchsten Trockniß aber bestimmt jener unter einer gläsernen Glocke, die auf einem bis zum Glühen erhitzten, mit ausgeglüheter Potasche bedeckten Bleche steht; dieser durch Aufhängen des Hygrometers aber in einem genau verschlossenen, mit frisch ausgeglühtem, ungelbichten Kalk zum Theil angefüllten zinnernen Gefäße. Am besten würde man jetzt zu diesem Austrocknen salzsauren Kalk anwenden, welcher unter allen Substanzen, die wir kennen, mit der größten Heftigkeit das Wasser anziehet. Auch würde dieses weit besser noch als der Lomische Schiefertthon von Astrachan, welcher das Wasser, mit dem er in Berührung kommt, ebenfalls schnell verschluckt, zum Hygrometer selbst dienen können, indem man eine Portion davon eine gewisse Zeitlang einer bestimmten Menge von Luft aussetzte, um dann nach genauem Abwägen, welches freilich mühsamer ist, als das bloße Beobachten eines Zeigers, aus der Zunahme seines Gewichts zu finden, wie viel Wasser er angezogen hat. Es würde selbst der Mühe werth seyn, zu untersuchen, ob der salzsaure Kalk nicht auch fähig sey, außer dem in einem gewissen Raum enthaltenen tropfbaren, nur sehr fein zertheilten Wasser, den darin befindlichen Wasserdampf wieder zu Wasser zu verdichten und einzusaugen; denn daß dieser durch die gewöhnlichen Hygrometer nicht angezeigt werden kann, darin besteht ein Hauptwan-

el derselben, da es für meteorologische Beobachtungen eben so wichtig und fast noch wichtiger wäre, die Menge des in der Luft zu gewissen Zeiten sich noch als Dampf aufhaltenden, als des schon wieder zu Tropfen verdichteten Wassers zu kennen.

Hylas, ein schöner Knabe, dessen Welteru sehr verschieden angegeben werden. Hercules, der ihn liebte, nahm ihn mit sich auf dem Argonauten-Zuge. Als er aber in der Gegend von Troia ans Land stiegen war, um Wasser aus dem Fluß Ascantus zu schöpfen, und die Nymphen sein reizendes Bild durch die krystallinen Fluthen sahen, wurden diese so entzückt von seiner Schönheit, daß sie ihn hinabzogen und so der Erde entrückten. Hercules rief vergebens des Lieblings Naxien an dem Ufern und versäumte darüber, zur Argo zurückzukehren, so ohne ihn die Reise nach Colchis fortsetzte.

Hymen, Hymenaios, heißt der Vermählungsgott der späteren Griechen, von welchem die Vermählung selbst und der Brautgesang beifalls Hymenaios genannt seyn sollen: wahrscheinlicher ist aber, daß umgekehrt der Vermählungsgott seinen Namen von dem Brautgesang habe, weil man diesen früher findet, als jenen. Nach der gewöhnlichen Meinung war Hymenaios ein so schöner Jüngling, daß man ihn leicht mit einer Jungfrau verwechselt hätte: allein er war arm, und liebte deshalb, ob schon nicht unerwidert, doch unglücklich. Um der Geliebten nahe zu seyn, krabete er sich einst am Fest der eleussischen Ceres in weibliche Tracht, und mischte sich in die Feier. Während dieser drang eine Schaar Seeräuber ein, und raubte unter den sämmtlichen Jungfrauen auch ihn. Als die Räuber auf einer wüsten Insel gelandet und vor Müdigkeit entschlummert waren, ermordete er sie, eilte nach Athen zurück, und erbot sich, die geraubten Jungfrauen alle zurückzubringen, sofern man ihm die Geliebte vermählen wolle. Mit Freuden willigte man ein, und weil, sagt man, seine Ehe so glücklich war, so gedachte man seiner zuerst in allen Brautgesängen, bis er nachher vergöttert wurde. Indes fehlt es nicht an mancherlei andern Sagen, deren Verschiedenheit auch nichts gewisses über seine Herkunft erwarten läßt. Bald heißt er der Sohn des Tonkünstlers Magnes, bald des Bacchus und der Venus; bald Apollon's und einer Muse; und zwar weiß man nicht, ob der Urania, Ceryphore, Illo oder Kassiope. Claudian sagt, daß Venus dem Sohn der Muse Obmacht über die Ehen ertheilt, daß man ohne ihn sich nicht im bräutlichen Lager vereinigen, und nicht die hochzeitlichen Fackeln entzünden dürfe. Genug, er kam ins Gefolge der Göttin der Liebe und unter Amors Gefährten. Keine Vermählung fand Statt, wobei er, der Ehestifter, nicht feierlich angerufen wurde: Hymen, o Hymenaios, o Hymen! Er erscheint, um die Stirn die Nähe des Majorans, in der Linken den feuerfarbigen Hochzeitsschleier, in der Rechten die hochzeitliche Fackel, an den Füßen goldne Sandalen; Gesang und Tanz begleiten ihn. Beim Tode des Adonis läßt Dion ihm seine Fackel verlöschen und den hochzeitlichen Kranz zerreißen. Glauben wir dem schönen Hymnus Catulls an diesen Gott, so hatte Hymen seinen Sitz auf dem Helicon bei den Musen. ad.

Hymettus hieß ein Gebirg in Attica, berühmt durch die Menge und Vorzüglichkeit des Honigs, welchen die Bienen hier einsammelten. Jupiter, dem auf diesem Gebirg ein eignen Dienst geweiht war, führte davon den Beinamen Hymettus, der Hymettische.

Hymnus. Mit diesem Griechischen Worte bezeichnete man vorzüglich die Lobgesänge, welche zu Ehren der Götter bei feierlichen Opfern und Festen mit Begleitung der Musik, oft auch unter feierlichen

Länzen gesungen wurden und nach der Gottheiten selbst verschieden Namen und Charakter erhielten, z. B. Dithyrambus Pöan. Das dann jedes Loblied, oder jede Ode vorzüglich erhabener Gegenstände besungen wird. Viele Psalmen der Hebräer sind auch Hymnen zu nennen, und dem ihrer Religion zu Folge noch feurriger und religiöser, als die Hymnen der Griechen. Letztere waren früherhin fast ganz episch (d. h. homerischen); sie erzählten die Mythen der Götter, wie von den Thaten der Menschen, eine anschauliche. Die späteren, wie die des Callimachus, wurden schon mehr Apostrophell an die Götter. Unsere Hymnen sind größtentheils ganz lyrisch, und sprechen dem Menschen aus, der sich zu dem Unsichtbaren voll innern Dranges erheben strebt. Sie werden gewöhnlich nur im langsamen und gleichförmig im Singen gedehnte Melodie des Chorals hemmten des Hymnus; daher auch die meisten Lobgesänge in unfernen, welche ihren Gegenständen nach dem Charakter sie für eine bestimmte Melodie vouchtet worden sind, sanftern, ruhiger und gereimten Liedes, zur Prosa herabstiegen von Klopstock, Voß und einigen andern, z. B. diejenigen, welche auf die erhebende Melodie: Wacht auf, ruft uns zc. gedichtet sind, machen eine Ausnahme.

Hyperbel, die, eine Figur der Rede (s. Figur), welche eine Sache übertreibt, sie in einem übertriebenen Licht oder Schatten darstellt. **Hyperbolisch** übertrieben.

Hyperbörder, jenseit des Nordpols, nannten die Alten alle unbekanntten Bewohner des Nordpols glaubten; daß sie stets unter dem Einfluß eines stunden. Früher setzte man in die westlichen Länder Nacht und das Schattenreich und die ewigen Eimmerier. Statt dessen fand man Völker, die einen goldreichen Boden hatten, nach durch den kalten Nordwind Griechenlands wurden. Gegen der die Alpen und Pyrenäen sie zu schirmen schienen. Da ihr Land die Sage von Völkern, die sich einer steten Gesundheit und langly Lebens erfreuten, und als Lieblinge Apolls, dem sie in fruchtbaren Ebenen mit Musik und Opfern dienten, unter dem Schutze des Nordwindes das glücklichste Leben führten. Bei ihnen herrschte ewiger Frühling und ewige Jugend; ganze Jahrtausende verlebten sie in steten Festen und Lustbarkeiten. Nach und nach aber, als man die Westländer immer genauer kennen lernte, ward der Name Hyperbörder aus ihnen verdrängt und in den Norden verpflanzt.

Hyperion, einer der Titanen, ein Sohn des Uranus und der Gaea, der mit seiner Schwester Theia den Helios, die Selene und die Eos zeugte.

Hypermetra, die älteste Tochter des Danaus und Gemahlin des Lynceus, den sie, als die einzige von ihren 49 Schwestern wider den väterlichen Befehl, nicht umbrachte.

Hypnos, s. **Comhus**.

Hypochondrie (von dem Griechischen ὑπο unter, und χωνος der Knorpel, daher Hypochondrium, die Gegend des Unterleibes, welche unter den kurzen Rippen liegt), der Proteus unter den Krankhei-

ent. Ist. Sie ist im Anter
urje von, oibem was
P. .i. sic sic

den. .o. werden was'p. 3
hochendriß ein'na: angt.
Laat .i. auch nach d
'en kann; t
Zust. Be
aloubt, d' er Leben
' fürcht'
Köpf schwe
ist. a: das er
zu . . . rufen

langst, bang kommen Flecken vor den Augen,
samt toll obessend nachfolgen. Wenn er Herzklopfen
spürt, einen Herzpolven: von etwas krummwaire Vor
auf Brustwand-rucht. Eine unbedeutende Pu
unheilbaren Auckgeschwür, eine vorübergehende
des Leibes zum Diserere, ein wenig Durchfall zur Ruhe,
eingeschlossene Bildung zum Genuerstein. Alle diese Zust. sin
Erklärung in dem Wesen und Eis der Krankheit, deren Ur
sachen und Veranlassungen. Die Hypochondrie ist eine Verletzung der
Funktion des Nervensystems des Unterleibes, vorzüglich der großen Mes
sere unter dem Magen, als des eigentlichen Centralnerven. Dabei
ist die Empfindlichkeit des Unterleibes krankhaft erhöht, sein Aus
germögen oder g. mischen zugleich ist die Prägung, welche mit
dem dem Nervensystem des Unterleibes, oder den so
den Nerven, . . . dem zum höhern System gehörig
sensiblen Nervensystem der Bewegung, der Sinne
kraft, d. Gehirn, mittelst der Nervenfasern oder
der, der Nerven, so daß die Hälfte des Unterleibes
gen.
ich ist
welche eigentlich nicht das haben sich
Erkennung in der Funktion des Nervensystems des
Unterleibes vor sich. Es ist eine Schwäche, und Abweichung der Verdauung
zu Folge, welche gewöhnlich die und meisten Zust. der Hypo
chondrie hervorzubringen, von denen alsdann auf der Folge alle übrige
abkömmt, so wie sich die krankhafte Wirklichkeit über den ganzen
Organismus ausbreitet. Es entsteht also zuerst Spannen, Drucken
und Sieden unter den kurzen Rippen, bald auf der einen, bald auf
der andern Seite, bald in der Herzgrube; langsame oder schnelle Auf
streuung, Verhaltung der Verdauungen, Aufstreuung des Leibes; Wandel
an Appetit; verminderte Trinken, überhaupt sehr viel schlechteres Ver
halten nach dem Essen. In der Folge stellt sich dann Beklemmung
des Athems, unbeschreibliche Angst, Eingeklemmtheit des Kopfes, auch
bei nächsterem Magen entsteht zuweilen Magenschmerz, Uebelkeit oder
Erbrechen. Auf Abgründe, zumal nach geendeter Verdauung, ist
dem Hypochondristen tricht, wohl und bitter; ebe man sich's vertru
stet, wandelt sich die Excre wieder um, die alten Reichwerden treten
wählich wieder ein, es gesellen sich auch wohl neue dazu. Die Erb
nung des Nervensystems hat auch auf das Gemüth der Kranken de

utenden Einfluß. Sie sind bald schwermüthig, bald übertrieben la-
 g; mit ihrem körperlichen Zustand unausführlich beschäftigt, achten
 auf jede Kleinigkeit, auf jede Veränderung, eben weil sich jedes Ge-
 hl ihnen lebhafter aufdringt. Jeden kleinen Zufall wollen sie erklärt wis-
 n; jedem schieben sie eine wichtige Krankheit unter; für jeden wünschen
 ein Arzneimittel zu haben. In den Stunden der Angst sind sie
 irrtümlich, verzagt, erwarten den Tod jeden Augenblick, werden fromm und
 gar abergläubisch; fühlen sie sich wohl, so blasen sie, wie Linzer sagt, ihre
 sünden, wie kleine Federchen, von sich ab. Manchmal überfällt sie die
 angst so plötzlich, daß sie aufspringen müssen und nirgends Ruhe finden.
 Andere verläßt ihr Gedächtniß zuweilen so plötzlich, daß sie sich nicht
 uf ihren Namen besinnen können, und wenn es ihr Leben kosten sollte.
 Ritten in den ernsthaftesten Gesprächen, selbst im Gebete, kommen ih-
 en die lächerlichsten Dinge vor: andere bekommen plötzlich einen Trieb
 zu den seltsamsten Handlungen, deren sie sich nur mit Mühe enthalten
 können. Veranlassende Ursachen zu dieser Krankheit können alle die Dinge
 werden, welche die Function des Nervensystems des Unterleibes verles-
 en, die Empfindlichkeit desselben krankhaft erhöhen, die Verdauung
 schwächen, und die Isolirungen des reproductiven Nervensystems von
 dem animalischen vermindern. Dahin gehören vorzüglich übermäßige
 Anstrengung des Gehirns, zu vieles Studiren, sitzende Lebensart,
 schwelgerisches, luxuriöses Leben, Uebermaß in reizenden Getränken,
 besonders in Caffee, und im Genuß der physischen Liebe; aber auch
 Mangel an Übung der körperlichen und geistigen Kräfte; Müßiggang
 und Langeweile. Hypochondrie ist keine gefährliche Krankheit.
 Der Hypochondrist glaubt, daß er die Woche hindurch, alle
 Tage zu sterben, aber in der That ist er noch immer am
 leben. Indessen hat er das Bewußtsein, daß er sich selbst zur
 Last, den Seinigen zu einem Pfahl ins Fleisch, daß er nicht zu wohl werde. Die
 Hypochondrie kann sehr schwer und langwierig
 werden, alle Heilung er sucht. Der Hypochon-
 drist soll gute Diät halten, allein in den guten Stunden des Wohl-
 ernehmens fragt er nicht nach Arzt und Diät und begeht täglich Fehler
 gegen letztere: er soll des überflüssigen Medicinirens sich enthalten.
 Wenn der Volkergeist rege wird, möchte er lieber zehnerlei Mittel
 auf ein Mal nehmen; er soll seine Sinnlichkeit bezähmen, allein sein
 empfindliches Nervensystem kann den Lockungen Cupido's nicht wider-
 stehen; er soll sein Gemüth beherrschen, allein das ist eben ein wesent-
 liches Stück seiner Krankheit, daß sein Gemüth vom Körper beherrscht
 wird; er soll dem Sinnen, dem Studiren entsagen und sich körperliche
 Bewegung machen, allein dies verbieten entweder Verhältnisse, Na-
 tur, Nahrungsforgen oder Bequemlichkeit und Faulheit; er soll end-
 lich nach einem festen Plan einfache Diät jahrelang beobachten, seinen
 Lezten, zu dem er einmal Zutrauen hat, unbedingt folgen, und wenn
 er etwas Medizin nehmen, wenn es dieser der Zufälle wegen für
 notwendig hält; allein er will in drei Wochen gesund seyn, seine so-
 besten Vorsätze sind in acht Tagen vergessen, und er möchte lieber alles
 Welt seine Leiden klagen, und zehn Aerzte, die jedoch alle zusammen
 nicht so klug sind, wie er sich selbst dünkt, auf einmal um Rath fre-
 ren, um mit jedem zu disputiren und keinem zu folgen. So kommt
 denn freilich, daß selten ein Hypochondrist geheilt wird, sondern daß
 er, nachdem er jahrelang sich und alle, die das Unglück trifft, um ihn
 zu müssen, geplagt hat, entweder an hinzukommenden Krankheiten

ten oder organischen Fehlern flieht, oder im glücklichsten Falle sich die Krankheit im Alter, wo sich die übergroße Empfindlichkeit des Nervensystems von selbst legt, allmählich verliert, wie man Beispiele hat, daß Personen, welche in jüngern Jahren viel an Hypochondrie litten, ein sehr hohes und glückliches Alter erreicht haben. H.

Hypocritisch nannten die Griechen einen Theil ihrer praktischen Musik, der eigentlich der Kunst untergeordnet war, welche sie unter Orchestis und die Römer unter Saltatio kannten, und welche alles in sich begriff, was auf Tanz, Geherden und Stellungen Bezug hatte. Die hypocritische Musik war eine Art Mimik nach dem heutigen Sinn. Die Benennung Musik aber für eine Kunst, bei der eigentlich nichts musikalisches vorkam, ist daher zu erklären, daß man damals unter Musik überhaupt einen Inbegriff aller Wissenschaften verstand.

Hypothekenwesen, das, welches sich auf gemachte Darlehne und die dem Darleher zu leistende Sicherheit seines Eigenthums gründet, kannte man vor der Einführung des Römischen Rechts und anderer fremden Rechte in Deutschland nicht. Nach der Einführung jenes fremden Rechte aber kennen wir im Hypothekenwesen eine dreifache Art accessorischer Verträge bei jedem Darlehne: 1) Mutuum, verbunden mit einer wiederkäuflichen Abtretung nutzbarer Güter, nebst dem Genuß eines gesetzlichen Zinsfußes, und der Ueber-schuf ist nach denselben Grundsatze bei der Römischen Antichre-sis, entweder zu erstatten oder die Hauptsumme zu kürzen. 2) Mutuum, verknüpft mit einem Pfand- oder Hypo-thekenrechte, auch wohl ein hypothecarisches Verträge, nach Einführung des Römischen Rechts durch den Hypothekenver-trag wird eine Sache ohne deren wirkliche Abgabe an den Gläubiger zur Sicherheit dergestalt eingesetzt, daß er dadurch ein dingli-ches Recht an der beschriebenen Sache erhält, welches ihm ermöglicht, im Zahlungs-falle den Besitz und die Nutzung der verhypothecir-ten Sache bis zu seiner Befriedigung des Darlehens nebst Zinsen ver-langen, und wenn sie auch alsdann noch nicht erfolgen sollte, den Ver-kauf dieser beschriebenen Sache in rechtlicher Ordnung fordern kann. 3) Mutuum in der Gestalt eines Gültens- oder Renten-kaufs, welches ganz Deutschen Ursprungs ist. Gegenwärtig erhält der Darleher durch die Hypothek ein Quasieigenthum in des Borgers Grund und Boden zur Sicherheit seines dargeliehenen Capitals, dessen nutzbares Eigenthum auf bestimmte Zeit dem Borger gehört. Man leihe daher sein Geld nur 1) auf gerichtliche Hypotheken. 2) Unter den gerichtlichen Hypotheken ziehe man die landesherrlichen den Pri-vatgerichten vor. 3) Vor der Bewilligung des Darlehens und der Annahme der Hypothek lasse man das zu verpfändende Grundstück ge-richtlich abschätzen, und gebe alsdann sein Darlehn nur bis auf ein Drittheil des abgeschätzten Werths, so wird man nie bei Darlehnen auf Hypothek etwas verlieren können. 4) Man er-kundige sich vorher, ob der Borger mit seiner Ehefrau oder mit andern eine Gütergemeinschaft errichtet habe, oder nicht. Auf je-den Fall aber lasse man die Ehefrau die Schuldenverschreibung, cum Curatore mit unterschreiben und auf ihre weiblichen Vorrechte insge-sammt vor Gericht Verzicht leisten. 5) Man untersuche, ob auf der zu verpfändenden Sache etwa stillschweigende Hypotheken haften, z. B. von milden Stiftungen — pias causas — für Gesindelöhne, Brod und

Sauregetraide, Wästelgelder, rückständige Steuern u. s. w. 6) Man lasse den Endwech, wozu das Anlehn nützlich verwendet werden soll, mit in den Schuldschein setzen. 7) Wenn Zinsen im Rückstand bleiben sollten, so lasse man sich durchaus von dem Schuldner nicht überreden, solche zum Capital zu schlagen und wieder Zinsen davon zu nehmen, sonst läuft man Gefahr, seine ganze Forderung zu verlieren. Sollte aber der Schuldner wirklich außer Stand gesetzt seyn, seinen Zinsrückstand abzutragen, so kündige man ihm entweder das Capital auf, oder, wenn noch Sicherheit vorhanden ist, schreibe man ihm unter Hypothek ein neues Capital haar vor und lasse sich davon die rückständigen Zinsen bezahlen. 8) Gebäude, sind wegen Feuersgefahr ein gefährlicheres Unterpfand, als Grund und Boden, und unter letztern sind Wälder und Wiesen wiederum den Gärten, Weinbergen und Forsten vorzuziehen, weil letztere durch eine unwirthschaftliche Behandlung eher, vor ersteren, an ihrem Werthe verlieren können; auch selbst unter den Wäldern und Wiesen haben diejenigen hinwiederum den Vorzug, und zu nähren weit größere Sicherheit, welche entfernt von Militärstraßen und Erbämen liegen, die Ueberschwemmungen verursachen. 9) Die Sache, worin die Hypothek gestellt wird, muß dem Vorgesetzten eigenthümlich gehören und in dessen Besitz seyn. 10) Man lasse sich jederzeit eine eigene Hypothek in die Güter des Vorgesetzten stellen, weil man alodnen jedem andern vorgeht, der von den Gütern des Vorgesetzten etwa ein Stück zur Hypothek erhalten hätte. So wie nun endlich 11) alles berücksichtigt, die Schuldverschreibung ausgestellt und in das Gerichtsbuch eingetragen worden ist, zahle man dem Vorgesetzten vor Gericht das Capital aus, und lasse sich eine besondere gerichtliche Quittung mit Benennung der Beiforten ausstellen, in welchen die Auszahlung geschehen ist, und lasse den Schuldner noch besonders auf die Ausflucht des nicht empfangenen oder nicht vorgezählten Geldes Verzicht leisten. X.

Hypothekense heißt in einem rechtswinkligen Dreieck die dem rechten Winkel gegenüber liegende Seite, im Gegensatz der beiden Katheten.

Hypothese nennt man einen Satz, den man in der Natur annimmt, um etwas außerdem nicht Erweisliches zu erklären. Man unterscheidet physische und hypotetische.

physische liegt |
mit dem Ge- |
dacht, daß si- |
rn ausgeme- |
, die sich hi- |
r allen ande- |
rbedarke u- |
r, um ihre |
physische |
l widersprech- |
s aus einer |
re die Erfah- |
rogen in ihr |
entsteh von |
durch ein ai- |
einer Hypo-

Ordnung und Zweckmäßigkeit in der Natur kann nur durch die Naturgesetze erklärt werden.

Hypothese, des Lemnischen Königs Theod. Tochter, die, als die

Zeiber auf Lemnos ihre Männer im Schlaf ermordeten, weil sich die Iben, Thracische Schavinnen zu Beischläferinnen gewählt hatten, Vater verschonte und sorgfältig auf der Insel Chios verbarg. Als bald darauf die Argonauten auf Lemnos landeten, nahm Hypsipyle sie wohl auf, und zeugte mit Jason zwei Söhne, den Thoos und Enneüs. Später aber erfuhren die Lemnierinnen, daß Hypsipyle ihren Vater erhalten habe, und wollten sie ermorden. Sie rettete sich durch die Flucht; Meeräuber aber fingen sie auf, brachten sie nach Theben und verkauften sie dem König Lycus (oder Phurgus), der sie zur Wärterin seines Sohns Opheltus machte. Als das Heer der sieben Fürsten des Lycus Gebiet gen Theben durchzog, fanden sie Hypsipyle allein in einem Gehölz mit dem Knaben an der Brust. Sie setzte den Knaben hin, um die Durstigen zu erquicken. Diesen aber tödtete unterdeß eine Schlange. Zu keinem Andenken stifteten die Griechen die Nemeischen Spiele. Hypsipyle aber ward ins Gefängniß geworfen, und würde den unglücklichen Zufall mit dem Leben gebüßt haben, wenn nicht ihre Söhne sie befreit hätten.

Hyrcanien, eine rings von Bergen umgebene, aber im Innern in Wein und Obst fruchtbare Provinz des alten Persiens, welche jetzt die nördliche Hälfte des Landes Komis und ein westliches Stück von Chorasän, längs dem See aber nach dem östlichen Abschnitt von Mageran, das Land Kortan und einen Theil von Dabistan in sich faßt. Die Bewohner Hyrcaniens stammten wahrscheinlich von den nördlichen Scythen ab. Schon im ersten Jahrhundert gab es unabhängige Könige in Hyrcanien, die dem Parthischen Reich oft gefährlich wurden.

Hysterie ist dem Wesentlichen nach das bei dem weiblichen Geschlechte, was Hypochondrie bei dem männlichen ist, mit derjenigen Modifikation, welche die Eigenheit des weiblichen Körpers und Charakters mit sich bringt. Eine krankhaft erhöhte Empfindlichkeit des Nervensystems ist auch hier die Quelle, aus welcher alle die mannigfaltigen Zufälle herzufließen sind, von welchen hysterische Frauenzimmer befallen werden; nur mit dem Unterschied, daß diese Verstimmung des Nervensystems von den weiblichen Geschlechtsorganen seinen Ursprung nimmt. Daher der Name von dem Griechischen *ὑστερα*, die Mutter), und daß bei der natürlich größern Empfindlichkeit auch des höhern (actualischen) Nervensystems die Zufälle leichter allgemein werden, und sich schneller auch in andern Theilen des Körpers, besonders im Muskelsysteme zeigen, daher Krämpfe mancherlei Art, Zusammenziehungen des Halses, auch Kopfschmerzen, Ohnmachten, Herzklopfen u. a. m. viel öfterer vorkommen und hartnäckig sind, so daß solche Personen wirklich Anfälle dem Scheintod ähnlich bekommen können. Sonst schrieb man dergleichen Zufälle den aus dem Magen aufsteigenden Dünsten zu, daher man sie Vapours nannte, die bei den Damen sehr Mode waren, jetzt aber durch die Krämpfe abgelöst und außer Cours gebracht worden sind.

H.

Verzeichniß

der

im vierten Bande enthaltenen Artikel.

	Seite		Seite		Seite
G		Galvani	28	Gastronomie	6
Gda	—	Galvanismus	—	Gatterer	—
Gabalij	—	Galla	31	Gau	5
Gabriel	2	Gambe	35	Gaunerwesen	—
Gabrieli	3	Gambia	36	Gaussin	—
Gaeta	—	Ganerben	—	Gaveaur	—
Gährung	4	Gang	—	Gavinis	—
Gaillarde	5	Ganganelli	40	Savotte	—
Gaiacit	—	Gangarten	—	Sav	—
Galathea	6	Ganges	41	Saxometer	—
Galba	—	Gang-Gebirge	—	Saxopprion	—
Galere	—	Gohgrana	42	Sebäl	—
Galen	7	Gant	—	Sebaude	—
Galen	—	Ganymedes	—	Seberde	—
Galenus	8	Ganz	—	Sebern	—
Galiote	—	Garamantit	—	Sebet	—
Galiant	9	Garantie	—	Sebirge	—
Galilaa	10	Garat	—	Sebirgsarten	—
Galilei	—	Garat	43	Sebirgshhle	—
Galizien	14	Garikaso	44	Sebläse	—
Gall	15	Gardel	—	Sebrochen	—
Gall-Kepfel	16	Garrick	45	Seburt	—
Galle	17	Gartenkunst	46	Seburtshilfe	—
Gallen, St.	—	Gärtner	51	Sebüchtniß	—
Gallerie	—	Garve	52	Sebüchtnißkunst	—
Gallert	18	Gas	53	Sebücht	—
Gallicanische Kirche	19	Gasarten	54	Sebüanke	—
Gallicismus	20	Gasparini	57	Sebüärm	—
Gallien	—	Gassendi	—	Sebüicht	—
Gallier	21	Gaspner	58	Sebüiegen	—
Gallim thias	26	Gastfreiheit	—	Sebüife	—
Gallizien	—	Gastmähler des Al-	—	Sebüitter Schein	—
Gallo	—	ten	59	Sebüfüll	—
Gallus	27	Gaston de foix	61	Sebüfüße	—
Gallmei	—	Gastrisch	—	Sebüfüßstufen	—
Galuppi	—	Gastromantie	62	Sebüfrieren	—

Befühl	Seite 90	Bemmingen	S. 126	Herbert	Seite 169
Befühls-Menschen	91	Bemsen-Jagd	127	Herbini	170
Befühls-Vernunft	92	Bemüth	—	—	—
Begenbewegung	93	Bemüths-Bewegung	—	—	—
Begenbeweis	—	Bemüths-Krankheiten	128	—	—
Begenfüßler	94	Benannte	129	—	171
Begenfaß	—	Benalogie	—	—	—
Begenschein	—	General	131	—	172
Begenwirkung	—	General	—	—	—
Bheimeraths-Ver-	—	Generalbaß	132	—	174
ordnung	95	Generalitätslande	—	Germanicus	175
Gehirn	96	Generalitätsstaaten	—	Germanien	176
Gehirn	97	Generation	—	Germanismus	183
Gehirn- Werkzeuge	—	Genesis	—	Gerona	184
Gehirn	98	Genesung	133	Geronten	186
Gehirn	99	Genethliacum	134	Gerstenberg	—
Gehirn	—	Genetisch	—	Geruch	187
Gehirn	100	Genf	—	Geryon	—
Gehirn, heiliger	101	Genis-Chan	136	Ger	188
Gehirn der Zeit	103	Genie	137	Gesamte Hand	—
Gehirnkrankheiten	104	Genien	138	Gesandtschafts-	—
Gehirn	105	Genlis	139	Wesen	—
Gehirnlich	—	Genoveva	140	Gesang	199
Geistlicher Vorbe-	—	Gen's d'armes	141	Gesangschule	—
halt	106	Genesich	142	Geschäftstol	192
Geistliches Gericht	—	Gené	144	Hand-	193
Geistlichkeit	—	Genleman	145	—	—
Geiz	108	Genry	—	—	—
Gekrönte Poeten	109	Genua	—	—	197
Gekünstelt	—	Genj	149	—	198
Gekuppelte Säulen	—	Geocentrisch	151	—	205
Gelbes Fieber	—	Geodäsie	—	—	—
Gelbsucht	—	Geoffrin	—	—	208
Geld	110	Geogenie	153	—	210
Geldern	—	Geognosie	—	—	—
Geleckt	—	Geographie	154	—	—
Gelece	—	Geographie, Geschich-	—	n Gericht	—
Gelece, Claude	211	te derf.	156	Schein	—
Gelehrsamkeit	—	Geologie	160	—	—
Geleit	112	Geomantie	—	—	214
Gellert	113	Geometrie	—	—	215
Gellius	116	Georg	162	—	216
Gelon	—	Georg I.	—	Gefeh	218
Geltung	117	Georg II.	163	Gefesgebung	—
Gelübde	—	Georg III.	—	Geficht	214
Gemälde	118	Georges	165	Gefichts-Punkt	—
Gemappe	—	Georgien	166	Gefims	215
Gemarke	119	Georgien	167	Gefinde	—
Gemein	120	Georgika	—	Gefpannschaften	217
Gemeingefühl	121	Gera	—	Gefpenster	218
Gemeinheit	—	Gerade	—	Gesperries Hand-	—
Gemeinheitsheilung	124	Gerard	168	werf	—
Gemenge	126	Gerber	—	Gesbilderecht	—
Gemmen	—	Gerbery	—	Gespräch	—

					Seite	
Hefner, Conrad	218	Gladiatoren	G.	258	Enosif	28
— Joh. Matth.	219	Glarus		259	Goa	29
— Satomo	220	Glas		—	Gobelin	29
Gestalt	222	Glasfenster		261	Godoi	—
Gestalt der Erde	—	Glasgasse		262	Göfingf	—
Geständniß	226	Glasmalerey		—	Golconda	—
Gestirn	—	Glastropfen		—	Gold	—
Gesundbrunnen	—	Glasgorn		—	Goldader	294
Gesundheit	—	Glas-Porzellan		263	Goldne Regel	—
Getraide	230	Glasschleifen		—	— Zahl	—
Getraide-Handel	231	Glasur		—	Goldne Vließ	295
Getränke	234	Glätte		264	Goldoni	—
Geusen	—	Glätteis		—	Goldsmith	298
Geviertschein	—	Glanbe		—	Golgatha	298
Gewährleistung	—	Glaubenseid		265	Gonsaloniere	—
Gewand	235	Glaubens-Norm		—	Gonsalva	—
Gewehr-Fabriken	236	Glauber		266	Gonzaga, Prinz	299
Gewerbe	—	Glauch		—	Göpel	301
Gewicht	237	Glaucus		—	Gorani	302
Gewiß	—	Glayre		267	Gordian	—
Gewissen	238	Gleichen		268	Gordischer Knoten	—
Gewissensfall	—	Gleicher		269	Gordius	—
Gewissensfreiheit u.	—	Gleichgewicht		—	Gordon	—
Zwang	—	Gleichgewicht		—	Gorgias	303
Gewitter	239	Gleichgewicht, po-		—	Gorgonen	—
Gewohnheits-Recht	—	litische		270	Görlitz	304
Gewürze	—	Gleichheit		272	Göry, Graf	—
Gewürz-Inseln	—	Gleichniß		273	Gorschi	305
— Melken	243	Gleichung		—	Gesen	—
Gezungen	244	Stein		—	Goslar	—
Gibbon	—	Gletscher		275	Gossec	306
Gibellinen	246	Gliedermann		—	Gotha	—
Gibichenstein	—	Glimmer		—	Gotha	308
Gibraltar	—	Glossicato		—	v. Göthe	—
Gicht	248	Globositen		—	Göthen	327
Giebel	249	Globus		—	Göthenburg	331
Gift	—	Glocke		276	Gott	—
Giganten	252	Glackenspeise		277	Gatter	335
Gilbert	—	Glackenspiel		—	Gätterlehre	338
Gilde	253	Glogau		—	Gätter Speise	—
Gilpola	254	Glosse		278	Gottes-Dienst	—
Gillies	—	Glover		—	Gottes-Friede	330
Gimle	—	Gluck		279	Gottes Urtheil	—
Gordano	—	Glück		—	Gottfried v. Bouillon	—
Girnowich	255	Glückseligkeit		280	Gottthardsberg	339
Gitto	256	Glähen		—	Göttingen	—
Girande	—	Glyconische Verse		281	Gottlos	340
Girardon	—	Gmelin		—	Gattorp	—
Gizo	257	Gnade		282	Gattsched Joh. Ebn.	—
Girobank	—	Gneis		284	Gattsched Luise Adels.	—
Girtanner	—	Gnidus		—	Vlet.	342
Gis	—	Gnom		285	Gög	—
Gisela	258	Gnome		—	Göge	343
Glacis	—	Gnomonik		—	Gouda	344

fourmand	6.	452
fourson St. Cyr		453
fyze, Welch.		—
fyze, J. A. Epher.		454
gall		—
gabmahl		—
gacchen		—
gabation		455
gade		456
gadiren		457
gaf		—
gaff		—
gaffny		—
gammatif		—
gamme		458
gammont		—
gan		460
ganada		461
ganat		465
— baum		468
ganaten		—
gandes		—
gant		—
ganze des mensch-		470
lichen Geistes	ta	—
graphit		471
gras		—
grassi		—
grassini	tu	472
grau in grau		—
graubänderland		—
grau		473
grave		474
graves Wein		—
gradiren		—
gravitation		475
gräbuis		—
gray, Johanna		—
gray, Thomas		—
graje		476
grajen		—
grah		477
grecourt		—
grecnwich	te	—
gregoire		478
gregor VII.		479
greif		—
greifenfeld		481
greifenstein		482
grell		483
grenoble		485
grenville		—
grestet		486
gretty		487

